

Ungarische Revue

UNGARISCHE REVUE

MIT UNTERSTÜTZUNG

DER

UNGARISCHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

HERAUSGEGEBEN

VON

PAUL HUNFALVY UND GUSTAV HEINRICH

1890.

10

ZEHNTER JAHRGANG.

BUDAPEST

FRIEDRICH KILIAN

K. UNG. UNIVERSITÄTS-BUCHHANDLUNG

1890

DRUCK DES FRANKLIN-VEREIN

INHALTSVERZEICHNISS.

I. ABHANDLUNGEN.

II. KURZE SITZUNGSBERICHTE.

III. ÜBERSETZTE DICHTUNGEN.

IV. BESPROCHENE BÜCHER.*

* Die mit einem Stern bezeichneten Bücher sind nur in ungarischer Sprache erschienen.

CARDINAL JOANNES CARVAJAL'S LEGATIONEN IN UNGARN, 1448–1461.[1]

Es ist eine allbekannte Thatsache, dass die Legaten des heiligen Stuhles in Ungarn im Laufe der früheren Jahrhunderte bedeutenden Einfluss auf die Angelegenheiten unseres Vaterlandes geübt, ja mehr als einmal inmitten kritischer Verhältnisse die Entscheidung seines Geschickes in die Hand genommen haben. Hiezu befähigte sie, nebst dem Gewichte ihres Ansehens, insbesondere jene ausserordentliche Empfänglichkeit, welche sie für das Verständniss der Aspirationen der ungarischen Nation, der Würdigung ihrer Kraftanstrengungen und der Förderung ihrer Interessen bekundeten. Mehrere derselben haben sich auf dem Schauplatze ihrer Thätigkeit so sehr acclimatisirt, dass sie sich mit dem Gefühle innerer Solidarität der Nation anschlossen, in deren Mitte sie gesendet worden. Burgio, der in den, der Mohácser Katastrophe (1526) vorhergegangenen Jahren den heiligen Stuhl in Ungarn vertrat, betonte in einer Versammlung des königlichen Rates, dass die ungarischen Herren ihn so betrachten, als ob er «ihr Compatriote, als ob er ein Ungar wäre.»[2] Jenem Diplomaten, dessen Wirken ich in den folgenden Blättern zu schildern gedenke, konnte einer seiner ungarländischen Freunde schreiben, er habe Ungarn *«als sein Vaterland adoptirt»*[3]. Und dass dies keine leere Phrase war, das bezeugt dessen ganzer Lebenslauf.

I.

Johann Carvajal (Juan de Carvahal) war im ersten Jahre des 15. Jahrhunderts zu Truxillo, einem Städtchen der spanischen Provinz Estramadura geboren, in demselben Orte, in welchem fünfundsiebzig Jahre später Peru's

[1] Vortrag, gehalten in der ungarischen Akademie der Wissenschaften, am 11. Februar 1889.

[2] S. des Verfassers Werk: «Ungarn vor der Mohácser Katastrophe, auf Grund der Berichte der päpstlichen Legaten» (Budapest, 1884) S. 254.

[3] «Hujus terræ, quæ Reverendissimæ Paternitati Vestræ *adoptione patria est.*» Epistolæ Matthiæ Corvini. Pars I. Ep. XXIX.

Eroberer, Pizarro, das Licht der Welt erblickte.[1] Als der Sprosse eines edlen Hauses ward er einer sorgfältigen Erziehung teilhaft. Er bildete sich an einer der Hochschulen seines Heimatslandes in den Rechtswissenschaften aus. Als er jedoch seine Studien beendet hatte, verliess er Spanien und kehrte auch niemals wieder dahin zurück. Er ging nach Rom, welches, seitdem die Päpste aus Avignon wieder in seine Mauern eingezogen waren, mächtige Anziehungskraft auf die hervorragenden Talente und Ambitionen der ganzen Welt ausübte, so zwar, dass der internationale Charakter der römischen Curie immer mehr zur Geltung gelangte.

An den höchsten päpstlichen Gerichtshof (die Rota) ernannten alter Gepflogenheit gemäss die Könige je einen Beisitzer. Als um das Jahr 1430 das Amt des spanischen Beisitzers in Erledigung kam, wurde zu demselben Carvajal ernannt. Er zeichnete sich in dieser Stellung aus und stieg zu höheren Rangstufen der richterlichen Hierarchie empor.[2]

Papst Eugen IV. (1431—1447) erkannte alsbald seine hervorragenden Eigenschaften und seinen vertrauenswürdigen Charakter[3] und begann ihn zu diplomatischen Missionen zu gebrauchen. Der erste derartige Auftrag, den er empfing, stellte seinen Charakter auf eine starke Probe. Der Papst war erbost gegen die Stadt Florenz, welche seine Anhänger vertrieben hatte. Carvajal sollte die Zurückberufung derselben erwirken, und wenn dies nicht gelänge, die Stadt mit dem Kirchenbanne belegen. Als der päpstliche Legat vor dem Senate erschien und die Botschaft des heiligen Vaters vortrug, beschränkte sich das Oberhaupt der Stadt auf die Erwiderung, man werde eine Gesandtschaft nach Rom schicken, die Angelegenheit zu erledigen. Allein Carvajal liess nicht mit sich spielen. In drohendem Tone sagte er: «Ich will beweisen, dass auch ich genügende Autorität besitze, dass man mit mir verhandeln könne.»

Damit eilte er nach seinem Quartier in der Absicht, die Vorkehrungen für die Verhängung der Excommunication zu treffen. Nunmehr entsendete der Senat einige seiner Mitglieder an den Legaten, um ihn

[1] Ueber Carvajal ist im vorigen Jahrhundert eine selbstständige Biographie erschienen. «Dom Lopezii De rebus gestis Joannis S. R. E. Cardinalis Carvajalio Commentarius.» (Roma, 1752.) Die Schrift enthält zwar auch wertvolle Details, ist aber im Ganzen sehr lückenhaft. Die Quellen, aus denen der Verfasser schöpfen konnte, waren naturgemäss im Vergleiche zu jenen, welche dem Geschichtsforscher heute zur Verfügung stehen, sehr seicht. (Das Buch ist sehr selten. Ein Exemplar besitzt die Wiener Hofbibliothek.)

[2] «Prætor Urbis», lett. Lopez. 1—15.

[3] Aeneas Sylvius schreibt über ihn an einen Freund am 13. September 1445: «Vir magni pretii .... apud Summum Pontificem inter paucos acceptus.» (Voigt. Archiv für österreichische Geschichtsforschung. XVI., 382).

zu besänftigen, und gab bald darauf auch eine Erklärung ab, durch welche er der verletzten päpstlichen Autorität Genugthuung ertheilte.[1]

Nach diesem Erfolge wurde ihm eine wichtigere Aufgabe zuteil: er sollte an der Beseitigung des kirchlichen Schisma mitwirken. Seinen Beruf hiezu hatten mehrere Denkschriften und Werke, welche die strittigen Fragen behandelten[2], erwiesen.

Das Concil von Basel wählte, nachdem es sich in den Verhandlungen über die auf dem Gebiete des Kirchenregimentes einzuführenden Reformen mit Eugen IV. entzweit hatte (1439), den Herzog Amadé von Savoyen unter dem Namen Felix V. zum Papste. Dieser wurde blos von den Herzogen von Savoyen und Baiern und der schweizerischen Republik als Oberhaupt der Kirche anerkannt; nichtsdestoweniger war die Lage Eugen's IV. in Folge der Haltung des Königs von Frankreich und der deutschen Churfürsten eine gefährliche; denn diese nahmen die Beschlüsse des Baseler Concils, durch welche die Verwicklungen entstanden waren, an, ja der Reichstag zu Mainz stellte sich den beiden Gegenpäpsten gegenüber auf den Standpunkt der Neutralität. Unter solchen Umständen schrieb König Friedrich einen neuerlichen Reichstag für den letzten November des Jahres 1440 nach Nürnberg aus, über die Beseitigung des Schismas zu beraten. Eugen IV. entsandte zur Verteidigung seiner Interessen Carvajal und einen hervorragenden deutschen Theologen, den Probst Nicolaus Cusa, als seine Legaten.[3]

Auf dem Reichstage erschienen auch die Abgesandten des Baseler Concils. Sie verfochten in ihren Ausführungen den Satz: Das öcumenische Concil stehe über dem Papste und sei competent, ihn vor seine Gerichtsbarkeit zu citiren; zugleich beantragten sie eine neue Papstwahl unter Beseitigung der beiden Gegenpäpste. Dementgegen verteidigten die Gesandten Eugen's IV. mit grossem geschichtlichen und canonischen Apparate die Auffassung der römischen Curie.[4] Der Mainzer Reichstag erzielte keine Entscheidung. Und auch auf dem nächsten, im Frühjahre 1442 zu Frankfurt gehaltenen Reichstage, auf welchem abermals Carvajal und Cusa den Papst vertraten, erfuhr die Streitfrage keine endgiltige Erledigung.

Zu derselben Zeit störte den Frieden der christlichen Welt in nicht geringem Maasse auch der Umstand, dass in Ungarn zwei Tronprätendenten einander gegenüberstanden: Wladislaus I. und König Albert's nachgebornes Söhnchen Ladislaus V., um dessen Interessen sich sein Vormund und Oheim König Friedrich angenommen hatte. Der hieraus entstandene Zwist gewann

[1] Zeitgenössische Erzählung in Naldis Denkschrift: «Vita Jan Manetti». Bei Murati, Script. Rerum Ital. XX., 547.

[2] Hievon macht Lopez Erwähnung.

[3] Pastor, Geschichte der Päpste seit dem Ausgange des Mittelalters. I., 296.

[4] Voigt, Aeneas Sylvius. I., 263, 4.

erhöhte Bedeutung dadurch, weil er eben diejenigen Mächte in Anspruch nahm, welche berufen waren, Europa gegen die stetig zunehmende Ausdehnung der osmanischen Macht zu schirmen. Eugen IV. war bestrebt, den Frieden wiederherzustellen und die einander befehdenden Herrscher zu einem Kreuzzuge gegen die Türken zu vereinigen. Zu diesem Zwecke entsendete er im Sommer 1442 eines der hervorragendsten Mitglieder des Cardinals-Collegiums, den Cardinal Julian Cesarini, in der Eigenschaft eines bevollmächtigten Legaten nach Deutschland und Ungarn und gab ihm Carvajal an die Seite.[1]

Der spanische Diplomat fand bei diesem Anlasse zum ersten Male Gelegenheit, sich mit den Interessen unseres Vaterlandes, welche nachmals das namhafteste Jahrzehent seines Lebens ganz und gar erfüllen sollten, zu beschäftigen. Und eben damals trat er auch mit Aeneas Sylvius Piccolomini in Verbindung, dem berühmten humanistischen Schriftsteller, der zu jener Zeit noch in bescheidener Stellung verborgen, als König Friedrich's Geheimschreiber, lebte, sich aber alsbald zu hoher kirchlicher und politischer Bedeutung, nachmals auf den Stuhl St. Peters selbst emporschwang. Die beiden Männer repräsentirten in vieler Hinsicht entgegengesetzte Richtungen. Aeneas Sylvius trat zu jener Zeit noch für die Grundsätze des Baseler Concils ein und war ein Anhänger des Papstes Felix; dazu hatte er sich nebst den glänzenden Blüten des Humanismus auch die krankhaften Auswüchse desselben zu eigen gemacht; seine schriftstellerischen Werke und seine Sitten brachten ihn in den Ruf der Frivolität. Carvajal dagegen, der noch in der streng disciplinirten Schule der Scholastiker und Canonisten aufgewachsen war, brachte in seinen Reden und Schriften wie in seinem Privatleben die Einfachheit und den Ernst zur Geltung. Dagegen bildeten aber ein enges Band zwischen Beiden die höhere Bildung und die hochsinnige Auffassung, welche ihnen eigen waren, sowie nicht minder die instinktive Sympathie, welche die geheime Vorahnung des nachmaligen Ausgleiches der Gegensätze und gemeinsamer Kraftanstrengung zur Erreichung grosser Ziele in ihrem Schosse barg.

Es entwickelte sich zwischen ihnen eine innige Freundschaft[2], welche durch ihre häufigen Controversen nicht gestört wurde, weil sie — wie Aeneas Sylvius in einem seiner Briefe an Carvajal bemerkt — «als wahre Philosophen stets die Erforschung der Wahrheit für ihre Aufgabe erachteten.»[3] Ihre wechselseitige Correspondenz, welche, von den leichten, spielenden Styl-

[1] Voigt, Aeneas Sylvius I., 299.

[2] Aeneas Sylvius schreibt hierüber unterm 13. September 1445: «Cum eo magna mihi familiaritas est.» Voigt, Archiv für österreichische Geschichtsforschung XVI., 382.

[3] Vom 5. Mai 1444. Aeneae Sylvii Opera. (Baseler Ausgabe v. J. 1551) LXXII. Brief.

übungen der Humanisten weit entfernt, in der Regel grosse Probleme erörterte, blieb immer auf dem Niveau der Nüchternheit und Objectivität. [1]

Im Herbste 1443 bereiste Carvajal die Höfe der deutschen Fürsten, um dieselben für die Sache Papst Eugen's IV. zu gewinnen. In den folgenden zwei Jahren nahm er Teil an den Reichstagen zu Nürnberg und Frankfurt, ohne dieselben zu offener Stellungnahme für Eugen IV. bewegen zu können. [2] Glücklicher war er in jenen Verhandlungen, welche er im Sommer 1445 unmittelbar mit König Friedrich führte. Nachdem er zuvor Aeneas Sylvius gewonnen hatte, bewog er mit dessen Unterstützung auch den König dazu, dass derselbe sich bereit erklärte, gegen Zusicherung grosser Begünstigungen, Concessionen und Vorteile Eugen IV. als das gesetzliche Oberhaupt der Kirche anzuerkennen.

Um die Mitte September reiste Carvajal nach Rom [3], um dem Papste den Entwurf des Uebereinkommens vorzulegen. Trotz des grossen errungenen Erfolges schrieb er jedoch von der italienischen Grenze aus an Aeneas Sylvius, er habe sich «mit der Schnelligkeit des Windes wetteifernd beeilt, aus Deutschland fortzukommen», dessen steriles politisches Leben und dessen schroffe Haltung dem heiligen Stuhle gegenüber ihn tief verstimmt hätten. Dem entgegen hob aber der Geheimschreiber des Königs in seiner Antwort hervor, dass man in Deutschland seiner (Carvajals) Rückkehr mit Ungeduld entgegensehe.[4] Und der Papst sandte, nachdem er den stipulirten Bedingungen im Princip zugestimmt hatte, zu Anfang des Jahres 1446 Carvajal in Begleitung des Bischofs Thomas Parentucelli von Bologna wieder zurück und ermächtigte sie, mit dem Kaiser ein Concordat abzuschliessen.[5] Durch die grosse Mässigung und Selbstverleugnung, welche sie bei den Verhandlungen bekundeten, machten sie es möglich, dass die Bedingungen der Vereinbarung einhellig festgestellt wurden.[6] Sonach schickten Friedrich und

[1] Der erste, erhalten gebliebene Brief, welchen Aeneas Sylvius am 23. Oktober 1443 an Carvajal richtete, ist ein Antwortschreiben und erörtert den Standpunkt des Baseler Concils. XXV. Brief.

[2] Voigt, I., 330, 333, 345. Im Sommer 1445 war Carvajal auch in Böhmen. Palacky, Gesch. Böhmens. IV. B. I., 143.

[3] Aeneas Sylvius sandte durch den scheidenden Diplomaten mehrere Briefe nach Siena (13. Sept. 1445). In einem derselben schreibt er von Carvajal: «Diu apud nos moratus est;» in einem anderen: «Quæ apud nos geruntur, novit omnia, qui illis non solum interfuit, sed etiam præfuit.» Voigt, 382—4.

[4] Antwortschreiben Aeneas Sylvius' vom 6. März 1446, worin er auf Carvajals Briefe hinweist. XCIV. Brief.

[5] Unter Einem betraute der Papst die beiden Genannten, ferner den Bischof Johann von Lüttich und Nikolaus Cusa mit der Vertretung des heil. Stuhles bei der Versammlung der Churfürsten in Frankfurt. Voigt, 356 u. f.

[6] Zur selben Zeit unterhandelte Carvajal auch mit den böhmischen Utraquisten. Palacky, 150, 158.

die Churfürsten Gesandte nach Rom, um durch sie dem Papste Eugen IV. ihre Huldigung zu bezeugen.

Dieser Gesandtschaft kamen Carvajal und sein College, der Bischof von Bologna zuvor, die in den ersten Tagen des December 1446 nach Rom eilten. Unterwegs begegneten sie einem päpstlichen Sendboten, der ihnen die Nachricht überbrachte, dass sie zur Belohnung ihrer Dienste im Consistorium vom 16. December in die Reihe der Cardinäle aufgenommen worden seien. Als sie einige Wochen nachher ihre Sitze im heiligen Collegium einnahmen, bekleidete der Papst Carvajal mit demselben Cardinals-Titel (Cardinalis Diaconus S. Angeli), welchen vorhin Julian Cesarini führte.

Das mit Deutschland abgeschlossene Concordat begegnete im Kreise der Cardinäle starkem Widerstande, welcher jedoch durch die Anstrengungen Carvajals und Parentucellis überwunden wurde. Mit den Bullen vom 5. und 7. Februar 1447 wurde das Concordat sanctionirt. Hierauf legten die deutschen Gesandten Namens ihrer Souveraine den Eid der Treue ab, welchen der Papst schwer krank, bettlägerig entgegennahm. Wenige Tage später (am 23. Februar) stieg Eugen IV. ins Grab. Zu seinem Nachfolger wurde Carvajals Genosse in der deutschen Gesandtschaft, Thomas Parentucelli gewählt, der den Namen Nikolaus V. annahm.

Sein Streben ging, nachdem in Deutschland die religiöse Einigkeit wiederhergestellt war, dahin, dieselbe nun auch in Böhmen zustande zu bringen. Und als auf seine Einladung am 1. Mai 1447 eine böhmische Gesandtschaft in Rom erschien, betraute er Carvajal mit noch zwei anderen Cardinälen, mit derselben zu unterhandeln. Im Consistorium vom 25. Mai aber verkündete der Papst, dass er Carvajal als seinen bevollmächtigten Legaten nach Böhmen entsende.

Die böhmischen Gesandten waren damit nicht zufrieden und forderten die sofortige Bestätigung des Prager Erzbischofs Rokiczana, der zu den Hussiten hinneigte. Der Papst empfing die Herren am 28. Mai in Audienz, um sie in vertraulicher Unterredung zu beruhigen. «Ich und mein Freund Carvajal — sprach der Papst unter Anderem — wissen wohl, dass Rokiczana ein verständiger, gelehrter und eloquenter Mann ist; wir haben ihn als solchen in Basel kennen gelernt. Allein unter den Deutschen herrscht ein hochgradiger Hass gegen seine Person; und auch den König Friedrich, der für das Prager Erzbistum andere Persönlichkeiten in Vorschlag gebracht hat, konnten wir nicht durch direkte Zurückweisung derselben verletzen. Der Cardinal, den wir nach Böhmen entsenden, ist ein einsichtiger und concilianter Prälat; er wird sicherlich dasjenige treffen, was die Wohlfart und Ehre eures Vaterlandes erfordern.»*

* Palacky, S. 164, 166.

II.

Nebst der Versöhnung der Böhmen hatte der Papst Carvajal auch noch eine andere hochwichtige Aufgabe übertragen; er betraute ihn damit, im Interesse Ungarns zu wirken. Angesichts der Gefahr, welche Europa von den an Macht fortwährend zunehmenden Osmanen drohte, wendeten sich die Sympathien der occidentalen christlichen Welt immer mehr und mehr von Byzanz ab, welches sich hartnäckig weigerte, die von der römischen Kirche angebotene Union anzunehmen, gleichwie es auch während der Feldzüge von 1443—4 thatloser Augenzeuge der heroischen Anstrengungen Johann Hunyady's und Iskanderbegs geblieben war. Warmes Interesse wendete sich dagegen Ungarn zu, welches man von nun an als den «Schild der Christenheit» zu betrachten beginnt.

Eben in Papst Nikolaus V. Schriften begegnen wir diesem ruhmvollen Titel zum ersten Male.[1] Er richtete sofort nach seiner Thronbesteigung sein Streben darauf, den Feindseligkeiten zwischen König Friedrich und den Ungarn ein Ende zu machen. Den Ersteren liess er wissen, dass er Carvajal an ihn entsenden werde, «um über Angelegenheiten zu verhandeln, welche die Ehre Gottes und das Heil der Seelen betreffen; insbesondere aber, um einen dauernden Frieden zwischen dem römischen Könige und den ungarischen Herren zustande zu bringen»; gleichzeitig forderte er ihn auf, insolange, bis der Legat eintreffen würde, die Fehde ruhen zu lassen und wenigstens für kurze Zeit Waffenstillstand zu schliessen.[2]

Am 20. Mai erneuerte er diese Aufforderung und gibt bekannt, dass der Legat bereits Vorbereitungen zur Abreise getroffen, diese aber wegen der im Zuge befindlichen Beratungen über die zu verhandelnden Angelegenheiten verschoben habe. Gleichzeitig richtete er Aufforderungen in demselben Sinne auch an die Stände Ungarns, an Johann Hunyady und an Dionys Széchi, den Cardinal-Erzbischof von Gran.[3]

Noch bevor diese neuerlichen apostolischen Sendschreiben an ihre Bestimmungsorte gelangten, ging der Wunsch des Papstes in Erfüllung. Am 1. Juni 1447 schlossen Friedrich und die ungarischen Stände zu Radkersburg Waffenruhe auf zwei Jahre. Man war ferner dahin übereingekommen, dass auf den Sct. Martinstag beide Teile je acht Commissarien nach Wien entsenden sollten, welche unter Intervention des päpstlichen Legaten über einen dauernden Friedensschluss Unterhandlungen zu pflegen hätten;

[1] In der weiter unten angeführten Bulle vom 4. August 1447. Theiner, II. 239.

[2] Der Papst verweist in seinem Briefe vom 20. Mai auf sein vorhergegangenes Schreiben.

[3] Die Breven an Friedrich, Hunyady und Széchi (vom 20. Mai 1447) s. bei Teleki, «Hunyadiak kora» X., 199—201. Das Breve an die ungarischen Stände ist in den obengenannten erwähnt.

falls diese zu keinem Resultate führen würden, sollte die Entscheidung der strittigen Fragen dem heil. Vater und dem Cardinals-Collegium übertragen werden.[1] Der im September gehaltene ungarische Reichstag gab zu diesem Uebereinkommen seine Zustimmung und wählte die Commissarien.

Papst Nikolaus V., mittlerweile von den Radkersburger Vereinbarungen unterrichtet, beschleunigte Carvajals Abreise. Am 4. August fertigte er ihm die Bestallungsurkunde aus. Er rühmt darin «seine ausgezeichnete Weisheit und Klugheit, seinen hochgradigen Eifer, seine Versirtheit in der Behandlung der Geschäfte, die Reinheit seiner Sitten und die sonstigen Tugenden, mit denen ihn der Allmächtige geschmückt hat.» Er überträgt ihm uneingeschränkte Machtvollkommenheit und verpflichtet sich, Alles was er vereinbaren werde, seinerseits genehm zu halten.[2]

Zu Beginn des Herbstes war der Legat bereits am Hoflager Friedrichs in Wiener-Neustadt eingetroffen. Allein die ungarischen Commissarien erschienen zu den für Mitte November anberaumten Friedensunterhandlungen nicht. Carvajal wandte sich deshalb, nachdem er mehrere Wochen lang vergebens gewartet hatte, an Johann Hunyady's vertrauten Freund, den Grosswardeiner Bischof Johann Vitéz. Dieser beeilte sich, den Gouverneur zu ersuchen, er wolle angesichts des Eifers des Papstes, «durch welchen derselbe bekundet, dass das Feuer, welches Andere verzehrt, auch ihn brenne», ohne Verzug die nötigen Verfügungen treffen. Hunyady wies hierauf die Commissarien an, am 8. Jänner (1448) in Wien zu erscheinen.[3]

Allein die Commissarien hielten auch diesen Termin nicht ein. Fast in der zweiten Hälfte des Januar versammelten sie sich in Ofen. Es waren ihrer sieben: der Erzbischof von Gran, die Bischöfe von Grosswardein, Waitzen und Raab, der Palatin Ladislaus Garai, der Judex curiæ Ladislaus Pálóczi und der Thesaurarius Michael Ország. Bevor sie nach der österreichischen Hauptstadt aufbrachen, sendeten sie den Reichs-Obernotar Magister Dionys an König Friedrich, dass er ihnen freies Geleite brächte. Dieser kehrte Anfang Feber mit der Urkunde zurück; allein dieselbe befriedigte die Herren nicht; sie fanden in dem Texte keine genügende Bürgschaft. Die Ausschreitungen einiger österreichischer Herren mahnten zur Vorsicht; erst vor Kurzem war die Nachricht gekommen, dass unga-

[1] Chmel, Materialien. I., 238.

[2] Das Breve s. bei Theiner II., 239. Ebendort finden sich noch zwei andere päpstliche Schreiben vom selben Tage. Das eine derselben bezieht sich auf Carvajals Mission in Böhmen; das andere betrifft die Beilegung der, wegen Besetzung des Agramer Bistums aufgetauchten Streitfrage.

[3] Johann Vitéz gibt dies unterm 15. Jänner 1448 dem Legaten bekannt und bittet denselben, die bisherige Verzögerung nicht übel nehmen zu wollen. Epistolæ Johannis de Zredna. Bei Schwandtner, Scriptores Rerum Hung. (Folioausgabe.) Bd II., Brief XXV. (Das Schreiben ist irrtümlich auf das Jahr 1447 verlegt.)

rische Pilger auf der Fahrt nach Rom ausgeplündert und gefangen gesetzt worden seien.

Sie wendeten sich sonach an Cardinal Carvajal mit der Bitte, die Abänderung des Geleitbriefes zu erwirken und ihnen auch seinerseits eine Sicherheitsurkunde auszufertigen.[1] Der Legat beruhigte sie vollständig und nunmehr gingen sie in der That nach Wien, wo sie die letzten Tage des Februar und die ersten des März zubrachten.[2] Allein die Friedensunterhandlungen führten zu keinem Erfolge, weil Friedrich auch jetzt nicht zu bewegen war, den König Ladislaus aus den Händen zu lassen.[3] Carvajal gab gleichwohl die Hoffnung auf Erfolg nicht auf. Damit sich die ungarischen Stände nicht etwa zu erbitterten Schritten hinreisssn liessen, erbot er sich zum Frühjahr persönlich in ihrer Mitte zu erscheinen, um mit ihnen zu beraten, was weiter zu geschehen hätte.[4]

Zuvor musste aber Carvajal nach Böhmen gehen, um an dem anderen Teile seiner Aufgabe zu arbeiten. Am ersten Mai hielt er einen glänzenden Einzug in die Stadt Prag. Einige Tage später erschien er im Landtage. Die Rede, die er hier hielt, ist die einzige, welche wir von ihm besitzen. Sie ist ungewöhnlich kurz, einfach und klar; des rhetorischen Schmuckes entbehrt sie gänzlich. Mit mildem Ernste ermahnt er die Böhmen, auf kirchlichem und staatlichem Gebiete die Einigkeit und die Ordnung wiederherzustellen.[5]

Allein die böhmischen Landstände traten mit Forderungen auf, welche die Erreichung dieses Zieles unmöglich machten. Sie forderten nebst den Concessionen in Religionssachen auch die Ermächtigung, wenn Friedrich den König Ladislaus nicht ausliefern wollte, einen anderen König zu wählen. Als der Legat erklärte, diesen Forderungen nicht zustimmen zu können, wurden in den Reihen der Stände feindselige Aeusserungen gegen ihn laut. Die fanatisirten Hussiten zeigten eine so drohende Haltung, dass er sein Leben nicht mehr in Sicherheit sah. Am 23. Mai musste er aus der böhmischen Hauptstadt flüchten.[6]

Mittlerweile hatte Johann Hunyady die Eröffnung des nach Pest einberufenen Reichstages fortwährend hinausgeschoben, weil er wünschte, dass

[1] Das Schreiben der in Ofen versammelten ungarischen Commissarien vom 7. Februar 1448 s. bei Schwandtner II. B. XXVIII. Brief (Derselbe is irrtümlich auf das Jahr 1447 verlegt.)

[2] Den alten Rechnungen der Stadt Pressburg entnommene Daten bei Knauz: «Az országos tanács». (Pest 1859) 152.

[3] Notizen von Paul Ivanics, Hofkaplan des Bischofs Vitéz. Schwandtner II. 45.

[4] Ivanics' Aufzeichnungen bei Schwandtner.

[5] Die Rede ist im Codex 5311 der Münchener königl. Bibliothek enthalten. Voigt I. 260.

[6] Palaczky. 184.

der Legat bei derselben zugegen sei. Als sich jedoch dessen Ankunft verzögerte, sah er sich endlich in der zweiten Hälfte Mai genötigt, die Verhandlungen zu beginnen.[1] Es wurde unter Anderem beschlossen, dass fortan die Friedensunterhandlungen mit den Bevollmächtigten König Friedrichs in Ofen gepflogen werden sollten; damit solchergestalt «die Angelegenheit mit mehr Aufrichtigkeit und weniger Verzögerung verhandelt und endlich einmal zum Abschluss gebracht werde.»[2]

Einige Tage nach dem Schlusse des Reichstages, am 3. Juni, langte an den Gouverneur ein Schreiben des Cardinals Carvajal ein, in welchem dieser seine Rückkehr aus Böhmen anzeigt und ersucht, die Friedenscommissarien nach Pressburg zu entsenden, wo er gleichfalls erscheinen werde.[3] Der Gouverneur erwiederte jedoch unter Hinweis auf den Beschluss des Reichstages, er könne diesem Begehren nicht entsprechen, sondern bitte den Cardinal, nach Ofen kommen zu wollen. «Wollen Eure Paternität — schreibt er durch Johann Vitéz — Euer heiliges Werk fortsetzen und annehmbare Bedingungen mitbringen. Hier findet Ihr Alles fertig vor: Sicherheit und zum Frieden hinneigende Geister. Wir, die wir Gewalt und Unrecht erduldet haben, sind nachgerade der Feindseligkeiten, der häufigen Vertagung der Verhandlungen, der künstlichen Einwendungen, der listigen Vorbehalte überdrüssig. Es ist an der Zeit, dass wir ein Ende der Unbill und der Verhandlungen nicht nur erhoffen, sondern auch erreichen. Deshalb wünschen wir, dass Eure Paternität den geraden, aufrichtigen und entschiedenen Willen des römischen Königs erkunden und dann in unsere Mitte kommen möge, damit in solcher Weise die oft verhandelte Sache, ohne weitere Verzögerung zu erleiden, zu Ende geführt werde. Niemand will mehr den Frieden, als ich; es ist mein inniger Herzenswunsch, dass wir uns gehörig zu rüsten vermöchten, um den wilden Feind zu bewältigen, der uns seit langer Zeit unablässig bedrängt und eben jetzt abermals unsere Grenzen bedroht. Deshalb wollen Eure Paternität sich beeilen und das vor langer Zeit begonnene Werk nach so vielen Verzögerungen zu Ende bringen, damit wir endlich einmal imstande seien, anstatt des schirmenden Schildes das angreifende Schwert gegen die Osmanen zu kehren.»[4]

[1] Das erzählt Hunyady selbst in seinem Schreiben an Carvajal vom 3. Juni 1448. Dass der Reichstag in der zweiten Hälfte des Mai gehalten wurde, dafür finden sich einige Daten in den Rechnungsbüchern der Stadt Pressburg: Knauz 80, 81. Kovacsics aber teilt in den «Vestigia Comitiorum» 271 ein Urteil gegen einen Falschmünzer mit, welches am 27. Mai 1448 «in nostra generali Congregatione Pestiensi» gefällt wurde.

[2] Johann Hunyady's Worte in dem eben citirten Schreiben an Carvajal.

[3] Das Schreiben des Legaten ist nicht vorhanden. Den Inhalt desselben resumirt der Gouverneur in seiner eben citirten Antwort.

[4] Brief vom 3. Juni 1448. Bei Schwandtner, 44.

Carvajal leistete der Einladung bereitwillig Folge. Während der Reise nahm er am 14. Juni Aufenthalt in Pressburg, wo der Stadtmagistrat ihm einige Geschenke darbrachte.[1] In Ofen ist er sicherlich seitens des Gouverneurs und des hohen Clerus mit grosser Feierlichkeit empfangen worden. Die Bedingungen, welche er mitbrachte, scheinen einige Aussicht dafür geboten zu haben, dass die Friedensunterhandlungen zu einem Erfolge führen würden. Allein der König wollte nicht darauf eingehen, seine Bevollmächtigten nach Ofen zu schicken. Der Legat wirkte sonach dahin, dass der Gouverneur und der Landesrat ihre Commissarien nach Pressburg entsenden mögen, was ihm auch durchzusetzen gelang.[2] Der Legat verweilte zwölf Tage lang in der Hauptstadt Ungarns. Während dieser Zeit erledigte er kraft seiner Machtvollkommenheit mehrere wichtige kirchliche Angelegenheiten.[3] Ende Juni kehrte er nach Wien zurück,[4] von wo er am 29. Juli wieder nach Pressburg kam,[5] um die Verhandlung der deutschen und der ungarischen Commissarien zu leiten. Dieselben blieben auch diesmal erfolglos.[6]

Obgleich der Legat die Dauerhaftigkeit des Friedens nicht zu sichern vermochte, gelang es ihm doch, eine der Gefahren zu beseitigen, welche denselben bedrohten. Pongrácz v. Szentmiklós und Michael v. Ország machten seit Jahren häufige Einfälle in österreichisches Land, welches sie mit Feuer und Schwert verwüsteten; ja sie hielten selbst die Stadt Wien in beständiger Furcht. Schliesslich hatten sie dem König Friedrich auf eigene Verantwortung offen den Krieg erklärt. Nunmehr brachten Carvajal und Graf Ulrich Cillei als Friedensrichter am 5. August zwischen dem Könige und den beiden Magnaten einen Friedensschluss zustande. Die Letzteren verpflichteten sich, fortan nicht mehr gegen Friedrich zu kämpfen, es sei denn, dass Ungarn Krieg führe; ferner die zwei am Marchflusse erbauten

[1] Rechnungsbücher der Stadt Pressburg. Knauz 83, 135.

[2] Letzteres wissen wir aus den nachmaligen Vorgängen.

[3] Carvajal legt in einer von ihm zu Ofen unterm 28. Juni 1448 ausgestellten Urkunde dar: der Gouverneur und die Stände haben bei ihm Klage erhoben gegen die Franziskaner in Gran, Debrezin und Szathmár, die einen ausschweifenden Lebenswandel führen, im Gottesdienste nachlässig seien und die heiligen Gefässe verschleuderten. Er trägt dem Graner Erzbischof auf, eine Untersuchung zu pflegen und falls sich die Klage als begründet erwiese, die zuchtlosen Mönche zu entfernen und an ihrer statt Franziskaner strenger Disciplin einzuführen (Teleki X., 233). Die andere Angelegenheit bezieht sich auf die Besetzung des Agramer Bistums. Da ihn diese Frage auch während seiner zweiten Legation in Ungarn (1456—62) beschäftigte, tragen wir dieselbe weiter unten im Zusammenhange vor.

[4] Am 27. Juni war er abermals Gast der Stadt Pressburg. Knauz.

[5] Knauz.

[6] Ivanics' Aufzeichnungen. 56.

Befestigungen zu schleifen, wofür sie 4000 Gulden Entschädigung erhalten sollten; die Gefangenen sollten beiderseits freigegeben, die zwischen König Friedrich und Pongrácz gewechselten Briefe zurückgestellt werden.*

Johann Hunyady wartete den Ausgang dieser Verhandlungen nicht ab. Er war mit Skanderbeg übereingekommen, gleichzeitig einen Angriff gegen die Türken zu richten und stand in den ersten Tagen des September bereits an der unteren Donau, bei Kövi (dem heutigen Kubin) im Lager, das eintreffende Kriegsvolk zu sammeln und auf türkisches Gebiet einzudringen. Hier traf ihn ein Abgesandter Carvajals, Magister Otto; derselbe überbrachte ein Schreiben des Legaten, worin dieser dem Gouverneur von dem Ausgange der Pressburger Verhandlungen Mitteilung macht und bittet, man möge nunmehr wenigstens die bestehende Waffenruhe verlängern; dem Schreiben war auch schon ein diesbezüglicher, detaillirter Vorschlag angeschlossen.

Hunyady sprach in seiner Antwort dem Legaten seinen Dank aus für den Eifer, den dieser bei den Verhandlungen bekundet hatte; es sei gewiss nicht an ihm gelegen, dass dieselben zu keinem Resultate führten. Der Gouverneur erklärt sich bereit, zur Verlängerung des Waffenstillstandes mitzuwirken, doch könne er in dieser Angelegenheit keinen Beschluss fassen, weil die Mitglieder des Landesrates, dessen Zustimmung er einholen müsse, abwesend seien. Indessen habe er Anstalt getroffen, dass dieselben je eher in Ofen zusammentreten und nach gründlicher Erwägung eine Entschliessung fassen mögen. Auch der Kanzler werde anwesend sein und das Resultat dem Legaten zur Kenntniss bringen.** Bei dieser Gelegenheit behändigte Magister Otto dem Gouverneur auch ein Schreiben des Papstes, welches den Rat erteilt, den Feldzug, der nicht genügend vorbereitet erscheine, auf das nächste Jahr zu verschieben; dann werde auch der Papst das Unternehmen mit allen Kräften unterstützen.

Hunyady war nicht mehr in der Lage, den Rat zu befolgen, denn er musste besorgen, dass ein Rückzug sein Ansehen vor den Ständen des Landes untergraben und die Türken noch mehr ermutigen würde. Ueberdies erachtete er es für zweifelhaft, ob das Heer, über welches er derzeit verfügte, im nächsten Jahre wieder aufzubringen und ob es dann von demselben Geiste beseelt sein würde, wie dermalen. All das brachte er dem Papste Nikolaus in ehrerbietiger, aber entschiedener Weise zur Kenntniss. «Ich beginne sonach — schreibt Hunyady — das heilige Unternehmen. Lieber will ich

* Kollár, Analecta Vindob. II., 1351. Pongrácz und Ország heben in ihrer Erklärung vom 28. August 1448 ausdrücklich hervor: «Durch den päpstlichen Legaten ... und Herrn Grafen Ulrichen ... ein ganzes *Gericht* gemacht.» Teleki, X., 237.

** Johann Hunyady an Carvajal. Schreiben vom 14. Sept. 1448. Schwandtner, XXXV. Brief. (Irrtümlich auf den 14. Dezember gesetzt.)

mir auf der Wahlstatt mein Grab suchen, als noch länger Zeuge der Leiden meiner Nation sein. Ich weiss gewiss, dass Ruhm mein Andenken verherrlichen wird, gleichviel ob ich siege, oder ob mir der Heldentod beschieden ist.»[1] Allein alsbald erwies es sich, wie richtig die Mahnung gewesen war. Am 18. Oktober erlitt Hunyady auf dem Amselfelde eine schwere Niederlage und fiel selber in serbische Gefangenschaft.

Die ungarischen Bannerherren waren eben in Ofen versammelt, um über die Vorschläge des Legaten zu beraten, als gegen die Mitte November die Nachricht von der Katastrophe eintraf. Sie brachen sofort die Discussion ab und wandten ihr ganzes Augenmerk der Verteidigung des Landes zu. Sie eilten nach Szegedin, um dort die nötigen Vorkehrungen zu treffen. Dahin begleitete sie auch Magister Otto, der Geschäftsträger des Legaten. Sobald die dringendsten kriegerischen Verfügungen getroffen waren, wurde die Frage der Waffenruhe wieder auf die Tagesordnung gestellt. Man kam zu dem Schlusse, dass der gegenwärtige Zeitpunkt, da unter dem Eindrucke der Niederlage auf dem Amselfelde Friedrich noch anspruchsvoller werden würde, zur Einleitung von Unterhandlungen nicht geeignet sei. Ueberdies wären auch die vom Legaten mitgeteilten Bedingungen unverändert nicht annehmbar. Indessen wolle man nächstens Commissarien an den römischen König entsenden; mittlerweile werde man sich, den Ermahnungen des Legaten entsprechend, aller Feindseligkeiten enthalten, wie man sich ja auch bisher jederzeit auf die Abwehr beschränkt habe. Hievon verständigte unterm 14. Dezember 1448 Bischof Johann Vitéz den Legaten.[2] Carvajal reiste, ohne dass er die eine oder die andere seiner Aufgaben zu lösen vermocht hätte, im Laufe des folgenden Jahres (1449) nach Rom zurück.[3]

III.

Sieben Jahre brachte nunmehr Carvajal mit kurzen Unterbrechungen in der ewigen Stadt zu. Er gehörte zu den intimen Ratgebern des Papstes Nikolaus, insbesondere in den westeuropäischen Angelegenheiten, deren Entwicklung er mit lebhafter Aufmerksamkeit verfolgte; zu diesem Behufe

[1] Brief vom 8. September 1448. Bei Schwandtner, XXXIV.

[2] Das unedirte Schreiben ist in dem Codex des Prager Capitels aus dem XV. Jahrhundert, sub 39 enthalten. Die Angelegenheit des Friedensschlusses blieb noch zwei Jahre hindurch in der Schwebe. Erst am 22. Oktober 1450 kam zwischen Friedrich und den ungarischen Ständen ein Vergleich zustande.

[3] Der Zeitpunkt seiner Abreise ist nicht genau festzustellen. Am 13. November 1449 antwortet ihm Aeneas Sylvius auf einen aus Italien (aus Assisi) geschriebenen Brief, in welchem Carvajal unter Anderem auch der Krankheit Erwähnung thut, welche er zu überstehen gehabt habe. Archiv für österreichische Geschichtskunde, XVI., 394.

unterhielt er enge Verbindungen mit denjenigen Persönlichkeiten, zu denen er während seiner Mission in Deutschland und Ungarn in Beziehungen getreten war. Diese hinwieder bewahrten seiner wohlwollenden, aufrichtigen Individualität ihr Vertrauen und ihre Hochachtung.

Als zu Anfang des Jahres 1452 König Friedrich nach Rom aufbrach, um sich dort die Kaiserkrone auf das Haupt zu setzen, verbündeten sich die ungarischen, böhmischen und österreichischen Stände zu dem Zwecke, um den König Ladislaus, den er mit sich führte, aus seiner verhassten Vormundschaft zu befreien. Bei dieser Gelegenheit wurde auch beschlossen, Schritte zu thun, um die Unterstützung des Papstes zu erwirken. Zum Vermittler wiesen die Stände den Cardinal Carvajal an und entsendeten zu diesem Behufe den österreichischen Herrn Johann Knaber von Alberstorff an ihn mit einem Briefe und einer Denkschrift, welche ihn über die Antecedentien und den Stand der Angelegenheit orientiren sollte.[1]

Mittlerweile sandte auch der Papst, als er von dem Herannahen Friedrichs Kunde erhielt, Carvajal und mit ihm seinen — des Papstes — eigenen Bruder, den Cardinal Calandrini zum Empfange des Königs nach Florenz. Ueber einen Monat blieb Carvajal im Gefolge des Kaisers, bis dieser am 9. März in Rom einzog; und als er Ende April die Heimreise antrat, gab ihm der Cardinal das Geleite bis an die Grenze der päpstlichen Staaten.[2] Allein Friedrich war nicht zu bewegen, seinen Mündel freizugeben.

Als sich im folgenden Jahre der Sultan die Eroberung Constantinopels zum Ziele gesetzt hatte, schickte sich Papst Nikolaus V. an, eine Kriegsflotte nach dem Bosporus zu senden; um auch Venedig zur Mitwirkung zu bestimmen, sandte er Anfangs April den Cardinal Carvajal an die Signoria. In dessen Umgebung war damals auch ein ungarischer Geistlicher: der Csázmaer Canonicus Paul Ivanics, ein hervorragendes Mitglied des Humanisten-Kreises Johann Vitéz.[3]

Carvajals Sendung hatte keinen Erfolg. Der Papst konnte nur seine eigenen Galeeren in See gehen lassen. Auch diese kamen zu spät. Die Hauptstadt des griechischen Kaiserreiches fiel am 29. Mai 1453 in die

[1] Schreiben an Carvajal ohne Datum, unterzeichnet: «Smi Ladislai Ungarie, Bohemie Regis Supremus Capitaneus.» Die Denkschrift trägt den Titel: «Qualiter causa Colligatorum pro parte Smi Regis referenda sit Rmo P. D. Cardinali S. Angeli». Codex 3609 aus dem XV. Jahrhundert 237, 243 in der Wiener Hofbibliothek.

[2] Pastor, 373, 375, 382.

[3] Ein Gelehrter Namens Simeon erzählt in einem unterm 4. Sept. 1453 von Ferrara an Johann Vitéz gerichteten Briefe ausführlich von einem ungarischen Geistlichen Paul, der im Gefolge Carvajals in Ferrara erschienen sei und von seinen Unterredungen mit demselben. Aus diesem Schreiben geht zweifellos hervor, dass dieser Paul mit dem Sammler der Briefe des Johann Vitéz, Paul Ivanics, identisch ist. (Der unedirte Brief ist in dem Codex 8482 der Münchener königl. Bibliothek enthalten.)

Hände der Osmanen. «Ich zweifle nicht — schreibt unter dem Eindrucke dieses Ereignisses Aeneas Sylvius an Carvajal — dass der Fall Byzanz' Eure Gnade mit grosser Betrübniss erfüllt. Ich teile Ihren Schmerz. Ich würde gerne alle meine Kraft zum Schutze der Christenheit aufwenden. Allein ich bin ein Privatmann, die grossen Angelegenheiten obliegen nicht mir. Eure Gnaden, die im Senate der ewigen Stadt, in den Reihen der Berater des obersten Priesters sitzen, werden sicherlich dahin wirken, dass die Macht der Türken sich nicht weiter ausbreite, sondern zurückgedrängt und gebrochen werde. Ich kenne Ihre edle Seele, die nicht zu ruhen vermag, wenn die Christenheit in Gefahr schwebt. Ich kenne den, für das Gemeinwohl flammenden Eifer des heiligen Vaters. Demnach gebe ich die Hoffnung nicht auf, dass die grausame Wunde, welche dem griechischen Reiche geschlagen worden ist, noch zu heilen sein werde!»[1] In der That konnte Carvajal in seiner Antwort die Mitteilung machen, dass Papst Nikolaus V. grosse Thätigkeit entfalte, um den Feldzug gegen die Türken zustande zu bringen und die christlichen Fürsten mit einander auszusöhnen.[2]

Carvajal erhielt zu der Zeit die Mission, zwischen der Republik Venedig und dem Herzog von Mailand, Franz Sforza, Frieden zu stiften. Am 20. Juli trat er seine Reise an. Er suchte zunächst Sforza auf. Dieser erklärte, wenn die Signoria die Plätze, welche sie auf Mailänder Gebiete besetzt hielt, zurückgebe, sei er bereit Frieden zu schliessen und seine Kriegsmacht gegen die Türken zu senden. Der Legat legte den streitenden Parteien eine viertägige Waffenruhe auf und traf am 5. August in Venedig ein. Mit der, vom Senate empfangenen Antwort ging er wieder an das Mailänder Hoflager. Obschon es ihm nicht gelang, einen Friedensschluss zustande zu bringen, vermochte er beide Parteien zu der Erklärung, die Entscheidung in ihrem Streite dem Papste als Friedensrichter anheimstellen zu wollen.[3]

Nunmehr eilte er nach Rom zurück und erstattete im Cardinal-Consistorium am 10. September seinen Bericht. Der Papst beraumte die Friedensverhandlungen auf den 9. Oktober an.[4]

[1] Schreiben vom 10. August 1453. Baseler Ausgabe, p. 135.

[2] Auf diesen Brief Carvajals beruft sich Aeneas Sylvius in seinem Schreiben an Carvajal. Bas. Ausg. Pag. 153.

[3] Simonetta: Historia de rebus Francisci Sforza. Muratori. Script. Rerum Ital. XXI., 645. Ferner Istoria Bresciana. Ebendaselbst, 882. — Brief an Vitéz ddo. Ferrara 4. September 1453. — In einem Briefe an Carvajal aus Gratz vom 18. September 1453 erwähnt Aeneas Sylvius eines Schreibens, welches der Cardinal aus Venedig an ihn gerichtet hatte. (Codex 3609 der Wiener Hofbibliothek.)

[4] Bericht des römischen Gesandten des Herzogs von Mailand ddo. 10. Sept. 1453. Pastor 675.

Bei derselben Gelegenheit gab der Papst die Erklärung ab, dass er zum nächsten Frühjahre einen grossen Feldzug gegen die Türken ins Werk setzen werde. Zu den Kriegskosten bestimmte er einen beträchtlichen Teil der Einkünfte der apostolischen Kammer; er besteuerte ferner die Cardinäle und die Beamten des päpstlichen Hofstaates. Wer in eigener Person an dem Kriegszuge teilnehmen oder an seiner statt einen bewaffneten Mann stellen würde, sollte vollkommenen Ablass erhalten.*

Indessen waren Viele von diesen Massnahmen nicht befriedigt, und erachteten dieselben mit der Grösse der Aufgabe nicht im Verhältniss stehend; zu diesen gehörte auch Aeneas Sylvius, der seiner Unzufriedenheit Carvajal gegenüber Ausdruck gab. Der Cardinal säumte nicht, den Papst in Schutz zu nehmen. «Wenn du — so schreibt er — die Reden der an den Kaiser entsendeten Legaten angehört, wenn du die päpstliche Bulle gelesen hast, wenn du erwägest, was Alles der heilige Vater zum Schutze der Christenheit gethan hat, so wirst du uns keinen Vorwurf machen. Es hat noch keinen Papst gegeben, der für das Gemeinwohl so sehr beseelt gewesen wäre als Nikolaus V. Seine Fürsorge ist unablässig darauf gerichtet. So hat er Skanderbeg 5000 Dukaten geschenkt und noch weitere Subsidien versprochen, damit er sich gegen die Türken zu verteidigen vermöge; nach der Insel Rhodus (an den Johanniterorden) schickte er 60,000 Dukaten; zur Ausrüstung der gegen die Türken auszusendenden Kriegsflotte hat er 40,000 Dukaten gespendet; den Fürsten von Karamanien suchte er durch eine grosse Geldsumme zu einem Angriffe gegen die Osmanen zu bewegen; die Bevölkerung von Trapezunt, Albanien, Dalmatien und der übrigen, den Türken benachbarten Länder sucht er mit grosser Opferwilligkeit zum Schutze der Christenheit zu rüsten.»**

Allein Aeneas Sylvius gab sich nicht überwunden. «All das — erwiderte er — ist rühmenswert und der Erhabenheit des apostolischen Amtes würdig; aber es ist nicht genügend zur Befriedigung der Bedürfnisse der Kirche, zur Heilung der Krankheit. Wenn das Uebel das Herz bedroht, darf man nicht an die Wunden der Hand und des Fusses denken. Um das Leben zu erhalten, muss die Krankheit aus dem Kopfe und der Brust entfernt werden. Der Feind setzt uns das Schwert an die Brust; Serbien verwüstet er, Ungarn greift er an, Deutschland und Italien bedroht er. Ein gewaltiges, zahlreiches Heer steht bereit, uns zu vernichten, die Burg der Christenheit zu Falle zu bringen. Wir aber sorgen für die Verteidigung kleiner Inseln vor. Den Fuss schirmen wir, den Kopf aber lassen wir uns abschlagen. Ich

* Bulle vom 30. Sept. 1453 bei Raynald IX., 616.

** Den Brief Carvajals besitzen wir nicht. Die citirte Stelle hat Aeneas Sylvius in sein Antwortschreiben vom 21. Dezember 1453 aufgenommen.

höre deine Entgegnung: Es wird nicht alles zu Gold, woran Papst Nikolaus rührt; auch in Rom fällt kein silberner Regen; wir haben keine Paläste aus Edelsteinen erbaut; die Steuern von Rom werden durch das Heer, die Einkünfte der apostolischen Kammer durch die Kriegsflotte aufgezehrt; kann die Christenheit vom Papste mehr verlangen? Was hätte er thun können und hat es nicht gethan? Derjenige ist undankbar, der die Kraftanstrengungen des grossen Kirchenfürsten geringschätzt.

«Wenn ich behaupten wollte, der römische Papst lasse sich die Interessen der Christenheit nicht angelegen sein, würde ich mich einer offenbaren Lüge schuldig machen. Ich weiss wohl: es ist Alles wahr, was du angeführt hast; Papst Nikolaus geizt nicht mit seinen Schätzen, er gibt Alles hin, er behält nichts für sich, er erfüllt getreulich die Pflichten des guten Vaters. Allein wenn ich frei reden, wenn ich mich über Euer Vorgehen und über die von dir gepriesene Bulle ohne Rückhalt aussprechen darf, so muss ich sagen: Wir verlangen nicht, dass der apostolische Stuhl mehr Opfer bringe, wohl aber, dass er sie in richtigerer Weise bringe. Der Munificente hat nicht blos die Verpflichtung, soviel zu thun, als die Notwendigkeit erfordert, sondern auch seine Unterstützung dort, dann und denjenigen zuzuwenden, wo, wann und denen dieselbe notthut. Die verständigen und erfahrenen Leute billigen es nicht, dass an die Kriegsflotte grosse Summen gewendet werden. Was kann man mit fünf Kriegsschiffen ausrichten? Welche Bedeutung haben die fünftausend Dukaten — Andere sprechen von dreitausend — die Skanderbeg erhielt? Welchen Nutzen kann in einem so grossen Kriege das Geld bringen, welches nac hRhodus geschickt wurde? Diese Ausgaben nützen wenig, oder geradezu gar nichts. Auf diesem Wege vermögen wir uns der Türken nicht zu erwehren; so kann das Verderben höchstens für kurze Zeit aufgehalten, aber nicht abgewendet werden. Wollen wir dem Tode entrinnen, so müssen wir denjenigen zurückschlagen, der seine Waffen gegen uns kehrt. Der türkische Stamm muss vernichtet werden; nur wenn wir diesen mit der Wurzel ausrotten, können wir in Sicherheit sein. Wir müssen ein starkes Heer sammeln und den Feind zur See und zu Lande angreifen. Wir müssen unseren grossen Vorfahren: Karl dem Grossen, Gottfried, Konrad, Ludwig und Friedrichen nacheifern, die grosse Heere gegen die Ungläubigen führten und so die Segnungen des dauernden Friedens errangen. Das aber ist nicht die Aufgabe des römischen Papstes; die römische Curie, ja der Clerus der ganzen Welt ist einem so grossen Unternehmen nicht gewachsen. Kriegsheere zu organisiren ist Sache der Kaiser und Könige. Papst Bonifaz ging persönlich nach Frankreich, um die dortige Ritterschaft zur Befreiung des heiligen Landes aufzufordern. Wenn Papst Nikolaus durch Krankheit verhindert ist, diesem Beispiele zu folgen, so möge er Cardinäle nach Frankreich, Deutschland und in andere Länder senden. Diese sollen die Geistlichkeit und den Adel versammeln, die Schlum-

mernden müssen erweckt, gemeinsam muss für die Mittel der Verteidigung vorgesorgt werden!»[1]

Kurz darauf, nachdem dieser Brief geschrieben worden, berief Kaiser Friedrich einen Reichstag nach Regensburg, dessen eine Hauptaufgabe die war, Kriegsrüstungen gegen die Türken anzuordnen. Aeneas Sylvius bat Carvajal, er möge sich vom Papste als Legaten dahin entsenden lassen.[2] Allein Carvajal erhielt diese Mission nicht; er blieb in Rom, von wo aus er den Verlauf der Dinge mit lebhaftem Interesse begleitete.

Es folgte eine lange Reihe bitterer Enttäuschungen.

König Alphons von Neapel führte begeisterte Reden, aber die Thaten blieben aus. Der Herzog von Mailand stand von dem Kriege nicht ab, den er gegen Venedig führte. Die Signoria schloss Frieden mit dem Sultan. Der Regensburger Reichstag, zu welchem auch der Kaiser nicht erschien, löste sich erfolglos auf, nachdem er beschlossen hatte, dass im Oktober ein neuerlicher Reichstag in Frankfurt gehalten werden solle.

In Frankfurt wurde beschlossen, dass das Deutsche Reich im Frühling des nächsten Jahres (1454) ein Heer von 30,000 Fussgängern und 12,000 Reitern nach Ungarn schicken werde, wenn gleichzeitig der Papst und die italienischen Staaten eine Kriegsflotte gegen Constantinopel entsenden.[3]

Die Ausarbeitung des Feldzugsplanes wurde einem Congresse vorbehalten, der sich Anfangs April in Wiener-Neustadt unter dem Vorsitze des Kaisers versammeln sollte. Während jedoch hier die Verhandlungen im Zuge waren, traf die Nachricht von dem Tode des Papstes Nikolaus V. ein, welches Ereigniss nun zum Vorwand diente, die Beratungen abzubrechen und den Feldzug zu verschieben. (Schluss folgt.)

WILHELM FRAKNÓI.

[1] Aeneas Sylvius' unedirter Brief an Carvajal, vom 21. Dezember 1453. Im Codex der Laurentiana-Bibliothek in Florenz.

[2] Aeneas Sylvius' Brief an Carvajal vom 1. Jänner 1454. Im Codex 3389 der Wiener Hofbibliothek.

[3] Carvajal schrieb an Aeneas Sylvius nach Frankfurt und bat ihn, dort den heiligen Stuhl gegen die Anschuldigungen der Widersacher in Schutz nehmen zu wollen. Aeneas Sylvius berichtete über die erhobenen Anklagen an Carvajal, der dieselben in einem umfassenden Antwortschreiben widerlegte. (Carvajals Briefe besitzen wir nicht; nur jene Aeneas Sylvius' an ihn vom 31. Oktober 1454 und vom 12. März 1455 sind im Florentiner Codex vorhanden.)

BEITRÄGE ZUR GESCHICHTE DER MEDIZIN IN UNGARN.

III. Paracelsus über die ungarischen Aerzte.

Das XVI. Jahrhundert bildet einen Markstein in der Entwicklungsgeschichte der Heilkunde in Ungarn. Während die Medizin bisher noch kaum einen würdigen Vertreter auf literarischem Gebiete gefunden, beginnt mit dem XVI. Jahrhundert eine neue Aera in der Geschichte der vaterländischen Heilkunde, die hauptsächlich durch die auf dem literarischen Gebiete sich entfaltenden Bestrebungen gekennzeichnet wird. Die ungarischen Aerzte des XVI. Jahrhunderts spielen bereits eine Rolle in den Kreisen ihrer Fachgenossen im Auslande, sie treten sogar reformatorisch auf, um das Joch, welches das jurare in verba magistri geschaffen und das der selbstständigen Entwicklung und der kritischen Prüfung der bestehenden Ansichten hemmend im Wege steht, abzuschütteln. Doch auch die wissenschaftliche Behandlung der Medizin bricht sich unter den ungarischen Aerzten mehr und mehr Bahn. So ist z. B. des Thomas Jordanus, des Siebenbürgers Beschreibung der sogenannten französischen Krankheit eine Fundgrube unschätzbarer Aufschlüsse über die Epidemie vom Jahre 1580; Tobias Kober's Angaben über die ungarische Krankheit bilden einen wichtigen historisch-pathologischen Beitrag zur Geschichte der Epidemieen in Ungarn; so geben die Epistolae medicinales des Johann Manardo — der zwar kein geborener Ungar, sich aber Jahre lang am Hofe Wladislaus II. aufhielt — Zeugniss von dem weiten Gesichtskreise, den die ungarischen Aerzte jener Zeit hatten; so trugen Andreas Dudith's Epistolæ medicinales wohl auch das Ihrige dazu bei, das blinde Vertrauen, das die ärztliche Welt den Lehren des Galenismus zuwandte, zu brechen.

Diesen — auch von ausländischen Historikern (Hæser, Hirschl, Sprengel, Hecker etc.) einstimmig anerkannten Thatsachen gegenüber wird die Aeusserung, die wir in einem Werke Leonhard Thurneysser's, des berüchtigten Alchemisten und Wanderarztes über die ungarischen Aerzte seiner Zeit lesen, wol von Interesse sein, da diese die sanitären Verhältnisse Ungarns im XVI. Jahrhundert in ein sehr ungünstiges Licht stellt. Käme die Aeusserung von Thurneysser selbst, hätten wir guten Grund, die Sache als pure Erfindung zu betrachten; er nennt jedoch den berühmten Paracelsus als den Autor dieser Angabe und dies bestimmt uns, die Sache des Nähern zu würdigen. Der Titel des in Rede stehenden Werkes Thurneysser's lautet «Alchymia magna» und erschien im Jahre 1583 in Berlin. Das Werk besteht aus zwei Teilen; der erste Teil behandelt chemische Fragen im Sinne der dama-

ligen alchemistischen Färbung, der zweite Teil führt den Titel: מְלִיצָה καὶ ἑρμηνεία, das ist ein Onomasticum und Interpretation über etliche frembde unbekannte Nomina etc. In diesem Teile werden die in der Alchemie angewandten termini technici, die hauptsächlich im Zeitalter der Alchemie und des Mysticismus beträchtlich zunahmen, erklärt und wir finden daselbst unter Anderen auch die Erläuterung eines ungarischen Wortes. S. 45 heisst es nämlich: «Almeghalni. Ist ungerisch geredt. Paracelsus in Carboant* lib. 9. cap. 33 sagt von den vermeinten Orwosi oder Artzten, die im Land mit allerley Quacksalben, Marentacken und Holderlatwergen, die sie für Tyriac einhandeln, umherziehen. Wann sie nun die Menschen lang geplaget hand, und nicht weitere List können, schicken sie die gen almeghalni, ad halal und lassen sie in temetes baden: bis sie rothat werden. Ist so viel geredt, als sie schicken sie gehn sterben, zum Tode und lassen sie im Grab baden, bis sie faul werden, denn

Meghalni	heist	Mori	das ist	Sterben
Halal		Mors		Todt
Temetes		Sepulchrum		Grab
Rothat		Putridum		Faul

Diese vier Ungerischen Wort haben eine feine cabalistische Auslegung in rechter uralter Chaldeischer oder Thebanischer sprach, dann so sie hinter sich werden gelesen, stehen sie also:

ינלאהגאם das ist alle Artzney oder alle Medicament
שאטמאמאט ohn der Götter Hülff
לאלאה ist ohn Frucht
טאהטאר und tödtet oder bringt umb.

Welcher nun die vier ersten Buchstaben zu einem Wort machet Joselat und das mit den vier letzten Buchstaben an diesen vordern vergleicht, als das er recht Joselat gegen Mathor setzt, der wird richtiglich die Regel verstehen, woraus alle Artzney ihren Ursprung nimbt.»

Dies die mystische Schilderung Thurneyssers resp. Paracelsus', der möglicherweise seine Angaben aus persönlicher Erfahrung geschöpft, da ihn seine ausgedehnten Reisen auch nach Ungarn führten, wie er dies in einem seiner Tractate erzählt: «...... durch Polandt, Ungern, Walachy, Siebenbürgen, Crabaten und sonst andere Lender, und in allen den Enden und Orten fleissig und embsig nachgefragt. Erforschung gehabt gewisser und

* Was dieses Werk des Paracelsus anbelangt, wissen wir aus den Aufzeichnungen zeitgenössischer Schriftsteller, dass er ein derart betiteltes geschrieben. In der Ausgabe von Huser (1583) findet es sich aber nicht mehr. Möglich, dass es später als unecht erkannt und ausgeschieden wurde.

erfahrner wahrhafften Künsten der Artzney. Nicht allein bei den Doctorn, sondern auch bei den Scherern, Badern, gelehrten Artzten, Weibern, Schwarzkünstlern, so sich des pflegen, bei den Alchemisten, bei den Klöstern, bei Edlen und Unedlen, bei den Gescheidten und Einfeltigen». Es ist nun möglich, dass Paracelsus gelegentlich einer Anfrage bei einem solcher Dunkelmänner diese mystische Antwort erhalten.

Es sei hier nur noch erwähnt, dass Paracelsus in einem seiner Werke[1] bezüglich seiner ungarischen Schüler sich folgendermaassen äussert: «Was ich an Artzten geboren hab, — — — — — von Pannonien seind zwen wol gerathen», was in Anbetracht genommen, dass er von seinen Schülern nicht im schmeichelhaftesten Tone spricht, immerhin beachtenswert ist.

Schliesslich will ich noch bemerken, dass die ungarischen Regenten eben zu jener Zeit verschärfte Sanitäts-Massregeln erliessen, Maximilian II. befahl sogar im Jahre 1576 ausdrücklich, dass nur solche Personen die ärztliche Praxis ausüben dürfen, die ein Universitätsdiplom besitzen.[2]

Wie immer sich die Sache verhält, die Schilderung des Paracelsus liefert einen interessanten Beitrag zur Beurteilung des Mysticismus in der vaterländischen Heilkunde im XVI. Jahrhundert.

IV. Zur Geschichte des Apothekerwesens in Ungarn bis zum XVIII. Jahrhundert.

Die alten Ungarn waren, wie jedes Nomadenvolk, schon in Folge ihrer Lebensweise früh darauf angewiesen, mit der Natur und ihren mannigfaltigen Einflüssen in nähere Beziehung zu treten. Unter dem rauhen Klima Asiens, wie auf den lachenden Fluren ihrer nachmaligen Heimat hatten sie zur Genüge Gelegenheit, den Einfluss der Natur auf ihr geistiges und materielles Dasein zu beobachten.

Unter solchen Umständen entwickelte sich alsbald bei ihnen jener Sinn, der sich im Bewundern der Grösse der Natur äussert, es entwickelte sich aber auch früh ein gewisser praktischer Geist, der sich im Erkennen und Verwerten der von der Natur gebotenen Vorteile, im Besiegen und Meiden der Nachteile zeigt.

Dies beweisen nicht nur die verschiedensten Tier- und Pflanzennamen, für deren Alter ihr Vorkommen in den Ursagen des Volkes spricht,[3] sondern auch jene Ausdrücke, die sich auf die unterschiedlichen körperlichen

[1] Berthenoæ, von den offenen Schäden, im Vorwort.

[2] Den Erlass s. bei Linzbauer Codex. I., S. 204.

[3] Ipolyi, Magyar mythologia, Pest 1852, S. 250 und Römer «Ueber die naturgesch. und geograph. Verhältnisse Ungarns im Mittelalter». M. tud. akad. értes. (Mitteilungen der ung. Akad. der Wissenschaften, naturhist.-mathem. Abteilung) 1862, II. Band.

Leiden beziehen, wie die Worte fene, nyavalya, guta, mirigy, csoma, láz u. s. w. Das Uralter dieser Ausdrücke beweist, dass die alten Ungarn, ausgesetzt den mannigfachsten Einflüssen der Natur, im Besitze jener Mittel und Wege sein mussten, die den Nachteilen, den schädlichen Begleitern ihrer wechselvollen Lebensweise abzuhelfen bestimmt waren.

Um sich in den Besitz dieser Wege zu setzen, mussten sie — wie dies natürlich ist — ab ovo jenem Reiche der Natur, das ihnen diese Präservativ- und Heilmittel in reichlicher Weise zu bieten im Stande war, nämlich dem Pflanzenreich ihre Hauptaufmerksamkeit zuwenden. Und dies geschah auch in ausgiebigster Weise. Der Baum- und Pflanzenkultus, der im Religionsleben der Urvölker eine solch' hervorragende Rolle spielte, bildete auch bei dem ungarischen Volke einen beachtenswerten Teil des Glaubens und äusserte sich in eminenter Weise bei jenen Bestrebungen, die auf Herabminderung oder gänzliche Beseitigung der schädlichen Naturverhältnisse abzielten. Der Anwendung der Pflanzenwelt fiel demnach schon im Entstehungsstadium der Heilkunde eine wesentliche Rolle zu, die sich zwar anfangs nur darauf beschränkte, mit Hilfe roher Producte den primitiven Zwecken der Heilkunst zu dienen, später aber mit der Zunahme geistiger Bestrebungen sich dem jeweiligen Stande der Wissenschaft anzupassen suchte. So kam es, dass die Pflanzenkunde zur Heilkunst alsbald in ein inniges Verhältniss trat, das sich selbstverständlich in der Nutzanwendung der Heilpflanzen zeigte. So erzählt schon eine Sage aus dem hunnischen Sagenkreise, dass Csaba, der Sohn Attila's, in dem aufreibenden Kampfe gegen seine Brüder, seine verwundeten Krieger mittels einer Pflanze, der pimpinella saxifraga (Pfefferwurz) heilt, daher der ungarische Name der Pflanze: Csaba írja (das Pflaster Csaba's);* so gedenkt eine andere Sage der Heilanwendung der Gentiana (Enzian) durch Ladislaus den Heiligen gelegentlich einer wütenden Pest ** etc.

* Steph. Beythe, Stirpium nomenclator pannonicus, Antwerpen 1584 (In Carl Clusius (de l'Écluse) Rariorum aliquot per Pannoniam Austriam etc. observ. historia Antwerpen 1583): «Pimpinella germana saxifraga *Chaba ire* h. e. Chabæ emplastrum. Nam ferunt Chabam Regem, Attilæ Regis minorem filium ex Honorii Cæsaris filia, post parentis mortem (cum universum regnum Ungariæ intestino bello concuteretur atque acre prælium commissum esset, quod inter se dissintirent cuinam filiorum Attilæ Regnum cedere deberet, eoque praelio omnes Ungari occubuissent) solum superstitem remansisse cum 15000 viris, et illis quidem omnibus vulneratis, quos hac herba curasse dicitur, unde factum est, ut postea ab eo appellattonem sumserit». Vgl. auch ein Recept aus dem XVI. Jahrhundert (Győri történelmi és régészeti füzetek, Raaber historische und archäologische Hefte, I. Jahrgang, 1861): «De curatione Cicatricû seu wlnerû in crure Recipe herbâ que pipinella wlgo Chabayre Sclawonice Murcincha vocatur etc.»

** Beythe l. c. «Gentiana vulgo Cruciata dicta. Zent Lazlo kiraly fiue hoc est S. Ladislai Regis herba: ———— — Huius autem regis tempore gravissima peste afflic-

Es ist selbstverständlich, dass wir die Anfänge des Apothekerwesens, der Pharmacie in die Klöster verlegen müssen, wo doch die Heilkunde in ihrem ganzen Umfange Pflege fand; daselbst war auch ein Laboratorium eingerichtet, wo die Bereitung der Arzneien vor sich ging.

Die pharmaceutische Praxis stand, ebenso wie die Heilkunde im Allgemeinen in der Morgendämmerung der ungarischen Wissenschaft unter dem Einflusse der arabischen Lehren, denen speciell diese Wissenschaft bedeutende Vorteile zu verdanken hatte. Die Araber, als Männer der praktischen Richtung in der Heilkunst, schenkten — im Gegenteile zur diätetischen Behandlungsweise der griechischen Aerzte — der pharmaceutischen Therapie eine besondere Aufmerksamkeit.

Die hauptsächlichsten Arzneigegenstände waren zu jener Zeit Kampher, Moschus, Zucker, Rhabarber, Ingwer, Muscatnüsse etc., welche die arabischen Aerzte in die Form von Syrupen und Latwergen brachten. Hierin bestand — wie dies Kopp in seiner Geschichte der Chemie lichtvoll darstellt — nebst der Anfertigung von Decocten der officinellen Pflanzen die hauptsächlichste Beschäftigung der Pharmaceuten. Der wichtigste Dienst, den die arabische Heilkunde der Pharmacie geleistet, besteht in der Anwendung der Destillationsapparate zur Anfertigung von Heilmitteln. Schon im XII. Jahrhundert verordnen die arabischen Aerzte häufig Rosenwasser, und die Anwendung der destillirten Wasser in der Heilkunde wurde alsbald immer ausgedehnter.

Mit den medizinischen Errungenschaften übernahmen die Europäer auch die pharmaceutischen Kenntnisse der Araber. In das südliche Italien verpflanzten sich am frühesten die Kenntnisse der arabischen Aerzte und hauptsächlich waren es die Schulen von Salerno und Monte-Cassino — letztere die der Benediktiner — die als Vertreter der arabischen Heilkunde auftraten. Die Benediktiner, die in Ungarn den Grund zur Heilkunde legten, kamen demnach bald in die Lage, sich mit den Kenntnissen der arabischen Pharmaceuten bekannt zu machen und werden auch in der Bereitung der Arzneimittel nach den Vorschriften derselben vorgegangen sein. Die Apotheken waren also zu jener Zeit — ebenso wie die Hospitäler — rein geistliche Anstalten.

Später, wo die Heilkunde in ihrem ganzen Umfange unter den Einfluss der scholastischen Lehren gelangte, wo Arabismus und Scholasticismus mit einander den Kampf auf Leben und Tod aufnahmen, begann sich

tam universam Vngariam aiunt, eum vero precibus a Deo obtinuisse, ut quamcunque stirpem sagitta ab illo in altum emissa cadens feriret, utilem illam ad hanc luem curandam praestaret, hanc in Cruciatam decidisse ferunt, qua deinde subditos pestis contagio liberavit.» Die Pest unter Ladislaus I. ist eine historische Thatsache. (1084, 1095).

auch in Ungarn in Kreisen der Laien der Drang bemerklich zu machen, zur Vermehrung und Verbreitung der Wissenschaft selbstständig beizutragen. So wurden — wenn auch nur teilweise — aus den Klosterapotheken die weltlichen Apotheken, so entwickelte sich — wenn auch nur allmälig — ein selbständiger Apothekerstand.

Was die weltlichen Apotheken in Ungarn anbelangt, so steht es fest, dass von einer solchen bereits am Anfang des XIV. Jahrhunderts die Rede ist. In einer Urkunde vom Jahre 1303 (Weszprémi l. c. C. 2. p. 2. S. 461) wird der Ofner Apotheker und Physicus Peter seitens des Graner S. Stephan-Hospitals von dem nach seinem Weingarten zu zahlenden Zehent befreit.[1] Eine andere Urkunde vom Jahre 1375 spricht von den Ofner Apothekern Synock und Baranch;[2] im Jahre 1392 werden die Häuser der Apotheker Peter und Sigmund Rauchar in Ofen erwähnt.[3]

Für das frühe Entstehen weltlicher Apotheken in Ungarn sprechen auch die diesbezüglichen Angaben in dem bereits erwähnten Ofner Stadtrecht, wie auch die verschiedenen, auf die Verhältnisse der Apotheker bezüglichen Verordnungen, die in diesem Statutenbuch enthalten sind. So spricht das Buch von einer Apotheke «gen unser Frawn», gegenüber der Kirche der h. Jungfrau, ferner von jener des Arztes Niklas, von einer dritten in der Nähe des Brodmarktes etc.

Der 102. Punkt der Verordnungen bezieht sich auf die Pflichten der Apotheker und lautet folgendermassen:

Von den Aputekären

Dy Aputekär süllen kainerlay kram gewant noch ander ding, das mit der ellen sich gepurt aus zu messen fayl haben, noch turren verkaufen, sunder allain, was von alter zu den aputeken gehört.[4] Wer dar wider thuet der verleust (verliert) dy selbig gehandelt war gar mit einander und sol darumb swärlich gepüest werden von dem gericht. Auch sullen sy des suntags und ander Feyrtäg mit offen laden nichts turren fayl haben, untz (bis) man vesper leütten wirt, sunder ausgenommen ertzney krangken leütten

[1] «Anno Chr. 1303 vinea in terra Knesdmal Petri Physici et Apothecarii Budensis per fratres Domus Hospitalis S. Regis Stephani de Strigonio a pendenda decima eximitur.»

[2] Rupp Jakab, Budapest és környékének helyrajzi története (Topographische Geschichte der Stadt Budapest und ihrer Umgebung) Post 1868, S. 162.

[3] Rupp l. c. S. 145.

[4] Andererseits durften sie aber auch Specereiwaren in der Apotheke feilbieten. So lesen wir, dass Sigmund, der Bischof von Fünfkirchen und königl. Tavernicus, im Jahre 1495 zweien der Ofner königl. Apotheker für die seit zwei Jahren gelieferten Kerzen, Honigkuchen und andere Leckerbissen bezahlte. (Weszprémi 4. Bd.)

zu yres leibs notturft. Dy mügen sy allzeit wol ausgeben pey tag und pey nacht. — Punkt 298 bestimmt: «*Dy apoteker schollen ir laden offen haben*, so man versper gesingt, unnd nicht ee.»

Mit der Entwicklung des Apothekerwesens in seiner äussern Form ging aber in Folge der zu dieser Zeit blühenden alchemistischen Bestrebungen nicht auch die innere Entwicklung pharmaceutisch-chemischer Kenntnisse mit einher. Wir wissen, dass sich diese Irrlehre auch in Ungarn einzunisten wusste, so dass die kirchlichen Behörden sich gezwungen sahen, das gemeingefährliche Treiben — das hauptsächlich in Klöstern seine Pfleger fand — strenge zu verbieten.* Es ist leicht einzusehen, dass in Folge dieser Verbote auch die Pharmacie — die man doch zu dieser Zeit mit der Alchemie identificirte — aus den Klostermauern verbannt wurde.

Erst im XV. Jahrhundert erhielten die pharmaceutischen Lehren Galens und der Araber, welche die Apotheker nur zu handwerksmässigen Arbeitern stempelten, den ersten Stoss. Der berühmte Chemiker Basilius Valentinus trat für die Einführung chemischer Präparate in die Apotheken ein. Die von ihm vorgeschlagenen Präparate waren in erster Reihe Antimon- und Quecksilberpräparate, für deren innerliche Anwendung er allzuerst plaidirte. Doch ging dies in Folge der Gegenanstrengungen der alten Schule nicht so leicht. Erst Paracelsus, der den chemischen Arzneischatz noch vermehrte, gelang es halbwegs, Anhänger für die neue Idee zu werben und die teilweise Einführung wirksamer chemischer Heilmittel durchzuführen. Die innerliche Anwendung des Quecksilbers in verschiedener Form, der Bleipräparate, antimonhaltiger Heilmittel, des Kupfervitriols, mehrerer Eisenpräparate etc., die von den früheren Aerzten als Heilmittel ohne Weiteres verworfen wurden, fand Dank den Bestrebungen dieser — sogenannten iatrochemischen Schule — immer weitere Verbreitung.

Mit Beginn eines zur selbstständigen Entwicklung gelangenden Städtewesens und der Begründung einer gesetzlich geregelten Gewerbeclasse lenkte sich die Aufmerksamkeit der ungarischen Regenten auch auf den Stand der Apotheker. So hatten z. B. grössere Städte ihren angestellten Apotheker, wie dies aus einer Rechnung (XV. Jahrhundert) im Hermannstädter Archiv** ersichtlich ist, wo wir folgende Stelle finden: «Dem Apotheker Martin Jahresgehalt 10 fl.»

Späterhin scheint — wenigstens in grössern, geordneten Städten — die Stadtapotheke einer hiezu berufenen Person zur Verwaltung übergeben worden zu sein, die aber kein Gehalt bezog, sondern die Medicamente wahr-

* S. meinen Aufsatz (Ungarische Alchemisten) im Juli-Heft d. J. 1889 der Ung. Revue.

** Archivalische Blumenlese aus den Hermannstädter Stadtrechnungen. Transilvania 1862, S. 101.

scheinlich auf eigene Rechnung verkaufte und nur verpflichtet war, die Apotheke nach Ablauf eines bestimmten Termines oder auch beim Aufgeben aus freien Stücken in dem Zustande, wie sie übernommen wurde, dem Stadtrate wieder zur Verfügung zu stellen.[1] Es geht dies aus zwei Inventarien der Hermannstädter Apotheke vom Jahre 1531 und 1580 hervor. Im Jahre 1531 übernimmt Andreas Bartthell die Stadtapotheke, deren Arzneivorrat damals noch ein sehr kleiner war und sich blos auf die unumgänglichst notwendigen Medikamente beschränkte.

Das Inventar ist für die Geschichte der Pharmacie in Ungarn von eminentem Interesse, möge es daher hier seinen Platz finden:[2]

Inventar der Stadtapotheke vom Jahre 1531.

Racio Aromatum et specierum inuentarum in Apotheca Tempore acceptacionis Andreae Barttell, Noui videlicet Apothecary, In presencia dominorum Magistri ciuium domini Joannis rott ac domini Anthony Aurifabri nec non domini doctoris Sebastiani paustneri phisici Ciuitatis Cibiniensis[3] etc. feria quinta proxima post festum Beati Lucae Euangelistae anno domini 1531.

Decima nona Octobris. Inuentarium Apothecae Civitatis Cibiniensis.

Species:

Item	species Benedictæ laxatiuæ	vnc 5
»	Aromatici Rosati	» $1^1/_2$
»	species dydraganti	» 1
»	Dyacalaminti	drag 4
»	Dyagalangæ	vnc $3^1/_2$
»	Dyacimini	» 1

[1] Es kam auch nicht selten vor, dass den Stadtapothekern zur Anschaffung von Medikamenten Beträge aus der städtischen Kasse geliehen wurden. Müller l. c. S. 41 (aus dem Liber Rationum Civitatensium Cib. 1536—1656 Bd. III., pag. 176): «Item dem Herr Doctori Martino Brenner* etliche medicinas in die Stadt apotecken einzukauffen hatt man geben duc. 34, welche auch verrechnet sein worden. — Item hatt ein Ersam Weis Radt. von der Andres Apotekerin, die arczneien, in speciebus simplicibus et compositis, pro florenis 180 kaufft, vnd der Stadt heimgelöset.» (1530).

[2] Die Inventarien publicirte G. Seivert in der Transilvania (Jahrgang 1863, S. 20) nach dem Originale im Hermannstädter Stadtarchiv.

[3] Paustner (und nicht Bauzner, wie ihn Bod, Magyar Athénás S. 32 nennt) ist der Verfasser eines Werkchens: Libellus de remediis adversus luem pestiferam. (Hermannstadt 1550), das er dem Kronstädter Richter Johann Schirmer und dem Kronstädter Stadtrat widmete (S. Seivert, Nachrichten von Siebenbürger Gelehrten und ihren Schriften, Pressburg 1785, S. 325. Daselbst heisst er Pauschner).

* Brenner ist in der Literaturgeschichte als Herausgeber der Decaden Bonfinius' (Basel 1543) bekannt.

Item	Dya Iris Salamouis	vnc 1
«	Dyapapaveris	« 2
«	Dyalacca	« 3
«	Dyaturbit cum Reubarbara	« 4½
«	Dyatria sandali	« 2½

Pillulae :

«	Pillularum Indarum	« 3½
«	« Masticinæ	drag 5
«	« de Agarico	« 5
«	« de Storace	vnc ½
«	de Reubarbaro	drag 10
«	» Sarcacollon	vnc 1
«	« fumo terræ	« ½
«	Hermodactilorium	drag 6
«	de quinque generibus	vnc 1
«	« Stomace	drag 3
«	sine quibus esse nolo	vnc 2½
«	Aggregatiarum	« 1½
«	Arabicarum	« 2½
«	de yerum	drag 5
«	Cocchiarum	« 5
«	fetidarum	« 10
«	Cinoglossæ	« 5
«	Aleophanginarum	vnc 3

Trocisci (Trochisci):

«	Dyamirræ	drag 6
«	de Carobe	vnc 1½
«	Dyarodon	« 2½
«	de Caparibus	drag 4

Laxatiua :

«	dyaprunis simplex	libra ¾
«	« soluti	« 1
«	Electuarium succi rosarum	« ½
«	Conseccon. homech	« ½
«	Electuarium Indy	« 1
«	Dyaphinicon	« 1
«	Elescoph	vnc 2

Conseruancia:

Item Conseruans Lauendulæ	vnc	3
« Anthos	«	3
« Menufaris	«	3
« Rosarum	libra	1
« Violarum	«	1 1/2
« Buglossæ	«	1 1/2

Sirupi:

Sirupus de fumo terraæ	«	1 1/2
« « pomis	«	2
« « Lupulis	«	3
Violarum	«	2
de Endiuia et succis	«	1
Bisantini	«	2 1/2
de Agresta	«	2
Acethosæ simplicis	«	1/2
de Liquiricio	«	1/2
de Absynthio	«	2
Mell Rosarum	«	10
Sirupus Miue Citoniorum (Seminum Cydoniarum)	«	1
Sirupus Rosarum	«	1
Mirtini	«	3/4

Vngenta:

Vngentum de corticibus castanearum	«	1/2
« rubium potabile	«	1/4
« Stomachale	vnc	3
« pro vermibus	«	3
« pro oculis	«	3

Olea:

Item Oleum Absynthy	libra	2
« » Rosarum	»	5
« » Camomille	«	8
« « Liliorum alborum	«	1
« « anetinum	»	2
« « violarum	«	3
« « Vulpinum	vnc	3
« « Reyri (? Cheiri)	«	4

Item Oleum Citoniorum (? Cydoniarum)	vnc	4
« « de Caperibus	«	1

Rotulae:

Item dyambrae	lott	12
« dyadragantum cum balsamo...	«	14
« Manus Christi	«	20
« Aromaticæ Rosarum	«	20
« dya Iris	«	2
« dyacalamenti	«	3
« dyagalangæ	«	16
« dyamargarit	«	2
« dyagridion	«	9

Im Laufe des XVI. Jahrhunderts werden die Apotheken — teils in Folge des hohen Aufschwunges der Heilkunde und des Sanitätswesens im Allgemeinen, teils aber in Folge der sich häufenden epidemischen Krankheiten — immer zahlreicher. Diesem Umstande gemäss wurde es auch notwendig, das Verhältniss der Apotheker zu den Behörden, Aerzten und dem Publikum zu regeln. Daher datiren die verschiedenen Apothekerordnungen, deren Entstehung grösstenteils ins XVI. Jahrhundert fällt.

So bestimmt z. B. die Polizeiordnung Ferdinand des I. vom Jahre 1552 bezüglich der Apotheker Folgendes:*

«So ordnen und wellen wir auch, das die Apoteckhen, durch der Obrikhaiten darzue verordnet, vnd der sachen verstendige Personen, allenthalben Ordenlich, vnnd aufs wenigist, *yedes jars ain mal,* vleissig visitiert vnd besichtiget, all alt verlegen, und vntaugliche Materialia, vnd Speties abgeschafft, sonder mass vnd Ordnung gegeben, damit die Apoteckhen, mit guettem frischem vnnd gerechtem Zeug, vnd Materialien versehen, auch *die Recept nit zu hoch gestaygert,* vnnd niemandt in betzallung der Artzneyen zuvil beschwärt werde.»

Die Bestimmung vom Jahre 1576 räumt der Wiener medizinischen Fakultät das Recht ein, die Apotheken zu visitiren, und da Ungarn zu jener Zeit keine Universität hatte, ist es leicht begreiflich, dass die jährliche Visitation der Apotheken in Ungarn den an der Wiener Universität promovirten Doctoren der Medizin übertragen wurde.

Die Wiener Apotheker-Genossenschaft, der auch die ungarischen Apotheken unterstanden, erhielt ihre erste «Ordnung» am 12. Jänner 1564. Diese bestimmt in mehreren Punkten die Rechte und Pflichten der Apotheker in ausführlicher Weise, verordnet die Vermehrung des Arzneivorrats etc.

* Linzbauer, Codex, I. B., S. 166.

Dass diese Verordnung auch in Ungarn eingebürgert wurde, ist aus dem vom Jahre 1580 datirten Inventar der Hermannstädter Apotheke [1] ersichtlich, deren Arzneischatz sich bereits auf 251 Species im Werte von 179 fl. 10 denar beläuft. Das Inventarium Instrumentorum der Apotheke war auch ziemlich reichhaltig.

Von hohem Interesse ist das Verzeichniss der Bücher, die in der Apotheke vorhanden waren. Aus der Art dieser Bücher ersehen wir, dass die galenische und arabische Pharmacie noch immer dominirte, was übrigens auch aus den Inventarien hervorgeht, in denen kein einziges chemisches Präparat verzeichnet ist.

Das Inventarium librorum lautet folgendermassen:

Dispensatorium Nicolay .... platoar de simplicibus,[2] in bretter gebunden.

Tractatus Johann fily Serapis[3] dabei practica Joh. anglici[4] in swartz leder gebunden.

Liber de Chirurg petri de bononia[5] in bretter gebunden.

Liber 1 Canon Avicen[6] schlecht in gehefft.

lumen maius et minus[7] sehr schadhafftig.

[1] Inuentarium Myropoly Urbis Cibiniensis mihi ab eiusdem Senatu concreditum die 2. february 1580 (Der Name des Apothekers war Wilhelm Balck).

[2] Es ist dies das pharmaceutische Handbuch des Nicolaus Præpositus, der gegen 1140 an der medizinischen Schule zu Salerno die Heilkunde vortrug und auf Wunsch seiner Collegen ein auf älteren Werken ähnlicher Art beruhendes Dispensatorium (auch unter der Bezeichnung Antidotarium) bearbeitete, das 140—150 sehr zusammengesetzte Arzneiformeln, sammt Angabe ihrer medizinischen Wirkung und Anwendung enthält. Das Wort platoar scheint auf die diesem Werke beigedruckten Glossen des Mathæus Platearius hinzuweisen. Das Handbuch Nicolaus' erschien im XV. und XVI. Jahrhundert in vielfachen Ausgaben.

[3] Unter Johann fily Serapis ist zweifellos der Araber Jahja ben Serabi ben Ibrahim (lebte im IX. oder X. Jahrhundert) gemeint, der bei den lateinischen Uebersetzern obigen Namen führt. Seine Traktate erschienen in der Uebersetzung von Gerardus Cremonensis und Andreas Alpagus öfters (1479, 1497, 1503, 1530 etc.)

[4] Johannes Anglicus wird wahrscheinlich Johann Gaddesden, der erste Leibarzt am englischen Hofe und Professor zu Oxford sein, dessen Practica medicinæ 1492, 1499 und öfters erschien.

[5] Petrus de Bononia ist mit Pietro di Argelata, Professor zu Bologna († 1423) identisch. Seine Chirurgie (Petrus de la Cerlata Chirurgiæ libr. VI.) erschien Venedig 1480.

[6] Canon Avicennæ (Alkanûn fil tebb) ist ein systematisches Handbuch der Medicin, das aus fünf Teilen besteht und in dem letzten die Lehre von den zusammengesetzten Arzneien enthält. Avicenna (sein vollständiger Name war Abu Ali Alhosein ben Abdallah ben Sina) † 1036 n. Chr. zu Hamadan. Sein Werk erschien bereits im Jahre 1473 zu Mailand in lateinischer Uebersetzung.

[7] Unter der Bezeichnung Lumen erschienen im Mittelalter mehrere pharma-

Johannes Mosuæ * in weiss letter gebunden.

Canones Plinij secundi naturæ histori libr. 37 ex castigationibus hormolaj Barbari.**

Tractatus primus Breuiarij Joh. filij Serap in wais leder gebunden.

Aus dem Arznei- und Bücherverzeichniss können wir uns demnach ein Bild von dem Stande des Apothekerwesens und der Pharmacie in Ungarn entwerfen; sie zeigen eben, dass mit der äussern Entwicklung des Apothekerstandes, mit der gesetzlich geschaffenen Regelung ihrer Verhältnisse die Entfaltung wissenschaftlicher Bestrebungen nicht Schritt zu halten vermochte. Die iatrochemischen Lehren Paracelsus' und seiner Schule wurden noch nicht Gemeingut der Apotheker, da doch dieselben noch aus den meisten gesetzlichen Pharmacopœen dieses Zeitalters ausgeschlossen wurden. Da die ungarischen Apotheker sich nach den Bestimmungen der Augsburger Pharmacopœ vom Jahre 1573 halten mussten, ist es natürlich, dass die chemischen Präparate in die Apotheken dieser Zeit noch nicht Eingang gefunden, wie sich doch auch die pharmaceutische Literatur des XVI. Jahrhunderts grösstenteils auf die Bereitung und Anwendung der galenischen und arabischen Heilmittel beschränkt.

Die pharmaceutische Literatur Ungarns hängt in diesem Zeitalter noch ganz mit der botanischen zusammen. Die Hauptvertreter der damaligen ungarischen bot. Literatur sind Peter Melius (Juhász), Beythe, Frankovith etc. Das «Herbarium» des Melius, das 1578 zu Klausenburg erschien, wie auch das den gleichen Titel führende Werk Andreas Beythe's (1595) ist in der Form der deutschen Kräuterbücher jener Zeit gehalten und befasst sich auch ausführlich mit der Heilwirkung und Anwendungsweise der Medizinalpflanzen. Gleiche Richtung verfolgt Lukas Péchi's Keresztény szűzek koszorúja (Kranz christlicher Jungfrauen) Tyrnau 1591. Beachtung verdient das botanische Werk Gregor Frankovith's (1588), das uns ein deutliches Bild von der Charlatanerie dieses Zeitalters zeigt. Die Richtung des Frankovith'schen Werkes erhellt am besten aus der von ihm erfundenen und wärmstens empfohlenen Salbe, die er Serapium nennt und die aus 30 Pflanzenteilen, $16^1/_2$ Pfund Fett (von 16 verschiedenen Tieren), $2^1/_2$ Pfund 10 verschiedener Oele, endlich aus 20 grösstenteils wolriechenden Pflanzen-

ceutische Handbücher. So z. B. das Lumen apothecariorum im Jahre 1497 zu Venedig, das Luminare maius im Jahre 1490 ebendaselbst etc.

* Johannes Mosuæ, dessen eigentlicher Name Isa ben el Hakem ist, lebte im IX. Jahrhundert als Direktor des Krankenhauses zu Bagdad. Die lateinischen Uebersetzer nennen ihn auch Johannes oder Janus Mesuë. Seine Werke erschienen 1489 zu Bologna in lateinischer Uebersetzung.

** Ermolao Barbaro (Hermolaus Barbarus 1454—1493) venetianischer Gesandter in Rom, zuletzt Patriarch von Aquileja. Seine kritische Bearbeitung des Plinius erschien zuerst 1492.

bestandteilen zusammengesetzt ist. Frankovith nennt dieses mixtum compositum «ein göttliches, von ihm den Menschen gebrachtes Geschenk». — Im Jahre 1628 erschien die «Hausapotheke» (Haazy Apateka) des Caspar Madács, die er nach dem böhmischen Werke Matthioli's ins Ungarische übertrug.

Dieser literarischen Sterilität gegenüber nimmt die Entwicklung des Apothekerstandes immer mehr zu.

Im Jahre 1602 (15. Jänner) wird die Apothekerordnung vom Jahre 1564 bestätigt und im Jahre 1644 am 8. Mai in erweiterter Form ausgegeben.

Wir wollen im Folgenden die hauptsächlichsten Bestimmungen dieser Apothekerordnung registriren.

Vor Allem musste der Apotheker geprüft sein «ob er geschickt genug und einer Apotecken notdürfftiglichen und wohl verstehen könne: und solle solches Examen durch besagte medizinische Fakultät (die Wiener) mit Zuziehung zween Burgerlicher geschickter Apotecker, darunter allzeit der Senior auss ihren Mittel (ausser erheblichen Ursachen) seyn soll, fürgenommen, und keiner zum Examen zugelassen werden: er bringe dann vorhero genugsambe Kundtschaft seiner ehrlichen Geburt und Lehr-Jahr für, wie auch, dass er der Heiligen Catholischen Religion zugethan seye».

Die Prüfung bestehe aus einem theoretischen und aus einem practischen Teile.

«Zum Vierten solle nach verrichten Examen, wenn die Examinatoren befunden, dass der Examinirte in seiner Kunst wol erfahren, auch einer Apotecken nutzlichen vorstehen könne, derselbige angeloben, dass er dem Decano Facultatis Medicæ, so vil die Kunst anlangt gebührenden Respect und Gehorsamb leisten, auch seine Kunst männiglichen, bevorab denen kranken Persohnen, Reichen und Armen zu Guten gebrauchen, und derselben mit allen Möglichkeiten und sonderen Fleiss anwarten; und niemand wider die Gebühr und ordentliche Tax nicht beschwären oder übernehmen (überhalten): die Artzneyen wie solche von Medicis vorgeschrieben werden, gut und frisch, als vil dass immer seyn kann, zu bereiten: keine innerliche Artzneyen jemanden nach eygenen Kopf machen, noch eingeben; vil weniger andern Aderlass ordnen, noch denselben beywohnen etc.»

«Apotheker-Gesellen sollen tugendsamb und erfahren Leuth seyn, und eine geraume Zeit dienen, weilen nichts schädlichers in einer Apotheken, wie auch denen Patienten, als wo öffters die Gesellen verändert werden.

«Die Lehrjungen müssen ehrlicher Geburt, der Catholischen Religion zugethan, und in der Lateinischen Sprach etwas erfahren seyn, auch ihre Lehr-Jahren, welche wir hiermit auff vier Jahre wollen gesetzt und geordnet haben, ordentlichen und wie sichs gebührt vollstrecken.»

«Wittib solle die Apotecke durch einen Provisoren versehen.»

«Apotecker ihr Gesind und Gesellen sollen nüchter und der Ehrbarkeit ergeben seyn;» — «insonderheit aber die Trunkenheit bei ihnen abstelle, damit die Patienten hierdurch an der Cur und Artzneyen nicht Schaden nehmen.»

«Einem zwey Apotecken zu haben: D. D. Medicinæ Artzneyen zu präpariren und zu verkaufen, denen Apoteckern Artzneyen fürzuschreiben, verbotten.» — «Wo aber ein Doctor ein Apotecken halten oder auffrichten wolte, so solle ein solches unverwehrt seyn: doch dass er der Apotecken allein ausswarte, der Artzney und Doctorey aber sich gänzlichen enthalte.»

«Obwolen denen Doctorn der Artzney, wie obstehet, gäntzlichen verbotten und verwehrt ist, in ihren Häusern, ausser ihres Hausgesind, frembden Persohnen Artzneyen zuzurichten; jedoch wollen Wir hievon aussgenommen haben etliche der Doctorn Secreta und Geheimnussen, welche sie in Chymicis selbsten durch ihren grossen Fleiss erfinden und nicht wol wegen der Kunst und Gefährlichkeit in Präparirung oder Zurichtung derselben andern vertrauen, welche Secreta sie in ihren Häusern präpariren und zurichten können, und ihnen keines Weegs verbotten seyn solle, Wir wollen aber darbey verordnet haben, dass solches zu keinem Missbrauch und andern gemeinen Sachen von ihnen gezogen, auch offentlich dergleichen Artzneyen umbs Geldt verkaufft, und als ein Gewerb, welches denen Doctorn der Artzney nicht gebührt, damit getriben werden solle.»

Die Apotheke soll rein und in Ordnung gehalten werden und immer mit frischen und guten Materialien versehen sein; «damit nicht eines für das Andere, quid pro quo, in der Artzney gebraucht werde, dardurch leichtlichen denen Patienten geschadet werden könne Wann aber einem Apotecker je zu Zeiten ein Stuck abgienge, solle er dasselbe aus einer andern Apotecken nehmen, da es aber auch anderwerths nicht zu bekommen, solches dem Medico, so das Recept geschriben, anzeigen, dass derselbe etwas anders dafür substituiren, oder verordnen könne, und hierinnen seinem eigenen Judicio nicht vertrauen, noch folgen.»

Die zusammengesetzten Artzneimittel sollen nach dem — mit dem Wiener Zusatz versehenen — Dispensatorium Augustanum (Augsburger Pharmacopœ) bereitet werden.

«Purgantia simplicia et composita auff das beste zu präpariren, alle Zeit im Vorrath zu halten, und bey zeiten zu colligiren und die Wässer in sauberen Geschirren zu erhalten. Die Zeit der Reparirung (der Ausscheidung der wirkungslos gewordenen Stoffe) auff die Büchsen und Gläser zu schreiben.»

«Destillata und Composita von keinem Unerfahrnen und auf das Beste zuzurichten.»

Die Apotheker mögen sich auch mit den seltener beanspruchten Ma-

terialien, wie Unicornu, Bezoar, Korallen, aqua apoplectica, epileptica etc. versehen, «damit einen Krancken in Zeit der Noth geholffen werden möge.»

Der zum Verkauf bestimmte Theriac und Medritat soll echt sein.

«Apotecker sollen sich der Burgerlichen Aembter entschlagen, damit sie in Abwartung ihrer Apotecken nicht verhindert werden. Da aber einer und der ander auss denen Apoteckern zu Nutzen des gemeinen Weesens in der Stadt-Aembter gezogen wurde: solte sich derselbe mit einer tauglichen, erfahrnen, fleissigen Persohn, der er die Apotecken vertrauen könne, versehen.»

«Decoctiones sollen in erdenen oder glasirten Geschirren geschehen», denn die Messing- oder Kupfergefässe geben der Arznei einen vitriolischen Beigeschmack.

«Obzwar die edle Artzney von Gott dem Menschen zu seiner Gesundheit erschaffen, und dahin verordnet worden: so gibt es gleichwol die Erfahrenheit, dass dieselbige auss Bossheit etlicher Menschen missgebraucht und zu des Menschen Verderben angewendet werden; darowegen gebieten Wir allen und jeden Apoteckern bei unserer schwären Straff, dass sie niemanden weder Mineralia, Vegetabilia, Venenata etc. geben.»

«Solle auch denen Apoteckern verboten seyn, nicht allein von denen Juden, Widertauffern, Theriac- und Wurtzel-Kramern, Zähnbrechern, Markschreyern, Winkel-Aertzten, Landfahrern, Weibern und dergleichen Personen so die Artzney nicht verstehen» unterschriebene Recepte zu übernehmen, ebenso sollen auch die von Aerzten ausgestellten, aber nicht unterzeichneten Recepte unberücksichtigt bleiben. «Badern und Barbirern nur die äusserliche Wund-Artzney zugelassen.»*

Ausser den bekannten Hausmitteln sollen von den hiezu nicht berufenen Personen keine Medikamente verordnet werden. «Nachdeme sich auch allerhand Apotecker-, Barbierer- Bader-Gesellen, Landfahrer, allhie hin- und wieder in denen Häusern heimlich auffhalten, Artzney zurichten, dieselbe denen Leuthen umb das Geld verkauffen, und sich gar zu practiciren unterstehen; als gebieten Wir hierauff in Kraft dieser Ordnung, da dieselben betretten wurden, sollen solche dem Burgermeister und Rath angezeigt, und zu gebürlicher Bestraffung gezogen werden.»

«Das vorgeschribene Recept ohne Vorwissen des Medici nicht zu

* Schon im XVI. Jahrhundert wurde den Raaber Barbierern (Barbitonsores) die Erlaubniss erteilt, Wunden zu behandeln und Verbände anzulegen. Als Meisterstück erforderten sie die Bereitung einiger Wundpflaster. S. ihre Zunftverordnungen vom Jahre 1582 in den Győri füzetek (1. Jahrg. S. 155). Daselbst heisst es: «Az mi Mestersegunk Zerint valo proba imezeknek meg chinálása a Zwrke deakorium, Nagi Erlelő, Deaquillum, Grattia Dey, veoreos Ir, Czibak flastrom, Föklelő Ir, Ungu. Regis, Cinobrium sebtucium, Apostolicon, es Gyapiws Ir».

ändern.» Der Apotheker möge den Arzt in einem solchen Falle auf seinen Irrtum aufmerksam machen, bevor das Medikament zur Ausgabe gelangt.

«Hingegen solle auch, da ein Error in der Apotecken befunden wurde, darumben der Apotecker nicht alsobalden ausgeschrien, bevor so dieser Error nicht einer sonderbaren Importantz und dem Patienten zu keinem Schaden gereicht, sonder destwegen glimpfflich vermahnet werden; wann sich aber ein wichtiger Casus begeben würde: solle alsdann solches dem Decano angezeigt werden, welcher mit Zuziehung zweyen Apotecker auff vorgehend beschehene güttliche Vermahnung den rechten Grund und Augenschein einnehmen, und nach Befund der Sachen erkennen solte.»

«Patienten sollen mit der Tax nicht übersteigert werden.»

«Weilen sehr, und viel grosser Fleiss an denen Mineralibus gelegen, welche gemeiniglich per Chymiam in Flores, Sulphur, Olea, Spiritus, Sales, Magisteria etc. präparirt werden; also befehlen wir, dass die Apotecker solche nicht anderwerts her von unbekannten Personen, oder Wasser-Brennern erkauffen: sondern in ihren Laboratoriis selbsten, oder durch ihre Gesellen alles Fleiss präpariren sollen.»

Den Klosterapotheken wird der Verkauf der Arzneien untersagt. «Doch solle ihnen unverwehrt seyn, aus ihren eigenen zugerichten Apotecken die Ihrigen mit nothdürfftigen Artzneyen zu versehen.»

Der geheime Verkauf von Arzneien durch Theriackrämer, Wurzelträger, Stein- und Bruchschneider, Landfahrer, Marktschreier und Weiber wird untersagt; auf offenen Jahrmärkten jedoch können sie mit Erlaubniss des Decans ihre Waaren verkaufen.

«Denen Materialisten, Zucker-Bäckern, Kramern wird auch hiemit ernstlich, und bei Straff gebotten: dass sie mit Pulvern, Theriac, Latwergen, Oleis, Spiritibus, prætiosis, præparatis, Morsellis, Tabulatis, Destillatis, welches denen Apoteckern allein gebührt, und in geringer Dosi nicht handeln; noch die simplicia, Loth-, Quintl- oder Pfenningwerthweits hinfürs andern verkauffen, auch nichts dergleichen zu Hauss distilliren oder präpariren sollen.»

«Hoff-Apotecker hat bey anwesenden Hoffstadt freien verkauff.»

Die Apotheken sollen durch Mitglieder der Wiener medizinischen Facultät fleissig visitirt werden. Die bisher ungeprüft gebliebenen Apotheker mögen sich zur Prüfung melden.

Im Jahre 1656 erliess Ferdinand III. die zum Gesetz erhobene Verordnung, dass die Apotheker, die Gift mit Ausserachtlassung der nötigen Vorsicht verkaufen, bestraft werden.*

* Apothekarii venenum, sine sufficienti attentione vendentes, judicialiter puniendi. Artic. 72, Part. II. Decret. leg. crimin. Ferdinandi III. (Corpus juris hungarici ad a. 1656, 30 Decembr.)

Ein k. k. Decret vom 10. Juni 1678 verordnete Folgendes: «So viel die Abschaffung der Unkatholischen Apotheker-Gesellen betrifft, (weilen vorkommt, dass auch die Catholischen Apotheker-Gesellen an denen Uncatholischen Orthen angenommen werden) die Supplikanten mit ihren Begehren abgewiesen werden; Was aber die Uncatholische Lehrjungen anbelangt, die Apotecker zur fernerer genauer Observantz ihrer auch diessfalls habenden Ordnung angewiesen und ihnen benebens gemessen anbefohlen werden solle, dass, wenn bei einem Uncatholischen Knaben, welcher die Apothekerkunst erlernen wollte, die Bekehrung zur katholischen Religion zu hoffen wäre, sie denselben, ehe sie ihn aufnehmen, der Regierung anzeigen und darüber Bescheid erwarten sollen.»[1]

Wie alle diese Verordnungen, so wird auch die am 21. Juni 1689 herausgegebne «Taxordnung der Medikamente», die im Codex Austriacus 1 Bd. S. 71 erwähnt wird,[2] in Ungarn Eingang gefunden haben.

Diese Bestimmungen trugen dazu bei, dem ungarischen Apothekerstande auch bei den ausländischen Fachgenossen Anerkennung zu verschaffen, welcher Ausländer, die zu dieser Zeit Ungarn bereisen und auch das Sanitätswesen berühren, unverhohlen Ausdruck geben. Brown z. B., der gegen das Ende des XVII. Jahrhunderts Ungarn bereiste, spricht von der Pressburger Apotheke als einer «voll rarer Seltenheiten.»[3]

So entwickelte sich das Apothekerwesen in Ungarn von den ältesten Zeiten bis zum XVIII. Jahrhundert. Zu Beginn dieses Jahrhunderts finden wir bereits die ernste Bestrebung nach vollkommener Selbständigkeit in der innern Verwaltung des ungarischen Apothekerwesens, was sich in erster Reihe in der Ausarbeitung und Einführung einer von der Wiener unabhängigen Medikamententaxe zeigte. Diese legte den Grund zu jener vollen Unabhängigkeit und Selbstständigkeit, die der ungarische Apothekerstand erst in unserm Jahrhundert zu erreichen vermochte.

Wien, Oktober 1889.

IGN. SCHWARZ.

[1] Linzbauer Codex I., 276 (Cod. austr. II., 71).

[2] Die Taxe selbst ist im Codex nicht enthalten.

[3] Edward Brown's Durch Niederland, Teutschland, Hungarn etc. gethane Reise Nürnberg 1686, S. 104.

CARDINAL LUDWIG HAYNALD ALS BOTANIKER.

Zur Feier seines fünfzigjährigen Priesterjubilæums.

Von August Kanitz.

I.

Es war im Frühjahr 1826 als Ludwig Haynald im Alter von kaum zehn Jahren, mit dem reizenden Schneeglöckchen, die botanische Laufbahn betrat und seitdem pflegt er mit Liebe, Sachverständniss und Begeisterung die von Linné scientia amabilis benannte Pflanzenkunde.

Wie man Pflanzen sammeln, trocknen und bestimmen soll, zeigte ihm sein hochgebildeter Vater, der selbst ein schönes Herbar besass. Die lange vermisste Sammlung kam ihm erst vor ein paar Jahren, als er schon Cardinal war, zu Betlér, im Schlosse des Grafen Emanuel Andrássy, der sie durch Kauf erworben hatte, wieder zu Gesichte; als Haynald die Handschrift seines längst verblichenen Vaters erkannte, beeilte sich Graf Andrássy, ihm das Herbarium als Geschenk anzubieten, welches Haynald denn auch mit grosser Freude annahm. Das erste Buch, mit welchem er Pflanzen bestimmte, war das im Linné'schen System redigirte Ungarische Kräuterbuch (Magyar Füvészkönyv) von Samuel Diószegi und Michael Fazekas (Debreczin 1807—1812). Der Titel besagt ja schon, was damit erreicht werden konnte.

Aber bald nahm ihn die Vorbereitung zu seinem selbstgewählten, hehren Berufe ganz in Anspruch und für die Botanik blieb kaum Zeit übrig. Obgleich er damals und noch lange nachher bescheiden im Hintergrunde blieb, versäumte er doch keine Gelegenheit in der Pflanzenkunde Fortschritte zu machen.

In den dreissiger Jahren wirkte in Wien unser Pressburger Landsmann Stephan Ladislaus Endlicher, der noch an der Schwelle des Mannesalters, als ein glänzendes Meteor auf verschiedenen Wissensgebieten erschien. Als Custos der k. k. Hofbibliothek nahm er mit fast übermenschlicher Arbeitskraft eine Reihe von Werken in Angriff, welche er mit unvergleichlichem Fleisse und grosser Pünktlichkeit vollendete. Ungarische Geschichts-, römische Rechtsquellen, wertvolle germanistische Beiträge, chinesische Grammatik, Geographie und Folklore verdanken ihm ebenso wichtige Beiträge, wie die Botanik, für deren «natürliches System» er den Weg mit seinem colossalen «Genera plantarum» ebnete, welches auch in typographischer Beziehung wie keines seiner Vorgänger oder Nachfolger übersichtlich, fast ein halbes Jahrhundert der Wissenschaft grosse Dienste leistete. Dieses Werk gelangte

auch Haynald, noch als es im Erscheinen begriffen war, frühzeitig zur Hand. Als er in Wien, im Augustinæum, sich zu den theologischen Doctor-rigorosen vorbereitete, ging er häufig in die Nachbarschaft, auf den Josephsplatz, wo sich damals das botanische Hofkabinet befand; dort wurde er mit dem Custosadjunkten und nachherigen Universitätsprofessor Eduard Fenzl bekannt. In seiner akademischen Denkrede auf Fenzl erinnert er sich mit Pietät des Momentes, als derselbe in Gegenwart seines unmittelbaren Vorgängers «unseres berühmten Landsmannes, des körperlich und geistig die Zeitgenossen weit überragenden St. L. Endlicher, der ein so erschütternd tragisches Ende nahm», ihm «der sich schon seit vierzehn Jahren dilettantisch mit Botanik im Linnéischen Geiste beschäftigte, die vorlängst erschienenen ersten Hefte der Genera plantarum zeigte und ihn unterweisend in das Studium des natürlichen Systems einführte. In Endlicher's Genera plantarum sind alle damals bekannten Pflanzengattungen lateinisch beschrieben, es finden sich darin alle noch so kleinen pflanzlichen Wesen, welche in jener Zeit mit den damals noch unvollkommenen Mikroskopen kaum gesehen werden konnten, bis zu den Pflanzenriesen, welche mit den höchsten Gebäuden und Türmen wetteifern. Aus diesem Werke lernte Haynald, dass sämmtliche Geschöpfe der Pflanzenwelt, mögen dieselben noch so riesig gross, noch so winzig klein sein, am zweckmässigsten aufgebaut sind und dass alle in ihrer wahrlich schönen Harmonie die Natur zieren und ihren Schöpfer preisen; dann ferner lernte er noch, dass jede Pflanze wert sei, gesammelt und studirt zu werden. Als ihm später, auf seiner langen und glänzenden Laufbahn Mittel und Gelegenheiten sich boten, erwarb er durch Kauf und Tausch die vielen interessanten Pflanzen und sammelte auch selbst sehr viel; — dass ihm auch seine zahlreichen Bekannten und Verehrer aus fernen Gegenden vieles mitbrachten, oder sandten, möge auch nicht unerwähnt bleiben.

Haynald las und studierte viel, es unterstützte ihn dabei die ausserordentlich rasche Auffassung und das Geschick, das Richtige schnell herauszufinden. Als Caplan in Budapest suchte er die Bekanntschaft der dortigen Botaniker, um von ihnen Pflanzen im Tausche zu erhalten. Einer seiner damaligen Bekannten, das nachherige corr. Mitglied der ungarischen Akademie Joseph von Dorner, der beim Ofner Statthaltereirat als Praktikant angestellt war, gedachte noch nach Jahren der verbindlichen Liebenswürdigkeit, der schönen botanischen Kenntnisse und des Eifers, mit welchem er die botanischen Kreise rasch für sich einnahm. Mit Fenzl blieb er bis an dessen Lebensende, also mehr als vier Decennien, in ununterbrochener freundschaftlicher Verbindung, ihm verdankte er die Verweisung auf gediegene Fachwerke, er besorgte ihm die Mikroskope «zum Studium und zur Augenweide über die Wunder des botanischen Mikrokosmos», er besorgte ihm auch die sonst nötigen optischen und anderen Instrumente und gab ihm

die nötigen Unterweisungen zu deren Benützung, später erteilte er dann auch zum Ankaufe mancher namhaften Sammlung und wichtiger Werke, namentlich der Patres, die nötigen Ratschläge.

Aber wirklich eingehend mit Pflanzenkunde sich zu beschäftigen, begann Haynald erst, als er Bischof von Siebenbürgen wurde, obgleich ihm seine ausgedehnte Diöcese einen sehr grossen Wirkungskreis eröffnete. Damals war noch keine Eisenbahn in Siebenbürgen und seine häufigen Pastoralreisen nahmen daher sehr viel Zeit in Anspruch. Auf solchen Fahrten sandte er oft seine Kutsche voraus, besuchte zu Fuss die vielen interessanten Stellen und erfreute sich der vielen schönen Pflanzen. Nachdem er seine wichtigen Functionen beendigt hatte, ruhte er nicht aus, sondern ging ins Freie, Pflanzen zu sammeln und zu beobachten. War das Wetter günstig, so ging er auf die Alpen hinauf, Nachts zog er sich dann in ein kleines mitgenommenes Zelt zurück; überraschte ihn aber dort oben ein Gewitter, dann lud er auch die Botaniker der Gegend, die ihn hinauf begleitet hatten, ein, den engen Raum mit ihm zu teilen; hatte er dann die Breviergebete beendigt, so verbrachte er mit seinen Gästen fast die ganze Nacht mit anregenden botanischen Gesprächen.

Die grossen Pflanzenmassen, welche er selbst sammelte, so wie das immense Material, welches durch Kauf, Tausch oder Schenkung sein Eigentum wurde, bearbeitete und ordnete er selbst, in den Wintermonaten, spät Nachts, wenn er sich in seine Gemächer zurückgezogen hatte. Mit wie liebevoller, bis ins kleinste Detail gehender Sorgfalt er sich damit beschäftigte, dafür zeugt auch der Umstand, dass er alle jene Pflanzenexemplare, welche er andern zukommen liess, fast ausnahmslos mit eigenhändig geschriebenen Etiquetten versah und nur dann, wenn er von einer sehr interessanten Pflanze zahlreiche Exemplare zur Verteilung brachte, die nötigen Etiquetten drucken liess.

Natürlich wünschte Jeder von Haynald Pflanzen zu besitzen; und damit auch jene davon erhalten mögen, die es nicht wagten, sich dem hochgestellten Kirchenfürsten zu nähern, schenkte er viele tausende von Pflanzenexemplaren dem botanischen Tauschvereine in Wien. So konnte Jeder zu siebenbürgischen Raritäten, die damals noch sehr schwer erhältlich waren, gelangen, um sie zu studiren. Diejenigen aber, die so glücklich waren, mit dem Bischofe von Siebenbürgen in directe Verbindung treten zu können, erhielten Dank der hohen Munificenz immer mehr als sie gaben. Es war eben Haynalds Lieblingswunsch, dass mit den vielen Pflanzen, welche ihm selbst so viele erhebende und den Schöpfer preisende Stunden boten, nicht nur jeder wahre Pflanzenfreund beteilt werde, sondern dass auch die Zahl der Pfleger der Pflanzenkunde sich immer mehr und mehr vergrössere. Botanische Bestrebungen zu unterstützen war ihm eine rechte Herzensfreude und fast jeder heimische Botaniker von einiger Bedeutung und sehr viele

unter den jüngern fanden in Haynald sozusagen den natürlichen Beschützer ihrer Studien.

II.

In solcher Art wuchs Haynald's Herbarium allmählich. Aber grosse Herbarien erreichen nur dann wissenschaftliche Bedeutung, wenn es gelingt, grössere Ankäufe von Sammlungen solcher Botaniker zu machen, die selbst auch viel und systematisch gesammelt, sich in der Wissenschaft einen Namen erkämpft und während einer langen Reihe von Jahren mit andern Botanikern in Verbindung gestanden haben. Auch Haynald's Sammlung vermehrte sich ansehnlich durch derartige grössere Erwerbungen und entwickelte sich auf diese Weise immer mehr zu einem Herbarium, das nicht nur unter den grösseren Privat-Herbarien von Oesterreich und Ungarn, sondern sogar von ganz Europa genannt wird.

Die vier grossen Sammlungen, welche Haynald nicht nur für die Vermehrung seines Herbars, sondern auch zum Tausch viele gesuchte und wertvolle Objecte boten, waren die Herbarien von Heuffel, Schott, Kotschy und Sodiro. Das erste dieser Herbarien erwarb Haynald noch als Bischof von Siebenbürgen, die übrigen als Erzbischof von Kalocsa.

Johann Heuffel, vor 1848 Physikus des Krassóer Comitats, gehörte zu den bedeutendsten vaterländischen Botanikern, und dass er die Botanik auch als Fachwissenschaft zu pflegen wünschte, dafür spricht neben andern auch der Umstand, dass er nach Haberle's Tod um den an der Budapester Universität zur Erledigung gekommenen Lehrstuhl der Botanik sich bewarb; überhaupt wurde er zu den angesehensten Botanikern des Landes gezählt und es war den ausländischen Vertretern dieser Wissenschaft sehr daran gelegen, mit ihm in Verbindung zu treten. Es ist dies erklärlich, denn nachdem der aus Modern im Pressburger Comitate stammende Dr. Heuffel, durch die Verhältnisse in die südöstliche Gegend Ungarns, in das Krassóer Comitat als Arzt gelangt war, hatte er in dem damals Banat genannten Landesteil zahlreiche interessante Pflanzen gesammelt. Es ist sein nicht geringes Verdienst, die Flora des heutigen Krassó-Szörényer Comitates erforscht zu haben. Die Resultate fasste er in seiner «Enumeratio plantarum in Banatu Temesiensi sponte crescentium et frequentius cultarum» zusammen, welche er kurz vor seinem Ableben beendete. Dieses Posthumum wurde bald nach seinem Tode, durch Haynald's Vermittlung, veröffentlicht. Ausserdem verdankt ihm die Flora des Hunyader Comitates, von welcher er auch in der eben genannten Arbeit Erwähnung thut, so manche wertvolle Bereicherung. Die bedeutendsten Floristen und Herbarbesitzer aus Mittel-Europa, selbst aus Frankreich, England, Schweden und Russland sandten Heuffel getrocknete Pflanzen, was dann zur Folge hatte, dass er damals, als der Eisenbahnverkehr nur bis Szolnok ging und die wissenschaftliche Cor-

respondenz kostspielig war, wohl viel wertvolles Material erlangte, aber andererseits auch manches, was man dringend von ihm erbat, selbst in dem Falle hingab, wenn es seine letzten Exemplare waren, denn er schmeichelte sich immer mit der Hoffnung, er würde noch einmal zum Standorte hingelangen können, aber leider gingen seine Wünsche und Hoffnungen nicht immer in Erfüllung. Haynald kaufte diese bedeutende Sammlung von Heuffel, als derselbe bereits auf dem Sterbebette lag. Ausser dem was Heuffel selbst gesammelt, enthielt dieses Herbar noch vieles, was Bachofen von Echt, Alphonse de Candolle, Dorner, Eckart, Eisenmann, Fenzl, Elias Fries, Michael Fuss, Griesebach, Hampe, Sir William Herbert, Hildebrandt, Hochstetter, Hohenacker, Hoppe, Janka, Jordan, Koch (der berühmte Verfasser der Synopsis Floræ Germanicæ), Kotschy, Kuntze, Lagger, A. Láng, O. F. Lang, Baron Leithner, Josef Maly, Mihalka, C. A. von Mayer, Nathusius, Panchich, Pavich, Pavlovszky, Pittoni von Dannenfeldt, Rainer, Reichenbach pat. et fil., Rochel, Sadler, Sándor, Schenk, Schiffer, Schlosser, Wilhelm Schott jun., Schröckinger von Neudenberg, Schultz Bip., Schur, Streim, Streinz, Szovits, Vuchetich, Welwitsch, Wierzbicki u. A., meistens Botaniker von Ruf, ihm im Tauschverkehr zugesandt hatten, ausserdem gehörte eine sehr schöne Algensammlung von Le Normand dazu.

Die Sammlung enthielt vieles, was Haynald noch nicht besass und wurde so zur Quelle vieler Belehrung und anregenden Genusses, doch konnte er sich demselben in Karlsburg nicht in dem Maasse, wie er selbst wünschte, hingeben, denn erst im Herbste des Jahres 1857 gelangte er in den Besitz des Herbariums und wenn er auch noch bis zum Herbste 1860 mehr Zeit auf die Sammlung verwenden konnte, gestatteten dennoch die immer mehr in den Vordergrund tretenden politischen Ereignisse keinen wirklichen und ungestörten Genuss, so dass er nur, nachdem er Erzbischof von Karthago geworden und sich in Szécsény längere Zeit mit dem Herbarium eingehend beschäftigen konnte, mit Vergnügen wahrnahm, dass auch noch manche Pflanze unter den Heuffel'schen sei, welche er früher, als er das ganze nur oberflächlich durchnehmen konnte, nicht darin gefunden hatte.

Kotschy, der berühmte Reisende, welcher jahrelang in den drei Erdteilen der alten Welt sammelte, aber in Folge seiner beschränkten materiellen Verhältnisse hauptsächlich darauf angewiesen war, den bedeutenderen Teil seiner Sammlungen den Subscribenten zur Verfügung zu stellen, besass kein grosses Herbar, aber sein Handherbar enthielt den grössten Teil der von ihm entdeckten neuen oder interessanten Arten, unter den nicht verkauften in seinem Besitze gebliebenen Centurien befanden sich auch mehrere, welche Haynald früher noch nicht besass, ferner war noch das grosse Quercus-Herbarium Kotschy's da, welches allerdings teilweise ungeordnet und unbearbeitet war, aber Haynald's Sammlung mit solchen Exemplaren bereicherte, von welchen auch in den grössten Herbarien Europas

nur wenig ähnliches anzutreffen ist. Schliesslich waren zahlreiche wertvolle Handzeichnungen im Nachlass, welche zu einem guten Teil den Stoff lieferten zu dem von G. Schweinfurth herausgegebenen und unserem gelehrten Erzbischof gewidmeten Werke «Reliquiæ Kotschyanæ».*

Das dritte grosse Herbar, welches Haynald erwarb, war das der beiden Schott. Der ältere, Wilhelm Schott, war Obergärtner im botanischen Garten der Wiener Universität; bei ihm verweilte Baumgarten, als er mit Unterstützung des siebenbürgischen Guberniums nach Wien reiste, um die Flora Siebenbürgens zu bearbeiten; so gelangte der ältere Schott zu mehreren siebenbürgischen Pflanzen und von dieser Zeit an mochte sich in seinem Sohne die Vorliebe für botanisch interessante Erscheinungen Siebenbürgens entwickelt haben. Der jüngere, Heinrich Wilhelm Schott, war Mitglied jener wissenschaftlichen Expedition, welche die Erzherzogin Leopoldine, die Braut des Kaisers von Brasilien, in ihre neue Heimat geleitete. Vier Jahre sammelte er Pflanzen in vielen, damals noch unbekannten Teilen dieses grossen Landes, verweilte dann längere Zeit auf Capland, von wo er auch viele Pflanzen mitbrachte; nach Oesterreich zurückgekehrt wurde er bei den k. k. Hofgärten angestellt und stieg in seinem Berufskreise immer höher und höher, bis er zum Director der grossartigen Gärten und Menagerien in Schönbrunn befördert, die höchste Stufe in seiner Branche erreichte. In dieser verblieb er dann bis an sein Lebensende.

Schott verwertete, als geschickter Botaniker, die ihm anvertrauten botanischen Schätze auch für die Wissenschaft und wollte jede noch so geringe Form, welche er übrigens genau beschrieb, als etwas besonderes unterschieden wissen. Die meisten derartigen Pflanzen befinden sich in seinem Herbar, so dass dies eine unschätzbare Quelle zur gehörigen Würdigung und Interpretation seiner Werke bietet. Die reiche Sammlung und die genug wissenschaftlich Wertvolles enthaltende Bibliothek kaufte Maximilian Kaiser von Mexico, als Grundstock für die botanische Abteilung des mexicanischen Staatsmuseums; nach der Katastrophe von Queretaro wurde natürlich auch dieses alles nach Europa zurückgebracht und damals kaufte Haynald, abgesehen vom Araceen-Herbar, alle übrigen Pflanzen und einen bedeutenden Teil der Bibliothek. Durch die Einverleibung dieser Sammlung, deren früherer Eigentümer, wie wir sahen, in Afrika und Südamerika selbst gesammelt hatte, wurde Haynald's Herbar wieder mit viel wissenschaftlich wertvollem Material bereichert. Kaum war es aber in die Hände

* Reliquiæ Kotschyanæ. Beschreibung und Abbildung einer Anzahl unbeschriebener oder wenig gekannter Pflanzenarten, welche Theodor Kotschy auf seinen Reisen in den Jahren 1837—39, als Begleiter Joseph's von Russegger, in den südlich von Kordofan und oberhalb Fesoglu gelegenen Bergen der freien Neger gesammelt hat. Mit einer biographischen Skizze und Portrait Kotschy's. Berlin, G. Reimer 1886. XL., 52 pp. 35 tab. 4°.

des neuen sachverständigen Besitzers gelangt, als dieser sofort daran war, dass alle jene Arten, welche Schott in seinen «Analecten» behandelte und die zum guten Teile aus unserem Vaterlande stammten, aber zumeist rätselhaft oder doch sehr mangelhaft gekannt waren, in gehöriger Weise besprochen würden, so dass er selbst mit Recht gelegentlich sagen konnte: «Die mit meinem Herbarium vereinigten siebenbürgischen Pflanzen hat später einer unserer genauesten Botaniker, August Neilreich, in seiner Abhandlung «Ueber Schott's Analecta botanica» auf meine Veranlassung kritisch genau revidirt; ungeachtet dessen, dass er gar manche dieser Pflanzen ihres selbstständigen Artenrechtes entkleidete, hat Schott dennoch aus der östlichen Flora unseres Vaterlandes, zahlreiche, wenn auch nicht immer einen Artenwert enthaltende, aber gewiss interessante neue Formen der Wissenschaft zugeführt, womit er zugleich nicht unbedeutende Beiträge zur Kenntniss der schönen Flora unserer Heimat lieferte.»

Der vierte grosse Erwerb waren die ausgedehnten Sammlungen, welche der Jesuitenpater Alois Sodiro in Ecuador zusammenbrachte, dieselben sind zum grössten Teil noch unbearbeitet und enthalten viel Interessantes.

Gross ist die Zahl der Botaniker, mit welchen der Erzbischof im Laufe der vielen Jahre in Verbindung stand und von welchen er entweder durch Tausch oder Kauf Pflanzen erwarb, oder diese, sowie auch Bücher als Zeichen der Hochachtung erhielt.

In Haynald's Herbar sind ausser den Pflanzen der erwähnten Fachmänner noch solche aus den botanischen Museen von Wien, München und Paris, ferner von Agardh, Aitchison, Altobelli, Anzi, Areschoug, Ascherson, Baenitz, Baillon, Balfour, Ball, Bauer, Bebb, Beccari, Benseler, Berlandier, Blanchet, Boissier, Bommer, Boos, Borbás, Bordére, Bosse, Bourgeaux, Bouvier, Brandza, Branik, Alexander Braun, Bubani, Geschwister Burle, Canby, Carl, Baron Cesati, Claussen, Coban, Contest.-Lacour, Csató, Cumming, Curtis, Czetz, Abbé David, Debeaux, Déchy, Derbés, Deschmann, Duka, Duthie, Ecklon, Egeling, Baron Eggers, Eggert, Baronesse Eichthal, Engler, Enwald, Susanne von Eördegh-Biró, Falk, Farkas-Vukotinovich, Farlow, Fenzl, Filhol, Fourcade, Frank, Freyn, Gander, Gandoger, Gansauge, Gasparrini, Gastrell-Harris, Geheeb, Geoffroy-St.-Hilaire, Ghiesbrecht, Gœppert, Gottsche, Groves, Gussone, Hahn, Polyxena Hampel-Pulszky, Haussknecht, Hazslinszky, von Heldreich, van Heurck, Heuser, Hieronymus, Hinteröcker, Hohenacker, Holuby, Hombron, Hostmann, Howel, Huet, Huguenin, Huter, Istvánffi, Jæger, Janka, Jellinek, Jones, Kanitz, Keck, Kerber, Kerner von Marilaun, Kmet, Knabe, Knapp, Knoblecher, Kotschy, Julius von Kováts, Kralik, Kützing, Laflamme, Lagger, Le Jolis, Letourneur, Levier, Lindberg, Linhart, de Lisle, Loscos, Lorentz, Franz Maly, Marcucci, Martens, Maw, Menyhárt, Metz, Miquel, Mocenni, Bernhard Müller, Baron Ferdinand Mueller, Nægeli, Neilreich, Nordstedt, de Notaris, Oberleitner,

Orphanides, Panchich, Pappafava, Paris, Parish, Parlatore, Paterson, Petrovich, Petter, Pfund, Philippi, Pichler, Porta, Pringle, Rabenhorst, Radde, Raddi, Raoul, Reichenbach Vater und Sohn, Reuter, Reverchon, Ludwig Richter, Riehl, Rigo, Rolli, Roumeguère, Ruhmer, Sanguinetti, Savatier, Schott, Schrenk, C. H. und Fritz Schultz Bip., Schweinfurth, Sekera, Sendtner, Sieber, Simonkai, Brüder Sintenis, Skofitz, Anna Smith, Spreizenhofer, Spruce, Ste. Croix de Belligny, Amalie Stockinger-Haynald, Szabó, Szovits, Tauscher, Baron Thümen, Timbal-Lagrave, Pius Titius, Töpfer, Todaro, Tommasini, Baron Uechtritz, Ujhely, Urban, Vedel, Anton von Velics, Verlot, Verveaux, Vigener, Waitz, Wainio, Wawra, Watson, Wiesbauer, Willkomm, Winkler, Wittrock, Wolff, Wight, Zelebor und Zohrab.

Hier mögen noch zwei Vermächtnisse besonders erwähnt werden, mit welchen das Herbar bereichert wurde; es sind das keine umfangreichen Sammlungen, sondern interessante Specialitäten. Die eine übergab Emerich von Frivaldszky, ein Freund des alten Stephan Haynald, kurz vor seinem Tode dem Erzbischofe von Kalocsa. Besondere Seltenheiten der Balkangegenden, grösstenteils mit instructiven Abbildungen der gesammelten Pflanzen versehen. Die andere Sammlung vermachte weil. Justus Karl Andræ, Professor an der Universität in Bonn, der einst in unserer Heimat botanisirte, und eben die hier gesammelten Authentica kamen so in Haynald's Besitz.

Der hohe Eigentümer bereicherte aber sein Herbar auch durch eigenes Sammeln beträchtlich, denn er botanisirte nicht nur in allen Teilen des Vaterlandes, sondern während der langen Reihe von Jahren verweilte er an vielen Orten längere oder kürzere Zeit, wo er dann beinahe überall Pflanzen sammelte; so in Siebenbürgen (1852—1863), Italien bis Sicilien hinab (1859), ebendort aber besonders in Rom und dessen Umgebung, ferner in den Apenninen, dann in Deutschland, der Schweiz, Savoyen, Böhmen und den Karpaten (1865—1867), seit 1867 fast alljährlich in Ungarn, Oesterreich, Steiermark, Böhmen, Deutschland und Frankreich, ausserdem in den Pyrenäen (1878, 1879) und im Grossherzogtum Luxembourg (1882).

Auf diesen Reisen wurde er dann auch und so besonders im J. 1874, als in Florenz eine internationale Blumenausstellung und ein botanischer Congress abgehalten wurde, bei welcher Gelegenheit der Erzbischof Dr. Ludwig Haynald Präses einer Jury-Abteilung und als einer der Vice-Präsidenten des Congresses der Gegenstand zahlreicher Ovationen war, mit vielen Botanikern bekannt, welche dann in der Folge ihn mit Sendungen für sein Herbar und seine Bibliothek zu erfreuen suchten.

Den Grundstock zu Haynald's Herbar bilden seine und seines Vaters Sammlungen; es sind in demselben Pflanzen von mehr als dreihundert solchen Botanikern, deren drei Viertel mit Recht einen Platz in der Literatur einnehmen. Das Herbar besteht aus drei Abteilungen: I. einer europäischen

mit fast allen Arten dieses Weltteils, II. einer exotischen mit einer beträchtlichen Anzahl der bekannten Gattungen, und III. einer kryptogamischen, welche viel Interessantes enthält. Dieses umfangreiche Herbar schliesst sich unmittelbar den vom Cardinal bewohnten Appartements im ersten Stockwerke der Kalocsaer Residenz an, u. z. befinden sich da nächst der botanischen Bibliothek zwei geräumige Gemächer, und ober diesen noch drei im II. Stockwerke, zu welchen eine Wendeltreppe aus dem Bibliothekzimmer hinaufführt. Die 1700 Pflanzenpaquete befinden sich in hohen schwarz polirten Glasschränken, übrigens sind die Pflanzen genau so conservirt, wie jene der botanischen Abteilung des k. und k. Hofmuseums und des Ungarischen National-Museums; auf grossen, starken, weissen, halben Bögen sind die von einem Standorte resp. Sammler herrührenden Exemplare sorgfältig aufgeklebt, jede Art hat dann ihren besonderen blauen Umschlagsbogen, in dessen unterer linken Ecke eine weisse Etiquette mit dem Namen der Pflanze aufgeklebt ist. Das Ganze ist sehr nett angeordnet. Das europäische Herbar ist nach Nyman's Sylloge Floræ Europææ geordnet; es war dies damals das einzige Werk, welches ein vollständiges Verzeichniss der Flora Europas enthielt. Bald nachdem Haynald seine Residenz in Kalocsa bezogen hatte, versah er selbst die im Nyman'schen Werke und dessen Supplemente angeführten Arten mit fortlaufenden Zahlen, damit diese ebenso wie Reichenbach's Index zu dessen Flora germanica excursoria zum Ordnen sämmtlicher europäischer Arten verwendet werden könnten. Die neuen Bereicherungen der Flora Europæa können leicht zu der nächststehenden Nummer mit dem Zusatze «ante» oder «post» versehen und so zu den Verwandten eingereiht werden. Die Desideraten seiner Sammlung liess er vor Jahren mit obiger Numerirung versehen drucken, dieselben haben sich seitdem um vieles verringert.

Die aussereuropäischen Pflanzen sind nach Pfeiffer's «Synonymia botanica locupletissima generum, sectionum vel subgenerum ad finem anni 1858 promulgatorum» geordnet.

Von den Kryptogamen wurden die Algen nach Kützing's Species Algarum, die Farne nach Sir W. Hooker's und Gilbert Baker's Synopsis Filicum, die übrigen nach Rabenhorst's bekannten Handbüchern in die Sammlung eingereiht.

Alle diese botanischen Schätze benützt nicht nur er, sondern stellt dieselben in der liberalsten Weise Allen zur Verfügung, welche darüber Studien zu machen wünschen. Dadurch wird aber auch der Wert der Sammlung bedeutend erhöht, denn sowohl die Botaniker, welche in der erzbischöflichen Residenz die Pflanzen studirten, als auch diejenigen, welchen er einzelne Arten, Gattungen oder Familien leiheweise überliess, versahen die betreffenden Etiquetten mit kritischen Bemerkungen und machten so diese als «Autorenexemplare» noch wertvoller. Nicht nur einheimische, sondern

auch recht viele ausländische Botaniker erwähnen in ihren Werken dankbar Haynalds Herbar.

Dass aber denjenigen, welche in Kalocsa botanisch gearbeitet haben, auch literarische Hilfsquellen zur Verfügung standen, wie sonst nirgends im Lande, wird Jeder für natürlich finden, der jemals von der botanischen Bibliothek des Cardinal-Erzbischofs von Kalocsa gehört hat. Die completen Reihen der meisten kostspieligen Fachzeitschriften, die Publicationen der Akademieen und der botanischen Gesellschaften sind in grosser Zahl vertreten, ebenso fast alles, was sich auf die Flora biblica, die Väter der Botanik und die heimische Flora bezieht oder für deren Studium wichtig oder nötig ist; ferner enthält die Bibliothek aus allen Zweigen der Botanik die wichtigsten und wertvollsten Werke, besonders seien da noch erwähnt die vielen grossen, teuern Prachtwerke über grosse Reisen oder Floren u. a. m.

Aus der ungefähr dreitausend Werke enthaltenden Bibliothek lässt sich schwer hier alles wertvolle hervorheben; manches dieser mit zahlreichen Kupfern, Stahlstichen oder Lithographieen gezierten Werke besteht aus hundert oder noch mehr Bänden.

Aber die Titel von einigen bedeutenden Werken will ich doch anführen, es sind diese:

Curtis' Botanical Magazine, Botanical Register, fast sämmtliche Publicationen des Musée d'Histoire naturelle in Paris, Annales des sciences naturelles, Transactions of the Linnean Society, Paxton's Magazine, Adansonia u. s. w., u. s. w., u. s. w., ferner die grossen Prachtwerke von Barla, Bateman, Beccari, Robert Brown und Bauer, Beddome, Bentley und Trimen, Berg und Schmidt, Blume, Boott, Chatin, De Candolle, Endlicher (auch die sehr seltenen Meletemata botanica), Elias Fries, Gonnermann und Rabenhorst, Harwey, Heer, Hoffmannsegg und Link, den beiden Hooker, Host, Humboldt, Bonpland und Kunth, Jacquin, Jordan und Fourreau, Kops, Hall etc., Kotschy und Peyritsch, Korthals, Krombholz, Labillardiére, Ledebour, L'Heritier, Lindley, Linné, Martius (nicht allein die Flora Brasiliensis, sondern auch die Historia Naturalis Palmarum), Miquel, Nees ab Esenbeck, Oeder-Lange, Palisot de Beauvois, Pallas, Pasteur, Payer, Presl, Ramon de la Sagra, Redouté, Reichenbach, Royle, Ruiz et Pavon, Rumphius, Saunders, Schott, Secretan, Siebold und Zuccarini, Sowerby und Smith, Sibthorp und Smith, Sturm, Swartz, Sweet, Tchichatcheff, Thunberg, Tulasne, Tussat, Vahl, Vellozo de Miranda, Waldstein und Kitaibel, Wallich, Wawra, Weddell, Wight, Yo-ku-sai, u. v. A.

Noch sei erwähnt die Sammlung von Präparaten, Handschriften und Handzeichnungen.

Diese grosse Sammlung ordnete Haynald allein mit seinen Untergebenen, welche aber eben nur die manuellen Arbeiten (das Vergiften, Aufkleben und Aehnliches) besorgten.

Aber nur der, der sich selbst mit ähnlichen Arbeiten beschäftigt, vermag die Mühe und Sorge, aber auch die Freude, den geistigen Genuss und die Bereicherung der Kenntnisse zu beurteilen, welche derartige Beschäftigungen bieten.

Jedes einzelne Stück dieser grossen botanischen Sammlung, dieser prächtigen kostbaren Bibliothek, war für den Bischof von Siebenbürgen, den Erzbischof von Karthago und später den Cardinal und Erzbischof von Kalocsa, neben seinem heiligen Glauben, nicht nur in den glänzendsten und glücklichsten, sondern auch in den wechselvollsten Lagen seines Lebens — als er immer mit der vollsten Ergebung die ihm von der göttlichen Vorsehung auferlegten schweren Lasten und Prüfungen ertrug — ein Gegenstand des Trostes, der Seelen- und Herzensstärkung und innigen Freude; denn zu jeder Zeit, zu Hause oder wenn er in kirchlichen oder Staats-Angelegenheiten von dort abwesend ist oder zur Erholung einen Curort aufsucht, sind Gebetbücher, das Brevier, Pflanzen und botanische Werke seine unzertrennlichen Begleiter. Entspricht ja dies am meisten seinem Wahlspruche «Patiendo mereri».

III.

Wie andere Wissenschaften, so hat auch die Botanik ihre Amateurs, aber indem diese sich in andern Gebieten auf der Oberfläche bewegen, drängt die Beschäftigung mit der Botanik, wenn sie auch nur einigermassen Vergnügen bereiten soll, unbedingt zum Studium wissenschaftlicher Werke, oder mit andern Worten: sie spornt den Betreffenden an, dass er wirklich ein Fachmann auf diesem Gebiete werde. Auch Haynald ist nicht nur Sammler, Liebhaber und Beschützer der Botanik, sondern in des Wortes bester Bedeutung einer ihrer Pfleger. Wie wichtig alle diese Details im Interesse der Verallgemeinerung sind, fühlt er, weiss er so gut, dass er selbst auch in dieser Richtung aneifert und alles mit grossem Interesse liest. So, als er z. B. gegen die Darwin'sche Theorie Stellung nahm, versetzte ihn nicht nur seine innere Ueberzeugung, seine Stellung als Kirchenfürst, sondern auch seine grosse Versirtheit und Belesenheit in der Pflanzenkunde in die Lage, dass er als gelehrter Schriftsteller sich äussern konnte. Eine seiner Lieblingsideen war, diese Theorie zu widerlegen, und dass er dies nicht eingehend thun konnte, daran hinderte ihn der Umstand, dass er in den verschiedensten Richtungen stark in Anspruch genommen war.

Nur spät konnte er sich entschliessen, aus dem reichen Schatze seiner Kenntnisse auch etwas im Drucke erscheinen zu lassen. In den fünfziger Jahren war in Wien ein reges Interesse für Floristik, damals richtete der Redacteur der österreichischen botanischen Wochenschrift, welcher als Director des botanischen Tauschvereins mit Haynald in Verbindung stand,

an den hohen Kirchenfürsten die Bitte, er möge sein Blatt mit botanischen Beiträgen beehren. Die Antwort auf dieses Ansuchen blieb nicht lange aus, aber der Redacteur veröffentlichte dieselbe erst fast acht Jahre darnach, als er im Jahre 1863 das Januarheft seiner Zeitschrift mit dem Porträt und der Biographie des Bischof-Botanikers schmückte. In seinem Briefe vom 4. Mai 1855 schreibt er: «Ihr reichhaltiges Blatt mit Artikeln bedenken?! Post exactos tyrocinii episcopalis annos würde ich mich wohl daran beteiligen, — aber jetzt gehört noch alle meine Zeit und Tinte der Kirche und dem Staate — mir und meiner lieben Botanik kaum dann und wann ein erspartes Stündchen in dunkler Nacht.» Und so geschah es auch, denn nur als er in der glänzenden Reihe der Erzbischöfe von Kalocsa viele seine Vorgänger verdunkelte, als Kirche und Vaterland seine hervorragenden Fähigkeiten in erhöhtem Maasse in Anspruch nahmen, als er auf sein Herbar und seine botanische Bibliothek mehr und grössere Sorgfalt verwendete wie früher, damals als er den durch seine Stellung und Individualität auf ihm lastenden Verpflichtungen unermüdlich nachkam, da wollte er als Ehrenmitglied der ungarischen Akademie einen Antrittsvortrag halten, obwohl ihn deren Satzungen dazu nicht verpflichteten. Er schwankte zwischen zwei Themen; entweder den Darwinismus zu beleuchten, welcher sich am Ende der sechziger Jahre immer mehr ausbreitete, oder die Pflanzen der heiligen Schrift wieder der wissenschaftlichen Welt vorzuführen, da eine den neuern Fortschritten entsprechende kritische Beleuchtung derselben eine Lücke in der Wissenschaft bildete.

Mangel an Zeit gestattete nicht, dass er sich in darwinistische Studien so sehr vertiefe, wie dies zur wissenschaftlichen Bekämpfung unbedingt nötig gewesen wäre; so begann er denn die Pflanzen der heiligen Schrift eingehender zu studiren. Seine Absicht war sämmtliche Pflanzen der Bibel dem gelehrten Publicum in Wort und Bild darzustellen. Der glückliche Zufall brachte es mit sich, dass er beim Studium des Kotschyschen Nachlasses mehrere prächtig gezeichnete Pflanzenbilder fand, welche von Kotschy's Reisegefährten, dem renommirten Maler Joseph Seboth stammten; so wurde sein Augenmerk auf diesen gediegenen Künstler gelenkt, welcher es nicht nur im Zeichnen von Habitusbildern und Analysen, sondern auch in der landschaftlichen Darstellung der Pflanzen zu virtuoser Fertigkeit gebracht hatte. Dieser Künstler wurde also mit dem Zeichnen und Malen der nötigen Bilder betraut; bei dieser Gelegenheit wurde dann manche Originalskizze aus der Reisemappe hervorgeholt und zum ersten Male verwertet.

Das schwer zugängliche und seltene Material, nach welchem die Zeichnungen verfertigt wurden, hatte der Erzbischof grossenteils in seinem Herbarium; was er selbst nicht besass, erbat er sich von Fenzl und Reissek aus dem Wiener, von Ascherson aus dem Berliner Herbar, aber eins und das andere musste er sich noch von weiterher verschaffen, so aus Genf von Edmund

Boissier, dem ausgezeichneten Kenner und Pfleger der Orientflora, von Alexander von Bunge in Dorpat, der sich um die Flora von Central-Asien so grosse Verdienste erworben, von Franz Buhse in Riga, der in Persien gereist war, von Philipp Parlatore in Florenz, welcher u. A. sich mit dem Papyrus der Alten eingehend beschäftigt hatte, — endlich sei noch erwähnt, dass Georg Schweinfurth, einer der grössten Reisenden der Gegenwart, zu dessen uneigennützigen Protectoren auch Haynald gehört, gleichfalls manch' interessantes Material zusandte. Der Erzbischof arbeitete mit grosser Ausdauer und Fachkenntniss, Joseph Seboth zeichnete und malte mit unermüdlichem Eifer, die Arbeit machte bedeutende Fortschritte, aber mit solchem wissenschaftlichen Apparat, wie er Haynald zur Verfügung stand, wurde das Manuscript immer grösser und grösser, so dass der Erzbischof auf einmal die Wahrnehmung machte, dass er ein ausgedehntes Werk in Angriff genommen. So wie es unter seinen Händen angewachsen, konnte es nicht als Antritts-Vortrag verlesen werden, da es einen solchen Umfang erlangte, dass ein voluminöser Band dazu kaum genügt hätte. Es mussten also andere Modalitäten in Erwägung gezogen werden, entweder dass er nur einzelne Partieen verlese oder dass er aus dem Ganzen, was er bearbeitet, einen Auszug mache. Seine Studien bezogen sich vornehmlich auf jene Pflanzen, welche die in der heiligen Schrift erwähnten Harze, Gummata und Aromata liefern; die auf die zwei ersten bezüglichen Abschnitte konnten vorläufig abgeschlossen werden und so las er denn am 12. April 1869 in der vierzehnten (mathem. naturw. Cl.) Sitzung der ung. Akademie der Wissenschaften, welche unter dem Vorsitz des Baron Joseph von Eötvös abgehalten wurde, einige wissenschaftliche Partieen vor. Bald nachher, am 16. April desselben Jahres, las er, von der Akademie hiezu eingeladen, in der XXIX. Generalversammlung einen populären Auszug vor, der ungeteilten Beifall erntete. In dem bis auf den letzten Platz besetzten Prunksaale sprachen damals Baron Joseph Eötvös, Johann Arany, August Greguss, Hyacinth Rónay und Haynald, über dessen Vortrag sich eines der angesehensten Tagesblätter folgendermassen äusserte: «Erzbischof Haynald errang mit seinem launigen und geistvollen, dabei aber nichtsweniger als oberflächlichen Vortrage, von welchem wir leider nur das Gerippe mitteilen können, den Löwenanteil des Beifalls in der heutigen Sitzung. Minutenlange wurde Éljen gerufen und (auch von zarten Händen!) applaudirt, als sich der Kirchenfürst an seinen Platz zurückbegab.» Das etwas spröde Thema wurde in Haynald's Händen wirklich auf meisterhafte Weise geschmackvoll behandelt; der wundervolle Vortrag, dann noch die gelungenen, colorirten, lithographirten Tafeln welche während des Vortrages cursirten, ergänzten das Ganze in glänzender Weise. Die Tafeln enthielten die Habitusbilder, Analysen und die landschaftliche Darstellung nachfolgender Pflanzen: Cistus creticus L., Astragalus betlehemiticus Boissier, Boswellia papyrifera

Hochstetter, Ferula erubescens Boissier, Styrax officinalis L., Balsamodendron Ehrenbergianum Berg, Balsamodendron gileadense Kunth, Balsamodendron Opobalsamum Kunth, Balanites aegyptiaca Delile, Pistacia Lentiscus L., Pinus halepensis Miller.

Diese interessante Arbeit wurde wegen anderweitiger unaufschiebbarer Agenden dann bei Seite gelegt; aber auch allzugrosse Präcision und Scrupulosität hielten ihn davon ab, dass er schon damals ein botanischer Schriftsteller werde. Die Botanik pflegte er fernerhin zum Vergnügen und zur eigenen Belehrung. Am 22. December 1873 wurde er in der Plenarsitzung der Ung. Akademie der Wissenschaften zum Mitgliede der ständigen mathematisch-naturwissenschaftlichen Commission erwählt und ein Jahr später am 4. December zum Präsidenten dieser Commission. Da er aber immer bestrebt ist, allen Verpflichtungen, die er übernimmt, nach Kräften nachzukommen, so nahm er auch an den Arbeiten der Akademie thätigen Anteil, aber zögerte noch immer auf dem Gebiete der Botanik als Schriftsteller aufzutreten.

Nur als die Ungarische Botanische Zeitschrift (Magyar Növénytani Lapok) zu erscheinen begann, sandte er in die zweite Nummer eine kleine Mitteilung, worin er einen französischen Brief von Alphonse de Candolle dem berühmten Genfer Botaniker und Associé* der Pariser Akademie mit der Anfrage: «In welchem Boden der Kastanienbaum in Ungarn und seinen Nebenländern gedeihe?» ins Ungarische übersetzte und mit Bemerkungen versah. Die eingelangten Antworten sandte dann Haynald mit eigenen Bemerkungen versehen an de Candolle, welcher sich darüber in einem an den Redacteur des Nuovo Giornale Botanico Italiano gerichteten Briefe folgendermassen äussert: — — — — — «In dieser Angelegenheit habe ich mich an Monseigneur de Haynald Erzbischof von Kalocsa gewandt, dessen Interesse für die Wissenschaft die ganze Welt anerkennt; er hatte die Güte sozusagen eine Enquéte aus den Botanikern seines Vaterlandes zu bilden. Da die Resultate in ungarischer Sprache in der dortigen botanischen Zeitschrift veröffentlicht wurden, hatte Monseigneur de Haynald die überaus grosse Gefälligkeit eine klare und vollständige Uebersicht über alles, was beobachtet wurde, zusammenzustellen. Auf meine Anfrage hin, hatte er mich gnädigst bevollmächtigt, dieses Schreiben Ihnen für das Nuovo Giornale Botanico Italiano zuzusenden. Ich zweifle nicht, dass Sie es mit Dank aufnehmen werden» etc. So erschien denn Haynald's erste grössere botanische Arbeit im Juli des Jahres 1878 in lateinischer Sprache zu Florenz, der berühmten Stadt der Blumen und Botaniker. Schon ein Monat später ver-

* Bekanntlich wählt die Pariser Akademie nur sieben auswärtige Mitglieder (Associés), welche alle jene Rechte besitzen wie die wirklichen Mitglieder. In den mehr als zweihundert Jahren ihres Bestandes kam diese Ehre nur drei Botanikern zu: Linné, Augustin Pyramus de Candolle und dessen Sohne Alphonse.

öffentlichte er seine Denkrede auf Professor Philippo Parlatore, den berühmten Florentiner Botaniker, welche er in der Generalversammlung der Akademie am 16. Juni desselben Jahres verlesen hatte. Dies war eine grosse Studie, worin er gegen die Darwin'schen Lehren entschieden Stellung nahm; hier zeigten sich glänzend die grosse Belesenheit und die reichen Erfahrungen auf dem Gebiete der Botanik, zugleich gab er aber auch jener tiefgefühlten Menschenliebe Ausdruck, welche ihn so sehr charakterisirt und wozu gerade Parlatore's Individualität, schönes Familienleben u. s. w. geeigneten Stoff boten.

Gleicherweise hielt er noch zwei Denkreden, die eine auf Prof. Eduard Fenzl, seinem vertrauten, alten Freund, in der Plenarsitzung der Akademie am 14. October 1884, die andere auf Edmond Boissier, den berühmten Genfer Botaniker, ebenfalls in der Akademie am 25. November 1888. In diesen Gedächtnissreden würdigte er beide nach ihrem wissenschaftlichen und persönlichen Werte und flocht an vielen Stellen seine eigenen wissenschaftlichen Erfahrungen und Anschauungen ein. Mehr oder weniger eingehend äussert er sich in diesen Denkreden über den Darwinismus, die Systematik, den Begriff der Art, die botanischen Monographieen, den feineren Bau der Pflanzen, die Flora des Vaterlandes und besonders Siebenbürgens, das Lehren der Pflanzenkunde, die ungarischen Pflanzennamen, die botanischen Museen, die botanischen Gärten, über die Gärtnerei und die Gartenbauvereine. In seinen andern Arbeiten beschäftigt er sich eingehend mit den Pflanzen der Bibel, beschreibt selbstentdeckte neue Pflanzen oder interessante Pflanzen-Anomalieen, teilt neue Pflanzenstandorte mit, bespricht Verbreitung und Heimat von Pflanzen und eifert zur Lösung schwebender Fragen an, auf welchem Gebiete er dann activ eingreift, indem er zum Aufsuchen einiger seltenen Pflanzen den von ihm damit Betrauten bereitwillig grössere Summen zur Verfügung stellte. Gross ist die Zahl der Pflanzenarten, welche Haynald in dieser oder jener Gegend zuerst fand und entweder selbst zuerst in die Literatur einführte oder Andere auf Grund des von ihm gesammelten Materials in Floren, Monographieen, Enumerationen und in ähnlichen grössern oder kleinern Abhandlungen veröffentlichten. Von den zahlreichen Pflanzenexemplaren, welche er dem Wiener botanischen Tauschvereine zur Verfügung stellte, war schon die Rede; die vom Universitäts-Professor Dr. Anton Kerner von Marilaun in Wien herausgegebene «Flora exsiccata Austro-Hungarica», wovon bisher 2000 Nummern erschienen, zählt auch ihn zu ihren unermüdlichen Mitarbeitern, und fast in jeder Centurie finden sich vom Cardinal Haynald eingesandte Arten.

Nach dem Erscheinen der Denkrede auf Parlatore entschloss er sich, obgleich noch immer zögernd, den Auszug des akademischen Antrittsvortrages in der Ungarischen Botanischen Zeitschrift zu veröffentlichen und leitete die Abhandlung über «die Gummi und Harz liefernden Pflanzen der

Heiligen Schrift» mit folgenden Worten ein: «Nur die wiederholte, hochgeschätzte Aufforderung der geehrten Redaction konnte mich bestimmen, dass ich den populären Auszug meines akademischen Antrittsvortrages über die Gummi und Harz liefernden Pflanzen der Heiligen Schrift, welchen ich auf Einladung der Akademie in der Generalversammlung des Jahres 1869 vorgetragen hatte und zu dessen Fertigstellung für die Presse ich wegen der seitdem täglich sich häufenden Arbeiten für Kirche, Reichstag, Delegationen u. s. w. nicht gelangen konnte, aus seinem zehnjährigen Grabe hebe und soweit die vielen anderweitigen Beschäftigungen der letzten Wochen, dann der Umstand, dass die literarischen Behelfe aus meiner Kalocsaer Bibliothek nicht zur Hand sind, es gestatten, das Ganze kritisch durchsehe, mit einigen neuen Beiträgen ergänze und für deren verdienstvolle Zeitschrift überlasse. Die populäre Form meiner Abhandlung erklärt zur Genüge, dass ich die in meinem Antrittsvortrag aufgenommenen philologischen, botanischen und kritischen Argumentationen nur ungefähr angedeutet, nicht aber weitläufig in den Text aufgenommen habe».

Kaum hatte das Pharmaceutische Wochenblatt von dieser Publication Kenntniss erhalten, als es sofort die Erlaubniss zum Nachdrucke erbat und so die Abhandlung sämmtlichen Apothekern des Landes zugänglich machte. Damals stellte Haynald dem Redacteur der Ungarischen Botanischen Zeitschrift in Aussicht, dass er die Abhandlung über die «Aromata liefernden Pflanzen der Heiligen Schrift», welche fast vollständig ausgearbeitet sei, auch bald veröffentlichen werde, doch hat er dazu bis heute noch nicht die nötige Zeit gefunden.

Am 17. Juni 1881 entdeckte er im Teiche des erzbischöflichen Gartens zu Kalocsa eine interessante neue Wasserpflanze, welche er unter dem Namen Ceratophyllum pentacanthum in einer weitläufigeren lateinischen Abhandlung publicirte. In demselben Jahre liess er in Kalocsa die lateinische Abhandlung über den für die echte Kastanie zuträglichen Boden wieder abdrucken, als der Priester der Csanáder Diöcese und Professor an der Rechtsakademie in Pressburg Dr. Theodor Ortvay ihn wegen des Incolats der Kastanie in Ungarn befragte und dies eine Antwort erheischte. Ausser diesen grösseren Abhandlungen flossen noch aus Haynald's Feder einige kleinere botanische Beiträge, welche in den Sitzungsberichten der ungarischen Akademie, in der ungarischen oder österreichischen Botanischen Zeitschrift erschienen.

Wem er grössere oder kleinere Subventionen freigebig gewährte, dies zu erwähnen ist nicht hier der Platz, denn es würde kaum den erhabenen Intentionen des Cardinals entsprechen. Das aber mag nicht unerwähnt bleiben, dass kaum Jemand im In- oder Auslande eine Sammelreise unternahm, ohne dass Haynald zur Deckung der Kosten auch beigetragen und von den gesammelten Pflanzen auch etwas erhalten hätte; dafür liefert

mehr als ein glänzender Name seines Herbars Beweise. Für die botanische Abteilung des Siebenbürgischen Museums machte er eine schöne Stiftung. Seit 1870 hat das Ungarische National-Museum eine besondere botanische Abteilung, das ist Haynald's Verdienst; damals übergab er weil. Baron Josef Eötvös kgl. ungarischen Minister für Cultus und Unterricht, ein Kapital von zehntausend Gulden, mit der Bestimmung, dass für die Verwendung der Stiftungs-Zinsen der betreffende Custos die Vorschläge mache.

Als Bischof von Siebenbürgen urgirte er die Verfassung einer Flora von Siebenbürgen und stellte zu deren Herausgabe eine grössere Summe zur Verfügung; dass die Flora Transsilvaniæ excursoria von Michael Fuss (Hermannstadt 1866) erschien, ist in erster Reihe Haynald's Verdienst.

Der Cardinal ist auch Präses des ungarischen Redactionscomités für das vom hochseligen Kronprinzen Rudolf ins Leben gerufene Prachtwerk.

Die Erforschung des Vaterlandes liegt ihm in jeder Beziehung am Herzen. Dafür zeugt das den modernen Anforderungen der Wissenschaft entsprechend eingerichtete astronomische Haynald-Observatorium. Fast mit einem Seherblicke anticipirte der berühmte sächsische geheime Rat Carus die vielseitigen Verdienste um die Naturwissenschaften, als er in seiner Eigenschaft als Präses der altehrwürdigen Academia Cæsarea Leopoldino-Carolina Naturæ Curiosorum Haynald in die Reihe der Mitglieder cognomine Gerbert aufnahm, und ihn mit dem weltlichen Namen Papst Sylvester II. zierte, jenes Papstes, der unserem ersten Könige St. Stephan die heilige Krone sandte und bei seinen Zeitgenossen im Rufe eines grossen Mathematikers und Physikers stand. Viele Akademieen und gelehrte Gesellschaften wählten Haynald zu ihrem Ehrenmitgliede, die Katholische Universität in Lœwen anlässlich ihres Jubiläums in Anerkennung seiner botanischen Verdienste zum Ehren-Doctor der Naturwissenschaften.

Gross ist die Zahl der botanischen Werke und Abhandlungen, welche im Laufe der Jahre Haynald dedicirt wurden und lange die Reihe der Pflanzen, welche mit seinem Namen geziert wurden. Es sind dies folgende:

Algen: Achnanthes Haynaldii Schaarschmidt, Cosmarium Haynaldii Schaarschmidt, Pediastrum Haynaldii Istvánffi, Penium Haynaldii Schaarschmidt, Schizonema Haynaldii Schaarschmidt, Staurastrum Haynaldii Schaarschmidt.

Pilze: Agarius Haynaldii Roumeguère, Gloeosporium Haynaldianum Saccardo et Roumeguère, Haynaldia Schulzer, H. umbrina Schulzer, Phlyctidium Haynaldii Schaarschmidt, Phyllosticta Haynaldii Roumeguère et Saccardo, Zignoella Haynaldii Schulzer et Saccando.

Lichenen: Lecanora Haynaldi Lojka.

Farne: Acrostichum Haynaldi Sodiro, Polypodium Haynaldi Sodiro.

Monocotyledonen: Colchicum Haynaldii Heuffel, Cypripedium Haynal-

dianum Reichenbach fil., Haynaldia Schur, H. villosa Schur, Sesleria Haynaldiana Schur.

Dicotyledonen: Anthemis Haynaldi Janka, Aequilegia Haynaldi Borbás, Athamantha Haynaldi Borbás et Uechtritz, Campanula Haynaldi Szontagh, Centaurea Haynaldi Borbás, Ceratophyllum Haynaldianum Borbás, Cirsium Haynaldi Borbás, Cytisus Haynaldi Simonkai, Dianthus Haynaldianus Borbás, Draba Haynaldi Stur, Epilobium Haynaldianum Haussknecht, Gentiana Haynaldi Kanitz, Gypsophila Haynaldiana Janka, Haynaldia Kanitz und fünf Arten, Hibiscus Haynaldi Baron F. Mueller, Hieracium Haynaldii Nägeli et Peter, Mentha Haynaldiana Borbás, Potentilla Haynaldiana Janka, Quercus Haynaldiana Simkovics, Ranunculus Haynaldi Menyhárt, Roripa Haynaldiana Borbás, Rosa Haynaldiana Borbás, Rubus Haynaldianus Borbás, Rumex Haynaldianus Borbás, Scleranthus Haynaldi Reichenbach, Tilia Haynaldi Simonkai, Trifolium Haynaldi Menyhárt, T. Haynaldianum Pantocsek, Verbascum Haynaldianum Borbás, Viola Haynaldi Wiesbauer.

Dieser herrliche Kranz der Pietät und Ehrerbietung, der wissenschaftlichen Anerkennung und persönlichen Huldigung möge hier zum Schlusse stehen, gleichsam als eine Flora jubilaris Haynaldiana welche seinen ruhmvoll glänzenden Namen auf lange Zeit hin stolz der dankbaren Nachwelt verkünden soll!

JULIUS LÁNCZYS ESSAYS.*

Die ungarische Literatur hat einige ganz vorzügliche Essayisten aufzuweisen. Baron Sigismund Kemény, Anton Csengery haben das unscheinliche, aber eigentlich höchst schwierige Genre des Essays mit einem Erfolge cultivirt, der an die Leistungen eines Macaulay oder De Quincey gemahnt. Würdig schliesst sich an sie Graf Anton Széchen. Minder tüchtig ist der Nachwuchs, hauptsächlich wohl darum, weil die Tagespresse und das Parlament die publicistischen Kräfte heutzutage allzusehr absorbiren. Durch vielseitige Bildung, scharfes Denken und gründliche Behandlung des Stoffes wusste unter den jüngeren Essayisten der derzeitige Professor der modernen Geschichte an der Klausenburger Universität, Dr. Julius Lánczy, ein auch des Deutschen vollkommen mächtiger Schriftsteller, der in letzterer Sprache z. B. in den *Literarischen Berichten aus Ungarn* eine bemerkenswerte Studie «Die Entwicklungsgeschichte der politischen Reformideen in Ungarn» veröffentlicht hat, sich einen geachteten Namen zu erwerben. Dr. Lánczy ist seit zwei Decennien auf dem Gebiete der Publicistik thätig,

* Történelmi kor- és jellemrajzok írta Lánczy Gyula, Budapest 1890.

nahm eine Zeit lang als Abgeordneter an den Arbeiten der ungarischen Legislative Anteil und veröffentlichte, als Privatdocent an der juridischen Facultät der Budapester Universität, eine vielfach bemerkte und geistreiche grössere Flugschrift über die Reform des höhern Unterrichtswesens, sowie eine gründliche soziologische Studie («Faluközösség») im Geiste Herbert Spencers, endlich viele vorzügliche politische und literarische Beiträge in den angesehensten Journalen und Revuen der ungarischen Hauptstadt. In einem soeben erschienenen Bande *Historische Zeit- und Charakterbilder* finden wir die besten seiner bisher erschienenen Essays nebst einigen hier zuerst veröffentlichten gesammelt und zu einem stattlichen Werke von 480 Seiten vereinigt. Allen Freunden ernster und gediegener Lectüre wird dieses Werk eine willkommene Gabe sein. Wir glauben es an dieser Stelle aus zwei Gründen besprechen zu sollen. Erstens behandelt es Themata, wie Dante und Florenz, englische Constitution und Politik, Methode der Geschichtschreibung u. s. w., welche auch ausserhalb Ungarns das Interesse aller Gebildeten erwecken müssen; andererseits werfen die auf ungarische Geschichte und Literatur bezüglichen Studien gerade auf weniger bekannte, ja bisher mit Unrecht vernachlässigte Partien des geistigen und staatlichen Lebens der Nation gar bezeichnende und merkwürdige Streiflichter. Wir wollen auch bei unserer kurzen Besprechung die Gruppirung der Essays nach dem ungarischen oder ausländischen Stoffe beibehalten.

«Napoleon III.» ist eine Arbeit aus der jugendlichen Periode publicistischen Schaffens, noch etwas gekünstelt und mehr im Leitartikeltone gehalten, lässt aber durch die gerechte Beurteilung der Fehler sowohl, wie der Vorzüge des viel geschmähten und doch aussergewöhnlichen Mannes, der in Cassel endete, bereits den Denker erkennen. Ebenfalls von Napoleon III. ist ein wenig auch in «Endymion» die Rede, einer wahrhaft geistreichen Kritik des Lord Beaconsfield'schen Romans, in welchem Prinz Florestan bekanntlich den Prätendenten und nachherigen französischen Kaiser darstellen soll. Originell und treffend erscheint uns die Auffassung Lánczy's, wonach «Endymion», der allgemein verbreiteten Ansicht entgegen, durchaus keine «Wahrheit und Dichtung» enthaltende Autobiographie Disraelis wäre, sondern das ironische Gegenstück der phänomenalen Carrière des zum englischen Premier emporgestiegenen Sohnes eines jüdischen Literaten. «Auf mich, sagt unser Kritiker, macht die Gestalt Endymions den Eindruck, als hätte der Schöpfer derselben alle Eigenschaften und Züge verkörpern wollen, welche ihm selbst abgingen und als Mängel vorgeworfen wurden». Dass eine Puppe, wie Endymion, im Roman Premier wird, ist als Verspottung der hochmütigen Tories aufzufassen, die ihren Widerwillen gegen Disraeli selbst dann nicht zügelten, als dieser ihr Führer geworden war.

Wertvoll ist die politische Studie: «Die orientalische Krise und der Constitutionalismus». Anknüpfend an die lebhafte Controverse, welche zur Zeit des Berliner Congresses die erfolgreiche, aber das Parlament verblüffende, als «imperial» verschriene türkenfreundliche Politik Lord Beaconsfield's in England hervorrief, befasst sich die Studie Lánczy's mit der Frage, ob und wie mit der englischen Verfassung ein actives Eingreifen der Krone in die Leitung der äusseren Politik vereinbar sei, und stellt der, in der Constitution des Inselreiches allerdings begründeten Präponderanz des Parlamentes auch in der Sphäre der äussern Angelegenheiten die continentale entgegengesetzte Praxis als die der Natur der Sache nach bessere entgegen, welche auch in Ungarn zu befolgen ist.

Die soeben erwähnte Studie macht dem gewiegten Publicisten alle Ehre, bezieht sich aber zu sehr auf actuell *gewesene* Fragen, um in dem Maasse zu interessiren, wie die Abhandlung: «Ueber die geschichtliche Methode», welche Dr. Lánczy auf dem 1885-er Congresse der ungarischen historischen Gesellschaft als Referent vortrug, und in welcher wissenschaftliche Fragen von bleibendem Interesse aufgeworfen werden. Auf Grund einer seltenen vielsprachigen Belesenheit lässt Dr. Lánczy die angesehensten französischen, englischen, deutschen und italienischen Historiker Revue passiren, weist mit scharfer Kritik, hauptsächlich auf Droysen fussend, die Einseitigkeit der dem Comte'schen Positivismus huldigenden Geschichtschreibung, deren vielgepriesenes Ideal wir bei Buckle finden, überzeugend nach, beurteilt dann gleich unbefangen die durch Guizot und Quinet, Grote und Macaulay, Vico und Gioberti vertretenen Richtungen, und indem er anerkennt, dass Ranke und die deutschen Geschichtschreiber in die Philosophie der Geschichte aufs Tiefste eindringen, gelangt er zu den Schlusse, dass die Historiker verschiedener Nationalität, bewusst oder unwillkührlich, das Ideal ihrer eigenen Nation wiederspiegeln und demnach «in allen gekennzeichneten Methoden nur je ein Bestandteil der Wahrheit zu Tage tritt» ... «Was auf dem Gebiete der geschichtlichen Literatur den Anspruch erhebt, eine Weltanschauung zu sein, ist nichts Anderes, als die herrschende Richtung der nationalen Entwickelung und des Nationalgeistes bei den grossen Culturvölkern; irgend eine Seite der Wahrheit, gleichsam ein Bruchstück derselben überall, aber nirgends die ganze Wahrheit». — Und was soll die Geschichte sein? Magistra vitæ! «Denn man muss die Geschichte befragen und von ihr Antwort erhalten; in ihre Tiefen hinabsteigen, aber zugleich die entscheidenden Fragen im Sinne behalten, um jene Antwort zu verstehen, ... aus der Vergangenheit ein Bild hervorzaubern, in welchem die Nation ein treues Abbild ihres eigenen Wesens erkennen kann».

Ein grosser Teil des vorliegenden Bandes befasst sich mit Dante und Florenz (S. 41—175.). Unter dem Titel «Dantesca» finden wir hier drei Studien, zwei Originalessays und eine Uebersetzung aus dem Englischen

(«Aeneas und Dido»). Letztere hängt mit dem Uebrigen insoferne zusammen, als sie das Werk des Meisters Dantes, die Aeneide behandelt, und soll vorläufig eine Studie ersetzen, welche der Verfasser zu schreiben gedenkt, aber noch nicht Zeit gefunden hat. «Florenz zur Zeit Dantes. Die Cronaca Fiorentina des Dino Compagni» ist eine lebensvolle und höchst charakteristische Schilderung der Florentinischen Verhältnisse zur Zeit des Dichters der «Divina Commedia». Bei Schilderungen dieser Art liegt das Hauptgewicht nicht so sehr auf den Thatsachen, die mitgeteilt, als an der Gruppirung und Beleuchtung derselben. Wir müssen es uns daher versagen, einen Auszug zu liefern und uns auf die Bemerkung beschränken, dass wir es hier mit einem im edelsten Style und im modernsten Sinne geschriebenen Geschichtscapitel zu thun haben, welches auf alle culturellen Seiten des Florentinischen Lebens gebührende Rücksicht nimmt. Besonders gelungen ist die Discussion der weit auseinander gehenden Ansichten einer grossen Anzahl neuerer Geschichtsforscher über die Echtheit der Chronik des Dino, eine Discussion, die von eben so gründlicher Kenntniss der einschlägigen polyglotten Literatur, wie von gesundem Urteil zeugt. «Ich teile die Meinung Hegels, sagt Dr. Lánczy. Dinos Chronik ist wie ein Gemälde Giottos, welches der grosse Meister vielleicht unvollendet hinterliess, oder im Laufe von mehrhundertjähriger Verlassenheit und nach mehrfacher Beschädigung eine spätere Hand restaurirt hat, aber nicht überall mit treffender Auffassung, geziemender Schonung und dem Original entsprechendem Colorit. Denn die Cronaca kann als Quelle von Daten überholt sein, ist aber als lebensvolles, künstlerisches Bild ihrer Zeit unsterblich, wie die Schöpfungen Giottos. Dino und Giotto, Dante und Arnolfo der Architekt sind die grössten und zugleich die letzten Gestalten der mittelalterlichen italienischen Kunst. Nach ihnen folgt die Renaissance».

Dieselben Vorzüge, welche die soeben erwähnte historische und literarhistorische Studie auszeichnen, finden sich in dem stofflich weit anziehenderen Essay:

«Die Gattin Dantes». Die grosse Gestalt Dantes hebt sich da plastisch hervor, indem eines der wichtigsten Momente seiner Biographie, nämlich sein häusliches Leben und die sinnliche Seite seiner gross angelegten Persönlichkeit, erschöpfend, anziehend, interessant behandelt wird. Der Stoff ist wie für ein Essay geschaffen und nach unserer Ansicht ist «Die Gattin Dantes» entschieden das beste Stück der Sammlung. Die Tendenz des Essayisten mag aus den folgenden Schlusszeilen erhellen: «In dem Leben und den Werken Dantes erscheint Alles gleichsam in übermenschlichen Dimensionen. Wie könnte er sonst durch das Dunkel der Jahrhunderte hindurch in so scharfen Umrissen erscheinen, uns, die Kinder einer späten Nachwelt mit so unmittelbarer Kraft ergreifen? Die ganze Scala der menschlichen Regungen, vom Schlackigen bis zum Erhabenen musste er

durchgemacht haben, um die Höhen und Tiefen der menschlichen Seele, das Paradies und die Hölle heraufbeschwören zu können.»

Wir gehen nun auf diejenigen Teile des Buches über, welche sich mit ungarischen Stoffen befassen. In das Bereich der Literaturgeschichte gehören: «Die Poesie des Kurutzen-Zeitalters», «Kazinczy und Guzmics», endlich «Baron Sigismund Kemeny». Die der Form nach wenig ansprechenden und durch den verdienten Historiker Koloman Thaly gesammelten Kurutzen-Gesänge prüft Lánczy nicht nur vom ästhetischen Standpunkte, um die gelungeneren hervorzuheben, sondern wirft auch — wiewohl kurz — die wichtige historische Frage auf, wie sich der katholische Adel, der sich den Kurutzen nicht anschloss, diesen Stammesgenossen gegenüber verhielt, die ja kein anderes Ziel vor Augen hatten, als die Emancipation Ungarns vom Drucke der Wiener Regierung. Zu einem historischen Zeitbilde erweitert sich die Besprechung des Briefwechsels zwischen «Guzmics und Kazinczy». Es verdient hervorgehoben zu werden, dass der edel angelegte, aber allzu ideologe Ordensgeistliche Guzmics, von dem Kazinczy sagte: L'habit est noir, mais l'ame est blanche, sich mit der Idee trug, die katholische und protestantische Confession durch eine die Gegensätze versöhnende nationale Religion zu vereinigen, und solche Ansichten, die «vom hierarchischen Standpunkte schrecklicher waren, als der Gallicanismus» offen zur Schau tragen konnte, ohne vom höhern Clerus angefochten zu werden. Ueber Kazinczy lesen wir eine Anzahl mit feinem Urteil ausgewählte charakteristische Angaben, welche die grossen Verdienste dieses Schöpfers der neuern Literatursprache erkennen lassen, ohne die, dem Zeitgeiste entspringenden kleinen Schwächen desselben zu verhehlen. Und mit derselben Unbefangenheit des Urteils wird in «Baron Sigismund Kemény», einem vorzüglich gelungenen und tief durchdachten literarischen Porträt, einerseits der grösste Romancier und Essayist der ungarischen Nation gefeiert, andererseits auf dessen völligen Mangel an Formensinn, wie solcher besonders in dem genialsten und verfehltesten seiner Romane, Paul Gyulai, zu Tage tritt, hingewiesen.

Wir haben zum Schlusse noch über drei Arbeiten historischen Inhalts zu referiren. «Aus der Reformzeit unserer Constitution» ist auf Grund der Memoiren des Hofrates Ludwig Wirkner eine vorurteilsfreie Schilderung des Wirkens der am Ruder befindlichen conservativen Staatsmänner in der Reformepoche 1825—1848. Höchst interessante Mitteilungen über Kaiser Franz, Fürst Metternich, Ludwig Kossuth, Paul Nagy von Felsőbükk u. s. w. machen diese Lektüre zu einer höchst interessanten. «Die Tronbesteigung des Hauses Habsburg und die ungarische Nation in den auf Mohács folgenden Decennien» ist ein düsteres, aber scharf gezeichnetes Gemälde aus einer traurigen Zeit des Niederganges der Nation, voll prächtiger Charakterköpfe und treffender Ansichten über den Pragmatismus der Ereignisse, welche das Anheimfallen Ungarns an die Dynastie, die es gar

nicht nötig hatte zu erobern, zur Folge hatte. Am vorzüglichsten geraten ist jedoch die Charakterzeichnung «Paul Széchenyi, Erzbischof von Kalocsa und die ungarische Nationalpolitik.» Diese zwei Druckbogen starke Arbeit wurde 1882 mit einem Preise der historischen Gesellschaft gekrönt. Die bisher wenig bekannte oder besser gesagt, wenig gewürdigte Gestalt des Erzbischofs zieht Lánczy gleichsam ans Tageslicht und lässt dem patriotischen Wirken dieses Vermittlers zwischen Krone und Nation die verdiente Würdigung zu Teil werden. Die Daten, welche die wirklich merkwürdige, ja ergreifende Persönlichkeit des Kirchenfürsten aus der Rákóczyanischen Zeit in ganz neuem hellen Lichte erscheinen lassen, schöpfte Lánczy aus den durch Ernst Simonyi veröffentlichten Berichten des englischen Vertreters in Wien, Stepney. Einen sehr eigentümlichen Reiz verleiht der Darstellung Lánczys die gelungene Idee, den Erzbischof Paul Széchenyi mit dem Grafen Stefan Széchenyi gleichsam in Zusammenhang zu bringen und sowohl die Analogien in der Psyche des Ahnen und grossen Nachkommen, welche beide zu tragischen Naturen gleichsam prädestinirte, als auch die Aehnlichkeiten in der politischen Rolle beider Patrioten zu einer scharfsinnigen und originellen Parallele herbeizuziehen.

Alles in Allem genommen präsentirt sich Dr. Lánczy durch sein Sammelwerk als logischer Denker mit gediegenen politischen, historischen und staatsrechtlichen Kenntnissen, als vorzüglicher Stylist mit geläutertem ästhetischen Geschmack. Nicht sämmtliche Arbeiten sind von gleichem Werte, die besseren, welche zugleich die selbstständigeren sind: die Dante-Studien, Baron Kemény und Paul Széchenyi könnte man getrost übersetzen; sie würden auch bei einem deutschen oder sonstigen gebildeten Leserkreise Würdigung finden.

Dr. Moriz Darvai.

EINE UNBEKANNTE EHELICHE ALLIANZ DES KÖNIGS SIGMUND.

Im Diplomatarium der Familie Zichy, Band V, Seite 242, Nr. 202 stossen wir auf folgende Urkunde des Königs Sigmund ddo. Ofen 8. April 1401: «Sigismund, von Gottes Gnaden König von Ungarn, Dalmatien, Kroatien etc. Markgraf von Brandenburg ... seinen Getreuen ... dem Palatin und Judex Curiæ, sowie deren Amtsstellvertretern, wie auch allen anderen geistlichen und weltlichen Richtern und Gerichtshaltern seines Reiches, mit Folgendem Gruss und Gnade! Indem Meister Georg, Sohn des Thomas, genannt Vesszős von Zseliz mit seinem Gebieter, dem hochgeborenen Herrn Stibor, Wojwoden von Siebenbürgen, sich auf die Reise zu begeben behauptet, *um die durchlauchtigste Fürstin Frau Margarethe, Herzogin von Breega,*

unsere teuerste Gattin uns zuzuführen (*«pro conducenda serenissima principe domina Margaretha ducissa de Breega, conthorali nostra carissima»*) und in Folge dessen Eurer Vorladung, gewisse Angelegenheiten vor Euch abzuwickeln, nicht leicht nachkommen kann, gebieten wir Ew. Getreuen aufs Entschiedenste, dass Ihr die in allen Angelegenheiten dieses Georg, seines Bruders Johann und seiner Mutter angesetzten Termine, sowohl in Angelegenheiten, die dieselben gegen Andere, als Andere gegen sie durchzuführen haben, da dieselben in Abwesenheit des genannten Georg nicht zur Einigung führen können und aus diesem Grunde ungiltig sind, in ihrem jetzigen Stadium ohne irgend welche erschwerende Folgen bis auf die nächsten Octaven des Geburtstages des heil. Johann Baptista verschieben sollet; anders dürfet ihr nicht verfügen. Gegeben zu Ofen ...»

An der Urkunde sind Siegelreste wahrnehmbar. Im Archive ist sie unter 212, 107 auffindbar.

***

Die Redaction des Zichy'schen Diplomatariums macht hierzu folgende Bemerkung:

«Davon, dass Margarethe, Herzogin von Breega, conthoralis des Königs Sigmund gewesen, erwähnen unsere Geschichtschreiber kein Wort; wir wissen nur, dass Sigmund nach seiner Befreiung sich im Herbste 1401 mit Barbara Czilley verlobt hat. Michael Horváth (Geschichte Ungarns II. Seite 422) erwähnt einige vage Liebschaften Sigmunds, doch gehört die nähere Erörterung der Frage, ob das Verhältniss zur Herzogin Margarethe auch diesen Liebschaften anzureihen sei, nicht in den Bereich dieses Diplomatariums».

Dem gegenüber liesse sich nun Folgendes bemerken:

1. Königin Maria, Sigmunds erste Gemahlin ist am Montag, den 17. Mai 1395 durch einen Sturz von ihrem Pferde ums Leben gekommen. Nach der heute geltenden historischen Kenntniss ist Sigmund bis zu seiner im Herbste 1401 (nicht 1408, wie manche Genealogen wollen) mit Barbara von Cilly erfolgten Vermählung Witwer geblieben. Dass er nun während dieser sechsjährigen Ehelosigkeit sich die mangelnde Gattin in den Armen von Courtisanen gesucht und dass seine Feinde in Ungarn ihre auf Verdrängung seiner Person gerichteten Bestrebungen durch Berufung auf seinen anstössigen Lebenswandel mit dem Nimbus einer gewissen moralischen Berechtigung umhüllen wollten, ist etwas, was wir füglich glauben dürfen; dass aber Sigmund nach Befreiung aus seiner Gefangenschaft — in die er doch zum Teile ja eben durch seinen «unmoralischen» Lebenswandel geraten, sofort nichts Klügeres hätte thun sollen, als mittelst feierlicher Urkunde seine Maitresse Margarethe von Breega durch eine Deputation abholen zu lassen und deshalb dem Gange der Gerichtspflege Halt zu gebieten, wider-

spricht aller Logik selbst dann, wenn wir davon absehen könnten, dass sich eine «serenissima principissa, domina ducissa» zu dieser entwürdigenden Rolle verstanden haben sollte.[1]

In Anbetracht dieser Umstände *haben wir es also mit der Herzogin Margarethe v. Breega als mit Sigmunds Verlobten oder Gattin zu thun!*

2. Wer ist diese Margarethe v. Breega und was wissen wir von ihrem Verhältnisse zu Sigmund?

Breega ist gleichbedeutend mit dem schlesischen Fürstentum Brieg, und ist Margarethe vollbürtige Schwester des am 30. April 1436 verstorbenen Herzogs Ludwig II. von Liegnitz und Brieg. Ihr Vater Heinrich VIII. †1399 (11/VII.), ihre Mutter, dessen zweite Gattin, vor 19. August 1379, Margarethe, Tochter Ziemovit's III. von Mazowien (seit 1377, 2. Januar Witwe Kasimir's V. von Stettin und Dobrin), † vor 23. Februar 1396.

Diese Prinzessin Margarethe von Brieg gehört zu jenen Mitgliedern der schlesischen Piasten, deren Geschichte am wenigsten geklärt ist. Das über sie bekannte urkundliche und anderweitige Material bietet nur folgende Daten:

1. Herzog Ludwig I. v. Brieg († zwischen 6. und 23. December 1398) und sein Sohn Heinrich verkaufen am 11. Mai 1396 10 Mark von dem jährlichen Geschoss, Münzgeld und Zoll zu Brieg an mehrere Brieger Untertanen mit der Bedingung, das Verkaufte wieder an sich bringen zu können. Sie verwenden das auf solche Weise erhaltene Geld zur Ausstattung der Herzogin Margarethe, Tochter Herzog Heinrichs und Enkelin Herzog Ludwigs, welche nach Ungarn heiratet. Margarethens Gemahl, sowie die näheren Details dieser ungarischen Heirat sind in der Urkunde leider nicht genannt.[2]

2. Am 18. April 1400 kommt eine Schwester der Herzöge Heinrich IX. und Ludwig II. von Brieg in ihrer schlesischen Heimat vor.[3] Da wir von Heinrich VIII. blos die einzige Tochter Margarethe kennen, müssen wir in der am 18. April 1400 in Schlesien anwesenden Schwester der Herzöge Heinrich und Ludwig unbedingt unsere Margarethe erkennen.

3. Wenzel, Bischof von Breslau (*1348, † 30/XII. 1419), Vetter des

[1] Die fürstliche Geburt Margarethe's ist eine Bürgschaft dessen, dass wir es hier auch dann nicht mit einer Maitresse Sigmunds zu thun haben, wenn das fragliche Document noch *vor seiner Inhaftirung* ausgestellt worden ist; die einheimischen Chronisten sind eben über das Datum von Sigmunds Gefangenschaft nicht übereinstimmend.

[2] Zeitschrift des Vereines für Geschichte und Altertum Schlesiens. Band XI. p. 458.

[3] Rechnungsbuch Ludwig's I. und Heinrich's IX. in der Senitzischen Sammlung im Staatsarchiv zu Breslau.

Herzogs Heinrich VIII., sagt in einer am 14. August 1409 ausgestellten Schenkungsurkunde:[1]

»Wir Wenzel von Gottes Gnaden Bischof zu Breslau, Herzog in Schlesien und Herr zu Liegnitz bekennen öffentlich mit diesem Briefe allen denen, die ihn sehen oder hören lesen, dass wir mit unserer lieben, getreuen Mannen Rate haben eigentlich bedacht und betrachtet mancherlei grossen Schaden des hochgeborenen Fürsten Herzog Ludwig's, Herrn zu Brieg, unseres lieben Vetters, die er in diesen Jahren durch seiner Ehre Willen und alle Zeit nach unserem Rate schwer empfangen hat.... Zum ersten da er unsere liebe Muhme das Fräulein seine Schwester nach unserem Rate gegen Ungarn ausrichtete, davon er darnach zu grossem Schaden kam.... Item von der hochgeborenen Fürstin seines Weibes wegen, die er mit unserem Rate und der Seinen genommen hat, grossen Schaden empfangen hat und täglich beschwert wird, mit der es ihm nicht also glücklich gegangen ist, als wir und er gedacht hatten, und als man uns gesagt und vorgegeben hat und sonderlich von den 8000 Mark wegen, die seine Mutter Frau Margarethe zu seinem Vater Herzog Heinrich, dem Gott gnade, gebracht hatte, dass sich der obgenannte Herzog Ludwig mit seinem Bruder Herzog Heinrich nicht zweien dürfe«. In Anbetracht also dieser durch mannigfache Umstände herbeigeführten misslichen Lage Herzog Ludwigs II. von Brieg schenkt ihm Bischof Wenzel 6000 Mark böhmischer Groschen u. s. w. u. s. w.

4. Am 7. Mai 1400 kommt zweimal eine Ducissa Margaretha als Empfängerin vor.[2] Da die einzige ältere Prinzessin Margarethe aus dem Hause Liegnitz-Brieg, nämlich die Vaterschwester Ludwigs II. und Gattin des Herzogs Albrecht von Nieder-Bayern, Grafen von Holland bereits zwischen 18. und 22. Feber 1386 gestorben, kann die am 17. Mai 1400 als Empfängerin erscheinende Herzogin Margarethe von Brieg nur Ludwigs II. Schwester sein.

5. In dem Anniversarbuche des Hedwigstifts zu Brieg aus der Mitte des XV. Jahrhunderts[3] findet sich zum 2. October (im jüngern zum 18. Juli) »Anniversarium inclite ducisse Margarethe sororis ducis Ludwici nuper defuncti« (Ludwig II. ist nämlich am 30. April 1436 gestorben). Hieraus will man den Schluss ziehen, dass Margarethe am 2. October frühestens 1400 in ihrer Heimat gestorben ist.

Wenn wir nun das in den schlesischen Quellen Gebotene mit der Urkunde König Sigmund's vergleichen, so finden wir für manchen in den ersteren dunkel gebliebenen Punkt hinreichende Aufklärung.

[1] Staatsarchiv der Fürstentümer Liegnitz-Brieg-Wohlau XII, Zeitschrift u. s. w. B. X. pag. 230—31.

[2] Grotefend, Stammtafeln des schlesischen Fürsten, 1889 pag. 54.

[3] Staatsarchiv zu Breslau.

a) Durch die Urkunde Bischof Wenzel's ist es so viel als sicher gestellt, dass Margarethe, weil Herzog Ludwig's Mutter Margarethe genannt wird, Ludwig's vollbürtige Schwester ist. Ihr Geburtsjahr lässt sich zwar nicht bestimmen, doch haben wir allen Grund anzunehmen, dass sie 1396 sich noch in sehr jugendlichem Alter befunden.

b) Die Urkunde Herzog Ludwigs I. von Brieg beweist, dass Margarethe am 11. Mai 1396 nach Ungarn verlobt war. Die Urkunde Bischof Wenzel's bezeugt, dass diese Verlobung auf Bischof Wenzel's Rat erfolgte, was wir, obwohl es Herzog Ludwig I. nicht anführt, umso eher glauben dürfen, als Bischof Wenzel laut den Worten seiner Urkunde auch der Vermittler der Verheiratung von Margarethe's Bruder Ludwig II. mit einer — wie wir aus anderen Quellen wissen — geborenen Ungarin war. Ludwig's I. Urkunde bestätigt gleichzeitig, dass der Brieger Hof am 11. Juli 1396 für Margarethen's Ausstattung zu sorgen hatte.

c) Wer der ungarische Verlobte der Herzogin Margarethe gewesen, war bisher ein Rätsel; Sigmunds Urkunde bringt nun die überraschende Aufklärung, dass der Betreffende kein anderer, als er selbst, König Sigmund von Ungarn gewesen. Da Sigmund am 11. Mai 1396 bereits über ein Jahr Witwer war, darf es uns durchaus nicht wundern, wenn der damals 28jährige Mann sich aus der ihm verwandten und verschwägerten schlesischen Herzogsfamilie eine Gattin gesucht.

d) Bischof Wenzel sagt, Herzog Ludwig II. sei durch die Ausstattung seiner Schwester nach Ungarn zu grossem Schaden gekommen; die am 11. Mai 1396 von Margarethe's Grossvater und Vater zu diesem Zwecke auf dem Wege des Verkaufes einiger fürstlicher Regalien zusammengebrachte Summe ist durchaus nicht so bedeutend, als dass wir uns hieraus den durch den Abgang derselben für Herzog Ludwig II. erstandenen grossen Schaden erklärlich machen könnten; er erscheint uns aber vollkommen plausibel, wenn wir bedenken, dass am 17. Mai 1400 zweimal die Herzogin Margarethe als Empfängerin von Geldsummen erscheint und sie am 18. April 1400 noch in ihrer schlesischen Heimat lebt. Da Sigmund am 8. April 1401 sie auf die unzweideutigste Weise seine Gattin (conthoralis) nennt, haben wir uns den Vorgang folgendermassen zu erklären:

Die Verlobung des Paares ist entschieden am 11. Mai 1396 vollzogene Thatsache gewesen und es sind die beiden Möglichkeiten vorhanden, dass es bis zur Zeit zwischen Mitte Mai 1400 und Anfangs 1401 Margarethen's Jugend halber entweder nur bei der Verlobung geblieben, oder falls die Eheceremonien vollzogen wurden, es nicht zum faktischen Vollzuge der Ehe gekommen ist. Nun ist es mit Sicherheit anzunehmen, dass nach Ausgleichung der durch den geldgierigen Sigmund zu wiederholten Malen gestellten finanziellen Mehrforderungen, Anfangs 1401 es entweder zum Abschlusse einer Ehe per procurationem mit der schon mannbaren Mar-

garethe gekommen, und dass Sigmund die ihm bereits auf diesem Wege angetraute Gemahlin abholen liess, oder aber, dass er die ihm nur verlobte Herzogin nach Ungarn kommen liess, um sich mit ihr erst in Ungarn zu vermählen. Da die finanziellen Schwierigkeiten gehoben waren und der Vermählung, resp. dem Vollzuge der Ehe nichts mehr in dem Wege gestanden, konnte Sigmund am 8. April 1401 sie mit Fug und Recht seine Gattin nennen.

e) Was nach 8. April 1401 bis zu der im Herbste desselben Jahres erfolgten Vermählung Sigmund's mit Barbara von Cilly geschehen, darüber schweigen die mir zur Verfügung stehenden Quellen. Es liegt allerdings die Vermutung nahe, dass Margarethe innerhalb des genannten Zeitraumes gestorben sei und setzen die schlesischen Historiker auf Grundlage der in dem oben erwähnten Anniversarium leider ohne Jahreszahl angegebenen Sterbetage Margarethens Tod auf den 2. October frühestens 1400. Nach Sigmunds Urkunde können wir aber nur von einem 2. October frühestens 1401 sprechen, und da Sigmund um diese Zeit sich mit Barbara v. Cilly vermählte, müssen wir, wenn wir 1401 überhaupt als Todesjahr acceptiren, unbedingt den 18. Juli dieses Jahres als Todestag betrachten — es wäre denn, dass durch die Ende April 1401 erfolgte Einkerkerung Sigmunds die ganze Heiratsangelegenheit mit Margarethe, falls es damals noch nicht zum Vollzuge der Ehe kam, in die Brüche gegangen.

Zu bemerken ist schliesslich, dass Margarethe im Sinne des Textes des Anniversariums in Schlesien gestorben und dass Sigmund seine Beziehungen zu Ludwig II. von Brieg insoferne nicht abgebrochen, als er ihm 1421 sein Fürstentum Jägerndorf verkauft und schon vordem mit ihm in finanziellem Verkehre gestanden. Am 6. Februar 1419 quittirt nämlich * König Sigmund seinem ehemaligen Oberstthürsteher Stefan von Kanizsa «racione mille flor ... nomine et de mandato nostris in Civitate Wyennensi Illustri principi dicto *Lodowico de Brega avunculo nostro carissimo.*»

Ludwig von Brieg war nicht Sigmunds «avunculus»; fassen wir aber das zwischen den Beiden bestandene verwandtschaftliche Verhältniss noch mit dem schwägerlichen zusammen, so wird uns der «avunculus» verständlich.

		Herzog Ziemovit III. von Masovien		Bogislav V. von Pommern
Heinrich VIII. von Brieg † 1399	— vor 19. August 1379 —	Margarethe † vor 23. Feber 1396	— Kasimir V. † 2. Jänn. 1377	Elisabeth † 14. Febr. 1393 Gem. Kaiser Karl IV.
Herzog *Ludwig II.* von Brieg † 30. April 1436		*Margarethe*	— verlobt 1396 —	*König Sigmund*

* Hazai okmánytár VII. 446.

Dr. Moriz Wertner.

DIE EINBÜRGERUNG DES FREIHANDELS IN ÖSTERREICH-UNGARN.*

Baron Wüllerstorf, vom Herbste 1865 bis April 1867 Minister für Volkswirtschaft und Handel im Ministerium Belcredi, hat zahlreiche volkswirtschaftliche Schriften zurückgelassen, von welchen seine Witwe heuer einen Teil als Manuskript in 200 Exemplaren herausgab. Auch Vortragender gelangte in den Besitz dieser Publikation und nimmt die Gelegenheit wahr, die Wirksamkeit Wüllerstorf's, die im Hinblick darauf, dass derselbe Mitglied des sogenannten «Sistirungs-Ministeriums» war und demnach von Seiten der österreichischen Publizistik und Presse keiner grossen Sympathien teilhaftig, ja sogar entschieden verkannt wurde, jetzt der gehörigen Beleuchtung zu unterziehen.

Wüllerstorf bekundet in seinen Schriften und in seiner Thätigkeit stets eine liberale volkswirtschaftliche Richtung.

Er ging von dem Prinzip aus, dass heute nur jenes Volk politisch eine Rolle spielen könne, welches volkswirtschaftlich stark ist, dass alle auf andere Ziele gerichteten Bestrebungen der Diplomatie und der Politik eine viel schwächere Gewähr der Festigung der Macht einer Nation bilden, als es das wirtschaftliche Interesse ist, welches die einzelnen Nationen miteinander verknüpft, und dass demnach die richtige Politik es erfordert, dass die Nation auf jede Weise materiell gekräftigt werde und dass sie mit je mehr Nationen in einer derartigen wirtschaftlichen Verbindung stehe, die darin zur Geltung gelangt, dass die Völker auf einander angewiesen sind.

Die Hebung der Wohlfahrt der Nation jedoch kann zumeist dadurch geschehen, dass ihre Verkehrsmittel nach einem richtigen System entwickelt werden, — dass ihre Meeresküste und ihre Marine gestärkt und dass der Handel nach jeder Richtung zu einem freien gemacht werde.

Schlechte Verkehrsmittel führen zu einer nutzlosen Vergeudung der Produktionskräfte; sie lasten mit dem Gewichte von Steuern auf der Produktion, ohne dass aus diesen Steuern irgend Jemand auch einen Vorteil ziehen würde. Und doch sind im Interesse der Steigerung der Produktion nicht blos gute Wege notwendig, sondern auch Verkehrswege von solchen Richtungen, welche die Erweiterung der Marktplätze möglich machen und sonach der Produktion einen ständigen Markt schaffen. Für die österreichisch-ungarische Monarchie wurde aus diesem Grunde im Jahre 1866 der Plan eines Eisenbahnnetzes entworfen und derselbe auch in die Oeffentlichkeit gebracht, um ihn zum Gegenstand der Besprechung zu machen. Bei der Anfertigung dieses Netzes waren die leitenden Prinzipien: das Netz soll je dichter sein, da ein dichtes Netz den Verkehr belebt, die Belebung des Verkehrs auf die Thätigkeit der Bevölkerung einwirkt, ja sogar auf die Vermehrung der Bevölkerung von Wirkung ist und da die Bevölkerung in der österreichisch-ungari-

* Aus einem am 9. Dezember in der Akademie der Wissenschaften gehaltenen Vortrage.

schen Monarchie so schütter ist, dass man auch schon aus diesem Gesichtspunkte die Entwicklung jedes derartigen Faktors anstreben müsste, welcher die Zunahme der Dichtigkeit der Bevölkerung fördert. Es wurde die Verbindung der Monarchie mit den ausländischen Eisenbahnen und mit den Wegen des Weltverkehrs als Aufgabe hingestellt, bei diesem Bestreben jedoch als leitender Faden betrachtet, dass die Einheit der österreichisch-ungarischen Monarchie aufrechterhalten werde und die damals schon herrschend gewordenen Aspirationen der Nationalitäten hinsichtlich des Eisenbahnnetzes nicht zur Geltung gelangen sollen. Es ist wahr, man musste es in dieser Beziehung einsehen, dass das Eisenbahnnetz der österreichisch-ungarischen Monarchie nicht so zentralisirt sein konnte, wie z. B. das Eisenbahnnetz Frankreichs, — dagegen spricht nicht blos die politische Einteilung der Monarchie, sondern auch ihre geographische Lage, und in dem Entwurfe wird z. B. Budapest als ein Brennpunkt des Netzes nicht übersehen, — dabei aber dennoch Wien als Residenzstadt der Monarchie eine Situation gegeben, welche dieser Stadt bei ihrer Bedeutung faktisch auch gebührt.

In seinem Eisenbahnnetze unterscheidet er fünf Gruppen. Die erste Gruppe bringt England, Holland und die nördlichen Seehäfen mit der Türkei, Persien und den kaukasischen Ländern in Verbindung, und hiefür sind zwei Linien nötig: Wien-Budapest-Grosswardein-Kronstadt und Wien-Budweis-Pilsen-Eger. Die zweite Gruppe verbindet Südrussland mit dem westlichen Europa, der Schweiz und Frankreich; hiefür werden geplant die Linien: Wien Budapest-Debreczin-Szatmár-Németi-Kornolungi; Wien-Linz-Salzburg-Kufstein-Innsbruck-Feldkirch; Wien-Bruck-Leoben-Rottenmann-Bregenz; Wien-Bruck-Villach-Brixen-Bozen-Glurns-Schweizer Grenze. Die dritte Gruppe verbindet die Monarchie und das Ausland auf dem kürzesten Wege mit der Adria; hiefür werden die folgenden Linien empfohlen: Wien-Tirnau-Bistritz-Kaschau-Lemberg-Brody; Wien-Gänserndorf-Lundenburg-Oderberg; Wien-Bruck-Leoben-Villach-Triest und Fiume; Wien-Bruck-Graz-Steinbrück-Agram-Karlstadt-Sebenico-Spalato; Tarnopol-Stanislau-Munkács-Tokaj-Miskolcz-Budapest-Stuhlweissenburg-Kanizsa-Agram-Triest und Fiume; Bodenbach-Prag-Gmünd-Rottenmann-Villach-Triest und Fiume. Die vierte Gruppe setzt die Monarchie mit den südlichen Teilen Europas in Verbindung, wozu die folgenden Linien notwendig sind: Wien-Iglau-Pardubitz-Preussische Grenze; Wien-Gmünd-Prag-Rakowitz-Komotau-Sächsische Grenze; Wien-Oedenburg-Kanizsa-Essegg-Semlin; Wien-Raab-Stuhlweissenburg-Szegedin-Temesvár-Orsova und Báziás; Wien-Budapest-Arad-Karlsburg-Hermannstadt-Rothenthurmpass und andererseits in das Zsilthal und zum Bodza-Engpass. Schliesslich letzte Gruppe die Linien, welche die zu den Grenzen führenden Eisenbahnen wie eine Ringbahn umfassen und so nicht blos vom kommerziellen, sondern namentlich vom strategischen Gesichtspunkte aus eine wichtige Gruppe bilden.

Als Wüllerstorf seinen Entwurf veröffentlichte, erstreckten sich die Eisenbahnen der Monarchie insgesammt auf 6125 Kilometer und waren ungemein zerrissen. Wüllerstorf selbst ertheilte Concessionen zum Baue von 2604 Kilometer neuer Eisenbahnen; gegenwärtig umfasst das Eisenbahnnetz der Monarchie 23,007 Kilometer und fällt im Grossen und Ganzen mit den durch Wüllerstorf geplanten Linien zusammen.

Auch auf die anderen Verkehrsmittel, so auf die Post und den Telegraphen, verwandte er hervorragende Sorgfalt. Er rief bei der Post den Penny-Tarif ins Leben, liess Vorstudien betreffs der Einbürgerung der Korrespondenzkarten machen und setzte die Gebühren für Kreuzbände und Telegramme herab.

Als Mitglied der Kriegsmarine kämpfte er natürlich mit grossem Eifer für die Geltendmachung der Wichtigkeit des Adriatischen Meeres. In seinen Schriften wie in seiner Wirksamkeit betonte er fortwährend, dass man die Seehäfen und Dalmatien nicht sich selbst überlassen dürfe, sondern im Gegenteil in jeder Weise bestrebt sein müsse, dass diese entfernten Gegenden auch materiell empfinden mögen, dass sie Teile der Monarchie sind und auch hinsichtlich ihrer Interessen mit den Hinterländern in Verbindung kommen müssen. Ausserdem müsse man auch den überseeischen Verbindungen Aufmerksamkeit zuwenden. Er plante die später im Jahre 1868, zu Stande gekommene ostasiatische Expedition. Er betonte, dass die Kriegsmarine behufs Vornahme von kommerziellen und wirtschaftlichen Studien auch grössere Seereisen unternehmen möge.

Wer auf dem Gebiete des Verkehrs solchen Ansichten huldigte, der konnte auch in der Zollpolitik nur ein Anhänger des Freihandels sein. Wüllerstorf schöpft in seinen Werken aus dem wirtschaftlichen Leben des Volkes die grosse Wahrheit, dass die Politik der Abschliessung der Entwicklung nicht zum Vorteile dienen könne; gleichzeitig geisselt er in scharfer Weise die österreichische Zollpolitik, die nicht dem wirtschaftlichen Leben, sondern ausschliesslich den politischen Bestrebungen, insbesondere der grossen deutschen Idee untergeordnet war. Seine Bestrebungen zielten demzufolge faktisch darauf hin, dass mit den westlichen Staaten Zoll- und Handelsverträge abgeschlossen werden mögen. Unter ihm wurden die Handelsverträge mit England und Frankreich im Jahre 1865, mit Italien im Jahre 1866, mit Belgien und Holland im Jahre 1867 abgeschlossen und die Verhandlungen mit der Schweiz und Russland begonnen.

Die unter Wüllerstorf begonnene Richtung blieb die dominirende, ja neuestens wurden sogar auch dem Adriatischen Meere aus zollpolitischen Rücksichten Vorteile zuteil, so dass durch die Differenzial-Zölle der maritime Handel grössere Begünstigungen geniesst als der Binnenhandel. Die Folge hievon war, dass während die Einfuhr der Monarchie sich im Vergleiche zu den Jahren 1864—1868 um 100% steigerte, der Import zur See eine Steigerung von 233% aufweist; beim gesammten Export beträgt die Steigerung 83%, bei dem Exporte zur See 106%. Die Einfuhr der eine Begünstigung geniessenden Artikel war vor dem Jahre 1880 im Verhältnisse zu dem gesammten Verker: bei Kakao: 0, jetzt 65%; bei Kaffee 21, jetzt 88; bei Gewürzen 29, jetzt 97; bei Thee 1, jetzt 75; bei Reis 8, jetzt 50; bei Palmöl 13, jetzt 34%.

Wie vortheilhaft im Allgemeinen die liberale Politik war, geht aus den Verkehrsdaten hervor. Die Einfuhr hat sich im Vergleich zum Durchschnitt der Jahre 1865—1868 um 100%, die Ausfuhr um 83%, der Transit um 205% gehoben. Der gesammte Produktions- und Industriezustand der Monarchie weist in jeder Richtung einen Fortschritt auf. So ist z. B. der Getreide-Export um 331, der Weinexport um 593, die Ausfuhr von Mehl um 193, von Zucker um 3810, von Spiritus um 131, von Bier um 554% gestiegen. Den stets zunehmenden Fortschritt des

Ackerbaues beweist die ständige Steigerung der durchschnittlichen Produktion; so wurden in Ungarn in den Jahren 1869—1873 per Hektar 8·45 Hektoliter, 1874—1878 10·15, 1879—1883 12·47 und 1884—1888 schon 15·40 Hektoliter Weizen produzirt. Der riesige Aufschwung des Mühlengewerbes ist daraus ersichtlich, dass z. B. im Jahre 1865 drei Budapester Dampfmühlen in Thätigkeit waren und 530.000 Meterzentner vermahlten, während im Jahre 1885 11 Dampfmühlen arbeiteten und 5,814.000 Meterzentner vermahlten. Den fortwährenden Fortschritt der Industrie in der österreichisch-ungarischen Monarchie beweist auch der Steinkohlenverbrauch. Es ist nämlich die Steinkohlen-Produktion in der Monarchie um 300% und die Einfuhr um 782% gestiegen. Den Fortschritt der wichtigeren Gewerbszweige beweist die Hebung des Imports von Rohprodukten, die bei der Aufarbeitung notwendig sind. Diese Steigerung beträgt bei Baumwolle 362%, bei Roheisen 261%, bei Flachs, Hanf und Jute 237%, bei Schafwolle 139%. Andererseit hat sich auch der Export von fertigen Artikeln fortwährend gehoben, und zwar bei Baumwollwaaren um 227%, bei Papierwaaren um 493% und bei Schafwollwaaren um 42%. Uebrigens beweist auch die Ausstattung der Industriezweige den Fortschritt, indem bei den Baumwollwebereien die Zahl der Spindeln im Jahre 1859 1.464,000, im Jahre 1884 2.076,891 betrug, die Zahl der mechanischen Webstühle war im Jahre 1859 10,000, im Jahre 1880 30,000 und Aehnliches lässt sich auch bei anderen Industriezweigen nachweisen.

Trotz dieser ausserordentlichen Resultate musste in neuerer Zeit die liberale Handels- und Zollpolitik verlassen werden. Dieses Aufgeben kann jedoch kein System sein, da bei demselben die Logik des wirtschaftlichen Lebens fehlt. Es ist unmöglich einerseits zu fordern, dass das Netz der Eisenbahnen und in Verbindung damit das der Post, des Telegraphen und des Telephons ein je dichteres werde, dass diese Verkehrsmittel durch internationale Verhandlungen zu je gleichförmigeren und ihre Verwendung je billiger gemacht werde, — andererseits hingegen zu wünschen, dass der Verkehr an den Grenzen jedes Staates durch die Vexationen der Zollschranken beschränkt werde. Es ist unmöglich einerseits zu verlangen, dass die inländische Produktion, das inländische Gewerbe die gesammten Mittel des Fortschrittes verwende, das Kapital sich mit seiner ganzen Macht auf die Produktion im Grossen werfe — und dann andererseits durch die Politik der Abschliessung das Resultat hervorzubringen, dass auch andere Staaten das Gebiet der Prohibition betreten und so die Artikel der Produktion im Grossen und der Grossindustrie nicht auf den Weltmarkt gelangen sollen. Angesichts der Technik, der staatlichen Administration, des volkswirtschaftlichen Organismus unserer Zeit ist ein Fortschritt, ja selbst die Existenz auf den Gebieten der Landwirtschaft, der Industrie und des Handels unmöglich, wenn ein auf die Konsumtionskraft von blos 40—50 Millionen Seelen beschränkter Staat oder ein solches Gebiet zur Verfügung steht. Entweder muss in nächster Zeit wieder der Freihandel auf dem europäischen Kontinente zur Herrschaft gelangen, oder es wird eine solche Vereinigung von wirtschaftlichen Gebieten geschaffen werden, in welchen den Artikeln der Grossproduktion der freie Verkehr gewährt und die Abschliessung gegenüber anderen Gebieten als Schutz auch weiterhin aufrechterhalten werden wird.

Wenn die wirtschaftliche Krise, die zum Teil auch in Folge des Systems

der Abschliessung insbesondere seit 1885 immer fühlbarer wird, in ihren Konsequenzen keine grösseren Schädigungen aufweist. so ist dies in erster Reihe dem Umstande zuzuschreiben, dass die Wirkung des Freihandels im Weltverkehr noch immer empfunden wird, eine Erscheinung, die jener in der materiellen Welt gleicht, wo, wenn einmal eine grössere Masse durch eine Kraft in Bewegung gesetzt wird, diese auch weiter in derselben Richtung in Bewegung bleibt, wenn die bewegende Kraft zu wirken aufgehört hat.

Der Schöpfer dieser Richtung war in der österreichisch-ungarischen Monarchie Baron Wüllerstorf, und die Erinnerung an diesen Mann zu erneuern, war die Aufgabe dieses Vortrages. Dr. Alex. Matlekovics.

KURZE SITZUNGSBERICHTE.

— **Akademie der Wissenschaften.** In der Sitzung der ersten Classe am 4. November las zunächst Alexander Imre «*Ueber den Styl der mittelalterlichen ungarischen Literatur*» eine Studie, welche eine fleissige Sammlung von Einzelbeobachtungen über die Styleigentümlichkeiten der mittelalterlichen ungarischen Literaturdenkmäler in systematischer Anordnung, von einer Fülle linguistischer und ästhetischer Reflexionen begleitet, darbietet und sich damit den Dank der kleinen Gemeinde verdient, welche dem Studium der mittelalterlichen ungarischen Sprach- und Literatur-Denkmäler obliegt.

Den zweiten Gegenstand bildete die fortgesetzte Vorlesung des Gastes Bernhard Munkácsy über seine *Sprachstudien im Vogulenlande.* Vortragender verbrachte den Sommer 1888 grösstenteils in der Gegend des Losvaflusses, wo er auch Gelegenheit hatte, die Sprache der nomadisch lebenden Vogulen der oberen Losva zu studieren. In diesem Studium unterstützte ihn eine geistig hochbegabte Vogulenfrau: Tatjana Alexejevna Szolyinova, geborene Salavarova, welcher die Wissenschaft ausser zahlreichen Sprachschätzen die Entzifferung der von Reguly aufgezeichneten südvogulischen Volksüberlieferungen verdankt. Hier zeichnete Vortragender auch die ersten Stücke seiner eigenen umfangreichen Liedersammlung auf, welche vornehmlich aus Heldenliedern, Götterhymnen, Bärenjagdliedern und weiblichen Lebensbildern besteht. Hier trennte sich Vortragender von seinem Reisegefährten Karl Pápay für 5½ Monate. Er entdeckte am unteren Lauf des Toadaflusses einen bisher unbekannten Vogulen-Dialekt, der für die ugrischen Sprachen, besonders die magyarische, sehr instructiv ist. Ende September reiste er den Irtisfluss abwärts bis zur Mündung des Kondaflusses und kam von hier, auf einem Kahn 13 Tage und 5 Nächte fahrend, auf seine erste Studienstation Köutpöul. Das Ergebniss dieser Reise ist eine reiche Sprachstoffsammlung. Nun reiste er, 200 Werst zu Schlitten fahrend, nach Pelym und von hier auf dem Pelymkafluss nordwärts. In der entlegensten Gemeinde dieser Gegend machte er einen wertvollen Fund: die alten vogulischen Uebersetzungen der Evangelien des Matthäus, Markus und Lukas. Von hier nach der Losva zurückreisend, beendigte er in Monatsfrist die Erklärung der Reguly'schen Lieder. Ende Dezember reiste er

mit Renntieren in das nördliche Vogulenland. An den Flüssen Sosva und Sigva machte er eine reiche Ernte: eine ganze Reihe auf die Weltschöpfung, auf die Wasser- und Feuerflut, auf die Götterkämpfe und den Bärencultus bezügliche, gross angelegte Volksdichtungen im Tone des Epos gelangten in seinen Besitz. Ende Jänner erreichte er seine Raststation, die Stadt Berjozov, wo er zwei Monate mit der Sichtung seiner Aufzeichnungen zubrachte. Dann zog er sich allmälig aus Sibirien zurück. In zehn Tagen gelangte er auf dem Ob und Irtis nach Tobolsk und machte von hier noch einen letzten Abstecher zu den Taoda-Vogulen, von wo er Ende April nach Kasan gelangte. Nach anderthalbmonatlicher Rast machte er mit seinem Reisegefährten behufs Besuches der ethnographischen und prähistorischen Museen eine grosse nordeuropäische Rundreise über Moskau, Petersburg, Helsingfors, Stockholm, Kopenhagen, Berlin, von wo er heimkehrte. Er schliesst seinen Bericht mit nochmaligem Dank für die ihm seitens der Akademie jetzt und früher gewährte Unterstützung.

— In der Sitzung der zweiten Classe am 11. November hielt den ersten Vortrag das correspondirende Mitglied Theodor Ortvay über *die Gründung des Fünfkirchner Bistums und dessen erste Grenzen.* Das Fünfkirchner Bistum wurde vom heiligen Stefan gegründet. Das Original der Gründungs-Urkunde ist jedoch nicht erhalten geblieben. Wir kennen diese Urkunde nur aus späteren Transcriptionen. Aber auch diese Transcriptionen enthalten nicht vollinhaltlich das Stefaneische Diplom. Namentlich fehlt darin jener Teil, welcher sich auf die Dotation bezog. Es ist eben nicht anzunehmen, dass Stefan der Heilige diese Diöcese ohne Schenkungen gegründet hätte. Nach der Gründungs-Urkunde wäre das Bistum im Jahre 1009 entstanden, doch lässt es sich nicht verkennen, dass dasselbe bereits schon früher existirte, denn der Bischof Fulbert von Chartres in Frankreich stand schon im Jahre 1008 im Briefwechsel mit Bonipert, dem ersten Fünfkirchner Bischof. Es ist sehr wahrscheinlich, dass das Fünfkirchner Bistum zu gleicher Zeit mit dem Raaber und Veszprimer im Jahre 1000 und 1001 gegründet wurde. Das Datum von 1009 bezieht sich somit nur auf die Expedition der Urkunde, welche gewiss nur wegen der Schwierigkeiten der Grenzbestimmungen so spät erfolgte. Was die Glaubwürdigkeit der auf uns lückenhaft gekommenen Gründungs-Urkunde anbelangt, so ist über allen Zweifel erhaben, dass dieselbe in Bezug auf die darin vorgebrachten Thatsachen auf volle Glaubwürdigkeit Anspruch erheben kann. Was gegen die Urkunde diesbezüglich von Engel, Schwarz, Michael Horváth vorgebracht wurde, entbehrt jeder Beweiskraft. Die Urkunde war zweifellos vom König Stefan ausgestellt und enthält auch in ihrem heutigen fragmentarischen Bestandteile nur solche historische Daten, welche auch anderartig bestätigt werden können. Welches die ersten Grenzen der also kreirten Diözese waren, das lässt sich genügend aus der Urkunde selbst bestimmen. Im Norden entsprachen dieselben denen der heutigen Diözese, d. h. den politischen Grenzen des Tolnaer Comitats. Nordwestlich bildete der Kapos-Fluss die Grenzmarken, so dass die Ausdehnung der alten Diözese in dieser Gegend eine mindere gewesen ist, als die der heutigen, welche auch über den Kapos hinausreicht. Südwestlich bildete der Almás-Fluss die Grenzscheide, im Süden aber reichte dieselbe über die Drau bis zur Save hinab. Nur gegen Croatien zu war die Grenze nicht bestimmt; dies geschah erst unter

Ladislaus dem Heiligen bei Gelegenheit der Gründung der Agramer Diözese, wo als solche der Fluss Ilova festgesetzt wurde. Im Osten trennte die Donau die Fünfkirchner Diözese von der Kalocsaer, in Syrmien aber der Kő-árok (Steingraben). Diesen Steingraben deuteten viele Forscher auf eine natürliche Wasserrinne, andere auf einen künstlichen Wasserkanal, insbesondere auf den vom Kaiser Probus ausgehobenen Tarczinaer Canal bei Mitrovitz. Vortragender weist nach, dass darunter nur die über das Fruska-Gora-Gebirge führende Römerstrasse verstanden werden kann, welche in der Richtung von Banostor die Donau mit der Save in der Richtung von Mitrovitz verband. Sowohl dies, als auch überhaupt den Lauf der Grenzen bestätigt Vortragender mit Hilfe der päpstlichen Zehentlisten aus dem Anfange des XIV. Jahrhunderts, aus denen auch erhellt, dass im Ganzen die alte Fünfkirchner Diözese einen bedeutend grösseren Umfang hatte als die heutige.

Den zweiten Vortrag hielt als Gast Dr. Alexander Giesswein über *das Todtenbuch der alten Egypter*. Dieses «Todtenbuch» ist das merkwürdigste Produkt der alten egyptischen Literatur. Es ist dies kein einheitliches Werk, sondern eine Sammlung verschiedener religiöser Hymnen, ritueller Vorschriften u. dgl., welche im Laufe der Jahrhunderte zusammengetragen wurden. Die meisten Abschnitte beschreiben das Leben im Jenseits. Die Egypter pflegten den Todten ein Exemplar dieses Buches, wenn auch nicht komplet, in das Grab mitzugeben. Dasselbe sollte für sie gewissermassen ein Führer in der Unterwelt sein. Das kompleteste und am schönsten ausgeführte Exemplar dieses Werkes befindet sich im Museum zu Turin und wurde von Lepsius in Facsimile herausgegeben. Besonders hervorzuheben sind aus den Kapiteln dieses Werkes das 15 Kapitel, die Sonnen-Hymne, und das 125. Kapitel, die Psychostasie = Seelenwägung, d. h. das Gericht über die Seele des Verstorbenen, enthaltend. Vortragender entwickelte ferner die verschiedenen eschatologischen Ideen der alten Egypter in ihrer historischen Entwicklung, schliesslich den Zusammenhang der griechischen Mythologie mit der egyptischen.

— In der Plenarsitzung am 24. November hielt das ordentliche Mitglied Lorenz Tóth eine längere Denkrede über *Valentin Ökröss*, den am 5. Jänner d. J. dahingeschiedenen Notar, königlichen Rat, vormaligen Sektionsrat im Justizministerium, Begründer und Redakteur des «Jogtudományi Közlöny» (Rechtswissenschaftliche Zeitschrift), der schon seit 1869 korrespondirendes Mitglied der Ungarischen Akademie gewesen. Der Redner besprach und würdigte im Allgemeinen wie im Einzelnen die schriftstellerischen und kodifikatorischen Verdienste des Dahingeschiedenen und beleuchtete die Werke desselben besonders, sein 1880 begonnenes grosses Werk; «Törvénykezési reform a szóbeliség, közvetlenség és nyilvánosság alapján» (Die Reform unserer Rechtspflege auf Grund der Mündlichkeit, Unmittelbarkeit u. Oeffentlichkeit). Denkredner lobt an dem dahingeschiedenen Rechtsgelehrten nicht blos dessen umfassende und gründliche Kenntnisse, dessen Vertrautheit mit der vergleichenden Rechtswissenschaft, sondern auch dessen präzise, markige, kernmagyarische Diktion, welche Eigenschaften zusammengenommen ihn zum Kodifikationswerke besonders berufen machten, zu welchem ihn der Justizminister Balthasar Horváth verwendete. Tóth gedenkt aber auch der anderen Seite der Thätigkeit Ökröss', der belletristischen — neben der Prosa des Idea-

lismus. Denn Ökröss war nicht nur der prosaische Verfasser trockener Verträge und Testamente, sondern begeisterte sich auch für den Ruhm der Vorzeit, für die glänzenden Träume der Zukunft, er war eine für Blumen und Sterne schwärmende, poetische und idealistische Natur am häuslichen Herde, in seinem innersten Herzensleben. Die Denkrede gedenkt der seltenen Bescheidenheit Ökröss', welche es der Akademie umsomehr zur Pflicht macht, dass sie ihm den verdienten Zoll ihrer Anerkennung entrichte. Denkredner nimmt dabei Gelegenheit, jene grossthuerische, prahlerische Grille unserer Zeit scharf zu rügen, welche sich in fortwährenden Jubiläen, Banderien, Festbanketen manifestirt, das sich bescheiden zurückziehende Verdienst hingegen ignorirt. Tóth verbreitet sich über den Nutzen und das Verdienst der Rechtswissenschaft und überhaupt der Sozialwissenschaften, auf welche in neuerer Zeit manche Kreise mit einer gewissen geringschätzigen Missachtung herabsehen. Ausführlicher behandelt er die Geschichte der unter der Amtswaltung des Justizministers Balthasar Horvát in Angriff genommenen Kodifikation, insbesondere der provisorischen Prozessordnung. Er weist die Ursachen und Hindernisse nach, welche die Einführung des auf der Mündlichkeit basirenden Gerichtsverfahrens unmöglich machten, er betont aber auch zugleich, dass dieselbe nunmehr schon sehr an der Zeit sei. Als das grösste Verdienst Valentin Ökröss' hebt Redner den eifrigen und thatkräftigen Dienst hervor, den derselbe der Sache des mündlichen Verfahrens geleistet, indem er die Vorteile dieses Systems und die Nachteile des schriftlichen Verfahrens so klar darstellte und die gegen jenes besonders aus vaterländischen Gesichtspunkten erhobenen Anklagen so gründlich widerlegte, wie dies ausser ihm Niemand gethan. Ökröss' Name wird in der Geschichte der ungarischen nationalen Kodifikation ewig leben. — Redner schildert auch das Privatleben des gemütlichen, liebens- und achtenswerten gastfreundlichen Mannes, der seine Familie unendlich liebte und nach dem Verluste seiner Kinder diesen nachgefolgt ist, der, wenn er von der trockenen Arbeit des Broderwerbes ermüdet war, den Pinsel ergriff und malte oder sein Violoncell in die Hand nahm und sich an Beethoven's und Mozart's klassischer Musik erlabte.

Den zweiten Gegenstand der Tagesordnung bildete der *Bericht über das Ergebniss der Konkurrenz um den Kóczán'schen Dramenpreis* den Árpád Berczik vorlegte. Im Jahre 1889 war der Stoff für die um den Kóczán'schen ungarisch historischen Dramenpreis werbenden Dramen aus der Zeit der Landnahme, der Herzoge zu wählen. Es konkurrirten im Ganzen 14 Stücke. Das Preisrichter-Komité bildeten Gregor Csiky, Albert Pálfy und Referent Árpád Berczik. Das Ergebniss der Konkurrenz ist ein schwaches. Von den 14 Dramen fand das Komité blos drei erwähnenswert, unter welchen dreien eines, als die beiden anderen überragend, besonders hervorgehoben werden kann. Die beiden schwächeren führen die Titel: «A kozár leány» (Das Chazarenmädchen) und «Levente» und haben zum Mittelpunkte den Herzog Zsolt (Zoltán). Das die beiden überragende führt den Titel «István vezér» (Herzog Stefan), hat aber mehr Koppán als Stefan zum Helden, behandelt den Konflikt des Heidenthums und Christentums nach dem Ableben des Herzogs Gejza, ist jedoch mehr dramatisirte Historie als historisches Drama. Das Stück zeichnet sich durch anziehende Zeitschilderung und schöne Diktion

aus, steht überhaupt auf literarischem Niveau, und wird deshalb, wiewohl für die Bühnendarstellung weniger geeignet, von den drei Preisrichtern einstimmig zur Preiskrönung empfohlen. Aus dem eröffneten Devisenbrief geht der Autorname Karl Szász hervor. Die übrigen Devisenbriefe wurden verbrannt.

Den dritten Gegenstand bildeten laufende Angelegenheiten. Der Generalsekretär Kolomann Szily widmet dem heute Nachmittags zu Grabe getragenen ord. Mitgliede und Sekretär der zweiten Klasse Friedrich Pesty einen warmen und schönen Nachruf. Hierauf meldet der Generalsekretär das Ableben des auswärtigen Mitgliedes August Ahlquist, worauf die Akademie die Absendung eines Beileidsschreibens an die Finnische Literaturgesellschaft in Helsingfors beschliesst. Eine Zuschrift des Minister-Präsidenten Koloman Tisza meldet, dass Se. Majestät den Dank der Akademie für die königliche Spende zur Förderung der Zwecke der wissenschaftlichen Expedition nach Konstantinopel gnädig entgegengenommen und die Verwendung des Restbetrages zu denselben Zwecken genehmigt habe, was die Akademie dankend zur Kenntniss nimmt. — Dr. Ludwig Haynald dankt in einem schönen Schreiben für die ihm seitens der Akademie anlässlich seines Priesterjubiläums übersendeten Glückwünsche. Eine Zuschrift der serbischen Akademie in Belgrad beglückwünscht die Akademie zu der von der Konstantinopler Expedition gemachten wichtigen Entdeckung des Stiftungsbriefes Uros' II. und erbittet sich behufs Veröffentlichung eine Kopie dieses hochwichtigen historischen Dokuments. Die Zuschrift wird der historischen Commission zugewiesen. — Der Generalsekretär legt den Bericht und Vorschlag der in Angelegenheit der Umgestaltung des «Akadémiai Értesitő» zu einem monatlich erscheinenden Compte rendu entsandten Commission vor. Der Vorschlag wird, nach einem kurzen Meinungsaustausch über die von einigen Mitgliedern gewünschte Weglassung der Denkreden, unverändert angenommen. Der Generalsekretär meldet folgende neue Vermächtnisse für die Akademie an: Emerich Békey 100 fl.; Karl Bergh, Architekt, 1000 fl.; Franz Ebenhöch, Abt, 50 fl.; Peter Edelspacher, Gutsbesitzer, 1000 fl.; Koloman Kovács, Ministerialrat, 200 fl.; Ladislaus Szeless 2500 fl.; Johann N. Weber, Budapester Bürger, 200 fl. — Die Ungarische Eskompte- und Wechslerbank sendet der Akademie anlässlich des Jubiläums ihres Direktors Max Beck 400 fl., welche mit der Bezeichnung «Max Beck-Preis» der besten Arbeit über die Geschichte der ungarischen Banken in den letzten 25 Jahren zuerkannt werden soll.

— In der Sitzung der ersten Classe am 2. Dezember hielt den ersten Vortrag das ordentliche Mitglied Emil Ponori Thewrewk *Ueber die wissenschaftliche Behandlung der ungarischen Musik.* Die wissenschaftliche Behandlung der nationalen ungarischen Musik ist eine Aufgabe, deren Lösung direkt uns Ungarn obliegt. Die vielfach verdienstlichen Vorarbeiten von Mátray, Bartalus, Bogisich u. A. haben die wissenschaftliche systematische Behandlung nicht einmal begonnen, geschweige denn zu Ende geführt. Das ungarische Musik-Lexicon ist ohne jede wissenschaftliche Grundlage angefertigt worden und überhaupt sehr mangelhaft. Vorbedingungen der wissenschaftlichen Behandlung sind die Kenntniss der ungarischen sowohl als der nichtungarischen Musik in ihrer ganzen Entwicklungsgeschichte. Für die Entwicklungsgeschichte der ungarischen Musik fehlt uns noch eine Sammlung der alten ungarischen Musikdenkmäler. Selbst neuerer Zeit angehörige

musikgeschichtlich wichtige musikalische Handschriften, wie z. B. Anton Georg Czermak's Musikwerk aus dem Jahre 1819, harren noch der Herausgabe.

Vortragender verliest ein chronologisches Verzeichniss der bisher grösstenteils von ihm selbst erforschten altungarischen Musikdenkmäler, welches bis ins XIV. Jahrhundert zurückreicht. Aus dieser, der Zigeuner-Einwanderung vorangehenden Zeit stammt ein von Podhorszky in der Pariser Bibliothèque nationale entdecktes altungarisches Musikdenkmal. Sodann der Bartalus'schen Feststellung der Zeiträume der ungarischen Musikgeschichte gedenkend, macht Vortragender einen Exkurs über die ehemals üblichen, später wegen Entartung verbotenen kirchlichen Tänze und Denkmäler solcher Tanzmelodien. Die Gesetze der ungarischen Musik können nur aus dieser selbst, namentlich aus ihren auch im Volksliede und der Volksmusik conservirten Altertümern erforscht werden. Ein Hauptkriterium für die Erkenntniss der Nationalität der Musik ist der nationale Rhythmus, der sich auch im Ungarischen gleicherweise in der Wortbildung der Sprache und der Taktbildung der Musik manifestirt. — Nach einigen, die Erforschung altungarischer Musikdenkmäler betreffenden Bemerkungen von Michael Bogisich, wurde beschlossen, über das Pariser altungarische Musikdenkmal bei der Pariser Nationalbibliothek authentische Nachrichten einzuholen.

Hierauf las das correspondirende Mitglied Sigmund Simonyi unter dem Titel «*Analogie und Wortmischung*» eine Fortsetzung seiner vorjährigen Abhandlung über combinirende Wortbildung. Diese besteht darin, dass je zwei Wörter von verwandter oder gegensätzlicher Bedeutung einander in ihrer Lautform modifiziren, beziehungsweise miteinander verschmelzen, so dass ein drittes, ganz neues Wort entsteht. So wurde z. B. aus den Wörtern csatázik und barangol das Wort csatangol; aus tür und tartóztatja magát wurde türtözteti magát; aus tömény und számtalan wurde töméntelen. Vortragender erklärt nun auf dieser Grundlage die Bedeutung verschiedener ungarischer Provinzialismen, z. B. mengyek = megyek + menek, izró = izzó + forró. Sodann beschäftigt er sich mit der Frage, welchen Einfluss die Wortmischung auf die Form der Bildungssylben habe. Er kommt zu dem Ergebniss, dass auf diese Weise ganz neue Bildungssylben entstehen können und entwickelt die Wichtigkeit dieses Umstandes für die ganze Geschichte der Wortbildung. So entspross nach seiner Ansicht dem einen Zeitwort «gyalogol» die ganze Zeitwortgruppe «lovagol», «kutyagol», «szamaragol», «házagol». Da dieses Erklärungsverfahren des Vortragenden von Manchen für sehr kühn und umstürzlerisch erklärt worden ist, beruft er sich auf mehrere bedeutende ausländische Sprachforscher, welche diese Methode in etymologisirenden Versuchen bereits angewendet haben. und auf einige neuere Werke, welche sich überhaupt mit diesen Erscheinungen der Analogie beschäftigen.

— In der Sitzung der zweiten Klasse vom 9. Dezember hielt den ersten Vortrag das ordentliche Mitglied Koloman Thaly. Der Bericht über die Ergebnisse der nach Konstantinopel zum Zwecke der Erforschung der Corvina-Reste und etwaiger ungarischer Geschichtsquellen in der türkischen Hauptstadt entsendeten akademischen Commission wird in drei Teilen enthalten: 1. den Bericht Eugen Abel's über die griechischen Codices der Sultansbibliothek, 2. den Bericht Johann Csontosi's über die Corvin'schen und andere mittelalterliche Codices derselben

Bibliothek, und 3. den Bericht Koloman Thaly's über seine gelegentlich dieser Expedition in Betreff der Zeit Thököli's und Rákóczi's gemachten Forschungen. Da der erste und zweite Teil jenes Berichtes erst in den nächsten Monaten vollendet werden wird, der dritte aber fertig ist, wurde die Mitteilung mit diesem begonnen, Koloman Thaly machte seine auf die Zeit Thököli's und Rákóczi's bezüglichen Forschungen vornehmlich in dem Archiv und der Bibliothek des St.-Benoit-Klosters der französischen Lazzaristen in Galata, in dessen Kirche die sterblichen Ueberreste Franz Rákóczi's II., seiner Mutter Helene Zrinyi, der Gräfin Nikolaus Bercsényi geb. Gräfin Christine Csáky und des letzten siebenbürgischen Tronprätendenten Prinzen Josef Rákóczi ruhen. Vortragender und Wilhelm Fraknói machten beim Ordenshaupte ihre Aufwartung und erhielten, auf das zuvorkommendste empfangen, jener die Erlaubniss, am Grabe Franz Rákóczi's II. und Helene Zrinyi's eine Seelenmesse zu halten, dieser in der Bibliothek und im Archive des Klosters nach Hungaricis zu forschen, zu welchem Zwecke ihm mehrere Gehilfen zur Verfügung gestellt wurden. Die Lazzaristen haben das Kloster im vorigen Jahrhundert von dessen früheren Eigentümern, den Jesuiten, überkommen. Sei es, dass Archiv und Bibliothek durch die Jesuiten nicht vollständig übergeben wurden, sei es, dass sie durch spätere Feuersbrünste Schaden litten, beide sind nur lückenhaft vorhanden. Trotzdem lieferten sie wichtige Daten zur Geschichte der Thököli'schen und Rákóczi'schen Emigration. Rákóczi II. machte dem Kloster wiederholt Stiftungen, vornehmlich zum Zwecke der Abhaltung von Messen für sein und seiner Mutter Seelenheil, sowie auch Bücherspenden aus seiner Rodostoer Bibliothek. Die Stiftungen nahmen mit Rákóczi's wachsendem Hange zur Schwärmerei immer mehr zu und beliefen sich im Ganzen auf 24.000 Piaster. Ebenso machten Graf Nikolaus Bercsényi und seine Gemahlin Gräfin Christine Csáky Stiftungen und Geschenke im Werte von 7000 Piaster. Während Bercsényi selbst in Rodosto bestattet wurde, erhielt seine Gemahlin ihre letzte Ruhestätte in einer Arkade der St.-Benoitkirche in Galata, doch wurde ihr Grab und Grabdenkmal durch eine Feuersbrunst vernichtet und nur das klassisch stylisirte lateinische Epitaphium in einer Abschrift gerettet. Die St.-Benoitkirche bewahrt noch mehrere von Rákóczi, respektive Bercsényi gespendete Kleinodien, darunter ein kunstvolles silbernes Ostensorium. Auch Prinz Josef Rákóczi, welcher neben seinem Vater bestattet zu werden wünschte, stiftete 3000 Piaster für Seelenmessen. — Zuletzt besprach Vortragender eine wichtige Denkschrift, welche sich auf den Glaubenswechsel Emerich Thököli's bezieht. Es geht aus derselben hervor, dass Thököli am 18. Mai 1703 vor dem Ordenshaupte der Jesuiten und mehreren Vätern im St.-Benoitkloster mündlich und schriftlich seinen Uebertritt zur katholischen Kirche versprach, sobald die Jesuiten beim Franzosenkönig Ludwig XIV. oder beim Papst in Rom ein ungestörtes Domizil und ein ausreichendes Jahresgehalt für ihn und seine zwölf Getreuen in Frankreich oder Italien auswirken. Die Jesuiten machten zu diesem Zwecke an beiden Stellen Schritte, jedoch ohne Erfolg. Ludwig XIV. warf Thököli wie eine ausgepresste Zitrone von sich; der Papst mochte seinetwegen den Wiener Hof nicht kränken. In dem kurz vor seinem Tode zu seinem Testamente verfassten Kodizill gesteht Thököli seine Unterhandlungen mit den Jesuiten ein, sagt aber, dass dieselben nie aufrichtig

gemeint gewesen seien und dass er von den Jesuiten betrogen worden sei. Er ist denn auch als Lutheraner gestorben und begraben worden, aber der Schacher mit seinem Glaubensbekenntnisse wirft, trotz der in seiner Notlage liegenden mildernden Umstände, nach dem Bekenntnisse des Vortragenden selbst, einen Makel auf seinen lange als ideal dargestellten Charakter.

Zum Schlusse hielt das korrespondirende Mitglied Dr. Alexander Matlekovits einen Vortrag über «Baron Wüllerstorf und die Einführung des Freihandels in der österreichisch-ungarischen Monarchie», den wir oben veröffentlichen.

— In der Plenarsitzung am 16. Dezember begrüsst der Akademie-Präsident Baron Roland Eötvös vor Allem die anwesenden serbischen Gäste, den gewesenen serbischen Kultusminister Milan Kujundzsics und Professor Michael Valtrovics, den Direktor des serbischen National-Museums in Belgrad, als liebwerte Mitarbeiter auf dem Gebiete der Wissenschaften. Hierauf teilt der Generalsekretär Koloman Szily die laufenden Angelegenheiten mit. Vor Allem widmet er den beiden jüngstverstorbenen Akademikern, dem ordentlichen Mitgliede Stefan Apáthy und dem korrespondirenden Mitgliede Eugen Ábel einen warmen Nachruf und verliest dann die Einläufe. Stefan Szabó dankt in einem Schreiben für die ihm seitens der Akademie anlässlich seines fünfzigjährigen Akademiker-Jubiläums zuteil gewordenen Ehrenbezeigungen. Auf Antrag der I. Classe werden Gregor Moldován und Georg Alexics, welche für ein herauszugebendes rumänisch-ungarisches und ungarisch-rumänisches Wörterbuch bei der Akademie um den Fekésházy-Preis ansuchen, mit ihrem Ansuchen an das Unterrichtsministerium gewiesen, welches nunmehr diese Stiftung verwaltet. Auf Antrag derselben Classe wird Ignaz Kunoss, dessen Gesuch um ein Stipendium zur Fortsetzung seiner türkischen Studien der Unterrichtsminister empfehlend an die Akademie geleitet hatte, auch die fernere Unterstützung der Akademie zugesichert, die Erteilung eines Stipendiums aber als zur Competenz des Ministers gehörig erklärt. — Der Archivar der Akademie, Alexius Jakab, zeigt an, dass sich im Archiv der Akademie keine die baierische Geschichte betreffenden Urkunden befinden, welche als Tauschobject für das aus dem Münchener Staatsarchiv zu erwerbende Hunyady-Archiv angeboten werden könnten. — Auf Antrag der bisherigen akademischen Millenniumsfeier-Commission wird die Entsendung einer grösseren akademischen Commission zur Feststellung der Modalitäten der Beteiligung der Akademie an der Millenniums-Feier beschlossen; die Commission wird aus den Präsidenten und dem Generalsecretär der Akademie, den Präsidenten und Secretären der drei Classen und ausserdem aus je zwei von jeder Classe zu wählenden Mitgliedern bestehen. — Mit den in Aussicht genommenen weiteren wissenschaftlichen Forschungen in Konstantinopel betraut die Akademie Hermann Vámbéry, Koloman Thaly, Ignaz Kunoss. Die Constituirung der Széchenyi-Commission mit dem Präses Wilhelm Fraknói und den Mitgliedern Anton Zichy und Béla Grünwald, wird zur Kenntniss genommen. Das Ansuchen der seitens des Klagenfurter k. k. Landesgerichts um Aufklärungen über die dort in Untersuchungshaft und unter psychiatrischer Beobachtung befindliche Gräfin Sarolta Vay angegangenen Strafabteilung des Budapester kön. Gerichtshofes um ein akademisches Gutachten über den wissenschaftlichen Wert der literarischen Thätigkeit dieser Dame, namentlich ihrer Werke: «A magyar agrárkérdés» (Die

ungarische Agrarfrage) und «A katholikus egyház autonomiája» (Die Autonomie der katholischen Kirche) wird auf Antrag des Generalsecretärs dahin beantwortet, die Ungarische Akademie sei keine dazu berufene Körperschaft, in Fällen, wo es sich um die Feststellung des Geisteszustandes einer Person handelt, ein bezügliches amtliches Gutachten abzugeben. — Der der Plenarsitzung eingereichte Antrag des ordentlichen Mitgliedes Alexius Jakab, die Akademie möge veranlassen, dass der seit 18 Jahren im Auslande befindliche ungarische Orientalist Gabriel Bálint in die Heimat zurückkehre, eine Universitätsprofessur erhalte und dass seine Arbeiten herausgegeben werden, wird an die I. Classe zur Antragstellung gewiesen.

Zum Schlusse hielt das ordentliche Mitglied Karl Keleti eine von freundschaftlicher Wärme durchwehte und die wissenschaftliche Bedeutung des Gefeierten würdigende Denkrede auf das ordentliche Mitglied Johann Hunfalvy, welche des Dahingeschiedenen Studiengang, seine bedeutenden Leistungen auf dem Gebiete der ungarischen historischen, statistischen, insbesondere aber geographischen Literatur, sein erspriessliches Wirken auf der Lehrkanzel und im öffentlichen Leben und seinen liebenswürdigen edlen Charakter als Mensch in einem ausführlichen Lebens- und Charakterbilde schildert. Diese Denkrede werden wir vollständig mitteilen.

— **Gesellschaft für Völkerkunde Ungarns.** In der Sitzung am 16. Nov. las Prof. Emil Thewrewk eine Abhandlung des Erzherzogr Josef *über die Zigeuner.* Diese Arbeit ist für das Werk «Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild» bestimmt. Sie zerfällt in fünf Teile: der erste handelt von dem Ursprung und der Sprache der Zigeuner; der zweite von deren Religion; der dritte von ihrem Familienleben; der vierte von ihrer gesellschaftlichen Organisation; endlich der fünfte von der Gastfreundschaft der Zigeuner-Vajdas. Der Ursprung des Stammes wurde jederzeit in verschiedenen Gegenden gesucht; mit Vorliebe nimmt man Egypten als das Heimatsland desselben an; Pharao's Volk, Pharao's Söhne heissen bei uns die Zigeuner; «egyptische Schönheit» nennen wir die schöne Jungfrau des Stammes; ja die Zigeuner selbst bekennen sich zu dieser Abkunft. Direkte Berufung auf diese Abstammung geschieht in einem Gesuche des Kalocsaer Zigeuners Georg Rafael vom 31. August 1888, in welchem dieser den Erzherzog um Verleihung des Titels eines «Zigeunerkönigs» bittet. «Ich, ein direkter Nachkomme des Pharao» — so spricht der Bittsteller von sich selber. Solchen und ähnlichen Irrtümern entgegen hat jedoch die vergleichende Sprachwissenschaft nachgewiesen, dass der Ursprung der Zigeuner in Indien zu suchen sei. Und nunmehr führt der Essay des Erzherzogs den Nachweis für die indische Abstammung an der Hand eines reichen sprachwissenschaftlichen Materials.

Die Einleitung der Abhandlung lautet folgendermassen: «Wer hat nicht schon auf den Ebenen unseres Vaterlandes jene vagirenden Trupps gesehen, die auf ihren, mit Zelttüchern überspannten, von elenden Mähren geschleppten Wagen von Dorf zu Dorfe ziehen? Wer kennt sie nicht, die braunen Fremdlinge, die draussen am Dorfesende in Erdhütten ihr ärmliches Dasein fristen? Wessen Herz füllt sich nicht mit Wehmut bei den trübseligen Weisen, welche unsere «neumagyarischen» Musiker aufspielen? Wer hat nicht schon zui hrem stürmischen

Spiele herzhaft den «Friss» getanzt? Sicherlich ist Jedermann das dunkelbraune, olivenfarbige, von den Zügen jedes anderen europäischen Volkes abweichende Gesicht dieser unserer Gäste aufgefallen, mit den blitzenden Augen, dem tiefschwarzen bläulich schillernden Haar und der schlanken, feinen, schmiegsamen Gestalt. Wer zuweilen in Budapest zum Grabmale Gül Baba's hinaufwandert, kann an den dahin pilgernden Derwischen des Lahoraklosters ganz dieselben Gesichtszüge, ganz dasselbe Naturell beobachten, und wenn er ihre Sprache hört, klingt sie ihm bekannt, und wer der Zigeunersprache mächtig ist, versteht sogar eines und das andere davon. Es ist kein Zweifel, dass das über ganz Europa zerstreute Zigeunervolk vom Fusse des Himalaya hiehergekommen. Wer die Zigeunersprache kennt, versteht auch den Namen dieser Bergkette. «Hima» heisst in indischer Sprache «Schnee», zigeunerisch «him», und «laya» in indischer Sprache «Träger», zigeunerisch «lel» oder «lava». Himalaya heisst daher Schneeträger, Alpe.»

Dieser Einleitung folgten Wörterbeispiele, welche die Verwandtschaft der indischen mit der Zigeunersprache beweisen. Interessant ist jener Teil der Vorlesung, welcher von der Gastfreundschaft des Zigeuner-Vajda erzählt. Der Erzherzog besuchte in den siebziger Jahren einen Zigeuner-Vajda und brachte bei ihm zu Studienzwecken mehrere Stunden zu. Der Erzherzog wollte sich schon entfernen, als der Vajda in guter, dialektfreier Zigeunersprache sagte: «Du wirst doch nicht hungrig aus meinem Hause gehen, Grossherr?» Der Erzherzog erschrak nicht wenig. Er sah das Weib und die Tochter des Vajda in der Küche herumhantiren und dachte an das Menu der Zigeunerküche, welche nichts weniger als appetitlich ist. Wie staunte er aber, als der Tisch sehr sauber gedeckt wurde mit ganz reinen Tellern und Trinkgefässen. Eine bauchige Flasche mit goldig schimmerndem Wein wurde aufgetragen und ein grosses Stück Weissbrod dazugelegt. Das Mädchen servirte. Zuerst kam eine Schüssel Hirsebrei in Schweinefett gebacken. «Es war sehr gut», erzählt Erzherzog Josef, «und darauf brachten sie Schweineschnitzel auf den Tisch, welche ganz köstlich waren. So gut bekomme ich sie nicht einmal zuhause. Wir sassen bei Tische, der Vajda neben seiner Frau und ihnen gegenüber ich mit der Tochter des Hauses. Das Mädchen schnitt mir das Fleisch zu. Eine gute halbe Stunde schmausten wir in grösster Stille und ich benahm mich genau so, wie der Vajda, damit man mich nicht für einen Neuling halte. Später tranken wir, und als man den Tisch abräumte, brannten wir uns Eine an. Mit guten Zigarren wartete ich selber auf und es rauchten Vater, Mutter und Tochter in grösstem Behagen. Alle drei küssten mich dann auch, als ich mich verabschiedete. Das ist so Zigeunersitte. Sie begleiteten mich auf eine grosse Strecke Weges und sprachen sehr viel schöne Worte zum Abschied.»

Hierauf hielt Aurel Török einen freien anthropologischen Vortrag, welcher eine gelungene Polemik mit dem Darwinismus enthielt.

Zum Schluss sprach Anton Hermann über die Notwendigkeit der Errichtung eines ethnographischen Museums.

In der Geisterstunde.

Alexander Endrődi.

Mit zerrissnem Wolkenschleier
Wallt der blasse Mond hin leise,
Giesst sein spärlich Licht hernieder
Auf die Flur vom Himmelsgleise.

Aengstlich rauschet dort herüber
Dürres Laub der fernen Wälder;
Kalter Wind jagt, schreckhaft heulend,
Durch die Berge, durch die Felder.

Die geheimnissvolle Schöpfung
Spricht in allen Geistertönen: —
Als würd', flehend um Erbarmen,
Sie erdrückte Klage stöhnen;

Als ob längstvergessner Harfen
Morsche Saiten, wie im matten
Halbtraum, leichten Fluges streiften
Unsichtbare Geisterschatten;

Als ob längstentschwundne Reiche,
Die im Grab versunken liegen,
Als ob tausend Feenstädte
Aus dem nächt'gen Nebel stiegen;

Als ob Türme fern erglänzten,
Trauerglocken tief erschöllen,
Längstverhallter Friedhofsklage
Alte Tränen neu entquöllen,

Und im Himmel und auf Erden,
Unterm Wasser, in den Lüften,
Rätselhafte Traumesworte
Hallten, wie aus tiefen Grüften;

Hallten weinend, dumpf erklingend,
Mit verworrner Laute Summen,
Wie erwacht von wundersamen
Schmerzes Weh, dem lange stummen.

Und ich fühl' die schwarze Erde
Schreckhaft sich im Kreise schnellen,
Und ich hör' durch Nacht und Nebel
Langgezognen Wehruf gellen ....

Ach, was war dies? Nicht erfass' ich's,
Eis doch fühl' am Aug ich kleben,
Nieder drückt es mich zur Erde:
Endlos schmerzt es mich zu leben! ...

Adolf Handmann.

UNGARISCHE BIBLIOGRAPHIE.*

Alvinczy Sándor. A Szaharában (In der Sahara. Reisebilder und Studien von Alex. Alvinczy. Mit 35 Illustrationen). Budapest, 1890, Franklin, 241 S.

Atticus, Új korszak és politikai programmja (Eine neue Epoche und ihr politisches Programm von Atticus). Budapest, 1889, Athenäum, 155 S.

Böhm János, A rabszolgaság az ókorban (Die Sklaverei im Alterthum von Johann Böhm). Erlau, 1889, Szolcsányi, 85 S.

Dóczi Lajos, Beszelyek és vázlatok (Novellen und Skizzen von Ludwig Dóczi). Budapest, 1890, Ráth. 2 Bde, 255 und 249 S.

— — *Költemények* (Gedichte von demselben). Budapest, 1890, Ráth, 260 S.

* Mit Ausschluss der mathematisch-naturwissenschaftlichen Literatur, der Schulbücher, Erbauungsschriften und Uebersetzungen aus fremden Sprachen, dagegen mit Berücksichtigung der in fremden Sprachen erschienenen, auf Ungarn bezüglichen Schriften.

Fischer Károly Antal, A hún-magyar írás (Die hunnisch-magyarische Schrift und deren erhaltene Denkmäler von Karl Anton Fischer. Mit 12 alt-ungarischen Alphabeten und 83 verschiedenen Illustrationen). Budapest, 1889, Selbstverlag. 4°, 105 S.

Fraknói Vilmos, Cesarini Julián bibornok (Cardinal Julian Cesarini, päpstlicher Legat in Ungarn, von Wilhelm Fraknói). Budapest, 1890, Hornyánszky, 137 S.

Gyarmathy Zsigané, Monostori Katinka (Kätchen von Monostor, Roman aus der Zeit des Freiheitskrieges von Frau Sigmund Gyarmathy). Budapest, 1899, Athenäum, 343 S.

Gyulai Pál, Vörösmarty életrajza (Vörösmarty's Leben von Paul Gyulai. Dritte verbesserte Auflage, mit Vörösmarty's Bildniss). Budapest, 1890, Franklin, 308 S.

— — *Emlékbeszédek* (Gesammelte Denkreden: Franz Kazinczy, Albert Pákh, B. Josef Eötvös, Franz Toldy, Johann Kriza, Eduard Szigligeti, B. Sigmund Kemény, Anton Csengery, Johann Arany. Von demselben). Das.. 189 S.

Jeszenszky István báró, A gymnasiumok reformja (Die Reform der Gymnasien von Baron Stefan Jeszenszky). Pressburg, 1889, Drodtleff, 51 S.

Kabos Ede, Éva (Eva, Schauspiel in drei Aufzügen von Eduard Kabos). Budapest, 1890, Athenäum, 92 S.

Knorr Alajos, A szerzői jog magyarázata (Erklärung des geistigen Eigentumsrechts, G.-A. XVI: 1881, von Alois Knorr). Budapest, 1890, Nagel, 246 S.

Kohn Sámuel, A szombatosok (Die Sabbatharier, ihre Geschichte, Dogmatik und Literatur, mit besonderer Rücksicht auf das Leben und die Werke des Erzkanzlers Simon Péchi, von Dr. Samuel Kohn). Budapest, 1890, Athenäum, XVI und 377 S.

Kuzsinszky Bálint, A legújabb aquincumi ásatások (Die neuesten Ausgrabungen in Aquincum 1887—88, von Dr. Valentin Kuzsinszky). Budapest, 1889, Nagel, 170 S.

Sztáray gróf család okleveltára (Diplomatarium der gräflichen Familie Sztáray, redigirt von Julius Nagy. Zweiter Band: 1397—1457). Budapest, 1889, Pfeifer, 4°, 570 S.

Thaly Kálmán, Rodostó és a bujdosók sírja (Rodosto und das Grab der Emigranten. Historische Forschungen von Koloman Thaly). Budapest, 1889, Grill, 132 S.

Lánczy Gyula, Történeti kor- és jellemrajzok (Historische Zeit- und Charakter-Studien von Julius Lánczy). Budapest, 1890, Hornyánszky, 480 S.

Marczali Henrik, A legújabb kor története (Geschichte der neuesten Zeit, 1825—1880. Von Dr. Heinrich Marczali). Budapest, 1890, Revai. Erstes Heft, 40 S.

Oláh Gyula, Magyarország közegészségügyi viszonyai (Die hygienischen Verhältnisse Ungarns von Dr. Julius Oláh). Budapest, 1889, Pallas, 277 S.

Pázmány válogatott egyházi beszédei (Pázmánys ausgewählte Kirchenreden, mit Einleitung und Glossar herausgegeben von Aladár Bellaagh). Budapest, 1889, Franklin, XX und 204 S.

Rohrbacher Miklós, Tata története az Eszterházy grófok alatt (Geschichte der Stadt Totis unter den Grafen Eszterházy 1727—1848 9). Totis, 1889, Takácsy, 242 S.

Récsey Viktor Alfonz, Felolvasások és leírások (Vorträge und Schilderungen I., v. Viktor Alfonz Récsey). Budapest, 1889, Lampel, 156 S.

Tolnay Lajos, Szegény emberek útja (Der Weg armer Menschen, Roman in zwei Bänden von Ludwig Tolnay). Budapest, 1889, Gerő, 133 und 169 S.

Vergilius Aeneise (Vergils Aeneis, im Versmass des Originals übersetzt und erklärt von Ignaz Barna, mit einer Einleitung von Géza Némethy). Budapest, 1890, Franklin, 348 S.

•

DENKMÄLER DER VÖLKERWANDERUNG.

Ungarn war stets die Heerstrasse der Völkerwanderungen. Alle jene Völker, welche das weströmische Reich zerstörten und das östliche Jahrhunderte lang bekriegten, die Vandalen und Westgothen, die Hunnen und Ostgothen, die Langobarden und Avaren, hatten für kürzere oder längere Zeit hier ihre Wohnsitze aufgeschlagen; hier liessen sie ihre Todten, hier verbargen sie ihre Schätze. Hier findet sie der Pflug des Ackerbauers, der Spaten des Eisenbahnarbeiters; doch selten trifft sich ein Fund, von welchem man mit Sicherheit sagen könnte, welcher bestimmten Zeit und welchem von diesen Völkern er angehörte. Eben deshalb sind die zwei Szilágy-Somlyóer Schatzfunde von der grössten Wichtigkeit, da sie bestimmt datirt sind, wir daher sagen können, dass sie die Erzeugnisse westgothischer Kunstindustrie sind, ja dass mit einiger Wahrscheinlichkeit selbst das Jahr sich bestimmen lässt, in welchem sie vergraben wurden. Sie sind die ältesten Denkmäler jenes germanischen Kunststiles, der sich später am Rhein, in Frankreich, in England, in Nord-Italien und in Spanien weiter ausgebildet hat, daher in jeder Hinsicht würdig, die Aufmerksamkeit Aller auf sich zu lenken, die sich mit der dunklen Vorgeschichte germanischer Cultur beschäftigen.

I. Der erste Schatzfund von Szilágy-Somlyó.

Zwei walachische Knaben, Peter Botscho und Simon Bohor, weideten 1797 zu Szilágy-Somlyó Ziegen auf jenem Abhange des Berges Magura, welcher gegen die Stadt gerichtet ist und an dessen nördlicher Seite die walachische Kirche steht. Der Jüngere erblickte etwas Glänzendes, betrachtete den schimmernden Körper näher, wagte aber nicht ihn anzurühren, sondern rief auch seinen Kameraden herbei. Sie traten beide hinzu und als der eine das glänzende Ding berührt hatte, rollte ein mit roten Steinen besetzter, runder und etwas erhobener Körper hervor. Als sie diesen erblickten, fingen sie auch mit den Händen an zu wühlen und fanden mehrere goldene Stücke, nebst einigen Scherben eines ungebrannten irdenen Gefässes, in welchem vielleicht die Schätze verborgen waren. Die Knaben, unbekannt mit dem Werte der gefundenen Gegenstände, legten sie wieder zurück, wie

sie solche gefunden hatten, und behielten davon blos die Kette. Mit dieser Kette ging der grössere Knabe in den Marktflecken, um seine Verwandten davon zu benachrichtigen, während der kleinere an dem Orte zurückblieb. Zwei Anverwandte kamen dahin, bargen sich in ein Gebüsch und liessen von den Knaben die Sachen wieder hervorholen. Sie nahmen dann die Schätze zu sich, trugen sie herum, zeigten sie Anderen und verkauften davon. Endlich brachten die Finder Stücke zu den Salzbeamten Paul Peterszky und Franz Lippert, welche sie, weil sie die betreffenden Gesetze kannten und wussten, dem Kaiser dürften diese Gegenstände angenehm sein, in Empfang nahmen und nach Ofen sandten, und so kam dieser Fund nach Wien. Die beiden Beamten konnten drei Stücke nicht erlangen, welche der Vicegespan an sich gebracht hatte; eines davon erhielt der Gouverneur von Siebenbürgen, Graf Bánffy; ein Valens von 60 Ducaten und die zwei anderen Stücke von ungefähr dem inneren Werte des Valens, sind ebenfalls nicht hieher gekommen.

Dies erzählt Arneth in dem Text zu den «Gold- und Silber-Monumenten» (Seite 8), wahrscheinlich nach amtlichen Daten; in Szilágy-Somlyó erfuhr ich, dass die Wiener Hofkammer den zwei Hirtenknaben 840 fl. als Finderlohn auszahlen liess, ebensoviel erhielt die Stadt-Commune als Grundbesitzer des Feldes, auf dem der Schatz gefunden wurde. Ein bedeutender Teil dieses Schatzes konnte 1884 bei der Goldschmiede-Ausstellung in den Räumen des ungarischen Nationalmuseums von dem grossen Publikum und den wenigen Fachmännern studirt werden. Wir sahen hier

1. Eine Doppel-Kette aus doppeltem Golddraht geflochten, 3 F. 1/2 Z. l. Das Mittelglied besteht aus einer Kugel von Rauchtopas 1 1/2 Z. Durchm., in vier Goldblechstreifen gefasst, auf deren Kreuzungspunkt ein Gefässchen steht, auf welches zwei Löwen die Vorderfüsse stellen; die Schwänze der letzteren endigen in Blattornament. Ueber diesem Mittelgliede hängt ein zweites, einen Nachen (ausgehöhlten Baumstamm) vorstellend, in welchem ein nackter Mann mit einem Ruder sitzt; die Arbeit roh und spät, aber lebendig. In den Gliedern der Kette hängen paarweise 32 Modelle von Geräten und einzelne durchbrochene Blätter aus Goldblech; unter ersteren sind hervorzuheben: ein Schild mit Buckel, ein kurzes römisches Schwert mit Querstange, eine ausgestreckte Hand (Manipelzeichen), ein Streitbeil mit massivem würfelförmigem Knopf (Buzogány), Speerspitzen, ferner eine Pflugschaar, verschiedene Hämmer, Zangen, Feile, Axt, Scheere, Sicheln, Winzermesser, Dreizack, Leiter u. s. w.

2. Eilf Ringe, von aussen gekerbt, hohl, 1 Z. D.

3. Dreizehn Ringe von aussen und innen gekerbt, hohl, aus Goldblech, 1 1/4 Z. D.

4. Beschlägstück aus Goldblech getrieben, 1 1/2 Z. h., 1 3/4 Z. br.

Das Mittelstück, oben und unten geschlossen, zeigt innerhalb eines

mit sechs Nieten befestigten Rahmens eine unförmliche menschliche Figur mit grossem Kopf, kurzem Rock, die Arme in die Seiten gestemmt.

5. Bulla, aus schwerem Goldblech, 2½ Z. D., mit canellirtem Doppelöhr, in der Mitte mit einem Buckel versehen, der mit kleinen Goldkügelchen und gemugelten Granaten geziert und von einer doppelten Bordüre umsäumt ist, nämlich mit einer Reihe gegen einander gekehrter Dreiecke, deren Wände aufgelötet und mit Granaten ausgefüllt sind, dann mit einer eingeschnittenen Zickzacklinie.

6. Ring, 1 Z. D., in der Mitte dünn, die Enden Schlangenköpfe mit eingesetzten Augen (die Füllung ausgefallen).

7. Teil einer Schliesse, 1½ Z. l., aus einem gebogenen Röhrchen von Goldblech, mittelst einer Niete in einem Schlangenkopf befestigt; die Augen



des letzteren mit roten Steinchen gefüllt, die Zunge herausgeschlagen und häftelartig gebildet. Das Gegenglied fehlt.

Ausser diesen vier und zwanzig Gegenständen kamen noch vierzehn grosse Goldmedaillone von seltener Grösse in das k. k. Antiken-Cabinet, nämlich drei von Maximian, zwei von Constantin, ein Constantius, ein Valentinian, vier von Valens, eines von Gratian. Auf der Rückseite dieser durch ihre Grösse einzigen Münzen lesen wir die Inschriften: *Paccatores Gentium, Victoria Augustorum, Pietas Augustorum, Gaudium Romanorum* und auf vier Exemplaren *Gloria Romanorum.* Alle haben ein Oehr um zum Brustschmucke (phalera) zu dienen, sieben von ihnen sind von einem Zickzackornamente umrahmt, doch nur bei dem Medaillon Maximians haben sich die Granaten in der Zellenverzierung erhalten.

Diese Goldmedaillons, welche den Ruhm, den Sieg und das friedliche

Wohlwollen der Kaiser und ihre Machtstellung verkünden, kamen wahrscheinlich als Geschenke in den Besitz der in Dacien und der Umgegend herrschenden Barbarenfürsten; wir wissen ja aus den Geschichtschreibern des Verfalls des römischen Reiches, dass diese abwechselnd Bundesgenossen, Söldner und Feinde der Römer waren, die ihnen unter dem Namen von Neujahrsgeschenken oder Besoldungen regelmässigen Tribut zahlten. Auf diese Art gelangten auch diese kostbaren Goldstücke nach Szilágy-Somlyó, wo, nachdem Aurelian 270 die römischen Legionen und Colonisten aus der Provinz zurückgezogen hatte, die Westgothen sich ansiedelten und ihre Felder durch die Slaven bearbeiten liessen.

Der Schatz und die Goldmünzen stammen nach dem Zeugniss der Letztern aus der Zeit der Regierung von Valentinian, Valens und Gratian, die mit den Gothen mehrmals Krieg führten, da diese germanischen Barbaren zu Land und Meer wiederholt in das römische Reich einbrachen. Valens erfocht einen zweifelhaften Sieg über sie und schloss 367 Frieden, in demselben Jahr, als sein Bruder Gratian ebenfalls den Titel eines Augustus erhielt; es ist daher nicht unwahrscheinlich, dass ein Teil des Schatzes bei dieser Gelegenheit auf gothischen Boden gelangte, denn die Goldkette, an der die angehängten Miniaturwaffen und Werkzeuge römisch, nicht aber barbarisch gestaltet sind, sowie die Medaillons stammen aus römischen Werkstätten, aber das Gürtelschmuckstück ist roh bearbeitet, die Bulla dagegen und die schweren Oehre und Fassungen der Goldstücke zeugen wohl von römischer Technik, aber von gothischem Geschmack. Die Goldschmiede mögen Provinzialhandwerker gewesen sein, die entweder als Kriegsgefangene oder als Abenteurer sich bei den Gothen befanden. Noch ein Menschenalter später findet der Rhetor Priscus römische Bürger am Barbarenhofe Attilas.

Dass die schöne Bulla und die Granat-Fassungen und schweren Oehre der Goldstücke nicht aus römischen Werkstätten stammen, dafür bürgt der Umstand, dass die Zellenfassung der Granate nie in römischen Gräbern gefunden wurde, dagegen charakteristisch ist für germanische Grabfelder und Schätze, für die alemannischen und fränkischen in Deutschland und Frankreich, die burgundischen in der Schweiz, die angelsächsischen in England, die westgothischen bei der Krone des Reccesvintus, die langobardischen bei den Schätzen von Monza. Dass ferner die Oehre an die Münzen durch eine dreieckige aus Goldkügelchen gebildete Verzierung angelötet sind, und diese bei zweien der Medaillons * einen Teil des Kaiserkopfes bedecken; dies zeugt ebenfalls für einen gothischen Künstler, der römische hätte eine solche teilweise Bedeckung des Kaiserkopfes wohl vermieden.

* Arneth, Gold- und Silbermonumente XVI. 14. und 18.

Dieser merkwürdige Schatzfund wird jetzt, wie oben erwähnt, im k. Antikenkabinete aufbewahrt, blieb aber nicht beisammen. Bekanntlich sind dort die Denkmäler nicht nach einem wissenschaftlichen, sondern nach einem ästhetischen Principe als Schaustücke ausgestellt, die Gegenstände des Fundes daher zerstreut und die Medaillons an die Spitze der Münzsuiten jedes Kaisers in die Münzkästen eingereiht. Nur aus den von Steinbuchel 1827 angeordneten, von Arneth 1850 herausgegebenen Kupfertafeln erhalten wir einen Ueberblick dieses wichtigen Schatzes.

II. Der zweite Goldfund von Szilágy-Somlyó.

Die Parcelle, an deren Grenze der erste Schatz im vorigen Jahrhunderte gefunden wurde, gelangte in den Besitz der Familie Teleszky; ein kleines Haus ward darauf gebaut. In jüngster Zeit pachtete sie Ivan Pap, der in diesem Jahre dort Kartoffeln setzen lassen wollte. Zwei walachische Taglöhner waren damit am Charsamstag, den 20. April beschäftigt, und stiessen gegen Abend in der Tiefe von anderthalb Fuss auf den zweiten hier vergrabenen Goldschatz, der viel mehr Abwechslungen bietet als der erste, und für den Kunstgeschmack der Völkerwanderungszeit, speciell der Westgothen viel lehrreicher ist. Die Gegenstände lagen alle auf einem Haufen, das Gewand, in welchem sie ursprünglich eingewickelt waren, war im Laufe von anderthalb Jahrtausenden spurlos vermodert, Erde klebte am Golde, auf welchem sich hier und dort Kalksinter abgelagert hatte, so dass die Taglöhner den Wert des Fundes gar nicht erkannten und die Schmuckgegenstände ganz einfach bei Seite warfen. Der Arbeitsgeber kam auch dahin, sah den Fund und steckte ein Stück davon in seine Tasche, um es zuhause zu untersuchen; doch die Tasche war löchrig, er verlor es auf dem Wege, es ist verschollen. Spät Abends trug der eine Taglöhner, Jan Oltean, den Fund in seiner Schürze nachhause, und wusch ihn in der Nacht im Kraszna-Fluss, und da er am Ostertage die Kirche und das Wirtshaus nicht versäumen wollte, zeigte er die ausgegrabenen Gegenstände erst am Abend einem Herrn, bei dem er früher gearbeitet hatte. Dieser zeigte sie dem Akademiker Baron Blasius Orban, der sich eben in Somlyó befand, um an der Deputirtenwahl teil zu nehmen. Baron Orban erkannte den wissenschaftlichen Wert des Fundes und schrieb mir sofort nach Budapest, dass ich Anstalten treffe, damit der Fund nicht verzettelt werde. Ich eilte augenblicklich nach Somlyó, wo ich bei meiner Ankunft am Mittwoch mit Vergnügen sah, dass der wackere Bürgermeister Herr Alexander Gencsy den Schatz schon in Sicherheit gebracht und im Stadthause ausgestellt hatte, nachdem er die Fundstätte untersucht, einige Fragmente nachträglich gefunden hatte und unweit davon auf ein Grab gestossen war, in welchem

blos ein Gerippe, dem der Schädel fehlte, ohne weitere Beigaben begraben war.

Der Schatz besteht aus 24 grössern Stücken und vier Fragmenten, nämlich aus sieben goldenen Spangenfibelpaaren verschiedener Grösse, aber gleicher Gestalt, die auf der Rückseite mit Silber gefüttert, vorn mit Granaten reich verziert sind; ferner aus einer eleganten Goldfibel, die gleichfalls mit Granaten-besetztem Zellengoldschmiedwerk verziert ist. Aus Gold besteht auch ein Fibelpaar, dessen Hauptbestandteil ein liegender Löwe bildet, dann ein Paar schalenförmige Gewandspangen mit sechs getriebenen sich bäumenden Löwen und Granatenzier, und eine Männerfibel von ungewöhnlicher Grösse mit einem grossen Sardonyx in der Mitte. Ein weiter Armring und zwei grössere, eine kleinere Goldschale mit Granatenschmuck, dazu drei fragmentarische Zierstücke, deren Bestimmung ich nicht kenne, und ein kleiner Hundskopf mit Granataugen, wahrscheinlich das Schlussstück eines Armbandes, vervollständigen diesen bedeutenden Schatz.

Beide Goldschätze waren auf demselben Grundstück nicht weit von einander vergraben, woraus wir schliessen, dass sie zu einander gehören und gleichzeitig sind. Es ist schwer anzunehmen, dass zwei verschiedene Personen, zu verschiedenen Zeiten ihre Schätze auf demselben Platz verborgen hätten. Dazu kommt noch die gleiche Technik, welche wir auf der Goldbulla und der Granatenfassung des Maximianmedaillons des ersten Fundes und dem Granatenschmuck des zweiten finden. Es sind wohl Teile desselben Fürstenschatzes, der darum an zwei verschiedenen Orten vergraben wurde, damit wenn der eine zufällig entdeckt würde, wenigstens der andere gerettet werde.

Schätze werden in der Regel nur zur Zeit grosser Gefahren verborgen, damit sie nicht in die Hand des Feindes geraten, der das Eigentum nicht ehrt. Eine solche Gefahr bedrohte die Gothen in Siebenbürgen im Jahre 375, als zur Zeit der Kaiser Valentinian, Valens und Gratian die Hunnen, nachdem sie die Ostgothen am Borysthenes unterjocht hatten, jetzt sich gegen die Westgothen wandten und in ihr Land einfielen. Die Mehrheit des Volkes verzweifelte an der Möglichkeit des Widerstandes und eilte unter der Führung Alavivas und Fritigerns vom Bischof Ulfilas begleitet nach der untern Donau, schickte Gesandte zum Kaiser mit der Bitte um die Erlaubniss, sich jenseits der Donau in Mösien ansiedeln zu dürfen. König Athananarich wollte aber sein Vaterland damals nicht verlassen und flüchtete sich erst 380 nach Konstantinopel, nachdem er seine Schätze verborgen hatte. Ihm wird der berühmte Goldschatz zugeschrieben, der 1837 in Petreossa am Abhange des istriczer Berges in der Moldau gefunden wurde. Wahrscheinlich vergruben auch andere Gothenfürsten ihre Schätze als sie ihr Vaterland verliessen, um sie vor der Habsucht der Hunnen oder auch der römischen Beamten, zu denen sie sich flüchteten, zu schützen, in der Hoff-

nung, sie bei einstiger glücklicher Rückkehr ausgraben zu können. Doch zum Vorteile der Wissenschaft erfolgte diese nicht und die aufgefundenen Schätze zeugen jetzt vom Kunstgeschmack der Westgothen und von der Technik jener Zeiten.

Die römischen Schriftsteller beschreiben die Barbaren, speciell die Germanen der Völkerwanderungszeit als Wilde, auf der niedersten Stufe der Civilisation, die Rom und Karthago, Ephesus und Eleusis, Korinth und ganz Griechenland so wie die Küstenstädte Italiens und Kleinasiens ausraubten und jene Wundergebilde der Kunst, welche der Fanatismus der Christen zu schonen bemüssigt war, mutwillig zertrümmerten. Wir dürfen aber nicht vergessen, dass der Mensch im Kriege stets verwildert, und die Verwüstung selbst zu unsern Zeiten Hand in Hand mit dem Kriege geht. Wenn wir uns erinnern, wie die englischen Soldaten die Schätze des Grossmoguls in Delhi, die Franzosen den Sommerpalast des Kaisers von China ausraubten und zertrümmerten, ohne Magdeburg und die Gräuel des dreissigjährigen Krieges oder die Verwüstung der Pfalz unter Ludwig XIV. weiter zu erwähnen, dann werden wir auch aus den Verwüstungen der Völkerwanderung noch nicht einen Schluss auf die völlige Wildheit dieser Völker ziehen. Jedenfalls zeugen die Grab- und Schatzfunde der Völkerwanderungszeit von einer eigentümlichen Cultur, die trotz des Einflusses der klassischen Völker von den Traditionen der alten Welt abweicht und sich auf besondere Art entwickelt.

Baron Sacken und Kenner charakterisiren die Denkmäler der Völkerwanderungszeit in der Beschreibung des k. k. Münz- und Antikencabinetes folgendermassen (S. 329): «Die Kennzeichen des Verfalles der Goldschmiedekunst ergeben sich aus der Berührung der Römer und Barbaren. Die Goldarbeit der ersteren sinkt von der Feinheit und Höhe jener der älteren Zeiten namentlich in Filigran und Gussarbeiten zu einer bequemern gröbern Weise herab; zugleich verliert sie das auszeichnende Merkmal der Darstellung von menschlichen Gestalten, die entweder nach ältern Mustern mit leidlicher Geschicklichkeit nachgebildet oder in unverstandener, roher und kindischer Weise dargestellt werden. An die Stelle geschnittener Steine treten glatt geschliffene oder gemugelte Edelsteine oder Pasten. Dagegen beginnt das Material mehr über die Formen vorzuherrschen, welche schwerer und wuchtiger werden. Auch die neuen technischen Verfahrungsweisen, die zu den seit jeher geübten hinzukommen, weisen auf das Bestreben hin, die schwierigern, eine grössere Bildung und höhern künstlerischen Sinn verlangenden ältern Proceduren durch einfachere zu ersetzen. — — — Diesen Zweck verfolgt die erst im IV. Jahrhunderte aufkommende Art, Granaten und Pasten zwischen aufgelötete Wandungen aus Goldblech einzulassen, so dass nunmehr an die Stelle des plastischen Momentes im Schmuck ein malerisches nur durch den Reiz der Farbe wir-

kendes tritt. Vorzüglich durch byzantinischen Prunk genährt, hat diese Technik um die Zeit der Völkerwanderung ihren Höhepunkt erreicht, dauerte aber auch im Mittelalter noch lange fort. Auch ist es bezeichnend für diese Gruppe, dass der Metallguss seltener angewendet erscheint als das Treiben und die Filigranarbeit.»

Alle Gegenstände des zweiten Somlyóer Schatzfundes werden mit Ausnahme des Armringes durch das mit Granaten verzierte Zellengoldschmiedewerk charakterisirt. Graf Ferdinand Lasteyrie fasst seine Ansicht über diese eigenthümliche Kunsttechnik in seiner Beschreibung der westgothischen Kronen von Guarrazar in folgenden Worten zusammen: «Nach meiner innersten Ueberzeugung ist die Zellengoldschmiedarbeit, die ihre Werke mit rotem Glase verziert, *ausschliesslich* überall germanischen Völkern zuzuschreiben, bei uns in Frankreich den Franken, in England den Angelsachsen, in der Schweiz den Burgunden, in Italien den Gothen und Langobarden. — Ich füge dazu noch bei, dass diese Technik in allen diesen Ländern, die ich erwähnte, sich nicht dort entwickelte, sondern überall durch die Eroberer eingeführt wurde.»

Wir müssen hier erwähnen, dass die Mehrzahl der Schriftsteller, welche diese Technik erwähnen, häufiger von rotem Glase als von Granaten spricht (verroterie cloisonnée), da sie nicht annehmen will, dass germanische Barbaren ihren Schmuck mit orientalischen Granaten verziert hätten.

Wir dürfen aber nicht vergessen, dass die Römer und Griechen alle Völker, welche weder römisch noch griechisch waren, Barbaren nannten, ohne mit diesem Worte den Begriff völligen Mangels an Bildung zu verbinden. Wenn Plautus von einem seiner Dramen schreibt: *Menander scripsit, Plautus vertit barbare,* wollte er sicher nicht damit ausdrücken, dass die Römer in unserm Sinne Barbaren waren. Erst in den Sprachen der Neuzeit können wir die Begriffe von grausamer Wildheit nicht von dem Worte «Barbar» trennen, daher wir auch Alles, was von Barbaren stammt, gering zu schätzen gewohnt sind, und selbst die Edelsteine ihres Schmuckes umso leichter für wertloses Glas halten, als jene grünen Einsätze, welche oft mit den Granaten aus coloristischen Gründen vermischt werden, wirklich Glaspasten sind. Lasteyrie nennt die Granaten der Kronen von Guarrazar rotes Glas, De Linas hält die Verzierungen des Grabfundes des Königs Childerik I. für Glaspasten, Lindenschmit spricht bald von Glas, bald von Granaten. Da nun das ungarische National-Museum eine ganz besonders reiche Reihe von Schmuckgegenständen der Völkerwanderungsepoche besitzt, beschäftigte ich mich öfters mit dieser Frage und fand, dass die Oberfläche der roten Einsätze im Völkerwanderungsschmucke immer die volle Politur behält, während die grünen Einsätze an der Oberfläche oxydirt erscheinen, dass daher die ersteren Steine, die letzteren Glas sind. Professor Otto Tisch-

ler hat diese Frage endgiltig gelöst, indem er, von dem Erfahrungssatze ausgehend, dass die Strahlenbrechung des Glases geringer sei als jene der Edelsteine, eine Vorrichtung zum Messen der Strahlenbrechung construirte und auf diese Weise unumstösslich bewies, dass die roten Einsätze der Schmuckgegenstände der Völkerwanderungszeit stets Granaten sind, nie Glaspasten.

In Hinsicht der gelegentlichen Herkunft solcher Edelsteine erzählt uns Kedrenos, ein byzantinischer Schriftsteller des XI. Jahrhunderts: Metrodorus, ein griechischer Philosoph, der viele Jahre in Indien zugebracht und die Einwohner Mühlen bauen gelehrt hatte, habe zur Zeit des Kaisers Constantin viele Edelsteine dorther mitgebracht und sie dem Kaiser geschenkt. Der Erzählung zufolge hatte er sie zum Teil aus den Tempeln gestohlen, zum Teil im Auftrage eines Königs erhalten, um sie dem Kaiser zu überbringen. Doch Metrodor verheimlichte dies und schenkte den Schatz im eigenen Namen dem Kaiser, indem er sich beklagte, dass der persische König einen Teil desselben ihm abgenommen habe. Constantin bedrohte daher den König, der aber die Schätze nicht herausgab. Der Kaiser liess darauf die Edelsteine zu Gewandspangen und anderm Schmuck fassen und sandte sie als Geschenk den Fürsten der am jenseitigen Ufer der Donau wohnenden Barbaren mit der Aufschrift: «Dem Würdigsten», woraus dann verhängnissvolle Kriege entbrannten.

Obgleich wir dem späten Geschichtschreiber, der die Quelle nicht angibt, aus welcher er diese Legende geschöpft hatte, keinen Glauben schenken können, dürften doch zwei Thatsachen in der märchenhaften Erzählung wahr sein. Einerseits dass ein griechischer Abenteurer Edelsteine aus Indien gebracht und dem Kaiser Constantin geschenkt hatte, wofür er wahrscheinlich irgend eine Auszeichnung erhielt. Natürlich dass am Hofe sich gleich das Gerede verbreitete, dass Metrodor diese Edelsteine aus den Tempeln gestohlen oder von einem dortigen König erhalten habe, der seine Verehrung dem Kaiser ausdrücken wollte. Solche Verdächtigungen sind ja zu jeder Zeit gang und gäbe. Die zweite Thatsache wäre, dass der Kaiser die Edelsteine fassen liess und sie den jenseitigen Barbaren, also den Gothenfürsten schenkte, die, als Aurelian die römischen Legionen und Colonisten aus Dacien zurückzog, Siebenbürgen sogleich besetzten und häufig in das römische Reich einfielen, zur Zeit Constantins aber den Frieden selten störten, entweder weil sie vom Kaiser einmal eine Niederlage erlitten hatten und stets durch Geschenke in guter Laune erhalten wurden, oder weil sie eben damals sich gegen die Einfälle der Hunnen und feindlichen Germanen wehren mussten, was dann bei Hofe zu der an den Erisapfel erinnernden Legende Anlass gab.

Die Ueberzeugung Lasteyries, dass der Granatenschmuck des Zellengoldschmiedwerkes ausschliesslich die Kunsttechnik der germanischen

Stämme in Europa charakterisire, stiess auf häufigen Widerspruch. Don José Amador de los Rios nennt diese Kunsttechnik latino-byzantinisch und sucht mit grosser Belesenheit und noch grösserem Patriotismus zu beweisen, dass die gothischen Eroberer diese von den latino-hispanischen Bewohnern übernommen hätten. Allein er war nicht im Stande, auch nur ein einziges Denkmal dieser Kunsttechnik aus einer Zeit, welche der westgothischen Eroberung voranging, nachzuweisen, obgleich dies mehr bewiesen hätte, als seine ganze Gelehrsamkeit. Auch Lebarte fand speciell in den Armbändern des Bakoder Fundes, den er bei der Pariser Ausstellung 1867 sah, eine solche Eleganz des Styles, die er der Barbarenkunst durchaus nicht zuschreiben zu können glaubte. Er hielt daher diese und analoge Schmuckgegenstände für byzantinische Arbeiten, die entweder als Geschenk oder als Raub zu den germanischen Barbaren gelangt waren. Allein auch er konnte keine byzantinische Analogie zu dem Granatenschmuck des Zellengoldschmiedwerkes aufweisen. De Linas endlich, der sich mit der Orfèvrerie cloisonnée speciell beschäftigte, sucht mit grossem Apparate nachzuweisen, dass die vasa und pocula gemmata, die χρύσεα λιθυλόλλητα der Alten sich auf Zellengoldschmiedwerke beziehen. Dies steht aber mit der Ansicht Lasteyries durchaus in keinem Gegensatz, da dieser ausschliesslich im Granatenschmuck des Zellengoldschmiedwerkes die eigentümliche Kunsttechnik der germanischen Stämme findet.

Wir wollen übrigens nicht behaupten, dass diese Kunsttechnik eine Erfindung germanischer Stämme sei, doch so viel steht jedenfalls fest, dass dieser Kunststyl, der vom IV. Jahrhundert bis in die Zeit der Karolinger von Ungarn bis zum Atlantischen Ocean herrschte, nicht aus Byzanz in die neuen Staaten eingeführt, sondern von den germanischen Eroberern mitgebracht wurde. De Linas, der sich mit der Frage beschäftigte, woher dieser Granatschmuck stamme, führt das Gürtelstück von Wolfsheim, welches jetzt im Museum von Wiesbaden aufbewahrt wird und durch Cohausen publicirt wurde, als das älteste Zellengoldschmiedewerk mit Granatenschmuck auf europäischem Boden an. Auf der Rückseite ist der Name des Sassanidenkönigs Ardeschir (Babekan 230—34) in Pehlvi-Charakteren eingegraben, es gehört daher in das III. Jahrhundert. De Linas sucht daher den Ursprung dieses Kunststyls bei den persischen Sassaniden und weist auf die Prachtschale des Chosroes im Louvre hin, was mit den Forschungen Dr. Hampels übereinstimmt, der in seiner Studie über den Nagy-Szent-Miklóser Goldschatz den Einfluss betont, welchen die mixhellenische Cultur der griechischen Städte an der Küste des Schwarzen und Azowschen Meeres, bei welchen auch Sassanidische Denkmäler vorkommen, auf die benachbarten Barbaren ausübte. Er fand auch unter den sogenannten scythischen Altertümern der Eremitage in Petersburg verschiedene solche Granat-verzierte Zellengoldschmiedwerke, welche bis jetzt nicht publicirt sind.

Die Gräber, in welchen solcher Granatgoldschmuck gefunden wird, pflegt man Fürstengräber zu nennen, was auch durch die Tradition einiger Kirchenschätze und den Grabschatz Childeriks bekräftigt wird. Wir übergehen jene des Auslandes und erwähnen hier nur solche, die in Ungarn gefunden wurden. Zunächst den ersten Somlyóer Fürstenschatz und die Prachtfibel mit dem von Granaten umrahmten Nicolo, die 1852 bei Nagy-Mihály gefunden wurde und sich jetzt im k. k. Antikenkabinete befindet. Unter den Schätzen des ungarischen Nationalmuseums nimmt der Bakoder Grabschatz, der durch Arneth, Labarte, Henszlmann und De Linas wiederholt publicirt wurde, den Ehrenplatz ein. Nicht weniger reich ist der goldene Grabschatz von der Puszta Tothi, den Fürst Niclas Eszterházy als Grundbesitzer und Herr Moritz Bischitz als Finder dem Nationalmuseum schenkten. Er ist durch die Münze des Constantinus Pogonatus datirt, gehört also in das Ende des VII. Jahrhunderts. Hierher gehört auch der Fund von Mező-Berény: zwei Granatschnallen, zwei elegante Ohrgehänge mit Granatschmuck und eine Fibel in Gestalt einer Fliege, doch sind die Granaten aus ihren Flügeln herausgefallen. Noch reicher ist der goldene Schildschmuck aus der Gegend von Fünfkirchen, aus welchem leider alle Granaten bis auf drei verloren gingen; er findet seine Analogie in dem Panzerschmuck (?) Odoakers (?) im Museum von Ravenna. Aus der Sammlung des Herrn von Jankovics besitzt das Museum zwei Granaten-verzierte Goldcikaden und einen Drachen, den dieser Sammler in seinem Cataloge Opus scythinum nannte. Eine ganze Reihe von Ohrringen, Schnallen und Zierstücken gehören noch hierher, doch werden sie alle durch den zweiten Somlyóer Schatz in den Schatten gestellt. Von den zwanzig Gewandspangen, die dazu gehören, kommen achtzehn paarweise vor, es sind daher Frauenfibeln, welche das Gewand auf beiden Schultern zusammenhalten. Eine von gleicher Technik und Gestalt hat kein Paar, doch scheint sie ebenfalls dem Frauenschmuck anzugehören, denn nach Sidonius Apollinaris, dem gefeierten Dichter dieser Zeit, trugen die Frauen auch auf der Brust die Fibel als Broche:

Ostricolor pepli textus, quem fibula torto
Mordax dente vorat, tum quidquid mamma refundit
Tegminis, hoc patulo concludit gemma recessu *

(Schluss folgt.)

* Carmina V. Ad Virginem nimis cultam.

FRANZ V. PULSZKY.

DER SKLAVENHANDEL IN AFRIKA.

Präsidialrede, gehalten in der XXIII. Generalversammlung der Sct. Ladislaus-Gesellschaft am 14. December 1889 von *Dr. Lorenz Schlauch*, Bischof von Grosswardein.

Geehrte Generalversammlung!

Pflege und Wahrung des religiösen Gefühls, sowie die Verbreitung der Kenntnisse durch einen, im Geiste der Religion geführten Unterricht: das ist der zweifache Gesichtspunkt, von welchem nach katholischer Auffassung jede Thätigkeit ausgehen muss, welche darauf abzielt, die Segnungen der Civilisation zu verbreiten und heimisch zu machen.

Die Einseitigkeit rächt sich, wie in allen Dingen, so auch hier. Die Anhäufung von Kenntnissen ist noch keine Bildung, — dabei kann das Gemütsleben brach liegen; schwärmerische Ueberschwänglichkeit der Phantasie ist noch keine Religiosität, denn ihr kann die vernunftgemässe Ueberzeugung fehlen, das «rationabile obsequium», welches bereit ist, Rechenschaft zu geben von seiner religiösen Ueberzeugung.

Harmonie zwischen dem Verstandes- und dem Gemüthsleben: das ist die wahre Cultur. Dem einen dankt die Wissenschaft ihr Entstehen, das andere hat zur unumgänglichen Vorbedingung die Religion.

Das ist jene synthetische Auffassung des Lebens, welche die christliche Religion von allem Anbeginne her verkündet hat. Und indem sie durch ihre mutvollen Missionäre betend und lehrend die noch im Kindesalter stehenden Völker aufsuchte; indem sie neben dem einfachen Dorfkirchlein die bescheidene Heimstätte der elementaren Kenntnisse errichtete; indem sie an den Hochschulen die erhabenen Lehren der christlichen Philosophie heimisch machte, damit dort, wo das Licht des Geistes leuchtet, auch die Wärme des Herzens gedeihlich wirke; — indem das Christentum dies auf jeder Stufe, in jeder Phase des culturellen Fortschrittes that und heute noch thut: verfolgt es damit nur Einen Zweck, nämlich: jene christliche Weltanschauung zu schaffen, welche die Grundlage jeder wahren Cultur ist; die Normen des Lebens von dem einen lebendigen Gotte herzuleiten, die Quellen der Moral tiefer zu suchen: dort, wo es kein Paktiren mit den ewig schwankenden, stetig wechselnden Meinungen der Menschen gibt.

Das Culturleben kann unzählige Abstufungen haben, und in der That lässt sich die Bewegung des Fortschrittes Stufe für Stufe nachweisen, von den culturarmen wilden Völkern an bis hinauf zu den hochcivilisirten Nationen; ebenso lässt sich aber auch nachweisen, dass die Kirche jederzeit und in allen Dingen sich selber consequent geblieben ist. Sie hat gegen die realistische Auffassung des Heidentums gekämpft und kämpft gegen die gleiche

Auffassung der heutigen naturalistischen Philosophie, welch beide sich in der Destruction des idealen Lebens manifestiren; aber sie kämpft, indem sie das Princip der ewigen Bestimmung der Menschheit hochhält, ebenso auch gegen den Fetischismus und zaubert durch ihre Missionäre in Amerika und Afrika gleichsam das Bild der ersten christlichen Jahrhunderte hervor. Sie sucht überall nur Eines, und dieses Eine ist der Mensch; den Menschen sucht sie im Neger ebenso, wie im civilisirten Europäer, in der Wüste ebenso, wie im Palaste.

Sie glaubt nicht an den darwinistischen Transformismus, wohl aber an die wiedergebärende Kraft des Christentums; sie glaubt nicht an die phantastischen Extravaganzen der prähistorischen Forschungen, welche aus unzusammenhängenden Lauten die Sprache, aus dem Hordenleben das Staatsgebilde, aus dem Fetischismus die Religion, aus dem völligen Culturmangel die Cultur ableiten; aber sie glaubt an die Kraft der Unterweisung, welche den schlummernden Verstand zum Leben erweckt, den in der ungebildeten Sprache verborgenen Gedanken und Gefühlen Form verleiht, sie entwickelt, ordnet und ausbildet; welche den Geselligkeitstrieb zur Gründung der Familie benützt und damit die Staatenbildung vorbereitet; welche das im Fetischismus verborgene religiöse Gefühl in edlerer Richtung entwickelt und durch all das den Grund legt zur wahren Cultur.

Dies war das Vorgehen der Kirche jederzeit, so oft sie an der Begründung oder Bewahrung der Cultur arbeitete. Allenthalben ging sie von jener Weltanschauung aus, welche ihr göttlicher Stifter verkündet hat, und ihren Spuren folgte der Segen der Civilisation.

Wären die Völker der Evolutionstheorie gemäss sich selber überlassen geblieben, um sich aus eigener Kraft zu entwickeln, — die Civilisation stünde nicht auf ihrer heutigen Höhe. In China ist sie zum Stehen gekommen. Nach der Evolutionstheorie hätten die Millionen der auf dem afrikanischen Hochlande lebenden Bevölkerung nicht Jahrtausende hindurch stetig auf der untersten Stufe bleiben können.

Das sind Thatsachen, auf welche wir uns kühn berufen dürfen; das sind Wahrheiten, vor deren Macht sich Europa gebeugt hat und sich abermals zu beugen genötigt sein wird, da es sich anschickt, in einem heute noch unbekannten Weltteile das Banner der Cvilisation zu entfalten und eine ganze Menschenrace für die Cultur zu gewinnen, ein Streben, in welchem es die Mitwirkung der Kirche ebensowenig missen können wird, als irgend eine Staatenbildung der religiös-moralischen Grundlage entraten kann.

Afrika der europäischen Cultur gewinnen! Das ist die Devise, unter welcher in ganz Europa die Bewegung in Fluss geraten ist. Staaten haben sich zu diesem Zwecke verbündet, haben ideelle, bisher nur auf der Landkarte effektuirbare Territorial-Aufteilungen gemacht, haben mit afrikani-

schen Stammeshäuptlingen Verträge geschlossen, unter einander aber sich solidarisch erklärt in dem Streben, dem dort grassirenden Sklavenhandel, als dem Haupthindernisse der Civilisation, ein Ende zu machen. Die Namen Stanley, Emin, Wissmann, Peters sind in Aller Munde.

Die Stimme des Heiligen Vaters hat Europa aufgerüttelt aus seiner Apathie. Lavigerie, der grosse Apostel der «Schwarzen» in Afrika, unternimmt trotz seines vorgerückten Alters mühevolle Reisen in Europa, hält Vorlesungen und müht sich die Herzen zu gewinnen für das Schicksal der verfolgten, zu Tode gemarterten Neger des «dunkeln Weltteiles». In Westeuropa bilden sich Vereine zur Sammlung von Geldspenden. Die Presse hat in edler Einhelligkeit sich der Sache angenommen. Der Cardinal-Fürstprimas von Ungarn hat schon zu Beginn des laufenden Jahres die Aufmerksamkeit des Landes auf dieses grosse Erlösungswerk hingelenkt und zur Mitwirkung an demselben aufgefordert. Und ich glaube nur eine Pflicht zu erfüllen, indem ich in dieser illustren Versammlung diese neue Phase der Civilisation, diese auf dem Boden der christlichen Cultur entstandene, in ihren Zielen so grosse und edle Bewegung, an welcher auch die Kirche so einschneidend interessirt ist, zum Gegenstande meiner Präsidialrede wähle, in der Ueberzeugung, dass meine Worte auch diesmal nicht ohne Widerhall bleiben werden, gleichwie bei anderen Anlässen die Ideen nicht ohne Widerhall blieben, welche von Zeit zu Zeit in den Generalversammlungen dieser Gesellschaft laut geworden sind.

* * *

In Afrika ringen heute zwei Elemente um die Herrschaft: der Islam und das Christentum; der erstere, um seiner Natur gemäss zu zerstören; das letztere, um aufzubauen und Millionen der Civilisation zu gewinnen. Der Ausgang des Kampfes wird also entweder den Triumph oder die Niederlage der grossen Principien des Christentums bedeuten und damit zugleich den Erfolg oder die Unfruchtbarkeit der civilisatorischen Bestrebungen der europäischen Mächte.

Mag sein, dass die europäischen Mächte von ihrem Interesse geleitet werden; mag sein, dass Viele die eigentümliche, phantastische Unternehmungssucht des Abenteurers nach diesen geheimnissvollen Gebieten lockt; mag sein, dass die in diesem Erdteile verborgenen, nur geahnten Schätze mächtige Anziehungskraft üben auf die Einbildung, noch mehr aber auf die Habsucht der Menschen und dass sonach das grosse Ideal der christlichen Civilisation erst in zweiter Linie steht, oder auch noch weiter zurück; gewiss ist aber, dass all' dem voraufgehend, und heute damit gleichzeitig,

die christlichen Missionäre dort waren und dort sind, die Alles verlassen, was dem Menschen lieb und angenehm sein kann und in dem fremden Weltteile nur Eines suchen: den leidenden Menschen; nur ein Interesse vertreten: die religiös-moralische christliche Cultur; nur nach einem Lohne verlangen und nur einen Gewinn erwarten: das Erwachen der schlummernden Seele und für sie und für ihre eigene Seele die ewige Glückseligkeit.

Ihre Devise ist die Eroberung, aber nur im moralischen Sinne; demnach colonisiren sie nicht, treiben keinen Handel, forschen nicht nach Einnahmsquellen. Ihr Zweck ist, die Neger, deren Millionen bisher noch Niemand gezählt hat, in ihren Stammsitzen aufzusuchen, sie zu unterweisen, zu erziehen, zu erhalten und auszubilden, damit Afrika den Afrikanern gehöre und bleibe, damit der arme Neger nicht dem Schicksale der unglücklichen Indianer Amerikas verfalle. Die christliche Cultur soll gleichsam nur ein Gährstoff sein, der Millionen durchdringt, um die Menschheit mit einer neuen, civilisirten Familie zu bereichern!

Diese ideale Auffassung der Mission der katholischen Kirche ist hinsichtlich der Mittel und des Zweckes zwar nicht identisch mit den Machtbestrebungen, welche in diesem Weltteile zur Geltung zu gelangen suchen, allein die göttliche Vorsehung fordert eben durch die, der menschlichen Natur innewohnende Liebe zu den materiellen Interessen die Verwirklichung ihrer ewigen Pläne: Diejenigen, die in Afrika mit bewaffneter Hand gegen den Islam kämpfen, dienen, ob auch nur mittelbar, aber gleichwohl der grossen Idee der christlichen Civilisation.

Rühmend will ich schon an dieser Stelle in vorhinein hervorheben, dass die europäischen Mächte offen zugestehen, dass in Afrika eine europäische, und zwar eine christliche Cultur geschaffen werden müsse. — Jeder Erfolg, welchen sie mit bewaffneter Macht erringen, bedeutet ein Zurückdrängen des Islam, während hinwieder jede verlorne Schlacht ein Christen-Massacre seitens der Mohamedaner und — was das Entsetzlichste ist: das intensivere Emporwuchern des Sklavenhandels zur Folge hat.

Es handelt sich also nicht nur um eine blosse Machtfrage, sondern zugleich um eine Frage der christlichen Humanität und Civilisation. Die Frage ist: ob die Millionen armer Neger unter dem Schirm der europäischen Mächte Christen werden, oder ob sie durch die Unmenschlichkeit und tierische Wildheit der mohamedanischen Araber ausgerottet, ob die reichen und dichtbevölkerten Hochebenen Afrikas zur Wüste gleich der Sahara werden sollen?

Der deutsche Reichskanzler hat dieser Auffassung ganz bestimmten Ausdruck verliehen, indem er sagte: «Die Angriffe auf die europäischen Missionsstationen und Handelsniederlassungen machen den Eindruck, dass sie unter sich in innigem Zusammenhang stehen, welcher Zeugniss gibt von einer tiefgehenden Bewegung innerhalb der mohamedanischen Bevölkerung

in der Richtung einer Reaction gegen christliche und civilisatorische Bestrebungen, namentlich auf dem Gebiete des Sklavenhandels».*

Zuvor also das Zurückdrängen des Islam, dann die christliche Cultur; zuvor die Aufhebung des Sklavenhandels, dann die Civilisation; zuvor die Befreiung der armen Neger, dann die Einbürgerung der christlichen Institutionen! Das ist eine riesige Aufgabe, eine Arbeit für lange Zeiten, ein Werk von Jahrhunderten! Viele Kämpfe, viel Geld und unermüdliche Standhaftigkeit sind hiezu erforderlich! Die Vorbedingung all dessen aber ist das Gefühl der Liebe, der Barmherzigkeit für die verlassenen, bis aufs Blut gequälten und der Vertilgung ausgesetzten Mitmenschen!

Auch der Neger ist ein Mensch!

Die Natur hat den Neger schwarz geschaffen, aber kräftig und lebensfähig, wohlausgerüstet für den Kampf gegen die Widerwärtigkeiten des Lebens. Da der Begriff der Schönheit ein relativer ist, modificirt sich auch unser Urteil über die knochige Gestalt und die schwarze Hautfarbe des Negers, unsere Sympathie oder Antipathie, je nach dem Grade des Ungewöhnlichen oder des Gewohnten in dessen Erscheinung. Stanley erzählt, als er das Innere Afrikas, wo er sich zwei Jahre aufgehalten hatte, verliess, sei sein Auge an die dunkle Bronzefarbe dermassen gewöhnt gewseen, dass ihm die ersten europäischen Weissen, denen er an der Küste begegnete, nicht mehr gefielen; die bleichen Gesichter stiessen ihn ab, die Menschen erschienen ihm krank, wie am Rande des Grabes stehend, gleichsam wie Phantome.

Mit Verstand und Herz begabt, ist der Neger nach beiden Richtungen hin entwicklungsfähig und für die Civilisation geeignet. Das Vorurteil, als wäre es unmöglich, ihn aus seiner ursprünglichen Wildheit emporzuheben, ist längst geschwunden.

Die amerikanischen Abolitionisten haben aus befreiten Negern in Afrika die Republik Liberia gegründet, welche von der Union schon im Jahre 1847 als unabhängiger Staat proklamirt wurde. Dieser kleine Negerstaat gelangte alsbald zur Blüte. Roberts, der erste Präsident der Republik, war ein Neger. Stephen Allen Benson, der zweite schwarze Präsident, machte im Jahre 1862 eine Reise in Europa und erregte durch seine gebildeten Umgangsformen allenthalben Aufsehen. Edward Wilmot Blyden, der Neger-Schriftsteller, im Jahre 1885 Candidat der liberalen Partei Liberia für die Präsidentenwürde, ist eine in den gebildeten englischen Kreisen bekannte und beliebte Persönlichkeit und stand zu Brougham, Gladstone und anderen Notabilitäten in näheren Beziehungen. Er ist es, der auf die Zukunft seines Stammes vertraut, der in einer Rede, welche er am 5. Jänner in Monrovia, der Hauptstadt der Republik Liberia, hielt, die geistigen Fähigkeiten der Neger, seiner Stammesgenossen, erörterte und die beson-

* Afrikanisches Weissbuch Nr. 27.

dere Neigung derselben für die mathematischen und die classischen Wissenschaften constatirte. In der Republik Liberia ist die officielle Sprache die englische, während die literarische Sprache Mittelafrikas das Arabische ist; und in der That fand Dr. Barth in Mittelafrika arabische Uebersetzungen der Schriften des Aristoteles, des Plato und des Hippokrates.

Auf dem vorjährigen Congresse der deutschen Katholiken erschien der Missionär P. Geyer mit zweien seiner Negerzöglinge; er stellte dieselben vor und äusserte sich folgendermassen:

Man sagt, der Neger sei civilisationsunfähig. Das ist ein Irrtum. Es gibt unter ihnen sehr begabte Individuen. Wir haben Neger unter uns, die verschiedene europäische Sprachen fliessend sprechen und schreiben. Wir haben einen Priester, der Doctor der Theologie ist. Selbstverständlich muss der Neger mit Rücksichtnahme auf sein Naturell erzogen werden.

Der Cardinal-Fürstprimas von Ungarn teilt in seinem Hirtenbriefe vom 30. Jänner d. J. nach einem in Cincinnati erscheinenden Blatte: «Der Wahrheitsfreund» das Ergebniss jener Nationalversammlung mit, welche die Neger am 1. Jänner d. J. in Washington gehalten haben. Vor Allem richteten sie eine Huldigungs-Adresse an den Papst und erbaten sich den apostolischen Segen. Sie begrüssten durch eine Deputation den Präsidenten der Republik, der sie freundlich empfing. In der Versammlung berieten sie über verschiedene Angelegenheiten, als: Erziehung und Unterricht der Kinder, Erlernung und Ausübung der Industrie, die künftige Pflege des Schulwesens. In der Versammlung wurde berichtet, dass die katholischen Neger bereits zwanzig Pfarrkirchen, ebensoviele Pfarrschulen, fünfundsechzig sonstige Schulen und acht Waisenhäuser errichtet haben; dass in den Schulen fünftausend Negerkinder Unterricht geniessen, in den Waisenhäusern dreihundert Zöglinge erhalten werden; endlich, dass hundertfünfzig Negermädchen in den Klöstern das Ordensgelübde abgelegt haben.

Mit der geistigen Befähigung geht die Gefühlstiefe Hand in Hand, welche sich bald in ergreifenden Aeusserungen der Liebe, bald in entsetzlich leidenschaftlicher Wildheit bekundet.

Die Reisenden schildern in hinreissender Weise die innige Liebe der Mütter und der Kinder, welche sie bei den, vom Islam noch nicht vergifteten Stämmen beobachten konnten. Raffanel, der in den vierziger Jahren in Senegambien reiste, schreibt: Mit Bedauern muss ich eingestehen, dass meines Dafürhaltens, wenn zwischen der europäischen und der afrikanischen Mutter ein Vergleich angestellt würde, die Waagschale sich zu Gunsten der letzteren neigen müsste und es hielte nicht schwer, nachzuweisen, dass in der civilisirten Welt die Erfüllung der heiligen Mutterpflichten eine lässigere ist, als bei den wilden Stämmen Afrikas.*

* Reise in Senegambien 1843—1844. Pag. 38.

Nicht selten kommen Fälle vor, dass das Kind mit seinem, durch Sparsamkeit erworbenen Gelde nicht sich selber, sondern seine Mutter loskauft. — Man kann den Neger nicht tiefer verletzen, als wenn man seine Mutter verunglimpft. Schlage mich — rief ein Mandingo seinen Feinden zu — aber schmähe nicht meine Mutter![1]

Livingstone behauptet, der Neger pflege Freude oder Schmerz statt mit dem Seufzer «Ach Gott» mit dem Rufe «Oh meine Mutter!» auszudrücken. Er schwört «bei den Tränen seiner Mutter»; die Mutterliebe aber ist eine so innige und heisse, dass sie beim Verluste des Kindes sogar zum Selbstmord fähig ist. — Cameron sah, wie in einem Sklaventrupp eine Mutter mit vielen anderen schweren Lasten auch ihr bereits gestorbenes Kind in den Armen mit sich trug. — Es ist der Ausdruck der höchsten Ehrerbietung, wenn der Neger Jemanden mit «mein Grossvater» oder «meine Grossmutter» anredet. — Geschwister, oder Eltern und Kinder verlassen einander niemals, wenn sich auch nur die geringste Hoffnung auf Erfolg ihrer Hilfe zeigt. — Die Neger, die an ein und dasselbe Schiff geschmiedet sind, hangen in innigster Freundschaft an einander.

Winterbottom erzählt, dass ein ihm befreundeter Pflanzer eines Abends einem Neger begegnete, der ein kleines Kistchen trug. Nach dem Inhalte desselben befragt, antwortete er, es enthalte das Herz eines Schiffskameraden; er trage dasselbe nach der benachbarten Pflanzung, damit die dort wohnenden Freunde den Verstorbenen beweinen können.[2]

Johnston schreibt von den Kongo-Negern: Ich habe bei den Eingebornen im Kongogebiete überall so viele Beweise wahrhafter Teilnahme gefunden, dass ich sie für zärtlicheren Gemütes halte, als die an der Küste ansässigen, entarteten Neger.[3]

Indessen hat die Medaille auch ihre dunkle Kehrseite; es sind das die Ausbrüche jener angeborenen Wildheit, welche mit den, bei götzendienerischen und abergläubischen Völkern herrschenden Gebräuchen in der Regel verbunden sind, welche aber insbesondere bei den afrikanischen Negern durch die Grausamkeiten und Verführungskünste der eindringenden Fremden noch gesteigert werden und hie und da den Charakter der Wiedervergeltung an sich tragen.

Ich will nur einige solcher entsetzlicher Beispiele anführen.

Der siegreiche Neger tödtet zu Ehren seines Fetisch in wilder Raserei seine Feinde und glaubt kein angenehmeres Opfer darbringen zu können, als wenn er den Gegner hinschlachtet. — Beim Ableben von Stammeshäuptlingen, sowie bei Festlichkeiten, so z. B. zur Erntezeit, bei Todtenmahlen

[1] «Die Naturvölker» von Dr. Wilhelm Schneider. 1869. Pag. 288.
[2] «Nachrichten von der Sierra-Leona-Küste.» Pag. 274.
[3] Johnston: Der Kongo. Pag. 76.

u. s. w. wird viel Menschenblut vergossen. Ein Missionär war Augenzeuge der Leichenfeier eines Stammeshäuptlings, bei welcher zwanzig Negersklaven lebendig begraben wurden. — Ein Stammeshäuptling besuchte einen Missionär und gedachte denselben zur Erwiderung des Besuches durch das Versprechen geneigt zu machen: er werde vor seinem Hause zu Ehren seines Gastes acht Frauen lebendig verbrennen lassen.

Das sind unzweifelhafte Beweise von Wildheit; aber ein nicht geringer Teil derselben ist ausser dem, mit dem Fetischismus verbundenen Aberglauben auch jenen Gräuelthaten zuzuschreiben, welche bei den Sklavenjagden und den Sklaventransporten verübt wurden und auch heute verübt werden — ehemals durch Europäer, die sich Christen nannten, heute aber durch die Habgier der Mohamedaner und entarteter Eingeborner. Daher stammt die von vielen Reisenden erwähnte Unzuverlässigkeit und Doppelzüngigkeit, die heimtückische Rachgier und der Hang zur Grausamkeit.

Haarsträubend sind die Berichte, welche katholische und protestantische Missionäre, sowie andere über allen Zweifel erhabene ernste Männer, Reisende und Gelehrte von den, mit dem Sklavenhandel Hand in Hand gehenden Grausamkeiten geben. Nicht selten braucht es grosse Ueberwindung, diese Schilderungen zu Ende zu lesen; und indem ich daran gehe, nur einige Scenen aus denselben wiederzugeben, bin ich bei dem schwierigsten Teile meiner Aufgabe angelangt.

Ich will nicht auf jene längst vergangenen Zeiten zurückgehen, da unter Zustimmung einzelner christlicher Regierungen der Sklavenhandel zwischen Afrika und Amerika als ein in der Natur der Sache liegendes lucratives Geschäft gestattet war, — der Neger wurde nicht als Mensch betrachtet zu jenen Zeiten, als noch unter der Regierung der Königin Elisabeth von England Hawkins, als er aus Sierra-Leona zurückkehrte, festlich empfangen, zur Motivirung dessen aber angeführt wurde: er habe «teils mit den Waffen, teils durch andere Mittel mindestens dreihundert Neger und sonstige Waaren und Güter in seine Gewalt gebracht». Ich will nicht alle jene Schändlichkeiten aufzählen, durch welche ehedem die schwarzen Bewohner der Meeresküste geistig und körperlich zugrunde gerichtet, dann ihrer Freiheit beraubt und in ewige Sklaverei geschleppt wurden. Ich gedenke nicht die mehr als dreihundertjährigen, durch Elend und Fluch gekennzeichneten Phasen des Sklavenhandels zu beleuchten. Nur unsere heutigen Zeiten möchte ich schildern — und zwar, wie ich besonders betonen will, zum überwiegenden Teile an der Hand der Berichte hervorragender reisender Gelehrter —, damit wir fühlen mögen, wie sehr berechtigt der Notschrei ist, der von einem der Ausrottung bestimmten armen Menschenstamme aus Afrikas Gefilden zu uns herüberschallt.

Der arme, in die Sklaverei fortgeschleppte Schwarze, der mit innigster ebe an seinem Heimatslande hängt, ist gezwungen, von demselben für

ewige Zeiten zu scheiden; Eltern, Kinder, Geschwister, die einander eng umschlungen haltend um Alles im Himmel und auf Erden willen um Gnade flehen, werden mit den rohesten Gewaltmitteln von einander getrieben, unter Mark und Bein erschütterndem Wehgeschrei von einander gezerrt, für immer und immer von Allem fortgerissen, was ihnen lieb und teuer war. Nichts Schlimmes ahnend, wird der Afrikaner bald durch List und Verrat in die Hände seiner Feinde geliefert, bald mit Hilfe eines entarteten Nachbarstammes, der sich mit den Unternehmern verbündet hat, gewaltsam fortgeschleppt. Wehrlose Dörfer werden in Asche gelegt, Weiber und Kinder werden gemordet, oder an einander gefesselt, einer Viehheerde gleich, davongetrieben. — Zur Sklavenjagd verbündete Räuberbanden, deren Seelen schwarz sind, wie die finstere Nacht, die der grässlichsten Schandtaten fähig und gegen jede, selbst die leiseste Regung des Erbarmens verhärtet sind, überfallen volkreiche Ortschaften, umstellen die Hütten der schlafenden Neger, und unter wildem Geschrei, inmitten des Schreckens und der entsetzlichen Verwirrung, welche der nächtliche, meuchlerische Angriff zur Folge hat, inmitten des Flammenmeeres, in dessen Feuerschein die blitzenden Waffen und die von Todesfurcht verzerrten Gesichter einen grässlichen Anblick bieten, werden die erbarmungswürdigen Opfer in Ketten gelegt. Die Kräftigeren werden durch Schläge und Verwundungen ins Joch getrieben; die Alten und Kranken werden als wertlose Waare keines Blickes gewürdigt, häufig auch, wenn sie wehklagen, für ewig stumm gemacht.

Und was harrt nun dieser unglücklichen Menschen? Der Männer von kräftiger Constitution, die als wertvolle Beute gelten, die Sklavenkette und die Peitsche; der Frauen die Entehrung; der Kinder das geistige Elend.*

Livingstone, dessen Grabmal in der Westminster-Abtei Cardinal Lavigerie besuchte und von dem er in seiner, in der Princesshall gehaltenen Rede sagte: «Sie haben ihn inmitten Ihrer grössten Männer begraben, und Sie haben wohl daran gethan, denn Livingstone gereicht durch seinen Mut, durch seinen erleuchteten Geist und durch seine Selbstverleugnung diesem Jahrhunderte und England zum Ruhme», — Livingstone ruft in seinem Werke über die Missionen aus: Wären wir doch im Stande, eine erschöpfende Schilderung der Gräuel des Sklavenhandels zu geben und auch nur annähernd zu bestimmen, wie viele Menschenleben demselben jedes Jahr zum Opfer fallen! Denn wir sind überzeugt: wenn auch nur die Hälfte dessen, was da vorgeht, zur allgemeinen Kenntniss käme, so wären die Gefühle der Menschen so tief empört, dass diesem mit Menschenfleisch handelnden teuflischen Gewerbe unter allen Umständen ein Ende gemacht würde. Allein weder uns, noch Anderen stehen diesbezüglich entsprechende statistische Daten zu Gebote. Die Opfer, welche fortgeschleppt werden, bil-

* Serpa Pintos: Wanderungen durch Afrika. I. 237.

den nur einen geringen Teil der Unglücklichen. Wir hatten gar keine Vorstellung von der Natur dieses Handels, bis wir denselben auf dem Schauplatze dieser Thaten selbst beobachteten. Ausser Denjenigen, die fortgeschleppt werden, werden Tausende niedergemacht, oder erliegen ihren Wunden oder dem Hunger. Tausende kommen in dem mörderischen Kriege um, welcher zwischen den eingebornen Stämmen eben zu dem Zwecke wütet, die Besiegten den Sklavenhändlern auszuliefern. Die unzähligen Gebeine, welche wir zwischen den Felsen oder in den Wäldern am Ufer der Bäche oder am Rande der wegsamen Strassen fanden, zeigen, wie unmenschlich der Handel sein muss, der hier mit Menschen getrieben wird.[1]

Nachtigal, der im Innern Afrikas reiste, beschreibt umständlich eine Razzia, mit welcher ein wehrloses Dorf überfallen wird. Schwerverwundete werden aus den Gebüschen, in welche sie sich geflüchtet haben, hervorgezerrt und niedergemacht; ohnmächtige Weiber und Mädchen werden aus ihren Verstecken hervorgezogen und nicht selten entbrennt ein erbitterter Kampf darüber, wem die Beute zufallen soll. An jungen Mädchen und Kindern war trotz ihrer schwarzen Haut das Erbleichen sichtbar, denn sie schauderten vor der Behandlung, welche ihnen bevorstand. Schwache Säuglinge werden ohne Erbarmen von der Mutterbrust gerissen.[2]

Der Anblick einer Slkavenkarawane macht auf den civilisirten und fühlenden Menschen den schmerzlichsten Eindruck. Wandernden Knochengerippen gleich wanken die Unglücklichen dahin, Männer, Weiber und Kinder durcheinander, oft nahezu völlig nackt. Es ist abstossend, die schmutzigen Gesichter, die eingefallenen Augen, die vorstehenden Backenknochen und auf den Gesichtern die Spuren des Elends und des Hungers zu sehen. Die schmutzig-graue Haut ist von unzähligen Falten durchfurcht, die Knochen werden nur mehr von den Sehnen zusammengehalten. Da sind Männer zu sehen, deren Schenkel so dünn sind, wie der Arm eines Kindes. Abgezehrte Weiber, von dem langen Marsche erschöpft, werden halbtodt zurückgelassen, den wilden Tieren zur Beute, oder sie werden auf die Schultern zweier Männer gebunden, nach ihrem Bestimmungsorte geschleppt.[3]

Stanley, dessen Name heute abermals durch ganz Europa widerhallt, hat selber einen solchen Sklaventransport gesehen. Die Neger sassen in Gruppen da, düster, unbeweglich, in stummer Resignation; andere lagen unter Zelten und schliefen; es war nichts von ihnen zu sehen, als die lan-

[1] Livingstone: Neue Missionen. II. 166.

[2] Nachtigal: Sahara und Sudan. II. 645.

[3] Baron von der Decken: Reisen in Ostafrika. I. 79. Bearbeitet von Otto Kersten.

gen abgemagerten Beine; unter ihnen zahlreiche Kinder. Als er die Sklaven in der Nähe betrachtete, sah er, dass die meisten mit Ketten aneinander geschlossen waren; die jüngeren waren mit den Köpfen in einen hölzernen Block gezwängt, der «Scheba» genannt wird, so dass sie sich nicht bewegen konnten. Die Kinder über zehn Jahre trugen leichtere Ketten an den Füssen, die Mütter trugen ihre Säuglinge in Ketten, die um ihre Brüste geschlungen waren. Die Räuber erzählten selbst, dass sie dreitausend Neger in ihre Gewalt gebracht und zu diesem Behufe hundertachtzehn Dörfer verheert hatten. Und auf dem Gebiete, welches sie durchzogen, waren in einem Jahre fünf solcher Sklavenjagden gehalten worden.

Wenn man sich auf dem Wege gegen Mittelafrika oder nach einem Sklavenmarkte hin verirren würde, so könnte man sich alsbald wieder zurechtfinden, denn die Strassen sind durch die Gebeine der Negersklaven bezeichnet, sagt Cardinal Lavigerie. So fallen jährlich etwa 400,000 Neger zum Opfer.

Auf dem Sklavenmarkte kommen noch gräulichere Scenen vor als unterwegs. Die armen Neger werden wie die Tiere ausgestellt; die Käufer untersuchen ihre Füsse, ihre Hände, ihre Zähne, kurz alle ihre Körperteile, um sich zu überzeugen, zu welchen Diensten sie zu gebrauchen wären. Sie feilschen um den Preis, als ob gar nicht von einem Menschen die Rede wäre. Ist der Handel geschlossen, so geht der Neger mit Leib und Seele in den Besitz des Käufers über. Hier wird auf nichts mehr Rücksicht genommen, — selbst auf die Bande des Blutes nicht, denn ohne Erbarmen werden Vater, Mutter und Kinder, Mann und Weib von einander getrennt, ungeachtet all ihres Wehklagens, all ihrer Tränen. Markerschütternde, herzzerreissende Scenen spielen sich auf solch einem Markte ab, dass sich ein Stein selbst erbarmen müsste; doch der Sklavenhändler ist herz- und gefühllos, — er hat ja eben nur eine Waare erworben und verkauft!

Livingstone, der am 1. Mai 1873 inmitten seiner übermenschlichen Thätigkeit, gleich dem wackeren Soldaten auf dem Schlachtfelde, in der Gegend des südlichen Tanganyika gestorben ist, hat in seinem Reise-Journal Folgendes aufgezeichnet: Indem ich mich über die Sklaverei ausspreche, fürchte ich, dass ich hinter der Wahrheit zurückbleibe, um nicht der Uebertreibung geziehen zu werden und weil ich besorge, bei meinen Lesern keinen Glauben zu finden, wenn ich die volle Wahrheit aussprechen wollte. Die Scenen, die sich vor meinen Augen abspielten, die Vorfälle, welche ich erlebt habe, sind so entsetzlich, dass ich mich vergebens bemühe, sie aus meiner Erinnerung zu bannen. Nacht für Nacht sprang ich aus meinem Bette, wenn mir diese Unmenschlichkeiten einfielen. Wenn nur die Hälfte dieser Grausamkeiten bekannt wäre, so müsste das Mitleid in den Menschen so sehr erweckt werden, dass sie sich bestreben würden, selbst um den Preis der grössten Opfer dem Sklavenhandel ein Ende zu machen.

Es kann nach alldem nicht Wunder nehmen, dass die grossen Negergeschlechter Mittelafrikas von Tag zu Tag zusammenschmelzen, und wenn den unmenschlichen Negerjagden keine Schranken gesetzt werden, so wird diese Race binnen nicht langer Zeit vollständig ausgerottet sein. Die Vertilgung geht Schritt um Schritt vorwärts und dringt immer weiter nach dem Herzen Afrikas vor: in Folge dessen werden die Züge nach den fernliegenden Märkten immer beschwerlicher, kaum einige Procent der Sklaven erreichen den Bestimmungsort, — die Mehrzahl geht unterwegs zugrunde.

Da die Meeresküsten von den europäischen Mächten gesperrt sind, ist der Sklavenhandel daselbst entweder gänzlich behindert oder doch mindestens erschwert, so dass er seine Richtung hauptsächlich nach dem Festlande nimmt; dadurch wird der Weg verlängert, die Leiden werden vermehrt, der Verlust wird grösser und folgerichtig musste auch die Menschenwaare im Preise steigen. Deshalb kehren sich nun auch die Sklaventreiber nicht sonderlich daran, wenn der Transport der armen gefangenen Neger dezimirt am Bestimmungsorte anlangt, — der erhöhte Preis deckt ja den Abgang an der Stückzahl.

Seitdem der Sudan verloren gegangen ist und daselbst der Mahdi seine tyrannische Herrschaft übt, hat der Sklavenhandel neuen Aufschwung genommen. Wie gleichgiltig legen wir die Zeitungen beiseite, welche Tag für Tag die Verluste der Engländer und das Vordringen des Mahdi verzeichnen, und dabei ahnen wir gar nicht, wie viel Elend all diese Ereignisse im Gefolge haben! So blieben denn auch alle Bemühungen der Missionäre erfolglos; die Civilisation wurde vernichtet, viele Hunderte von Christen wurden niedergemetzelt, Hunderttausende von Negern wurden in die Sklaverei geschleppt; das sind die traurigen Folgen des Vordringens des Islam!

An die Stelle des unmenschlichen Handels von ehedem ist nunmehr der mohamedanische Fanatismus der Araber getreten. Es ist im Orient zum Sprichworte geworden: «Der Schatten eines Türken macht den Boden auf ein Jahrhundert hinaus unfruchtbar.»*

Jawohl, Alles verkommt und verdorrt, wo der Fanatismus und Fatalismus die Freiheit, das Erbarmen, die edlen Gefühle austilgt; selbst nicht fähig, eine Civilisation zu schaffen, devastirt er nicht allein diejenige, welche er vorfindet, sondern macht, indem er den Neger ausrottet, einen ganzen Weltteil zur Wüste. Der Islam, der seine Anhänger mit herzloser Verachtung gegen die ungläubigen Heiden und mit fanatischem Hasse gegen die Christen erfüllt, unterstützt im ganzen Sudan den verruchten Menschenhandel, bald mit offener, bald mit stillschweigender Zustimmung

* L'assaut des pays negres. Pag. 24.

der türkischen Behörden. Die Mohamedaner betrachten die Negervölker als ergiebige Quelle für die Deckung ihres Sklavenbedarfes.*

Nun sind zwischen dem Sudan und dem Nigerstrome heute etwa sechzig Millionen Mohamedaner ansässig, und das macht den Kampf so überaus schwierig. Denn abgesehen davon, dass der arabische Mohamedaner die unterjochten Volksstämme durch seine, der Sinnlichkeit schmeichelnden Lehren sich rasch assimilirt, übt er dort auch von politischem und commerziellem Gesichtspunkte aus unbeschränkte Macht. Der zum Islam übertretende Neger ist seiner ursprünglichen, natürlichen guten Eigenschaften alsbald entkleidet und übertrifft seinen mohamedanischen Lehrmeister nur mehr an Wildheit.

Der Mohamedaner gewordene Neger ist unnahbar; der Koran übt auf ihn keinerlei bessernde Wirkung, ja er macht die ohnehin zum Götzendienst geneigte Race nur noch abergläubischer. So sucht sich der mohamedanische Neger beispielsweise aus dem Koran sein künftiges Schicksal herauszulesen, oder gebraucht die einzelnen Sprüche und Verse als Schutzmittel gegen drohende Gefahren; er stellt den Koran neben seinen Fetisch und betet ihn an; er mutet ihm Heilkräfte zu, schreibt einige Capitel aus demselben ab, kocht das Papier und trinkt den Absud; erfolgt die Heilung nicht, so hat der Teufel sie verhindert.

Der noch unverdorbene Neger dagegen ist dem europäischen Einflusse leichter zugänglich, seine Seele ist wie Wachs, leicht zu formen und zu bilden.

Im Islam und seinen Bekennern finden jene Räuber ihre Stütze, welche die entsetzlichen Neger-Razzias veranstalten, die Karawanen geleiten und den Handel vermitteln. Die armen Neger, welche keine Feuerwaffen besitzen oder dieselben gar nicht kennen, stehen ihnen gegenüber wehrlos da.

Das Beklagenswerteste ist, dass sich diesen Räuberbanden auch Eingeborene, durch Geld und Branntwein vertierte Neger anschliessen; sie dienen den Räubern als Führer, locken hinterlistig ihre eigenen Stammesgenossen ins Verderben und wirken in solcher Weise als bedeutende Factoren an dem Ruin ihres Vaterlandes mit. — Der grösste Teil Afrikas sammt der Sahara, das eigentliche Mittelafrika bis hinab an den zwanzigsten Grad südlicher Breite ist den Verheerungen dieser Räuberhorden preisgegeben. Nach den neuesten Berichten ist ein beträchtlicher Teil der Aequatorialgebiete nach dem Rückzuge Stanley's und Emin's in die Gewalt der arabischen Mohamedaner geraten. Die eingebornen Stämme liegen mit einander im Kampfe und die Stammeshäuptlinge verraten und verkaufen in mehr als einem Falle ihre eigenen Unterthanen.

Die Wunde ist also eine so tiefe, dass zu deren Heilung die Eingebornen

* Schneider's oben zitirtes Werk. Pag. 337.

nichts beizutragen vermögen, denn auch sie betrachten die Sklaverei als eine selbstverständliche Sache.

Einen ganzen Welt:eil von diesem furchtbaren Drucke befreien: welch eine riesige Aufgabe! Und dennoch beruft die göttliche Vorsehung das christliche Europa zu diesem grossen Werke. Es ist das eine Frage der Menschlichkeit, der Civilisation, eine Frage nicht blos des Interesses, sondern der Liebe.

Es würde den Rahmen dieses meines Vortrages überschreiten, wollte ich auf Jahrhunderte zurückgreifen, in denen dieser Weltteil zuerst von Europa erschlossen wurde und in welchen die christlichen Missionäre in aufopfernder Thätigkeit daselbst Fuss zu fassen suchten. Ich müsste die Stiftungen aufzählen, welche eifrige ungarische Prälaten für die afrikanischen Missionen machten, die Sammlungen, welche in allen Diöcesen für dieselben veranstaltet wurden und auch heute veranstaltet werden. Ich müsste einen Ueberblick jener Versuche geben, welche einzelne Gelehrte, wissenschaftliche Gesellschaften, christlich-humanitäre Vereine machten, in das Innere von Afrika einzudringen. All' das wäre ein äusserst anziehender, überaus lehrreicher und dankbarer Stoff.

Doch ich will von der Vergangenheit Umgang nehmen und nur die Bestrebungen der neueren Zeit und die heutige Sachlage in thunlichster Kürze schildern.

Die Reisebeschreibungen Livingstone's und Stanley's bewogen im Jahre 1878 den König der Belgier, einen internationalen Verband zu dem Zwecke zu errichten: «der Civilisation jenen Teil unseres Erdballes zu erschliessen, zu welchem dieselbe noch nicht gedrungen ist, und die Finsterniss zu verscheuchen, in welcher die dort lebenden Mitglieder des Menschengeschlechtes schmachten.» Dieses Programm des Verbandes fällt genau mit den alten Bestrebungen des Heiligen Stuhles zusammen, welche sich schon vorher darin manifestirt haben, die zersplitterten Kräfte zu vereinigen und dadurch den Erfolg desto mehr zu sichern. Die algierischen Missionäre entfalteten damals bereits eine wirksame Thätigkeit. Dem Brüsseler internationalen Verbande aber wird es zum immerwährenden Ruhme gereichen, dass er Europa den Weg bezeichnet hat, auf welchem es fortschreiten muss und dass seine Initiative den Erfolg hatte, dass unzähligen Unternehmern: begeisterten Soldaten, zu ernsten Forschungen geneigten Gelehrten Gelegenheit geboten wurde, diesem edlen Zwecke ihre Fähigkeiten und sich selbst zu widmen.

Allein dieser Verband vollbrachte nur ein halbes Werk, denn obschon er die Thätigkeit der Verkündiger des Christentums nicht behinderte, erklärte er doch, dass seine ausschliessliche Aufgabe die Verbreitung der Wissenschaft, des Handels und der Industrie sei.

Eine dezidirtere Stellung nahm die im Jahre 1884 in Berlin abgehal-

tene Afrika-Conferenz ein. Wohl wurden auch hier die Machtinteressen und die commerziellen Gesichtspunkte in den Vordergrund gestellt, allein schon warf jene moralische Aktion gleichsam ihre Lichtstrahlen voraus, welche heute Europa in so hohem Maasse elektrisirt und welche sich mit so vielem edlen Eifer, mit Betonung der culturellen Gesichtspunkte, die Befreiung des afrikanischen Continents zum Ziele gesetzt hat.

Bei dieser Conferenz begegnete der deutsche Reichskanzler den Anschauungen der sämmtlichen Mächte, als er in seiner Programmrede erklärte, es sei der gemeinsame Wunsch Aller: «die Eingeborenen Afrikas der Civilisation teilhaftig zu machen dadurch, dass man das Innere dieses Erdteils dem Handel erschliesse, seinen Bewohnern die Mittel darbiete, sich zu unterrichten; die Missionsarbeit und die zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse dienenden Unternehmungen ermutige; und die Unterdrückung der Sklaverei und überhaupt des Negerhandels in Angriff nehme.»

Es scheint mir von Interesse, hier zu erwähnen, dass der Antrag: den Missionen die Devise «christlich» voranzustellen, nur einem einzigen Widerspruche begegnete; — von welcher Seite derselbe ausging, ist unschwer zu erraten. Doch die Conferenz beschloss, die Bezeichnung beizubehalten.

Die Beschlüsse der Conferenz wurden am 26. Feber 1885 um halb 4 Uhr Nachmittags von vierzehn Mächten, darunter auch die Pforte, unterzeichnet.

Der auf meinen Gegenstand bezügliche Artikel 6 des Abschnittes IV dieser Beschlüsse lautet folgendermassen:

«Alle Mächte, welche in den bezeichneten Gebieten Hoheitsrechte oder einen Einfluss ausüben, verpflichten sich, auf die Erhaltung der eingeborenen Völkerschaften und auf die Verbesserung ihrer sittlichen Zustände und materiellen Lebensverhältnisse Acht zu haben und an der Unterdrückung der Sklaverei und insbesondere des Negerhandels mitzuwirken; sie werden, ohne Unterschied der Nationalitäten oder der Culte, alle Einrichtungen und Unternehmungen religiöser, wissenschaftlicher oder mildthätiger Art, welche zu diesen Zwecken errichtet sind, oder dazu dienen, die Eingeborenen zu unterrichten und ihnen die Vortheile der Civilisation verständlich und schätzenswert zu machen, beschützen und begünstigen.»

Bezüglich der Sklaverei sagt Artikel 9 Folgendes:

«Den Grundsätzen des Völkerrechtes gemäss, wie sie durch die unterzeichneten Mächte anerkannt sind und denen zufolge der Sklavenhandel untersagt ist, und die Handlungen, welche zu Land oder zu Wasser Sklaven dem Handel zuführen, ebenfalls als untersagte zu erachten sind, erklären die Mächte, welche in den Gebieten, die das vereinbarte Kongobecken darstellen, Souveränitätsrechte oder einen Einfluss ausüben, dass diese Gebiete weder als Markt, noch als Durchgangsweg für den Handel mit Sklaven gleich-

viel welcher Race dienen können. Jede dieser Mächte verpflichtet sich, alle Mittel anzuwenden, über die sie gebietet, um diesem Handel ein Ende zu machen und um Diejenigen zu bestrafen, welche sich damit befassen.»

Zu bedauern ist, dass die Conferenz auf das Verbot der geistigen Getränke oder mindestens darauf kein Gewicht gelegt hat, dass solche mit hohen Zöllen belegt werden. Denn eben durch den Genuss dieser Getränke entarten und verkümmern die armen Neger nicht nur körperlich, sondern auch geistig. Der arabische Muselman reicht ihnen dieselben mit Schadenfreude; das religiöse Verbot besteht auch für ihn nur im Koran. Diese Getränke vergiften den Neger und erniedrigen ihn zum Tiere. Die Reisenden und die Missionäre behaupten einstimmig, dass die Spirituosen eines der Haupthindernisse der Civilisation bilden.

Die Folgen der Conferenzbeschlüsse wurden alsbald ersichtlich, denn in den Seehäfen, welche durch die Schiffe der Mächte gesperrt wurden, hörte der Sklavenhandel auf.

Allein dies erwies sich nach zwei Richtungen hin als lückenhaft. Einmal dadurch, dass nunmehr der Sklavenhandel seinen Weg mehr zu Lande nahm, wo er der offenen oder verdeckten Unterstützung oder Nachsicht der mohamedanisch-arabischen Behörden begegnete, und sonach bald grössere Dimensionen gewann. Das Zweite ist, dass die Schlauheit der Sklavenhändler schon mehr als einmal die rege Wachsamkeit der europäischen Schiffe hintergangen oder getäuscht hat.

Alle Vorstellung übersteigend sind die Grausamkeiten, welche die streng untersuchenden Commandanten der europäischen Schiffe auf den Schmugglerschiffen beobachteten; denn trotz der scharfen Massnahmen gelang es doch schon mehr als einer Sklavenkarawane, den Hafen zu erreichen. Dort stehen dann die zum Sklaventransport bestimmten Schiffe bereit, in welche nun die armen Neger neben einander geschichtet und mit Brettern oder Matten verdeckt, eingepfercht werden; auf jeden Einzelnen kommt kaum so viel Raum, dass er sich regen kann. Erscheint zufällig ein Wachschiff im Gesichtskreise, so werden sofort, in grösster Eile, bereit stehende Waarenkisten über die Unglücklichen aufgethürmt. Nicht selten sind die Räuberschiffe mit doppeltem Kiele versehen und in das untere Gelass werden die Sklaven in liegender Stellung verladen.

Die Verfügungen gegen die Sklavenschiffe sind dermassen streng, dass im Betretungsfalle das leitende Personal ohne Gnade an den Raaen gehenkt wird. Um diesem Schicksale zu entgehen, wird im Moment der Gefahr der mit den armen Sklaven vollgepfropfte untere Schiffraum mit der grössten Kaltblütigkeit unter Wasser gesetzt, so dass alle zugrunde gehen. Die Leichname der in solch entsetzlicher Weise Gemordeten lässt dann der Unternehmer unter grässlichen Verwünschungen ins Meer werfen und das Geschäft nimmt seinen weiteren Fortgang.

Zur Hintanhaltung solcher und so zahlreicher Leiden ist, wie es scheint, die menschliche Macht unzureichend und die göttliche Vorsehung, die zur geeigneten Stunde auch immer für die geeigneten Mittel sorgt, hat das schlummernde Gewissen Europas geweckt.

Das Wort unseres glorreich regierenden heil. Vaters, Papst Leo XIII. war das Notsignal, welches Europa auf die Leiden eines ganzen Weltteils aufmerksam machte. Nicht privates Interesse, nicht das Phantom des Ruhmes, nicht der Glanz der Macht, nicht der Handelsverkehr, nicht die Erfolge der Forschungen unserer Reisenden und Gelehrten — obwohl den grossen Wert dieser letzteren Errungenschaften Niemand so sehr fühlt und würdigt wie eben Er, — sondern der Mensch, und einzig und allein der Mensch, schwebte dem heil. Vater vor Augen, als er anlässlich der Aufhebung der Sklaverei, welche in Brasilien bestand, zu den dortigen Bischöfen also sprach:

«O möchten doch alle Diejenigen, welche sich der Macht oder des Einflusses rühmen dürfen; Alle, welche die Rechte der Menschheit heilig halten; Alle, die sich für die Ausbreitung der katholischen Religion interessiren, — möchten sie doch Alle gemeinsam ihre gesammten Kräfte der Unterdrückung, Verhinderung und gänzlichen Abschaffung des schmachvollen und sündhaften Sklavenhandels widmen!»

Europa, dem im Wege der Zeitungen nur sporadische Berichte zugehen über das betrübende Ende Livingstone's, des edlen Menschenfreundes, über die selbstaufopfernde Thätigkeit Stanley's und Emin's oder über die erfolglosen und mit einem ruhmvollen Tode beschlossenen Anstrengungen Gordon's, — Europa hatte gar keine Ahnung davon, welch furchtbarer Vorfälle Zeugen diese Männer waren und welch unersetzlichen Verlust für die Civilisation ihre Niederlage zur Folge hatte; Europa geriet erst jetzt in Folge der Enunciation des heiligen Vaters in Bewegung und wendete erst jetzt seine Aufmerksamkeit dem Geschicke dieser grossen Familie der leidenden Menschheit zu.

Gesteigert wurde das Interesse dadurch, dass der Primas von Afrika, Cardinal Lavigerie, seines Greisenalters ungeachtet nach Rom reiste, um den Segen des Heiligen Vaters für das grosse Antisklaverei-Unternehmen zu erbitten. Er bereiste Paris, Brüssel, London und hielt überall Reden, in denen er die Leiden der Neger in lebhaften Farben schilderte; er eiferte an, bat und flehte.

Seine Bemühungen blieben auch nicht ohne Erfolg; denn alle Schichten der Gesellschaft, ohne Unterschied der Religion, Vornehme, Bürger, Arbeiter, Männer und Frauen nahmen sich edler Begeisterung voll der Angelegenheit an, gründeten Vereine, sammelten Liebesgaben; und nun vergeht kaum ein Tag, der nicht neue Nachrichten brächte über die Begeisterung, welche Europa und Amerika ergriffen hat.

Diesen Vorgängen und insbesondere dem Eindrucke der beunruhigenden Nachrichten, welche Stanley's und Emin's Rückzug signalisirten, — dieser allgemeinen Bewegung folgend, sind in Brüssel nunmehr zum dritten Male die europäischen Mächte zusammengetreten; und Alles stimmt in dem Wunsche überein, dass nun auch energische Vorkehrungen zu dem Zwecke getroffen werden mögen, das Haupthinderniss der Verbreitung der Civilisation: die Sklaverei endgiltig aus der Welt zu schaffen.

Die katholische Kirche, die niemals dort fehlt, wo die Frage der Civilisation aufgeworfen wird, beansprucht auch an dieser Begeisterung, an diesem edlen Kampfe ihren Anteil, denn sie war Jahrhunderte hindurch in jenem Weltteile der Bahnbrecher der religiös-moralischen Wiedergeburt; — mit geringen Mitteln, blos mit den Waffen der Religion ausgerüstet, drang sie schon vor sehr langer Zeit in die unbekannte Wildniss ein, errichtete Missionsstationen, kaufte die verlassenen Negerkinder zusammen, erzog und unterrichtete sie. Ihre Missionsstationen wurden oftmals verheert, ihre Sendboten erlitten den Märtyrertod, — die Kirche aber verzagte nicht; sie sandte neue und begann die Sisyphusarbeit immer wieder von vorne.

Zeugniss für ihre lange und mühevolle Thätigkeit gibt der Umstand, dass bereits im XV. Jahrhundert, wo immer hin Seefahrer und Handelsleute vordrangen, überall dort auch sie ihre Bekehrungsthätigkeit begann. Die Orden des h. Dominicus und des h. Franziscus hatten schon zu Ende des XV. Jahrhunderts Missionen an der Westküste von Afrika, von Marokko an bis hinab zum Kap der guten Hoffnung. Im ersten Viertel des XVI. Jahrhunderts bestand im Kongogebiete bereits ein Bisthum und — was jedenfalls des Verzeichnens wert ist — der zweite Bischof war ein Neger aus dem Geschlechte des Kongofürsten. An den Ostküsten Afrikas, am unteren Sambese, hatte der Jesuitenorden grosse Missionsniederlassungen, unter deren Mitgliedern Sylveira sich ein ruhmvolleres Andenken bewahrte.

In unserem Jahrhunderte nahmen die Afrika-Missionen erneuerten Aufschwung. Schon im Jahre 1846 wurde das apostolische Vicariat in Mittelafrika errichtet, welches des besonderen Protektorates Sr. Majestät unseres Herrn und Königs teilhaft wurde. Und von den Mitgliedern dieser Mission fielen binnen wenigen Jahren vierzig zum Opfer. Zur Erhaltung dieser Mission wurde im Jahre 1872 in Verona durch Comboni das Institut zur Unterstützung der afrikanischen Missionen gegründet. Im Jahre 1854 wurde in Neapel das Haus der Negermissionen erbaut und im selben Jahrzehnte kamen auch in Lyon das Erziehungs-Institut der afrikanischen Missionen, in Paris das grosse Haus der ausländischen Missionen, in Belgien und in Amerika die apostolischen Schulen zu Stande. Im Jahre 1843 wurde in Ober- und Unterguinea für einige Priester der Congregation vom heiligen Geiste ein apostolisches Vicariat errichtet.

Zur Bekehrung Afrikas zum Christentum ging im Jahre 1845 Liebermann mit seinen Genossen nach Senegambien und heute gibt es dort bereits eingeborene Nonnen und Priester.

Im Jahre 1858 erhielt Sierra Leona ein apostolisches Vicariat.

Die apostolische Präfectur für das Kongoland hat seit 1863 mit grossen Schwierigkeiten zu kämpfen.

Im Jahre 1859 begannen die Missionen in Zanzibar mit günstigem Erfolge zu wirken; 1862 wurde daselbst eine apostolische Präfectur errichtet und eine Anzahl blühender Missionsstationen gegründet; die hervorragendsten derselben sind Zanzibar, Bagamoyo und Mhonda.

Mit den meisten Opfern ist die Thätigkeit der im Jahre 1877 gegründeten Niederlassung im Sambesi-Gebiete verbunden, welche der Obsorge der Jesuiten anvertraut ist. Heute sind dortselbst vierundneunzig Patres thätig, unter ihnen zwei Ungarn: P. Zimmermann und P. Menyhárt.

Grossen Einfluss auf das Innere Afrikas üben die Missionen an den Ufern des Tanganjika- und des Victoria-Nyanza-Sees.

Insgesammt bestehen an den afrikanischen Küsten, die nördlichen, südlichen und die Aequatorialgebiete dieses Continents, sowie die Inseln mitinbegriffen, nach den mir zur Verfügung stehenden statistischen Daten, bei einer Seelenzahl von beiläufig drei Millionen Katholiken heute dreizehn bischöfliche Diöcesen, vierundzwanzig apostolische Vicariate und fünfzehn apostolische Präfecturen. Cardinal Lavigerie selbst sagt, dass das Missionshaus in Algier dreihundert Arbeiter nach dem Innern Afrikas entsendet hat, deren Aufgabe nicht nur das Bekehrungswerk im engen Sinne, sondern die Auslösung der Negersklaven und der Ankauf von Negerkindern, deren Unterricht und Erziehung ist, damit in solcher Weise eingeborene Apostel herangebildet werden zur Verbreitung des Christentums und somit der Civilisation.

Füglich durfte ich daher sagen, dass an der heutigen Bewegung, welche sich die Civilisirung eines Erdteiles zum Ziele gesetzt hat, auch die katholische Kirche mit Recht ihren Anteil fordere; sie fordert denselben kraft des Rechtes der Anciennität, denn sie ist der heutigen Bewegung um Jahrhunderte voraufgegangen; sie hat gearbeitet, hat sich gemüht und hat gelitten und sie will arbeiten und sich mühen auch fortan, unter dem Schutze der europäischen Mächte und im Einvernehmen mit denselben. Ist ja doch die Angelegenheit eine gemeinsame Sache der Menschheit; wo aber vom Geschicke der Menschheit die Rede ist, dort ist die Kirche tief interessirt, ja sie will der Erste am Werke sein.

Afrika wird niemals den Europäern gehören wie Amerika, wo die Eingebornen bereits gänzlich ausgestorben sind. Der Europäer kann in Afrika wohl die Civilisation verbreiten und auch Kolonien anlegen; allein die klimatischen Verhältnisse sind für ihn tödtlich und deshalb wird das

Schicksal dieses Erdteiles immer mit dem Schicksal der Negerrace verbunden sein.

Die Negerrace ist culturfähig; «der Neger ist — wie Blyden sagt — der Mensch der Liebe, des Leidens und des Gesanges.» Deshalb wird dort das Christentum, ob auch um den Preis grosser Kämpfe, aber sicherlich obsiegen. Dem gekreuzigten Gottmenschen wird der Neger immer mit Sympathie anhangen, denn er selber ist von einem Stamme, den andere Menchenracen so viel gepeinigt haben. «Niemals wird es — so ruft der Neger aus, der die Seinen so innig liebt — in Afrika ein Jerusalem, ein Rom, ein Athen oder ein London geben; wohl aber wird im Schatten der Wälder manch ein Bethlehem und Nazareth entstehen, und aus Nazareth und Bethlehem kommen die Propheten und die Apostel. Niemals habe ich mich Gott so nahe gefühlt, als wenn ich die afrikanischen Wälder durchwanderte».*

Afrika leidet; die Verursacher seiner Leiden sind nicht die Sklavenjäger und deren Hehler, der Islam, allein; viele Vorwürfe verdienen hinsichtlich der Vergangenheit auch die europäischen Mächte. Europa, das christliche Europa, hat heute die Fehler und die Sünden vergangener Zeiten gutzumachen; es muss die Geschichte versöhnen, welche ein unerbittlich strenges Urteil spricht um der, an einer verlassenen Race der Menschheit begangenen Ungerechtigkeiten willen. Und wenn sich Europa heute für das Ideal der Cultur so sehr begeistert, wenn sich die Nationen in der Verbreitung der Cultur für solidarisch verbunden erachten: dann können sie aus ihrer innigen Liebe auch den armen Neger nicht ausschliessen, der ebenso Mensch ist und als solcher menschliche Rechte für sich fordern darf.

Der Wert der culturellen Mission, welche sich Europa diesem geheimnissvollen Weltteile gegenüber vindizirt, würde jedoch gar sehr herabgemindert werden, wenn es dieselbe blos durch die Freiheit des Handels erfüllen wollte; denn es würde nur der Name des Jahrhunderte alten Systemmangels geändert, wenn die geschäftlichen Gesichtspunkte in den Vordergrund gestellt würden, neben denen die Civilisation selber vielleicht beeinträchtigt würde.

Und wenn auch die Machtfrage selbst angesichts des dort wütenden Vertilgungskrieges gar sehr berechtigt, ja vielleicht sogar die conditio sine qua non der Sicherung der geistigen oder moralischen Thätigkeit ist; wenn auch Europa das Bündniss der Mächte und die offen einbekannten Pläne derselben mit Freuden begrüsst; wenn auch Jedermann wünscht, dass die ideelle Aufteilung der Meeresküsten unter die Mächte zu einem, als Basis und Rückhalt der geistigen und moralischen Wirksamkeit dienenden faktischen Besitze werde, weil ohne solchen sich bei der Sisyphusarbeit der

* Christianity, Islam and the Negro Race, by Eduard W. Blyden. Revue des deux Mondes, Bd. 84.

Missionäre ja nur die Zahl der Märtyrer vermehren würde, — so können wir doch gleichwohl auch jene moralischen Faktoren nicht ausser Rechnung lassen, welche einzig und allein im Stande sind, der Civilisation eine feste Grundlage zu bieten.

Es würde von sehr unbilliger Auffassung Zeugniss geben, wollte man die erhabene Sache, welche Europa unternommen hat, blos nur als Machtfrage betrachten. Die Civilisation ist keine Errungenschaft der Macht, sondern eine moralische Errungenschaft. Die Macht kann ephemere Gestaltungen schaffen — dauernde Institutionen können einzig nur im Geiste und in den Sitten wurzeln.

Es ist unleugbar, dass nur die ideale Durchgeistigung alles culturelle Streben zu veredeln vermag; nun bildet sich aber je nach dem Ideal auch das ästhetische, religiöse und moralische Leben des Menschen. Nur im Geiste liegt jenes höhere Moment, welches erzieht, veredelt und den Sitten jene Sanction verleiht, welche dieselben aus den Fesseln blosser gesellschaftlicher, conventioneller Gepflogenheiten emporhebt.

Die moralische Weltordnung ist eine und dieselbe für den armen Neger, wie für den gebildeten Europäer; sie dort zu begründen, hier aufrechtzuerhalten ist nur dann möglich, wenn die Individualität und der Lebenslauf des Menschen an ein übernatürliches Princip geknüpft ist, welches objectiv wahr, die feste Grundlage der geistigen Entwicklung zu bilden hat.

Die Sklaverei muss sonach unterdrückt werden, um jeden Preis; — das ist in in erster Reihe eine Machtfrage. Und Europa sieht mit Vertrauen den Beschlüssen des eben jetzt in Brüssel tagenden Congresses entgegen.

Allein die Frage ist zugleich auch eine religiös-moralische, deren symptomatischer Ausdruck dadurch in die Erscheinung tritt, dass es für die christlichen Missionäre keinen ärgeren Feind gibt, als die Sklavenhändler, welche fühlen, dass das Wurzelfassen, die Herrschaft des Evangeliums ihrem Gewerbe ein Ende machen wird und die daher Alles aufbieten, um dessen Verbreitung zu behindern.

Die europäische Civilisation ist aus dem Stamme des Kreuzes entsprungen und hat sich einem Silberstrome gleich verbreitet über die Gefilde Europas; die Völker haben aus demselben geschöpft und sind frei geworden.

Auch in Afrika kann es nicht anders sein!

Afrika wird entweder vom Islam niedergetreten, und dann wird es elend sein; oder es wird christlich, und dann wird es frei sein!

DIE EMIGRANTEN DER KURUZZENZEIT.

Wie jede intensiv wirkende Bewegung, welche den Staat in seinem Innersten erschüttert, hat auch der mächtige Kuruzzenaufstand am Beginne des achtzehnten Jahrhunderts das gesammte politische und sociale Leben Ungarns umgestaltet. Düster und kummervoll gestaltete sich das Schicksal der Besiegten. Der Führer des nationalen Kampfes, Fürst Franz II. Rákóczi zog sich ins Ausland zurück und seinem Beispiel folgte eine ganze Reihe von mehr oder minder hervorragenden Männern, welche teils gezwungen, teils in der trügerischen Hoffnung auf fremde Hilfe ihr Vaterland verliessen, um ihr Glück im Auslande zu versuchen bis zu jenem Tage, wo die Wandlungen der europäischen Politik ihnen die Pforten der Heimat abermals öffnen würde. Europa füllte sich mit einem Strom von ungarischen Emigranten; Männer und Frauen, jugendliche, unternehmungslustige Junker, die unbehelligt in der Heimat verbleiben konnten, in den Stürmen des Lebens ergraute Gestalten, die sich mit dem siegreichen Regime nicht befreunden mochten, steinreiche Adelige und arme Schlucker, die mit harter Arbeit ihr Leben fristeten — massenweise zogen sie fort, verliessen Familie, viele auch Vermögen und sociale Stellung und wanderten in fremde Länder, deren Verhältnisse sie gar nicht, deren Sprache nur die Wenigsten kannten. Alle zogen sie in der festen Ueberzeugung fort, in Bälde siegreich wiederkehren zu können. Und doch war es für die Meisten ein Scheiden für immer.

Nur Wenige kamen später auf Grund der gewährten Amnestie zurück. Die bekanntesten Männer der Bewegung traten entweder in fremde Dienste und mehrere von ihnen haben hoch angesehene Stellungen erworben oder sind als Privatmänner in entfernten Ländern gestorben. Eine Gruppe zog sich in die Türkei zurück und speziell in Rodosto, am Ufer des Marmarameeres bildete sich eine bedeutende ungarische Emigrantenkolonie, deren Schicksale in den noch heute vorhandenen Briefen des Klemens Mikes, des treuen Begleiters des Fürsten Franz Rákóczi, lebensvoll und tief ergreifend geschildert sind. Dass neben dieser grössern, anderswo auch kleinere Colonien vorhanden waren, wo sich die im Laufe der Zeit in ihren Hoffnungen und patriotischen Träumen getäuschten Exilirten zusammen fanden, darüber wusste man bis zur jüngsten Zeit so viel wie gar nichts. Es waren mehr Mutmassungen, als positive Thatsachen, woraus man es schliessen konnte. Die Geschichtsforschung befasste sich überhaupt nicht mit den Schicksalen der Emigranten und von vielen, die in den Annalen der Kuruzzenbewegung eine wichtige Rolle spielten, wusste man gar nicht, wo und wann, nach welchen Heimsuchungen sie gestorben sind.

Erst in jüngster Zeit ist auch in dieser Richtung über viele wichtige Momente dieser Emigration Klarheit geschaffen worden. Der unermüdliche und glänzend begabte Geschichtschreiber des Zeitalters von Franz II. Rákóczi, Koloman von Thaly, der seit etwa drei Decennien mit voller Hingebung und überraschendem Erfolg an der Aufhellung der Geschichte jener Zeit arbeitet, hat seine Forschungen im Jahre 1888 auch auf dieses Gebiet ausgedehnt. Er, der die Archive des In- und Auslandes mit unermüdlichem Eifer durchsucht hat, um Aufklärung über die grossen und kleineren Helden jenes ergreifenden nationalen Dramas zu erhalten, hat im Laufe des Vorjahres persönlich jene Stätten aufgesucht, wo sich Emigranten der Kuruzzenzeit in grösserer Zahl angesammelt haten. Er pilgerte nach Rodosto, und schon früher nach Jaroslaw in Galizien, wo er aus verschiedenen Schriftstücken schliessend ebenfalls das einstige Vorhandensein einer Emigrantenkolonie vermutete. Und seine Voraussetzung wurde an Ort und Stelle bald zur Gewissheit. Die alten Sterbematrikeln der römisch-katholischen Pfarre zu Jaroslaw haben ihm hoch interessantes Material in Hülle und Fülle geliefert. Dasselbe durch anderweitige Studien ergänzt, bietet über die Mitglieder sowie die Schicksale der dortigen ungarischen Kolonie höchst lehrreiche Aufklärungen. Herr von Thaly hat die Ergebnisse seiner Forschungen in zwei selbstständigen Werken veröffentlicht, welche mit gründlicher Sachkenntniss, mit patriotischer Wärme und jener enthusiastischen Bewunderung geschrieben, die er für die Bewegung und ihre Helden empfindet, uns die Schicksale der zwei grösseren Emigrantenkolonien spannend und lehrreich erzählen.

Jaroslaw hat Herr von Thaly im Frühling von 1888 besucht und die Ergebnisse seiner Forschungen in einer Studie über Adam Javorka von Kosztolány,* einen Rákóczischen Obersten, hochinteressant beschrieben. Die Stadt Jaroslaw und das in ihrer Nähe befindliche Schloss Visocka war einst der Mittelpunkt des Fürstentums Jaroslaw (Ducatus Jaroslawiensis) sowie später der Domaine Jaroslaw, deren Eigentümer zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts Franz II. Rákóczi war. Als seine Frau, die hessische Prinzessin Charlotte zu Ende des Jahres 1707 von Warschau zurückkehrte, bestimmte ihr Gemahl zu ihrem ständigen Aufenthalt die Stadt Jaroslaw, wo er für sie einen kleinen ungarischen Hofhalt einrichtete. Ihr Hofmarschall war Alexander von Nedeczky, — der Gesandte Rákóczis beim russischen Hofe — und in seiner Abwesenheit Paul von Ottlyk. Die Oberhofmeisterin der Fürstin war Frau von Nedeczky, geborene Helene von Huszár, die an der Spitze eines aus vielen ungarischen und mehreren deutschen — aus Hessen-Kassel stammenden Damen bestehenden Hofhal-

* Kosztolányi Jávorka Ádám ezredes s a gróf Forgách- és Rákóczi levéltár. Vázlat a Rákóczi-emigratio történetéből. THALY Kálmántól. Budapest 1888.

tes stand. Auch mehrere ungarische Pagen und Edelleute waren dem Hofhalt der Fürstin zugeteilt.

Als nach dem Abschluss des Friedens zu Szathmár im Jahre 1711 die Auswanderung in grösseren Massen ihren Anfang nahm, wendete sich der Strom der ungarischen Emigration naturgemäss auch nach Jaroslaw, wo die Fürstin Rákóczi residirte; mehrere Emigrantenfamilien haben sich in ihrer Nähe niedergelassen. Die Fürstin selbst folgte bald — im Jahre 1712 — ihrem Mann nach Paris und hat auch einen Teil des Hofhaltes mit sich genommen. Doch ist nunmehr durch die Forschungen Thaly's mit voller Gewissheit festgestellt, dass auch nach der Abreise der Fürstin in Jaroslaw eine ständige ungarische Kolonie verblieb, die erst langsam im Laufe von Jahrzehnten ausgestorben ist.

In Jaroslaw existirt nur eine römisch-katholische Kirchengemeinde und auch die Sterbe-Matrikeln dieser Gemeinde wurden, wie sich aus einer Bemerkung des visitirenden Bischofs im Jahre 1721 ergiebt, bis zu diesem Jahre nur oberflächlich geführt. — Aber schon aus diesen Verzeichnissen ergiebt es sich, dass in Jaroslaw ungarische Emigranten und zwar aus allen Klassen der Gesellschaft in grösserer Anzahl gewohnt haben und dort gestorben sind. Da aber ein grosser Teil der Ausgewanderten nicht römisch-katholischer Religion war, von deren Schicksal die Matrikeln natürlich keine Aufklärung geben können, musste selbsverständlich die ungarische Kolonie von Jaroslaw bedeutend grösser sein, als die Zahl jener ist, welche in den Matrikeln genannt sind. Herr von Thaly hat dieselben gewissenhaft durchforscht und was sie enthalten, mit pietätsvoller Pünktlichkeit notirt. Ueber die hervorragenderen Mitglieder der Kolonie, speziell über die Zeit ihres Todes, welche bisher vollkommen unbekannt war, haben sie jedenfalls authentische Aufklärungen geliefert.

Etwa vierzehn Personen — Männer und Frauen — sind in jenen Matrikeln als zum Status der Emigrantenkolonie gehörig verzeichnet. Bereits im Jahre 1714 kamen die ersten Todesfälle vor und im Juli 1757 ist das letzte Mitglied der in Jaroslaw lebenden Ungarn gestorben. Die hervorragendsten Persönlichkeiten unter ihnen waren Stefan von Krucsay, Adam von Javorka, die verwitwete Gräfin Nikolaus von Bercsényi, endlich die Witwe Kajdácsy.

Stefan von Krucsay, der seine wechselvolle Laufbahn in Jaroslaw am 4. April 1735 beendete und in der damaligen Jesuitenkirche beerdigt wurde, war in seiner Jugend Hofsecretär des Kaiser-Königs Leopold I., schloss sich später der Kuruzzenbewegung an, war einer der intimsten Freunde und Anhänger des Fürsten Rákóczi, an dessen Seite er hohe Aemter bekleidete. Er war ein Mann von gediegener Bildung, der die Feder ausgezeichnet zu führen wusste. Nach dem Falle der nationalen Sache zog er sich nach Jaroslaw zurück, wo er die Finanzangelegenheiten der Emigration, sowie

des Fürsten leitete. Er führte auch jene Verhandlungen, durch welche später die Domäne Jaroslaw der Fürstin Sieniavska-Lubomirska verpfändet wurde. Da er nie im Felde gedient hat, so verbrachte er sein Leben auch später ganz bürgerlichen Beschäftigungen gewidmet, teils in Lemberg teils in Jaroslaw, wo er seine ihm von der französischen Regierung bewilligte Jahrespension verzehrte. Wo und wann der verdienstvolle, hochbetagte Mann seine irdische Laufbahn beendete, hat erst Herr von Thaly durch die an Ort und Stelle vorgenommenen und in dem hier besprochenen Buche veröffentlichten Forschungen festgestellt.

Neben Krucsay war Adam Javorka de Kostolány die hervorragendste Persönlichkeit der in Jaroslaw gestorbenen ungarischen Emigranten. Javorka war Soldat, ein kühner Reiter, ein verwegener Kuruzzo, der es bis zum Obersten gebracht hat. Beim Ausbruch der Rákóczi'schen Bewegung war Javorka ein junger Student auf der Universität zu Tirnau. Schnell entschlossen verliess er die Universität und — verheiratete sich. Doch verliess er bald auch seine Frau und wurde Soldat. Er hat von der Pique auf gedient, wurde erst 1707 Lieutenant, bald darauf Hauptmann und in dieser Eigenschaft vollendete er jenes Bravourstück, welches seinen Namen in ganz Ungarn berühmt und populär gemacht hat. Er war es, der den kaiserlichen Divisionär Ladislaus von Ocskay durch einen kühn ausgedachten und ebenso mutig ausgeführten Ueberfall gefangen genommen hat. Ocskay — dessen Leben und Thaten Herr von Thaly in einem grossen Werke schon früher beschrieben hat — war bis zum Jahre 1708 ein eifriger Anhänger der nationalen Sache und hat in der Reihe ihrer Vorkämpfer eine hervorragende Stelle eingenommen. Auf schnöde Weise verriet er aber seine Parteigenossen und ging zu den Kaiserlichen über.

Sein Verrat hat in der Reihe der Kuruzzen die tiefste Entrüstung hervorgerufen und vier jüngere Officiere legten sich die mit einem Eide bekräftigte Verpflichtung auf, den Verräter lebendig zu erwischen und ihn zur Aburteilung seinen einstigen Kameraden zu überliefern. Javorka war einer der Verschworenen und bald fand er Gelegenheit sein Vorhaben auszuführen. Obzwar er in der Zwischenzeit verwundet wurde, gelang es ihm am Neujahrstage 1710, den von Verbo in Begleitung von 50 Soldaten heimkehrenden Ocskay zu überfallen und nach heftiger Gegenwehr gefangen zu nehmen. Ocskay bot ihm für die Freiheit 2000 Dukaten und den kaiserlichen Officiersrang an. Doch wies Javorka alle Bestechungsversuche energisch zurück und führte unter manchen Gefahren seinen Gefangenen nach Neuhäusel ab, wo er als Verräter kriegsgerichtlich hingerichtet wurde.

Die Heldenthat brachte ihrem Vollführer Javorka viele Auszeichnungen. Doch kämpfte er mutig weiter und nach dem Eintritt der Katastrophe wanderte auch er nach Polen aus, von wo er aber im Geheimen nach seiner Heimat zurückkam. Er scheint verraten worden zu sein, denn bald nah-

men ihn die Kaiserlichen gefangen. Doch entwich er aus dem Gefängniss und gelangte im Sommer des Jahres 1712 abermals nach Polen. Er trat in polnische oder russische Kriegsdienste, später kam er in die Türkei, dann nach Frankreich, wo er Oberstlieutenant der Bercsényi-Husaren wurde. Es ist nicht aufgehellt, wie und warum er von Frankreich abermals nach Polen wanderte. Im Jahre 1735 war er aber wieder dort und zwar in der polnischen Armee wahrscheinlich als Oberst angestellt. Später verliess er den activen Dienst und lebte von der Pension, welche ihm von der polnischen Regierung bewilligt wurde.

Er liess sich in Jaroslaw nieder, stand in ununterbrochener Correspondenz mit der in Rodosto lebenden Emigrantengruppe und ihm ist es zu verdanken, dass die grossen Familienarchive der Fürsten Rákóczi und der Grafen Forgách, welche mit ihren Besitzern ebenfalls nach Polen wanderten, nach etwa drei Decennien abermals nach Ungarn zurückgeführt wurden. Javorka leitete die diesbezüglichen Verhandlungen, deren langwieriger Verlauf von Thaly ausführlich beschrieben worden. Da diese Archive für die Geschichte Ungarns von der höchsten Wichtigkeit sind, hat sich Javorka durch ihre Repatriirung auch um die nationale Geschichtswissenschaft und Literatur verdienstlich gemacht. Er selbst starb in der Fremde und zwar in Jaroslaw am 19. August 1747.

Zu den hervorragendsten Persönlichkeiten der ungarischen Kolonie in Jaroslaw gehörten zwei Damen, beide Witwen, die eine des berühmten Grafen Nikolaus von Bercsényi, neben Rákóczi des Hauptführers der nationalen Bewegung, die andere des Peter Kajdacsy. Die Gräfin hat nach einem äusserst bewegten Leben ihre Laufbahn im stillen Jaroslaw abgeschlossen. Sie war die Tochter Paul von Kőszeghy's, eines alten und treuen Beamten des Grafen Bercsényi, der nach dem Tode Kőszeghy's dessen Tochter zu sich nahm und in seinem Hof erziehen liess. Als die Bercsényis ins Ausland wanderten, nahmen sie die junge Waise mit sich, früher nach Polen später nach Rodosto. Dort starb die Gräfin Bercsényi — eine geborene Gräfin Csáky — im Jahre 1723. Noch in demselben Jahre heiratete der etwa 60-jährige gräfliche Witwer die jugendliche Susanna Kőszeghy, welche ihren alten Gemahl mit wahrer Hingebung pflegte. Doch schon im Jahre 1725 starb Bercsényi. Seine junge Witwe verliess Rodosto, doch kehrte sie nicht nach Ungarn heim, sondern blieb im Exil und liess sich in Jaroslaw nieder. Auch den Namen Bercsényis legte sie nicht wieder ab und ist keine zweite Ehe eingegangen. Etwa vierzig Jahre ihres nicht viel längeren Lebens verbrachte sie in der Fremde und starb am 21. März 1750 in den Armen ihrer viel ältern Freundin, der Obristenwitwe Kajdacsy.

Diese war einst Hofdame des gräflich Bercsényischen Haushaltes. Sie wanderte mit ihrem Manne, dem Obersten Peter Kajdacsy aus, der in der Türkei starb, während seine Witwe sich in Jaroslaw niederliess, wo sie

die gesammte ungarische Kolonie überlebte. Sie starb im Alter von 90 Jahren am 8. Juli 1757. Sie sowohl, wie die übrigen hier namentlich Angeführten wurden in der damaligen städtischen Johanniskirche zur ewigen Ruhe bestattet. Der Kirchturm ist aber im Jahre 1804 eingestürzt und hat die ganze Kirche zertrümmert. In Folge dessen wurde sie total abgetragen und an ihrer Stelle eine öffentliche Promenade errichtet. Heute bedecken Bäume und Gesträuch jene Stelle, wo einst die ferne von ihrer Heimat verstorbenen Emigranten beerdigt wurden. Sie waren seitdem förmlich verschollen für die ungarische Geschichte. Erst jetzt ist es den hingebenden, pietätsvollen Bemühungen Thalys gelungen, wenigstens ihre letzten Lebensschicksale, den Ort und die Zeit ihres Todes authentisch festzustellen.

Wie hochinteressant und lehrreich auch die Ergebnisse des Ausfluges waren, welchen Herr von Thaly im Frühling 1888 nach Galizien unternahm, sie werden dennoch von den Resultaten jener Reise, die er im Herbste desselben Jahres nach Konstantinopel und Rodosto machte, bei weitem überflügelt. Rodosto war der Hauptsitz der ungarischen Emigranten des XVIII. Jahrhunderts. Sie lebten dort nicht nur in grosser Anzahl; dort ruhten auch nach dem grossen Schiffbruche die Häupter der Bewegung, der Fürst Franz II. Rákóczi, der Graf Nikolaus von Bercsényi die Drangsale ihres tiefergreifenden Lebens aus. Dort haben auch die müden Wanderer, nachdem sie die Wechselfälle des Schicksals so vielfach gekostet hatten, später ihr Auge für immer geschlossen. Doch ihr Andenken lebt auch nach anderthalb Jahrhunderten in der dankbaren Erinnerung ihres Volkes und jedes Buch, das Neues über ihre letzten Tage, über die Stätte, wo sie gestorben sind, bringt, kann auf die allgemeine Aufmerksamkeit rechnen. Noch mehr ist dies der Fall bei einem Werke, welches Herrn von Thaly, den gründlichsten Kenner jener Geschichtsperiode, den unermüdlichen Forscher und Bearbeiter der Rákóczi'schen Bewegung, zum Verfasser hat. Sein vor einigen Monaten veröffentlichtes Werk «Rodosto und die Gräber der Emigranten» * hat das lebhafteste Interesse erregt. Und es verdient dasselbe auch vollkommen, nicht nur deshalb, weil es eine Menge von neuen und wichtigen Aufklärungen enthält. Es ist auch ein glänzend geschriebenes Buch voll patriotischer Wärme, edler und aufrichtiger Begeisterung und reisst seinen Leser unwiderstehlich mit sich fort. Herr von Thaly, in seinen jungen Jahren Poet, vereinigt in seinem neuen Werk die Kraft und Gestaltungsgabe des Dichters mit dem Ernst und der Tiefe des Historikers.

Man kann mit Recht behaupten, dass der Ausflug Thalys nach Rodosto für die ungarische Geschichtswissenschaft den Wert einer Entdeckungsreise besitzt. Nicht als wenn die Bedeutung Rodostos als der Hauptsammelplatz

* Rodostó és a bujdosók sirja. Történelmi kutatások a hely szinén. Irta Thaly Kálmán. Budapest az Athenaeum r. társ. könyvnyomdája 1889.

der grossen Rákóczischen Emigration bisher unbekannt gewesen wäre, wie es mit Jaroslaw geschah. Wir besitzen eine ausführliche Beschreibung des dortigen Lebens der Emigranten von einem Mitgliede der Kolonie. In der Form von Briefen geschrieben ist das Werk nicht allein als Geschichtsquelle von hoher Wichtigkeit, sondern auch als literarisches Product gehört dasselbe zur wertvollsten Hinterlassenschaft des XVIII. Jahrhunderts. Das Mikes'sche Werk über das Leben der Ungarn in Rodosto ist öfter gedruckt worden und wird heute noch vielfach gelesen. Ausserdem haben Ungarn auch im Laufe dieses Jahrhunderts Rodosto mehrmals besucht und ihre Erlebnisse mehr oder minder weitläufig beschrieben. Der Name Rodosto sowie seine Bedeutung war daher im ungarischen Nationalbewusstsein immer lebendig, und nicht in dieser Richtung liegt die hohe Wichtigkeit des neuen Werkes von Thaly. Die Reise, die er an jenen malerisch gelegenen Punkt am Strande des Marmara-Meeres unternahm, ist deshalb eine Entdeckungsreise, weil sie zum ersten Male genaue Kenntniss über die noch heute vorhandenen vielen Ueberreste der einstigen ungarischen Kolonie gibt, dieselben ausführlich und mit seltener Fachkenntniss beschreibt und eine grosse Masse wichtiger Daten zu Tage fördert.

Denn noch heute ist jener Stadtteil, in welchem einst die ungarische Kolonie abgesondert von der einheimischen Bevölkerung und mit gewichtigen Privilegien ausgestattet lebte, genau sichtbar, es sind sogar, wie die an Ort und Stelle durch Herrn von Thaly vorgenommenen Untersuchungen ergeben haben, mehrere Häuser — einstige Paläste — heute noch, obzwar stark beschädigt, wesentlich in jenem Zustande vorhanden, in welchem sie einst von den Häuptern der Emigration bewohnt waren. Im Frühling des Jahres 1720 langten sie in Rodosto an. Rákóczi und sein Hof waren bis dahin in Jeniköj am Bosporus, Bercsényi mit seinen Begleitern in Therapia untergebracht und zwar sehr unbefriedigend. Am 7. März wurde ihnen vom Grossvezier mitgeteilt, dass die Hohe Pforte den Emigranten einen besseren und bequemeren Aufenthaltsort anzuweisen gedenkt und zu diesem Zwecke Rodosto auserlesen hat. Der Fürst willigte ein, worauf mehrere türkische Officiere nach Rodosto vorausgeschickt wurden, um die Wohnungen für die ungarischen Gäste herzurichten. Ihnen folgten auf einer grossen Kriegsgaleere des Sultans die Emigranten, welche mit ihrer gesammten Habe am 24. April in Rodosto landeten.

Im Ganzen waren sie, wie es die gleichzeitigen Aufzeichnungen des Klemens von Mikes beweisen, vom ersten Tage an entzückt von ihrem neuen Aufenthaltsorte. Man hätte dem Fürsten, schreibt Mikes, nirgends einen bessern Wohnort geben können. Auch Thaly ist entzückt von der herrlichen Lage der Stadt, welche er mit poetischer Kraft ausführlich und interessant beschreibt.

Er selbst kam in Begleitung mehrerer ungarischer Freunde und aus-

gerüstet mit einem warmen Empfehlungsschreiben der österreichisch-ungarischen Botschaft in Konstantinopel an Herrn Pierre Aslan, den österreichisch-ungarischen und deutschen Consul in Rodosto an. Der jugendliche Sohn des Consuls begleitete Herrn von Thaly in liebenswürdigster Weise auf seinen Wanderungen in der Stadt, speciell in jenen Strassen, welche einst von der Rákóczischen Emigration bewohnt waren. Die Aslans sind arabischer Abstammung, haben aber die katholische Religion angenommen. Der junge Aslan überraschte die ungarischen Gäste mit der Meldung, dass auch in seinen Adern ungarisches Blut fliesst, da seine Grossmutter Cæcilie von Kőszeghy war, eine der letzten Abkömmlinge der einstigen ungarischen Emigration.

Am Ende des armenischen Stadtviertels, die letzte Strasse der Stadt ist die einstige «Gasse der Ungarn». Im Eckhause war die Kapelle des Fürsten und dient noch heute als Kirche der römisch-katholischen Pfarre von Rodosto. Mit diesem Hause beginnen die Häuser des Fürsten und dehnen sich bis zum Meeresufer aus. Auf der linken Seite der Strasse waren die palastartigen Wohnungen des Fürsten und seiner vornehmeren Begleiter, während auf der rechten, äussern Seite, welche heute grössten Teils umgebaut ist, die Bediensteten untergebracht waren.

Denn nicht etwa als Staatsverbrecher oder Internirte, sondern als Gäste des Sultans Achmed III. langten die Emigranten in Rodosto an und wurden auch als Gäste in freigebiger, grossmütiger Weise versorgt. Sie mussten sich zwar eine Zeit lang mit gemieteten Quartieren begnügen. Doch waren es die schönsten Häuser der Stadt, welche die Pforte von den reichen armenischen Besitzern zuerst mietete, dann aber für Geld abkaufte und dieselben dem Fürsten und seinen Begleitern sammt den dazu gehörigen Gärten, Wiesen und Feldern zum Geschenk gemacht hat und zwar für ewige Zeiten. Anfangs hatte sich der Fürst in seinem neuen Wohnort nur provisorisch eingerichtet. Er hoffte noch immer auf französische Hilfe, die ihm die Rückkehr in die Heimat ermöglichen sollte. Als sich aber die Politik Frankreichs immer mehr an den Kaiserhof in Wien anschloss, als Cardinal Alberoni in Spanien gestürzt wurde und Peter der Grosse gestorben war, vom Jahre 1725 an schwanden auch die Hoffnungen Rákóczi's und nach vielfachen schweren Täuschungen befreundete er sich nunmehr mit dem Gedanken, den Rest seines Lebens unter dem Schutze der Pforte, welche ihm fortwährend freundlich gesinnt war, und in der lieblichen Einsamkeit von Rodosto zu verbringen.

Er begann, wie die Aufzeichnungen von Mikes beweisen, grössere bauliche Umgestaltungen in den ihm überlassenen Häusern vorzunehmen. Er liess sie seinem geläuterten Kunstsinne, seinem Range entsprechend umgestalten und bequem und prächtig umbauen; er hat auch manche ganz neue Bauten aufgeführt. Die noch heute, wenn auch in meist verwahr-

lostem Zustande vorhandenen Ueberreste der einstigen fürstlichen Residenz beweisen, dass diese Umgestaltungen nicht allein mit grossem Kostenaufwand, sondern auch mit vielem Geschmack und grosser Pracht ausgeführt wurden.

Die Häuser der Ungargasse von Rodosto bilden nach orientalischer Sitte einen Riegelwandbau und sind noch heute, ganz so wie sie einst Mikes beschrieben hat, mit einem kleinen Vorgarten versehen. Das letzte Haus der Gasse befindet sich noch ganz in dem Zustande, wie es einst in den Zeiten Rákócz's war und ist deshalb von grossem Interesse, weil es damals zum fürstlichen Speisesaal diente. Schon das Haustor erweckte die Aufmerksamkeit der ungarischen Besucher; es ist im französischen — im Orient ganz ungewöhnlichen — Barockstyl gebaut. Die Stelle, wo einst der Rákóczische Adler angebracht war, ist noch heute wahrnehmbar. Die ebenerdigen Räume des Hauses werden gegenwärtig von einer sehr armen armenischen Familie bewohnt; die Zimmer, die einst für die Dienerschaft bestimmt waren, bieten nichts Interessantes. Umso mehr und freudiger wurde Herr von Thaly von dem, was er im ersten Stocke des Hauses fand, wohin er auf einer schmalen Stiege gelangte, überrascht. Der ganze Stock bildet einen ziemlich grossen, hohen Saal, in welchem etwa fünfzig Personen bequem bewirtet werden können. Noch heute ist auf den ersten Blick erkennbar, dass er einst zum Speisesaal diente und ist noch jetzt ganz in demselben Zustande, wie in den Zeiten, wo sich einst in ihm die heimatlosen Emigranten um ihren geliebten Führer versammelten. An der Westseite des Saales steht noch heute eine hohe, prächtige Kredenz; ihr gegenüber ist der Fussboden zum grössten Teile erhöht und mit einem Holzgitter vom anderen Teil abgesondert. Hier wurde die Tafel — wahrscheinlich ein langer Tisch an beiden Enden mit Flügeln — für die Gäste des Fürsten gedeckt. Der nicht erhöhte Raum des Saales war für die Dienerschaft und die Musikanten bestimmt.

An drei Seiten des Saales sind vierzehn Fenster und an der Ostseite — dem Hauptportale — führt eine Türe auf die grosse, geschlossene Altane. Da das Haus auf einer Anhöhe steht, bietet sich von der Altane eine wunderbare Aussicht auf das Meer, den Hafen, den weissen, phantastisch geformten Felsen der Marmarainsel und weiterhin auf das asiatische Ufer, auf den Kapudag, den Olymp bis weit auf das klassische Gebiet von Troja, während auf der europäischen Seite die Mündung des Hellespont und das Tekirdag-Gebirge sichtbar werden.

Die Wände des Saales, die meisten seiner Fenster sind im Ganzen noch heute in gutem Zustande erhalten und Herr von Thaly giebt uns von ihnen eine ebenso detaillirte, wie lebensvolle Darstellung. Speciell die schönen, noch heute in voller Farbenpracht sichtbaren Malereien, die Kredenz und ein Wandschrank, in welchem die Pfeifen des Fürsten aufbewahrt wurden,

werden von ihm mit minutiöser Genauigkeit und Fachkenntniss beschrieben. Der Saal selbst wird jetzt nicht bewohnt und dient nur zum Trocknen der Wäsche; es gähnt in ihm — wie Herr von Thaly treffend bemerkt — neben den glänzenden Resten der einstigen fürstlichen Pracht das Elend der Gegenwart. Er liess auch den Saal sowie das Haustor photographisch aufnehmen.

Vom Speisesaal führte einst eine Türe in das Nachbarhaus, doch ist dieselbe heute vermauert. Auch dieser Nachbarsaal ist noch wohlerhalten und über einem seiner mit Blumenmalereien verzierten Fenster ist folgende Aufschrift sichtbar:

M. D. 1760. I. C°.

Die Buchstaben bedeuten ohne Zweifel den Namen des damaligen Besitzers des Hauses. Dass er ein Ungar war, beweisen die lateinischen Lettern, welche von Einheimischen nicht gebraucht werden. Sein Name lässt sich aber heute nicht mehr feststellen, da über die im Jahre 1760 in Rodosto lebenden Ungarn bis jetzt keine Aufzeichnungen bekannt sind. Von den Häusern des Fürsten Rákóczi sind heute nur die zwei bezeichneten vorhanden. Seine Wohnräume, die Empfangs-, Arbeits- und Schlafzimmer waren in jenen zwei Häusern, welche er testamentarisch der r. katholischen Pfarre vermachte. Diese Häuser waren nach mündlichen Ueberlieferungen ebenfalls prachtvoll eingerichtet, wurden aber vor wenigen Jahren, da sie baufällig waren, vom Grunde aus neu aufgebaut. Heute stehen an ihrer Stelle zwei modern europäische Zinshäuser. Noch im Jahre 1862 waren auch diese Häuser vorhanden, doch wurden sie leider von den damaligen ungarischen Besuchern nicht so eingehend beschrieben, wie es Herr von Thaly jetzt mit den noch bestehenden that. Die damaligen Besucher machten einige Skizzen, die aber heute ebenfalls nicht mehr aufzufinden sind, so, dass von den eigentlichen Wohnräumen des Fürsten heute nur sehr wenig bekannt ist.

Dafür hat Herr von Thaly ein anderes, einst ebenfalls prachtvoll ausgestattetes Haus der Emigration besucht und ausführlich beschrieben. Es besitzt eine schöne, mit prächtigen Fresken verzierte Veranda. Die Säle des ersten Stockes sind mit schönen Malerien verziert; dieselben sowie die Veranda und die breite, aus Stein hergestellte Stiege weisen darauf hin, dass hier ein Grand-Seigneur gewohnt hat. Herr von Thaly glaubt, dass es einst das Palais des Grafen Nikolaus Bercsényi war. Bercsényi wohnte eine Zeit lang im türkischen Viertel und ist erst im Jahre 1722 in die ungarische Gasse übersiedelt, wo er bis zu seinem im J. 1725 erfolgten Tode verblieb. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass er das noch heute vorhandene Haus bezog und es seiner Prachtliebe entsprechend einrichten liess. Nach seinem Tode wurde es wahrscheinlich von seinem Schwager, dem Grafen Michael Csáky bewohnt.

Auch die r. kath. Pfarre, welche von Rákóczi gestiftet wurde, besuchte Herr von Thaly und wurde vom gegenwärtigen Seelsorger, dem Minoritenpater Francisco Randozzo, an den er auch vom Superieur des Minoritenklosters in Pera, dem hochgebildeten Pater Manducci warm empfohlen war, mit der grössten Zuvorkommenheit empfangen. Unter seiner Führung besuchte er die noch heute vorhandene Kapelle des Fürsten, welche nunmehr die Pfarrkirche der Gemeinde bildet.

Auch die griechisch-nichtunirte Kirche von Rodosto enthält viele ungarische Reliquien. In ihr sind die Gebeine der Grafen Bercsényi und Anton Eszterházy, einst Marschalls des Fürsten, sowie des Nikolaus von Sibrik zur ewigen Ruhe bestattet. Ihre Grabsteine sind noch heute vorhanden und Herr von Thaly liefert uns eine bis in alle Details genaue und sachgemässe Beschreibung von ihnen und teilt auch ihre Aufschriften mit. Noch eine andere höchst interessante ungarische Reliquie beschreibt Herr von Thaly; es ist dies ein vom Fürsten Rákóczi seiner Zeit im freien Felde errichteter Springbrunnen, der im Volksmund noch heute «madzsar csesme» genannt wird. Er bildet einen grossen Steinbau in Quadratform, dessen Wände mit glänzend geschliffenen und schön verzierten weissen Marmortafeln belegt sind. Der Brunnen war einst mit einem Wappen und zwei lateinischen Inschriftstafeln versehen, welche aber heute schon entfernt sind. Doch gelang es Herrn von Thaly dieselben aufzustöbern und ihre Inschrift zu kopiren.

Eine ganze Reihe von hochwichtigen Entdeckungen ist das Resultat seines Ausfluges nach Rodosto. Doch bewegen sich dieselben nicht allein auf dem hier beschriebenen Gebiet. Herr von Thaly hat ferner sämmtliche Matrikeln der r. kath. Pfarre durchforscht und aus ihnen eine ganze Masse äusserst lehrreichen Materials, welches die verschiedensten Verhältnisse der dortigen Emigration beleuchtet, entnommen. Er hat auch Gelegenheit gehabt, ein auf die Geschichte der Rodostoer Pfarre bezügliches Manuscript zu durchlesen, in welchem angegeben ist, dass Fürst Rákóczi für seine aus etwa 60 Mitgliedern bestehende Anhänger die Pfarre gründete. Doch können hier nur die Emigranten katholischen Glaubens gemeint sein, so dass die Kolonie jedenfalls viel zahlreicher gewesen sein musste. In den Sterbematrikeln, welche aber erst seit 1740 vorhanden sind, sind von diesem Jahre bis 1799 sechsundreissig Ungarn verzeichnet. Eben kurz vor dem Schlusse des Jahrhunderts, am 12. Sept. 1799 ist der letzte Emigrant in Rodosto, Stephan Horvat — genannt Stephan der Heilige — im Alter von 120 Jahren gestorben. Er war der letzte jener Schaar, welche mit dem Fürsten aus Ungarn ausgewandert sind (unus ex illis Hungaris, qui venerunt cum Principe Francisco, wie die Matrikel angiebt). Auch später kommen noch vielfach ungarische Namen vor, doch ihre Träger waren bereits im Auslande geboren. Die Letzte, die noch einen ungarischen Namen trug, Cäcilie Kőszeghy ist erst im Jahre

1888 gestorben. Heute lebt in Rodosto Niemand mehr, der einen ungarischen Namen trägt und somit scheint die einstige Emigration in ihrer directen Nachkommenschaft erloschen zu sein.

Ebenso hochinteressant sind die Auszüge aus den Heirats- und Geburtsmatrikeln, welche von Herrn von Thaly mitgeteilt und mit vielen aufklärenden Notizen und Bemerkungen versehen werden. Doch hat der unermüdliche Verfasser seine Forschungen nicht auf Rodosto allein beschränkt. Auch in Konstantinopel hat er auf die Emigration bezügliche Untersuchungen angestellt, ja sogar bis in das ferne Ismind im «Blumenfelde», wo die Gebeine Emerich Thököly's, des einstigen «Kuruzzenkönigs» ruhen, führte ihn seine patriotische Pietät und sein heisser Wissensdrang. Ueberall fand er des Interessanten, des Lehrreichen in Fülle und da er auch die Gabe der fesselnden Darstellung in vollem Maasse besitzt und geltend zu machen weiss, gehört sein Reisebericht zu den besten, ebenso lehrreichen wie hochinteressanten Erscheinungen des ungarischen Büchermarktes.

Dr. Ignaz Acsády.

CARDINAL JOANNES CARVAJAL'S LEGATIONEN IN UNGARN 1448–1461.

IV.

Als sich nach dem Tode Papst Nikolaus die Mitglieder des Cardinal-Collegiums zur Wahl seines Nachfolgers versammelten, verpflichtete sich Jeder von ihnen mit einem Eide, falls er auf den Stuhl Petri erhoben werden sollte, seine Macht an die Wiedereroberung Constantinopels und die Befreiung der unter dem Türkenjoche schmachtenden Völker zu wenden.

Der spanische Cardinal Alfons Borgia, auf den sich am 8. April 1455 die Majorität der Stimmen vereinigte, beeilte sich, sein Gelübde zu erneuern und versprach feierlich, die gesammten Schätze der Kirche und erforderlichen Falles selbst sein eigenes Leben bereitwillig diesem heiligen Unternehmen zu weihen. In der That nahm Papst Calixtus III. die Sache mit allem Eifer seiner Seele in Angriff. Peter Gabriel von Verona, der nachmalige Bischof von Erlau, schreibt über ihn, er denke an nichts Anderes und spreche von nichts Anderem, als von dem Kriege gegen die Türken. Dieser bilde unablässig den Gegenstand seiner Beratungen, während er die übrigen Angelegenheiten mit wenigen Worten erledige. Am 15. Mai erliess er seine Bulle, in welcher er die Völker unter Gewährung von Ablässen auffordert, unter dem Zeichen des Kreuzes zu den Waffen zu greifen; zugleich legte er der Geistlichkeit in der ganzen Welt eine Zehentsteuer auf. Und während er selbst, keine Kosten scheuend sich mühte, eine Kriegsflotte

zu schaffen, sendete er die hervorragendsten Mitglieder des Cardinals-Collegiums an die christlichen Potentaten, um sie zur Mitwirkung zu veranlassen. [1]

Selbstverständlich richtete er ein ganz besonderes Augenmerk auf Ungarn.[2] «Zu tiefer Betrübniss unseres Herzens — schreibt der Papst an einer Stelle — haben wir vernommen, dass das glorreiche Ungarn, für welches wir um seiner Verdienste willen grosses Wohlwollen hegen, und welches bisher der Schild der Christenheit war, in seinem Haupte und seinen Gliedern zerfallen ist; dass es zum Schauplatze von Zwistigkeiten geworden und sonach zu grossen Unternehmungen unfähig ist. So ist denn unser Glaube einer starken Stütze beraubt, wenn die Geister nicht wieder versöhnt und auf den Pfad der wahren Liebe und der Friedfertigkeit zurückgeleitet werden.»[3]

Er bekleidete den Cardinal-Erzbischof von Gran Dionys Szécsi mit der Machtvollkommenheit eines Legaten und betraute ihn, die Wiederherstellung des inneren Friedens anzustreben und die Landesbewohner zum Kriege gegen die Türken anzueifern. Gleichzeitig entsendete er den Cardinal Carvajal nach Deutschland, Ungarn, Polen und in die den Türken unterworfenen Provinzen als seinen bevollmächtigten Legaten. Derselbe hatte vor Allem den Kaiser aufzusuchen, um die Ausführung der Beschlüsse des Nürnberger Reichstages und die Ausrüstung der vereinbarten Hilfstruppen zu betreiben. Dann sollte er nach Ungarn gehen, um den König und die Stände zur Teilnahme an dem Kriegszuge anzueifern, Es war ferner seine Aufgabe, auf dem ganzen Gebiete seiner Legation den Kreuzzug zu verkündigen und die gesammelten Heere gegen die Türken zu führen. Zu diesem Behufe hatte er Vollmacht, alle jene Massnahmen ins Werk zu setzen, welche er im Interesse der Unternehmung für notwendig erachten würde. Jedermann ohne Rücksicht auf Rang und Stand war verpflichtet, ihm Gehorsam zu leisten, gleich als ob die Anordnung unmittelbar vom Papste selbst ausginge.[4]

[1] Pastor. 519.

[2] Noch im Monat Mai richtete er Sendschreiben an den König von Ungarn und an mehrere Prälaten und Magnaten, um sie für den Türkenkrieg zu begeistern. Die ungarischen Reichsstände, die damals, in der zweiten Hälfte Juni, in Raab versammelt waren, sprachen von hier aus, in einem von Johann Vitéz verfassten Schreiben ihren Dank aus. Katona, Historia critica. XIII. 1007.

[3] Breve vom 1. September 1455. Bei Theiner, II., 277.

[4] Die päpstlichen Vollmachtsschreiben vom 17. und 28. September 1455 s. bei Theiner, Monumenta Hungariæ II., 278. und Monumenta Poloniæ II., 103. Später, am 17. Juni 1456, resumirt der Papst in der Creditive seines an den Kaiser entsendeten Nuntius die Carvajal erteilten Missionen mit einigen Details, welche in den eben citirten Schriften nicht enthalten sind. Raynald Annales Eccles. X., 65. Die Car-

Am 8. September, dem Festtage Mariä Geburt, heftete der Papst in der Peterskirche Carvajal eigenhändig das Kreuz an die Brust. Während der Feierlichkeit, deren Bedeutung er voll empfand, überwältigte ihn nach dem Zeugnisse von Augenzeugen tiefe Bewegung und er vergoss reichliche Tränen.[1]

Der Legat verliess Rom am 25. September mit grossem Gefolge, zu welchem auch Franz de Oddis, Bischof von Assisi gehörte;[2] das für jene Zeiten ganz ungewöhnlich glänzende Gehalt des Legaten, 6000 fl. jährlich, setzte ihn in die Lage, allen äusserlichen Anforderungen seiner Stellung gerecht zu werden.[3]

In Venedig brachte er mehrere Tage zu. Er erhielt vom Papste den Auftrag, vor dem Senate zu erscheinen und einen neuerlichen Versuch zu machen, die Mitwirkung der Republik zu gewinnen; die Sache war von doppelter Wichtigkeit, weil die Signoria in der maritimen Aktion namhafte Dienste zu leisten vermocht hätte. Die Antwort, welche dem Legaten auf seinen Vortrag wurde, betonte die Bereitwilligkeit der Republik, an dem gemeinsamen Kriegszuge der christlichen Mächte Teil zu nehmen, und stellte die Ausrüstung von dreissig Galeeren in Aussicht.[4]

Um die Mitte Oktober setzte Carvajal seine Reise nach Oesterreich fort. Zunächst suchte er den Kaiser im Hoflager zu Wiener-Neustadt auf. Er fand zuvorkommenden Empfang, Friedrich liess es an Versprechungen nicht fehlen; er empfing aus den Händen des Cardinals das Kreuz und gelobte, persönlich an dem Kriegszuge teilzunehmen. Einige Tage später, am 2. November, ging der Legat nach Wien, wo der jugendliche König von Ungarn und Böhmen, Ladislaus V., weilte. Er wurde mit grosser Feierlichkeit empfangen. In seiner ersten Audienz, am 24. November, legte er den Zweck seiner Mission dar. Drei Tage später wurde ihm die Antwort des Königs mitgeteilt, worin dieser versicherte, er werde bestrebt sein, den Wünschen und Erwartungen des Papstes zu entsprechen. Carvajal trat sofort mit den beiden Magnaten in Verbindung, welche während der Min-

vajal übertragenen kirchlichen Facultäten sind in den Bullen vom 14. und 15. September 1455 und 3. Mai 1456 (Regesta vaticana) enthalten.

[1] Schreiben des Bischofs von Pavia an Franz Sforza vom 9. September 1455. Pastor 689.

[2] Wir werden mehrere seiner Briefe citiren.

[3] Dieser Betrag wurde in halbjährigen Raten an den Geschäftsträger Carvajals in Rom ausbezahlt, wovon die im vaticanischen Archiv aufbewahrten Rechnungsbücher Zeugniss geben. Zuweilen wurden die von den ungarischen Prälaten zu zahlenden Taxen zu Carvajals Händen angewiesen. So am 16. Feber 1460 der Betrag von 1650 fl., welche Johann von Csezmicze zu zahlen hatte. Diese Anweisung und Carvajals Quittung vom 6. Juni 1460 s. bei Kaprinai II., 391, 433.

[4] Die Antwort des Senates vom 12. October 1455 s. im Staatsarchiv zu Venedig in dem Protocolle des Senates unter dem Titel Deliberationi Secrete Senato. XX., 70,

derjährigkeit des Königs Ungarn und Böhmen regiert hatten und nunmehr massgebende Stellungen einnahmen. Von Georg Podiebrad erhielt er die Zusage, dass dieser sich an der Spitze von 5000 böhmischen Bewaffneten dem Kreuzheere anschliessen werde. Von dem heldenmütigen Hunyady empfing er ein noch bedeutenderes Versprechen; derselbe erklärte sich bereit, 7000 Krieger gegen die Türken zu führen.[1] Auf Hunyady suchte er auch durch Johann von Capistran einzuwirken. Der Papst hatte den berühmten Franziskanermönch dem Legaten beigeordnet, damit er durch seine wunderbar eindrucksvolle Erscheinung und seine flammende Beredsamkeit in den Kreisen der Gläubigen Begeisterung und Opferwilligkeit erwecke. «Der heil. Vater, schreibt Carvajal an Capistran, setzt grosse Hoffnung darein, dass die Macht Gottes, indem sie Eure Paternität als Mittel gebraucht, diese Völker dazu bewegen werde, die Gläubigen Christi nicht dem im Dienste des Teufels stehenden Feinde zur Beute fallen zu lassen.»

Capistran wirkte damals (Ende 1455) über Berufung Hunyady's in Siebenbürgen, wo er für die Bekehrung der dem griechischen Schisma anhängenden Walachen thätig war. Hieher sendete Carvajal einen seiner Hofgeistlichen und ersuchte ihn, nach Ofen zu kommen, wo er mit ihm zusammenzutreffen wünschte. Unter Einem machte er ihn aufmerksam, dass er Hunyady aneifern möge. Er verweist auf die grossen Momente der heiligen Geschichte, auf die Siege, welche oft ein geringes Häuflein der Gläubigen über riesige Massen von Ungläubigen erfocht, und giebt der Hoffnung Ausdruck, dass, selbst wenn jede anderwärtige menschliche Hilfe ausbleiben sollte, der «Makkabäer unserer Tage» mit seinen tausend Streitern imstande sein werde, den Sieg zu erringen.[2]

[1] Alle diese Einzelnheiten entnehmen wir dem Berichte der Abgesandten der Stadt Görlitz de dto. Wien, 28. November 1455 (Palaczky: Urkundliche Beiträge zur Geschichte Böhmens. 93.) und einem Briefe Carvajals an Capistran vom 16. Jänner 1456. Pray teilt aus einem Mölker Codex (Annales III., 164) eine Rede mit, welche gegen Ende 1455 Vitéz im Namen Ladislaus V. an Carvajal gehalten haben soll; nach ihm reproducirten dieselbe auch andere Schriftsteller, unter ihnen auch der Schreiber dieser Zeilen. Allein der Codex 8482 der Münchener kön. Bibliothek und die Handschrift aus dem XV. Jahrhundert im Archiv des Prager Domcapitels, welche die Briefe Vitéz enthält und welche beide ich neuestens zu studieren Gelegenheit hatte, stellen ausser Zweifel, dass diese Rede zu Anfang 1454 an den Bischof von Pavia als päpstlichen Legaten gehalten worden ist.

[2] Brief Carvajals an Capistran, ddto Wien, 16. Jänner 1456, bei Hermann, Capistranus triumphans 523. Katona 1033. — Das Original dieses Briefes, welches im Archiv des Klosters in Capistran (Franziskaner) aufbewahrt ist und von Béla Pettkó, Concipisten des Landesarchives copirt wurde, besteht nur aus einigen Zeilen. Da jedoch eine Interpolation in Carvajals Schreiben, zumal in einem Teile desselben, welcher sich nicht auf Capistran bezieht, von den Franziskaner-Mönchen nicht anzunehmen ist, bin ich der Meinung, dass dem Briefe eine Beilage angeschlossen war, welche verloren gegangen ist.

Mittlerweile liess der Legat nicht ab den König Ladislaus zu drängen, dass er je eher nach Ofen gehen und einen Reichstag abhalten möge. Am 16. Jänner gelang es ihm, vom Könige das Versprechen zu erwirken, dass derselbe sich nächster Tage auf den Weg machen werde. Und in der That langte Ladislaus am 6. Februar in Begleitung des Cardinal-Legaten in der Hauptstadt Ungarns an. Capistran fanden sie bereits hier.[1]

Am 14. Februar, am ersten Fastensonntag, heftete der Legat in der Hauptkirche der Ofner Festung nach einer feierlichen Hochmesse Capistran das Kreuz, welches der Papst für denselben gesendet hatte, an die Brust.[2] Und nunmehr begann die Verkündigung des Kreuzzuges. Capistran, der in Gemeinschaft mit seinen Ordensbrüdern, welche ihm teils aus dem Auslande gefolgt waren, teils hier sich ihm angeschlossen hatten, eine eifrige Thätigkeit entfaltete, überhäufte in seinem Berichte an den Papst auch das Wirken des Legaten mit Lobsprüchen. «Der hochwürdigste Legat, schreibt er, ist unermüdlich und in bewunderungswürdiger Weise im Interesse des christlichen Glaubens thätig...... Zahlreiche Prälaten und Magnaten, sowie die grosse Masse der unteren Classen haben das Kreuz genommen und Tag für Tag schmücken wir immer wieder Mehrere mit demselben» [3]

Auch auf den Reichstag übten die Aneiferungen Carvajal's grosse Wirkung. «An dem hochwürdigen Cardinal, so schreibt der König nach Rom, haben wir einen Anwalt unserer Angelegenheiten und einen Teilnehmer an unseren Bestrebungen. Er war uns mit seinem Ansehen sehr behülflich, dass wir den Verhältnissen entsprechende, kraftvolle Massnahmen ins Werk zu setzen vermochten. Er hat uns gelehrt, in der Not die Mittel zum Schutze, in der Pflichterfüllung die Belohnung zu finden. Wir können in der That sagen, dass unsere Bestrebungen dieses Legaten und dieser Legat unserer Bestrebungen würdig seien.»[4]

Die Beschlüsse des Reichstages brachte am 6. April der Kanzler Johann Vitéz in Anwesenheit des Königs und der ungarischen Stände dem Cardinal zur Kenntniss. Der Vortrag des Kanzlers besagte: «Se. Majestät wird, den Befehlen Sr. Heiligkeit sich beugend, zur Ehre Gottes die Türken mit Krieg überziehen. Da jedoch im vorigen Jahre auf dem Gebiete Serbiens und der benachbarten Provinzen eine schlechte Ernte war, demnach das Kriegsheer derzeit dort Not leiden würde, so muss der Beginn des Feldzuges bis zur

[1] Der Brief Capistran's an Carvajal vom 3. Februar 1456 ist mehrfach edirt worden, jedoch mit dem irrtümlichen Datum: «Ex loco nostro Piestren 19. Februarii». Béla Pettkó hat in dem Capistranischen Originalexemplar das Datum: «Pest. 3. februarii» gefunden.

[2] Mitteilung eines Genossen Capistrans, Johann Tagliacozzo's. Acta Sanctorum. Octobris X., 367.

[3] Hermann, 527.

[4] Schreiben an den Papst vom 7. April 1456, Katona 1041.

nächsten Ernte verschoben werden; nichtsdestoweniger wird das Heer zum 29. Juli an den Grenzstationen versammelt sein. Se. Majestät bittet, Se. Heiligkeit wolle ihre Kriegsflotte je eher in See gehen lassen und auch den König von Arragonien bestimmen, diesem Beispiele zu folgen; denn wenn die Küstenlande der Türken angegriffen werden, so werden diese letzteren mit geringerer Streitmacht gegen das ungarische Heer auftreten können.» [1]

Allein alsbald änderte sich die Sachlage. Am nächstfolgenden Tage, dem 7. April, traf von der Grenze ein Courier mit der Nachricht ein, der Sultan mache grosse Kriegsrüstungen und seine offen eingestandene Absicht sei: Belgrad und die übrigen ungarischen Grenzfesten anzugreifen. In Folge dessen gelangten der König und seine Räte zu der Entschliessung, dass in die behrohten Landesteile sofort ein Kriegsheer entsendet werden müsse. Johann Hunyady, der Primas und der Bischof von Grosswardein erschienen noch am selben Tage vor dem Legaten; sie brachten ihm die eingelangten Nachrichten und ihre Beschlüsse zur Kenntniss und baten ihn, er möge erwirken, dass die päpstliche Kriegsflotte direkt nach dem Hellespont entsendet werde, denn nur in solcher Weise sei eine Teilung der feindlichen Heermacht zu erhoffen.

Carvajal entsprach bereitwillig dem Ansuchen. Sofort richtete er in warmem Tone gehaltene Schreiben an den Papst und die zu seinem Legationsbereiche gehörigen Herrscher.[2] «Wenn Eure Heiligkeit, schreibt er unter Anderem an Calixtus III., nicht fürsorgen, so wird das Land ein schwerer Schlag betreffen; denn sich allein überlassen, ist es nicht imstande, Widerstand zu leisten und von Deutschland hat es keine Hilfe zu gewärtigen oder doch keine solche, welche mit der Grösse der Gefahr im Verhältnisse stünde. Ich habe all meine Hoffnung darauf gesetzt, dass Gott, durch unsere Gebete versöhnt, Eure Heiligkeit in die Lage versetzen werde, ein Kriegsheer zu entsenden und auch andere katholische Fürsten zur Hülfeleistung zu bewegen ..... die Gefahr ist gross; eine Verzögerung von Tagen, ja von Stunden kann Verluste verursachen, welche die Christenheit ewig zu beweinen haben würde und welche eben diejenigen, von denen wir jetzt Unterstützung heischen, in die Lage bringen würden, selber um Hilfe ansuchen zu müssen.»

Bei Calixtus III. bedurfte es keines Anspornes. Schon früher hatte er mit fieberhafter Ungeduld die Arbeiten zur Ausrüstung der Kriegsflotte betrieben, zu denen er anderthalb hunderttausend Dukaten verwendete. Um diese

[1] S. Carvajals Berichte in der nächstfolgenden Anmerkung.

[2] Schreiben an den Papst ddto 7. April 1456 (Katona XIII., 1045.); an Erzherzog Sigismund von Oesterreich ddto 10. April (Teleki, X., 499.); an den König von Polen und den Markgrafen von Brandenburg ddto 10. April. (Gleichzeitige Copien dieser Schreiben im Warschauer Staatsarchive.)

grosse Summe zu beschaffen, verkaufte und verpfändete er Pretiosen. So machte er es möglich, dass in den ersten Tagen des Juni aus der Mündung des Tiber fünfundzwanzig Galeeren mit fünftausend Bewaffneten, tausend Seeleuten und dreihundert Kanonen in die See stachen.[1] Und gleichwie auf die irdischen Waffen so war seine Sorge unablässig auch darauf gerichtet, den göttlichen Beistand zu gewinnen. In einer an sämmtliche Prälaten der christlichen Welt gerichteten Bulle forderte er die Gläubigen auf, »durch Gebet, Fasten und Busswerke zum Herrn zurückzukehren, damit auch er uns seine Erbarmung zuwende.« Er verordnete, dass täglich am Nachmittag die Glocken geläutet werden, die Gläubigen zum Gebete zu mahnen; dass die Geistslichen in der Messe Gebete um Abwendung der Türkennot verrichten, sowie dass in derselben Absicht am ersten Sonntage jeden Monats feierliche öffentliche Bittgänge gehalten werden sollen.[2]

V.

Mittlerweile ging in Ungarn die Werbung von Kreuzfahrern rührig von statten.

Der Legat begab sich über Johann Hunyady's Aufforderung — obwohl der König und dessen Umgebung es nicht gerne sahen — gegen Ende April nach Szegedin, um die ungarische Bevölkerung des Alföld durch sein Erscheinen zu erhöhter Begeisterung zu erregen und die Organisirung des Kreuzheeres zu überwachen.[3] Er verkündete unablässig, dass er nicht so sehr auf die Gewalt der Waffen, als vielmehr auf die Kraft der Gebete vertraue; und um das noch augenfälliger zu machen, verbot er den Mitgliedern seines Gefolges Waffen zu tragen. Er brannte vor Begierde, an dem Kriege werkthätigen Anteil zu nehmen und das Heer selber zum Angriffe gegen den Feind zu führen. Deshalb gedachte er auch nicht wieder an das königliche Hoflager zurückzukehren, sondern war entschlossen, an die Grenze zu gehen, für die Verstärkung der befestigten Plätze zu sorgen und dort den Beginn des Feldzuges abzuwarten. Indessen suchte ihn einige Wochen später Hunyady persönlich in Szegedin auf, um ihn zu überreden, von seinem Vorhaben abzustehen und nach der Hauptstadt zurückzukehren. Er machte ihn aufmerksam, dass das Gerücht von dem Anmarsche des Heeres, welches er zu sammeln und anzuführen im Begriffe stehe, in den Reihen des Feindes Schrecken

[1] Guglielmotti, Storia della marina pontificia nel medio evo. (Florenz, 1871.) II., 267 u. d. Folg.

[2] Raynald, X., 66.

[3] Ein Schreiben Carvajals vom 22. April 1456 an den Franciscaner Gabriel de Verona, welchen er beauftragt, das Kreuz zu predigen, gedruckt bei Katona, Historia Critica XIII., 1049.

verbreiten könne, der aber alsbald schwinden würde, wenn man erführe, dass er mit einer verhältnissmässig geringen Kriegsmacht bereits zur Stelle sei. Ueberdies fand es Hunyady für notwendig, dass der Legat den König zu energischen Rüstungen aneifere und auch die Hilfeleistung seitens der deutschen Fürsten betreibe.

Carvajal nahm diese Ratschläge nicht willig auf. Er sprach den Wunsch aus, es möge ihm gestattet sein, wenigstens bis Peterwardein mitzuziehen und dort den Ausgang des Feldzuges abzuwarten. Allein Hunyady hielt an seinem Vorschlage fest. Schiesslich gab Carvajal, wie er selber schreibt, «mit Schmerz und weinender Seele» nach. Doch erklärte er, er sei bereit, jederzeit dahin zu eilen, wo Hunyady seine Anwesenheit für notwendig erachten würde. «Gleichwie, sprach er, in den ersten Jahrhunderten des Bestandes der Kirche die römischen Päpste den Märtyrertod suchten, so will auch ich gerne ihrem Beispiele folgen.»

Er entsendete sonach an seiner Statt den Bischof von Assisi nach Peterwardein und kehrte selber gegen den 12. Mai nach Ofen zurück. Aber auch hier erwachte in seiner Seele das Verlangen, auf den Kriegsschauplatz zu eilen; in seinen Briefen sowohl an Capistran, als an den Bischof von Assisi kündigte er wiederholt seine Ankunft an. Allein er blieb, obwohl er den Hauptzweck seines Aufenthaltes in der Hauptstadt nicht erreichte. Seine Vorstellungen an den König und die Reichsstände, an der Spitze ihrer Heerschaaren je eher zu Hunyady zu stossen, fanden keinen Anklang. Ja noch mehr: König Ladislaus, der ganz und gar unter dem unheilvollen Einflusse Ulrich v. Cilleys stand, liess auf dessen Ratschlag gerade im kritischsten Momente, als (Anfangs Juni) Johann Hunyady's Meldung von dem Anmarsche der Türken eintraf, das Land im Stiche; unter dem Vorwande einer Jagd verliess er Ofen und verlegte sein Hoflager nach Wien.

Carvajal liess gleichwohl den Mut nicht sinken, sondern setzte mit unermüdlichem Eifer die Werbungen für das Kreuzheer fort.* Angesichts der Thatlosigkeit des Königs und der Reichsstände erachtete es der Legat für doppelt geboten, dass die vom deutschen Reiche erwartete Hilfe je eher anlange. Er erhoffte in dieser Hinsicht grosse Wirkung von der Energie und Eloquenz Capistrans und wünschte ihn an Kaiser Friedrich zu entsenden. Unterm 11. Juni richtete er an Capistran ein Schreiben des Inhaltes: Se. Heiligkeit habe ihm (dem Legaten) befohlen, in dieser Zeit der Gefahr für die Christenheit sich nicht aus Ungarn zu entfernen; gleichwohl aber sei die Absicht dieser Verordnung die, dass er dort thätig sei, wo er der Christenheit den grössten Vorteil erwirken, dem Feinde den meisten Abbruch thun

* Alle diese Details sind enthalten in den Briefen Carvajals an Pater Gabriel von Verona ddto 22. April 1456; an Capistran ddto 13., 14., 22. Mai und 5. Juni; an den Bischof von Assisi ddto 19. Juni. Herrmann 531 u. d. folg. Katona XIII., 1049.

könne. Nunmehr wäre es aber von Vorteil, wenn er von Deutschland rasche Hilfe erwirken und die österreichischen Erzherzoge bestimmen könnte, gegen die Türken zu Felde zu ziehen.

Indessen schon zwei Tage später erhielt der Cardinal ein Schreiben von Hunyady, in welchem der Feldherr dem Wunsche Ausdruck giebt, dass Capistran an seiner Seite thätig sein möge. Der Legat entsagte darauf hin ohne Zögern seinem Plane und wies Capistran an, sich an Hunyadys Seite zu begeben. Diese Verfügung hatte, wie die Folge zeigt, die Bedeutung einer That von grosser Tragweite.[1]

Carvajal beschränkte sich nunmehr darauf, an den Kaiser, die österreichischen Prinzen und auch an die Republik Venedig Sendschreiben zu richten. Allein auch diese seine Bemühung hatte keinen Erfolg.[2] Von grösserer Wirkung waren jene Verordnungen, welche er an die Geistlichkeit Ungarns und der Nachbarländer richtete. Er befahl, mit dem Versprechen reichlichen Gotteslohnes und der Drohung ewiger Verdammniss, die Gläubigen zur Teilnahme an dem Kreuzzuge anzuspornen und die Geworbenen unverweilt nach Belgrad zu entsenden.[3]

Von allen Seiten sammelten sich die Kreuzfahrer in Massen.

Deshalb schickte der Cardinal, als er die Nachricht erhielt, dass der Sultan (am ersten des Juli) mit einem Heere von anderthalbhunderttausend Mann Belgrad zu belagern begonnen habe und Hunyady mit seinen Schaaren, Capistran aber mit einigen Tausend Kreuzfahrern zum Entsatze der Festung auszuziehen im Begriffe seien, — von den Gefahren des tollkühn erscheinenden Unternehmens erschreckt, einen Courier mit der Bitte an sie, den Kampf so lange zu verschieben, bis er selber binnen Kurzem mit grösserer Heermacht zu ihnen stossen würde.[4] Allein die beiden Heerführer waren nicht in der Lage, diesen Rat zu befolgen. Ihre gemeinschaftlichen Anstrengungen, der Bund der religiösen Begeisterung und heldenmütigen Tapferkeit errangen am 14. Juli auf der Donau und acht Tage später unter den Mauern Belgrads den christlichen Waffen glänzende Siege und retteten Ungarn, ja man darf sagen das ganze westliche Europa vor der Unter-

[1] Briefe Carvajals an Capistran ddto 11. und 14. Juni 1456 und an Hunyady ddto 15. Juni. Hermann.

[2] Antwort ddto 5. August auf das Schreiben Carvajals an die Republik Venedig vom 15. Juli. Diplom. Emlékek. I., 175. (Irrtümlich v. J. 1462 datirt. Im Juli dieses Jahres war Carvajal nicht mehr in Ungarn. Weiter ist in dem Schreiben von den Verhandlungen die Rede, welche Carvajal in Venedig (im Herbst 1455) mit der Signoria pflog, sowie von den Ereignissen der jüngsten Vergangenheit.)

[3] Verordnungen vom 8., 9. und 18. Juli in der vatikanischen Bibliothek. (Codex Palat. 368.) Verordnung v. 13. Juli aus einem Mölker Codex. Pray III., 170. Verordnung v. 18. Juli im Codex 3609 der Wiener Hofbibliothek.

[4] Bericht des P. Johann v. Tagliacozzo.

jochung durch die Osmanen, welcher sie derzeit in Folge der Uneinigkeiten zwischen den Herrschern und der Ohnmacht derselben sicherlich zur Beute gefallen wären, wenn Sultan Mohammed seinen Zug hätte fortsetzen können.

Schreiben Johann Hunyady's vom 24. Juli brachten die erste Kunde nach Ofen, Wien und Neustadt und erregten allenthalben Freude und Begeisterung. Der Papst empfing die Nachricht durch einen Courier des Kaisers am 12. August. Sofort ertönten auf seinen Befehl von den Türmen sämmtlicher Kirchen Roms die Glocken und aus den Versammlungen der Geistlichen und der Gläubigen stiegen Dankgebete zum Allmächtigen empor.[1]

Zehn Tage später, am 23. August, langte Carvajals Bericht ein. Er schrieb das Hauptverdienst an dem errungenen Erfolge Hunyady zu; gleichzeitig sprach er scharfen Tadel aus gegen den König und die Stände, die dem Riesenkampfe thatlos zugesehen hatten.[2] Am nächsten Tage empfing der Papst den mailändischen Gesandten; «er pries den Sieg und den Vojvoden Joannes verherrlichte er und erhob ihn über die Sterne, als einen der glorreichsten Menschen, die seit drei Jahrhunderten gelebt haben.» Dagegen rügte und verurteilte er die Lässigkeit der ungarischen Reichsstände und behauptete, sie hätten an dem Ruhme des Sieges keinerlei Antheil. «Das ganze Verdienst, sagte der Papst, gebührt dem Vojvoden Joannes, der von armen Kreuzfahrern umgeben war; daher ist es zweifellos, dass der Sieg ein Geschenk der göttlichen Gnade sei und nicht ein Werk der Menschen.»[3] Auch in seinen Sendschreiben hob der Papst hervor, «einzig und allein der Vojvode Joannes, der gewaltige Streiter Christi, habe mit geringem Volke, das unter dem Zeichen des Kreuzes focht und mit seiner kleinen Schaar schlecht bewaffneter Krieger» die Türken in die Flucht geschlagen; er habe einen Sieg erfochten gleich jenen, welche Gott vor Zeiten Moses, den Makkabäern und Karl dem Grossen verliehen. In der Seele des Papstes reifte der Gedanke, Hunyady's im Interesse der Christenheit geleistete Dienste mit einer Fürstenkrone zu lohnen.[4]

[1] Brief aus Rom nach Siena ddto 13. August. Pastor 695.

[2] Leider konnten die Berichte Carvajals an den Papst bisher nicht aufgefunden werden. Auf den hier in Rede stehenden Bericht weist die weiter unten citirte Aeusserung des Papstes hin.

[3] Bericht des mailändischen Gesandten Calcaterra vom 24. August 1456. Pastor 695.

[4] Sendschreiben des Papstes an die Florentiner und an seine Legaten in Frankreich und Burgund. Raynald X., 70, 80. Theiner II., 280. — Die Sendschreiben, welche der Papst nach dem Siege an Johann Hunyady und die ungarischen Reichsstände richtete, sind uns leider nicht erhalten geblieben. Das Schreiben an den Legaten in Frankreich, in welchem von der, Hunyady zugedachten Krone die Rede ist, teilt Raynald ohne Datum mit. In den vatikanischen Regesten trägt dieses, für uns so bedeutsame Schriftstück das Datum 8. Oktober 1456.

Obgleich er aber an erster Stelle Johann Hunyady's Namen und Ruhm hervorhob, wusste er auch Capistrans Verdienst zu würdigen. «Wir zweifeln nicht daran, schreibt er an ihn, dass an der Erringung des Sieges auch deine Paternität in Wort und That grossen Anteil hatte. ... Indem wir sonach dem allmächtigen Gott für seine grosse Gnade ewigen Dank sagen, sprechen wir zugleich auch dir unsere Anerkennung aus für die eifrigen Bemühungen, mit welchen du die Gläubigen zum Widerstande gekräftigt hast.»[1] Und ebenso würdigte er nach Gebühr auch die Thätigkeit des Legaten. «Unser väterliches Herz, heisst es in dem an den Letzteren gerichteten Schreiben, gibt uns ein, dich zu beglückwünschen zu den Früchten deiner Bemühungen, welche zum Heile des Volkes Gottes gereift sind. Wir wissen, dass hauptsächlich deinen Rathschlägen und Bemühungen alles zu danken ist, was den Sieg vorbereitet hat. Dein Eifer hat das Aufgebot der Kreuzfahrer und die Versammlungen der ungarischen Reichsstände zustande gebracht. Erfreue dich also an dem Erfolge, den du in der Lösung der dir übertragenen Aufgaben erreicht hast. Sage Gott Dank dafür, dass unter deiner Legation, eben zur gebotensten Zeit die christlichen Waffen einen so glänzenden Sieg errungen haben.»[2]

Hunyady und Capistran stellten in ihren Berichten über die Belgrader Ereignisse jeder sich selber in den Vordergrund, als jenes Werkzeug, dessen sich der Allmächtige in der wunderbaren Vollstreckung seiner Absichten bedient habe. Ueber Carvajal schweigen beide. Das war auch bereits Aeneas Sylvius aufgefallen und veranlasste ihn zu folgender Bemerkung: «Niemand ist so heilig, dass er den süssen Lockungen des Ruhmes zu widerstehen vermöchte. Auch die hervorragenden Individualitäten verachten leichter die Macht, als den Ruhm. Capistran schätzte die Herrlichkeit der Welt gering, mied ihre Genüsse, überwand die Sinnlichkeit; nur den Ruhm vermochte er nicht gering zu achten!» Mit der Unparteilichkeit des Geschichtschreibers erachtete Aeneas für die Urheber des bei Belgrad errungenen Sieges «die drei Joannes»: Den Cardinal-Legaten, dessen Fürsorge die ganze Angelegenheit eingeleitet, Hunyady und Capistran, die in der Schlacht das Commando führten.[3] Die Geschichtschreibung hält heute, nach vier Jahrhunderten, dieses sein Urteil aufrecht.[4]

[1] 25. August. Hermann.

[2] 8. November 1456. Theiner II., 282.

[3] Historiæ Bohemiæ, Cap. 66. — Historia de Europa, Cap. 8.

[4] Nachmals (6. August 1457) verordnete der Papst, dass zum Andenken an den Sieg bei Belgrad der Festtag der Verklärung Christi, der in einigen Ländern am 6. August begangen wurde, fortan in der ganzen christlichen Welt gefeiert werde. S. das in dieser Angelegenheit an Carvajal gerichtete päpstliche Breve ddto 17. September 1457, bei Theiner, IX., 304.

VI.

Cardinal Carvajal eilte, als er die Nachricht von dem errungenen Siege erhielt, in den letzten Tagen des Juli, sofort nach Belgrad, um mit Hunyady und Capistran über die Fortsetzung des Feldzuges Rat zu pflegen. Allein er fand Beide erkrankt. Zu der Nachwirkung der ausgestandenen Strapazen und Aufregungen gesellte sich auch noch der Einfluss der durch die unbegrabenen Leichen verpesteten Luft. Heftige Fieber zehrten an den Lebenskräften der beiden Heerführer.

Auf das Andringen des Legaten, der auch selbst erkrankte, gingen sie nach Semlin hinüber; weiter wollten sie sich, wie es scheint deshalb nicht entfernen, weil sie dem Schauplatz der projectirten Kriegsoperationen möglichst nahe bleiben wollten. Allein auch dieser verwüstete, von der Bevölkerung verlassene Flecken war ein ungesunder Aufenthalt. Sie mussten unter Zelten lagern; Mäuse, Schlangen und Fliegen verleideten ihnen das Verweilen. Von dem Gefolge des Legaten erkrankten mehrere Personen. Johann Hunyady aber wurde am 11. August vom Tode ereilt; er starb bekrönt — so äusserte sich der Papst — mit dem Lorbeer des Märtyrertums.* Nachdem man dem Verklärten die letzten Ehren erwiesen hatte, nahmen Carvajal und Capistran, der fortwährend kränkelte, einige Meilen weiter, in Szalankemen, ihren Aufenthalt. Der Cardinal überliess das Pfarrhaus seinem kranken Genossen und richtete sich in der Kirche ein. Doch sie gönnten sich nicht lange Ruhe. Beide verlangten mit Ungeduld darnach, mit Nikolaus Ujlaky, der an der bosnischen Grenze lagerte und den sie als den Erben der Mission Hunyady's betrachteten, zusammen zu treffen und ihn zu offensivem Auftreten zu bewegen.

Nach viertägiger mühseliger Reise erreichten sie ihr Ziel. Ujlaky empfing sie ehrerbietig und sagte bereitwillig zu, ihrer Erwartung entsprechen zu wollen. Zugleich lud er sie ein, in Ujlak, seinem Stammsitze, Aufenthalt zu nehmen; sie würden daselbst in der Lage sein, ihre erschütterte Gesundheit wieder herzustellen. Sie nahmen das Anerbieten an und zogen wenige Tage später in Ujlak ein. Carvajal nahm im Pfarrhause, Capistran im Kloster seines Ordens Quartier. Nach einigen Tagen kam Ujlaky zu Besuche, um für seine Gäste vorzusorgen.**

Während sie nun hier in Syrmien verweilten, entschloss sich König Ladislaus V. endlich von Wien nach Ofen zurückzukehren und Massnahmen

* «Quem congruis titulis ac diademate decorare decreveramus; Dominus tamen exercituum in coelestibus immortale diademate decoravit, qui ut felix inter martyres computari potest.» Raynald X., 88.

** Alle diese Details sind verzeichnet in dem Schreiben P. Johann Tagliacozzo's vom 10. Feber 1461 an P. Jakob de Marchia Acta Sanctorum X., 390—402.

zur Verteidigung des Landes zu treffen. Um die Mitte Octobers zog er mit seinen eigenen und den Banderien verschiedener Magnaten, sowie an der Spitze der aus dem Auslande, zumeist aus Deutschland eingetroffenen Kreuzfahrer nach dem Alföld und schlug bei Futak Lager, wohin er auch einen Reichstag einberief. Auch Carvajal kam dahin, um den König mit seinen Ratschlägen zu unterstützen.

Capistran war genötigt, in Ujlak zu bleiben. Seine Kräfte nahmen immer rascher ab. Alle Bemühungen der Aerzte des Königs und des Legaten waren nicht imstande, sein Leben zu verlängern. Am 21. Oktober traf er seine letzten Verfügungen, denen Carvajal am nächsten Tage bereitwillig seine Zustimmung erteilte. Am 23. Oktober ging die von Glaubenseifer flammende Seele zur Ewigkeit ein. Sein Tod war ein schwerer Schlag für die Interessen der Christenheit, insbesondere unseres Vaterlandes und erfüllte den Legaten, der an Capistran einen seiner bedeutendsten Mitarbeiter verlor, mit tiefer Betrübniss. Als ihm jedoch zur Kenntniss gelangte, dass die Ujlaker Conventualen und die Gläubigen dem Leichnam die den Heiligen gebührenden Ehren erweisen, säumte er gleichwohl nicht, etwaigen Missbräuchen vorzubeugen, welche aus solchem Uebereifer entstehen könnten und verordnete, dass die irdischen Ueberreste des Verewigten mit entsprechender Feierlichkeit beerdigt werden.[1]

Carvajal gab dem König von Futak bis Semlin das Geleite, ging aber, wie von einer geheimen Vorahnung zurückgehalten, nicht mit ihm nach Belgrad hinüber, wo sich alsbald darauf, am 5. November ein blutiges und verhängnissvolles Ereigniss: die Ermordung Ulrich v. Cillis abspielte. Schon am zweiten Tage nach des Königs Abzuge begegnete Carvajal zu seiner nicht geringen Bestürzung dem Trauerzuge, welcher die Leiche des unglücklichen Herrn nach der Gruft seiner Ahnen beförderte.[2]

Nunmehr fuhr der Legat nach Belgrad hinüber, wo er kurze Zeit mit dem König conferirte.[3] Er wirkte ohne Zweifel dahin, denselben davon

[1] S. den oben citirten Brief Johanns v. Tagliacozzo, sowie Johannes Capistrans Urkunde v. 21. October 1456 (bei Hermann 610), in welcher er seine Conventualen beauftragt, nach seinem Tode seinen Nachlass in seine Vaterstadt zu bringen; ferner Carvajals Zustimmungserklärung ddto Futak, 22. October, im Kloster Capistrano.

[2] Die vollkommen glaubwürdige, contemporene Erzählung dieses Ereignisses finden wir in Aeneas Sylvius' «Historia Bohemiæ», Capitel 66; die Quelle aber, aus welcher er geschöpft, war bisher unbekannt gewesen. Dem Verfasser dieser Zeilen ist es gelungen, dieselbe zu eruiren. Es ist dies ein Schreiben des königlichen Secretärs Nikolaus Liscius, der sich im Gefolge Ladislaus V. befand, an Aeneas Sylvius. Der Brief ist einige Tage nach der Katastrophe (21. November 1456) geschrieben. Derselbe ist enthalten im Codex 1200 der Bibliothek der Universität Bologna.

[3] Das wissen wir aus dem soeben citirten Schreiben Nikolaus Liscius. Demnach erweist sich die Behauptung als unrichtig, dass Carvajal zur Zeit der Ermordung Cillis in Belgrad gewesen sei. Pray, Annales. III., 191.

zurückzuhalten, dass er für den Tod seines Oheims Rache nehme und ermahnte ihn, das gute Einvernehmen mit den Hunyady's aufrecht zu erhalten.[1] Diese Bestrebungen erreichten ihren Zweck. Doch vermochte der Legat nicht zu verhindern, dass der König unter dem Vorwande des strengen Winters die Kriegsvorbereitungen aufgab und das Kreuzheer entliess. Ja es stand sogar zu besorgen, dass er mit den Türken Frieden schliessen werde. Um dies zu verhindern, wünschte er durch eine unmittelbare Enunziation des Papstes seinen eigenen Worten Nachdruck zu verleihen. Calixtus III. säumte nicht, seine Stimme zu erheben. In einem an den Legaten gerichteten Schreiben weist er auf die Vorteile hin, welche die päpstliche Kriegsflotte errungen habe und fährt dann fort: «Wer wäre inmitten der bedeutungsvollen Siege der Christenheit, angesichts der ermutigenden Beweise der göttlichen Hilfe, so feige, an einen Waffenstillstand zu denken? Wer wäre so kleinmütig, von der Verfolgung des fliehenden Feindes abzustehen und wollte nicht, und wäre es auch nur unbewaffnet, teilnehmen an der Erringung des Sieges, den uns die Hand Gottes in Aussicht stellt?» Der Papst spricht weiters seine Ueberzeugung aus, der Legat vermöge zufolge seines persönlichen Ansehens in Ungarn alles durchzuführen, was er nur wolle, und beauftragt ihn, erforderlichen Falles selbst mit Anwendung der härtesten Kirchenstrafen jeden Versuch zu vereiteln, welcher auf die Herstellung des Friedens abzielen sollte. «Erwecke, fährt das Schreiben fort, die kraftvollen Völker, eifere die hochherzigen Fürsten an. Versammle das mächtige und tapfere Volk der Ungarn; vermöge sie mitzuwirken an der Erringung des winkenden Sieges; bestimme sie das Kreuz zu nehmen, dem Paniere Christi zu folgen und sich auf die Ueberreste des Feindes zu stürzen. Der Schrecken, den wir unter den Feinden verbreiten, ist uns schon an sich eine Gewähr des Erfolges.... O ihr gewaltigen Magyaren worauf wartet ihr noch? Zu eurer Verfügung steht Unsere starke Flotte, die wir noch fortwährend vermehren, und die Kriegsmacht des Königs von Portugal, deren Eintreffen wir stündlich gewärtigen. Wir werden unsere Zusagen getreulich erfüllen. Wer nicht mit uns ist, der ist wider uns!»[2] Gleichzeitig schrieb der Papst in ähnlichem Sinne auch an den König.[3]

Diese Schreiben blieben nicht ohne Wirkung. Der Legat erschien am 28. Januar (1457) vor dem Könige und erklärte, dass er kraft seiner Vollmacht die Excommunication gegen Diejenigen verhängen werde, die an dem Abschlusse eines Friedens oder Waffenstillstandes mitwirken sollten![4]

[1] Das erhellt unzweifelhaft aus den nachfolgenden Ereignissen.

[2] Päpstliches Sendschreiben vom 31. Dezember 1456. Katona, XIII., 1136. Unvollständig. Eine vollständige Abschrift des Textes enthalten die vatikanischen Regesten. — [3] Päpstliches Schreiben v. 2. Jänner 1457 im vatikanischen Archiv.

[4] Depesche des venetianischen Gesandten ddto Ofen, 3. Februar 1457. Staats-Archiv in Mailand.

Der König wies in Folge dessen die Friedens-Anerbietungen des Sultans zurück [1] und berief auf den Sct. Georgstag die Reichsstände ein, um mit ihnen in Angelegenheit des Feldzuges Rat zu pflegen.

Allein noch vor diesem Termine lenkten verhängnissvolle Ereignisse die öffentliche Aufmerksamkeit von dem Türkenkriege ab. Die Feinde des Hauses Hunyady machten den König glauben, Ladislaus Hunyady zettele eine Verschwörung an und beabsichtige ein Attentat gegen ihn. Sie wussten den König zu bereden, die Gefangennahme des Grafen Ladislaus Hunyady, seines jüngeren Bruders Mathias und seiner Freunde (unter diesen befand sich auch der Bischof von Grosswardein, Johann Vitéz) anzuordnen. Am 14. März wurde der Befehl vollstreckt.

Carvajal erkannte sofort im ersten Augenblicke die grosse Tragweite dieser Ereignisse und sah die Folgen voraus, welche dieselben nach sich ziehen würden. Er sandte unverweilt einen Courier nach Rom, um die Intervention des Papstes zu erwirken. «Wir bedauern, schreibt Calixtus III. in seiner Antwort, lebhaft die Verhaftungen, welche auf Befehl des Königs vorgenommen worden sind. Jedes in sich selbst zersplitterte Reich geht zu Grunde. Bemühe dich also, die Eintracht wieder herzustellen und die Verkündigung des Kreuzzuges zu bewerkstelligen. Gott wird mit uns sein; mögen nur der König und seine Getreuen mannhaften Widerstand gegen die Feinde des Kreuzes entfalten. Das verordnen und befehlen wir. Wer anders handelt, dient dem Teufel; Gottes Zorn komme über ihn! . . . Möge sich nicht Salomons Ausspruch bewahrheiten: Wehe dem Lande, welches ein Kind, ein Weib, einen Wahnsinnigen seinen Herrn nennt.» [2]

Und in der That: der Ausspruch schien auf Ungarn anwendbar werden zu sollen. Der zu so grossen Hoffnungen berechtigende Sohn des glorreichen Helden der Christenheit endete auf dem Blutgerüste! Als Carvajal in den Abendstunden des 16. März von der Hinrichtung Kenntniss erhielt, sandte er sofort ein eigenhändiges Schreiben an den König, in welchem er ihm zu wissen gab, dass er den Kirchenbann auf sich geladen habe; gleichzeitig erklärte der Legat, er könne ohne seine und des heiligen Stuhles Ehre zu schädigen, nicht dulden, dass unter seinen Augen ein Prälat durch die weltliche Gewalt gefangen gehalten werde.[3]

[1] Sendschreiben des Papstes an den König und an Dionys Szécsi ddto 10. April 1457, worin er seiner Freude hierüber Ausdruck gibt. Theiner II., 288.

[2] Schreiben vom 10. April 1457 bei Theiner II., 287. Sowohl Datum als Inhalt weisen darauf hin, dass der Brief Carvajals, auf welchen dieses Schreiben die Antwort bildet, vor Ladislaus Hunyady's Enthauptung geschrieben ist. Der Papst richtete gleichfalls am 10. März auch an den König ein Schreiben, in welchem aber der Verhaftungen keine Erwähnung geschieht; dasselbe enthält blos eine Aneiferung zum Türkenkriege. Wie es scheint, wollte der Papst Art und Zeit der Intervention dem Takte des Legaten überlassen.

[3] Der venetianische Geschäftsträger Peter de Thomasiis schreibt in seinem

Der König sandte noch am selben Tage Abends die Mitteilung an Carvajal, er habe Ladislaus Hunyady deshalb hinrichten lassen, weil dieser Anschläge gegen sein (des Königs) Leben geplant habe. Drei Tage später aber liess er den Cardinal wissen, er werde Johann Vitéz vor die competente geistliche Gerichtsbarkeit stellen. Darauf liess er den Primas aus Gran berufen und vertraute den Gefangenen seiner Obhut an. Wie der venetianische Geschäftsträger in seinem Berichte meldet, war allgemein die Meinung verbreitet, dass ohne das kraftvolle Auftreten des Legaten auch der Grosswardeiner Bischof zum Tode oder doch zu lebenslänglicher Gefangenschaft verurteilt worden wäre.

Auch im Interesse des jugendlichen Mathias und der übrigen weltlichen Gefangenen erhob Carvajal seine Stimme; doch vermochte er nichts weiter durchzusetzen, als dass die Lage derselben im Kerker einigermassen erleichtert und ihnen die Fesseln abgenommen wurden.*

Die Bestrebungen des Legaten waren nunmehr dahin gerichtet, durch seine Intervention den Bürgerkrieg zu verhindern. Denn Johann Hunyady's Schwager, Michael Szilágyi, hatte geschworen, den Tod seines Neffen zu rächen und versammelte seine zahlreichen Freunde und Anhänger um sich. In seiner Erbitterung trug er kein Bedenken, den Legaten selbst in seine Pläne einzuweihen.** Alle Anzeichen weisen darauf hin, dass Carvajal mit der in Fluss geratenen nationalen Bewegung sympathisirte; durfte er doch von ihrem Siege auch ein kräftiges Auftreten gegen die Türken erwarten. Es ist der Widerhall seiner nach Rom erstatteten Berichte, was der Papst einige Monate später in seinen Briefen schreibt. Es heisst dortselbst: «Als Neid und böser Wille das Geschlecht des ruhmvollen Helden Christi zu vernichten suchten, als einer seiner Söhne ermordet, der andere in den Kerker geworfen wurde, die Witwe und Verwandten Verfolgungen ausgesetzt waren, hat all das unsere Seele mit tiefem Schmerze erfüllt und wir haben nicht allein im privaten Gespräche, sondern auch in unseren bei solennen Anlässen gethanen Aeusserungen vorhergesagt, dass durch die Gnade des Wunder waltenden, gerechten Gottes für sie die Stunde

Berichte an den Dogen ddto 7. April 1457: «Questo Rmo Legato visto la morte del dicto Conte, immediate manu propria scripse una polizza a prefata Maestá, dicendo che la Sua Serenità era excommunicata; et che per il honore de la Sede Apostolica et sua, non potea supportare che davanti li occhi suoi fosse retenuto uno Prelato per Principe secolare. Con molte altre parole efficaci.» (S. die Abschrift im Staatsarchiv zu Mailand).

* Der venetianische Geschäftsträger sagt in der Nachschrift zu seinem erwähnten Berichte: «Il conte Matthias et li altri presi pur son in prisone et la Maestá del Re fece cavare le ferri a quelli Cavalieri prisoni che erano incarcerati. Questo fece ad instantia del Rmo Legato, el quale con molte razone et argomenti si sforzo monstrare quanto queste novitá erano pregiudiciali ale cose de christiani.»

** Das erwähnt der eben citirte Bericht.

der Verherrlichung schlagen, und um Johann Hunyady's Verdienste willen seinem ungerecht verfolgten Hause die verdiente Belohnung zuteil werden wird.»[1]

In diesen kritischen Zeiten, als Intrigue und Selbstsucht die Nation für ihre Lebensinteressen unempfänglich gemacht und ihre Kraft gelähmt hatten, liess Calixtus III. nicht ab dahin zu wirken, dass die Angelegenheit des Krieges gegen die Türken nicht vernachlässigt werde. Seinem Legaten in Ungarn ordnete er an Capistrans Stelle einen der ausgezeichnetesten Ordensgenossen dieses Letzteren, den Pater Jakob Marchia bei.[2]

Gleichzeitig war er bemüht, Ungarn in dem Fürsten eines Nachbarlandes einen Verbündeten in dem grossen Kampfe zu sichern. Der ritterliche König von Bosnien, Thomas Ostoja, hatte nämlich durch den Sieg von Belgrad ermutigt, dem Sultan den Tribut verweigert und sich entschlossen, die ehemalige Unabhängigkeit seines Reiches wieder herzustellen. Im März 1457 schickte er einen Gesandten nach Rom, meldete dem Papste seine Absicht und bat um die Ermächtigung ein Kreuzheer zu sammeln, sowie um eine geweihte Fahne, unter welcher er den Kampf aufnehmen wolle.[3] Unter einem wandte er sich auch an den Cardinal Carvajal mit der Bitte, derselbe möge zu ihm kommen, um mit ihm über die erforderlichen Massnahmen Rat zu pflegen.[4]

Der Legat war gerne bereit einem solchen Ansuchen Folge zu leisten; aber er besorgte, dass seine Entfernung aus Ungarn unter den zerrütteten Verhältnissen zu Missverständnissen Anlass geben könnte.[5] Indessen erhielt er Anfangs Mai eine Verordnung des Papstes, in welcher ihm aufgetragen wurde, nach Bosnien zu gehen, mit dem Könige zu conferiren und im Falle er die Ueberzeugung gewinnen würde, dass derselbe gewillt und imstande sei, den Kampf aufzunehmen, alle jene Vorkehrungen zu treffen, welche zur Verkündigung des Kreuzzuges erforderlich und geeignet wären, den Erfolg desselben zu sichern.[6]

[1] Schreiben des Papstes an Carvajal und an Dionys Szécsi, ddto 14. März 1458. Theiner II., 309—11.

[2] S. die päpstlichen Bestallungs- und Empfehlungsbriefe vom 17. Mai 1457 bei Theiner II., 293, 294. — Ferner Sendschreiben des Papstes an Carvajal vom 29. November 1457 (worin es unter anderem von diesem P. Jakob heisst: «Tibi misimus, non solum pro cruciata, sedetiam contra hæreses Bohemorum, quorum exstirpationem ut pupillam oculi optamus.») im vatikanischen Archiv. Liber I., Brevium 130.

[3] Das erhellt aus dem Antwortschreiben des Papstes.

[4] Der eben citirte Bericht des venetianischen Geschäftsträgers v. 7. April.

[5] Der venetianische Geschäftsträger berichtet am 20. April, dass der Legat in 6—8 Tagen, mit Genehmigung des Königs die Reise nach Bosnien antritt.

[6] Sendschreiben des Papstes v. 23. April 1458 an Carvajal und den König von Bosnien. Theiner II., 291—92.

Einige Wochen später machte er ihn zwar aufmerksam, er möge erwägen, ob es in Anbetracht der kritischen Lage Ungarns rätlich sei, dass er sich aus dem Lande entferne;[1] allein als dieses Schreiben nach Ofen gelangte, war Carvajal bereits in Bosnien. Ohne seines geschwächten Gesundheitszustandes zu achten, hatte er mit Freuden die mühsame Reise unternommen.[2] Der venetianische Geschäftsträger Petrus Thomasi begleitete ihn.[3] Er suchte den König in dessen Residenz Bobovácz bei Jajcza auf und bestärkte ihn durch das Versprechen der päpstlichen Unterstützung in seinem Entschlusse. Auch bezüglich der Eröffnung der Kriegsoperationen kam ein Uebereinkommen zustande.[4]

Mit diesem Resultate seiner Thätigkeit hatte er sich in vollem Maasse die Anerkennung des Papstes verdient. Derselbe schrieb nach Empfang der Berichte aus Bosnien an den Legaten: «Wir preisen Deine Weisheit, Standhaftigkeit und Deinen Edelmut. Wenn Du in der Sache des Herrn thätig bist, ermüdest Du niemals im Werke, keine Furcht hält Dich zurück, keine Gefahr schreckt Dich ab. Für all das ist Dir der heilige Stuhl grossen Dank schuldig. Wir fühlen uns Dir für Deine hervorragenden Tugenden und die bestandenen Mühen in hohem Grade verbunden; und wir werden bestrebt ein, so lange wir leben für Deine Verdienste Deine Person der gebührenden Ehren teilhaft werden zu lassen.»[5]

Der Legat verliess Bosnien um die Mitte Juli. Auf der Rückreise machte er in der Nähe der Grenze, in Djakovar Halt, und gedachte längere Zeit hier zu verweilen, um sich über die Rüstungen der Türken je zuverlässigere Nachrichten beschaffen zu können.[6] Allein alsbald berief ihn von hier ein neuerlicher Auftrag des Papstes ab, der seine Thätigkeit anderwärts in Anspruch nahm, nämlich zur Beilegung der zwischen Kaiser Friedrich und Ladislaus V. neuerdings zum Ausbruche gekommenen Feindseligkeiten.

[1] Schreiben des Papstes an Carvajal vom 24. Mai, bei Theiner, II.

[2] Aeneas Sylvius erwähnt in seinem Schreiben an Carvajal vom 8. August 1457, er habe gehört, dass der Cardinal kränklich sei und bittet ihn, seine Gesundheit zu pflegen (Briefe Aeneas Sylvius, 368).

[3] Dessen Bericht vom 13. Juni im Staats-Archive zu Mailand.

[4] Die Berichte des Legaten, welche uns auch mit den Details seiner Thätigkeit bekannt machen könnten, sind leider nicht vorhanden. Die Zeit seiner Reise ist leicht zu bestimmen. Aus einem Briefe Aeneas Sylvius an Carvajal v. 4. Juli 1457. Nr. 269 wissen wir, dass man zu dieser Zeit von der Abreise des Legaten in Rom bereits Kenntniss hatte. Er konnte sich also nicht später als Anfangs Juni auf den Weg gemacht haben. Am 15. Juli war er bereits auf der Rückreise begriffen und weilte in Djakovár.

[5] S. das von Aeneas Sylvius concipirte päpstliche Schreiben vom 6. Oktober 1457 unter dessen Briefen, Nr. 329.

[6] Das eben citirte Schreiben des Papstes beruft sich auf den Bericht Carvajals d. d. Djakovar, 17. Juli.

Ein aufrichtiges gutes Einvernehmen hatte zwischen den beiden gekrönten Verwandten niemals geherrscht. Jede geringfügige Differenz entartete zu einem ernsten Zerwürfnisse. Da nun diese Zustände ein energisches Auftreten gegen die Türken auf beiden Seiten behinderten, brachte der Papst die wirksamsten Mittel zur Heilung des Uebels in Anwendung. Zur Zeit des Feldzuges v. J. 1456 hatte er Carvajal ermächtigt, die beiden Fürsten selbst durch das Coercitivmittel des Kirchenbannes zur Aussöhnung zu zwingen.[1] Das war nicht nötig gewesen. Allein zu Anfang 1457 fachte die Cilli'sche Erbfrage den unter der Asche glimmenden Funken abermals zur hellen Flamme an. Es kam zum Kriege. Des Königs Ladislaus Kapitäne Holczer und Witovecz schlossen mit ihren Heerhaufen die Burg Cilli ein, eben als der Kaiser in ihren Mauern Hof hielt. Als der Papst hievon Nachricht erhielt, sprach er in einem Schreiben an Carvajal seine tiefe Betrübniss über diese Geschehnisse aus. «Was nützt es, dass wir mit Ueberwindung unzähliger Schwierigkeiten, mit unglaublicher Schnelligkeit und unberechenbaren Geldopfern Unsere Kriegsflotte ausgerüstet haben und auslaufen liessen? Was haben Unsere Bitten, Unsere Aneiferungen, Unsere Tränen gefruchtet, mit denen Wir so zu sagen die ganze christliche Welt in Bewegung gesetzt haben? Was hilft das alles, wenn Ungarn, welches den Barbaren den Weg zur Eroberung der christlichen Welt öffnen kann, und Deutschland, dessen Schätze die sicherste Hilfe zur Verteidigung des Glaubens bieten könnten, durch innere Streitigkeiten zerrüttet werden!» Er beauftragt sonach den Legaten, die Wiederherstellung des Friedens anzustreben.[2] Und gleich darauf wies er ihn an, nach Oesterreich zu eilen und das Gewicht seiner persönlichen Vermittlung in die Wagschale zu werfen.[3] Gleichzeitig sendete der Papst, weil sich die Anwesenheit des Legaten häufig an zwei Orten zumal nötig erwies, einen seiner vornehmsten Prälaten, Lorenz Rovarella, in der Eigenschaft eines Nuntius an Carvajal und stellte ihm denselben gänzlich zur Verfügung.[4]

[1] Der Papst erwähnt dies in einem Schreiben an seinen Nuntius am Hofe des Königs von Aragonien. (Herbst 1456.) Raynald X. 83.

[2] Päpstliches Schreiben vom 24. Mai bei Theiner, II., 296.

[3] In seinem Schreiben an Carvajal v. 1. Oktober 1456 erwähnt der Papst, dass er diesen *schon vor langer Zeit* beauftragt habe, zum Kaiser zu reisen. Am 16. Oktober erneuerte er diesen Auftrag. (Aeneas Sylvius' Briefe, Nr. 329 und 339.) Den Kaiser Friedrich und den König Ladislaus verständigt der Papst in Briefen vom 30. August, dass Carvajal zu ihnen kommen werde (Pray, Annales III., 203).

[4] In den Rechnungsbüchern der römischen Curie findet sich schon am 2. Juni 1457 eine Post von 250 fl. als Reisespesen «Laurentio de Rovarella J. D. N. Subdiacono, Nuncio misso ad Imperatorem et partes Hungariæ.» (Exitus. Vol. 433.) Am 30. August verständigt der Papst den König Ladislaus, dass Rovarella an den Friedensunterhandlungen teilnehmen werde (Pray III., 203); Carvajal aber machte er

Als Carvajal aus Bosnien nach Ofen zurückkehrte, vernahm er hier, dass Gesandte des Kaisers und des Königs von Ungarn unter Intervention des Herzogs von Baier in Korneuburg zu Unterhandlungen zusammentreten sollen. Er eilte gleichfalls dahin, um an der Friedensaktion teilzunehmen. Allein in Raab traf ihn die Nachricht, die Conferenz sei nach Vereinbarung eines kurzen Waffenstillstandes auseinander gegangen, mit dem Beschlusse, dass die Unterhandlungen später in Prag fortgesetzt werden sollen, woselbst König Ladislaus mit grosser Pracht sein Beilager mit der Tochter des Königs von Frankreich zu feiern gedachte, zu welchem Anlasse er zahlreiche fürstliche Gäste erwartete.[1]

Der Papst wies Carvajal an, gleichfalls in der Hauptstadt Böhmens zu erscheinen, den heiligen Stuhl bei der Hochzeitsfeier zu vertreten und diese Gelegenheit zur Förderung sowohl des Friedensschlusses, als auch der Angelegenheit des Türkenkrieges zu benützen. In dieser Angelegenheit schrieb Aeneas Sylvius, der damals als Cardinal zu den vertrautesten Räten Calixtus des III. gehörte, einen Brief an Carvajal, in welchem er ihn ermahnt, die Reise nach Prag ja nicht zu verabsäumen; es scheint, dass er wusste, wie ungern der Legat an dieses Unternehmen ging.[2] Und er blieb ihm in der That erspart Am 24. November ward der junge König ganz unvermutet vom Tode dahingerafft. (Schluss folgt.)

Wilh. Fraknói.

von der Entsendung Rovarellas erst unterm 16. Oktober 1457 Mitteilung. (Aeneas Sylvius, Briefe, Nr. 329).

[1] Auf die Briefe Carvajal's aus Raab antworten die Schreiben Aeneas Sylvius' v. 2. und 17. November 1457, Nr. 294 und 309.

[2] Briefe des Papstes und Aeneas Sylvius' an Carvajal ddto 1. Oktober 1457. Beide unter Aeneas Sylvius' Briefen, Nr. 339 und 340. — Wir besitzen aus dieser Periode zwei päpstliche Schreiben an Carvajal. In dem einen (v. 17. September 1457) benachrichtigt der Papst den Cardinal, dass er die aus dem dalmatinischen Kirchenzehent einfliessenden Gelder zur Verteilung an die Könige von Ungarn und von Bosnien und an Skanderbeg bestimmt habe. In dem anderen Schreiben (v. 29. November 1457) wird Carvajal verständigt, dass der Papst Gesandte der christlichen Mächte zu einer Conferenz in Angelegenheit des Feldzuges gegen die Türken nach Rom berufen habe; ein Teil der Einladungsschreiben wird dem Legaten behufs Uebersendung zugemittelt. Der Papst weist ferner auf die Bewegung hin, welche in Deutschland gegen den heil. Stuhl entstanden sei und fordert ihn auf, gegen dieselbe anzukämpfen. Schliesslich wird Dyonis Szécsi's rühmend gedacht. (Beide Briefe in den vatikanischen Regesten.)

CSÁKI.

von Mich. Vörösmarty.*

Tief im Dunkel ihres Grabes schlummert
Csáki's keusches Lieb, die blonde Zolna.
Schweigend ruht ob ihrem Haupt' das Lüftchen,
Abgewandt ist ihrem Aug' die Sonne
Und verstummt die liederreiche Lippe.
Klagend flattert über ihrem Hügel
Ihre Taube und benetzt des Morgens
Wie des Abends aus dem Quell ein Blümchen,
Dass es Csáki, wenn er heimkehrt, breche
Und an seiner Brust verwelken lasse.
Und er kommt und ruft mit heisser Sehnsucht:
»Zolna, keusches Lieb, o Zolna, Zolna!
Wo verweilst du mit den blonden Locken,
Wo verweilst du mit den süssen Lippen,
Blendendweissen Armen, Schwanenschultern?
Perlen bring' ich deinen blonden Locken,
Leichte Schleier deinen Schwanenschultern,
Küsse, süsse Küsse deinen Lippen!
Zolna, keusches Lieb, o Zolna, Zolna!
Wo verweilst du, sprich, zu meinem Schmerze?«
Antwort gab die Fee des Waldgebirges:
»»Wirf zurück die Perle in das Weltmeer,
Reiss den Schleier rasch in hundert Fetzen,
Flüche nimm, nicht Küsse, auf die Lippen,
Lass dein glühend Herz zu Tod erstarren:
Treulos ist und todt ist deine Zolna, —
Sünde stürzte sie in diese Grube.««
Voll Entsetzen wälzt auf diese Worte
Tief im Staube sich das arme Mädchen,
Und es stöhnt aus seiner düstren Klause:
»Csáki, meines Herzens Qual und Liebe!
Zolna ruht hier in der Hand des Todes:
Doch ob Sünde nicht und nicht ob Meineid,
Weil sie mich gehasst und dich geliebet,
Hat die Fee durch Kummer mich gemordet.«

* Das zuerst 1828 im Druck erschienene Gedicht ist unzweifelhaft unter dem Eindrucke der serbischen Volksballaden entstanden. (Der Name des Helden lautet *Tschaa-ki* oder *Tschaak*, der des Dichters *Wö-rösch-mar-ti*).

Csáki seufzt. Mit mörderischem Toben
Wühlt die Qual im Meere seines Herzens,
Tost der Fluch auf seiner Lippe donnernd
Und erfüllt die Tiefen und die Höhen.
Offnen Ohres lauscht der Berg dem Fluche,
Heult ihn wieder gegen Höll' und Himmel;
Zitternd lauscht die Fee dem wilden Fluche.
Plötzlich schweigt der Held, — ein grauses Schweigen, —
Kämpft mit seines Herzens glühndem Wüten,
Kämpft mit düstrer Wildniss, wilden Thieren,
Und der Wald erhallt von Kampfestosen;
Felsen splittert er mit seinem Kolben,
Tannen mäht er hin mit seinem Schwerte,
Aar und Habicht sinken seinem Pfeile:
Hat die Fee in Felsen, Tannen, Vögel
Sich gewandelt, — Csáki trifft die Arge
Und vernichtet sie mit seiner Waffe.
Eitles Mühn, er trifft die Arge nimmer!
Abends kehrt er zu dem Grabe wieder,
Abends spät, voll Gram, gebeugt, gebrochen.
Zitternd flieht vor ihm die sanfte Taube,
Welkend sinkt in Staub das holde Blümchen:
Welkend sinkt auch Csáki selber nieder —
Schlummer sucht und bessern Tod ersehnt er.
Und die Nacht kam, doch sein Schlummer säumte,
Mitternacht kam, und er sass noch wachend,
Stierend auf die Gruft im stillen Mondlicht.
Doch wer sitzt dort auf dem Todtenhügel?
Sieh, ein schönes Weib in schnee'ger Hülle,
Nach dem Liebsten heisse Seufzer stöhnend —
Zolna ist's mit windzerzausten Locken!
«Steigt die Todte selbst aus ihrem Staube?
Zolna, Csáki's keusches Lieb, o Zolna,
Sprich, wie ruhtest du im finstren Grabe?»
Sprach's und schloss sie heiss in seine Arme,
Küsste glühend ihre heissen Lippen,
Ihren Busen und ihr holdes Antlitz,
Froh der Einsamkeit und nächtgen Stille.
Plötzlich schüttelt sich das holde Wesen
Und entschwindet stofflos seinen Armen —
Denn die Fee war's, und mit Hohngelächter
Ruft sie ihm, eh' noch in Nacht sie hinschwand:
«Zolna, Csáki's keusches Lieb, o Zolna,
Sprich, wie ruhtest du im finstren Grabe?»
Sterbend sank der Held dahin und tiefer
Sank sein armes Lieb in ihrem Staube.

Aber Sturm erhebt sich aus den Namen
Der Getreuen, und er peitscht die Waldfee
Heulend hin durch Berge und durch Wälder.
«Csáki, Zolna!» heult es in den Wäldern,
«Csáki, Zolna!» in der Thäler Klüften.
Und dazwischen ächzt der Fee Gejammer
Und der Himmel donnert auf sie nieder:
«Csáki's keusches Lieb, o blonde Zolna,
Sprich, wie ruhtest du im finstern Grabe?»

Uebers. v. Gust. Heinrich.

PSYCHIATRISCHE STUDIE ÜBER VÖRÖSMARTY'S «CSÁK».

In einem, gelegentlich der Vörösmarty-Feier am 30. Nov. 1889 gehaltenen öffentlichen Vortrage * unternimmt es der ausgezeichnete Psychiater und leitende Chefarzt seiner Ofner Privatheilanstalt für Gemüts- und Nervenkranke, Doc. Dr. O. v. Schwartzer, den Helden einer Vörösmarty'schen Ballade psychiatrisch zu beleuchten und das hohe Verständniss des Dichters für die Vorgänge im *gestörten* Geistesleben darzulegen, — ein überaus interessanter Versuch, der in den geistvollen Ausführungen des Verfassers in mehr als einer Hinsicht anregend und für die Beurteilung dichterischer Leistungen fördernd wirken muss. Schon die eigenartige Individualität des Dichters selbst bietet dem scharfsinnigen Fachmanne zahlreiche Anhaltspunkte zu ernsten Erwägungen. Glühender Patriotismus, eine innige Verknüpfung seines eigenen Schicksals, seines Herzens, seines Lebens mit dem Schicksale des Vaterlandes brachten unserem Dichter das *Szózat* (Aufruf) auf die Lippen, das mit seiner eigenen Herzenswärme, mit dem gewaltigen Schmerze, aber auch mit dem trotzig-mutigen Ausblick in die Zukunft dem Volke ein Gebet geworden ist, das inmitten des grössten Jammers aufzurichten vermochte. Und welchen Adel zeigt sein Patriotismus, der sich nicht auf rohe Gewalt stützen, das Geschick des Vaterlandes nicht dem Glück der Waffen, sondern den patriotischen Tugenden und der Ausdauer anvertrauen will! Dieser gewaltige Patriotismus entspringt dem edelsten, treuesten, tieffühlenden Herzen, das auch im Schmerze gross und erhaben bleibt und mit dem Grundcharakter der ungarischen Nation unzertrennbar eins geworden ist: mit der tiefen Empfindung und mit der Hinneigung zur Melancholie.

* *Csák, Vörösmarthy téboly-alakja.* Irta Babarczi Schwartzer Ottó tr. Budapest. 1890. 70 S.

Und in der That, — Vörösmartys Gemütsleben ist ausgesprochen *melancholisch*. Dieser Zug äusserte sich schon im Gemüte des Vaters, der seinen Kummer in sich begrub, und in der Kindheit des Knaben, der «düster, zurückhaltend und empfindlich», die Einsamkeit liebte, stundenlang in dem Anblicke der Gegend versunken sein konnte, schweigsam und schwer zu reizen war, aber einmal tiefer berührt, leidenschaftlich aufbrausen konnte. In früher Jugend schon beginnt er den Kampf mit dem Leben, weil er nach Selbstständigkeit und Unabhängigkeit strebte, und von diesem Augenblicke an begegnen wir ununterbrochen seinem Kummer, seinen Sorgen. Besorgt um sich, noch mehr um die zärtlich geliebte, nunmehr verwitwete Mutter gelangt er in das Haus Alexander Perczel's — und kämpft auch hier vergeblich gegen die gedrückte Stimmung seines Gemütes an, ja diese wird sogar zu einem wahren Seelenleiden *durch seine erste Liebe*, die von einer herrlichen Frauengestalt der Familie Perczel erregt worden war. Zehn Jahre lang ist Etelka die Hauptquelle seiner Poesie, und ihr Einfluss zeigt sich nicht nur in seinen Liebesliedern; jede grössere Gestaltung auf epischem Gebiete trägt ihre Züge. Diese erste Liebe war nun der Ausbruch des tiefen Leidens eines melancholischen Gemütes, eines Leidens, welches endlich in seiner Hoffnungslosigkeit jene Verzweiflung hervorbrachte, in welcher Vörösmarty aller seiner Lieben vergessend, die Erlösung im Grabe herbeiwünschte; diese Liebe war nicht eine erhitzte, dichterische Phantasie, welche seinen Träumen einen Gegenstand schaffen sollte und durch die Einsamkeit, sowie durch die Reize des geliebten Wesens nach und nach zur Leidenschaft wurde, sein grosser Geist sah in der Angebeteten nicht ein Modell für seine Dichtungen. Diese Liebe war eben die Consequenz seines schmerzlichen Gemütslebens, seines tieffühlenden Herzens, das fähig war, sich auf eine Höhe zu schwingen, wo die sinnliche Liebe unbekannt ist, und im Vereine mit seinem patriotischen Kummer musste sie jene Melancholie erzeugen. Seinen Zeitgenossen konnte diese krankhafte Stimmung nicht entgehen: der Dichter fühlte sich vereinsamt, als die Nation ihr Erwachen mit elementarer Gewalt ankündigte, und zog sich mit seinem Schmerze von aller Welt zurück, als die Freiheitsbewegung resultatslos verrauscht war. Während aber Andere von den Grössten dieser Zeit, wie Széchenyi, Szemere und Bajza, geistig zusammenbrachen, konnte der Zusammensturz aller Zukunftsgebilde dem hoffnungslosen Dichtergemüte nicht verhängnissvoll werden, wenn auch seine Melancholie immer mehr und mehr zunahm. Den Bitterkeiten der Unterdrückung gegenüber hat sich seine Seele — des Leidens und der Enttäuschungen gewohnt — die Klarheit bewahrt, als wollte ihn dadurch ein gütiges Geschick für die Leiden eines ganzen Menschenlebens entschädigen, das doch von Kindheit an durch Melancholie getrübt war.

Dieses melancholische Gemüt schuf die herrliche Balladengestalt des Csák, in welcher Vörösmarthy eine so vollkommene Auffassung des Wahn-

sinns bekundet, die sich nur mit Shakespeare vergleichen lässt. Wir haben uns bei dieser Dichtung wie bei allen, die in ihren Grundelementen auf volkstümliche, d. h. mythische oder sagenhafte Voraussetzungen zurückzuführen sind, genau zu vergegenwärtigen, dass das Volk eine Subjectivität nicht kennt und darum seine eigenste Empfindung nur in objective, man könnte fast sagen, nur in concrete Formen zu fassen vermag.

Wie die naive Vorstellung jugendlicher Völker die geheimnissvollen Wunder in den Erscheinungen der äusseren Natur durch Erdichtung höherer Mächte und Göttergestalten zu erklären versucht, so vermag sie auch die tiefgehenden Erschütterungen im Geschicke des Einzelnen, die furchtbare Tragik des menschlichen Herzens nur durch äussere Erscheinungen begreiflich zu machen, namentlich durch die Verkörperung der von aussen her auf das Gemüt wirkenden Umstände, wie im Erlkönig oder im «feuchten Weib» des Fischers, — ja sogar das grausame Schicksal selbst tritt in der Gestalt eines überirdischen Wesens auf: das ist die Fee in Vörösmarty's «Csák», die den Helden der Geliebten beraubt und ihre leidenschaftliche Eifersucht durch die Vernichtung beider Liebenden kühlt. Und wie Goethe in seinem Erlkönig in wenigen packenden Zügen den pathologischen Zustand des Knaben meisterhaft und mit staunenswerter Richtigkeit schildert, so hat auch Vörösmarty in seinem Csák ein unübertreffliches Krankheitsbild des durch das grausame Schicksal in Wahnsinn gestürzten Helden gegeben. Hat sich hier der bewusst schaffende Dichter einer volkstümlichen Vorstellung bemächtigt, die in ihrer originellen Fassung der psychologischen Begründung gewiss entbehren musste, so ist es ihm mit glücklichster Intuition gelungen, den ganzen Krankheitsverlauf mit solcher Correctheit zu erfassen, wie es die psychiatrische Wissenschaft erst ein ganzes Menschenalter nach ihm im Stande war.

Bevor aber Dr. v. Schwartzer in eine specielle Analyse der Dichtung eingeht, lässt er sich, um dem Auditorium das ganze Verständniss seiner fachgemässen Auseinandersetzungen zu ermöglichen, die Mühe nicht verdriessen, demselben die Welt der geistigen Ruinen, d. h. die wichtigsten Krankheitserscheinungen im gestörten Geistesleben vorzuführen. Eine der interessantesten Formen der Gehirnkrankheiten, bei welchen unser geistiges Leben das Gleichgewicht verloren hat, ist der Wahnsinn (Vesanie), der sich aus den Erscheinungen der Zwangsvorstellungen und Zwangshandlungen, der Ahnungen, aus dem Gefühl des Beobachtetseins, endlich aus den verschiedensten Sinnestäuschungen und Wahnvorstellungen zusammensetzt und sich gewöhnlich in längerer Zeit aus elementaren Anomalien entwickelt, die ausschliesslich aus Ahnungen bestehen. Das Bewusstsein ist noch klar und in den geistigen Functionen noch keine Störung wahrnehmbar: doch schwebt bereits über der ganzen geistigen Thätigkeit das verhängnisvolle Fragezeichen, das unser Ich in fortwährender Unsicherheit lässt und zu ständi-

gem Grübeln drängt. Dieses andauernde Grübeln führt zu Zweifeln und zu neuen Ahnungen, endlich zu der eigentümlichen Zwangsvorstellung, dass wir uns beobachtet glauben *und fühlen* und die wir das Gefühl des Beobachtetseins nennen; doch hat man es dabei nicht eben immer mit einer krankhaften Erscheinung zu thun, da auch der normale Mensch von diesem Gefühle begleitet wird. Das Kind nimmt mit Hilfe der Sinnesorgane die Eindrücke aus der Aussenwelt auf und schafft sich daraus Vorstellungen, die es durch Beobachtung und wiederholtes Fragen erweitert und unter Mitwirkung der Associations-Fasern des Gehirns zum «Wissen» vereinigt. Ebenso ist aber das Kind selbst Gegenstand unausgesetzter Beobachtung von Seiten der Eltern und Angehörigen, die auch durch gelegentlichen Hinweis auf die Allgegenwart Gottes oder des Christkindes u. s. w. das fragliche Gefühl im Kinde erwecken, so dass es dasselbe kaum wieder ganz verliert. Der herangereifte Mann wird es inmitten seiner zweckbewussten Thätigkeit leichter überwinden, als die Frau. Als krankhafte Zwangsvorstellung ist das Gefühl natürlich viel gefährlicher, als in seiner physiologischen Gestalt. Als ersteres veranlasst es die qualvollsten Gemütszustände. Der Kranke fühlt sich nicht nur beobachtet, er vermutet auch überall eine schlimme Absicht; es treten also Wahnideen hinzu, die uns bereits als Ueberzeugung beherrschen und unser Bewusstsein tausendfach umklammern. Da erleuchtet der Schein eines Irrlichtes die Welt der Ahnungen, und was wir bisher nur glaubten, ist nun Wirklichkeit; die entsetzlichsten Zweifel foltern uns und werden zu quälenden Wahnideen, die entweder aus Illusionen (Wahnvorstellungen) oder aus Hallucinationen (Sinnestäuschungen) hervorgehen. Bei unserer Sinnesthätigkeit muss, um einen Eindruck von Aussen möglich zu machen, ein äusserer Reiz vorhanden sein. Entstehen nun sinnliche Eindrücke ohne solchen Reiz, so haben wir Sinnestäuschungen d. h. Beobachtungen, deren Anlass *nicht* ein äusserer Gegenstand geboten hat. Befinden wir uns ganz allein, d. h. ohne einen Menschen oder eine Sache, die in Form einer Zwangsvorstellung eine Illusion veranlassen könnten, und wir sehen doch einen Menschen, lassen uns sogar mit ihm in ein Gespräch ein, so halluciniert unser Auge; ist ringsum alles stille und hören wir den wilden Lärm einer eingebildeten Menschenmenge, so halluciniert unser Ohr: Erscheinungen, die jeder an sich beobachtet haben kann, ohne sie für krankhaft nehmen zu müssen, denn so wie die Sinnestäuschung ins Bewusstsein tritt, erkennen wir sie ja als solche und darin haben wir auch das Kriterium für den gesunden und kranken Charakter der Sinnestäuschungen. Aus dem Leben Goethe's, Napoleon's, des Kupferstechers Müller, Spinello's, Walter Scott's und vieler Anderer weiss Dr. v. Schwartzer fesselnde Beispiele für beide geistigen Abnormitäten anzuführen, wie er auch die früheren Ausführungen mit zahlreichen Momenten aus dem reichen Schatze seiner Erfahrungen belebt hat. — Die Poesie hat als wirksame Momente der dramati-

schen Entwickelung weniger die Hallucinationen, als vielmehr die Illusionen in Behandlung gezogen, also die Zwangsvorstellungen, welche auf der falschen Auffassung eines äusseren reellen Gegenstandes oder auf der irrigen Erklärung einer äusseren Thatsache beruhen. Vörösmarty hat in seinem «Csák» in seltener Vollkommenheit das klare Bild einer Hallucination geboten, während Shakespeare (vielleicht mit alleiniger Ausnahme in Julius Cæsar), und Goethe, Arany, Petőfi u. A. ihren bekannten Gestalten die Illusion statt der factischen Hallucination zu Grunde legten.

In ihrem inneren Gehalte hängen die Sinnestäuschungen direct mit dem Charakter unseres Gemütslebens zusammen, so dass sich dieselben gegenseitig bedingen: ein glückliches, zufriedenes Gemüt veranlasst angenehme Sinnestäuschungen, diese wieder einen angenehmen Gemütszustand; ist dagegen das Gemütsleben aus irgend welcher Ursache gedrückt und trübe oder gar von schreckhaften Wahnideen beeinflusst, so werden innerhalb eines solchen Krankheitsbildes die Hallucinationen zumeist nur düsterer Natur sein. Dieselben sind bei schwerer Melancholie meist schreckhaft und beängstigend und zufolge ihres imperativischen Charakters nicht selten verhäugnisvoll, weil sich der Kranke ihrem despotischen Befehle leicht fügt und eventuell sein Leben wegzuwerfen im Stande ist. Und diese Erscheinungsformen des Wahnsinns sind oft ebenso, wie das Gefühl des Beobachtetseins, ein treuer Begleiter des sonst ganz normalen Menschen, ohne für ihn verhängnissvoll zu werden, wenn er nur in den natürlichen und sanften Schranken des Lebens verbleibt und an Leib und Seele alles meidet, was eine Ausgeburt einer überreizten Phantasie ist und den primitivsten Gesetzen der Natur widerspricht. Wie verbreitet solche Krankheitserscheinungen sind, sieht man an dem häufigen Auftreten des Verfolgungswahnes, wo sich unser eigenes Ich angegriffen glaubt; der Processier-Wut, eine Don-Quixotterie für die Wahnidee, absolute Wahrheit bei Menschen zu suchen; des religiösen Wahnsinns und des Liebeswahnsinns, der in seinen bescheideneren Formen bis zu einem gewissen Grade jeden zu einer gewissen Zeit erfasst. Diese letzte Erscheinungsform ist durchaus nicht als theatralische Wahnsinns-Figur zu verspotten; sie hat hundert und tausend Abstufungen und feine Nuancen, bei deren jeder man unwillkürlich sagen möchte: «er weiss nicht, was er thut». Jeder Mensch hat gewiss eine Liebesperiode gehabt, an die er nur mit mitleidigem Lächeln denkt, aber jeder hat auch das traurige Schauspiel gesehen, wie jemand zur ewigen Ruhe gebettet wird, der an gebrochenem Herzen gestorben ist — und der in Lumpen gehüllte Bettler an der Landstrasse, der sich der Liebe der Märchenprinzessin rühmt? . . . . und endlich Csák, der um Liebe zu Grunde geht . . . . ?

Vörösmarty stellt hier einen Helden dar, der, in seine Heimat zurückgekehrt, Zolna, den Gegenstand seiner reinen Liebe sucht und zu

seinem herbsten Schmerze nirgends finden kann, aber auch nicht zu denken vermag, dass sie «tief im Dunkel ihres Grabes schlummert». Die fürchterliche Gewissheit stürzt ihn in Verzweiflung und *sein Geist verwirrt sich. Diese* Geistesstörung zeigt sich vor Allem in einer Hallucination, und zwar in einer Sinnestäuschung des Gehörs, indem er die Worte der Waldesfee hört:

Wirf zurück die Perle in das Weltmeer,
Reiss den Schleier rasch in hundert Fetzen,
Flüche nimm, nicht Küsse, auf die Lippen,
Lass dein glühend Herz zu Tod erstarren:
Treulos ist und todt ist deine Zolna, —
Sünde stürzte sie in diese Grube!

Diese Sinnestäuschung bringt nun eine ganze Reihe von Sinnestäuschungen hervor und zwar zunächst die, als ob sich Zolna, die Herzgeliebte, gegen die entsetzliche Anklage der Fee verteidigen wollte:

Voll Entsetzen wälzt auf diese Worte
Tief im Staube sich das arme Mädchen
Und es stöhnt aus seiner düstern Klause:
«Csiki, meines Herzens Qual und Liebe!
Zolna ruht hier in der Hand des Todes:
Doch ob Sünde nicht und nicht ob Meineid;
Weil sie mich gehasst und dich geliebet.
Hat die Fee durch Kummer mich gemordet.»

Mit dieser Sinnestäuschung verbindet Vörösmarty eine der charakteristischesten, wichtigsten Erscheinungen des Wahnsinns, und zwar gerade diejenige, die zu seiner Zeit innerhalb des Krankheitsbildes noch nicht bekannt war und erst in den letzten Jahrzehnten von den Psychiatern gewürdigt und als ein wesentliches Behelf der Pathologie des Wahnsinns erkannt wurde: das *Gefühl des Beobachtetseins*, das der Dichter in den wenigen Worten andeutet:

«— — und dich geliebet»

Die haarsträubende Anklage und die noch entsetzlichere Verteidigung, die in Csák offenbar die *Wahnidee* erzeugten, dass die Geliebte tief im Dunkel ihres Grabes schlummert, «abgewandt ist ihrem Aug die Sonne und verstummt die liederreiche Lippe» — verursachen nun in ihm den zügellosesten Ausbruch der Aufregung, in des Wortes strengster Bedeutung einen *Tobsuchtsanfall*, den der Dichter mit staunenswerter Kunst schildert, wobei er aus tiefster Seelenaffection die denkbar grösste *motorische Unruhe* hervorgehen lässt:

Csáki seufzt. Mit mörderischem Toben
Wühlt die Qual im Innern seines Herzens. . . . . .

Was könnte nach einem so masslosen Tobsuchtsanfall, der die Seele ebenso erschöpft, wie den Leib, anderes folgen, als die Beruhigung?

Abends kehrt er zu dem Grabe wieder,
Abends spät, voll Gram, gebeugt, gebrochen.

Das Genie des Dichters hat hier richtig begriffen, dass nach einem solchen Tobsuchtsanfall, wo «der Fluch auf seiner Lippe donnernd tost und erfüllt die Tiefen und die Höhen», — wo er mit düsterer Wildniss kämpft und Felsen splittert u. s. w. — die Beruhigung nicht blitzartig, sondern erst schrittweise eintreten kann, gewissermassen durch einen Uebergang, an dessen sichtbaren Spuren oder Ruinen man auf die Grösse des verrauschten Sturmes schliessen kann.

Am Gesichte, am Blicke, an den Augen, selbst an der äusseren Erscheinung eines Geisteskranken, der einen tiefgehenden Tobsuchtsanfall überstanden hat, sieht man das Entsetzliche, Abschreckende, das uns die im Organismus vor sich gegangenen Stürme und Zerstörungen erkennen lässt.

Unser grosser Dichter malt das Entsetzliche, Schreckhafte in Csák's Aussehen mit den Worten:

Zitternd flieht vor ihm die sanfte Taube,
Welkend sinkt in Staub das holde Blümchen. . .

und führt nun den Helden der vollkommenen Erschöpfung und Ermattung immer näher, indem er sagt:

Welkend sinkt auch Csáki selber nieder —
Schlummer sucht und bessern Tod ersehnt er.

Jedermann kann es an sich beobachtet haben, dass nach übermässiger geistiger oder körperlicher Anstrengung der erquickende Schlaf nicht sofort eintritt, weil die in Folge der Ueberanstrengung entstandene Nervenerregung die motorische, wie die psychische Sphäre gleichmässig erfasst. Nach einem Tobsuchtsanfall muss dieser Zustand der Nervenerregung in erhöhtem Maasse fühlbar werden und gerade darum hält er den Schlaf, diese wichtigste Aeusserung der vollkommenen Beruhigung, auf.

Der Zustand der Ruhe, der ohne Schlaf langsam und schrittweise eintritt, hat das Aussehen, als ob die Explosion in jedem Augenblicke wieder ausbrechen wollte, und wenn es auch zweifellos ist, dass der Organismus seine ganze Widerstandsfähigkeit und sozusagen active Leistungsfähigkeit erst durch den, nach dem Tobsuchtsanfall sich einstellenden

Schlaf zurückerhält, kann man sich doch auch vor der Thatsache nicht verschliessen, dass unser Organismus in einer gewissen Anzahl der Fälle auch in der relativen Beruhigung ohne Schlaf zu einer neuen Explosion Kräfte sammeln kann, mithin auch das krankhafte Gehirn, natürlich wieder nur zu krankhaften Aeusserungen.

Vörösmarty schliesst sich der letzteren Meinung an:

Und die Nacht kam, doch sein Schlummer säumte,
Mitternacht kam, und er sass noch wachend,
Stierend auf die Gruft im stillen Mondlicht.

Die Sinnestäuschung des Gehörs und des Gesichtes, die Ahnung und das Gefühl des Beobachtetseins erzeugen die Wahnidee, die zwischen normal und krankhaft nicht mehr zu unterscheiden vermag, bei der es keinen Zweifel mehr, wie bei den Ahnungen, sondern nur einen bedingungslosen Glauben gibt, eine Ueberzeugung, die unaufhaltsam in den Abgrund des geistigen Lebens führt.

So entsteht in Csák die auf Sinnestäuschung beruhende Wahnidee, dass Zolna aus ihrem Staube erstanden sei; er kann daran nicht zweifeln, er umarmt die Truggestalt und kost mit ihr in Seligkeit:

Steigt die Todte selbst aus ihrem Staube?

worin Vörösmarty eine neue Sinnestäuschung darstellt, wenn er sagt:

Küsste glühend ihre *heissen* Lippen,
Ihren Busen und ihr holdes Antlitz . . . .

Csák's Seligkeit und Wonne wird aufs neue durch die einander jagenden Hallucinationen vernichtet, besonders durch die Sinnestäuschung des Gesichtes:

Plötzlich schüttelt sich das holde Wesen
Und entschwindet stofflos seinen Armen . . . .

worauf Vörösmarty mit echt dichterischer, aber auch wissenschaftlich vollkommen zu rechtfertigender Auffassung die Lösung in Csák's Schicksal herbeiführt: nach so viel Liebe, so viel Enttäuschung, soviel Sorge und Schmerz muss die Seele zur ewigen Ruhe eingehen, um mit dem Wesen vereinigt zu werden, um dessen Verlust der geistige Tod des Helden ja schon eingetreten war.

Sterbend sank der Held dahin und tiefer
Sank sein armes Lieb in ihrem Staube . . . .

Vergleicht man nun den Wahnsinn Csák's in Vörösmarty's Darstellung mit den Krankheits-Formen des Wahnsinns nach den modernen, wissenschaftlichen Begriffen, so wird man dem Genie des Dichters unbedingte

Bewunderung zollen, der seine Phantasie nicht ausgetretene Wege wandeln liess, sondern, wie bereits erwähnt, der wissenschaftlichen Thätigkeit um ein ganzes Menschenalter vorauseilend, die Krankheitsform des Wahnsinns in solcher Plastik zur Anschauung brachte, wie sie die Fachwissenschaft seiner Zeit noch nicht kannte: in der Ausführung des Krankheitsbildes gibt es bei ihm kein Schwanken; mit unbedingter Sicherheit, mit zwingender Gesetzmässigkeit folgen die Erscheinungen aufeinander, während sich die Fachwissenschaft erst seit der neuesten Zeit der Errungenschaft erfreut, dass beim Wahnsinn die Sinnestäuschungen das ergiebigste Feld für die Entwickelung der Wahnideen bilden. Einer der hervorragendsten Forscher *(Krafft-Ebing)* behauptet sogar bereits, dass es Fälle gibt, wo die Wahnidee nur aus massenhaft auftretenden Sinnestäuschungen entsteht, so dass man füglich von einem hallucinatorischen Wahnsinn sprechen kann. Solche, aus Hallucinationen hervorgegangene Wahnideen sind oft von nervösen Anfällen begleitet, weil die Charakteristik der Wahnidee gewöhnlich vom Gehalt der Sinnestäuschung abhängt, dieser aber bei hallucinatorischem Wahnsinn meistens schreckhaft und entsetzlich ist. Sie bringt also die Affection gleichsam als Reaction hervor, wie dies Vörösmarty so schön auseinandersetzt. Auch ein anderer Umstand ist noch zu bemerken, welcher am besten beweist, wie weit Vörösmarty in der Wissenschaft vorausgesehen hat. Die *deutsche* psychiatrische Schule hat nämlich den Wahnsinn als eine Geisteskrankheit dargestellt, welche sich nur secundär entwickeln kann, u. z. aus Manie oder aus Melancholie; die *französische* Schule dagegen verwarf diesen Standpunkt, indem sie behauptete, dass sich der Wahnsinn auch ohne vorhergehende Anomalie, also primär entwickeln kann — und ein jahrzehnte langer Kampf entschied sich endlich zu Anfang der sechziger Jahre für die französische Schule. Vörösmarty nun stellt uns den sogenannten primären Wahnsinn in classischer Form bis ins kleinste Detail dar, so wie ihn die Fachwissenschaft zu einer Zeit construirte, als unseres Dichters irdische Hülle bereits lange moderte.

Da ist denn eine tiefgehende und überraschende geistige Verwandtschaft zwischen *Vörösmarty* und *Shakespeare* nicht zu verkennen in der Genialität, welche sich in der Sicherheit äussert, mit der sie die schwierigsten Probleme erfasst und gelöst haben: die richtige Erkenntnis und richtige Beurteilung unseres Seelenlebens. Hier genügt wohl der Ausdruck *poetische Inspiration* nicht. Solche geistige Thätigkeit ist nur dem Gehirn des tiefdenkenden Philosophen möglich, der mit unerbittlicher Consequenz die Gesetze der Natur durchdringt, um eben diese Natur in ihrer ganzen Erhabenheit zu schauen. Im Labyrinth der Gesetze, die der erbärmliche Menschenverstand geschaffen, kann man irre gehen; die Wege der Naturgesetze führen sicherer! Und diese Wege gingen *Shakespeare*, der von dem Gesetze des Blutumlaufes sprach, als die Wissenschaft noch in den Kinderschuhen stak,

und *Vörösmarty*, der mit kühnem Griffe von dem normalen Geistesleben Schlussfolgerungen auf das gestörte Geistesleben zog.

So zieht Dr. v. Schwartzer einen weiten Kreis scharfsinniger und für den Psychiater ebenso, wie für den Literarhistoriker und Aesthetiker gleich fesselnder, für die letzteren aber besonders instructiver Beobachtungen, die neben ihrer sachgemässen Vollständigkeit und Klarheit auch die geistreiche Art des Verfassers, selbst in unserem trockenen Resumé, deutlich erkennen lassen. Uebrigens sind diese Vorzüge der Darstellungsweise unseres Verfassers weder dem deutschen, noch dem ungarischen Publicum neu, da derselbe nicht nur auf practischem Gebiete eine staunenswerte und segensreiche Thätigkeit entfaltet, sondern auch literarisch von nicht alltäglicher Rührigkeit ist. Seine Fachwerke in deutscher Sprache (die Bewusstlosigkeits-Zustände als Strafausschliessungsgründe, die transitorische Tobsucht, u. s. w.) haben ebenso, wie seine in Form und Inhalt gleich gediegenen populär-wissenschaftlichen Vorträge in ungarischer Sprache (Ueber die Nervosität, der Traum u. s. w.) ihr Publicum gefunden und dem Verfasser in allen Kreisen einen wohlverdienten Namen geschaffen.

Unsere Abhandlung, die sich zu Folge der Gedächtnissfeier, der sie gewidmet ist, mehr als Rede repräsentirt und daher auch gelegentlich von echt dichterischem Schwunge ist, beweist deutlich, wie sich der Verfasser in Dichtung und Dichter hineinzuleben vermag, und dürfte noch ein besonderes Interesse durch die Strenge und Sicherheit erwecken, mit welcher eine berufene Autorität das Liebesleid des grossen Dichters ins rechte Licht setzt und ihr gebührender Weise alle Gerechtigkeit widerfahren lässt. Bisher hat es bezüglich dieses Punktes noch sehr verschiedene Meinungen gegeben und besonders war man geneigt, des Dichters erste Herzensneigung in ihrer ganzen Reine durch Voraussetzung derbsinnlicher Leidenschaft herabzusetzen und in ihrer Bedeutung für des Dichters ferneres Schaffen herabzuwürdigen. Dr. v. Schwartzers psychiatrischer Csák-Commentar wird hoffentlich allen Zweifeln mit einem Schlage ein Ende machen.

ANTON LIGETI.

Von Dr. Sigmund Sonnenfeld.

Die vaterländische Kunst hat einen schweren Verlust zu beklagen. Einer der ältesten und trefflichsten Meister, der grösste unter den ungarischen Landschaftsmalern unserer Tage ist nach mehrmonatlichem Krankenlager am 6. Januar gestorben. Anton Ligeti gehörte zu den wenigen Erwählten, die an der Wiege der modernen ungarischen Kunst gestanden.

Sie bedurfte begeisterter Jünger, die sich ihr mit Leib und Seele ergaben und des Märtyrertums nicht achteten, das ihrer wartete. Nicht die geebneten Wege akademischer Studien, nicht die erquickende Aussicht auf ausgiebige Stipendien, nicht die stolze Anwartschaft auf Ruhm, Ehren und Wohlstand winkten ihnen entgegen; sie mussten sich selber die Steige anlegen, die Pfade suchen, auf denen sie dem fernen Ziele zuschreiten wollten. Und so sehen wir auch, dass die jungen Heroen der ungarischen Kunst durch innere Begeisterung aus bürgerlichen sesshaften Berufen auf das weite Feld der damaligen freizügigen Malerei gedrängt wurden, dass Karl Markó der Aeltere seine Stellung als Kameral-Ingenieur verliess, Anton Ligeti nach fast neunjähriger kaufmännischer Praxis — er war Eisenhändler —, Géza Mészöly als Jurist Pinsel und Palette ergriffen und sich die Malerei zum Lebensberuf erwählten. Dergleichen galt in jenen Tagen als reine Phantasterei, und so sehr man es als zum guten Tone gehörig betrachtete, in freien Stunden Gouache- oder Aquarellbildchen zu malen, so wenig hielt man es für eines ernsten «diplomirten» Mannes würdig, sein ganzes Leben solcher Beschäftigung zu widmen.

Noch ist die Geschichte dieser ersten Epoche der vaterländischen Kunst nicht geschrieben, noch besitzen wir kein zusammenhängendes erschöpfendes Werk, das uns die traurigen und heiteren Episoden aus dem Leben der Barabás, Orlay, Szatmáry und all' der Helden und Märtyrer der ungarischen Malerei in würdiger Weise darstellte, und so müssen wir uns das Bild der heimischen Kunst aus der Zeit, da Anton Ligeti zum ersten Male nach Pest kam, aus den mannigfachsten Einzelzügen zusammenfügen. Der bedeutendste Kunstmäcen des vormärzlichen Pest, Baron Brudern, war todt, im Bürgertum war der Sinn für die Kunst noch nicht erweckt, von den Aristokraten waren Baron Fejérváry und die Grafen Georg und Stefan Károlyi fast die Einzigen, die das Herz hatten, für künstlerische Zwecke etwas zu opfern. Der grösste der ungarischen Künstler, Karl Markó, lebte in Italien und seine Bilder fanden fast nur im Auslande Käufer. Zu ihm nun zog der im Jahre 1823 zu Nagy-Károly geborene Anton Ligeti, der ebenso wenig wie einst sein Meister Markó von vornherein sich für die Landschaftsmalerei entschieden hatte, um in einer wirklichen Künstlerwerkstätte zu arbeiten. Die erste Anregung hatte Ligeti in Klausenburg erhalten, wo ihn die Bilder des nachmaligen rumänischen Hofmalers Szatmáry begeisterten. Er zog von Künstlersehnsucht erfüllt 1845 nach Italien, und kam bei diesem Anlasse bis nach Neapel. In Florenz fand er bei Markó das langersehnte Meisteratelier. Doch vor allem wollte er die Elemente seiner Kunst sich aneignen und begab sich nach München an die dortige Akademie. Dort erfuhr er von Nikolaus Ybl, dem jetzt so berühmten Architekten, der damals als Schüler Klentze's in der bairischen Hauptstadt lebte, dass er bei Markó als Schüler gern aufgenommen würde. Er begab



ANTON LIGETI.

sich auch bald wieder nach Florenz und blieb dort bis zum Ausbruch des Freiheitskampfes. Da kehrte Ligeti in die Heimat zurück und nahm an den Kämpfen theil.

Nach Schluss des 1848/49er Kampfes erhielt Ligeti durch Vermittelung des Obergespans Baron Vecsey einen Reisepass nach Italien. Bis nach Rom führte den jungen Mann sein Weg in Gemeinschaft mit dem jungen Simonyi, der später in der Hauptstadt als Photograph thätig war. Was sie Freudiges und Trauriges auf dieser Romfahrt erlebten, es gäbe Stoff für einen spannenden Künstlerroman. Eine heitere Episode pflegte Ligeti besonders gern zu erzählen. Sie waren eben mit nur einigen kleinen Münzen im Sack durch die Mauern der ewigen Stadt eingezogen, als sie auf einem freien Platze einen Obststand erblickten, von welchem neben anderen Früchten des Südens ihnen auch Ananas entgegenlachten. Sie fragten nach dem Preise der verlockenden Frucht und hörten voll freudigen Staunens eine so bescheidene Summe, dass selbst sie, bei ihrer Geldknappheit, dieselbe zu erschwingen vermochten. Sie gaben die geforderten paar Soldi und trugen die schöne Frucht, nach der ihnen schon der Mund wässerte, an ein kühles Plätzchen, um dieselbe dort voll Wonne zu geniessen. Wer beschreibt aber das Erstaunen der Armen, als sie die Frucht entzweischnitten und an der harzigen, klebrigen Masse erkannten, dass dies keine Ananas sein könne. Ein vorübergehender gutmütiger Römer erklärte ihnen dann, dass sie statt der süssen Ananasfrucht einen unreifen Pinienzapfen gekauft hatten.

In Rom, wo Markó's Leistungen die allgemeine Bewunderung erregten, fanden alle ungarischen Künstler die freundlichste Aufnahme. Für Markó's damalige Berühmtheit spricht nichts deutlicher als die Thatsache, dass er einer der intimsten Freunde des grossen Thorwaldsen war und dass beim Jubiläum des greisen deutschen Malers Koch dieser den ihm dargebrachten Lorberkranz auf Markó's Haupt drückte. Dort gab es Anfangs der fünfziger Jahre, als Anton Ligeti, der während des Freiheitskampfes zuhause geweilt hatte, zum zweiten Male die grosse Künstlerfahrt antrat, eine gar stattliche ungarische Colonie, deren verehrtes Haupt Markó war und zu deren hervorragendsten Mitgliedern Ligeti, Than, Soldatics, Haan und Telepi zählten. Soldatics lebt noch heute als vielgesuchter Maler in präraf aelischer Manier in grossen Ehren, und Haan, dessen ausgezeichnete Copien rafaelischer Bilder zu den Zierden unseres Nationalmuseums gehören, arbeitet noch immer mit unermüdetem Fleisse. Für Anton Ligeti war Italien das wahre Land der Verheissung oder vielmehr der Erfüllung. Er hatte sich lange in mannigfachen Zweigen seiner Kunst versucht, ohne das Rechte zu finden, hier erkannte er, dass ihn die Natur zum Landschaftsmaler geschaffen. Die zarten Umrisse von Berg und Hügel, die sich in der klaren Luft Italiens scharf abzeichneten, das feine Geäste der Pinien, das

spitzenartige Blattwerk der Cypresse, die leuchtenden Farben, die der Sonnenball auf Wasserspiegel und glänzende Matten wirft, die zitternden Luftströme, das unergründliche Blau des südlichen Himmels, sie erschienen ihm alle wie wahre Farbenoffenbarungen, die sein malerischer Sinn mit Begeisterung in sich aufnahm.

Als Ligeti von der zweiten italienischen Reise in die Heimat zurückkehrte, war er in der Technik seiner Kunst wohl noch kein Meister, doch lag der ganze Kern seiner zukünftigen Grösse bereits in ihm. Durch die Bekanntschaft mit Zonkovszki, dem polnischen Exilirten, der als Bibliothekar des Grafen Georg Károlyi in Pest lebte, wurde Ligeti damals seinem grossen Mäcen, dem Grafen Stefan Károlyi näher gebracht und damit der Grund zu seiner sorgenfreien Existenz gelegt. Zonkovszki fand Gelegenheit, dem Fóther Schlossherrn eine der italienischen Skizzen Ligeti's zu zeigen und für den Künstler den Auftrag zur Ausführung derselben zu erwirken. Das Bild gelang so ausgezeichnet, dass der Graf den Maler einlud, zu ihm nach Fóth zu kommen, ihm im Kastell ein Atelier einrichtete, ihn später auf Reisen nach dem Orient schickte und sich ihm als väterlicher Beschützer erwies. In Fóth war's auch, wo Ligeti seine Lebensgefährtin fand, die wunderschöne Tochter eines Wirtschaftsbeamten des Grafen Károlyi.

Nun duldete es den zur Berühmtheit gelangten Maler nicht mehr in der idyllischen Ruhe zu Fóth, er übersiedelte nach der Hauptstadt, um hier mit voller Kraft an der Gründung des Landesvereins für bildende Künste mitzuwirken. Auch hiebei bekundete er, wie uns einer seiner alten Freunde und Berufsgenossen, dem wir manche der hier verwendeten Daten verdanken, mit Tränen in den Augen erzählte, seine volle Selbstlosigkeit und Opferwilligkeit. Der Verein mietete im Vrányi'schen Hause in der damaligen Grossen Brückgasse (jetzt Franz-Deákgasse) Nr. 5 eine grössere Ausstellungslokalität, für deren ziemlich hohen Mietzins die Gründer aufkommen mussten. Der erste Vereinspräsident war Graf Béla Keglevich, der erste Ausschuss-Präsident Emerich Henszlmann, der es mit kühner Initiative unternahm, eine Reihe ungarischer Bilder nach London zur Ausstellung zu senden und so die Aufmerksamkeit des Auslandes, das damals auch in politischer Beziehung voll Sympathie für Ungarn war, auch auf die ungarische Malerei zu lenken.

Das Werk, mit welchem Ligeti zum ersten Male vor das grosse Publikum des In- und Auslandes trat, war die «Sahara». Ein farbenglühendes Bild mit all dem leuchtenden Zauber der Tropensonne und den fast ans Unglaubliche grenzenden Effekten der Palette. Schon hier bewies Ligeti, dass er wie Wenige berufen sei, die berauschenden Tinten exotischer Landschaften wiederzugeben und etwas von diesem hellen Scheine ist an den meisten seiner Arbeiten haften geblieben. Will man ihm den richtigen Platz unter den Meistern der Landschaft anweisen, so muss man wenigstens den

Umrissen nach die zwei verschiedenen Strömungen erwähnen, die in diesem Zweige der Malerei im Laufe dieses Jahrhunderts zum Durchbruch kamen. Der glänzendste Vertreter der ersten Epoche dieser Kunst ist für uns Karl Markó. Er ist der Idealist unter den Landschaftern. An die Harmonie und die klassisch stylisirten Formen und Farben eines Claude Lorrain anknüpfend, trägt er seine innere Welt in die Natur hinein, welche er seinen Empfindungen unterthan macht, indem er allen Glanz, alle Freudigkeit seines Gemütes in herrlicher Farbensprache ausdrückt. Nicht im Kampf und in der Grossartigkeit, nicht in ihrem Windeswehen und im Sturm, sondern in ihrer beseligenden Stille sucht er die Natur auf und weiss auf eine Handbreit Leinwand eine entzückende Idylle zu zaubern, mit rauschendem Quell, hellem Sonnengold, blauem Himmel. Nicht wie die Natur ist, sondern wie sie in seinem geistigen Auge sich abspiegelt, so malt er sie, und obgleich er jedes feinste Detail mit meisterhaftem Pinsel ausführt, ist das Ganze doch nicht die kopienhafte Wiedergabe eines bestimmten Erdenflecks, sondern der Ausdruck seiner eigenen Naturanschauung. Zu dieser Auffassung und Darstellung bildet die moderne Landschaftsmalerei, wie sie von Rousseau und Corot in Frankreich, von den Achenbachs in Deutschland begründet wurde, wie manche skandinavische Meister sie üben, den denkbar schärfsten Gegensatz. Die Natur selbst in ihren malerischen Gruppirungen, in ihren wechselvollen Stimmungen, in ihrem heitern Sonnenglanze und im düstern Wolkenschleier zu studiren und darzustellen, das ist die Aufgabe der modernen Landschafterei. Darum genügt ihr eine Ecke des Fontainebleauer Waldes, ein Stück Seine mit Gebüsch, um die mannigfachsten Wirkungen zu erzielen, und Rousseau, Corot, Daubigny u. A., sie haben zeitlebens mit solcher Stoffsparsamkeit die reichsten künstlerischen Erfolge erzielt. Zwischen diesen beiden Richtungen scheint uns das Wesen von Anton Ligeti's Kunst zu schweben. Noch von den italienischen Traditionen aus der Schule Markó's beseelt, hat er in seinen Landschaften, ob sie nun ein Stück sonnbeglänztes Arabien, oder einen Strich der heimatlichen Fluren darstellen, etwas von jener verschönernden, oft verklärenden, manchmal aber auch süsslichen Idealisirung, die einer markigen Ausgestaltung der Wirklichkeit sich entgegensetzt. Doch ist er über die engen Grenzen dieser Schule hinausgegangen durch die Mannigfaltigkeit seiner Stoffe, durch den weiten Blick, den er sich im Anschauen der grosslinigen, erhabenen Natur des Orients angeeignet hat. Nach Anlage ein weichgestimmter Lyriker, der dem Lied und der Elegie in der Natur am ehesten Ausdruck zu geben vermag, ist Anton Ligeti durch manchen künstlerischen Vorwurf bis zur Breite der Epik vorgeschritten, — den dramatisch mächtigen Impuls der Naturgewalten hat sein Pinsel nicht darzustellen versucht oder nicht vermocht. Dafür entschädigt er durch seine stets ehrliche, bis ins feinste Detail gehende saubere Ausführung, durch die sicher angewandte, oft

überraschende Perspective, durch das Aufbieten alles Künstlichen in seiner Kunst. So machen seine Bilder stets den Eindruck des Fertigen, niemals des blos Skizzenhaften; — freilich regen sie auch nicht an, sich lange in dieselben zu vertiefen, da sie schon auf den ersten Blick Alles erzählen.

Grosse Verdienste hat Anton Ligeti sich auch als Custos der Bildergalerie des Nationalmuseums um die Ordnung der Gemälde, um die richtigere Classifizirung der Bilder erworben. Dort in seiner freundlichen Behausung und in seinem bescheidenen Atelier versammelten sich die trefflichsten Künstler und die strebsamen Kunstjünger, denen Ligeti stets ein aufrichtiger Freund und Führer war. Er hat Michael Munkácsy in seinen Bestrebungen gefördert und den jungen genialen Maler dem Altmeister Knaus in Düsseldorf empfohlen. Auch Géza Mészöly, der so früh dahingeschiedene grosse ungarische Landschafter, hatte Anton Ligeti die erste Anregung und Aufmunterung zu verdanken, und so hat Ligeti mittelbar und unmittelbar die ungarische Kunst gefördert.

Ehrlich und aufrichtig wie seine Werke war auch Anton Ligeti selbst. Eine echte, freigebige Künstlernatur, die nicht geizte und nicht kargte, für Freunde und Jünger stets ein offenes Herz und eine offene Hand hatte, ein Künstler aus der schönen alten Zeit des — Idealismus.

KURZE SITZUNGSBERICHTE.

— **Akademie der Wissenschaften.** In der Sitzung der ersten Classe vom 7. Januar las das ordentliche Mitglied Moriz Ballagi über «*Die orthologische Regelung unseres ungarischen Wortschatzes und die Schule*». Vortragender wirft vor Allem einen Rückblick auf jenen Kampf, welcher sich zwischen ihm und der Orthologie bereits zum vierten Male erneuert. Sodann constatirt Redner, dass das eingetroffen ist, was er schon bei erster Gelegenheit ausgesprochen hatte, dass die Schule des «Nyelvőr», wenn sie in der eingeschlagenen Richtung vorwärts schreitet, unbedingt gegen die Wand rennt. Denn es ist ein verkehrtes Beginnen, mit heute geschaffenen Sprachgesetzen die Sprache vergangener Generationen regeln zu wollen. Die Wissenschaft hat ohne Zweifel das Recht, beziehungsweise die Pflicht, die im öffentlichen Leben, in der Schule und in der Literatur gebrauchte Sprache, vom Gesichtspunkte der Ansichten ihrer Zeit wieder und wieder in Betracht zu ziehen, ihrer Entwicklung die Richtung zu geben, ihre Neuerungen zu controliren, aber sie hat nicht das Recht und auch nicht die Fähigkeit, die Vergangenheit zu regeln, dasjenige für unrichtig zu erklären, was die Blüte der Nation und das grosse Publikum Generationen hindurch gebraucht und damit stillschweigend als ihr geistiges Eigen anerkannt hat. Das Wirken des «Nyelvőr» hatte deshalb von Anfang an eine falsche Richtung eingeschlagen, weil er, anstatt jene Gesetze zum Hauptobjekt seiner Forschung zu machen, nach welchen die ungarische Denk-

weise die Wörter zum Ausdrucke ihrer Gedanken verbindet, vielmehr das Gesetz der Form des einzelnen Wortes suchte, da doch das einzelne Wort, wenn es auch noch so sonderbar, wie z. B. «zongora» (Clavier) klingt, wenn die Nation es einmal angenommen, den nationalen Charakter der Sprache nicht fälscht und gegen die nationale Denkweise nicht verstösst. — Die Methode der Orthologen betreffend weist Vortragender nach, dass sie Alles auf Grund der Analogie beweisen wollen und den ganzen Bau der Sprache verwirren. Er greift die Richtung und Methode des «Nyelvőr» vornehmlich aus dem Gesichtspunkte an, um die Leiter des öffentlichen Unterrichtswesens aufmerksam zu machen, welch gefährliche Wirkung die Orthologie auf die Jugendbildung habe. Er hält es überhaupt vom didaktischen Gesichtspunkte für absurd, dass der Sprachunterricht der jungen Generation heute derart betrieben wird, dass im Interesse der Orthologie unter Einem zugleich der Sprachstoff der Kritik unterzogen wird. Dies hat denn die Folge, dass der junge Mann sich glücklich fühlt, in den Reden unserer gefeierten Redner die neologischen Fehler nachweisen zu können, während er selbst noch keine anständige Chrie ohne sprachliche und orthographische Fehler zu schreiben vermag. Schliesslich gibt Vortragender seiner Hoffnung Ausdruck, dass die Leiter unseres Unterrichtswesens entweder seine Auffassung in Bezug auf die im Geiste der Orthologie geschriebenen Lehrbücher widerlegen und das grosse Publikum beruhigen, oder dass sie verfügen werden, dass aus den fraglichen Lehrbüchern die auf die Sprachneuerung bezüglichen Teile als nicht hingehörig und als das Ganze des Unterrichts störende Abschweifungen mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden.

— In der Sitzung der zweiten Classe am 13. Januar hielt das corr. Mitglied Ignaz Acsády einen Vortrag über *Den ungarischen Adel und seine Besitzverhältnisse nach der Mohácser Katastrophe.* Vortragender wirft die Frage auf, wie sich der weltliche Adel Ungarns in den schweren Zeiten nach der Katastrophe bei Mohács, angesichts der in politischer, militärischer und socialer Hinsicht seiner harrenden ungeheuren Aufgaben, in numerischer Hinsicht verhielt; welches Percent der Gesammtheit der Nation er ausmachte und insbesondere, wie seine materielle Lage beschaffen war, welche natürlich auch auf seine öffentliche Thätigkeit zurückwirkte? Zum Zwecke der Beantwortung dieser Frage beleuchtet Vortragender die Besitzverhältnisse von 37 Comitaten in den zehn Jahren 1543—1553. Er zählt in jedem Comitat einzeln die Grundherren und ihren Colonialbesitz auf und beleuchtet die rechtliche und wirtschaftliche Bedeutung des letzteren. Dieser Colonialbesitz bestimmte in erster Linie die Verpflichtungen des Grundherrn auf dem Gebiet der Landesverteidigung und dem Staate gegenüber und bildete die Basis seiner materiellen Existenz.

Der Ertrag dieses Colonialbesitzes entspricht im alten Staate dem modernen Heeresbudget und war in erster Linie der Erhaltung der militärischen Elemente der Gesellschaft gewidmet. Vortragender weist nach, wie viele unter Ferdinand I. und in welcher Proportion sie sich in diesen Ertrag teilten und summirt seine Berechnungen in Folgendem: Auf dem Gebiete der 37 Comitate wurden 54.041 Höfe conscribirt, doch sind nur von 51.054½ Höfen die Besitzer bekannt, davon waren 12% kirchlicher, 7% königlicher, 2% städtischer, 79% weltlich grundherrlicher

Besitz. Vortragender bestimmt dann die Zahl der Grundbesitzer in jeder Gruppe und befasst sich eingehender mit den weltlichen Grundherren. In den 37 Comitaten kommen 2619-mal weltliche Grundbesitzer mit zusammen 40.119½ Höfen oder 39% des Colonialbesitzes vor. Diese Besitzer sind Mitglieder von 1864 Familien. Da aber viele Familien in mehreren Comitaten Besitz hatten, war die Zahl der grundbesitzenden Familien im ganzen Lande noch weit geringer und belief sich dieselbe höchstens auf 1250. Dann zeigt Vortragender, in welchem Verhältniss sich dieser Colonialbesitz auf die einzelnen grundherrlichen Familien verteilte, namentlich: dass 75% sämmtlicher Familien kaum je 10 Höfe besassen, also in Bezug auf Colonialbesitz materiell bescheiden gestellt waren, etwa 20% dagegen sehr wohlhabend und 4—5% überaus reich waren. Am reichsten war die Familie Báthory, welche, in 19 von den 37 Comitaten begütert, 11 pCt. des ganzen Colonialbesitzes besass. Die Zahl ihrer Höfe war 4299. Darauf folgten die Perényi mit 1484, die Serédy mit 1446, die Bánffy mit 1639½ und Alexius Thurzó's Witwe mit 1273½ Höfen. Von den übrigen Familien brachte es keine auf 1000 Höfe, doch waren darunter 11 mit über 500 Höfen, so dass sich 18,056 Höfe oder 45 Percent des ganzen Colonialbesitzes in der Hand von 16 Familien befanden und nur die übrigen 55 Percent sich auf die übrigen über 1200 Familien und zwar sehr unverhältnissmässig verteilten. Schliesslich weist Vortragender nach, welche Rückwirkung dieser ungesunde Zustand auf das Schicksal des ungarischen Staates im XVI. Jahrhundert ausübte. Er findet in der Verderbniss der sozial-wirtschaftlichen, sowie der darauf basirten militärisch-politischen Organisation eine der Hauptursachen der Mohácser Katastrophe und der Erfolglosigkeit jener Kämpfe, welche die Nation später mit so viel Ausdauer und Heldenmut gegen die Türkenherrschaft führte.

Hierauf las das corresp. Mitglied Theodor Ortvay über *Die Bedeutung der päpstlichen Zehentregister aus dem XIV. Jahrhundert.* Um einen kirchlich-historischen Atlas verfertigen zu können, müssen wir die im Mittelalter bestandenen Pfarren und Erzdekanate kennen. Es ist daher leicht begreiflich, von welch grosser Bedeutung die päpstlichen Zehentregister, namentlich die des Jakob Berengari und Raymund v. Bonofato (1332—1337), sind, die allein ausreichen, um einen historischen Atlas fertig zu stellen. Diese Zehentregister enthalten mehrere Tausend Pfarren und 85 Erzdekanate, so dass wir im Stande sind, die mittelalterliche kirchliche Einteilung, wenn auch nicht vollinhaltlich, so doch hinreichend zu projiziiren. Perfekt ist dieser Atlas deshalb nicht, weil die Deutung der im Zehentregister vorkommenden Ortsnamen seine Schwierigkeiten hat. Dazu kommt ferner, dass die Register selbst nicht mangellos auf uns gekommen sind. Kann somit der auf Grund der Zehentregister verfertigte kirchliche Atlas auch kein vollkommener genannt werden, so ist dennoch andererseits nicht zu leugnen, dass derselbe für spätere Arbeiten stets als sichere Grundlage dienen wird. Uebrigens hat dieser Atlas auch noch eine andere Bedeutung, nämlich die, dass er uns auch über verschiedene politische Administrationsgebiete Aufklärung gibt. Besonderes Verdienst um die Interpretation der Zehentregister haben sich folgende Fachgelehrte erworben: Emerich Nagy, Franz Balássy, Anton Beke, Ernst Kammerer, Vincenz Bunyitay, Julius Várossy, Theodor Ortvay. Mit Fleiss und gewissenhafter Emsigkeit hat die Zeichnung der Karten der im Landesbeschreibungs-Bureau thä-

tige Oberlieutenant Lad. Bruhart besorgt, während das Militär-Geographische Institut in Wien die photographische Reproduktion ausführte.

— In der Plenar-Sitzung am 27. Januar las das Ehrenmitglied Feldmarschall-Lieutenant Ernst Hollán eine mit Wärme und Schwung verfasste und vorgetragene Denkrede auf das corr. Mitglied Oberst *August Tóth*, welche ein fesselndes Bild von dem Lebenslaufe des vortrefflichen Mannes, den neben fachwissenschaftlicher Tüchtigkeit in seltenem Maasse männlicher Charakter, patriotische Gesinnung, Pflichteifer und Principientreue auszeichneten, entwarf. August Tóth de Fel-ő-Szopor, geboren im März 1812, war der Sohn Josef Tóth's, früher gräflich Széchenyi'schen, später fürstlich Eszterházy'schen Herrschaftsfiskals. Kindheit und Jugend verlebte er unter sorgfältiger elterlicher Erziehung in Oedenburg. Nach Beendigung seiner Gymnasialstudien bezog er die Wiener Genie-Akademie, aus welcher er 1831 als Offizier in das 34. ungarische Infanterie-Regiment (Benczur) trat. Seit 1834 Brigade-Adjudant, wurde er bald zu der in Wien garnisonirenden Grenadier-Division übersetzt und 1840 zum Generalstab commandirt, zwei Jahre darauf zum Zwecke militärischer Terrainaufnahmen nach Hont geschickt, welche Aufgabe er erfolgreich löste, worauf er nach einigen Jahren als Compagnie-Commandant wieder zu seinem Regiment einrückte. Die bewegten Märztage des Jahres 1848 trafen ihn in Lemberg, von wo er mit seinem Regiment im August nach Oberungarn geschickt wurde. Am 1. Oktober wurde er Major und Chef des 31. Honvéd-Bataillons, welches die Aufgabe hatte, in Siebenbürgen den Walachenaufstand zu bändigen. Bald wurde er Oberst und Militärcommandant von Klausenburg, dann von Bistritz und Umgegend. Ende Mai wurde er nach der Bácska gesandt und führte zeitweilig das Commando des 4. Armeecorps. Bald wurde er an Vetter's Seite Chef der Generalstabs-Abteilung und recognoscirte die untere Donaugegend. Als die ungünstige Wendung eintrat, eilte er nach Arad und teilte nach der Waffenstreckung das Loos seiner Cameraden. Das Kriegsgericht verurteilte ihn zum Tode; im Gnadewege erhielt er 18-jährige Haft, wovon er 7 Jahre in Olmütz verbrachte. Die Amnestie gab ihm die Freiheit. Heimgekehrt ohne Erwerb, vor eine ungewisse Zukunft gestellt, entschloss er sich rasch auf landwirtschaftlichem Gebiete Erwerb zu suchen, trat als Oeconomie-Praktikant in die Czenker Herrschaft des Grafen Stefan Széchenyi, wurde bei seinem ungewöhnlichen Fleiss bald ein ausgezeichneter Oeconomiebeamter, später Pächter, und in Folge der auf beiden Gebieten aufgewiesenen schönen Erfolge von seinen Zalaer Freunden mit der Einrichtung der Keszthelyer Musterwirtschaft betraut. Er begann auch seine Thätigkeit als Director der neuen Anstalt; die günstige Wendung aber, durch welche er nach vielen Wechselfällen an einen Ruhepunkt seines Lebenslaufes gelangte, brachte ihm erst die neue constitutionelle Aera. Er wurde im Juli 1867 zum Chef-Ingenieur im Communications-Ministerium ernannt und mit der Organisation der topographischen Section betraut. Ende desselben Jahres behufs Studiums ähnlicher Einrichtung ins Ausland gesandt, bereiste er die vornehmsten Städte Europas, kehrte mit reichen Erfahrungen und Sammlungen zurück und schrieb statt des amtlichen Berichtes ein ganzes Buch über Topo- und Chartographie, und bald darauf ein zweites über die internationale Gradmessung. Auf Grund beider Werke wählte ihn die Akademie 1871 zum correspondirenden

Mitglied. Inzwischen brachte er in seiner Section eine ganze Reihe bedeutender Karten und Reliefs zu Stande, von welchen ein Teil auf dem Antwerpener Geographen-Congress und 1873 auf der Wiener Weltausstellung ausgestellt, an beiden Orten durch Medaillen und Diplome ausgezeichnet wurde. Im Jahre 1869 gelegentlich der neuen Honvéd-Organisation wurde August Tóth zum Obersten im Urlauberstatus ernannt und für den an der Pester Universität errichteten militärwissenschaftlichen Curs als Professor berufen, wo er mit Eifer und Erfolg mehrere Disciplinen vortrug. 1870 wurde er im Communications-Ministerium zum Sectionsrat und Director der topographischen Abteilung ernannt. Neben seinen massenhaften Agenden als Professor und Sectionsrat fand er noch Zeit zu reger Thätigkeit auf socialem Gebiete. Gelegentlich seines akademischen Antrittsvortrages im Dezember 1871 forderte er Johann Hunfalvy zur Gründung einer geographischen Gesellschaft auf und wurde neben Hunfalvy und Vámbéry deren Präsident. In der Geologischen Gesellschaft und im Ingenieur-Verein hielt er interessante Vorlesungen und schrieb eine vorzügliche historisch-geologische Studie über die Grenzen Frankreichs und eine treffliche Abhandlung über die untere Donau von Palánka bis zum Eisernen Thor. 1873 wurde die topographische Section mit dem Kataster vereinigt dem Finanzministerium einverleibt. An der Universität hörten in Folge der Errichtung der Ludovica-Akademie die militärwissenschaftlichen Vorlesungen auf. Demzufolge und mit Rücksicht auf sein vorgerücktes Alter und seine Kränklichkeit trat August Tóth in den Ruhestand, den er Anfangs in Gmunden, später in Graz verlebte. Ein reicher literarischer Nachlass und zahlreiche Arbeiten geben Zeugniss von seiner bis zu seinem Tode, der ihn am 9. Juni 1889 in Folge von Hirnschlag ereilte, fortgesetzten regen Thätigkeit. Seine Leiche wurde seinem Wunsche gemäss in vaterländischer Erde, in Oedenburg, bestattet. Das Andenken des Mannes von mustergiltigem Charakter und Patriotismus wird lange in der Erinnerung Aller leben, die ihn kannten.

Die Mitteilung der laufenden Angelegenheiten eröffnete Generalsecretär Koloman Szily mit der traurigen Meldung von dem Ableben des ordentlichen Mitgliedes Eugen Hunyady, des correspondirenden Mitgliedes Géza Antal und der auswärtigen Mitglieder Wilhelm Giesebrecht, Adalbert Dudik und Robert Bunsen, welche die II., respective III. Classe mit Denkreden feiern wird. Sodann verlas er das Dankschreiben der serbischen Akadamie für die Ueberlassung der aus Konstantinopel mitgebrachten Stiftungsurkunde Stefan Uros' II. Der Antrag der Bibliotheks-Commission, an die Municipien des Landes je ein Exemplar des Ipolyi'schen Prachtwerkes über die Insignien der ungarischen Krone zu senden, wurde angenommen und dahin ergänzt, dass für die kroatischen Municipien dem Banus die entsprechende Anzahl Exemplare zugesendet werde. Die akademische Büchereditions-Commission, zu deren Referenten der Generalsecretär gewählt wurde, wird fortan nur einen Cyclus von 100 Druckbogen Stärke ediren. Die Sitzungen der diesjährigen Generalversammlung der Akademie werden vom 6. bis 11. Mai dauern. Die aus je 2 Mitgliedern jeder Classe gebildete Commission zur Beratung der Modalitäten der akademischen Millenniumsfeier hat sich constituirt. Die historische Commission bittet durch das Ministerium die Copirung der im spanischen Staatsarchive befindlichen, Ungarn betreffenden geschichtlichen Urkunden zu veranlassen. Karl

Galgóczi hat ein die Millenniumsfeier betreffendes Memorandum eingereicht. Josef Szinnyei senior hat 145 Traueranzeigen von Todten der Akademie eingesandt. Die Completirung derselben soll durch einen Aufruf bewirkt werden. Schliesslich legte der Generalsecretär die Liste der letztmonatlichen Publicationen der Akademie und die eingelangten Tauschwerke vor.

— **Ungarische Geographische Gesellschaft.** Die Generalversammlung dieser Gesellschaft am 23. Januar eröffnete der Vicepräsident Johann Xántus mit folgender Ansprache: Sehr geehrte Generalversammlung! In Folge Erkrankung des Präsidenten unserer Gesellschaft fiel mir erst im letzten Augenblicke die Pflicht zu, die heutige Generalversammlung zu eröffnen und zu begrüssen. Da mir keine Zeit blieb, mich für diese feierliche Gelegenheit vorzubereiten, bin ich nicht in der Lage, jene Revue und orientirende Uebersicht auf dem Gebiete der geographischen Leistungen zu halten, welche die Mitglieder der Gesellschaft bisher von ihrem glänzend begabten Präsidenten zu hören gewohnt waren. Gegenwärtig, geehrte Generalversammlung, wird die Aufmerksamkeit der ganzen gebildeten Welt durch die Ereignisse in Afrika in Anspruch genommen, neben welchen die Ereignisse in den übrigen Weltteilen als kaum beachtenswerte Pünktchen erscheinen. Ganz Afrika ist von einem eisernen Ring umschlossen und die küstenbesitzenden europäischen Mächte streben mit fieberhafter Unruhe und dem Aufgebot all ihrer Energie, ihre Vorposten vorzuschieben, damit jede von dem nutzbaren Inneren des Weltteils soviel als möglich sich aneigne. Italien strebt von Massauah einwärts; sein Endziel scheint Abessinien, vielleicht auch Somali. Frankreich strebt von Algier und Tunis einwärts und Spanien sucht in Marokko Fuss zu fassen. Deutschland und Portugal entwickeln von mehreren Seiten eine fieberhafte Thätigkeit, um ihren Einfluss und ihre Macht vorwärtszuschieben. Der Kongostaat hat eine grosse Eisenbahn in Angriff genommen, um Colonisation und Einfluss sicher in das Herz Afrikas vorzudrängen. Zanzibar und Quilimale haben einen bedeutenden Aufschwung gewonnen als Ausgangspunkte zu den grossen Seen. Inmitten dieser Bewegungen konnte England natürlich nicht gleichgiltig bleiben. Es ist eigentlich am meisten interessirt und beginnt den ihm gebührenden Einfluss am nervösesten zur Geltung zu bringen. Unter dem Titel der ersten Occupation und Ansiedlung, sowie durch Gründung der alten Missionen, sind in friedlichem Wege bereits sehr blühende Oasen im Innern Afrikas entstanden. England plant jetzt durch Vereinigung, Aneiferung und Unterstützung verschiedener Privatunternehmungen eine grosse Eisenbahn, welche die Kap-Colonie mit dem reichen Becken des Zambesi und den umliegenden Seen verbinden und so der Expansion Deutschlands und Portugals wenigstens in dieser Richtung den Weg abschneiden und die englische Herrschaft sichern soll. Stanley, dieser kühnste und begabteste Entdeckungsreisende unseres Jahrhunderts, hat jüngst seine epochale und mit Riesenschwierigkeiten verbundene, zum Entsatze Emin Paschas unternommene Reise beendigt. Die Früchte seiner neueren Entdeckungen scheinen in erster Linie England zugute kommen zu sollen. Stanley wünscht die Wiedereroberung des Sudans, zu welchem Zwecke er den Ausbau der geplanten Eisenbahn von Suakim bis Berber, eventuell Chartum für genügend hält, und dann

würde der Weg bis zum Viktoria-Nyanza- und Albert-Nyanza-See offen stehen. Von Zanzibar aber würde zu diesen grossen Seen eine Eisenbahn ungefähr auf dem Wege gebaut, auf welchem Stanley von seiner Reise zurückkehrte. All diese Bewegungen werfen bereits in grossen Dimensionen die Schatten jener Operationen voraus, welche dem letzten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts vorbehalten sind und das Interesse der ganzen gebildeten Welt in höchstem Maasse fesseln. Im verflossenen Jahre fanden auch im Rahmen der politischen Geographie einige grosse, für die Zukunft hochwichtige Umgestaltungen in Amerika statt. Auf Initiative der Vereinigten Staaten Nordamerikas hielten die unabhängigen Republiken des amerikanischen Continents einen Congress zur Geltendmachung der Monroe-Doktrin. Der Congress hat muthmasslich ein Schutz- und Trutzbündniss zur Emancipation ganz Amerikas von der Vormundschaft Europas geschlossen, und schon während des Congresses ward Brasilien zur Republik und beschickte die grosse Union mit Vertretern. Was die ungarischen Bestrebungen in Betreff der Förderung der geographischen Kenntnisse betrifft, ist jedenfalls die Reise des Grafen Samuel Teleki im südöstlichen Afrika erwähnenswert. Aus dem Thätigkeitsbereiche der bescheidenen vaterländischen Kräfte ragt noch die Reise unserer Landsleute Bernhard Munkácsy und Karl Pápay hervor, von welchen jener sprachwissenschaftliche, dieser ethnographische Forschungen betrieb. Die von ihnen mitgebrachte reiche Sammlung wird einen bedeutenden Beitrag zur Kenntniss Nordsibiriens und unserer uralischen Sprachverwandten bieten. Schliesslich erwähne ich, dass unsere Gesellschaft im letzten Jahre beim VIII. deutschen Geographentag durch den Generalsecretär Anton Berecz und beim internationalen Geographen-Congress in Paris durch Moriz Déchy vertreten wurde. Damit eröffne ich die heutige Generalversammlung.

Hierauf folgte der Bericht des Generalsecretärs Anton Berecz über das Jahr 1889, welchen wir in Folgendem kurz zusammenfassen. Er beginnt mit der Erwähnung der Trauerereignisse. Das traurigste ist, dass die Gesellschaft am Anfang des Jahres ihren hochbegabten erhabenen Protektor verlor. Das Ehrenmitglied der Gesellschaft Herzog Philipp von Koburg legte auf telegraphisches Ersuchen die tiefschmerzliche Beileidskundgebung der Gesellschaft zu Füssen der verwitweten Kronprinzessin nieder. Aus der Reihe der Ausschussmitglieder wurde Friedrich Pesty und aus der Reihe der Gründer Dr. Samuel Roth der Gesellschaft durch den Tod entrissen, welcher ihr auch zehn verdienstvolle ordentliche Mitglieder raubte. — Ueber die letztjährige Thätigkeit und den gegenwärtigen Stand der Gesellschaft meldet der Bericht Folgendes: Die Gesellschaft hielt im Laufe des Jahres 1 Generalversammlung, 7 Ausschuss- und 6 Vortragssitzungen. Ausser den laufenden Angelegenheiten beriet der Ausschuss den Antrag, ausser den bisherigen Vortragssitzungen auch Fachsitzungen zu halten, in welchen Fachreferenten über die Entwicklung der einzelnen Zweige der geographischen Wissenschaft Bericht erstatten sollen, und beschloss vorläufig die Abhaltung von 2—3 solchen Sitzungen im Jahre. Ferner besorgte der Ausschuss die Uebersiedlung der Bibliothek und Kartensammlung der Gesellschaft aus dem gekündigten Akademielokal in das vom Ausschussmitglied Universitäts-Professor Ludwig Lóczy angebotene Universitätslokal.

In den Vortragssitzungen wurden von 8 Vortragenden 10 Vorträge gehalten. Die geographischen Mitteilungen umfassten 38⁵/₈ Druckbogen ungarischen Text und 5⁷/₈ Druckbogen Abrégé für das Ausland, zusammen 44¹/₂ Bogen, auf welchen von 25 Mitarbeitern 27 grössere Artikel und 24 Bücheranzeigen erschienen. An der Redaktion wirkten Gustav Thirring und Aladár György mit. Mit den verwandten ausländischen Vereinen aller Weltteile unterhielt die Gesellschaft auch im letzten Jahre einen regen Tauschverkehr. Die Zahl der Mitglieder nahm im letzten Jahre nicht zu, vielmehr ab. Die Zahl der ordentlichen Mitglieder betrug 545 (gegen 566 des Vorjahres), der Gründer 29, der Ehrenmitglieder 47, der correspondirenden Mitglieder 31.

Das Vermögen der Gesellschaft nahm im letzten Jahre, wie aus dem Vermögensstandsbericht ersichtlich, um ein Weniges zu. Die Gesellschaft erhielt auch im Vorjahre vom Staate 1000 fl., von der Akademie 400 fl. Subvention und benützte unentgeltlich den Sitzungssaal der Akademie.

Dem Generalsecretärsbericht folgte der Bericht des Secretärs Gustav Thirring über die Zunahme der Bibliothek und Kartensammlung der Gesellschaft im Jahre 1889. Die Bibliothek vermehrte sich auch im Vorjahre mit neueren Erscheinungen der geographischen Literatur. Doch besteht dieselbe auch heute noch zu ⁹/₁₀ aus Spenden und Tauschwerken, meist Publikationen, Jahrbüchern und Zeitschriften der verwandten ausländischen Vereine. Mit Inbegriff des vorjährigen Zuwachses enthält die Bibliothek gegenwärtig 1211 Werke in 2115 Bänden, die Kartensammlung aber 312 Kartenwerke in 1265 Stücken. Die gesammte Band-, resp. Stückzahl der Bibliothek beträgt demnach 3380. Am Schluss seines Berichtes erklärt Thirring seinen Rücktritt von seinem 3 Jahre hindurch geführten Amte und erstattet seinen Dank für das erfahrene Wohlwollen der Gesellschaft, was die Versammlung mir Bedauern zur Kenntniss nahm.

Hierauf berichtete Generalsecretär Berecz über die Einnahmen und Ausgaben des Jahres 1889. Erstere betrugen 4736 fl. 4 kr., letztere 4426 fl. 37 kr., Rest 309 fl. 67 kr. Die Rechnungen wurden von den Revisoren in bester Ordnung befunden und dem Cassier Dr. Heinrich Floch dankend das Absolutorium erteilt. Der Vermögensstand der Gesellschaft beläuft sich Ende 1889 auf 3600 fl. Stiftungscapital und 2530 fl. Bücher-, Karten- und Mobilienwert, zusammen 6130 fl. — Der Kostenvoranschlag für 1890 zeigt an Einnahmen zusammen 4829 fl. 67 kr., an Ausgaben zusammen 4829 fl. 67 kr.

Nach Schluss der Berichte der Functionäre kamen die Wahlen an die Reihe. Vor Allem beantragte der Vorsitzende die Wahl des Herzogs Philipp von Koburg zum Protektor der Gesellschaft. Der Antrag wurde von der Versammlung unter Erhebung von den Sitzen und lebhaften Éljenrufen einstimmig angenommen. — Hierauf erfolgte durch Stimmlisten die Neuwahl der Präsidenten, der Sekretäre, des Cassiers und des Ausschusses. Nach geschlossenem Skrutinium verkündete der Obmann der Skrutiniums-Commission Aladár György folgendes Wahlresultat: Präsident Hermann Vámbéry; Vicepräsidenten Johann Xantus und Michael Gervay; Generalsecretär Anton Berecz; Secretär Johann Jankó jun.; Cassier: Dr. Heinrich Floch, endlich zwölf Ausschussmitglieder.

Der Sylvester der Robinsone.

JOHANN VAJDA.

Ein berstend Wasserbläschen glitt
In's Meer hinab des ew'gen Nichts;
Das Grab ist näher einen Schritt,
Versiegt ein Strahl des Hoffnungslichts.
Lasst, Freunde! hier auf ferner Insel
Uns halten kurze Irrfahrtsrast,
Lasst spähen uns in's endlos Weite,
Ob nicht erscheint ein Rettungsmast.

Gewölk umhüllt des Himmels Sitz,
Die Luft doch ist so still und lau,
Stumm zuckt herab der trockne Blitz —
Vom Dünger auch blinkt Honigthau!
Die Wellen flüstern schaurig leise,
Gleich schwachem, todeskrankem Mann,
Der bess'rer Welt Geheimniss schauend,
Schon nimmermehr es künden kann.

Wir harren auf ein Rettungsboot,
Wenn es zerschellt um Klippen treibt?
Wir wählten zwischen Wahnsinnsnot
Und Tod, wenn keine Wahl sonst bleibt?
Käm', käme vom Verwüstungsgange
Doch schon zurück die Wetternacht,
Und brächt' uns hehren Tod, bevor uns
Wahnsinnig *diese* Stille macht!

Kein Zeichen doch, kein Hoffnungsport!
Noch spornt den Mut der Tapfern Mund,
Sie selbst doch glauben nicht ihr Wort —
Jäh lichtet sich der Treuen Bund.
Wir haben nichts, was wert dem Krämer,
Und träf' uns hier ein Räuberboot,
Als Sklaven nur trüg's uns von dannen —
Uns bleibt des Bettlers Hungertod!

Die Zeit entschwebt, der Tag verglüht,
Und unsre Jugend welket ab:
Von Schlamm umspült, von Gischt umsprüht,
Erwartet uns ein spurlos Grab.

Stumm bleibt der Mund, das Buch doch spräche?
Blut hatten sie auch, — bald nachher
Ward's Staub ... Schön ist jetzt auch der Pranger:
Er glänzt vom Glorienscheine hehr.

ADOLF HANDMANN.

VERMISCHTES.

— **Friedrich Pesty,** einer der trefflichsten Historiker Ungarns, dem auch die *Ungar. Revue* einige ihrer wertvollsten Beiträge verdankt, ist am 23. Nov. 1889 nach langem Leiden im Alter von 66 Jahren gestorben. Pesty wurde am 3. März 1823 in Temesvár geboren. Seine Eltern liessen ihm, trotz ihrer bescheidenen Vermögensverhältnisse, eine ausgezeichnete Erziehung angedeihen. Nach Absolvirung seiner Studien wurde er bei der Militärintendanz angestellt, doch rissen ihn die Ereignisse von 1848/49 aus seiner Stellung heraus. In Folge seiner Teilnahme an der Revolutionsbewegung musste er sich dann flüchten. Vorzeitig, noch im Jahre 1849, aus Widdin zurückgekehrt, wurde er vor Gericht gestellt und zu längerer Haft verurteilt. Im Jahre 1850 wählte ihn die neugegründete Temesvárer Handels- und Gewerbebank zu ihrem Secretär, in welcher Stellung er sich um das Institut grosse Verdienste erwarb. Er gab auch ein volkswirtschaftliches Jahrbuch heraus, welches der Grundstein war für die Statistik der Banater Vermögensverhältnisse. Im Jahre 1857 wurde er als Delegirter der Handels- und Gewerbekammer zum statistischen Congress nach Wien entsendet, als einer jener Wenigen, welche Ungarn vertraten. Heimgekehrt wurde er zum Secretär des neubegründeten Temesvárer Agricultur-Vereins gewählt. Im Jahre 1858 bereiste er das Krassóer Komitat, um für ein montanistisches Werk Daten zu sammeln. Die literarische Tätigkeit Friedrich Pesty's war damals eine vorwiegend journalistische. Er arbeitete für «Pesti Napló», «Magyar Sajtó», «Kolozsváry Közlöny», «Magyarország» etc. Auch für ausländische Zeitungen korrespondirte Pesty und war jederzeit bemüht, die Haltung Ungarns gegenüber den culturellen Bestrebungen des Auslandes klarzulegen. Im Jahre 1858 gründete er selbst ein belehrendes Blatt unter dem Titel «Delejtű» (Magnetnadel), welches er mit grossen Opfern bis 1861 erhielt. Bei dem Wiederaufleben der Verfassung widmete Pesty seine Kräfte der Komitatsverwaltung und wurde alsbald Titular-Notär des Temeser Komitates. Im Jahre 1861 erhielt er das Abgeordneten-Mandat des Arader Wahlkreises und im Jahre 1862 ging er als Vertreter der Gewerbekammer zur Industrie-Ausstellung nach London. Bei dieser Gelegenheit bereiste er auch Deutschland, Frankreich, Belgien und Holland. Die ungarische Akademie wählte ihn bereits im Jahre 1859 zum correspondirenden Mitglied. Seinen Antrittsvortrag hielt er über die Tempelherren (Budapest 1861). Er arbeitete sehr fleissig für die Akademie; es erschienen in deren Verlag die folgenden Werke: «A perdöntő bajvivások története», «A temesi bánság elnevezése», «A szörénymegyei oláh kerületek», «A világtörténelem napjai» (Chronologischer Kalender in 2 Bänden, 1870), «Temesvármegye főispánjai», «Brankovics György rácz deszpota bir-

tokviszonyai Magyarországon és a rácz deszpota czim» (1877), «A Szörény bánság és Szörény vármegye története» (3 Bände, 1878), «A helynevek és a történelem», 1878, welch letzteres Werk ein Vorläufer war von «Eltünt régi vármegyék», 2 Bände 1880. Während der Jahre 1864—1876 war Friedrich Pesty Director der Budapester Gewerbebank. Friedrich Pesty war schon seit Jahren krank: ihn quälte ein heftiges Herzleiden, gegen das er vergeblich Erholung in der erquickenden Luft der Zipser Sommerfrischen oder auf der Margarethen-Insel suchte. Seine Krankheit verschlimmerte sich in der letzten Zeit. Er hatte Atembeschwerden, so dass er oft zu ersticken fürchtete. Trotzdem verliess ihn jedoch die Arbeitslust nicht. Bis in die allerletzte Zeit leitete er die Secretäragenden der zweiten Classe der Akademie und nur einige Tage vor seinem Tode wurde wegen seiner Vertretung Verfügung getroffen. Dabei arbeitete er mit wahrer Selbstaufopferung an solchen historischen Werken, deren Ausarbeitung die vaterländische Wissenschaft nur von ihm, dem seit Jahrzehnten auf diesem Gebiete unermüdlich Forschenden, erwarten konnte.

Mehr als vierzig Jahre sind vergangen, seitdem Pesty sich dem Dienste der ungarischen Geschichtschreibung widmete; er war ein Zeitgenosse L. Szalay's, M. Horváth's, Josef Teleki's, Csengery's, Ipolyi's, Toldy's, Eötvös'. Mehr als ein Jahrzehnt musste er mit den beschränkten Verhältnissen des provinziellen Lebens kämpfen, musste er die wissenschaftlichen Hilfsquellen und die Einwirkung, den belebenden Einfluss hochstrebender Geister entbehren. Und eben darin liegt das Anziehende der grossen Erfolge Pesty's als Geschichtschreiber, dass er sich, anfangs ohne jedwede direkte Unterstützung, blos kraft seines Talents und seines staunenswerten Fleisses durch Selbststudium und Begeisterung emporgeschwungen hat. Als er nach der Hauptstadt übersiedelte, war er bereits als Palæograph, Forscher und Schriftsteller bei den Fachleuten anerkannt und seither ist sein Ansehen stetig gewachsen. Alles seiner wissenschaftlichen Forschung opfernd, hatte er nur ein Ziel: Patriam illustrare! Zum Fortschritte der ungarischen Geschichtschreibung hat Keiner mit grösserem Erfolge beigetragen, Keiner befruchtender gewirkt, als er. Er gehörte zu jenen Schriftstellern, die zur Aussteckung bahnbrechender Richtungen Talent und Kraft besassen. Ein Forscher und Kritiker, der diese beiden verschiedenen Begabungen vereinigte. Seine Werke sind ebenso viele Quellen der Wiedergeburt unserer Geschichtschreibung. Dafür zeugen die bedeutenden Monographien über das Szörényer und Krassóer Comitat, dafür die Arbeit über die verschwundenen Comitate. In seiner Geschichte der Gespanschaften hat er eine der schwierigsten Fragen der ungarischen Geschichtschreibung gelöst; eine ganze Reihe historischer Rätsel fand darin ihre Lösung. Sich hoch über die Forschungen Horváth's, Szalay's und Bottka's erhebend, beleuchtete er seinen Stoff mit zahllosen neuen Daten, glücklichen Combinationen und wichtigen Folgerungen. Die «Hundert politischen und historischen Briefe» über Kroatien verteidigen mit patriotischer Begeisterung die Integrität des ungarischen historischen Staates, und sein Auftreten wirkte damals dies- wie jenseits der Save und sogar im Auslande wahrhaft sensationell und wird zweifellos auch in Zukunft zur Klärung vieler irrigen Ansichten beitragen. Besonders hervorragend war seine Wirksamkeit auf dem Gebiete der historischen Geographie Ungarns.

Um diese seine Thätigkeit nach Gebühr zu würdigen, muss man vor Allem sein neuestes und bedeutsamstes, auch in dieser *Revue* eingehend gewürdigtes Werk: «Die Ortsnamen Ungarns in historischer, geographischer und linguistischer Beziehung» nach seinem innern Werte beurteilen. Wer sich nicht mit dem Studium der alten historischen Topographie befasst hat, kann die Schwierigkeiten nicht ermessen, die sich dem Forscher hier entgegenstellen. Besonders bei uns in Ungarn, wo die mittelalterliche Topographie und Geographie noch überaus vernachlässigt sind und weit zurückstehen hinter den diesbezüglichen Forschungen aus der Römerzeit. Diese letzteren wurden hierzulande von Katancsics, Torma, Gooss, Salamon, Rómer, Ortvay eifrig betrieben, während sich mit den mittelalterlichen topopraphischen Verhältnissen bisher hauptsächlich Friedrich Pesty befasst hat, dessen genanntes Werk in dem bisher erschienenen Teile das einzige derartige auf der Höhe der modernen Wissenschaft stehende ist. Bisher fehlte es an gründlichen Vorarbeiten, um eine Karte der geographischen Verhältnisse vergangener Jahrhunderte anfertigen zu können, während im Auslande nicht nur zahlreiche Werke und Karten dieser Art existiren, sondern die historische Topographie auch in den Schulen gelehrt wird. Um eine derartige Karte von Ungarn anzufertigen, müsste man vor Allem die Geschichte der einzelnen Komitate kennen, damit der Geschichtsforscher die Erläuterung zu den topographischen und geographischen Veränderungen geben könne, damit er uns sage, zu welchem Komitate der oder jener Ort früher gehört, welchen Namen er einst gehabt hat. Wohl wurden bereits wiederholt Versuche zur Anfertigung solcher Karten von Ungarn gemacht, unter andern eine «historische Landkarte von Ungarn bis zum Aussterben des Hauses der Árpáden» entworfen; doch waren dieselben so mangelhaft, dass man sie nicht als wissenschaftlich genügende Leistungen betrachten kann. Die erste systematische Arbeit dieser Art ist Friedrich Pesty's Werk über die «Ortsnamen Ungarns», und dasselbe besitzt deshalb so hohen Wert und so grosse Wichtigkeit und nimmt in unserer reichhaltigen historischen Literatur einen vornehmen Rang ein. Wie früh die ungarische Akademie schon die Wichtigkeit einer historischen Topographie erkannte, beweist die im Jahre 1837 erfolgte Preisausschreibung auf ein Werk, welches die noch auf dem gesammten Territorium der Stefanskrone vorhandenen oder auffindbaren topographischen Namen erläutern sollte. Den Preis von 100 Dukaten erhielt der reformirte Seelsorger Sigmund Lenkey, doch sein Werk war so lückenhaft, dass es nicht herausgegeben werden konnte. Die Berliner Academie hat eine ähnliche Preisfrage erst im Jahre 1846 ausgeschrieben. Die hervorragendsten Mitglieder unserer Akademie, Graf Josef Teleki, Gabriel Kazinczy, Karl Ráth, Franz Toldy, Arnold Ipolyi u. A. traten für die Wichtigkeit der Aufgabe ein, die beiden Letztgenannten führten bedeutsame historische und sprachwissenschaftliche Argumente für dieselbe ins Feld.

Seit jener ersten Anregung ist ein halbes Jahrhundert verflossen und Friedrich Pesty war es vorbehalten, mit liebevoller Berücksichtigung der wichtigsten wissenschaftlichen Gesichtspunkte in seinem Buche das erste systematische Werk über die alte Topographie Ungarns zu schaffen. Schon der erste, 447 Seiten umfassende jüngst erschienene Band zeugt von der breiten Basis, die der Autor seinem Werke gab, und dasselbe bietet als bleibendes Quellenwerk alle Erläuterungen und die minu-

tiösesten Details einer historischen Monographie. Pesty beschränkt sich nicht auf das ungarische Gebiet allein, sondern sucht auch die Nachbarländer auf, denen die ungarische Geschichte ihren Stempel aufgedrückt hat. Einzelne Ortsnamen in Südrussland, Galizien, Steiermark, Rumänien, auf dem Balkan, ja selbst in Amerika beweisen, dass Ungarn auf die Civilisation dieser Länder Einfluss geübt hat. Das Hauptgewicht legt er natürlich auf Ungarn, die jenseits der Drau liegenden Teile und Dalmatien mitinbegriffen, auf welches wir ein unbestreitbares historisches Anrecht besitzen. Doch beschränkt er sich nicht blos auf die ungarischen Namen, sondern zieht auch die anderssprachigen Ortsnamen in den Kreis seiner Betrachtungen und zählt die verschiedenen Namen einzelner Orte, ja auch die Namen der Berge, Täler, Flüsse Bäche, Seen, Sümpfe, Wälder, Gräben und Ruinen auf. Er gibt die Geschichte auch der zerstörten, durch Katastrophen verschwundenen Ortschaften und bestimmt die Lage derselben so genau, dass er damit die feste Basis unserer historischen Geographie geschaffen hat. Mit grösster Gewissenhaftigkeit stellt er die älteste diplomatische Gestalt der Ortsnamen fest, zitirt dabei überall die Quellenwerke und liefert so dem Gelehrten wie dem Laien gleich schätzbares Material. Bei jedem Namen gibt er die erforderlichen historischen Daten und schildert in plastischer Weise die geschichtlich merkwürdigen Orte, so dass wir ein klares Bild von denselben gewinnen. Das ganze Werk durchzieht frischer, nationaler Geist. Pesty weist darauf hin, dass in allen Ländern, auf deren geschichtliche Entwicklung Ungarn Einfluss genommen, die Ortsnamen zumeist ungarischen Ursprungs sind, und erblickt darin die ersten Keime unserer Kulturgeschichte. Die «Ortsnamen Ungarns» waren auf mehrere Bände berechnet, der erste Band umfasst 1596 Artikel; da nun nach dem 1885er Ausweise Ungarn 17,399 Gemeinden und bewohnte Puszten besitzt, stellt das bisher Vollendete erst ungefähr ein Zehntel des Ganzen dar, und es wird vieljähriger Arbeit bedürfen, bis das gesammte von Pesty zusammengetragene Material aufgearbeitet sein wird. Für alle Zeiten aber wird Dasjenige, was der zu früh Dahingeschiedene von seinem bahnbrechenden Werke vollendet hat, seinen Namen in der Geschichte der ungarischen Forschung ehrenvoll erhalten; denn sein Werk ist ein Gewinn für die Wissenschaft im Allgemeinen und bedeutet einen wichtigen Fortschritt in der historischen Literatur Ungarns.

— **Stefan Apáthy,** einer der hervorragendsten Juristen Ungarns, der auch als Universitäts-Professor und als Reichstags-Abgeordneter eine hervorragende Thätigkeit entfaltete, ist am 4. Dezemb. 1889 nach längerem Leiden gestorben. Die Budapester Alma mater, an der der Verewigte zu wiederholten Malen die Würde eines Rectors und eines Dekans innegehabt, trauert um eine ihrer glänzendsten Zierden und in die Reihen unserer heimischen Juristen hat der Tod eine schwer empfundene, schier unersetzliche Lücke gerissen. Zur Zeit, da Theodor Pauler das Justizministerium leitete, wurde Apáthy mit wichtigen codificatorischen Arbeiten betraut, die er in zweckentsprechendster Weise löste. Das heute in Geltung befindliche ungarische Handels- und Wechselgesetz, sowie das Concursgesetz basiren auf den von Stefan Apáthy seinerzeit ausgearbeiteten Entwürfen. Das Hauptverdienst Apáthy's bleibt jedoch, dass er den internationalen Charakter des allgemeinen Verkehrs mit scharfem, praktischem Auge erfassend, die auswärtigen, nament-

lich in Deutschland geltenden Handelsgesetze mit unseren heimischen commerziellen Verhältnissen in Einklang zu bringen wusste. Den beredtesten Ausdruck für diesen seinen praktischen Sinn, den sich Apáthy wohl schon seinerzeit als ausübender Advokat zu eigen gemacht, liefert sein Entwurf zum ungarischen Handelsgesetz, welches allen Bedürfnissen des öffentlichen Verkehrslebens vollauf Rechnung trägt. Auch sein Lehrbuch des ungarischen Handelsrechts, eines der trefflichsten Werke unserer heimischen Rechtsliteratur, ist von diesen Grundsätzen beseelt. Apáthy, der seit einer Reihe von Jahren dem Abgeordnetenhause angehörte, wurde schon vor Jahren zum Präsidenten des Juristentages gewählt. Auch in diesem Jahre fiel die Wahl auf ihn, doch hinderte ihn heuer sein leidender Zustand, die Functionen des Präsidenten auszuüben und musste an seiner Statt Vicepräsident Dr. Alexius Győry das Präsidium führen. Als Lehrer verstand es Apáthy sich durch seine liebenswürdige Art die Sympathien seiner Hörer im vollsten Maasse zu erwerben. Seine Vorträge waren lichtvoll, klar und dabei doch stets instructiv. Von seinen Professoren-Collegen ward Apáthy nicht minder hoch geschätzt und verehrt, wie von Seite aller Jener, die mit dem trefflichen Menschen und hervorragenden Gelehrten im Leben verkehrten. Stefan Apáthy war schon seit langer Zeit krank. Er litt an einem Herzübel, welches bereits vor sieben Jahren auftrat und ihm grosse Qualen verursachte. Er arbeitete trotzdem rastlos und die schreckliche Krankheit vermochte nur im letzten Jahre die Thätigkeit des vielverdienten Mannes zu lähmen. Im Herbste musste sich Apáthy zu Bett legen und nur selten konnte er das Schmerzenslager verlassen, bis ihn am 4. Dezember der Tod von seinen Leiden erlöste.

Stefan Apáthy ist am 19. August 1829 in Hidja, Tolnauer Comitat, als der Sohn eines Wirtschaftsbeamten der Herrschaft Bezerédj geboren. Er absolvirte das Gymnasium in Gross-Kanizsa und trat sodann in den Piaristen-Orden, woselbst er zwei Jahre verbrachte. Den Freiheitskrieg von 1848 machte er als Offizier mit. Nach der Waffenstreckung bei Világos irrte er als Flüchtling im Lande umher und kam schliesslich nach Pest, um an der Universität die Rechte zu studiren. Er war schon als Student hervorragend und im Besonderen ein Lieblingsschüler Pauler's. Dieser war es, welcher Apáthy der wissenschaftlichen Laufbahn gewann. Im Jahre 1857 wurde Apáthy zum Doctor promovirt und im Jahre 1859 begann er die Advokatenpraxis auszuüben. Zehn Jahre wirkte er als Rechtsanwalt, worauf er sich mit der Fachschriftstellerei zu befassen begann. Er schrieb zunächst sein Werk über Wechselrecht (Váltó-jogtan, 1869). Im Jahre 1870 wurde er zum öffentlichen Universitäts-Professor für Wechsel-, Handels- und positives internationales Recht ernannt. Nun folgten in langer Reihe seine Fachwerke, wie da sind: «A váltójog kézikönyve» (1870); «Polgári törvénykezési rendtartás» (1871); «A magyar váltóeljárás» (1872); «A magyar kereskedelmi törvénykönyv tervezete» (1872—73); «A magyar váltótörvénykönyv tervezete» (1873); «A magyar csődtörvény tervezete» (1874); «Kereskedelmi jog» (1876); «Anyagi és alaki váltójog» (1877); «Tételes európai nemzetközi jog» (1878) etc. Von diesen Werken wurden die Entwürfe des Handels- und Wechselrechtes vom 1875—78-er Reichstage zur Gesetzeskraft erhoben und Apáthy selbst ward für seine Verdienste zum königlichen Rat ernannt. Ausserdem wählte ihn die Ungarische Akademie der Wissen-

schaften zu ihrem Mitgliede und erteilte seinem Werke über Handelsrecht den grossen Preis. Für seine Verdienste als Universitäts-Professor erhielt Apáthy später den Eisernen Kronen-Orden III. Classe. Die Budapester Handels- und Gewerbekammer wählte ihn zum correspondirenden Mitgliede. Apáthy war auch Rector magnificus der Budapester Universität und Dekan der juridischen Fakultät. Seit 1878 vertrat er den Letenyeer Wahlbezirk im Reichstage und fungirte sehr oft als Referent des Justiz-Ausschusses, der ihn später zu seinem Präsidenten wählte.

— **Dichtungen in Zipser Mundart.** Die über die ganze Welt verbreiteten Söhne und Töchter der karpathengekrönten Zips bewahren — echte ungarische Schweizer — überall ihre Liebe zu ihrer schönen Hochgebirgsheimat, erfassen mit warmem Interesse alles an dieselbe Erinnernde und werden also natürlich von gelungenen poetischen Manifestationen des Zipser Volksgeistes auf das angenehmste erregt. Darum hat die Zipser mundartliche Gedichtsammlung: *Immerblühender zipserischer Liederpuschen, den verflixten Jungen und verschämten Jungfern vor die Brust gesteckt von Lindners Ernst v. Kesenmark*, welche durchwegs der prägnante poetische Ausdruck der Zipser Volksseele ist, als sie zuerst vor fünfundzwanzig Jahren in Wien in den «Fliegenden Blättern» erschien, in der ganzen von Zipsern bewohnten Welt sofort allgemeine Verbreitung und begeisterte Aufnahme gefunden, und gibt es noch jetzt kaum einen älteren Zipser, der nicht eine kleinere oder grössere Anzahl dieser unmittelbar aus dem Zipser Volksgemüt sprechenden, frischen Dichtungen zum Ergötzen seiner landsmännischen Zuhörerschaft vorzutragen wüsste. Das Lied von «Täikels (Tököli's) Suhn vom Käisenmarker Schloss», welcher aus Liebe zur schönen Schäferstochter den zauberhaften Karfunkel vom «Karfunkelturm» herabschiesst, demselben in den «Grünen See» nachstürzt und von den Seefräulein unten behalten wird; das Lied vom «Fliegenden Mönch» Cyprian im «Rothen Kloster» am Dunajec, der, nach vergeblichen Mühen mechanische Flügel zu construiren, vom Liebesgott Flügel erhält, die ihn über Berg und Tal zu seiner Heimlichgeliebten am Alpensee tragen; das Lied von «Pfannenflickers Tine», der die Bélaer den Mond aus der Popper ziehen lässt und unterdessen die silbernen Knöpfe ihrer Dolmans annektirt; die nahe an die Grenze der Decenz streifende naive Schäkerscene zwischen «dem jungen Herrn und dem Erdbeermädchen» im Schmeckser Walde; die zarte Schäkerszene zwischen dem gutsherrlichen «Informator» und der schönen Dorfschulmeisterstochter am Auslaufbrunnen vor dem einsamen Herrschaftshause: der überschwängliche naive Ausdruck der ersten Vaterfreude in der «Unbändigen Freude»: die lebendige Schilderung des Zipser Jugendtreibens in «Der Zipser Kinder Frühlingsfreuden»; das kecke «Lied der Késmarker Studenten», welche die «Naturgeschichterchen» viel lieber bei den «Maiduscherchen», als bei den «Professörerchen» studiren; die reizenden Lieder «Waldvöglein», «Draussen fällt Grützchen», «Ich acker' hie, ich acker», «Schau, wie meine Lepp zusprong sein», «Bassama Maidchen, wie ho ich Dich geren», «Bestellung ins Getraid», «Mein Herz ist in Zipsen» u. a. m.; die vielgesungenen mundartlichen Uebersetzungen der beliebtesten Petőfi'schen Lieder u. a. m. sind sammt und sonders oft wiederholte Lieblingsstücke der älteren Zipser und Zipseri-

nen. Diese Lieder sind nun in neuer Auflage erschienen und werden sich gewiss neuerdings zahlreiche Freunde in u. ausserhalb der Zips gewinnen. — Die Lorbern dieses «Immerblühenden zipserischen Liederpuschens» haben aber auch andere poetisch beanlagte Zipser «Purschen» nicht schlafen lassen. Und so haben Rudolf Weber von Deutschendorf (Poprád) in den letzten vier Jahren sechs *Schwänke in Zipser Mundart* (namentlich: «Der Jake mit der Geig», «Adolf, der kühne Jäger», »Der heilige Aegide von Deutschendorf», «Der Jone von Michelsdorf», »Die Bärenjagd», «Die Hosenjogd»), welche lebendige Volkslebensbilder aus den Zipser Kleinstädten am Auge des Lesers in behaglicher Redseligkeit vorüberführen und unseren Lesern zum Theil wohl bekannt sind, da einige derselben in dieser *Ungarischen Revue* veröffentlicht wurden, — und Rudolf Götz von Leibitz ein stattliches Bändchen vermischte Gedichte in Zipser Mundart unter dem Titel: *Frühlingsknöspel aus dem Zipser Blumengarten*, welche neben Leibitzer Lokalgeschichten und persönlichen Erlebnissen des Leibitzer Dichters auch schöne Zipser und Alfölder Naturschilderungen enthalten, erscheinen lassen. Diese Sammlungen sind abgesehen von ihrem poetischen Gehalte, auch wertvolle Beiträge zur Volkskunde und aus diesem Gesichtspunkte doppelt der Beachtung würdig.

UNGARISCHE BIBLIOGRAPHIE.*

Bartók Lajos, Téli regék (Winter-Märchen. Erzählende Dichtungen von Ludw. Bartók. Mit Zeichnungen von Joh. Jankó, Ant. Neogrády, Béla Spányi, Paul Vágó und Georg Vastagh). Budapest, 1890, Légrády, 4° 83 S.

— — *A méhek* (Die Bienen. Original-Lustspiel in drei Akten von demselben). Das. 205 S.

Calderon, saját becsületének orvosa (Calderon, Der Arzt seiner Ehre, Schauspiel in drei Aufzügen, aus dem Spanischen von Gustav Beksics). Raab, 1889, Gross, 120 S.

Csengey Gusztáv, Mocsarak királya (Der König der Sümpfe, historische Erzählung von Gustav Csengey). Budapest, 1890, Lauffer, 180 S.

Jókai Mór, A tengerszemü hölgy (Die Dame mit den Meeraugen, Roman in drei Bänden von Moritz Jókai). Budapest, 1890, Révai, 179 und 161 S.

Kiss József költeményei (Gedichte von Josef Kiss, 1868—1882. Fünfte Auflage). Budapest, 1890, Révai, 249 S.

Mikszáth Kálmán, Tavaszi napfény (Sonnenschein im Lenz, Gedichte für Kinder von Koloman Mikszáth, mit Bildern von H. M. Bennett). Budapest, 1890, Légrády, 4°.

— — *Magyarország lovagvárai* (Ungarns Ritterburgen, von demselben). Budapest, 1890, Révai, 175 S.

Pauer Imre, Új álláspont, módszer és irányelvek az ethikában (Ein neuer Standpunkt, eine neue Methode und neue Principien in der Ethik von Dr. Emerich Pauer). Budapest, 1889, Hornyánszky, 59 S.

* Mit Ausschluss der mathematisch-naturwissenschaftlichen Literatur, der Schulbücher, Erbauungsschriften und Uebersetzungen aus fremden Sprachen, dagegen mit Berücksichtigung der in fremden Sprachen erschienenen, auf Ungarn bezüglichen Schriften.

BILDNISSE DES KÖNIGS MATHIAS CORVINUS UND DER KÖNIGIN BEATRIX IN DEN CORVIN-CODEXEN.*

In den Spalten der Zeitschrift «Archæologiai Értesitö» (Archäologischer Anzeiger) vom Jahre 1885 besprachen wir jene Corvin-Codexe, die Attavantes de Attavantibus, der berühmte Florentiner Miniator gemalt hat.

Nun möchten wir die Aufmerksamkeit der Fachgelehrten auf jene Handschriften der Corvina lenken, welche in ihren Miniaturen die Bildnisse des Königs Mathias und seiner Gemahlin Beatrix bewahren, und zur Iconographie derselben wertvolle Beiträge liefern.

Unter diesem Gesichtspunkte hat noch Niemand in der Literatur sich mit dieser Frage befasst; wir wünschen daher zur Aufklärung derselben beizutragen, indem wir das Material zusammenstellen, welches über die Bildnisse des Mathias und der Beatrix in den geschriebenen Denkmälern der Corvina auf unsere Zeiten geblieben ist.

Aus der Bibliothek des Königs Mathias kennen wir bisher 125 Codices, die in 40 europäischen Bibliotheken zerstreut sind.

Unter diesen enthalten 20 Handschriften Bildnisse des Königs Mathias und der Beatrix.

Eines einzigen, und zwar des auf dem Titelblatte des Brüsseler Missales befindlichen Mathias-Porträts gedachte wohl schon Henszlmann, unser hochverdienter Gelehrter in seiner Abhandlung über «Die zeitgenössischen Bildnisse des Königs Mathias»,** doch weder er, noch sonst Jemand forschte eingehender nach den übrigen Bildnissen des Königspaares, die teils in dem Texte oberwähnten Missales, teils in anderen 19 Codices enthalten sind.

Wir versuchen im Nachfolgenden ein vollständiges Verzeichniss dieser vorhandenen Bildnisse zusammenzustellen.

Das älteste Porträt, welches sich von König Mathias in einer zeitgenössischen Handschrift erhalten hat, stammt aus dem Jahre 1467 und ist in dem Werke des Andreas Pannonius: «De regiis virtutibus ad Mathiam Hungariæ Regem» enthalten, das der Verfasser dem König widmete. Die Handschrift

* Aus Arch. Értesitö. Neue Folge VIII. Bd.

** Archäologische Mittheilungen, Budapest, 1861, II. Bd. S. 118—128.



1. BILDNISS DES KÖNIGS MATHIAS IM WIENER MISSALE A. D. J. 1469.
(Wiener Jesuiten-Bibliothek.)



2. BILDNISS DER KÖNIGIN BEATRIX 1476.
(»Diomedes Caraffa« in Parma.)

befindet sich in der Bibliothek des Vaticans. Sie zeigt uns im Initiale des glänzend ausgestatteten Titelblattes den König Mathias, das Scepter in der Hand, auf dem Throne sitzend, gegenüber am linken Rande des Blattes (heraldisch betrachtet) reicht ein im Medaillon schwebender Engel dem König eine, und zwar offene Krone; unter demselben hält ihm auch im Medaillon ein Karthäuser ein rothes Buch hin; Letzterer offenbar der Verfasser, der sein Buch dem Könige widmet.

Andreas Pannonius, ein Karthäuser ungarischer Abstammung, hatte sein Werk am 1. September 1467 im Kloster St. Christoph bei Ferrara beendet, und sandte es durch einen gewissen Markus, Magister der Philosophie, an Mathias. Hieraus ersehen wir, dass das auf dem Titelblatte erscheinende Bild, welches den König vorstellen sollte, nicht nach dem Original oder nach einer Medaille entstanden ist, sondern nur der Phantasie, der Eingebung des Miniators sein Entstehen verdankt; dies wird durch den Umstand erhärtet, dass Mathias auf diesem Bilde bärtig dargestellt wird, wie wir ihn sonst weder auf den zeitgenössischen Medaillen, noch in den Corvinischen Handschriften finden. Er erscheint immer bartlos. Der unbekannte Miniator des Codex hatte anstatt Mathias einfach nach der Chablone einen italienischen Fürsten gemalt, weshalb wir denn dieses Porträt in das Verzeichniss der Mathiasbildnisse nicht aufnehmen konnten, doch fanden wir es, als das älteste Bildniss des Königs, der historischen Genauigkeit halber erwähnenswert.

Wir bemerken noch, dass Wilhelm Fraknói dieses, sowie ein zweites Werk des Andreas Pannonius unter den Editionen des literarhistorischen Ausschusses der ungarischen Akademie der Wissenschaften veröffentlichte, wo er zugleich ein phototypisches Facsimile des den König Mathias darstellenden Titelblattes beifügte. *

Nachdem wir dies vorausgeschickt haben, können wir nun constatiren, dass die Reihe der in den Corvinianis vorkommenden Mathiasbildnisse eigentlich das Corvin-Missale der Wiener Jesuiten eröffnet, das im Jahre 1469 in Wien von den Büchercopisten Georgius Cathedralis und Institoris angefertigt wurde. Dieses Missale zeigt uns in dem vor dem Canon befindlichen Bilde das älteste Porträt Mathias'.

Ursprünglich schenkte König Mathias dieses Messbuch im Jahre 1469 dem Franziskaner Thomas de Hungaria mit der Bedingung, dass es nach dessen Tode in jener Provinz verbleibe, in welcher derselbe sterben würde.

So verblieb das Manuscript bis zum Ende des vorigen Jahrhundertes (bis zur Säcularisation des Ordens) im Besitze der Wiener Franziskaner, von wo es an den Grafen Ladislaus Festetich, von diesem an den österrei-

* Wilhelm Fraknói: Andreas Pannonius. Ung. bibliogr. Revue. Jahrg. 1879, S. 113 und «Ung. literarhist. Denkmäler». Budapest 1886. I. B. S. I—XXII.

chischen Geschichtschreiber A. Kaltenbeck, später an Carolina Ludovica, Herzogin von Parma-Piacenza-Guastalla, dann in die Sammlung «Collegio del Gesu» der Jesuiten von Rom und endlich in die Bibliothek der Wiener



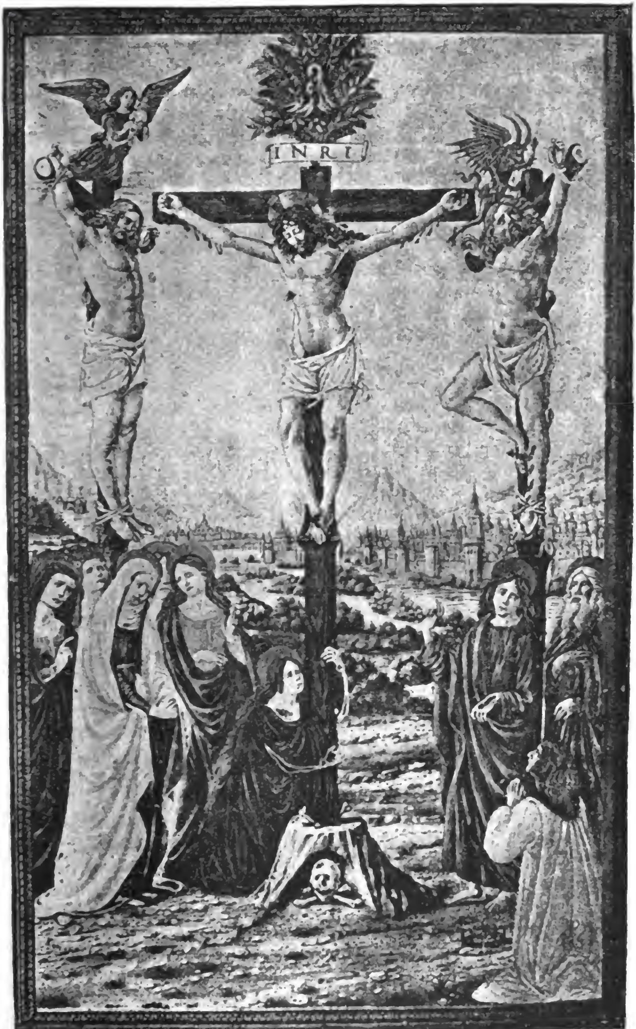
3. BILDNISS DES K. MATHIAS AUS D. J. 1485.
(Brüsseler Missale.)

Jesuiten kam. Im Jahre 1882, bei Gelegenheit der ung. bibl. Landesausstellung in Budapest, war es mit den übrigen Corvinianis öffentlich ausgestellt.

Das Missale wurde *nicht* für die ungarische Kirche geschrieben. Es fehlen dem Kalender die ungarischen Heiligen, dem Texte deren Messen.



4. BRUSTBILD DER K. BEATRIX AUS D. J. 1485.
(Brüsseler Missale.)



5. KNIEBILD DES K. MATHIAS AUS D. J. 1485—87.

(Brüsseler Missale.)

Hieraus folgt, dass der Codex nach keinem ungarischen Original geschrieben wurde; seinem Colophon ist zu entnehmen, dass er im Jahre 1469 in Wien von Georgius Cathedralis und Institoris verfertigt wurde.

Das Buch ist daher nicht ungarischen Ursprungs. Seine Ornamentik, die Randverzierungen, Miniaturen und das ganze Gehaben zeigen wohl viele Aehnlichkeit mit jenen gemalten Handschriften, die zu dieser Zeit für das Pressburger Capitel angefertigt wurden, doch haben wir keine positiven Belege zur Annahme, dass es in Ungarn geschrieben worden wäre. Hauptzierden des Werkes sind seine drei Bilder vor dem Canon: die Extase des heil. Franz v. Assisi, die Mutter Gottes mit dem Jesuskindlein und die Kreuzabnahme. An den Bildern prägt sich der Charakter der deutschen Büchermalerei aus.

Für uns ist besonders das letzte Bild von Wichtigkeit, weil dieses das Bildniss des Königs Mathias bewahrt.

Hinter dem Erlöser sind zu sehen: das Kreuz, die Leiter und die Marterwerkzeuge, unter ihm drei Würfel, links Judas, Pilatus und Herodes, rechts St. Peter und die verräterische Magd. Unterhalb dieser ein Speer, ein Schwert und ein Hahn auf einer Säule. Rechts im Vordergrunde kniet Mathias im Königsmantel, eine geschlossene Krone auf dem Haupte. Das Gesicht ist vollkommen bartlos, seine Haare fallen in langen Locken über seine Schultern, die Hände erhebt er zum Gebet, aus seinem Munde schwebt dem Erlöser ein Spruchband zu mit den Worten «Pie Jesu miserere mei!»

Dies ist das älteste, uns überkommene Bildniss unseres Mathias.

Bei den Knieen ist sein Wappen: der in vier Felder geteilte Schild mit dem ungarischen Balken, dem silbernen Doppelkreuze in rotem Feld, ferner das Wappen Dalmatiens, sowie auf silbernem Felde der rote Löwe von Besztercze und im Herz-Schilde der Rabe mit dem Ring im Schnabel.

Unter sämmtlichen Corvinianis ist dies die einzige Handschrift, in welcher das Wappen Mathias' die Landesinsignien mit dem Löwen von Besztercze, nicht aber, wie gewöhnlich, mit dem böhmischen Löwen verbunden zeigt; dieser Umstand kann zugleich als Beweis gelten, dass Mathias diese Handschrift noch vor seiner Krönung zum König von Böhmen (3. Mai 1469) dem oberwähnten Franziskaner geschenkt habe.

Unter dem Bilde ist folgende zeitgenössische Inschrift zu lesen: «Ego Mathias Rex Hungariæ concessi hoc Missale fratri Thomæ de Hungaria, post cuius obitum maneat præsens liber in provincia qua claudit diem extremum». Wer der Maler des Bildes gewesen sei, oder ob vielleicht einer der Büchercopisten zugleich Büchermaler war — hiezu fehlen uns positive Beweise.

Indessen in Anbetracht des Umstandes, dass König Mathias hier als

Donator des Missale erscheint, halten wir es für wahrscheinlich, dass der unbekannte Miniator das Bildniss Mathias' entweder nach dem Leben oder nach einem Original angefertigt habe. Für diese Annahme sprechen die Bartlosigkeit des Antlitzes, die hervorstehenden Backenknochen, die gewölbten, buschigen Augenbrauen, welche Merkmale sämmtlich mit den späteren Erinnerungsmedaillen und sonstigen Bildnissen des Königs Mathias vollkommen übereinstimmen, wiewohl die längliche Nase, das spitze Kinn gewisse Abweichungen zeigen und dem Gesichte ein eckiges Aussehen verleihen. Doch dürfte das Letztere eher dem Einflusse der deutschen Schule, als der Ungenauigkeit des königlichen Bildnisses zuzuschreiben sein.

In dem einen Merkmale, dass König Mathias bartlos gemalt ist, stimmt die deutsche Schule mit den Meistern der italienischen Renaissance vollkommen überein. Dieser charakteristische Zug ist vom Jahre 1469 bis zu dem 1490 erfolgten Tode Mathias' an dessen sämmtlichen Bildnissen folgerichtig durchgeführt. Zu bemerken ist noch, dass dieses Porträt in dem 27-sten Lebensjahre des Königs entstand, als das älteste Bildniss, welches wir von ihm haben. Die Bibliothek des ungar. Nationalmuseums besitzt dieses Bild in der Sammlung der von den Corvina-Denkmälern aufgenommenen photographischen Copien, woher wir es in verkleinertem Masstab sub Nr. 1 hier beifügen.

Von 1469 bis 1475 finden wir in unseren schriftlichen Denkmälern kein einziges Porträt des Königspaares. — Aus dem Jahre 1476 erhielt sich in der königlichen Bibliothek zu Parma in dem Codex des Diomedes Caraffa »De institutione vivendi» ein Bildniss der Beatrix von Aragonien, zweiter Gemahlin des Königs Mathias, das wir hier nach der photographischen Copie der ungar. Musealbibliothek in der Grösse des Originals sub Nr. 2 reproduziren.

Als nämlich Beatrix, die Tochter König Ferdinands II. von Neapel, dem König Mathias verlobt wurde, schrieb Diomedes Caraffa, ein Hofbeamter des Königs von Neapel, in dessen Auftrage Instructionen für Beatrix, die ihr künftiges Verhalten regeln sollten.

Diese Verhaltungsmassregeln enthält der Codex zu Parma. Er ist auf dunkelgrünes und violetfarbenes Pergament geschrieben und ist jenes Originalexemplar, welches der Verfasser der Beatrix gewidmet hat. Den Hauptschmuck bildet das Titelblatt; es stellt die Königin en miniature in ganzer Gestalt vor, wie sie das ihr gewidmete Buch von Diomedes Caraffa in Empfang nimmt. Beatrix sitzt in langem Kleide auf einer kurzen Bank, ihr linker Ellbogen ruht auf deren Lehne, ihre Füsse auf einem Kissen, während sie ihre Rechte dem Verfasser entgegenstreckt, um das ihr gewidmete Werk zu übernehmen. Vor ihr kniet der Verfasser und hält ihr mit beiden Händen ein offenes Buch hin. Hinter ihm ist mit goldenen Buchstaben folgende Aufschrift zu lesen: DIOMEDES PERPETVO



6. GOLDENE GEDENKMEDAILLE DES K. MATHIAS UND DER K. BEATRIX AUS D. J. 1485—87.
(Brüsseler Missale.)



7. BILDNISS VON K. MATHIAS UND BEATRIX AUS D. J. 1487—92.

(Breviarium Vaticanum.)

FIDELIS, unter dem Bildnisse der Beatrix steht: BEATRIX. Das Bild wird von einer glänzend ausgestatteten Fassung umrahmt, in welcher Embleme der aragonischen Dynastie, unten die vereinigten Wappen des Mathias und der Beatrix, sowie das Familienwappen des Diomedes Caraffa enthalten sind; unter letzterem die Inschrift: FIDELITAS.

Diese Embleme, sowie auch den Codex habe ich in dem Jahrgang 1879 der «Magyar Könyvszemle» («Ung. bibliogr. Revue») eingehend besprochen.* Hier hebe ich nur hervor, das sder Miniator desselben unbekannt ist, (der Copist ist Joannes Marcus Cinicus), doch verrät er unstreitig neapolitanischen Ursprung, wie wir uns davon nach sorgfältiger Vergleichung mit den in der Wiener Hofbibliothek in grosser Anzahl befindlichen Codices neapolitanischer Provenienz überzeugen können.

Dieses Bildniss der Beatrix, das älteste, das wir in schriftlichen Denkmälern kennen, weicht von ihren späteren ebenso im Gesichtsausdruck wie in der Statur wesentlich ab. In den später entstandenen sind ihre Züge fester, ausdrucksvoller, ihre Gestalt voller, wie wir weiter sehen werden.

Eine Handschrift nächsten Datums, welche die Bildnisse des Königspaares aufbewahrt hat, ist das «Brüsseler Missale» gemalt von Attavantes de Attavantibus in den Jahren 1485—87.

Diese Handschrift hat eine förmliche Literatur. Sie ist auf Pergament, Grossfolio, mit gothischen Buchstaben geschrieben und mit verschwenderischer Pracht und grosser künstlerischer Vollkommenheit ausgestattet. Der schönste, prachtvollste Corvin-Codex, den wir bisher kennen, mit mehreren wahrhaft grossartigen Prachtblättern, von denen das Titelblatt und das Bild vor dem Canon die glänzendsten sind. Ausser diesen ist es noch mit zahlreichen vorzüglich ausgeführten Randverzierungen, wunderbaren Miniaturen und meisterhaften Initialen geschmückt. Das Wappen des Mathias ist an den meisten Stellen mit fürstlich burgundischen und spanischen Wappen übermalt. Seine Wappen überklebte man mit Pergament oder Papier und hierauf malte man die neuen. Man änderte auch die ursprünglichen Embleme um, doch lösten sich stellenweise jene Pergamentstückchen ab, auf welche man die neuen Wappen gemalt hatte, so dass das Wappen des Königs Mathias neuerdings sichtbar ist. Hie und da erhielt sich wohl eines oder das andere der Corvin-Embleme; wahrscheinlich entgingen sie der Aufmerksamkeit des Miniators. Das Titelblatt, von Emerich Henszlmann in seiner erwähnten Abhandlung ausführlich beschrieben, zeigt uns in einem prächtigen Bilde einen Altar mit porphyrnen Säulen und an beiden Seiten stehende Figuren. Unter dem Bilde ist der Name des Miniators in der Malerei mit Capitalbuchstaben folgendermassen angebracht:

* Abgedruckt in den «Literarischen Berichten aus Ungarn» 1879. III. Bd. 3. Heft.

ACTAVANTES DE ATTAVANTIBVS HOC OPVS ILLUMINAVIT A. D. M. CCCCLXXXV, und auf dem Bilde vor dem Canon:

ACTVM FLORENTIAE A. D. MCCCCLXXXVII. Des Königs Bildniss kommt im Codex dreimal vor, das der Königin zweimal, und zwar erstens beide als Brustbilder in farbigen Medaillons; des weiteren Mathias allein auf dem vor dem Canon befindlichen Bilde in knieender Stellung, barhaupt mit zum Gebet gefalteten Händen, und endlich auf S. 411 abermals beide auf goldener Medaille mit der Umschrift: MATHIAS CORVINVS REX HVNG. und BEATRIX DE ARAGO REG. HVNG. Diese drei Bildnisse finden unsere Leser unter Nr. 3, 4, 5, 6. Von dem ersten, welches den König in einem Medaillon-Brustbild darstellt, wies schon E. Henszlmann nach, dass es nicht nach dem Original, sondern nach einer Medaille gemalt wurde. Mathias erscheint hier mit reichen blonden Haaren, die bis an die Schultern reichen und sogar den oberen Teil der Stirne bedecken, sein Haupt umgibt ein Eichenkranz, um den Hals trägt er eine goldene mit Perlen und Edelsteinen besetzte Kette, unter seinem roten, mit einem Pelzkragen verbrämten Oberkleid sind der goldene Panzer und der Kragen des weissen Hemdes sichtbar. Der Schnitt seines Kleides verrät italienischen Geschmack, und ist das ganze Brustbild, abgesehen von der geringfügigen Idealisirung, ein vollkommenes Ebenbild jener Medaille, die wir in unseren Mitteilungen hier unter Nr. 14 anführen, und die wahrscheinlich auch dem Attavantes zum Muster diente.

An der rechten Seite des Titelblattes, gleichfalls im Medaillon, sehen wir das Porträt der Beatrix von einer Gloriole umgeben, wie dies unsere Illustration sub Nr. 4 zeigt.

In derselben Handschrift auf dem vor dem Canon stehenden Bilde, welches den auf Golgatha gekreuzigten Erlöser mit den zwei Mördern und den gewohnten Gestalten unter dem Kreuze darstellt, sehen wir unterhalb Joannes' und Josefs von Arimathia die Gestalt des Königs Mathias zum zweitenmale, wie er in langem Gewande, entblössten Hauptes, knieend das volle Gesicht zum Kreuze des Heilandes erhoben mit gefalteten Händen betet. Das Haar fällt dicht um die Schultern, und sein Antlitz erscheint durch das Gebet ganz durchgeistigt. Das Facsimile des Bildes ist hier auf Beiblatt 5.

Zum letztenmale erscheinen die Bildnisse Mathias' und der Beatrix in diesem Codex auf Seite 410 auf goldenen Medaillen mit der oben erwähnten Umschrift; sie sind hier auf dem Facsimile Nr. 6 in der Grösse der Originale abgebildet.

Das in jeder Beziehung würdige Seitenstück des Missales von Brüssel ist das Breviarium im Vatican, in der Literatur als Breviarium Mathiæ Corvini bekannt. Es ist gleichfalls ein Werk des Attavantes; auf Pergament, Folio, mit gothischen Lettern, denen des Missale ähnlichen Miniaturen,

Randverzierungen und Emblemen gemalt. Geschrieben wurde es im Jahre 1487 von «Martinus Faventinus presbyter», doch Attavantes mag sich erst später an die Ausmalung gemacht haben, denn obwohl er im Jahre 1492 — also zwei Jahre nach Mathias' Tode — noch daran arbeitete, blieb es trotzdem unbeendigt; die geplanten Miniaturen und Randverzierungen konnte er an den letzten Seiten nicht mehr anbringen. Der Codex enthält 9 grossartige halbblättrige Miniaturen mit biblischen Allegorien, zahlreiche kleinere Miniaturen und die gebräuchlichen Corvin-Embleme. Die Hauptblätter sind mit Prachtfassungen, die übrigen mit Randverzierungen geschmückt. Auf dem zweiten Prachtblatte (Folio 8) sind die Bildnisse Mathias' und der Beatrix zu sehen. Auf Folio 8 des Codex befindet sich nämlich eine prachtvoll ausgeführte Miniature, die Hälfte des Blattes einnehmend und hier in der Grösse des Originals unter 7 im Facsimile zu sehen. Das Bild stellt den Apostel Paulus dar, wie er von einem Felsen predigt.

In seiner Rechten das gewohnte Schwert, erhebt er den Zeigefinger seiner Linken zum Himmel; vor ihm eine aufmerksame Menge, unter ihr in erster Reihe Mathias und Beatrix. Mathias in einem Gewande von italienischem Schnitt, sitzt auf einem Sessel; die Rechte ruht auf der linken Brust, während die Linke das goldene Scepter hält. Sein Haupt bedeckt eine offene Krone. Das reiche blonde Haar fällt wellenförmig um seine Schultern und bedeckt sie ganz. Ihm zur Rechten ebenfalls in italienischem Gewande sitzt ein unbekannter junger Mann mit einem Eichenkranz um das Haupt, wendet das Gesicht dem König zu und streckt den Zeigefinger seiner Rechten ermahnend empor. Zur Linken kniet Königin Beatrix in ausgeschnittenem, langem Kleide, hält die Hände zum Gebet gefaltet, ohne Kopfschmuck, das Haar glatt gekämmt, um den Hals eine Perlenschnur. Hinter ihr auf einem Sessel liegt eine offene goldene Krone, neben ihr hält eine Frau einen Königsstab in Händen, offenbar den der Beatrix. Hinter ihnen lauscht eine aus drei Männern und vielen Frauen bestehende Gruppe andächtigen Sinnes den Worten des Apostels; den Hintergrund nimmt die Ansicht einer Stadt ein. Vergleichen wir nun diese Bildnisse des Mathias und der Beatrix mit den, ebenfalls von Attavantes gemalten Porträts des Brüsseler Missales, so ergibt sich eine augenfällige Abweichung. Das Bildniss im Medaillon des Missale ist wohl idealisirt, doch kommen die charakteristischen Backenknochen, sowie Nase und Mund zu voller Geltung. Im Breviarium vermissen wir diese Merkmale. Mathias erscheint hier en profil um ein Bedeutendes jünger, als auf dem früheren Porträt, obwohl dieses um einige Jahre später entstanden ist.

Dagegen ist aber Beatrix, die im Missale noch idealere Züge trägt, als Mathias, hier sehr realistisch behandelt und erinnert eher an jene Bildnisse, welche von ihr auf Medaillen und dem marmornen Basrelief der Ambraser Sammlung erhalten sind. Nachdem ich weder das Missale, noch das Bre-

viarium — die vorzüglichsten Schöpfungen des Attavantes, — aus eigener Anschauung kenne, bin ich gezwungen, mein Urteil über die vorkommenden Miniaturen nicht auf unmittelbare Betrachtung, sondern nur auf photographische Copien zu gründen.

Die nächste Handschrift mit Bildnissen des Mathias und der Beatrix ist der Codex: «Didimi Alexandrini de Spiritu Sancto et Cyrilli Alexandrini opera» von Sigismundus de Sigismundis am 4. Dezember 1487 in Florenz





8. BILDNISS DES K. MATHIAS AUS D. J. 1488. 9. BILDNISS DER K. BEATRIX. 1488.
(Didimus-Codex in Rom.)

beendigt. Früher im Besitze der Jesuiten-Bibliothek «Collegium Romanum» in Rom, ist sein jetziger Aufbewahrungsort unbekannt. Die schönsten Zierden der Handschrift sind die drei Titelblätter, von denen das zweite als ein Meisterwerk der Miniaturmalerei aus der Renaissance noch besonders hervorzuheben ist. Es stellt eine altarförmige Erhöhung vor auf gespreiztem Sockel, mit Pfeilern, Gebälke und entsprechenden Firsten. Das prächtige Bild erstreckt sich in Gross-Folio auf eine ganze Seite und entzückt den Kenner sowohl durch den Entwurf, als auch durch die Ausführung

seiner grossen und kleinen Miniaturen und sonstigen Ra... ...zierungen. Diese Miniaturen rühren meines Erachtens nicht von Atta...ntes her. Ihr Charakter lässt auf eine andere Hand schliessen und zwar auf eine, die in der Kunst der Büchermalerei noch über Attavantes stand. Ueber die Person des Malers fehlen uns die Aufschlüsse, doch auf Grund der ähnlich ausgeführten Codexe der Laurenziana in Florenz, deren Ausführung von Anziani, dem Bibliothekar der Laurenziana, und von Eugène Muntz dem Francesco Antonio de Chierico zugeschrieben wird, halte ich es für wahrscheinlich, dass der Didimus-Codex sowie der «Gregorii Magni Dialogi et Vita» in der Bibliothek d'Este zu Modena, wie auch «Hieronym...s Explanatio» der Wiener Hofbibliothek und der «Hieronymus in Matheum et Marcum», welche alle in Florenz im Jahre 1488 ausgefertigt wurden, von demselben Francesco Antonio de Chierico gemalt worden sind.

Die von ihm ausgeführten Codices bewahren meiner unmassgeblichen Meinung nach die treuesten Bildnisse des Mathias und der Beatrix; vergleichen wir die Beschreibungen Galeotti's, Bonfini's und die anderer zeitgenössischer Schriftsteller mit den uns erhaltenen Erinnerungs-Medaillen und den Basrelief-Bildnissen der Wiener Ambraser Sammlung, so dürften jene von Francesco Antonio de Chierico verewigten Züge den wahren am nächsten kommen.

Unter allen diesen Porträts nehmen die im Didimus-Codex enthaltenen Bildnisse des Mathias und der Beatrix unstreitig den ersten Rang ein, die wir von allen vorhandenen Miniaturbildern des Königspaares für die gelungensten halten.

Am rechten Rande des Prachtblattes zwischen zwei Pfeilern kniet König Mathias in einem purpurnen, mittelst einer grossen Agraffe zusammengehaltenen Prunkmantel mit weiten Aermeln und Hermelinkragen; die Hände erhoben, scheint er mit offenem Munde zu beten; auf dem Haupte eine offene Krone. Sein rötliches Haar fällt in langen, geringelten Locken um seine Schultern, vor ihm ein langes, gerades Schwert. Ihm gegenüber, am linken Rande, gleichfalls zwischen zwei Pfeilern kniet die Königin Beatrix in langem, hellblauem Kleide, die Hände zum Gebet gefaltet; ihr Haar ist glatt gekämmt, auf dem Haupte eine offene Krone. Beide Bildnisse sind realistisch behandelt und stellen das Königspaar bejahrt, aus den letzten Jahren ihrer Regierung vor.

In dem Porträt Mathias' kommen seine sämmtlichen hervorstechenden Züge zur Geltung: die buschigen Augenbrauen, die breiten Backenknochen, grosser Mund und grosse Nase; das Bildniss der Beatrix gleicht vollkommen dem Marmor-Relief der Ambraser Sammlung. Wir reproduciren beide Bildnisse in den Facsimilen Nr. 8, 9 in der Grösse der Originale. Die bezogene Handschrift sah ich nicht, konnte daher zur Beschreibung nur photo-

graphiscı. ⁿien, sowie eine einschlägige Abhandlung unseres verdienstvollen Gele. en Dr. Florian Rómer benützen.

Demseloen Künstler ist auch der «Hieronymus in Matheum Marcum et Ecclesiasten Commentarius», Eigentum der Wiener Hofbibliothek, zuzuschreiben, gleichfalls von Sigismundus de Sigismundis am 18. October 1488 beendet, das am zweiten Titelblatte ein längliches Brustbild von Mathias bewahrt. Es stellt den König in rothem, italienischem Oberkleid dar mit einem Lorbeerkranz ums Haupt. Die Gesichtszüge, besonders Nase, Mund und Kinn sind sehr markant. Sein reiches Haar ist in die Stirne gekämmt, die es ganz bedeckt; rückwärts fällt es geringelt auf die Schultern. Dieses Bild entstand in der Zeit vom 18. October 1488 bis 6. April 1490, als Mathias 47—49 Jahre alt war; hier erscheint er aber um Vieles älter. Das Gesicht ist runzelig, abgelebt, das reiche Haar nicht mehr so blond, wie an den früheren Bildern, sondern mit Grau gemischt, was ihm einen weisslichgrauen Schimmer gibt.

Das Porträt reiht sich, was Treue anbelangt, dem Bildnisse im Didimus-Codex vollkommen würdig an, ist entweder nach einem Original oder nach einer sehr guten Medaille angefertigt worden und rechtfertigt jene Aufzeichnungen zeitgenössischer Schriftsteller, dass der König vor der Zeit alterte. Wir fügen dieses Porträt sub Facsimile Nr. 10 in der Grösse des Originals bei. Nachdem Sigismundus de Sigismundis diesen Codex am 4. Dezember 1488 beendigte, entstand letzterer in 46 Tagen. Von demselben Künstler stammen noch die Codices:

S. Gregorii Magni: «Dialogi et Vita» in der Este'schen Bibliothek zu Modena, und S. Hieronymi: «Explanatio in Epistolas S. Pauli ad Galatas» in der Wiener Hofbibliothek, deren ersterer in Florenz am 13. Feber 1488, letzterer aber ebendaselbst auch im Jahre 1488 geschrieben wurde. Der Modenensische zeigt den Namen des Schreibers nur mit dem Anfangsbuchstaben M. — der Wiener Codex mit M. L. P. an. In ihren Verzierungen gleichen beide Codices vollkommen einander, sind auch Schöpfungen eines und desselben Meisters. Für uns haben sie das Interesse, dass sie auf dem Titelblatte in goldenen Medaillen die Porträts Mathias' und der Beatrix enthalten, von denen wir hier die Wiener unter Nr. 11 und 12 beifügen.

Die Medaillen mit einem Durchmesser von 2 Cm. zeigen uns Mathias mit Lorberkranz, Königin Beatrix mit vollem Gesicht und interessantem Kopfschmuck. Sie heben auch in diesem kleinen Maasstabe die charakteristischen Züge des Königspaares hervor und sind wahrscheinlich nach gleichzeitigen Medaillen entstanden.

Der letzte Corvin-Codex mit einem Datum, in dem wir noch ein Bildniss des Mathias vorfinden, ist die Handschrift des Venetianers Averulinus: «De Architectura.» In unserer Literatur häufig besprochen, erregte sie ob ihrer besonders glänzenden Ausstattung und ihrer zahlreichen Minia-







10., 11. BILDNISS DES K. MATHIAS. 12. BILDNISS DER K. BEATRIX, 1488.

(Hieronymus-Codices in Wien.)



13. BILDNISS DES K. MATHIAS AUS DEM JAHRE 1488.
(Averulinus-Codex in Venedig.)

turen 1882 auf der Budapester bibliographischen Landesausstellung die ungeteilte Bewunderung der Fachgelehrten und Amateurs. Weder Schreiber noch Miniator sind uns bekannt, doch aus einer der im 11. Capitel des Textes befindlichen Miniaturen, wo auf einer Steinplatte die Jahreszahl 1488 vorkommt, ist ersichtlich, dass sie im Jahre 1488 angefertigt wurde. Der Charakter der Miniaturen lässt darauf schliessen, dass wir es entweder mit einem italienischen Meister, oder wenigstens mit einem solchen zu thun haben, der unter dem Einflusse der italienischen Renaissance gestanden haben mag. Unstreitig dieselbe Hand verraten noch der Münchener «Beda



14. GEDENKMEDAILLE DES KÖNIGS MATHIAS.
(Archäologische Abteilung des Nationalmuseum's zu Budapest.)

Venerabilis» und der Pariser: «Cassianus». Auch halte ich es für wahrscheinlich, dass der Nürnberger Codex «Historia Imperatorum Turciæ», der das Monogramm König Vladislaus' II. trägt, auch durch sein Hinzuthun entstanden ist. Unter diesen Codices enthält nur der Averulinus das Porträt Mathias', das wir hier auf Facsimile 13 in der Grösse des Originals beifügen. An dem unteren Rande des ersten Titelblattes sehen wir inmitten eines Kranzes von Blumen und Früchten den Mathias als Triumphator sitzen auf dem Throne eines zweirädrigen, von drei Schimmeln gezogenen Triumphwagens; an beiden Seiten des Thrones je ein Leuchter, an dessen oberem Teller eine offene Flamme flackert. Der König sitzt in Rüstung, ohne Mantel, auf dem Haupte eine offene Krone, an der Seite ein kurzes,

gerades Schwert, das er mit der Linken umfasst, während die Rechte den Reichsapfel emporhält. Sein reiches Haar legt sich vorne an die Stirne und fällt an beiden Seiten gekräuselt auf die Schultern. Unter allen Miniaturbildern ist sein Gesicht hier am kleinsten, die Züge sind nicht genau zu entnehmen, es lässt sich daher nicht bestimmen, welchem der angeführten Bildnisse es ähnlich sei. Gleichwohl malte ihn der unbekannte Miniator auch auf diesem kleinen Bilde genug charakteristisch und bestrebte sich, seine stark gezeichneten buschigen Augenbrauen, die grosse Nase und seinen grossen Mund nach Möglichkeit hervorzuheben. Ein prachtvoller Vorhang, gehalten von zwei Kindern, bildet den Hintergrund des Triumphwagens und verleiht dem ganzen Bilde einen harmonischen Abschluss. Dieses Bildniss des Königs entstand wohl unter dem Eindrucke seines siegreichen Einzuges in Wien im Jahre 1485, sowie der Einnahme von Wiener-Neustadt im Jahre 1487 und ist seinem Entwurfe nach das Paar des im Wiener Philostratus-Codex vorhandenen Miniaturbildes.



18. REITERBILDNISS DES K. MATHIAS.
(Erstes Titelblatt des Cortesius-Codex in Wolfenbüttel.)

Unter den Corvin-Codices ohne Datum, welche die Bildnisse des Mathias und der Beatrix bewahren, ist in erster Reihe hervorzuheben: Philostrati «Icones, Vitæ Sophistarum ab Antonio Bonfino e græco in latinum traductæ». Er nimmt nach der Pracht seiner Ausstattung unter den bis jetzt bekannten Corvin-Codices den sechsten Platz ein und enthält das Bildniss des Königs zweimal auf dem Titelblatte und zwar in Medaille und in Miniature. Dieser Codex ist in historischer, kunstgeschichtlicher und palæographischer Beziehung so interessant, dass wir bemüssigt sind, uns mit ihm eingehender zu befassen.

Es unterliegt keinem Zweifel, dass das letzte Lustrum der Regierungszeit des Königs Mathias, die Jahre 1485—90, in der Bibliographie der Corvina einen entscheidenden Wendepunkt bilden. Aus diesen Jahren stammen die prachtvollsten Handschriften seiner Bibliothek. Zur selben Zeit, als König Mathias Wien erobert, Wiener-Neustadt erstürmt und Beherrscher

Oesterreichs wird, entstehen: das Brüsseler Missale, Breviarium Romanum und Didimus, die Venetianer: Marcianus Capella und Averulinus, die Wiener: Philostratus und Hieronymus; Cassianus in Paris, Gregorius zu Modena, Fontius in Wolfenbüttel; des weiteren: Cortesius, Priscianus, Lydus, Marsilius Ficinus und noch andere glänzend ausgestattete Corvin-Codexe mit Miniaturen geschmückt von Attavantes, Francesco de Chierico und anderen, bis heute unbekannten Künstlern.

In den Randverzierungen dieser Handschriften kommen ausser dem ungarischen und Corvin'schen Wappen auch noch die der eroberten Länder vor: so das Wappen Oesterreichs und Wiens. Aus diesem letzteren Umstande lässt sich auf die Entstehungszeit der Handschriften ein sicherer Schluss ziehen. Sämmtliche Bildnisse des Königs mit Ausnahme eines einzigen * entstanden zu dieser Zeit. Er erscheint in den mannigfaltigsten Abbildungen, teils in Medaillen, teils in Miniaturen, mit Eichen- oder Lorbeerkranz, bald als Triumphator auf dem Triumphwagen, bald hoch zu Ross oder auch im Königsmantel in knieender Stellung. Sie wurden in den Jahren 1485—90 angefertigt, daher in einer Zeit, als König Mathias, die Macht Kaiser Friedrichs vernichtend, als Eroberer von Wien, Wiener-Neustadt und Oesterreich auf dem Höhepunkte seines Ruhmes stand, und als Triumphator seinen Einzug in die Hauptstadt seines Feindes hielt ** und den von ihm bereits vermehrten Titeln des Königs von Ungarn auch noch den eines Herzogs von Oesterreich beilegte.

Die Wirkung dieser Siege äussert sich ebenso an der Ornamentik, wie auch an der Zueignung der dem König gewidmeten Bücher. Die Huma-

* Im Missale der Wiener Jesuiten, gemalt im Jahre 1469.

** Bezüglich des Einzuges des Königs Mathias in Wien halten wir es für interessant, hier die Aufzeichnungen eines unbekannten, zeitgenössischen Schriftstellers mitzuteilen (Lateinische Handschrift der Münchener kgl. Bibliothek sub Nr. 442 S. 2696); sie machen uns mit den Einzelnheiten bekannt und werfen zugleich ein Schlaglicht auf die Auffassung, welche die Zeitgenossen dem Einzuge entgegenbrachten. Die Aufzeichnung lautet: Sciendum quod anno MCCCCLXXXV. Rex Vngarorum Mathias intenuit civitatem Viennensem etiam (?) capiendo. In vigilia corporis Xristi hora octava de mane primo, premisit triginta duos currus cum alimentis, secundo duo millia equestres electos; tercio viginti quatuor cameli secuti sunt illos equites portantes thesaurum regis, quarto secuti sunt quadringenti pedites, quinto viginti quatuor episcopi cum mille equitibus, electis viris, sexto rex Mathias intenuit (?) cum mille equitibus secuti sunt bene armati et equi vestiti usque ad terram; septimo secuti sunt regem ducenti pedestres electissimi; octavo secuti sunt mille boves in sustentationem civitatis supradicte. Et dicitur quod Regina Vngarorum intrabit civitatem regalem wiennensem feria 4-a ante octavam corporis Christi. Mira rerum mutatio. Et novus siderum influxus. Vienna caput Austriæ ad Vngaros pervenit, sic deo placuit ludere fortunam dixisset antiquitas. Nos divine providentie cuncta tribuimus.

nisten preisen in ihren Widmungen die Kriegsthaten des Mathias mit den grössten Lobeserhebungen, ja Alexander Cortesius verewigt sogar den Kriegsruhm des Königs durch das selbstständige Epos: «Laudes bellicæ Mathiæ regis.» *

Hand in Hand mit der Huldigung der Humanisten ging auch die der Miniatoren. Die Renaissance-Motive der Büchermalerei wurden mit Kriegsemblemen, Trophäen, Schlachtenbildern verbunden, das Bildniss Mathias' mit Eichen oder Lorbeerkranz gemalt, die Titelblätter der Handschriften mit den Wappen Wiens, Oesterreichs und anderer eroberter Länder geschmückt; die ganze Ausstattung der Corvin-Codexe erhielt einen gelegenheitsmässigen actuellen Charakter.

Aus jenen Corvin-Codices, welche mit Trophäen und Schlachtenbildern geschmückt und nach meinem Dafürhalten unter oben angedeutetem Einflusse entstanden sind, ragen folgende drei besonders hervor.

Der schon besprochene Averulinus von Venedig, der Philostratus in Wien und der Cortesius in Wolfenbüttel.

Wir wollen erst an die Besprechung des Philostratus gehen. Dieser Codex ist der prägnanteste Ausdruck für den Einzug des Königs nach Wien. Seine Ausstattung fällt um das Jahr 1488 in gleiche Zeit mit dem Venetianer Averulinus; Bonfinius hatte beide für den König in Latein übersetzt und zwar den Averulinus aus dem Italienischen, den Philostratus aus dem Griechischen. Derselbe Schreiber, der den Averulinus copirte, fertigte auch einen Teil des Philostratus-Codex an, wie dies der Charakter der Schrift ganz bestimmt erkennen lässt, doch erleidet es keinen Zweifel, dass die zwei Codexe von zwei Miniatoren verschiedener Schule gemalt worden sind.

Das Pergament des Philostratus-Codex ist in seiner Beschaffenheit dem des Averulinus und des Münchener «Beda venerabilis» vollkommen gleich; dick und gelb, nicht so weiss und fein, wie wir es an den florentinischen Handschriften derselben Zeit finden. Es ist auch deshalb wahrscheinlich, dass es kein florentinisches, sondern oberitalienisches Erzeugniss ist. Der Schrift-Charakter des Manuscriptes zeigt italienische cursive Minuskel, und ist besonders interessant, weil er von derselben Hand herrührt, welche den Averulinus ganz und auch einige Blätter des «Beda venerabilis» geschrieben hat. Während sich aber in der Ausstattung dieser Letzteren die Schule eines Miniators offenbart, sind die Titelblätter und Prachtfassungen des Philostratus ganz in der Manier von Attavantes gehalten, obwohl wir keine Anhaltspunkte haben, dass sie Attavantes selbst gemalt hätte. Seine schönsten Zierden sind die zwei Titelblätter, die dem Brüsseler Missale

* Das Original ist in der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel, die Besprechung seines Mathias-Bildnisses s. unten.

nachgebildet, und dessen erstem Blatte ähnlich sind. Ausser diesen finden wir im Texte am Beginne der einzelnen Capitel fünf Randverzierungen mit Miniaturen und Wappen; dies alles macht die Handschrift zu einer der prachtvollsten der Corvina. Zeigt auch die Ornamentik sehr viel Aehnlichkeit mit den Attavantes-Codices, so giebt es doch eine Abweichung im Wappen, das, wie wir schon bei früheren Anlässen bewiesen haben, in dieser Zusammenstellung in keinem der 21 Attavantes-Codices vorkommt. In den von Attavantes gemalten Codices ist nämlich das Wappen des Königs consequent aus den ungarischen Balken, dem böhmischen Löwen, den drei Pantherköpfen Dalmatiens und dem apostolischen Kreuze combinirt und zwar immer mit silbernem Herz-Schilde; der erste Balken ist immer weiss. Diese Zusammenstellung zeigen sämmtliche 21 Codices. Selbst wo das Wappen wiederholt vorkommt, wie dies z. B. im Breviarium Romanum vierzigmal geschieht, erlaubt sich Attavantes von besagter Combination nie die geringste Abweichung. Nachdem aber in den Attavantes-Codices das Corvin'sche Wappen über sechzigmal vorkommt, immer gleich, immer charakteristisch, so haben wir wohl berechtigten Grund dies bei Bestimmung der Codices als Richtschnur anzunehmen und für ausschlaggebend zu betrachten.

Im Philostratus-Codex ist jedoch das Wappen ganz anders gemalt. Hier ist der Herz-Schild statt silbern blau, und im Landeswappen ist der erste Balken nicht weiss, sondern rot. Dies ist der erste wesentliche Unterschied; der zweite ist der, dass ins Wappen auch das von Oesterreich aufgenommen wurde, woraus wir schliessen können, dass der Codex in einer Zeit entstanden ist, in der Mathias als Beherrscher Oesterreichs auch schon den Herzogstitel dieses Landes führte.

Doch auch in der Form der Embleme und Raben, ja selbst im Colorit giebt es Abweichungen, obwohl wir nicht verkennen dürfen, dass der Grundzug seiner Malerei die Schule des Attavantes verrät.

Alle diese Abweichungen veranlassen uns mit unserem Urteile über den Miniator des Codexes vorläufig zurückzuhalten,* die Bestimmung seiner Kategorie in Schwebe zu lassen und zur Beschreibung jener zwei Bildnisse des Königs Mathias zu übergehen, die uns im selben Codexe erhalten sind.

Wie erwähnt, ist der Philostratus der prägnanteste Ausdruck für den Kriegsruhm des Königs Mathias.

Hievon legt seine ganze Ausstattung ein beredtes Zeugniss ab. Bonfinius, der den ganzen Philostratus für den König in drei Monaten aus dem Griechischen ins Lateinische übertrug, schreibt in seiner Widmung

* Darum habe ich auch in dem im Jahrgang 1885 des «Archäologischen Anzeigers» (Arch. Értesítő) unter dem Titel «die von Attavantes gemalten Codexe» erschienenen Artikel den Philostratus nicht in die Reihe der Attavantes-Codexe aufgenommen.

mit warmer Unmittelbarkeit über die Triumphe seines Königs, über dessen Einzug nach Wien und feiert ihn als Triumphator.

Diese Zueignung ist gleichsam der erklärende Text für die Ornamentik des Buches und hängt mit den auf dem Titelblatte sichtbaren Kriegsemblemen, Trophäen und dem Bildnisse des Mathias eng zusammen.

Zum erstenmal kommt das Porträt in goldener Medaille am rechten Rande des ersten Titelblattes vor; zum zweitenmal finden wir es in der Initial-Miniatur des zweiten Titelblattes.

Das erste Titelblatt gab schon Lambecius im Jahre 1679 heraus.* Die gelehrte Welt schöpfte hieraus ihre Kenntniss über das im Codex befindliche Bildniss.

Mathias erscheint hier mit dem gewohnten reichen Haar, bartlos, doch mit bedeutend älteren Zügen, als auf seinen sonstigen Bildern. Am Haupte trägt er einen Lorbeerkranz, die Brust ist entblösst, seine Schultern deckt der Kragen des Königsmantels; der Kragen ist aber mehr dem Saume einer Imperatorentoga, als dem Kragen eines Mantels ähnlich. Um das Bild folgende Umschrift:

MATHIAS REX VNG. BOE. Q. ET DVX AVS., d. h. Mathias rex Ungariæ Boemiaeque et dux Austriae.

Dieses Bildniss steht in der Iconographie des Königs Mathias ganz allein da; bisher kennen wir kein einziges von gleicher Ausstattung. Aus jenem Umstande ferner, dass der Codex an seinem ersten Einbanddeckel nicht mit dem Wappen des Mathias, sondern mit dem silbernen Adler des Königs Uladislaus II. geschmückt ist, folgern wir, dass es erst in den letzten Regierungsjahren des Königs Mathias angefertigt wurde und dass der polnische Adler der Jagellonen wahrscheinlich erst nach dessen Tode an Stelle des ursprünglichen ungarischen Wappens kam. Das Facsimile dieser Medaille finden unsere Leser auf dem Beiblatt Nr. 15 in der Grösse des Originals.

Bedeutend charakteristischer ist jedoch das zweite Bildniss des Königs; es kommt auf dem zweiten Titelblatte des Philostratus vor und stellt den Einzug des Königs in die Stadt Wien dar. Das Titelblatt ist in einen glänzenden Rahmen gefasst, der auf blauem Grund mit Goldbuchstaben die ganze Widmung des Bonfinius enthält. Gleich am Anfang der Dedication im Initiale ist eine prachtvolle Miniature, die den Einzug des Königs nach Wien behandelt und die wir hier unter N. 16 reproduciren. Mathias steht in der Rüstung auf einem Triumphwagen, auf dem Haupte eine offene goldene Krone, in seiner Rechten das Reichsbanner;** seine Linke

* Commentarius de augustissima bibliotheca cæsarea vindobonensi libb. II, pag. 995.

** Ein Banner mit langem Schaft, — auf dem Banner das ung. Wappen mit den Balken, das böhmische mit dem Löwen, im Herz-Schilde der Rabe mit dem Ringe im Schnabel.

stützt sich auf das Reichswappen.* Vor ihm auf Schimmeln reiten zwei gepanzerte Ritter, während zwei in Fessel geschlagene Männer den Triumphwagen ziehen. Zur Rechten des Wagens sind aus dem Gefolge des Königs drei Männer, zwei ohne, einer mit Bart sichtbar, zur Linken folgen drei bartlose, deren einer das langschaftige Reichsbanner trägt. Aus dem Hintergrunde erheben sich die Mauern Wiens und der Thurm des St. Stefansdomes, die dem Gesammtbilde ein imposantes Gepräge verleihen.

Dieses Bild ist das älteste gemalte Denkmal über den Einzug des Königs Mathias in Wien; bisher hatte sich weder ein vaterländischer noch ein ausländischer Schriftsteller mit demselben befasst und ist es hier nach dem «Arch. Értesítő» zum erstenmal im Facsimile mitgeteilt. Wir empfehlen es der Aufmerksamkeit der Fachkreise. Es ist wohl ein Pendant des im Averulinus Vorkommenden mit dem Unterschiede jedoch, dass der König in diesem sitzend, in dem Philostratus aber stehend erscheint. Doch auch hier bestrebte sich der unbekannte Miniator das bartlose Antlitz, die charakteristische Nase, Backenknochen und Haare nach Möglichkeit zur Geltung zu bringen.

Vergleichen wir jetzt das Porträt mit jener Zueignung, die Bonfinius an den König richtete, so ist deren innerer Zusammenhang nicht zu verkennen. Eigentümliches Interesse bietet es noch, dass König Uladislaus II. den Codex am 30. Dezember 1513, also zwölf Jahre vor der Niederlage bei Mohács, an Johann Gremper verschenkte, wie dies aus einer eigenhändigen Bemerkung des Beschenkten im Codex hervorgeht.

Besagte Notiz lautet: «Mihi hunc librum dari jussit Serenissima Regia maiestas Hungariæ et Bohemiæ Wladislaus In præsentia D. Wolfgangi Pülsperger Camerarii intimi et generosi Stephani de Sintzendorff anno M.CCCCC.XIII. penultima decembris.»

Von Gremper kam der Codex an den Humanisten Joannes Cuspinianus, von diesem an den Sammler Johann Fabri, Erzbischof von Wien, nach dessen Tode (im XVI. Jahrhundert) er in die Staats- und Hofbibliothek gelangte.

In der Budapester bibliographischen Exposition vom Jahre 1882 war der Codex nicht ausgestellt und hat auch das National-Museum keine photographischen Facsimilia von den Titel- und Prachtblättern. Das hier Mitgeteilte habe ich der Gefälligkeit meines geehrten Freundes Karl v. Pulszky zu verdanken, der mir seine photographischen Aufnahmen bereitwilligst zur Verfügung stellte, in der Beschreibung aber bin ich meinen eigenen Forschungen gefolgt.

Unter Einwirkung der siegreichen Feldzüge des Königs gegen Wien

* Das Reichswappen ist aus den ungarischen und böhmischen Insignien, sowie aus dem herzförmigen Wappen mit dem Raben zusammengestellt, und ist ein sehr bemerkenswertes Denkmal der Schilde aus der Zeit des Königs Mathias.

und Oesterreich schrieb auch Alexander Cortesius sein Werk «Laudes Bellicæ Mathiæ Regis», in welchem er dessen Kriegsthaten episch verherrlicht. Die Arbeit ist eine förmliche Epopöe, feiert Mathias als Triumphator, und wird in Originalhandschrift in der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel verwahrt. In diesem Codex finden wir des Königs Bildniss auf einer Bronzemedaille auf dem Titelblatte und in einer Miniature. (S. Nr. 17, 18, nach den photographischen Aufnahmen des National-Museums in der Grösse der Originale.)

Der Miniator ist unbekannt; ausser diesem findet sich von ihm unter sämmtlichen Corvin-Codexen kein einziges Bild mehr. Der Charakter der Miniaturen deutet zweifelsohne auf die italienische Malerschule hin, doch hat diese gar nichts gemein weder mit Vespasianus-Bisticci, noch mit Attavantes, Francesco de Chierico oder mit dem unbekannten Miniator, der Averulinus, Handschrift in der Marciana, dem Münchner Beda Venerabilis und des Pariser Cassianus-Codexes. Dieser Unbekannte geht ganz selbstständig vor, seine Ornamentik gleicht weder der der schon erwähnten, noch jener der noch nicht erwähnten Miniatoren.

Das Titelblatt, auf welchem sich auch das Porträt Mathias' befindet, stellt ein Siegesthor (porta triumphalis) vor, das auf zwei mit mythologischen Figuren geschmückten Säulen von meisterhafter Ausführung ruht und beiderseits mit Kriegsemblemen, Fahnen, Speeren, Wurfspiessen und Streitäxten reichlich umgeben ist. Im Zwischenfelde der Säulen, auf mittels Nägeln gespanntem Pergament, beginnt der Text mit cursiven italienischen Buchstaben; im Initiale trägt er die Bronzemedaille des Königs.

Diese Medaille gehört unter die am wenigsten gelungenen Bildnisse des Mathias. Des Königs bartloses Gesicht, das lange reiche Haar mit dem seine Schläfen umwindenden Lorbeerkranz, kommen wohl auch hier zum Ausdruck, doch liess der Miniator die Treue der Gesichtszüge vollkommen ausser Acht; er malte wahrscheinlich weder nach einer Original- noch nach einer Gedenkmedaille, sondern überliess sich den Eingebungen seiner Phantasie; auch malte er den Mathias viel zu alt. — Brust und Nacken sind entblösst, der Kragen des Mantels nur durch die Schultern gehalten; das ganze Porträt gleicht eher einem Imperatorgesichte, als einer halbwegs guten Medaille des Königs. Die Medaille trägt die Umschrift: «MATHIAS REX HVNGARIAE BOHEMIAE»; oberhalb dieser Umschrift rechts, in kleinem rundem Schilde steht der bekannte Rabe mit dem Ringe, links beginnt das Initiale; unterhalb der Medaille sitzen zwei Genien, dieselbe mit den Händen haltend.

Eine ähnlich gemalte Medaille ist mir weder in Gedenkmedaillen, noch in Miniaturen bekannt.

Am unteren Rande desselben Titelblattes befindet sich ein Schlachtenild en miniature, das den König hoch zu Ross im Kampfe gegen die Türken



19. Medaillonbildniss des K. Mathias. (Erstes Titelblatt des Priscianus-Codex in Wolfenbüttel.)



20. Medaillonbild der K. Beatrix. (Zweites Titelblatt des Priscianus in Wolfenbüttel.)



21. Medaillonbildniss des K. Mathias. (Erstes Titelblatt des Marsilius Ficinus-Codex in Wolfenbüttel.)



15. Goldene Gedenkmedaille des K. Mathias. (Erstes Titelblatt des Philostratus in Wien.)



22. Medaillonportrait der K. Beatrix. (Zweites Titelblatt des Marsilius Ficinus in Wolfenbüttel.)



16. EINZUG DES K. MATHIAS NACH WIEN.
(Zweites Titelblatt des Philostratus in Wien.)

darstellt, wie er mit einer Reiterschaar auf sie losstürmt und ihnen ein Gefecht liefert. Auch hier ist er bartlos gemalt, mit offener goldener Krone, in seiner Rechten das Scepter; hinter ihm von Nimbus und Flammenzungen umgeben steht eine weibliche Gestalt mit goldener Krone auf dem Haupte, auf einem nach *abwärts gekehrten Halbmond;* in der Rechten ein Füllhorn, reicht sie mit ihrer linken Hand dem König einen goldenen Becher hin. Florian Römer hielt diese weibliche Gestalt für die heilige Jungfrau Maria, Beschützerin Ungarns, Andere wieder für Victoria, die Siegesgöttin; Franz Pulszky ist jedoch der Ansicht, sie sei nichts anderes, als das Sinnbild der christlichen Religion, die Fides, die auf umgekehrtem Halbmonde stehend, den Sieg des Christentums über die mohamedanische Macht veranschaulicht. Dieser Ansicht schliessen auch wir uns an.

Wie bekannt, verfolgte die gesammte christliche Welt die Kriege des



17. GEDENKMEDAILLE DES K. MATHIAS.
(Titelblatt des Cortesius in Wolfenbüttel.)

Königs Mathias gegen die Türken mit lebhaftem Interesse und hielt die von ihm verfochtene Sache für ihre gemeinschaftliche; als er daher glänzende Siege über die Türken davongetragen, und ihre Macht gebrochen hatte, betrachtete dies das christliche Europa als seinen eigenen Sieg und feierte Mathias als den Vorkämpfer der christlichen Cultur. Diesen Gefühlen verleihen auch die Humanisten Ausdruck, die in ihren Zueignungen die um die christliche Sache (ob rempublicam christianam) erworbenen Verdienste des Königs preisen; * dieselben Gefühle beherrschen auch den Miniator des Cortesius-Codexes, wenn er auf dem Titelblatte seiner Handschrift das Andenken vom Wiener Einzuge des Königs auf einer Bronzemedaille und

* Siehe Marsilius Ficinus: «Exhortatio ad bellum contra barbaros»; dem König gewidmet.

auf demselben Blatte seinen Sieg über die Türken in einer Miniature als *zwei wichtige Momente seines Kriegsruhmes* verewigt.

Ueber die Entstehungszeit des Manuscriptes sei bemerkt, dass in ihm Mathias schon den Titel eines Herzogs von Oesterreich führt; es entstand daher unbedingt nach 1488.

Das Porträt, *das einzige Reiterbildniss von Mathias,* das in den Cor-



23. THALERGROSSES RELIEF-BRUSTBILD DES K. MATHIAS.
(Original-Einbanddecke des Corvin-Codex zu Erlangen.)

vinianis vorkommt, ist weder nach einem Original, noch nach einer Medaille, sondern nach eigener Phantasie angefertigt worden, gleicht daher keinem der vorhandenen Mathiasbildnisse.

In der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel befinden sich noch: «Prisciani Lydi interpretatio in Theophrastum de sensu traducta et exposita a Marsilio Ficino Florentino» und Marsilii Ficini: «Epistolarum Libri VIII»,

deren jeder zu den zeitgenössischen Bildnissen des Königspaares je einen Beitrag bietet. Der Codex Priscianus, den Marsilius Ficinus vom Griechischen ins Lateinische übertrug, ist wohl in der Manier der Attavantischen Schule gemalt worden, doch zeigen Miniaturen, Embleme und Wappen so viele Abweichungen von der Richtung des Meisters, dass sie auf einen solchen Jünger von Attavantes schliessen lassen, der im Figurenzeichnen eigene, selbstständige Bahnen verfolgt.

Seinen Namen wissen wir nicht, doch aus seinen Werken ersehen wir, dass es kein Nachahmer von Attavantes war.

Dieser Codex hat zwei prachtvoll gemalte Titelblätter mit schönen Medaillonminiaturen und den gebräuchlichen Emblemen. Die im Texte vorkommenden laubförmigen Randverzierungen ähneln der Schule von Attavantes. Am rechten Rande des ersten Titelblattes sehen wir das Bildniss des Königs Mathias (hier unter Nr. 19 angeführt). Der König erscheint in violettfarbenem Kleide mit einem Kragen, den eine goldene Federzeichnung schmückt. Es ist ein hübsches Brustbild in einem runden, goldgefassten Medaillon. Das reiche, blonde Haar trägt einen Lorbeerkranz, der von einem schwebenden, goldenen Band zusammengehalten wird.

Dieses Bildniss zeigt unter allen uns bekannten die energischesten Züge und trägt einen ausgesprochen slavischen Typus. Eine breite Stirne, grosse Backenknochen, lange in die Breite gehende Nase, hervorspringendes breites Kinn und blosser Hals bilden die charakteristischen, sehr ausdrucksvollen Züge. Unter allen uns bekannten Mathiasbildern haben wir keines gefunden, das diesem ähnlich wäre. Doch wagen wir es nicht zu entscheiden, ob es nach einem Originalbildniss, einer Medaille, oder nach der Phantasie entstanden sei.

Am linken Rande des zweiten Titelblattes ist das Porträt der Beatrix mit interessantem Kopfschmuck, ebenfalls in goldgefasstem rundem Medaillon. Das reiche blonde Haar der Königin wird von weissen Perlenschnüren auf rotem Sammtgrund geschmückt, die sich am Kopfe wie ein Diadem ausnehmen. Sie trägt ein ausgeschnittenes rotes Kleid mit blauem Plastron; einer ihrer Zöpfe fällt über ihre linke Schulter auf ihre Büste. Dieses interessante Bildniss der Königin gleicht ihrem Brüsseler (Missale) Porträt am meisten und wird dessen Schönheit durch den eigentümlichen Kopfschmuck sehr gehoben. (Beilage 20.)

Der vorerwähnte Marsilius Ficinus-Codex derselben Bibliothek, dem Texte nach wahrscheinlich um die Zeit 1489—90 entstanden, ist das Werk eines gleichfalls unbekannten Miniators, der aber eher der Schule von Francesco de Chierico als der von Attavantes angehört. Er hat zwei prachtvolle Titelblätter, in deren Randverzierung die kandelaberartigen Ornamentglieder zur Geltung kommen. Das Bildniss des Mathias kommt am rechten Rande des ersten Titelblattes vor und zwar in einem graugefassten runden

Medaillon, das aber eher einer Gedenkmedaille gleicht. Es ist als Brustbild auf schwarzen Grund gemalt, mit reichen blonden Haaren, die in wellenförmigen Locken auf die Schultern herabfallen — ohne Krone, ohne Lorbeerkranz. An der schönen gewölbten Stirne richtet sich das Haar ein wenig aufwärts, die Nase ist, obwohl gross, doch ebenmässig und charakteristisch, das Gesicht bartlos, das ganze Bild aber das jugendlichste unter allen seinen Porträts. Es ist zugleich das idealste in der Iconographie des Mathias; der goldene Kragen, auch noch der Oberteil des Königsmantels sind genau auszunehmen; um sein Haupt läuft die Umschrift: MATHIAS REX VNGARIAE.

Dieses Bildniss des Mathias ist unter allen bisher bekannten das eleganteste; gebieterisch, jugendlich und doch voller Würde, vielleicht minder treu und gelungen, aber jeder Zoll ein König; höchst wahrscheinlich ist es nach der Phantasie gemalt worden.

Am linken Rande des zweiten Titelblattes sehen wir das Bild der Beatrix in graugefasstem, rundem Medaillon. Wie den König, so hatte der unbekannte Miniator auch die Königin ideal gemalt: jugendlich schön, imponirend, ihres Gatten würdig; überhaupt stattete er ihr Gesicht mit Zügen aus, die es gar nicht hatte. Sie erscheint hier in reizendem Brustbild, mit hoher, gewölbter Stirne, in rotem ausgeschnittenem Kleide, mit reichen, dunkelblonden Haaren, die in dichten Locken um ihre Schultern fallen und über dem linken Ohre mit weissen Perlenschnüren geschmückt sind. Dieser Haarschmuck mahnt an Cameen und hebt das ganze Bildniss vorteilhaft hervor. Um das Bild sehen wir folgende Umschrift:

BEATRIX REGINA VNGARIAE.

Beilage 22 gibt das Facsimile.

Um vieles interessanter als die oberwähnten ist aber jenes Bildniss des Königs Mathias, welches die zeitgenössische Einbanddecke des Corvin-Codex zu Erlangen bewahrt, indem es zugleich das einzige ist, das wir auf den, aus gleicher Zeit stammenden Einbänden der Corvin-Codexe kennen. Es entstand nach einer Gedenkmedaille jener Zeit, wovon ein Original-Exemplar die archäologische Abteilung des National-Museums aufbewahrt; eine Abbildung erschien im II. Hefte des «Archäologiai Értesitö» vom Jahre 1888.

Der Codex selbst stammt aus dem XIV. Jahrhundert, ist auf feinem Pergament mit gothischen Minuskeln geschrieben und enthält eine lateinische Bibel, die mit zahlreichen kleinen Miniaturen geziert ist. Eigentümlich ist, dass ein Bildniss oder ein Wappen des Mathias weder auf dem Titelblatte, noch im Texte des Codex vorkommt, und wir ihn nur auf Grund des zeitgenössischen, charakteristischen Ledereinbandes — eine vorzügliche

durchbrochene Arbeit des unbekannten Buchbinders vom wolfenbütteler Psalterium — als Corvin-Codex vindiciren.

Das auf der Decke befindliche Bildniss zeigt den König Mathias in Form einer Gedenkmedaille en relief und ist das grösste Brustbild, das wir in den Corvinianis von ihm finden. Das Porträt trägt die Umschrift:

MATHIAS REX.

Der Einband ist unter sämmtlichen Corvinianis am schönsten — ein echtes Kunstwerk, worauf wir gelegentlich noch zurückkommen; das Bildniss ist ein sehr genaues Abbild der erwähnten Gedenkmedaille. (Nr. 23.)

(Schluss folgt.) JOHANN CSONTOSI.

GRAF STEFAN SZÉCHENYI'S BRIEFE.

Bei dem providentiellen Manne, dem die Nation den stolzen Beinamen «der grösste Ungar» gegeben, bewahrheitet es sich in glänzendster Weise, dass er uns umso gigantischer erscheint, je mehr uns Zeit und Raum von ihm trennen; dass sein Wesen umso bedeutsamere Eigenschaften aufweist, je tiefer wir in dasselbe eindringen. Zu dieser Erkenntniss, welche auf die Nation erhebend und anfeuernd wirkt, haben jene Publikationen, welche wir der ungarischen Akademie der Wissenschaften verdanken, mächtig beigetragen. Schon die im Jahre 1887 von Anton Zichy im Auftrage der Akademie gesammelten und mit höchst verdienstvollen erläuternden Anmerkungen herausgegebenen *Reden des Grafen Stefan Széchenyi* — vom Jahre 1825—48 — liessen uns einen tiefen Blick in den inneren Entwickelungsgang des grossen Mannes werfen; mehr noch enthüllt uns sein tiefstes Seelenleben, die hochinteressante Ausgestaltung seiner Individualität jene *Briefsammlung,** welche Béla von *Majláth,* der Custos der Bibliothek des Nationalmuseums ebenfalls im Auftrage der Akademie der Wissenschaften im verflossenen Jahre herausgegeben hat. Der erschienene I. Band dieser Briefe umfasst die Zeit vom Jahre 1814 (als Graf Széchenyi 22 Jahre alt war) bis zum Jahre 1835. Die weiteren noch aus verschiedenen Archiven herauszuholenden Schätze wird der gelehrte Herausgeber uns sicherlich in nicht allzuferner Zeit liefern.

Ein eigenartiges Bild gewinnen wir aus diesen Briefen, von denen viele, besonders die aus den ersten Jahrgängen, in deutscher Sprache geschrieben sind, deren Széchenyi in genügendem Maasse mächtig war, um leicht und fliessend, manchmal sogar mit feiner Nuancirung seinen Gedan-

* «Gróf Széchenyi István levelei». A Magyar Tud. Akademia megbizásából összegyüjtötte Majláth Béla. Budapest, 1889, Athenaeum.

ken und Empfindungen Ausdruck zu geben. Er erscheint uns nicht gleich als der hochstrebende, um das Wohl und Wehe seines Volkes bekümmerte Ungar, sondern als flotter junger Cavalier und erst nach und nach arbeitet er sich zu jener hohen Erkenntniss durch, dass er für seine Nation arbeiten, diese zur Höhe europäischer Culturanschauungen emporführen müsse.

In den Briefen des 22-jährigen Cavaliers macht sich, wie gesagt, überhaupt noch gar kein Wunsch nach höheren Zielen bemerkbar. Der junge Graf Stefan Széchenyi ist der ungarische Magnat, der gern Geld ausgibt, die Jagd liebt und sich mit Vorliebe einen englischen Jockey hält, den er erst nach jahrelangen Seelenkämpfen fortschickt, nachdem kein Zweifel mehr ist, dass er durch ihn betrogen wurde. Der einzige Keim des späteren Széchenyi zeigt sich in der prononcirten Pferdeliebhaberei, die durch die Etablirung der Pester Rennen den Ausgangspunkt für seine späteren grossen nationalökonomischen, politischen und sozialen Reformen bilden sollte. Die uns vorliegende Briefsammlung ist schon darum unschätzbar, weil sie uns ganz deutlich den Uebergang Széchenyi's zum Ungartum zeigt. Seine ersten ungarischen Briefe bekunden unverhohlen den Zwang, den sich der Schreiber auferlegt. Sie sind geradezu schülerhaft schlecht geschrieben. Allmälig bessert sich der Stil, ohne glänzend zu werden.

Die ersten etwa 70 Briefe (1817—1826) sind an Johann Liebenberg, den Secretär seines Vaters, sodann seinen eigenen Güterdirektor gerichtet.

Széchenyi schreibt ihm, wie einem strengen Vater und Freund, bald unmutig, bald schmeichelnd, stets aber voll wahrer Achtung. Es gibt Stellen, an denen eine wirkliche Liebe Széchenyi's zu seinem gewissenhaften Beamten hervorbricht und er sich blindlings dessen Willen und dessen Anordnungen unterwirft. Nach langem Kampfe begnügt er sich mit den ihm von Liebenberg ausgeworfenen 350 Dukaten monatlich. Hie und da macht er Versuche, die starren Schranken des Budgets zu durchbrechen, doch gibt er sich immer geschlagen. Diese Briefe athmen eine seltene Liebenswürdigkeit, hinter der wir vergeblich etwas von dem späteren grossen Reformer suchen. Nur die Keime der Oekonomie und der Pferdeliebhaberei deuten auf eine hierauf bezügliche bedeutende Zukunft. Zur Probe setzen wir einige Briefe Széchenyi's an Liebenberg hieher.

Milano, 25. Juli 1817.

Mein lieber Alter, schon wieder schreiben Sie mir eine Hyobs-Post — und Ihre gar zu sehr besorgte Freundschaft für mein Heil und Wohl liess Ihnen den Weg ergreifen, mir so lange vor zu lamentieren, bis ich ganz rangirt sein werde — ich hab' durch einen Lieutenant im Regiment Ihren Brief übersetzen lassen, und will ihn nun an dem Kopf eines Bogens für eine Sammlung drucken lassen — ich bin überzeugt, es ist in der Natur kein Mensch hartherzig genug — mir nicht ein kleines Donum gratuitum zu geben — so touchant schildern Sie meine Lage — die man nach Ihrer Epistel für die schrecklichste in der Welt halten könnte. —

Ich aber selbst, der mich nie irre führen lasse, weiss die Hauptlinie meiner Lage nur zu gut, liebe das Leben noch etwas und die Ruhe noch mehr, zu allem dem ist mir angenehm, recht rangirt und in der Ordnung zu sein — würde es mich gar glücklich machen, hier mehr Geld auszugeben, als ich einnehme, so würde mich gar Nichts davon abhalten, da das Glück in der Welt sich weder verschieben, noch aber wiederholen lässt — und man es damals ergreifen und fest halten muss, wenn es sich hingeben will — aus Zufall aber brauch ich nicht viel Geld; glauben können Sie mir übrigens, was ich sage, da ich nicht einsehe, warum ich Sie betrügen oder mich vor Ihnen geniren sollte — und werde ich in die Ordnung kommen müssen — da ich aber in Mailand nicht gar zu viel zu thun habe, so möchte ich en détail erfahren, wie ich in meinen Finanzen stehe, — daher haben Sie die Güte, in Ihrem folgenden Brief eine kleine Berechnung mir zu senden (Sie brauchen übrigens keine auseinandergesetzte mit einzuschicken). Wie viel ich dies Jahr schon eingenommen habe? — wie viel ich noch einnehmen werde? — wie viel ich schon ausgegeben habe? — und wie viel meine Schulden sind? — Wie der Banquier Arnstein vergütet wird? — in wie weit meine Eltern sich um meine Ausgaben interessiren? — Auf alle diese Fragen, bitt' ich Sie, mir aufrichtig und kurz antworten zu wollen.

Wie gehts im Garten? wachsen die Bäume auch nicht gut? — Sind denn alle meine Pferde krepirt? und fressen sie mehr Hafer, als anderer Menschen Rosse? Ist kein Granarium verbrannt? Kein Donner, kein Hagel — etwa eine Viehseuche? Ich bin überzeugt, von der grossen Heerde Schafe atmet kein einziges mehr — die Schweine sind gewiss dünner geworden. Was machen die Comitatsherrn? glauben sie sich auf Ihren Reisen Wolfs nach Oedenburg vernünftiger geworden als ich? und meine Freunde, die Juden, was machen die, wie gehts denen guten Leuten?

Schreiben Sie mir über Alles das ein wenig, und nehmen Sie mir nicht übel, dass ich eben so in der Laune bin, so komische Dinge zu schreiben.

Ich freue mich recht auf Zinkendorf, auf Sie und auf alle jene Verbesserungen, die Sie, mein guter Liebenberg, bei mir veranstaltet haben.

Milano, 13. September 1817.

Mein lieber Liebenberg, so hab ich denn doch endlich einen vernünftigen Brief von Ihnen, der mit keiner Jeremiade anfängt. Nehmen Sie meinen wärmsten Dank.

Nach Zinkendorf komme ich gewiss in 3—4 Jahren nicht wohnen. Jones will ich wegthun — und anstatt ihm William oder einen Wachtmeister zum Gestüttmeister machen. Reduciren Sie also mein Haus — thun Sie den weg, den Sie wegthun wollen. Geben Sie Pension, dem Sie wollen — thun Sie Joseph nach Heiligenstein, wenn Sie wollen. Mit einem Wort, thun Sie was Sie wollen. Mehr en détail ist's wohl schwerlich möglich eine Vollmacht zu geben. Damit Sie aber nicht ausgesetzt sein sollten etwas aufzuheben oder zu ändern, was mir unlieb wäre, so ziehen Sie meinen Bruder Paul zu Rat.

Um meinen Brief kurz zu machen, empfehle ich mich in Ihr Andenken und Güte — und bitte Sie zugleich, dem Abelino Lapartowits einen Eimer Wein und eine Klafter Holz nach Oedenburg senden zu wollen, da er hieher schrieb, dass ich

ihm es versprochen hätte und auch anbefohlen — dass aber meine Beamten nie das thäten, was ich wünsche. Wie gefällt Ihnen das?

In Ihrem nächsten Brief erwarte ich en détail Alles, was Sie vorgenommen haben.

Adieu. Széchenyi.

Mehrmals liess Széchenyi in seinen Briefen an Liebenberg die Absicht durchblicken, sich ein trautes Heim zu gründen, wenn er nur erst mit seiner Wirtschaft in Ordnung kommen könnte. Hierauf bezieht sich folgender Brief:

Milano, 24. Oktober 1817.

Mein lieber Freund Liebenberg! Ihren langen Brief de Matrimonio habe ich vorgestern empfangen: und finde mich nach dreimaliger Lecture Ihres Schreibens schon so geneigt, Ihrem Rat zu folgen, dass ich mich um eine Gattin hier in Mailand über Hals und Kopf bereits umsehe, und Sie auch bitte, im Fall ich hier keine finden sollte, in unseren Ländern eine gute, schöne, reiche aufzufinden. Was Sie doch für ein verdammt gefährlicher Mensch sind, welcher modum persvadendi! — Dass Sie mich durch einen Brief von allen den Projekten und dem festesten Vorsatz, meine Freiheit um gar kein Glück in der Welt zu vertauschen, auf einmal so umstimmten? Wenn Ihr Charakter eine böse Wendung nehmen könnte (welches ich zum Glück für unmöglich halte), so wären Sie eine Art Mephistopheles, denn Sie könnten einen Menschen zu Allem verführen.

Diesen Winter gehe ich nach Wien, da wollen wir dann über unsere künftige Haushaltung mit einander etwas verplaudern.

Mir gehts übrigens gut — und bin mit meiner Gage, die Sie mir gnädigst auswarfen, zufrieden, wiewohl ich verdammt sparen muss.

Leben Sie wohl, ich gehe exerciren. Széchenyi.

Den wirklichen, den ernsten Széchenyi sehen wir in den Briefen an Nikolaus Wesselényi auftauchen. Der erste, vom 15. September 1821 aus Grosswardein datirte Brief enthält eine Freundschaftserklärung, die rührender nicht gedacht werden kann. Széchenyi schreibt zum Schluss:

Ich selbst wusste nicht, ob ein falscher oder ein rechter Appetit — (wenn dieser Vergleich nicht der eines Antropophagen wäre) mich gegen Dich hinzöge.— Ob nicht Mangel an Menschen Dich mir werter machte. — Ob nicht endlich ein lodernder Funke meines Hungarismus mich verführte, mein unbestelltes, oder eigentlich unbesetztes Herz an Dich zu verschenken. — Ich setzte gegen mich selbst Misstrauen. — Du bist und bleibst aber mein Freund — ebenso sehr aus Sympathie, als aus Ueberzeugung. — En voilà assez: Wenn Du krank bist und bleibst, so besuche ich Dich, wenn es irgend möglich ist, noch vor meiner Abreise. Schreibe mir indessen — kannst Du nicht mit mir kommen, so erwarte ich Dich in Zinkendorf oder in Wien. Sollten wir sterben, ohne den Wasserfall des Niagara gesehen su haben?

Habe Geduld mit Deinem Magen, Brust und allen Teilen, die Dir weh thun könnten. — «Der Geist gewinnt immer mit dem Detriment des Fleisches.»

Meine Empfehlung an Deine liebe Mutter. Széchenyi.

Ebenso schreibt Széchenyi an die Mutter Wesselényi's:

Ich kenne wenig Menschen, deren Grundsätze ich reiner gefunden, als die Denkungsart Ihres Sohnes. — In einem Lande, wie das unsere, welches schon alt und abgelebt geworden, können Sie begreifen — wie das Begegnen eines Mannes, wie Ihr Sohn, mir überraschend und angenehm seyn musste. — Unsere Freundschaft wird bleibend seyn — denn sie ist auf den Wunsch, uns gegenseitig zu vervollkommnen, gegründet.

Die beiden jugendlichen, rein gestimmten Seelen scheinen einander bald verstanden und ein gemeinschaftliches Programm entworfen zu haben. Zunächst lag ihnen das Practische, die Hebung des Pferdewesens, am Herzen. Hierauf bezieht sich wahrscheinlich, was Széchenyi an Wesselényi schreibt:

«Sobald der Kaiser zurück sein wird, will ich meine letzte Tentative machen — an Nachdruck wird es nicht fehlen. Man wird von der Sache reden, für das stehe ich — ob dann Nein oder Ja aus dem Munde des Autokraten klingen wird: am Ende ist es ja doch einerlei, ob wir in unserer Agonie reiten oder zu Fuss gehen.»

Es gährte schon stark in dem 29-jährigen Manne. Um dieselbe Zeit schrieb er an Wesselényi:

Den Militair-Dienst werde ich beynahe gewiss — verlassen. — Einer der ersten Mischer, der mich übrigens immer sehr gut empfangen, sagte neulich von mir: «Mit dem Menschen ist nichts, er hat zu viele Ideen.» Was soll ich denn meine Zeit denn noch mehr verlieren, wenn es denn einmal abgekartet ist, dass nur ideenlose Köpfe — in diesem prosaischen Lande — ihr Fortkommen finden sollen.

Am 6. Mai 1826 finden wir den ersten ungarischen Brief Széchenyi's an Wesselényi, und in diesem Brief entschuldigt er sich mit der Kürze der Zeit und weil Wesselényi ja wisse, «mit welcher Anstrengung er in seiner Muttersprache schreibe».

Széchenyi beginnt nun bald seine literarische Carriére. Sein erstes Buch (1828) handelt, anknüpfend an seine Jugendliebhaberei, über «Pferde». Er schickt das Werk unter Anderem an den baierischen Staatsrath Hazzi mit folgenden Worten:

Das Buch ist hungarisch geschrieben. Sie werden es also nicht lesen können. Dafür kann ich nicht. Jeder gibt das, was er hat. Nächstens wird es aber in das Teutsche übersetzt, und wäre es schon bis jetzt geworden, hätte ich's nicht verhindert. Mir ist aber lieber, lesen meine Landsleute in ihrer Muttersprache, als in fremder; denn überhaupt bin ich ein Freund von meiner ungarischen Zucht. Das Compolitiren, wenn ich es sagen darf, heisst in Ihrer Nation ebenso wenig — wie in einem Gestütte. Es bleibe daher ein Deutscher deutsch — und werde es noch mehr, ein Hungar hungarisch etc. etc.

Erst um das neue Jahr erscheint die Uebersetzung. — Sobald sie das Licht erblickt, sende ich sie Ihnen. Bis dahin wollte ich, um länger nicht zu säumen, Ihnen im Namen aller derjenigen, die, wie Sie, gegen Vorurtheile und alten Rost und Schimmel streiten, meinen herzlichen Dank abstatten.

Neben der Etablirung der Wettrennen sind die Gründung des adeligen Kasinos und der ungarischen Akademie die Hauptideen Széchenyi's in den Jahren 1825—1828. Sie entspringen aus derselben Quelle, den Ungar zu irgend einer Lebensäusserung anzuspornen, auf geselligem Wege die Reformideen zu verbreiten und die Nationalität durch die Sprache zu sichern. Széchenyi wird durch die bittere Empfindung gestachelt, dass Ungarn ein in jeder Hinsicht verkommenes Land sei, und dieser Empfindung gibt er in Wort und That unermüdlich Ausdruck. Er schreibt an Rochau, Redacteur des «Journal des Cours» in Paris, im Jahre 1828:

L'hippiatique semble être dans nos pays au moment d'une nouvelle aère. C'est la seconde année que des courses de chevaux réunissent la noblesse hongroise et l'étranger dans cette capitale. Par la publicité et «les rayons du soleil» des vieux préjugés écroulent, la vérité perce à travers les entraves que la sottise et l'ignorance se plaisent à lui mettre dans le chemin et mérite commence à jouir peu à peu d'une réputation méritée, mais malheuresement trop longtemps ignorée.

Le gouvernement «nous laisse faire» — et voilà certainement ce qu'il y à de plus philosophique pour l'encouragement des arts, du commerce et de l'aigriculture. Nous autres propriétaires, en revanche, nous sentons que c'est un de nos plus saints devoirs, d'établir tout ce qui peut contribuer à la civilisation, la force, la prospérité, et le bonhour de notre patrie et par conséquent à la stabilité de la dynastie régnante, C'est l'ancien symbole de nos ancêtres. — «Fidèles au roi, mais jaloux de la liberté et de l'indépendance» est gravé dans tous les coeurs hongrois. Tout dans notre pays est dans l'enfance — les champs les plus fertiles — tant moraux que physiques ne sont pas encor suffisamment exploités — tout reste à faire — mais aussi tout nous autorise à de grandes espérances et une perspective délicieuse soffre à ceux «à qui leur patrie est chére.»

J'aurai l'honneur de vous envoyer de temps en temps de petites esquisses, auxquelles je tacherai de donner assez d'intérêt pour mériter d'être insérées dans votre journal. Je vous donnerai le detail de nos courses, des chasses etc. etc.

J'ai mieux aimé de vous écrire en français qu'en allemand — malgré la difficulté que je trouve de m'y exprimer. Veuillez m'adresser vos lettres de même en français,

J'ai l'honneur de vous envoyer ci-joint un ouvrage «sur les chevaux» que je viens de publier.

Der Herbst 1828 ist es, der Széchenyi in den energischesten Entschlüssen, mit klarem Programm findet. Er schreibt an Wesselényi (ungarisch):

«Um Gottes Willen, siehe zu, dass Du den Winter in Pest zubringest. «Jetzt oder nie!» Die Akademie muss ins Leben gerufen werden. Die Wettrennen müssen

für immer auf die Beine gestellt werden. Das Casino muss eine sechsjährige Subvention bekommen. Ich habe Alles gethan, was ich thun konnte, aber ich bin zu schwach; wenn ich allein bleibe, geht, bei Gott, Alles in die Brüche!»

Inzwischen sehen wir ihn bei gutem Humor einer geldbedürftigen Nachbarin Folgendes schreiben (deutsch):

An Frau Gräfin Karl Viczay, Zinkendorf.

21. Oct. 1828.

Liebe Gräfin! Ich rufe mit dem Fürsten Ligne: «Vitam et sanguinem» — als man ihm die Tax für das hungarische Indigenat abverlangte! Auch ich gebe gerne, besonders meinen lieben Nachbaren, Blut und Leben, nur kein Geld! — Meine Finanzen sind so, wie die Englische Bank, «ein künstlich zusammenhängendes Gebäu;» fällt ein Stein aus seiner Lage, so rollt das Haus zusammen!

Es bleibe unter uns. — Ich habe aber wirklich selber kein Geld, und gehe Ende Monat nach Wien, um, wo möglich, bei Arnstein einen Puff anzulegen.

Einerseits haben Sie mich, Liebe Nachbarin, in peinliche Verlegenheit gesetzt, dass ich Ihnen etwas abschlagen muss — anderseits haben Sie mich aber erfreut, es scheint, mein Credit hebt sich — denn seit langer Zeit ist's keinem Menschen eingefallen, bei mir Geld zu suchen!

Soeben komme ich von der Jagd, und habe mit meiner Gesellschaft 25 Schnepfen geschossen. — Warum begehrten Sie nicht lieber Schnepfen, als Geld. — Die habe ich doch. Ich grüsse Sie — und werde das Vergnügen haben, Sie dieser Tage zu besuchen.

21. October, Zinkendorf, 1828.

Stephan Graf von Széchenyi.

Der Ton Széchenyi's wird aber vom Jahre 1828 immer ernster. Eine Perle der Epistelliteratur ist der Brief Széchenyi's an den Grafen Georg Andrássy, worin er ein ganzes Moral- und patriotisches System entwirft.

Wie sehr Graf Stefan Széchenyi über die ethischen Lebensaufgaben im Reinen war, für wie notwendig er es hielt, seinen Standesgenossen in Wort und That als Vorbild zu dienen, das enthüllt der bereits erwähnte Brief an den Grafen Georg Andrássy, der, 5 Jahre jünger als er, sich seiner Freundschaft rühmen konnte, bis die Pest-Ofner Kettenbrücken-Affaire sie auseinander brachte. Derselbe (deutsch) lautet im Wesentlichen:

Zinkendorf, 24. Oktober 1828.

Du bist gegen 30 Jahre alt — und unter uns gesagt — Du weisst heute noch nicht, was Du sollst und was Du willst. Mit einem Wort, Du hast mit Dir selber noch keine Rechnung gemacht, was doch die Hauptsache ist.

Du bist 30 Jahre alt — nicht sehr starker Gesundheit — kurzsichtig — (etwas fetter würde nicht schaden) — der Hauptzug Deines Characters ist Güte des Herzens und Reinheit des Gemütes — bewahr Dir — denn das ist, was mich an Dich so sehr anzog. — Dein Wissen (le savoir) ist nicht in der Ordnung — es gleicht einem Schloss oder Gebäu, in dem man viel gebaut — geändert — umgerissen, wieder gebaut etc., wo allerliebste Piécen neben einem schmutzigen

Hühnerhof mit Stroh gedeckt stehen etc. — Steine, Eisen, — mit einem Wort Stoff ist da, um zu bauen, und ein recht sehr erträgliches Ensemble heraus zu bringen. — Von dem aber ein andermal. Die Lage, in der Du in Hinsicht Deiner Glüks-Güter bist, ist brillant — aber nicht für dich, denn mit allem deinem Vermögen bist du eigentlich nicht viel besser — wie ein panier percé — du hast nie kein Geld — bist nie so à votre aise, wie es ein Mann von Deinem Vermögen sein sollte. Du solltest immer 1000 ⌗ baar Geld in der Chatouille — und wenigstens 10.000 C.-M. in der Haupt-Casse haben.

Nun aber genug von Deinem Portrait! Was zu machen, das ist die Frage!

Du musst in den Haupt-Lineamenten Deiner Zukunft mit Dir selber einig werden. — Du musst Herr im Haus sein — rangirt. — Dem Lande hast Du viel Dank, dem musst Du dienen. — Du musst ein ehrbarer, würdiger Mann sein. Du wirst auf die Art nützlich dem Lande, ruhig zufrieden im Inneren, geschätzt von denen, die Dich kennen etc. — Und was verlangst Du, o Mensch, mehr!!!

Um das zu erreichen, musst Du dir ein System machen.

1. Alle Gelder, die von den Gütern einkommen, sollen in Deine Haupt-Cassa abgeliefert werden. NB. nicht ein Kreutzer soll davon ausbleiben — ausser was auf conservation des bereits Bestehenden, und der Regie der Wirthschaft nöthig ist.

2. Theile Deine Ausgaben auf bestimmte Branchen ein, die durchaus nicht in einander greifen sollen, als: *a)* Interessen der Schulden. *b)* Andere Lasten. *c)* Etablissement Deiner Mutter sammt den Hausausgaben, Besoldungen, Gärtnerei, Jägerei, Stall. *d)* Gestütte.

Aus dieser ganz genauen Rechnung wird sich ergeben, wie viel auf Verbesserungen Deiner Güter, und wie viel für Deine Hochwohlgeborne Person übrig bleibt. — Es wird sich sodann ergeben — welche Reduktionen in den verschiedenen Branchen zu machen sind.

NB. Mache, um Himmels Willen, keine zu schnellen Veränderungen, Reformationen. — Nur langsam!!!

3. Teile Deine Zeit so ein, dass Du einen Teil des Jahres für das allgemeine Wohl, einen für Deinen Nutzen, und einen für Deine Freuden und Vergnügen verleben könnest.

a) Für das allgemeine Wohl. — Bringe dein Wissen in Ordnung, lese über fremde Verfassungen — lerne Englisch, das wird für so einen Maschinisten, wie Du bist — vortrefflich zugute kommen etc.

Uebrigens kann man excellent nur durch sich selber werden und nicht wenn ein Dritter einen Excellenten benennen lässt. Man muss sein, und nicht scheinen.

b) Für Deinen eigenen Nutzen. Ich wiederhole es, mache Dir ein System. Lasse lieber das beste Feld ungebaut — unterlasse jede Erneuerung, jede Probe, wenn sie auch 1000 Procente versprechen sollte, bevor Du Dich vom Gelde ganz entblössest. — Mache Dir einen Plan auf 20 Jahre voraus — und unternehme nichts, bevor das Geld nicht in der Tasche ist.

c) Für Deine Freuden und Vergnügen. Wie gross ist das Universum, wie weit der Syrius — wie entfernet ist aber auch nur Rio-Janeiro — und der kleine Mensch misst den Lauf der Gestirne, setzt seinen Fuss in alle Welttheile — und Du, mein Freund, warst nicht so weit, wie St. Pölten!!! Und warum, wegen dem Mangel

der Sufficientibus etc. etc. etc. — Glaube mir — es ist eine erbärmliche Confusion in allen Deinen Handlungen, Gütern etc.

System. System! wenn auch fehlerhaft.

Du sprachst mir auch von Heirath. — In der Confusion!!! Mein Freund, das wiederrathe ich.— Es muss vorerst Ordnung in das Haus gebracht — und dann die Frau. — Ordnung kann man aber in einem Monath haben, um genau von Allem unterrichtet sein. Eine Frau findet man bald — und eine gute und unverdorbene — ob sie dann gut bleibt, das hängt von dem Mann ab, der sie heiratet.

Ich glaube, dass es wesentlich zu Deinem Glück beitragen würde — wenn Du heirathest. Hast Du etwas, die Hauptbranchen, von denen ich gesprochen, geordnet, so kannst Du, was Dein Vermögen anbelangt, gleich heirathen, denn ich hoffe nicht, dass Du der zukünftigen Gräfin Andrássy die Beleidigung anthuen würdest, sie mit Diamanten, Perlen, Spitzen etc. wie ein Freuden-Mädchen gewinnen zu wollen. Ich hoffe nicht, dass Du auch mit den gewöhnlichen hungarischen Fachsen und Fanfaronaden uns lächerlich machen wirst. Auswendig hui, und einwendig pfui. — Perlen auf dem Hals, und nichts im Magen — Diamanten auf der Stirne und einen Juden auf dem Genick — sowie Fürst Eszterházy den Wertheim und Eskeles, Fürst Pálffy den Khan — Hunyady den Biedermann etc. etc. Nein, so eine Lebensgefährtin, die Dein Dérangement sozusagen verlangt — die wähle Du Dir nicht. Offene Sprache, das ist das Beste. Ich hätte 12.000 Floren zu verzehren, wollen Sie mich? — sind es dann 24.000, desto besser. Nur keine falsche Scham. Arm sein ist keine Schande — Schande ist es aber reicher scheinen zu wollen als man ist. Man betrügt dadurch andere, und das ist schlecht, — man betrügt sich aber auch selber — und das ist dumm.

Der zuletzt lacht, der lacht am Besten. — Lass die Leute sagen: «Sehet doch Andrássy, der reiche, der grosse! — gab seiner Braut beinahe gar nichts» — und bemühe Dich, dass Deine Frau sagen könne: «Wie froh bin ich, dass ich diesen rechtschaffenen Mann geheirathet habe — wie glücklich bin ich etc.» — Bemühe Dich, dass Du alle Jahre einen gesunden Buben dem Lande schenken könnest — la peine n'est pas si grande, et il faut se sacrifier pour le bien public en bon citoyen etc.

Aehnliche Exhortationen, Ausfälle gegen die Nichtswürdigkeit der meisten Standesgenossen, Aufmunterungen zu nationalem Bewusstsein, zu nationaler That finden sich in den Briefen an die Grafen Karl Eszterházy, Johann Waldstein u. A. Sein Hauptmatador, gegen den er immer sein volles Herz ausschüttet, bleibt Baron Nikolaus Wesselényi, bis endlich zwischen diesen modernen Orestes und Pylades der Gegensatz des Naturells, bei Széchenyi das conservative, bei Wesselényi das radikale Element die Entzweiung herbeiführen.

Die Wettrennen, das Casino, die Akademie waren, wie erwähnt, die drei ersten Projekte des Grafen, welche den Grund zur allgemeinen Regeneration legen sollten. Die Akademie war ihm speziell ans Herz gewachsen. Für sie verwendet er sich bei dem Kanzler Reviczky, dem er Ende 1822 schreibt (ungarisch):

«Ich halte Pest und Fiume für die nothwendigen Concentrationspunkte Ungarns. Pest ist das Herz Ungarns, Wien das Haupt der Gesammt-Monarchie. Beide müssen in Ordnung sein, um ein gesundes Hirn, ein reines, unverdorbenes Blut herzustellen. Ich habe kein anderes Ziel vor Augen, als die Blüthe und den Fortschritt meines Vaterlandes. Darum wünsche ich mit mehreren Gleichgesinnten, dass wir die Genehmigung zur Errichtung einer ungarischen Akademie je eher erlangen und dass diese ihre Culturmission je eher beginne.»

So schreibt er auch an Graf Ignaz Gyulai, Präsidenten des Hofkriegsrates, über die heimischen Zustände und seine Ansichten und Absichten (deutsch):

In allen unseren Unternehmen hoffe ich Nichts, dass ich es gestehe — und mich bewegt Nichts, Zeit und Mühe zu opfern, als das Pflichtgefühl — wenn auch ohne Erfolg, an dem Pfuhl der Vorurtheile und dem Schlamm der vorgefassten Meinungen nach meinen Kräften zu läutern, zu reinigen — und so ist Alles, was den mindesten Schimmer des Gelingens trägt, für mich in der That nichts anders, als eine angenehme Ueberraschung.

Der Geruch der Fäulniss, der hie und da und sogar aus Palästen gegen uns strömt: die rührende Dummheit, und die nicht zu verzeihende Unwissenheit, die man allenthalben, und sogar im Kleide des Angestellten und des Beamten begegnet, und endlich die unglückselig vorgefasste Meinung, Vaterlandsliebe und Treue zum König seyen wie Essig und Oehl, und nimmermehr zu vereinigen — bildet einen unübersteigbar hemmenden Damm, den zu übersteigen selbst die seltenste Tugend, die Ausdauer kaum hoffen kann. Indessen ist das Misslingen in einer edlen Angelegenheit schöner, als das Gelingen in einer unedlen — und deshalb bin ich mit einigen wenigen Freunden immerdar beschäftigt, unsere jungen Pflanzen zu begiessen, zu pflegen; — und wirklich, sie fangen an zu grünen und Wurzel zu fassen.

Alles, was bis jetzt in Ungarn von Privat-Leuten ausging — und es soll ja doch Manches von ihnen ausgehen, denn der König kann ja nicht für uns auch ackern, pflanzen, in unsere Scheuern führen, — geschah aber excentrisch oder im Finstern! Es konnte deshalb Nichts gelingen! Wir handeln concentrisch, und rufen die Sonne an, sie möge uns mit ihren hellsten Strahlen beleuchten, denn nur die Sünde gehet im Dunkeln.

Das Jahr 1829 sieht den Grafen Széchenyi abermals als Schriftsteller, er verfasst seinen «Credit» (Hitel), womit er an den Grundfesten der Feudalwirtschaft rüttelt und die Geister des Mittelalters gegen sich entfesselt. Inzwischen bleibt ihm Zeit, auf seine Standesgenossen mündlich und brieflich moralisch läuternd einzuwirken und müssen wir abermals eine Epistel verzeichnen, welche, gleich der obenerwähnten an den Grafen Georg Andrássy, uns sehr tiefe Blicke in das innere Leben Széchenyi's werfen lässt. Dieser Brief ist (deutsch) an die Gräfin Franz Hunyadi (geb. Julie Zichy) gerichtet und lautet in den wesentlichen Stellen:

Zinkendorf, 28. November 1829.

Liebe Julie!

1. Je höher jemand geboren, je reicher, je verständiger, je unabhängiger er ist — desto grösser sind seine Pflichten gegen seine Nebenmenschen, sein Vaterland.

2. Der in so glücklichen Umständen auf die Welt kam, wie wir, hat grosse Pflichten und ist geradezu ein schlechter Mensch und ein Taugenichts, wenn er die ihm anvertrauten Schätze versperrt und Nichts für das allgemeine Beste opfert, — er ist hingegen ein Schwächling oder Dummkopf, wenn er mehr leisten will, denn er kann, gleich wie ein eitler Geck und wahrscheinlich ein Langohr ist, der glaubt, er sei eine Autorität, ein Mahomet, so wie jene, die sich für eine Zenobia oder Charlotte Corday hält; — in sich selbst aber gar nichts zu bauen, durch sich nichts zu wagen, ist eine Erbärmlichkeit oder eine strafbare Modestie. Man denkt nicht, wie viel ein Einzelner vermag, der Gutes und Edles will und beharrlich ist vous voyez donc que je veux qu'on y trouve un juste milieu.

3. Es ist schändlich, sich für besser zu halten, und vornehmer, weil man durch das Los begünstigt wird — und miserable, hinter seinem Rang, Titel, Vermögen und Geburt sich zu verschanzen — der beste Mensch ist der grösste, edelste ausgezeichneteste. Wie aber nun diese Pflichten erfüllen?

4. Das grösste Glück auf dieser Welt besteht in der Seelen-Ausbildung, ausser man würde das Wohlbehagen eines Thieres Glück nennen. — Der Mensch ist zum Denken geschaffen; man muss seinen Magen nähren — das Herz aber auch, besonders aber seinen Geist. Für den seelengrossen Menschen ist ein gutes Buch oder belehrender Umgang ein grösseres Bedürfniss, als Rindfleisch oder Pilaf; daher ist es Pflicht, die wahre Aufklärung und die rechte Civilisation allenthalben zu befördern, für uns also in Ungarn, denn das ist unser Posten.

5. Hungarn ist unser Vaterland, wir müssen uns darüber keine Illusion machen. Gott hat uns gewiss nicht ohne Ursache gerade in Ungarn auf die Welt kommen lassen, sondern dass wir nach unseren Kräften, wie gering diese auch immer sein mögen, an der Verschönerung und Vervollkommnung des Weltalls beitragen sollen, et là nous avons une forte tâche à remplir avec cette bonne vieille Hongrie. Ich finde Ungarn eigentlich ein hässliches Land, es ist auch nicht das schönste — Molnár und viele Andere sind mehr als unangenehm und langweilig, denn sie sind ecklich — der grösste Theil des hohen Adels, der eigentlich zu allem Schönen und Besseren den Impuls geben sollte, ist bereits verfault oder riecht nach Fäulniss. Indessen wird eine edlere Seele das Mutterland ob dessen Hässlichkeit nicht verachten, sondern verschönern trachten — Molnár höchstens auslachen, misshandeln und martern, aber nicht verlassen, damit die kleinen Molnárs anders werden und ein anderes Gesicht bekommen.

Jetzt aber ist es mit den Sentenzen für diesmal genug! — Welche Folgerungen kann man aber von alldem ziehen?

Glaube mir, liebe Julie, glaub's meiner Erfahrung, dass es wesentlich zu deiner Gemüthes-Ruhe beitragen wird, wenn du in diesem geheimnissvollen Aufenthalt, wo man nicht weiss, woher und wohin — dir die angenehme Seelenspeise gönnen werdest, zu dem Wohle deiner Heimat beizutragen; — woher quillt die

Leere, die unausstehliche Leere, die man so oft in sich fühlt, und diese Angst, dass man keinem Menschen nothwendig ist, und in der Welt seine Tage vergäudet? — aus dem Mangel an patriotischem Sinn! Man kann uns Alles entreissen, das Liebste was wir besitzen. Ein Mädchen ist nie sicher, sich in der Welt glücklich zu verbinden; der Mutter stehen eben so viele Sorgen, als Freuden entgegen. — Die Heimat findet man zu jeder Stunde.

Was du aber thun sollst, um etwas Rechtes anzufangen, das ist leicht. — Was vermagst du allein? wenig, beinahe nichts; — halte also mit uns. Unterdrücke jede Leidenschaftlichkeit, jede Exaltation, die gewöhnlich nicht länger brennen will, als Stroh — und gewöhnlich — pour se distinguer — aus Eitelkeit quillen. Der Ungar überströmt ohnehin vor Eitelkeit, was eines der grössten Hindernisse ist, die sich uns in den Weg stellen. Der Jüngste, Unerfahrenste will voran gehen, leiten, — jeder arbeitet für sich — jeder fangt etwas neues an: pour être nommé et pour être applaudi et un séparé des autres.

Ungarn ist unsere Wiege! Wir müssen es verschönern, emporbringen, beglücken. Ungarns Herz ist Pest und Ofen (ein Engländer heisst diese beiden Städte Budepist), freilich ist das arme Herz staubig und kothig — wer kann aber dafür? daran ist nichts zu ändern, desto mehr aber zu helfen. Ich kann das Herz nicht wo anders hinschieben, denn das ist unmöglich — wohl aber verschönern.

Sei so gut, liebe Julie, diesen Brief allen unseren Anverwandten lesen zu lassen, die du siehst, aber keinem Fremden. — Ich bin sehr froh, wenn Ihr über dessen Inhalt unter Euch sprechen wollet und besonders mit mir, aber nur mit Fremden nicht — denn ich würde so unsere Pfeifenrohrbeisser ganz scheu machen, ahneten sie nur von Weitem, dass ich eigentlich sie und nicht meine Pferde trainiren will.

Der Geist Széchenyi's war so construirt, dass er aus dem Concreten, aus dem allerkleinsten Anlass sich die weitgehendsten Folgen combinirte, er arbeitete synthetisch, und daher auch das Prophetische, welches seine ganze Thätigkeit begleitet. Die Keime seiner künftigen Handlungen sehen wir immer Jahre lang vorher in ihm gelegt und wir bewundern die fast somnambule Sicherheit, mit der er unentwegt auf seine Ziele zuschreitet. Er schickt im Jahre 1830 dem Fürsten Metternich eine Anzahl Flaschen ungarischen Weines und das Begleitschreiben enthält die wichtigsten Grundlinien der für Ungarn notwendigen Reformen. Aus dem schlechten Zustande des ungarischen Weinhandels zieht er die kühnsten Consequenzen für die anzubahnenden allgemeinen Verbesserungen.

Geradezu wunderbar ist aber Széchenyi's Vorbereitung zur Schöpfung der ungarischen Donau-Dampfschifffahrt und in Verbindung damit seine Beschäftigung mit den Sprengarbeiten am Eisernen Thor. Die Hälfte des vorliegenden Bandes ist gefüllt mit Briefen an Erzherzog Josef, an Baron Ottenfels, Fürst Milos Obrenovics, Vásárhelyi und Andere, und behandelt den pitoyablen Zustand der Donau als Schifffahrtstrasse. Diese Briefe sind ein unschätzbares Culturdocument. Sie predigen, wie nichts Anderes, von

der unvergleichlichen asiatischen Indolenz, in welche unser Land verfallen war, sie zeigen die Kleinlichkeit unserer Menschen und Verhältnisse. In ihnen erscheint Széchenyi als wahrer Herkules, der an den unwirtlichen Gestaden der unteren Donau Jahre verbringt, um den von der Natur geschenkten grossen Canal, die Verkehrsader zwischen Orient und Occident, in der richtigen Bedeutung erscheinen zu lassen und die ersten Sprengungen und Regulirungen an dem grossen Verkehrshinderniss, dem Eisernen Thor, vorzunehmen. Im Jahre 1830 war die herrliche Donau noch öde, zwecklos in Ungarn, ein Fahrzeug ein seltener Vogel. Die Zukunftsträume des grossen Patrioten haben sich nur zum Theil noch während seiner Lebzeiten verwirklicht. Wofür er so viel gestritten, geschrieben, verhandelt, Zeit und Gesundheit geopfert, der Donau-Schiffsverkehr etablirte sich endlich. Aber noch gibt es keine ungarische Schifffahrt, wie er sie träumte. Und noch ist die Pforte zwischen Ost und West nicht geöffnet. Beinahe sechzig Jahre sind seit den ersten Forschungsreisen Széchenyi's an die untere Donau verflossen, und nun erst versucht es ein begabter Jünger des grossen Patrioten, die Wegsprengung des Eisernes Thores, von welcher Széchenyi Zeit seines Lebens geträumt hatte, mit den gesammelten Kräften der inzwischen zu neuem Leben erwachten Nation thatsächlich ins Werk zu setzen.

Wenn dereinst — in hoffentlich nicht allzuferner Zeit — ein berufener Biograph Stefan Széchenyi's daran gehen wird, anknüpfend an den lichtvollen Essay Max *Falk's* über Széchenyi, an jene Arbeit, welche stets als grundlegend gelten wird, ein umfassendes, alle in der letzten Zeit zu Tage geförderten Quellen benützendes Werk zu schreiben, so wird er sicherlich voll Dankbarkeit der Hilfe gedenken müssen, welche ihm die ungarische Akademie der Wissenschaften geleistet hat, indem sie all' das kostbare Material zusammentragen liess, welches zu einem solchen hochragenden biographischen Denkmal unentbehrlich war.

EIN RÁKÓCZISCHES UNICUM VOM BOSPORUS-UFER.

Als ich mich 1860, als noch ganz junger Mann, längere Zeit in Siebenbürgen aufhielt, dehnte ich meine Aufmerksamkeit neben den Denkmälern der Székler Volkspoesie auch auf die historischen Reliquien aus. So geschah es, dass ich mit meinem geehrten Freunde und gastfreundlichen Hausherrn im Erdővidéker Vargyas, dem jetzigen Obergespan des Comitates Udvarhely und Oberkurator der Unitarierkirche, Gabriel Daniel de Vargyas sen., auch dessen Familien-Archiv durchstöberte. Und da die Familie Daniel de Vargyas ein uraltes und sehr vornehmes Székler Geschlecht ist, dessen Mitglie-

der in der Geschichte Siebenbürgens seit Jahrhunderten eine bedeutende Rolle spielen und mit vielen Magnatenfamilien in Blutsverwandtschaft stehen, stiessen wir in ihrem Archiv auf einen ganzen Stoss merkwürdiger landes- und familiengeschichtlicher unbekannter Schriftstücke. Ich las die wertvollsten darunter heraus, teilte ihre Abschriften dem verewigten Ladislaus Szalay mit, stellte sie auf dessen Anregung in einen Band zusammen und gab sie 1862 unter dem Titel «*Történelmi kalászok*» (Historische Aehrenlese) bei Wilh. Lauffer in Pest heraus.

Eines der umfangreichsten Stücke dieses Bandes ist eine staatsrechtlich-geschichtliche Denkschrift, deren ungarischer Titel lautet:

«Egy lengyel királyi tanácsosnak levele, melyet egy római birodalombéli úrnak írt Magyarországnak dolgairól» (p. 121—206).

(«Brief eines polnischen königlichen Rates an einen Herrn im Römischen Reiche über die ungarländischen Angelegenheiten».)

Diese äusserst markige, kernige und mit ebenso grosser rechtsgeschichtlicher Gründlichkeit, wie warmer, patriotischer Empfindung geschriebene wertvolle Streitschrift war in ungarischem Text bis zur Entdeckung meines Exemplares nicht bekannt gewesen; auch Szalay kannte nur den lateinischen Text derselben im Manuscript. Dass dieselbe jemals auch im französischen Text gedruckt gewesen, — wusste weder er, noch ich.

Die Denkschrift liess aller Wahrscheinlichkeit nach Fürst Franz Rákóczi II. zum Zwecke der Orientirung des Auslandes über die ungarländischen Angelegenheiten schreiben — und daher der *lateinische* und *französische* Text. Demnach ist der ungarische Text wahrscheinlich Original-Concept, — die beiden anderen Uebersetzungen. Für den Verfasser der Arbeit halte ich entweder den classisch schreibenden Kanzler des Fürsten, den gelehrten Paul Ráday, oder den vortrefflichen Verfasser der «Animadversiones Apologeticæ», den Hofmarschall Adam Vay; die französische Uebersetzung stammt vielleicht aus der Feder des Diplomaten und Zipser Propstes Dominik Brenner. Verfasst aber wurde das aus verfassungsrechtlichem Gesichtspunkte noch heute wertvolle Opus, wie es scheint, im Frühjahr *des Jahres 1710*, jedenfalls in der ersten Hälfte dieses Jahres: denn es schweigt über die im Monat Juli und August dieses Jahres vom Czar Peter dem Grossen durch seinen Gesandten am Wiener Hofe, B. Urbick, angebotene Mediation, welche es keinesfalls mit Stillschweigen übergangen haben würde, nachdem es die englische und holländische Mediation vom Jahre 1705—1706 eingehend bespricht.

Dass es aber im Jahre 1710 und zwar nach dem Treffen bei Romhány — alias Vadkert — verfasst wurde, beweisen deutlich folgende auf S. 89 der französischen Ausgabe lesbare Zeilen:

«. . . . . l'autre (bataille) est celle, qu'ils (les Hongrois) ont gagnée avec beaucoup de gloire, *le 22. janvier de cette année 1710, à Vadkert*, et

qui conformément aux projets du prince, leur à ouvert le chemin en Autriche et en Moravie.»

Dieses Citat ist in Bezug auf die Entstehungszeit des Werkes so deutlich, dass jede weitere Erörterung überflüssig wird.

Soviel über das Werk selbst.

Als ich in den Monaten September und Oktober des Jahres 1889 als eines der Mitglieder der seitens der Ungarischen Akademie der Wissenschaften zu wissenschaftlichen Forschungszwecken nach Konstantinopel entsandten Commission an den Ufern des Goldenen Horns und Bosporus weilte, erhielt ich mit meinen Collegen Fraknói und Vámbéry vom englischen Botschafter Sir *White* eine Einladung für den Abend des 9. October in den Sommerpalast der englischen Botschaft in Therapia zum Diner. Nach Schluss des Diners hielten Sir und Lady White mit der aus distinguirten Persönlichkeiten vieler Nationen bestehenden Gesellschaft in den glänzenden Sälen Cercle. Der für unsere Nation warme Sympathie hegende greise Botschafter, mit dem ich die Ehre hatte längere Zeit zu conversiren und welcher wohl wusste, dass das Rákóczi-Zeitalter mein historisches Spezialstudium sei, entfernte sich auf einen Augenblick in einen der Nebensäle, kehrte von dort mit einem alten kleinen Buche in der Hand zurück und überreichte mir das Druckwerk mit den Worten:

«Kennen Sie dieses Buch? Ich besitze es seit meiner Jugend, ich habe es 1848, als die ungarischen Bewegungen begannen, zum erstenmal gelesen; *es ist für mich ein ewigwertvolles sehr theures Andenken: denn aus ihm lernte ich das ungarische Verfassungsrecht kennen, — aus diesem Büchlein lernte ich die ungarisehe Nation lieben!*»

Ich begann das Buch mit einem, durch diese mit hinreissender Wärme gesprochenen Worte des ehrwürdigen Staatsmannes zu fieberhafter Höhe gesteigerten Interesse zu untersuchen. Innerhalb seines aus dem vorigen Jahrhundert stammenden, bunt marmorirten reichen Papiereinbandes befindet sich kein Titelblatt, auch ist keine Spur eines solchen zu sehen; auf der ersten Seite ist dieser innere Titel sichtbar:

«LETTRE
D'un Ministre de Pologne
à
un Seigneur de l'Empire
sur
les Affaires de la Hongrie.»

Ich dachte augenblicklich an den «*Brief des polnischen königlichen Rates*» und indem ich den Inhalt begierig zu prüfen begann, überzeugte ich mich bald, dass ich eine französische Uebersetzung oder Ueberarbeitung

desselben vor mir habe. Mit Freude und Ueberraschung entgegnete ich dem Botschafter:

«Jawohl, ich kenne dieses Werk, ich kenne es sehr gut; denn vor 27 Jahren habe ich es in ungarischer Sprache, nach einem gleichzeitigen ungarischen Manuscripte, welches ich im Archive einer siebenbürgischen Adelsfamilie fand, herausgegeben. In meinem Vaterlande existirt auch ein lateinischer Text desselben, ebenfalls in einer gleichzeitigen Handschrift; *aber, dass auch ein französischer Text existirt, und dass derselbe einmal, und zwar* — wie ich sehe — *gleichzeitig, also im Jahre 1710, und gewiss auf Anordnung des Fürsten Rákóczi selbst gedruckt wurde: das habe ich nie gewusst — das sehe ich erst jetzt aus dem ausserordentlich interessanten Exemplar Eurer Excellenz — welches ein äusserst seltenes Buch, wenn nicht gar ein Unicum ist.*»

Der über alle Massen höfliche, freundliche Botschafter war über diese meine Aeusserung sichtlich erfreut; da er indessen — wie er sagte — meine Gesellschaft nicht entbehren wollte, gestattete er nicht, dass ich das Buch *sogleich* länger studiere, sondern krönte seine feine Zuvorkommenheit noch mit dem verbindlichen Anerbieten: ich möge nun dieses für ihn ein so liebes Andenken bildende Buch nach Ungarn mitnehmen, es dort mit voller Bequemlichkeit studieren, es mit dem ungarischen Text vergleichen, und dann nach Vollendung des Studiums ihm wieder zukommen lassen.

Ich nahm das liberale Anerbieten des hochherzigen britischen Staatsmannes dankbar an, und das Buch ist gegenwärtig hier bei mir in Budapest.

Ich habe den Inhalt desselben, alineaweise, vom Anfang bis zu Ende mit dem von mir im Jahre 1862 herausgegebenen «*Briefe eines polnischen königlichen Rates*» verglichen, und habe mich überzeugt, dass der Inhalt, der Text, völlig derselbe, — selbst die auf Hugo Grotius, auf das Tripartitum und andere Werke verweisenden Anmerkungen identisch seien. Der einzige Unterschied zwischen beiden ist der, dass das *letzte Alinea* des ungarischen Textes im französischen fehlt, so dass diese letztere Ausgabe mit dem Satze «et qu'on n'entendra parler de clémence et de piété, qu'avec horreur et frayeur» endigt, welcher im Ungarischen (also lautend: «és hogy irtózással és rettegéssel fognak hallani a kegyelemről és kegyességről») dem mit den Worten «Nem kételkedem, uram . . . . .» beginnenden Alinea vorangeht, und darin keine Berufung auf die beizuschliessen beabsichtigten Briefe des Kalocsaer Erzbischofs Paul Széchenyi vorkommt.

Da ich vermutete, dass diese französische Ausgabe vielleicht doch in einer unserer grösseren Landesbibliotheken vorhanden sein wird, wiewohl sie bis jetzt unbekannt verborgen blieb: teilte ich das White'sche Exemplar den mir befreundeten Universitäts-Bibliotheksdirektoren Karl Szabó in Klausenburg und Alexander Szilágyi in Budapest mit. Und siehe da, die von ihnen

vorgenommene genaue Nachforschung ergab, dass in der That je ein Exemplar des «*Lettre d'un Ministre de Pologne*», oder des französischen 1710-er Druckes in den Bibliotheken der kön. ungar. Universität und des National-Museums in Budapest, sowie in der Bibliothek des siebenbürgischen Museums in Klausenburg existirt.

Indessen sind auch diese drei Exemplare ohne Titelblatt, Druckort und Jahreszahl, wie dasjenige des britischen Botschafters. Es scheint demnach, dass diese Publication ein Titelblatt auch gar nie gehabt hat, und die Exemplare als Beilagen in Begleitung irgend einer datirten Denkschrift an die auswärtigen Höfe und an andere politische Notabilitäten versendet wurden. Das Format derselben ist Duodez und ich halte sie, nach dem Charakter der Buchstaben und dem 1707 in Kaschau gedruckten, ebenfalls französischen Werke «*Histoire du Prince Ragotzi*», für ein Produkt der Kaschauer Druckerei.

Indessen ist es merkwürdig, dass, während die in unseren erwähnten Landesbibliotheken bewahrten drei Exemplare vollkommen gleichförmig und mit einander identisch sind: *das Exemplar des Botschafters White von denselben abweicht, in gewisser Hinsicht eine andere Ausgabe, also doch ein Unicum ist.*

Wiewohl nämlich der Text, der Druck, ja sogar die Druckfehler von Seite zu Seite überall übereinstimmen, schliesst das White'sche Exemplar auf Seite 183, etwas oberhalb der Mitte derselben mit diesen Zeilen:

«et de piété qu'avec horreur et
frayeur».

und in die Mitte der Seite ist als «Finis»-Zeichen ein von drei Eicheln und in der Mitte von zwei Halbmonden umgebener kreisförmiger, sogenannter «Spitz» gedruckt; unten aber als Hinweis auf die folgende Seite: ERRA, — oder ERRATA, wie auch wirklich zwei Seiten Druckfehler-Berichtigungen folgen, — *was in den hierländigen Exemplaren nicht vorhanden ist und, wie es scheint, auch nicht war.*

Dagegen ist der Text der eben erwähnten Exemplare (sowie auch der ungarische Text) um ein langes Alinea «Je ne doute pas, Monsieur . . . . .» erweitert, welches auch die folgende Seite 184 bis zu Ende ausfüllend mit den Worten endigt:

«diminuer la force par mes expressions.»

Als Schluss-Zeichen dient: ein Stern zwischen zwei Eicheln und zwei Halbmonden.

Doch auch damit ist das Ende noch nicht da; sondern es folgt in dem Büchlein noch ein zwei volle Druckbogen (32 Seiten) füllender *lateinisch*

textirter Nachtrag, nicht mit fortlaufender, sondern mit besonderer Paginirung, 1—32, und sodann nachgesetzt das

FINIS.

Wie in unseren Exemplaren die ERRATA, so fehlt im Exemplar des englischen Botschafters der 32-seitige lateinische Nachtrag.

Dem entsprechend können wir daher constatiren, dass ursprünglich *zwei verschiedene Ausgaben angefertigt wurden;* die eine mit rein französischem Text, 183 Seiten füllend, dem White'schen Exemplar entsprechend und wahrscheinlich für Frankreich, England, Holland u. s. w. bestimmt; und die andere, unseren drei Exemplaren entsprechend, mit französischem und lateinischem, 184 und 32 Seiten füllendem Text, für die besser Latein verstehenden Polen und Deutschen etc. bestimmt.

Und so ist Sir White's Exemplar bibliographisch bisher ein Unicum. Ich bin dem ausgezeichneten Staatsmann für die Güte, dass er mir erlaubte, dieses für ihn ein theures Jugend-Andenken bildende seltene Buch zum Zwecke der Vergleichung mit mir nehmen zu dürfen, ausserordentlichen Dank schuldig.

KOLOMAN V. THALY.

DIE KARTHÄUSER IN UNGARN.

Eine wissenschaftliche Geschichte der katholischen Kirche in Ungarn besitzen wir leider noch nicht, ja es fehlen hierzu selbst die ausreichenden Vorarbeiten, zu denen ausser einer Sammlung und strenge sichtenden Veröffentlichung des in einheimischen und fremden Archiven vorhandenen historischen Materials auch noch die Abfassung von Monographien über die einzelnen Diöcesen und kirchlichen Institutionen gehört. Erst in neuerer Zeit bemerkt man auch in dieser Richtung mit Freuden eine regere, fruchtbringendere Thätigkeit, namentlich seitdem durch die Liberalität des regierenden Papstes Leo XIII. die reichen Schätze der vatikanischen Archive der wissenschaftlichen Forschung geöffnet wurden und die Munificenz unseres hohen Clerus auch den ungarischen Forschern es ermöglichte, aus diesem nahezu unerschöpflichen Borne geschichtlicher Aufklärungen schöpfen zu können.

Aber auch im Lande selbst gibt sich ein lebhafteres Interesse für die Erforschung und Darstellung der Diöcesangeschichten kund, ebenso verdient es Anerkennung, dass durch die Preisausschreibungen des «St.-Stefans-Vereins» die Abfassung einer Gesammtgeschichte der kath. Kirche Ungarns in Angriff genommen und durch das preisgekrönte Werk des Dr. Ludwig Balázs («A római katholikus egyház története Magyarországban», bisher 2 Bde, bis 1301 reichend) in mehr als einer Beziehung erheblich gefördert worden ist.

Von ganz besonderer Bedeutung zur Erkenntniss des inneren kirchlichen Lebens und des culturellen Wirkens der Kirche ist aber die genaue Geschichte der geistlichen Orden, dieser «erhabensten Verkörperungen der Ideen des Christentums», wie unser ausgezeichneter Historiker, Bischof Dr. W. Fraknói, in dem «Vorworte» zu dem hier näher zu besprechenden Werke sich ausdrückt.

«Wie der Egoismus», so setzt derselbe fort, «ein Ausfluss der tierischen Natur des Menschen und die Selbstbeherrschung ein Privilegium seines geistigen Wesens ist: so erscheint der Geist der Selbstverleugnung und der Selbstaufopferung als eine Mitgift seines göttlichen Ursprunges, als die Urquelle und Garantie alles Grossen, was das Individuum und die Gesellschaft hervorzubringen vermag. Obgleich die Menschheit den erhebenden und befruchtenden Einfluss dieses Geistes niemals vollständig entbehrt hat: so gebührt dennoch dem Christentume der Ruhm, zum Dienste des Cultus dieser Idee berufene und wohlorganisirte Körperschaften geschaffen zu haben. Die Stifter der Mönchsorden wetteiferten miteinander in der Kasteiung des menschlichen Leibes und in den Modalitäten der Disciplinirung des Geistes. Die Bewältigung der drei mächtigsten menschlichen Triebe durch die Gelübde der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams befriedigte sie nicht mehr und es zeigt unstreitig von tiefer psychologischer Auffassung, wenn der h. Bruno, der Stifter des Karthäuser-Ordens, diesen Gelübden noch als das schwerste Opfer das ewige Schweigen seinen Ordensbrüdern auferlegte» . . .

Die geistlichen Orden fanden in Ungarn gleich zu Beginn der Christianisirung des Volkes Aufnahme, ja Stefan der Heil., Ungarns erster König, stiftete noch vor Errichtung der Bistümer das Benediktinerkloster auf dem Martinsberg (Pannonhalom) und unter den Mitgliedern dieses Klosters fand er seine vertrautesten Ratgeber und eifrigsten Mitarbeiter bei dem schwierigen Werke der Bekehrung seines Volkes.

Dem Beispiele des ersten Königs folgten die nachkommenden Herrscher des Landes und riefen je nach Zeit und Bedürfniss neue geistliche Ordenshäuser ins Leben. Auf solche Weise entstanden zahlreiche Klöster, meist reichbegabt mit irdischen Gütern und von allen Schichten der Nation gerne aufgesucht; die Sprösslinge der hervorragendsten Geschlechter begegneten hier in brüderlicher Gleichheit den Söhnen des gemeinen, unfreien Volkes. Die Kirche und insbesondere die Klöster rissen die Schranken der gesellschaftlichen Stände nieder und lehrten im Nebenmenschen den gleichberechtigten Nächsten erkennen und lieben.

«Neben jenen Blättern der Geschichte der ungarischen Nation, welche die grossen Ereignisse des kriegerischen Ruhmes und der nationalen Politik erzählen, nehmen diejenigen ebenfalls eine würdige Stelle ein, die von der geräuschlosen Arbeit, von der stillen Thätigkeit der Mönchsorden Nachricht

geben. Und die Geschichtschreibung, welche in ihrem gegenwärtigen fortgeschrittenen Stadium den versteckten Spuren der geistigen Zustände, dem Entwickelungsgang und der Herrschaft der Ideen mit besonderer Sorgfalt nachforscht, — die Geschichtschreibung empfindet stets mehr die Notwendigkeit, auch jene Aufklärungen in Anspruch zu nehmen, welche aus den Blättern der klösterlichen Annalen und Urkunden hervorleuchten.»

Es war deshalb, wie Dr. W. Fraknói weiter bemerkt, ein dankenswertes Unternehmen, dass die ungar. Akademie der Wissenschaften der Geschichte des christlichen Ordenswesens in Ungarn ihre Aufmerksamkeit ebenfalls zuwendete und durch die Ausschreibung von Preisen zur Abfassung von Monographien über die einzelnen Mönchsorden den Impuls gab.

Als erste Frucht dieser Preisausschreibung erscheint das vorliegende Werk: «Die Karthäuser in Ungarn von Ludwig Crescenz *Dedek*»,* mit dessen Inhalt wir unsere Leser des Nähern bekannt machen wollen.

Ueber den wissenschaftlichen Wert dieses Buches äussert sich der gelehrte Vorredner, Bischof Dr. W. Fraknói dahin, dass es «unter den neueren Werken über ungarische Monasterologie das erste ist, welches den heutigen Anforderungen der Geschichtschreibung entspricht, da es auf breiten und eingehenden Urkundenforschungen beruht, und seinen Gegenstand sowohl in den Rahmen der allgemeinen Kirchengeschichte wie in jenen der Geschichte des Landes einfügt.»

Wir stimmen diesem günstigen Urteile bei. Der Verfasser hat seinen Stoff gründlich studiert und ist den oft spärlichen Quellen und Hilfsmitteln mit Eifer und Geschick nachgegangen. Dass er in der Freude des Fundes und bei der Aermlichkeit des Materials die gewonnenen Daten im Einzelnen zuweilen überschätzt und zu weitläufig ausnützt, wollen wir dem Monographen nicht zu schwer anrechnen. Derlei Unebenheiten in der Darstellung sind mit solchen Einzelgeschichten fast unzertrennlich verbunden. Der Verfasser beobachtet übrigens in der Auffassung und Beurteilung seines Gegenstandes im Allgemeinen Unparteilichkeit und jene Objectivität, welche neben den Lichtseiten auch die Schatten nicht verschweigt. An einzelnen Stellen (namentlich im einleitenden allgemeinen Teile) wäre präzisere Kürze und Beschränkung des Redeschwulstes wünschenswert gewesen. Der historische Stil verträgt solch' rhetorisches Beiwerk nicht; die schönsten Betrachtungen wirken hier nur als Ballast, und die blumigsten Redensarten hem-

* «A karthausiak Magyarországban. A magy. tud. akadémia által Oltványi-díjjal jutalmazott pályamű. Irta *Dedek* Crescenz Lajos. Előszóval ellátta Fraknói Vilmos.» («Die Karthäuser in Ungarn. Ein von der ungar. Akademie der Wissenschaften mit dem Oltványi-Preise gekröntes Werk. Von Ludwig Crescenz Dedek. Mit einem Vorworte von Wilhelm Fraknói.») Mit Original-Zeichnungen von Lad. Telegdy und Lazar Nagy. Budapest, 1889, gr. 8. IV und 254 S.

men in störender Weise den Fluss der geschichtlichen Erzählung. Wir erwarten von dem Fleisse und dem Talente des Verfassers noch manche tüchtige Leistung auf dem Felde der vaterländischen Kirchengeschichte; möge er diesen unseren wohlwollenden Andeutungen einige Beachtung schenken!

Das Werk zerfällt nach dem schon erwähnten «Vorworte» des Bischofs Dr. Fraknói in die «Einleitung» (S. 1—24), in welcher der Verfasser Entstehung, Wert, Bedeutung und Wirksamkeit der Mönchsorden in der katholischen Kirche nach verschiedenen Gesichtspunkten unseres Erachtens für den Zweck des Buches zu weitläufig schildert. Dann folgt im ersten Teile eine Geschichte des Karthäuser-Ordens von dessen Gründung bis zu seiner Spaltung (1084—1378); der zweite Teil erzählt die Geschichte des Ordens überhaupt und seine Schicksale in Ungarn insbesondere: «Von der Spaltung des Ordens bis zur Heiligsprechung des Stifters Bruno» (1378—1514); im «dritten Teile» wird diese Geschichte bis zur «grossen Säcularisirung der Mönchsorden» (1782) fortgeführt und abgeschlossen. Der «Anhang bringt die Verzeichnisse der Prioren in den ungarischen Karthäuser-Klöstern, insoferne diese Verzeichnisse herstellbar waren.

Jeder «Teil» hat wieder mehrere Kapitel. Die zwei ersten Kapitel des «ersten Teiles» beschäftigen sich erstlich mit dem Leben des h. Bruno, mit der Gründung und mit den ersten Statuten des Karthäuser-Ordens; dann mit der Entwickelung und Verbreitung dieses Ordens in den europäischen Staaten (S. 26—76). Diese allgemeine Geschichte des Ordens beruht selbstverständlich auf der einschlägigen Literatur, und bietet wohl eine correcte, gut lesbare, nur etwas zu breite Uebersicht dieser Geschichte, kann jedoch an dieser Stelle von uns nicht eingehender berücksichtigt werden.

Der eigentliche Wert des Buches beginnt für uns erst im dritten Kapitel des ersten Teiles, wo S. 79—94 die Einführung des Karthäuser-Ordens in Ungarn urkundenmässig dargestellt wird.

Das Verdienst, die «stummen Mönche», wie das ungarische Volk die Karthäuser nannte, in Ungarn eingeführt zu haben, gebührt dem Könige Béla IV., der im Jahre 1238 unter Zustimmung des Papstes das ehemalige Benediktiner-Kloster zu Ercsi an der Donau, welches damals verlassen stand, den «kürzlich erst nach Ungarn gekommenen» Karthäuser-Mönchen überliess. Allein das Verbleiben derselben war hier nur von kurzer Dauer. Die Mongolen verwüsteten im Winter des Jahres 1242 das Kloster zu Ercsi vollständig; die Karthäuser aber verliessen in Folge dessen das Land.

Ihren dauernden Aufenthalt in Ungarn fanden die Söhne des h. Bruno erst einige Jahre später, und zwar in Oberungarn, am Fusse der Hochkarpathen in der Zips, wo die sächsischen «Gäste» zum Schutze gegen die schrecklichen Mongolenhorden mitten in der Gebirgswildniss auf dem «Schauberge» unter Führung ihres Grafen Jordan eine Befestigung angelegt hatten, inner-

halb welcher die Zipser Kolonisten mit ihrer fahrenden Habe während der Mongolenflut gesicherte Zuflucht gefunden hatten. Auf diesem «Zufluchtsstein» (Lapis refugii) wurde nach Ablauf der Gefahr zum dankbaren Gedächtnisse eine Holzkirche errichtet. Doch genügte diese Widmung dem frommen Sinne der Bewohner nicht, und nachdem durch der Hände Fleiss im neugewonnenen innern Landesfrieden der Wohlstand des Zipser Völkleins zugenommen hatte, da machte im Jahre 1299 der gottesfürchtige Pfarrer Martin von Isaksdorf (Plebanus de villa Isaac, heute «Zsákócz») in der «Brüderschaft der Pfarrer in den 27 königl. Städten» den Vorschlag, es «möge zur Erinnerung an dieBefreiung von den Mongolen oder Tartaren auf dem Zufluchtsstein ein Karthäuser-Kloster errichtet werden.»

Die «Fraternität» trat dem Antrage bei und betraute mit seiner Durchführung eben den Pfarrer Martin von Isaksdorf. Dieser setzte sich sofort mit dem Prior der Karthause zu Seitz in Steiermark * in Verbindung. und noch im Jahre 1299 kamen nach dem Beschlusse des General-Capitels zwei Mönche nach der Zips, um den Ort in Augenschein zu nehmen, ob er zur Errichtung des Klosters passend sei. Die «Brüderschaft» der Zipser Plebane empfing die beiden Sendlinge mit grosser Freude und nachdem der «Zufluchtsstein» zur Anlegung einer Karthause als zweckmässig befunden, schritt man auch gleich zur Verwirklichung des Planes.

Unter Führung der Pfarrer von Leutschau, Odorin und Leibitz sprachen die beiden Karthäuser-Mönche bei dem Zipser Grafen Jordan ** vor, der die Gesammtheit der Zipser Sachsen nach Leutschau einberief und der Communität die Bitte der «Brüderschaft» der Pfarrer vortrug, dass man den Karthäuser-Mönchen den Grund und Boden auf und am «Zufluchtsstein» zur Erbauung eines Klosters schenkungsweise überlassen möge. Die Versammlung billigte einstimmig den Vorschlag, und der Zipser Graf Jordan stellte am Tage des heil. Michael im Jahre 1299 den Schenkungsbrief für die Karthäuser-Mönche aus. Ausser dem mit einer starken Mauer umfriedigten Raum erhielt das Kloster noch einen Obstgarten und einen Platz für die Wirtschaftsgebäude ausserhalb der Mauer. Die Schenkung wurde dann unter dem 19. December 1299 auch vom Zipser Probst, Jakob Farkassy, im Namen des Königs bestätigt.

* Hier berichtigen wir eine Angabe unserer Vorlage, wo es S. 66 heisst, dass «im Osten das erste Karthäuser-Kloster in der Nachbarschaft unseres teuern Vaterlandes, nämlich in *Kärnthen*, bei Cilli zu Seitz im St. Johannesthal im Jahre 1165 erbaut wurde.» Die ehemalige Karthause zu Seitz, die 1782 aufgehoben, und deren Gebäude später durch Feuer und Menschenhand zerstört wurden, lag nicht in «Kärnthen», sondern in *Steiermark*, und es fällt die Errichtung der Karthause durch den Markgrafen Ottokar V. (VII.) in das Jahr 1160.

** Der Verfasser hält irrtümlicher Weise diesen Grafen Jordan noch für denselben, der im Jahre 1242 die Zipser nach dem befestigten Schauberg geleitet hatte.

Allein der Bau des Klosters begann erst im Jahre 1305; der Entwerfer des Bauplanes und der Bauleiter selbst war Pater Andreas aus der Karthause zu Seitz. Zwei Jahre dauerte der Bau, der aus der Kirche zu Ehren des heil. Johannes des Täufers und aus einigen Mönchszellen bestand, und wurde im Jahre 1307 von den aus Seitz entsendeten Mönchen bezogen. Der erste Prior dieser neuen Karthause war Pater Konrad, der als Schriftsteller einen Ruf genoss und ausser wissenschaftlichen Werken auch einige kirchliche Ceremonienbücher geschrieben. resp. abgeschrieben hatte.

Das Kloster konnte von den Erträgnissen seines sehr bescheidenen Besitztums sich nicht erhalten, es war deshalb auf fromme Gaben und Almosen angewiesen. Wohl griffen die Mönche wacker zur Arbeit, um dem felsigen Grunde des Zufluchtssteines einige Früchte abzuringen; nur mit grosser Mühe gelang ihnen die Bewaldung des Felsens, und dieser Hochwald bewahrt das Angedenken der fleissigen Karthäuser-Mönche bis zum heutigen Tage.

Der Klugheit des Priors Konrad und namentlich dem nimmerrastenden Eifer des Isaksdorfer Pfarrers Martin gelang es indessen, die Besitzungen des neuen Klosters allmälig zu vergrössern, so dass im Jahre 1321 die Karthause bereits zwei grössere Herrschaftskurien ihr Eigen nennen konnte und dadurch ihre materielle Existenz gesichert war.

Durch ihre arbeitsvolle Lebensweise sowie durch den gottesfürchtigen Lebenswandel in stiller, schweigsamer Zurückgezogenheit zogen die Karthäuser gar bald die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sich und man gedachte ihrer nicht nur in Donationen bei Lebzeiten, sondern auch in Legaten auf dem Sterbebette. Aber der Karthäuser-Orden machte in Ungarn noch andere Erwerbungen.

Es fanden sich nämlich gar bald auch unter den Eingebornen des Landes Solche, welche das Werk der Selbstverleugnung nicht blos anstaunen und bewundern lernten, sondern die zugleich entschlossen waren, dem gegebenen Beispiele zu folgen, indem sie die Aufnahme in den Orden wünschten. Der erste, historisch bekannte Karthäuser aus Ungarn war der Pfarrer Johann aus Boldmar, der zweite der Sprössling einer bekannten Adelsfamilie, der Sohn Goblins von Matzdorf (Mátyásfalvi). Und von dieser Zeit an (um 1320) meldeten sich stets zahlreicher und zahlreicher die um Aufnahme Bittenden, so dass die Mönche auf dem Zufluchtssteine bald sowohl der Gesinnung wie der Geburt nach Ungarn wurden.

Aus den ersten Zeiten der Geschichte dieses ersten Zipser Karthäuser-Klosters notiren wir noch die bemerkenswerte Thatsache, dass über Ansuchen des Ordens Papst Johann XXII. mittelst einer Bulle vom Jahre 1318 die Karthause in seine besondere Protektion aufnahm und deren Schutz und Verteidigung dem Graner Erzbischofe, dem Siebenbürger Bischofe und dem Zipser Probst anempfahl.

Dem ersten Karthäuser-Kloster in der Zips folgte bald die Errichtung einer zweiten Karthause. Ein Ahnherr des noch heute blühenden Geschlechtes der Berzeviczy, Magister Kakas (Gallus) von Lomnitz, ein Abkömmling Rudgers aus Tirol, hatte sich zur Sühne wegen eines von seinen Familien-Angehörigen an Friedrich Görgei verübten Mordes, unter Anderem auch zur Stiftung von sechs Klöstern verpflichten müssen. Unter diesen befand sich auch die zweite Karthause in der Zips.

Der Banus von Slavonien, Heinrich, ein Bruder des Magisters Kakas, hatte nämlich die Karthäuser in Seitz und Geirach mehrmals besucht. Die innere Einrichtung dieser Klöster und die exemplarische Lebensweise der Mönche gewannen den Beifall und die Gunst des Magnaten so sehr, dass er die Gründung eines ähnlichen Klosters in seiner nordungarischen Heimat beschloss. Magister Kakas und die ganze Familie stimmten diesem Plane gerne bei. Auf Grund gemeinsamer Uebereinstimmung wurde als Sitz des neuen Klosters nahe an der polnischen Grenze ein Punkt ausgewählt, der im St. Antonsthale in der Nähe von Lechnitz am Dunajetz gelegen war.

Ehe man jedoch zur Erbauung des neuen Klosters schreiten konnte, erhob der Prior der Karthause auf dem Zufluchtssteine Schwierigkeiten in der Richtung, dass er meinte, die ohnehin arme Gegend könne zwei solche Klöster nicht erhalten. Nach eingehenden Verhandlungen kam man darin überein, dass das Lechnitzer Kloster nur eine Filiale der Karthause auf dem Zufluchtsstein sein soll. Die Donation des Magisters Kakas für die neue Stiftung erfolgte am 9. Mai 1319 und wurde noch in demselben Jahre durch neue Schenkungen vergrössert.

Im Laufe der Zeiten erweiterte sich das Lechnitzer Kloster bedeutend. Am Ufer des Dunajetz zwischen zwei Bergen gelegen, war das ganze Kloster von einer doppelten Mauer umgeben. Die Kirche zur h. Jungfrau Maria stand in der Mitte des eingefriedeten Raumes; die Klosterzellen lagen in zwei Gruppen geteilt, die obere bestand aus vierzehn Zellen, jede mit einem Gärtchen versehen; im Vordergrunde stand das untere Klostergebäude mit dem Hospitium, das mit roten Ziegeln gedeckt war, nach denen das Kloster vom Volke «das rote Kloster» (Rubrum Claustrum, Czerveny klastor) genannt wurde.

Auch das Lechnitzer Kloster gewann bald ausgedehnte Besitzungen, wodurch jedoch mit dem Mutterkloster heftige, unerbauliche Streitigkeiten entstanden.

Die «stummen Mönche» genossen beim Zipser Volke grosses Ansehen, und ihr Beispiel wirkte anregend, aufmunternd und läuternd auf die Sitten der Bevölkerung. Der Convent am Dunajetz war auch in dieser Beziehung gegenüber der Karthause auf dem Zufluchtsstein im Vorteile. Das «rote Kloster» lag an der nach Polen führenden Heerstrasse, es war also viel leichter zugänglich als das abseits im Hochlande befindliche Mutter-Kloster.

Das öffentliche Leben der Zips, der Verkehr und Handel hatte damals seine Knotenpunkte im nördlichen Teile des Ländchens und so zog auch das Kloster am schiffbaren Dunajetz den grössten Nutzen davon.

Ganz besonders vorteilhaft für dasselbe war jedoch die Protection, deren sich die Lechnitzer Karthause von Seiten des damaligen Palatins Drugeth erfreuen durfte. Dieser einflussreiche Magnat wurde nach des Magisters Kakas von Lomnitz' Tode der zweite Wohlthäter des Klosters, das er im Jahre 1337 vor dem Könige Karl Robert mit dem Gute zu Ó-Falu (Antiqua Villa, Stara Vesz) reichlich begabte. Diese Schenkung liess er dann nicht nur durch den König bestätigen, sondern erbat sich dafür auch den Schutz des Papstes und die Exemption des Lechnitzer Klosters von bischöflicher Jurisdiction, von der Zehententrichtung und von allen sonstigen Abgaben aus.

Allein gerade diese ausserordentliche Begünstigung des «roten Klosters» zog demselben mancherlei Fatalitäten zu. Erst im Jahre 1342 konnte es diesen neuen Besitz antreten und auch später fehlte es nicht an Grenzstreitigkeiten und mancherlei Processen, unter denen die Zwistigkeiten mit dem Mutterkloster auf dem Zufluchtsstein wohl die unerquicklichsten gewesen, da sie zugleich den guten Ruf des Ordens in Gefahr brachten.

Noch durch ein anderes Uebel wurden die beiden Karthäuser-Klöster in Ungarn bedroht. Der Besitz reichlicher irdischer Güter entzog die Mönche allmälich ihrem eigentlichen Berufe, wie denn die ungarischen Karthäuser hinsichtlich der strengen Disciplin hinter ihren Ordensgenossen im Auslande zurückblieben. Dies galt vor Allem in Betreff der Clausur, welche insbesondere seitens der Conventualen im «roten Kloster» am Dunajetz wenig beobachtet wurde. Infolge dieser gelockerten Disciplin erschienen im Jahre 1342 die Ordens-Visitatoren in Ungarn, nämlich Hugo, der Prior des Klosters «Domus casularum» in Ligurien, und Johann, der Prior der Karthause zu Seitz in Steiermark. Die Karthäuser-Klöster Ungarns waren anfänglich der slavonischen, später der nieder-allemanischen Provinz zugeteilt. Gelegentlich der ersten Ordens-Visitation im Jahre 1342 wurden den Lechnitzer Karthäusern genau die Grenzen bestimmt, innerhalb deren sie Grundbesitz erwerben und sich selber bewegen durften. Das Herumschweifen im Lande, ja sogar in den benachbarten Dörfern war ihnen fernerhin nicht mehr gestattet.

Die zweite Visitation fand im Jahre 1351 durch die Visitatoren Peter von Geirach und Konrad aus Gmunden statt. Diese stellten namentlich die freundlichen Beziehungen der beiden ungarischen Karthäuser-Klöster zu einander wieder her, wobei zugleich die vollständige Unabhängigkeit des Klosters bei Lechnitz von der ältern Karthause auf dem Zufluchtsstein ausgesprochen und festgesetzt wurde. Seitdem waltete zwischen diesen beiden Nachbar-Klöstern ununterbrochen Friede und Freundschaft.

Diese beiden Zipser Karthausen erhielten geraume Zeit hindurch keine weitere Vermehrung in Ungarn; mindestens besitzt man hierüber keine sichere Kunde. So soll in der Nähe von Erlau bei Tárkány ein Karthäuser-Kloster schon zwischen 1332 und 1360 durch den Erlauer Bischof Nikolaus II. (1322—1361) gestiftet worden sein; doch kann man die Existenz dieser Karthause erst aus dem Jahre 1413 urkundlich nachweisen. Ueberhaupt sind von dem Karthäuser-Kloster bei Tárkány nur spärliche Nachrichten erhalten geblieben. Die Mönche daselbst unterhielten auch ein Bad, welches bis heute noch besteht.

Wenige Jahre jünger als diese Karthause war die Stiftung des vierten Karthäuser-Klosters in Ungarn; im Jahre 1378 wurde nämlich im St. Michaels- oder Paradies-Thale bei Lövöld im Weszprimer Comitate durch König Ludwig den Grossen eine Karthause errichtet. Dieser König hatte seine Gunst schon früher und auch später den Mönchen in den beiden Zipser Klöstern bewiesen. Der faktische Bestand der Karthause zu Lövöld reicht jedoch höher hinauf als die königliche Stiftungsurkunde und es wird die eigentliche Gründung derselben in das Jahr 1364 versetzt. Das Weszprimer Karthäuser-Kloster lag in einem bewaldeten Engthale und war nach dem Muster des Lechnitzer Klosters erbaut. Die heute noch vorhandenen spärlichen Reste der Bauwerke lassen auf eine ungewöhnliche Grösse der Anlage schliessen und es wird gemeldet, dass Kirche und Kloster zu den bedeutendsten Bauten jener Zeit gehört haben. König Ludwig der Grosse begabte die von ihm gestiftete Karthause auch reichlich mit irdischen Gütern.

Wir überschlagen aus Rücksicht auf den uns zur Verfügung gestellten Raum die weitere Detailgeschichte der ungarischen Karthäuser-Klöster, namentlich die Aufzählung ihrer fortgesetzten Besitzerwerbungen und der damit häufig in Verbindung stehenden Streitigkeiten und Güterprozesse. Die allzureichen Begabungen, deren die Söhne des h. Bruno in Ungarn von Hoch und Nieder teilhaftig wurden, dienten der geistlichen Disciplin wie der moralischen Vollkommenheit der Mönche nicht stets zum Vorteil; ja diese irdischen Güter zogen den Mönchen geradezu das Verderben der Beraubung durch die Hussiten zu.

Die Hussitenflut wälzte sich über Mähren nach Ungarn, wo einzelne Schaaren derselben bereits um das Jahr 1430 auftraten; insbesondere war aber die Zips den Angriffen dieser böhmischen Freibeuter und Abenteurer ausgesetzt. Die religiösen Lehren und Reformbestrebungen bildeten für die meisten Taboriten und Kelchner nur den Vorwand, um Kirchen und Klöster anfallen und ausrauben zu können.

Im Jahre 1431 erschien unter Anführung Koribuths eine Hussitenschaar vor dem «Roten Kloster» bei Lechnitz und verwüstete dasselbe vollständig. Sie raubten die Kirche aus und nachdem die daselbst vorgefundenen Kelche, Messgewänder und Bücher ihre Beutegier nicht befriedigten,

kehrte sich ihre Wut gegen die Mönche selbst, von denen sie Einige niedermetzelten, Andere schwer verwundeten, Alle mit den schändlichsten Spottreden überhäuften. Mit besonderer Grausamkeit marterten sie den Prior Michael, der jedoch trotz unsäglicher Peinigungen im Schweigen verharrte. Der unglückliche Greis wurde sodann von den Unholden fortgeschleppt; sein Endschicksal ist nicht bekannt geworden.

Schon zwei Jahre später, im Jahre 1433, erschienen die Hussiten unter Anführung eines abgefallenen schlesischen Geistlichen, Byedrzich, abermals in der Zips und verwüsteten wieder das noch kaum im Neuaufbau begriffene «Rote Kloster». Von hier zogen dann die wilden Horden vor die Karthause auf dem «Zufluchtsstein», welche sie gleichfalls ausraubten, die Mönche vertrieben und die Klostergebäude in Brand steckten. Die vertriebenen Mönche suchten und fanden Unterkunft in den anderen Karthäuser-Klöstern des Landes. Erst um das Jahr 1450 konnten diese Mönche in die Zips zurückkehren und ihre verwüsteten Klöster wieder aufbauen.

Allein kaum war das zur Notdurft geschehen, als die böhmischen Klosterstürmer neuerdings erschienen und die Klöster wieder ausraubten; ganz besonders hart traf das Geschick die Mönche auf dem Zufluchtsstein, die ihre Karthause abermals verlassen mussten, und hinter den Mauern der Stadt Leutschau Schutz gegen die Unholde suchten. Hier fanden sie dann sogar dauernde Niederlassung; denn erst mit der Wiederkehr der friedlichen Ordnung in Oberungarn, im Jahre 1462, konnten diese Mönche auf den Zufluchtsstein zurückkehren, um dort ihr in Trümmern liegendes Kloster wieder aufzurichten.

Durch die fortdauernde Gunst der Gläubigen gewannen die «stummen Mönche» in der Zips immer neue Schenkungen und Begabungen, so dass ihre Besitztümer sich erheblich mehrten und die Verwüstungen und Beraubungen durch die Hussiten in materieller Hinsicht bald wieder ersetzt waren. Die Karthäuser-Klöster genossen hier eine zweite Blütezeit, welche indessen von keiner langen Dauer war.

Die Stürme der Kirchenreformation im XVI. Jahrhundert brachen hervor und verschonten auch die Zipser Karthäuser nicht. Bekanntlich haben die Lehren Luthers in Ungarn vor Allem den fruchtbarsten Boden bei den Sachsen in der Zips und in Siebenbürgen gefunden. Diese schlossen sich der kirchlichen Bewegung sofort an und in Folge dessen verloren auch die Institutionen der alten Kirche bei diesem sächsisch-deutschen Volke den Boden. Uebrigens waren die Karthäuser schon vorher den Vexationen und der Habgier des damaligen Zipser Probstes Johann Horváth ausgesetzt.

In den nach der Schlacht bei Mohács (1526) ausgebrochenen Tronkämpfen zwischen dem Erzherzoge Ferdinand von Oesterreich und dem Zipser Erbgrafen Johann Zápolya waren die Karthäuser in der Zips wiederholt der Gegenstand finanzieller Ausbeute von Seiten der kriegführenden

Parteien. Dazu starb im Jahre 1527 die Herzogin Hedwig, die Mutter Johann Zápolya's, die grösste Wohlthäterin und Beschützerin der Karthäuser, welche nun sich selbst überlassen, schutz- und hilflos den kommenden traurigen Tagen entgegensahen.

Die langjährigen Kriege der beiden Gegenkönige lösten auch die Bande der ohnehin schon sehr gelockerten socialen Ordnung. Namentlich in Ober-Ungarn waren neben den oft zuchtlosen fremden Söldnern die zunehmenden Räuberbanden zur wahren Landplage geworden.

So fiel am 29. Juni 1543 die Karthause auf dem Zufluchtsstein in die Gewalt einer Räuberbande, welche die Mönche verjagte und in den ausgeraubten Klosterräumen ihr eigenes Raubnest aufschlug. Sie mussten jedoch vor den königlichen Truppen weichen und nach ihrem Wegzuge fanden sich die Karthäuser-Mönche abermals in ihren zerstörten Zellen ein. Doch es war hier ihres Bleibens nicht länger. Auf einer Versammlung unter Vorsitz des königl. Kapitäns für Oberungarn beschloss der Adel und die Bürgerschaft der Zips die völlige Niederreissung der Ruinen des Klosters auf dem Zufluchtsstein, damit die Räuber dort nicht weiter einen Schlupfwinkel finden könnten. So geschah es: die Reste der Klosterbauten wurden vom 13. bis zum 21. Juli 1543 gänzlich abgetragen, die Mönche aber in ihr Haus nach Leutschau versetzt, wo sie am 19. Juli ihren Einzug hielten und von den Bürgern gut aufgenommen wurden. So endigte die Karthause auf dem Zipser Zufluchtsstein für immer.

Aber auch in Leutschau war für die Karthäuser Mönche kein längeres Verbleiben. Das Leben in der immerhin lebhaften Stadt widersprach der Stille des Klosters und dem Ruhebedürfnisse der «stummen Mönche». Deshalb strebten diese eine Vereinigung mit ihren Brüdern in der Lechnitzer Karthause an und es fand die Verschmelzung der beiden Convente im J. 1544 statt. Allein schon im nächsten Jahre hatte das ohnehin wiederholt schwer heimgesuchte «Rote Kloster» abermals einen räuberischen Anfall zu erleiden, und zwar soll an der Spitze dieser Klosterräuber der vormalige Zipser Probst Horváth gestanden sein. Seitdem war die Lechnitzer Karthause nahezu fortgesetzt den Angriffen und Verlusten an Hab und Gut ausgesetzt, in Folge dessen die Mönche selber dem Mangel und Elend preisgegeben wurden. Die darbenden Söhne des h. Bruno verliessen Einer nach dem Andern ihr ausgeraubtes Kloster, um in anderen Klöstern bessere, friedlichere Tage abzuwarten. Die meisten Mönche flüchteten nach Polen.

Dass bei solchen traurigen materiellen Verhältnissen und unter den fried- und rechtlosen sozialen Zuständen, wie sie damals insbesondere in Oberungarn an der Tagesordnung waren, auch die strenge Disciplin, die geistige und moralische Zucht unter den Karthäusern arg leiden musste, darf uns nicht Wunder nehmen. Die Gegner des Ordens, namentlich aber Jene, die nach dessen Gütern Gelüste trugen, benützten diesen Umstand,

um die Karthäuser der Entartung und der Sittenlosigkeit bei Hofe anzuklagen. Diese Bestrebungen blieben denn auch nicht ohne Erfolg. Es gelang, den Kaiser und König Ferdinand I. zu bestimmen, dass er mittelst eines Decretes vom 10. Nov. 1563 die beiden Zipser Karthäuser-Convente aufhob und die Güter des Lechnitzer Klosters dem ärgsten Gegner dieser Convente, dem Titular Bischof von Csanád, Gregor Bornemissza, als Zipser Probst und dem Zipser Domkapitel zuwies. Die noch vorhandenen Güter des früheren Karthäuser-Klosters auf dem Zufluchtssteine aber sollten nach einer königl. Verordnung vom J. 1567 zu Unterrichtszwecken verwendet werden.

Mit dem Tode des letzten Karthäuser-Mönches, des Priors Thomas zu Lechnitz im J. 1567 verschwanden die «stummen Mönche» aus der Zips, wo sie 268 Jahre geweilt und gewirkt hatten.

Ein ähnliches Schicksal hatten auch die übrigen Karthäuser-Klöster in Ungarn zu erdulden. Die Karthause zur h. Jungfrau im Zufluchtsthale bei Tárkány wurde kurze Zeit nach der Verwüstung des Klosters auf dem Zufluchtsstein in der Zips von den Türken zerstört.

Fast zu gleicher Zeit hörte auch die Karthause zum h. Erzengel Michael bei Lövöld auf, obgleich dieses Kloster als «moralische Person» noch weiter fortbestand. Gleichwie in der Zips so war auch im übrigen Ungarn nach der Schlacht bei Mohács der Zustand der öffentlichen Sicherheit ein höchst bedauerlicher geworden. Plünderungen, Raubanfälle, Vergewaltigungen waren in den Teilen jenseits der Donau damals ebenso an der Tagesordnung wie im Norden am Fusse der Hochkarpathen. Hier und dort betrieben einzelne Edelleute das Freibeutertum in grossem Stile. In West- und Nordwestungarn waren es die Gebrüder Podmaniczky, Johann und Raphael, welche mit ihren Söldlingen und Spiessgesellen die ganze Gegend in Schrecken versetzten und ausbeuteten, so dass der Landtag im J. 1542 mittelst G.-A. 44 gegen diese beiden Räuberhäuptlinge die Acht und den Güterverlust aussprach, wenn sie nicht binnen zwei Monaten den Treueid erneuern und die geraubten weltlichen und geistlichen Güter zurückerstatten.

Dieser Landtagsbeschluss bekümmerte jedoch die beiden Podmaniczky sehr wenig; sie trieben ihr gewaltthätiges Handwerk trotzig weiter. Das hatten vor Allem die Karthäuser zu Lövöld bitter zu erfahren. Diese wurden schon im J. 1538 von den Schnapphähnen der Podmaniczky gebrandschatzt und hierbei einer Weinladung von 75 Fass im Werte von 400 Goldgulden beraubt. Im folgenden Jahre nahmen die Podmaniczky den Mönchen zwei soeben gekaufte türkische Pferde weg. Im J. 1543 aber, somit ein Jahr nach ihrer landtäglichen Verurteilung, raubten dieselben Gesetzverächter den Karthäusern 40 Stück Ochsen und wiederholten diesen Raub im Jahre 1544 sogar zweimal.

Seltsamer Weise erlangten die Podmaniczkys gerade in diesem Jahre 1544 die Verzeihung des Landtages, da sie Besserung, Busse und Schaden-

ersatz gelobt hatten. Die Karthäuser erschienen hierauf mit ihren Forderungen bei dem Palatins-Stellvertreter Franz Révai und dieser citirte auch im J. 1548 den gewaltthätigen Raphael Podmaniczky vor den Palatinatsstuhl; aber von dem weitern Verlaufe und von dem Resultate des Processes ist nichts bekannt.

Doch auch gegen andere Angriffe und Schädigungen hatten die Karthäuser in Lövöld gleich ihren Brüdern in der Zips zu klagen, so dass in ihrer Bedrängniss und zunehmenden Armut ihre Existenz mehr und mehr erschwert wurde, weil ja überdies die der Karthause auferlegten öffentlichen Lasten und Contributionen aus den von allen Seiten bedrohten und geschmälerten Klostereinkünften nicht mehr gedeckt werden konnten.

Zu all dieser Not kam dann noch die Türkengefahr, vor welcher die königlichen Heere die Mönche nicht zu schützen vermochten. Das Karthäuser Kloster fiel den Türken zur Beute (wahrscheinlich im J. 1551) und die sich rettenden Mönche suchten in der Fremde eine neue Heimat, ohne jedoch den Lövölder Karthäuser-Convent aufzulösen. Die Mönche flüchteten in die nahen Klöster Steiermarks und Kärntens, nur ihr Prior Ladislaus blieb noch einige Zeit in Ungarn, um die Besitzungen des zerstörten Klosters zu regeln.

Die Klostergüter übergab der Prior dem Bischof von Weszprim in Pacht und König Ferdinand bestätigte den Pachtvertrag (8. Jänner 1557). Der rechtliche Eigentümer dieser Güter blieb auch weiterhin der Karthäuser-Convent von Lövöld, dessen Prior noch im J. 1617 einen Güteraustausch vornehmen wollte. Allein die Hoffnung auf eine Wiedererrichtung der Karthause in Lövöld ging nicht in Erfüllung, und die Güter des Convents blieben andauernd im Besitze des Bischofs von Weszprim. Wo das Lövölder Karthäuser-Kloster einstens gestanden, erhebt sich heute Kirche und Pfarrhaus des Stadtviertels Város-Lőd in Weszprim.

Auf solche Weise fand der Karthäuser-Orden in Ungarn seinen Untergang; der Streit um die herrenlosen Güter und Besitzungen dauerte allerdings noch geraume Zeit fort; wir können jedoch diesen vom Verfasser mit löblichem Eifer dargestellten Besitzverhältnissen und Besitzer-Wandlungen hier nicht weiter folgen.

Ebenso müssen wir verzichten auf eine nähere Darlegung der Versuche zur Wiederherstellung der ungarischen Karthäuser-Klöster im Laufe des XVII. und XVIII. Jahrhunderts. Die Karthäuser liessen nicht ab von dieser Hoffnung und waren zu ihrer Verwirklichung eifrig bemüht. Doch Alles war vergebens. Immerhin erfloss erst unter dem 8. April 1720 das königl. Dekret, womit die Kamaldulenser-Mönche in dem Besitze des Lechnitzer Klosters definitiv bestätigt und die Karthäuser mit ihren Ansprüchen und Hoffnungen auf die Rückkehr für immer abgewiesen wurden.

Zum Schlusse wollen wir nur noch dem letzten Capitel unserer Vor-

lage eine eingehendere Aufmerksamkeit widmen. Dasselbe befasst sich mit der Stellung und Wirksamkeit des Karthäuser-Ordens in Ungarn.

Bekannt ist die Strenge, mit welcher die Söhne des heil. Bruno an ihren Ordenssatzungen unverändert festhalten; nichtsdestoweniger wurde es den obersten Leitern des Ordens schon frühe klar, dass diese Satzungen in mancher Hinsicht je nach den Sitten und Verhältnissen der verschiedenen Länder, wo die Karthäuser eine Wohnstätte gefunden, einige Modificationen erleiden müssten. So bemerkt man auch bei den Karthäusern in Ungarn manche Abweichung von der allgemeinen Gewohnheit des Ordens.

In der politischen Geschichte Ungarns begegnet man den Karthäusern nicht; ihre strenge Lebensweise entzog sie dem öffentlichen Leben. Ebenso nahmen sie an den Parteiungen im Lande keinen Anteil; vom Lärm der Welt zurückgezogen beschäftigten sie sich in der Einsamkeit der Gebirge und in ihren stillen Klausen mit dem Heile ihrer Seele. Ihre unablässigen Gebete für König und Vaterland waren die unblutigen Opfer ihres Patriotismus.

Das Volk betrachtete sie als auserwählte, heilige Männer; Könige und Königinnen, Prälaten und Magnaten flehten wetteifernd um ihr Gebet. Als Vorbilder der Frömmigkeit und der Glaubenstreue, als Muster der Sittsamkeit und der verständigen Verwaltung ihrer Besitzungen, als unerschöpfliche Almosenspender wurden sie für ihre Umgebung, namentlich für die arme verlassene Bevölkerung in der Zips, wahre Wohlthäter. Ihre Klöster boten Schutz in Zeiten des Krieges und der inneren Unruhen, Unterkunft dem verirrten Reisenden, Pflege dem verlassenen Kranken. Freilich übten sie alle diese christlichen und sozialen Tugenden nur so lange, bis sie nicht selber dem unersättlichen Moloch der Erwerbs- und Habgier zum Opfer fielen.

Eine der hervorragendsten Eigentümlichkeiten der ungarischen Karthäuser bildete der Umstand, dass sie sich hier mit Ackerbau beschäftigten, während sie von ihrem Mutterkloster her ihre Thätigkeit sonst hauptsächlich nur der Viehzucht zugewendet hatten. Der vorwiegend agrikolare Charakter der Wirtschaft in Ungarn zwang die Karthäuser hier ebenfalls zum Betriebe des Ackerbaues. Uebrigens war den Söhnen des h. Bruno sowohl im Einzelnen wie in der Gesammtheit die Armut vorgeschrieben. Jedes Kloster sollte nur soviel besitzen, als es zum Lebensunterhalte seiner Bewohner vonnöten hatte. Dabei war den Karthäusern das Betteln verboten. Gleichwohl erwarben sie in Ungarn ausgedehnte Güter und Liegenschaften, welche zwar vielen Anfechtungen und Bedrückungen ausgesetzt waren, aber dennoch mit dazu beitrugen, dass die strengen Sitten in den Karthausen zeitweilig verfielen. Dieser Besitz lockte ja auch die zahlreichen räuberischen Angriffe und Verwüstungen hervor und führte endlich den völligen Untergang des Karthäuser-Ordens in Ungarn herbei.

Die Ordensregel gestattete den «stummen Mönchen» nur in Bezug auf die Kirche und auf die Bibliothek einigen Luxus. In beiden Hinsichten zeichneten sich auch die Karthäuser in Ungarn aus. Die Klosterkirche zu Lövöld, welche König Ludwig d. G. erbauen liess, die Basilika auf dem Zufluchtsstein und die geräumige zierliche Kirche zu Lechnitz wurden gerühmt.

Die ersten Karthäuser kamen aus den Klöstern zu Seitz und Mauerbach nach Ungarn, später traten an deren Seite und Stelle auch einheimische Mitglieder, denen die Pflege ihrer Muttersprache strenge anbefohlen war. Die geschichtlichen Nachrichten haben uns die Namen von solchen eingebornen Karthäusern in Ungarn aufbewahrt. In der Zips mochten die meisten einheimischen Karthäuser deutscher und slovakischer Herkunft gewesen sein, dagegen in der Karthause zu Tárkány, noch mehr aber in jener zu Lövöld, das ungarische Volkselement vorgewaltet haben. Den Beweis hiefür liefert die Namensliste der Prioren, welche für Lövöld ausschliesslich rein ungarische Namen aufweist.

Der Aus- oder Uebertritt aus dem Orden war den Karthäusern nicht gestattet; deshalb konnten diese Mönche auch in der Hierarchie keinen Platz einnehmen; nur der unmittelbare Befehl des Oberhauptes der Kirche, dem sie unbedingten Gehorsam zugeschworen, konnte sie zur Annahme einer kirchlichen Würde bewegen. In Ungarn gibt es hiefür kein einziges Beispiel.

Die angenehmste Nebenbeschäftigung der Karthäuser war das Bücherschreiben und Abschreiben. Die ungarischen Karthäuser hatten hierzu leider wenig Zeit und Gelegenheit; denn sie lebten hier unter fast unaufhörlichen Kriegszuständen, welche die ruhige Arbeit des Geistes nicht gedeihen liessen.

Die Bibliothek der Karthause vom Zufluchtsstein gelangte in das Kloster bei Lechnitz; sie war jedoch kaum von einiger Bedeutung. Unter den alten Handschriften besitzen wir nur den sogenannten «Érdi-Codex», der mit Bestimmtheit den Karthäusern zugeschrieben werden kann.

Als Schriftsteller, Gelehrte und Buchabschreiber führt der Verf. unter den ungarischen Karthäusern folgende an:

P. Konrad, Mönch aus Seitz, 1307 Prior auf dem Zufluchtsstein, legt sein Amt 1310 nieder, damit er dem Buchschreiben mehr Zeit widmen könne. Von ihm waren zwei Missale, ein Graduale, ein Brevier, ein Collectorium und ein Todtenbuch im Gebrauch.

Joannes de Transilvania stammte aus Siebenbürgen und legte in der österr. Karthause zu Mauerbach die Gelübde ab. Von hier kam er in das Kloster auf dem Zufluchtsstein und wurde Prior. Der anonyme Chronist meldet von ihm, dass er Alchymist gewesen, dessen zahlreiche Experimente dem Kloster viel Geld kosteten, weshalb er später von der Priorsstelle enthoben ward. Er lebte zwischen 1463—1500.

Jodok von Wagendrüssel in der Zips war der Sprössling reicher adeliger Eltern. Die Gelübde legte er in dem Kloster auf dem Zufluchtsstein ab, wo er auch später Prior wurde. Er schrieb zahlreiche kirchliche Werke. Er lebte von 1465—1508, war also ein Zeitgenosse des vorgenannten Johannes aus Siebenbürgen.

Michael Thyr war früher Pfarrer in Kaschau und trat hierauf als Karthäuser in das Kloster zu Lechnitz ein, im J. 1512 wurde er Prior auf dem Zufluchtsstein. Thyr war Magister der schönen Künste.

Anonymus Carthusianus, der zwischen 1470—1530 lebte, gehörte dem Convent auf dem Zufluchtsstein an. Er ist der Verfasser der anonymen Chronik: «Fundatio Lapidis Refugii», welche der Jesuit Wagner im zweiten Teile seiner «Analecta Scepusia» veröffentlicht hat.

Anonymus Rubri Claustri war Mönch im Lechnitzer Kloster, dessen Chronik er schrieb, doch ist diese in Verlust geraten. Endlich ist noch zu nennen der

Anonymus de Lövöld, der im Anfange des XVI. Jahrh. lebte und den sogenannten «Érdi-Codex», ein ungarisches Legendarium, geschrieben hat. Dasselbe veröffentlichte die ungarische Akademie der Wissenschaften als Band IV und V des «Nyelvemléktár» («Sprachdenkmäler») . . .

Indem wir unsere Mitteilungen aus der verdienstlichen Arbeit über die Karthäuser in Ungarn schliessen, sprechen wir die Hoffnung und den Wunsch aus, dass wir dem Hrn. Verfasser auf dem Gebiete der ungarischen Kirchengeschichte mit wachsendem Erfolge noch recht oft begegnen mögen.

Budapest. Prof. Dr. J. H. Schwicker.

EUGEN ÁBEL.

(1858—1889.)

Die verheissungsvoll aufblühende Wissenschaft der klassischen Philologie in unserem Vaterlande hat einen tiefen und herben Verlust erlitten, einen umso schmerzlicheren, als er nahezu unersetzlich ist. Denn nicht wie andere Länder, hatte Ungarn das Los, auf altem und sicherem Fundamente seine neuen Gebäude aufzurichten oder auf Alles nur die verschönernde und bessernde Hand zu legen. Hier wo noch so Vieles im Keimen, so Vieles im Werden begriffen ist, wo man auf den meisten Gebieten der Wissenschaft erst Grund und Boden erwerben muss, um ein solides Bauwerk zu errichten, ist es doppelt beklagenswert, wenn das Schicksal einen der rührigsten und eifrigsten Arbeiter von seiner Stelle rafft. Und liessen doch seine reichen Kenntnisse, sein durchdringender scharfer Verstand, seine Jugend, sein

eiserner Fleiss, der unentwegt und unermüdlich jedes Hinderniss aus dem Wege zu räumen verstand, noch Unermessliches und noch Gediegeneres hoffen, als was er für seine Jahre, die ihm hienieden zu leben vergönnt war, Bedeutendes und Gediegenes schon geleistet hat. Denn die klassische Philologie und die ungarische Literaturgeschichte beweinen Hand in Hand den Mann, dessen ganzes Wesen und Trachten ihnen geweiht war, in ihrem Dienste aufgegangen ist. Er gehörte zu jenen Männern auf unseren wissenschaftlichen Gebieten, die immerdar bestrebt sind, ihre und Andrer wissenschaftliche Errungenschaften auch dem Auslande zugänglich zu machen, und besonders er hatte den Ehrgeiz, hauptsächlich Deutschland gegenüber ein würdiger Repräsentant der klassisch-philologischen Bestrebungen in Ungarn zu sein. So verliert auch diese Revue an ihm einen Mitarbeiter, der seit ihrem Bestande treu zu ihrer Fahne gehalten hat. Ein Grund mehr, um hier seinen Lebensabriss zu geben und von seiner wissenschaftlichen Bedeutung ein Bild zu entwerfen, sei auch das Licht noch so flüchtig und fahl, mit dem ich es zu beleuchten im Stande bin.

Eugen Ábel erblickte den 24. Juli des Jahres 1858 zu Budapest, als ältestes Kind des Clavierlehrers Albin Ábel und der Frau Claudine Ábel geb. Knight das Licht der Welt. Früh schon besuchte er die Schule und war immer der ausgezeichnetsten Schüler einer. Die Mittelschulen absolvirte er in dem evangelischen Obergymnasium zu Budapest, obwohl er katholischer Confession war, und hatte zu Lehrern unter Anderen den Germanisten Gustav Heinrich, den Archäologen Robert Fröhlich und den gegenwärtigen Oberstudiendirector des Hermannstädter Schulbezirkes, Josef Elischer. Sein Fleiss und Fortschritt erregten schon damals die Aufmerksamkeit seiner Lehrer. Kein Wunder! Denn von seiner Mutter, einer geborenen Engländerin, erlernte er nebst der ungarischen Sprache, deren Notwendigkeit die Eltern schon damals eingesehen, früh das Englische und Deutsche und in seinen Gymnasialjahren das Französische, so dass er frühzeitig in die Lage kam, sich mit der ausländischen Literatur bekannt zu machen. Er that es auch mit grossem Eifer und vervollkommnete seine Sprachkenntnisse zu Anfang seiner Universitätsjahre noch durch das Italienische. Jedoch schon in den höheren Classen des Gymnasiums wandte er sich dem Studium der klassischen Sprachen zu, denen er dann seine ganze Lust und Kraft widmete in einer Weise, dass der Hausarzt die Gesundheit des Jünglings für ernstlich gefährdet erachtete und einen Stillstand seiner Gymnasialstudien anzuraten sich bewogen fühlte. Man stiess aber in dieser Hinsicht auf seinen energischen Widerstand, daher sich die Eltern begnügten, ihn im Jahre 1873 auf eine Weile zu seinem in London lebenden Grossvater und nachher zu einem dreimonatlichen Aufenthalte in die Seestadt Deal (Grafschaft Kent) zu bringen. Im Herbste des Jahres 1874 liess er sich an der philosophischen Fakultät seiner Vaterstadt inscribiren und hörte hauptsächlich klassische

und germanische Philologie nebst vergleichender Sprachwissenschaft und französischer Sprache. Alsbald hatte er im philologischen Seminar die Aufmerksamkeit des Begründers der klass. Philologie in Ungarn, des Professors Emil Thewrewk von Ponor auf sich gezogen, der dem aufstrebenden Talente tüchtig unter die Arme griff und seinem Wissenseifer fernere Nahrung verlieh. Mitte des Jahres 1877 wurde Ábel zum Lehrer der griechischen, lateinischen. deutschen und französischen Sprache an Gymnasien befähigt, während er Ende desselben Jahres auf Grund seiner sorgfältigen Doctordissertation «De infinitivi Graeci forma» (Budapest 1878), aus klassischer Philologie, vergleichender Sprachwissenschaft und germanischer Philologie «summa cum laude» zum Doctor promovirt wurde. Seinen Erstlingsarbeiten begegnen wir aber schon in dem im Jahre 1877 ins Leben getretenen «Egyetemes Philologiai Közlöny» (Allgemeine philologische Zeitschrift), zu dessen fleissigsten Mitarbeitern er sich im Laufe der Jahre emporgeschwungen hat. Seinem streng methodisch geschulten Geiste jedoch gaben die von Constantinopel 1877 nach Budapest zurückgebrachten Corvinahandschriften die bestimmte Richtung. Indem er sich nämlich mit dem Werte der erwähnten Handschriften auf das Eingehendste befasst hat (die Frucht dieser Studien erschien unter dem Titel «Corvinacodexek» (Ueber die Corvinahandschriften) im Verlage der ung. Akademie der Wissenschaften, Budapest 1879), wusste er sich nicht nur den Grund zu seinen ganz erstaunlichen paläographischen Kenntnissen zu legen, sondern kam auch in die Lage, einen tiefen Einblick in die humanistischen Verhältnisse Ungarns zu Zeiten des Königs Mathias Corvinus zu thun. So gelangte er zu der Erkenntniss, dass — um die Bestrebungen jener wissenschaftlichen Epoche in ihrem ganzen Umfange kennen und verwerten zu können, — auf diesem Felde noch ungewöhnlich viel nachzuholen sei. Andererseits aber wollte er auch das Gebiet der klassischen Philologie nicht verlassen, und da er sich zu den griechischen Epikern hingezogen fühlte, reifte in ihm der Plan, in den namhaftesten Bibliotheken Europas die auf griechische Epiker und ungarländischen Humanismus bezüglichen Handschriften zu durchforschen. Durch ein Staatsreisestipendium von 1200 Gulden in die Lage versetzt, diesen seinen Plan zu verwirklichen, begab er sich zunächst nach Venedig, wo er in der Marciana auf unedirte Gedichte des Janus Pannonius stiess, die er sogleich an der Spitze des III. Jahrganges des E. Phil. Közlöny veröffentlichte. Von Venedig begab er sich nach Modena, wo er in der Bibliothek der Este unter Anderem zwei Handschriften der orphischen Hymnen collationirt hat. Hierauf suchte er Mailand auf und entdeckte unter den Codices der ambrosianischen Bibliothek die Haupthandschrift der orphischen Lithika (B. 98 Sup.), deren Wert er in einem schätzenswerten, und auch von Ludwich in der Jenaer Literaturzeitung (Jahrg. 1879) schmeichelhaft gelobten Schriftchen, das den Titel: «Epistula ad Aemilium Thewrewk de

Ponor de codice Ambrosiano Lithicorum quae Orphei nomine circumferuntur (Budapest 1879)» trägt, — in überzeugender Weise dargethan hat. Auch die wertvollste Handschrift des Hesiodischen «Schildes» (C. 222 inf.) hat er an selbem Orte verglichen und später Rzach, dem Herausgeber des Hesiodus (Leipzig & Prag 1884), in liberaler Weise zur Verfügung gestellt. Nach Mailand besuchte er für kurze Zeit die Laurentiana in Florenz, und dann während voller vier Monate die vatikanische Bibliothek zu Rom, wo er vornehmlich die Handschriften der Pindarscholien und die des Gregorius von Nazianz verglichen hat. Hierauf verfügte er sich nach Neapel, wo er seine meiste Zeit der sorgfältigen Collationirung des berühmten Farnesianus für die — nunmehr erschienene — Festusausgabe seines gewesenen Lehrers Thewrewk widmete. In Paris studirte er vornehmlich die Handschriften des Colluthus, Tryphiodorus, Gregorius von Nazianz u. s. w. Auch im British Museum zu London und in der Oxforder Universitätsbibliothek hat er geraume Zeit Forschungen angestellt. Als er Ende Juli des Jahres 1879 über Leyden, Heidelberg, München und Wien heimkehrte, wurde er sogleich am kön. kath. Obergymnasium des hauptstädtischen V. Bezirkes in der Eigenschaft eines ordentlichen Professors angestellt. Gleichzeitig ward er an der kön. Universität von Budapest zum Docenten für das griechische Epos habilitirt, und las hier bis zum Jahre 1883, seiner Ernennung zum, ausserordentlichen Professor der klass. Philologie an derselben Universität über die homerischen Hymnen, Hesiod, homerischeTextkritik im Altertum u. s. w. 2—3 Stunden wöchentlich. Die ungarische Akademie der Wissenschaften wählte ihn im Jahre 1882 zu ihrem correspondirenden Mitgliede, doch hielt er seinen Antrittsvortrag erst drei Jahre später mit der auch in deutscher Sprache (in Geigers Vierteljahrsschrift für die Lit. und Kunst der Renaissance 1886) erschienenen Studie über die Humanistin Isota Nogarola. Als im Jahre 1886 Johannes Télfy, der Verfasser des Corpus Juris Attici, sich in den wohlverdienten Ruhestand zurückgezogen, wurde Eugen Ábel an seine Stelle 1887 zum o. ö. Professor der klass. Philologie ernannt. Leider war es ihm nur kurze Zeit, im ganzen 3 Semester hindurch vergönnt, in diesem seinem neuen Amte und als leitender Professor des unter der Direction Emil v. Thewrewks stehenden klass.-philologischen Seminars zu wirken. Ein Nervenleiden zwang ihn Anfang des Jahres 1889 ein milderes Klima aufzusuchen, daher er in Begleitung seiner Familie nach Rom übersiedelte, wo er aber nichtsdestoweniger im Interesse der «Monumenta Vaticana Hungariae» in der päpstlichen Bibliothek Forschungen veranstaltet hat. Sichtlich wohl und hergestellt kehrte er Ende Juni desselben Jahres in sein Vaterland zurück, um sich auch hier keine Ruhe zu gönnen. Er hatte nämlich die Absicht, ein Buch über den Schulbesuch ungarischer Studenten auf ausländischen Universitäten im XIV. Jahrhundert zu schreiben, weshalb er sich zur Erforschung der städtischen Archive nach Oberungarn begab. Hier erkäl-

tete er sich in so besorgnisserregendem Maasse, dass er schleunigst nach Hause zurückkehren musste. Es zeigten sich alsbald die Anzeichen einer chronischen Lungenentzündung, zu deren Heilung ihm die Aerzte einen mehrwöchentlichen Aufenthalt im Kurorte Gleichenberg angeraten haben. Da schickte sich die von der ung. Akademie der Wissenschaften zur Erforschung der kaiserlichen Bibliotheken von Constantinopel entsendete Commission zu ihrer Reise an und Ábel, als Mitglied besagter Commission eilte, ohne die ersehnte Genesung in Gleichenberg abzuwarten, nach Budapest, um sich den ungarischen Forschern anzuschliessen. Wohl machte er die Reise bis Constantinopel mit, doch nur ein einzigesmal sollte er seinen Fuss über die Schwelle des Eski-Serail setzen. Sein Zustand verschlimmerte sich in hohem Grade, und die exmittirten Gelehrten brachten ihn nach dreiwöchentlicher Abwesenheit am 14. October todtkrank in seine Vaterstadt zurück, wo ihn nach langem Siechtum am 13. Dezember 1889 Morgens 3 Uhr der Tod von seinen Qualen erlöste.

Ich habe im Februarhefte des Egy. Phil. Közlöny das Verzeichniss seiner sämmtlichen Werke, Abhandlungen, Recensionen in chronologischer Reihenfolge gegeben. Wer auf dieses bibliographische Material einen auch noch so flüchtigen Blick wirft, wird sich der Ueberzeugung nicht verschliessen können, dass Eugen Abel vermöge seiner mit ungewöhnlichem Fleisse entfalteten literarischen Thätigkeit in der neueren Geschichte der Philologie, was die Masse seiner Arbeiten anbelangt, nicht so bald seines Gleichen findet. Seine Arbeitskraft ist umso überraschender, als er sie in zweifacher Richtung bethätigte, wenn auch diese Richtungen mit einander auf das Engste verknüpft waren.

Wie schon erwähnt, hat er einerseits auf die Erforschung des ungarländischen Humanismus speziell und auf die Literaturgeschichte der Renaissance im Allgemeinen, — andererseits auf das Studium der klass. Philologie, speziell des griechischen Epos seine Kraft verwendet. Was seine literaturgeschichtlichen Arbeiten anbetrifft, von denen hauptsächlich «Analecta ad historiam litterarum in Hungaria renascentium spectantia» (Budapest und Leipzig, 1880), «Magyarországi humanisták és a dunai tudós társaság» (Budapest, 1880, vgl. den Auszug in den Literarischen Berichten aus Ungarn IV. Bd.), «Egyetemeink a középkorban» (Budapest 1881. «Unsere Universitäten im Mittelalter» Auszug im I. Jahrgang dieser Revue), «Isotae Nogarolae Veronensis opera quae supersunt omnia» (Wien, Budapest 1886. 2 Bde) hervorzuheben sind, hat man seine tiefe Gelehrsamkeit, die sich immer auf neue und unerschöpfte Quellen stützt, die sichere Methode seiner Forschungen und die Richtigkeit der daraus erschlossenen Conclusionen allgemein anerkannt.

Wer auch immer sich mit den culturhistorischen Bewegungen der Zeit vom Regierungsantritte des Königs Mathias Corvinus bis zur Schlacht

von Mohács befassen will, wird auf diesem Gebiete Ábels grundlegende Werke zu Rate zu ziehen genötigt sein.

Doch auch auf dem Gebiete der klass. Philologie hatte sein Name einen bedeutenden Klang, wohl den besten unter unseren heimischen Philologen im Munde des Auslandes. Seine Editionen des Colluthus (Berlin 1880), der Orphischen Lithica (Berlin 1881), des Joannes Gazaeus (Berlin 1882), der Pindarscholien (II. Bd. Berlin 1884, der III. erscheint demnächst unter der Aegide der ung. Akademie d. Wiss.), der Orphica (Prag-Leipzig, 1885), der Homerischen Hymnen und Batrachomyomachie (Prag-Leipzig, 1886), «Ó- és középkori Terentiusbiographiák» (Budapest, 1887, Die Terentiusbiographien aus dem Altertum und Mittelalter), — legen sammt und sonders Zeugniss von der von ihm vollständig beherrschten einschlägigen Literatur, von dem zuverlässigen und reichhaltigen Materiale ab, das er seiner Wissenschaft ununterbrochen zuführte. Seine eigentliche Meisterschaft aber bestand im Taxiren des inneren Wertes von Handschriften und des gegenseitigen Verhältnisses derselben zu ihrer Familie, worin ihm nicht nur seine im Auffinden von Handschriften von ganz besonderem Glücke geleitete Hand, sein paläographisch geschultes, sicheres Auge, sondern ebenso sehr sein feines Sprachgefühl behilflich waren. Dazu kommt, dass er vor den unbestrittenen Errungenschaften der vergl. Sprachwissenschaft — entgegen so manchen Anderen — Tür und Tor nie verschlossen hat, indem er einen kritisch-nüchternen Conservatismus mit der fortschrittlichen Kritik immer in Einklang zu bringen wusste. — Als Bücherrecensent kommt ihm, was logische Schärfe des Gedankens und kritisch-raschen Blick anbelangt, unter den Philologen Ungarns keiner gleich. Sein Verdienst ist und bleibt es, dass er so Manchen, den mehr der Dilettantismus, als gediegene Kenntnisse ins Feld gestellt haben, mit seiner herben, aber immer unparteiischen Kritik vom Kampfplatze vertrieben hat. Er wird uns immer ein unvergessliches Beispiel eines Gelehrten bieten, der der Wahrheit zu Liebe alles persönliche Interesse, allen befleckenden Eigennutz in den Hintergrund zu stellen Willens ist.

Als Gymnasial- und Universitätsprofessor, als erster Secretär der Budapester ung. philolog. Gesellschaft, immer blieb er sich in gewissenhafter Ausführung seiner Pflichten treu. Wohl hat ihm das Schicksal eine Schule zu gründen versagt, aber vieles Heilsame hat er durch seine consequent durchgeführte Strenge bei den Lehrer-Prüfungen erreicht. Seine Unparteilichkeit und seine Humanität haben ihm wo nicht die Liebe und Bewunderung, so doch die aufrichtige Achtung aller seiner Hörer gesichert.

Und dass er nun so früh dahingegangen ist, beklagt von Allen, die ihn liebten und verehrten, die diesen nimmermüden Geist gekannt und nun unter dem Bewusstsein leiden, dass mit ihm ein unersetzlicher Verlust in das Grab gesunken ist, das ist, so herb es auch klingen mag, zugleich unser

einziger Trost. Es ist der einzige Trost, den wir uns einzureden vermögen, die Worte, die der gewesene Lehrer Emil von Thewrewk an der Bahre des Verstorbenen gesprochen, dass wenn leben nicht lange leben heisst, sondern schaffen hinlänglich für ein ganzes, langes Leben, so hat Eugen Ábel genug gelebt, im Dienste und zum Ruhme der klassischen Philologie und ungarischen Literaturgeschichte.

Rom. Dr. RUDOLF VÁRI.

DIE THEWREWK'SCHE FESTUS-AUSGABE.

Mit der grössten Freude nehme ich diesen ansehnlichen, in Gross-Octav 632 Seiten umfassenden Band* in die Hand, denn ich sehe in demselben einen grossen Triumph unserer Philologie. Wir müssen nur bedenken, dass dieses Werk die erste altklassische kritische Ausgabe ist, welche unter der Aegide unserer Akademie erscheint, um seine Bedeutung für unsere vaterländische Wissenschaft zu ermessen; doch auch ausserhalb der Grenzen Ungarns wird das Buch unserer wissenschaftlichen Literatur zur Ehre gereichen, denn die erste, dem heutigen Stande der Forschung entsprechende Recension des Festus, welche die Philologen, Juristen und Historiker schon seit langen Jahren so sehnlich erwarten, bekommt die gelehrte Welt in dieser Ausgabe aus der Hand eines ungarischen Altertumsforschers.

Darauf können wir aber mit Recht stolz sein, denn eine kritische Recension des Festus und des von ihm unzertrennbaren Paulus gehört zu den philologischen Aufgaben ersten Ranges: sie erfordert von dem, der kühn genug ist, sich auf eine so kolossale Arbeit zu werfen, die umfassendsten Kenntnisse auf allen Gebieten der Altertumswissenschaft, die gleiche Gewandtheit im römischen Rechte, in den Sacral- und Staatsaltertümern, in der archaistischen Sprache und Literatur. Dieser Umstand macht es uns erklärlich, dass so lange keiner sich gefunden hat, der sich diese grossartige Aufgabe zu lösen berufen gefühlt hätte; daraus erhellt aber zugleich, wie dringend in gelehrten Kreisen das Bedürfniss empfunden werden musste, endlich eine Ausgabe zu bekommen, welche wir alle, die wir uns mit dem Altertume nach irgend einer Richtung hin befassen, als solide Grundlage benützen können. Sehr treffend weist hierauf das Motto des Werkes hin mit Scaliger's berühmten Worten: «Is est enim scriptor, qui omnium manibus quotidie teritur et sine quo humanioris literaturae candidati ad perfectam Romanae antiquitatis cognitionem pervenire non possunt».

Die editio princeps der Epitome Pauli ist in Mailand im Jahre 1471 erschienen; Festus und Paulus miteinander vermischt, nebst Nonius und Varro, wurden nach den Vorarbeiten des J. B. Pius von Conagus ebenfalls in Mailand im Jahre 1510 herausgegeben. Den Versuch, Festus und Paulus zu sondern und den

* *Sexti Pompei Festi* de verborum significatu quae supersunt cum Pauli Epitome. Edidit *Aemilius Thewrewk de Ponor.* Pars I. Budapestini. Sumptibus Academiae Litterarum Hungaricae. 1889.

Text kritisch zu behandeln, machte zuerst A. Augustinus mit seiner in Venedig im Jahre 1559 veröffentlichten Ausgabe. Dieses Werk diente dem genialen J. Scaliger zur Grundlage für seine berühmten *Castigationes*, in welchen dieser grösste Philolog aller Zeiten das glänzendste Zeugniss seines divinatorischen Talentes gab. Sehr treffend sagt von ihm K. O. Müller in dem Vorworte seiner Festus-Ausgabe (p. XXXVII.): «Hic neque codicem neque ulla alia subsidia adhibuit, sed ex solo A. Augustini exemplari felicissima ingenii acie dispecto *Festum magis auxit, quam alius quisquam criticus* ex opulentissimo apparatu: imprimis eo quod earum Festi glossarum, quae igne vastatae sunt, non singula verba sed universum tenorem ita demonstravit, ut in plerisque dubitationi nullum locum reliquerit. Ubi in ardua hac et ancipiti via titubasse videatur, satis dictum in annotatione: hic magni viri admirationem non possum fortioribus verbis prodere, quam Lipsii, qui: *Nihil posse divinius* proclamavit.» Nach Scaliger blieben die Herausgeber, vielleicht durch das glänzende Beispiel verlockt, meistens auf dem Gebiete der Conjectural-Kritik; einen nennenswerten kritischen Apparat sammelte zuerst Lindemann, der den Festus und Paulus auf Grund der Vergleichung mehrerer Handschriften im zweiten Bande seines bekannten *Corpus grammaticorum Latinorum*, später auch gesondert in Leipzig im Jahre 1832 herausgab. Doch die Hauptausgabe war bisher die von Karl Ottfried Müller, erschienen in Leipzig im Jahre 1839. Müller hat in der Behandlung des Textes, was den Paulus anbetrifft, nur mit dem Lindemann'schen Apparat operirt; zu Festus besass er eine im Jahre 1833 von Arndts verfertigte Collation des Codex Farnesianus. Diese Ausgabe war ihrer Zeit eine vortreffliche Arbeit; sie wurde aber von den späteren grossartigen Forschungen auf dem Gebiete der Sprachwissenschaft und der Altertümer bald überflügelt und nach kurzer Zeit war sie schon als veraltet zu betrachten. Doch fand sich wegen der riesigen Menge des zu bewältigenden Stoffes Niemand, der eine neue Recension oder wenigstens eine zeitgemässe Ueberarbeitung der Müller'schen Ausgabe unternommen hätte. So mussten wir die Schande erleben, dass, nachdem alle Festus-Exemplare vergriffen waren, im Jahre 1880 nur aus Buchhändler-Speculation ein unveränderter Abzug des Müller'schen Textes erschien, im Anhange mit den seit 1839 veröffentlichten Conjecturen («accedunt D fere coniecturae virorum doctorum post Muellerum factae»), was doch kein Surrogat für eine zuverlässige Textgestaltung sein konnte.

Nach dieser Einleitung wird es vielleicht nicht ganz ohne Interesse sein, einen kurzen Rückblick auf die Entstehungsgeschichte des Thewrewk'schen Werkes zu werfen. Zur Zeit der berühmten türkisch-ungarischen Freundschaft im Jahre 1877 geschah es, dass Sultan Abdul Hamid II., um seinen für die ungarische Nation gehegten Sympathien Ausdruck zu geben, mehrere aus der weltbekannten Bibliothek des Königs Matthias Corvinus stammende Handschriften der Budapester Universität schenkte. Dieses fürstliche Geschenk war aber von grosser Bedeutung für die Entwickelung unserer Philologie; denn diese ehrwürdigen Ueberreste einer herrlichen Epoche unserer vaterländischen Geschichte haben trotzdem, dass sie an und für sich nur sehr geringen wissenschaftlichen Wert besitzen, unsere Gelehrten vielfach angeregt, ihre einmal begonnenen Studien auf dem Gebiete der Handschriften-Kritik weiter auszudehnen. Unser unvergesslicher Ábel, den uns unlängst ein früher Tod zum unersetzlichen Verlust der ungarischen Wissenschaft entriss,

hat sich mir gegenüber öfters dahin geäussert, dass er, der sich anfangs mit der vergleichenden Sprachwissenschaft und speciell mit der griechischen Grammatik befassen wollte, nur nach der Durchforschung der Corvina-Handschriften Lust zur Textkritik bekam, auf welchem Gebiete er dann binnen kurzer Zeit die schönsten Erfolge geerntet hat. Auch Thewrewk hat sich, nachdem er den codex Corvinianus des Paulus untersucht und eine genaue Beschreibung davon im XIV. Bande der Sprachwissenschaftlichen Mitteilungen *(Nyelvtudományi Közlemények)* gegeben hat, von der Dürftigkeit und Unzuverlässigkeit des Lindemann'schen Apparates überzeugt, wodurch er sich angeregt fühlte, seine Festus-Studien und besonders die Durchforschung des vorhandenen handschriftlichen Materiales weiter fortzusetzen. Bald hat er sich die Münchener (Monacensis Clm. 14734 saec. X—XI) und die Wolffenbütteler (Guelferbytanus Augusteus 10, 3. saec. X) Paulus-Handschriften, welche früher nur sehr oberflächlich mit den Ausgaben verglichen waren. später auch den Codex von Troyes (Trecensis 2291. saec. X—XI), welcher bisher nur dem Namen nach bekannt war, endlich drei Leydener (Vossiani 135, 116, 37), welche den kritischen Apparat mit einem sehr wertvollen Material bereichert haben, zuschicken lassen. Einen Escorialensis (O. III. 31. saec. X) hat der früh verstorbene Gustav Loewe während seiner Studienreise in Spanien für Thewrewk verglichen; die erste Collation einer Wiener Handschrift (Vindobonensis 142. saec. X) hat ein gewesener Schüler Thewrewk's, Dr. Ignaz Kont besorgt. Ueber die Paulus-Handschriften der Pariser Bibliothèque Nationale, welche bekanntlich nicht ausgeliehen werden dürfen, hat der Bibliothekar, Heinrich Omont, den Herausgeber mit der grössten Bereitwilligkeit verständigt; eine derselben, welche aus dem Ende des XV. Jahrhunderts stammt und mit zwei Festus-Incunabeln zusammengebunden ist, hat ebenfalls Dr. Kont untersucht. Was endlich den Festus selbst anbetrifft, den Farnesianus in Neapel und die Abschriften der daraus verlorenen Quaternionen, hat Ábel mit seiner allgemein bekannten Pünktlichkeit verglichen. So wuchs das grosse Werk langsam, aber sicher und planmässig heran, über dessen Ergebnisse Thewrewk teils in den Sitzungen der ungarischen Akademie, teils in mehreren Jahrgängen der allgemeinen philologischen Zeitschrift (*Egyetemes Philologiai Közlöny*), besonders aber in seinen *Festus-Studien* (Ungarische Revue 1882) Bericht erstattete; eine sehr lehrreiche Beschreibung der Handschrift von Troyes gab er in den *Mélanges Graux* p. 659—669. Endlich, im Jahre 1885 wurde auch der Druck begonnen, und dass das Erscheinen so lange auf sich warten liess, erklärt sich dadurch, dass inzwischen Erzherzog Josef mit der Ausgabe seiner zigeunerischen Grammatik und mit der Zusammenstellung des dazu gehörenden encyclopaedischen Anhanges, dessen reicher Inhalt den Leser von der Grösse und Schwierigkeit der darauf verwendeten Arbeit auf den ersten Blick überzeugt, Thewrewk beauftragt hatte. So wurde in den auf die neue Festus-Ausgabe sehnlich wartenden gelehrten Kreisen die Ungeduld immer grösser, der mehrere Celebritäten der Berliner und Leipziger Universitäten auch in meiner Gegenwart Ausdruck verliehen, als ich während meiner Studienreise in Deutschland die Ehre hatte, mit ihnen persönlich zu verkehren. Der Herausgeber, um den vielen Erkundigungen genug zu thun, musste wenigstens die Aushängebogen seinen gelehrten Freunden zur Verfügung stellen und schon diese hat eine ganze Reihe von bedeutenden

Forschern benützt, wie Georges im «Lexikon der lateinischen Wortformen», Havet und Jordan in ihren etym. Untersuchungen, Winter in der Fragmentsammlung «Plauti fabularum deperditorum fragmenta», Vahlen in der Ausgabe der plautinischen «Menaechmi», Loewe in der «Asinaria», Mommsen in der Umarbeitung der «Fontes iuris Romani» von Bruns. Mit welcher Freude aber das Erscheinen des grossen Werkes in Deutschland, England, Frankreich und anderwärts begrüsst wurde, das sehen wir aus den vielen an den Herausgeber gerichteten Gratulationsschreiben.

Wir können die Ausgabe hier keiner eingehenden, der Bedeutung des Werkes entsprechenden Kritik unterziehen, da dies jetzt noch überhaupt unmöglich ist. Der bisher erschienene erste Band enthält nur den Text; die kritischen Prolegomena und den Apparat werden wir erst im zweiten Bande bekommen. Wir behalten es uns vor, nach dem Erscheinen des zweiten Bandes auf diese Ausgabe zurückzukommen und das kritische Verfahren bis ins kleinste Detail controlirend zu verfolgen; jetzt müssen wir uns aber damit begnügen, die kritischen Grundsätze der Recension und die wichtigsten Resultate derselben in aller Kürze anzuzeigen.

Das erste und Hauptverdienst des Herausgebers besteht darin, dass er das ganze vorhandene Handschriften-Material durchforscht, gesichtet und auf diese Weise das grundsätzlichste kritische Verfahren ermöglicht hat. Vor allem hat er die besseren Paulus-Handschriften von den schlechteren unterschieden: zu den ersteren rechnet er acht codices, den Monacensis (M.), die drei Vossischen (Voss. 116 = L; Voss. 37 = J; Voss. 135 = R), den Trecensis (T), den Escorialensis (E), den Guelferbytanus (G) und den Vindobonensis (V). Die bessere Familie teilt er wieder in zwei Classen: zur ersten sollen MLTE, zur zweiten GVJR gehören. Die schlechteren Handschriften machen sich durch ihre enge Verwandtschaft kenntlich und viele identische Stellen zeigen, dass sie der ersten Classe der besseren entsprossen sind. Für die zweite Classe ist es charakteristisch, dass JR von GV sehr kenntlich geschieden sind; dagegen gehen G und V am nächsten zusammen, und zwar so sehr, dass sie aus einer Handschrift stammen müssen.

Daraus folgen für die Textgestaltung folgende Grundsätze:

1. In denjenigen Teilen der Epitome, wo wir noch den Festinischen Text besitzen, ist diejenige Lesart als die des Archetypus anzusehen, welche sich im Farnesianus findet.

2. Wo der Festinische Text uns nur in den sogenannten Schedae apud Laetum erhalten ist und andere Lesarten bietet als die Epitome, beansprucht Paulus im Allgemeinen die grössere Autorität.

3. Wo der Festinische Text fehlt und die zwei Classen der Paulinischen Codices in der Ueberlieferung nicht übereinstimmen, verdient mit Ausnahme solcher Stellen, wo gewichtige Gründe dagegen sind, die erste Classe den Vorzug.

Auf diese Weise hat der Text, wie er uns bisher in der Müller'schen Recension vorlag, sehr viele Veränderungen erfahren. So hat es sich aus der sorgfältigen Vergleichung der besten Handschriften herausgestellt, dass *viele Wörter welche dem authentischen Texte des Festus oder des Paulus angehören, in den Ausgaben fehlen*. Diese hat Thewrewk in ihr altes Recht wieder eingesetzt, wie die hier folgende Liste zeigt:

Sub voce: *Angor* p. 8, 3 Muell. nach dem Lemma: *id;*
« *Curia Tifata* p. 49, 10 nach dicta: *est;*
« *Exterraneus* p. 79, 2 nach dicitur: *et;*
« *Forum* p. 84, 15 vor foras: *et;*
« *In insula* p. 110, 17 vor remediorum: *sit;*
« *Meritavere* p. 152, 10 vor Cato: *idem;*
« *Mundum* p. 156, 1 nach adducerentur: *et patefierent;*
« *Murrata* p. 159, 8 nach adsuerunt: *murram;*
« *Nebulo* p. 164, 5 am Ende: *nequam nugator;*
« *Nundinas* p. 171, 8 nach voluerunt: *antiqui;*
« *Nictare* p. 176, 1 vor nictationem: *et;*
« *Pubes* p. 216, 11 nach etiam: *et;*
« *Patulum borem* p. 221, 1 nach diversa: *sunt;*
« *Quando* p. 259, 7 vor quod quoniam: *id;*
« *Quatenus* p. 259, 14 nach qua: *fine;*
« *Quoniam* p. 260, 7 nach sed etiam: *id;*
« *Solitaurilia* p. 292, 1 nach cavaque: *sunt;*
« *Strigores* p. 315, 4 nach dem Lemma: *id est;*
« *Spira* p. 331, 7 nach nauticus: *in orbem convolutus;*
« *Sestertius* p. 335, 6 nach semis: *tertius;*
« *Simultas* p. 337, 7 nach minime sint: *odientes se;*
« *Thraeces* p. 366, 11 nach gladiatores: *appellantur;*
« *Vescor* p. 368, 14 nach vescor: *id est;*
« *Septimontium* p. 341, 2 nach Cermalo: *Caelio.*

Andererseits war *vieles, was bisher in die Ausgaben aufgenommen wurde, nach dem Zeugnisse der besten Handschriften als Interpolation zu streichen.* Auch diese fremden Zuthaten machen eine stattliche Liste aus:

Sub voce: *Ast* p. 6, 6: *vel;*

« *Angor* p. 8, 3 Plautus: Vellem me in anginam verti, que huic aniculae fauces praeoccuparem:

Sub voce: *Agnus* p. 14. 8: a Graeco;
« *Adeo* p. 19. 7 nach accedo: *ut;*

Sub voce: *Arillator* p. 20, 12 nach dem Lemma: *coctio;*
« *Anctos* p. 29, 8: id est;
« *Camara* p. 43, 17: κάμπη;
« *Defomitatum* p. 75, 10: lignum;
« *Firmum* p. 91, 6: quod significat sustentaculum;
« *Hallus* p. 102, 3: nam ἅλλομαι Graece, Latine significat salio;
« *Italia* p. 106, 8: putator;
« *Ita Castor* p. 107, 4: der ganze Artikel ist falsch;
« *Instaurari* p. 111, 4: est;
« *Infit* p. 112, 9: autem;
« *Lemonia* p. 115, 11 nach appellata: *est;*
« *Lingula* p. 116, 13 nach similitudine: *linguae;*
« *Magnam socrum* p. 126, 15: appellat;

Sub voce: *Mortuae* p. 160, 1: aut soleas;
» *Propages* p. 227, 1 vor una: *ea;*
» *Propatulum* p. 228, 1: supramodum;
» *Prodigiatores* p. 228, 9: haruspices;
» *Pugio* p. 235, 2 nach dictus: *est;*
» *Penetrale* p. 251, 6 vor interiore: *in;*
» *Puri* p. 251, 8: et quod omni religione solutum sit;
» *Redibitur* p. 271, 9 nach improbatum: *quod;*
» *Solla* p. 299, 8 nach Babylonica: *in;*
» *Solum* p. 299, 10: dicunt;
» *Spintyrnix* p. 331, 11: ut ait Santra;
» *Talassionem* p. 350, 12: ipsis.

Doch hat sich manches, was bisher für Interpolation gegolten, nach der Vergleichung der Handschriften, als echt erwiesen. So unter *internecio* p. 110, 22 nach privatio: *interfectio;* unter *Bessem* p. 33, 1: *bessis ex triente;* unter *Septimontium* p. 341, 2 nach Cermalo: *Caelio* (s. Egy. Phil. Közl. II. p. 396).

Viele Unverständlichkeiten entstanden in der Vulgata dadurch, dass zusammenhängende Glossen irrtümlich abgesondert und in zwei Artikel geteilt wurden. Einiges davon hat der Herausgeber glücklich beseitigt. So gehören *gnarigavit* und *gnarivisse* zusammen: «Gnarigavit apud Livium significat narravit: gnarivisse narrasse», also auch *gnarivisse* ist ein Citat aus Livius Andronicus. Ebenso wurden bisher p. 126 *magnum socerum* und *magnam socrum* als zwei verschiedene Glossen abgedruckt, weshalb die Interpolation *appellat* am Ende der zweiten Glosse unentdeckt blieb. Nach Thewrewk ist zu lesen: «Magnum socerum appellat vir uxoris suae avum; magnam socrum vir uxoris suae aviam.» P. 136 war die Reihenfolge zweier Glossen mit dem gemeinsamen Titel *matertera* bisher unrichtig, diejenige nämlich, welche die Etymologie enthält, ist nicht nur nach der Natur der Sache, sondern auch nach der besten Ueberlieferung an die erste Stelle zu setzen:

Matertera: matris soror, quasi mater altera.
Matertera patris et matris mihi magna matertera est.

Denselben Fall sehen wir p. 225 bei den zwei *Procitum*-Glossen.

Viele Resultate dieser besonnenen, immer auf solider Grundlage beruhenden Handschriften-Kritik sind für die Kenntniss der archaistischen Latinität und der Sacral- und Staatsaltertümer ungemein wichtig. Diese hat der Herausgeber zuerst in verschiedenen Jahrgängen unserer Zeitschrift für allgemeine Philologie («Egyetemes Philologiai Közlöny») in kleineren Artikeln veröffentlicht, später in seinen oben erwähnten *Festus-Studien* übersichtlich zusammengestellt. Jetzt, nachdem die Ausgabe erschienen ist, finden wir es sehr zeitgemäss, die Aufzählung der interessantesten Ergebnisse mit der Erlaubniss des Verfassers aus der genannten Abhandlung hier zu wiederholen:

1. Das Bruchstück der Frivolaria bei Festus p. 297, M. ist, was bisher unbekannt war, auch von Paulus in seine Epitome aufgenommen worden und muss auf Grund der Ueberlieferung also gelesen werden:

Tunc papillae primu[lu]m

Sororiabant; illud volui dicere:
Fraterculabant.

illud: illut M. volui: sic Festus, voluit Paulus. (Egyet. Phil. Közl. II. 1878. p. 394. Bursian's Jahresb. XVIII. 1879 p. 1.)

2. Enn. Ann. 524. Vahl. ist mit GR also herzustellen:

Aut permaceret paries percussus trifaci. Vgl. Syri sent. 3. Ribb.

Luxuriae rictu Martis marcent moenia permaceret hatte sich Prof. Vahlen schon als Conjectur angemerkt. Nun bringt die handschriftliche Lesung die völlige Bestätigung. (Egyet. Phil. Közl. II., 395. III., 31.)

3. Accius, Phinid. fr. 3. v. 574. Ribb. ist die Ueberlieferung: tonsillas littora inleda ML. tonsillis litore inleda GR. Der Vers ist demnach so herzustellen: Tacité tonsillas litora in lecta édite. (Egy. Phil. Közl. II., 396. Burs. Jahresb. XVIII. p. 2.)

4. Fest. p. 258b, 4. s. v. Quando ist: «in XII. quidem cum c littera ultima scribitur» die richtige Leberlieferung. *Quandoc* ist auch bei Paulus 259, 3 und 7 durch alle guten Handschriften bestätigt:

Quandoc rex comitiavit fas

und: Quandoc stercus delatum fas.

quandocrex MG. quando crex IR. quandoc stergus R. (Egyet. Phil. Közl. II. 396.)

5. Festus Pauli p. 341 s. v. Septimontium ist nach Cermalo Caelio einzuschalten und das Fest in der Weise zu fassen. dass die Subura. die kein Berg ist, zu den septem montes hinzutritt und das Fest a potiori seinen Namen führt. (Egyet. Phil. Közl. II. 39 6.)

6. Titin. v. 161 ist statt

Mirior
Inquam tibi videor

Mirior tibi videor zu lesen. Ueberliefert ist inquit, (nicht inquam), das sich einfach auf den Verfasser des Verses bezieht. Vgl. Festus Pauli p. 34. 5 Naevius: «Bilbit amphora» inquit. P .49, 6 Plautus: «Licet — inquit — vos abire curriculo.» P. 51, 2 Cato: «Culignam — inquit — in faeno.» P. 58, 14 Naevius: «Cocus — inquit — edit Neptunum.» P. 140, 8 Afranius: «Virgini — inquit — tam crescit uterus.» (Egy. Phil. Közl. II. p. 446. Bursian's Jahresb. XVIII. p. 2.)

7. Die Genetivform Sancus ist in der Epitome p. 345, 2 Sanqualis porta appellatur proxima aedi Sanci (so die Herausgeber) durch alle Handschriften bestätigt, muss daher sowohl hier, als Fest. p. 241a, 2, wo der Farnesianus scs bietet, hergestellt werden. (Egy. Phil. Közl. III, 32).

8. Das von Romulus zu Ehren des Mars eingeführte Pferderennen heisst nicht Equiria, sondern Equirria. Vgl. Momms. C. I. L. I. 388. (Egy. Phil. Közl. III., 109.)

9. Der Name des Saatfestes ist überall Sementivae (nicht Sementinae) feriae zu schreiben.

10. Pacuv. 387. R. ist consilium nicht concilium überliefert. (Egy. Phil. Közl. III., 109.)

11. Festus Pauli p. 109, 17 Impite: impetum facite, ist *Inipite* zu lesen. Vgl. Loewe Rh. Mus. 1876, p. 56. (Egy. Phil. Közl. III. 110.)

12. Festus Pauli p. 117, 6 ist a laeva laetrum sinistrum et laetro(r)sum

sinistro(r)sum zu schreiben. Diese interessante Wortform ist nicht nur hier, sondern auch bei Philoxenus p. 128, 43 und in den Glossae «abavus» maiores überliefert. Diese neuen Belege hat G. Loewe gefunden und dem Verfasser mitgeteilt. (Egy. Phil. Közl. III. p. 256,)V. 702. Philol. Rundschau I., p. 1035.)

13. Die von Festus Pauli p. 110, 11 citirte Stelle aus Plautus hat ursprünglich also gelautet:

Init ted umquam febris.

Paulus hat nicht te nunquam, sondern te umquam. (Egyet. Phil. Közl. IV., 618 und 703.)

14. Festus Pauli p. 312, 6 ist Stlatta zu schreiben. Dies die richtige Form· Vgl. Loewe Prodr. p. 7—8.

15. Ein neuer Beleg für die Form procastria hat sich p. 225, 12 s. v. Procestria erhalten, wo es heissen muss: Artorius procastria, quae sunt ante castra.

16. Dass neben incus auch die Form incudis bestanden, beweist ausser De idiom. ger. 577a, 23 incudis ἄκμων die Glosse Excudere bei Festus Pauli p. 79, 7, wo nach allen Handschriften so zu lesen ist: Excudere procudere et incudis ipsa a caedendo dicta est. Der Genetiv von incudis hat gewiss incudinis gelautet, wie aus der italienischen Form incudine (neben incude) und aus der Analogie der subscudines bei Augustinus geschlossen werden darf.

17. Festus Pauli p. 84, 1 Foedus appellatum ab eo, quod in paciscendo foedere hostia necaretur. Unmöglich. Statt foedere ist mit MGV (fede) L. (fide) T., *foede* zu lesen. Vgl. Serv. in Verg. Aen. I, 62: foedus ... dictum ... a porca foede, hoc est lapidibus, occisa. Ibid. VIII. 641. Isid. XVIII. 1, 11.

18. bid. p. 131, 1 ist Mancina tifata zu lesen.

19. bid. p. 50, 10 Cumalter significat cum altero eqs. Ueberliefert ist *cumulter* und dies ist beizubehalten. Vgl. adulter Vaniček, Etym. Wörterb. 2, p. 28.

Damit sei auf dieses grosse Werk vorläufig hingewiesen. Denn, wie gesagt, um eine eingehende Kritik üben zu können, müssen wir das Erscheinen des kritischen Apparates abwarten. So viel können wir aber schon jetzt mit Recht behaupten, dass Thewrewk mit der ersten, wahrhaft kritischen Ausgabe des Festus und des Paulus eine sehr fühlbare Lücke unserer Wissenschaft glücklich ausgefüllt und eine philologische Aufgabe ersten Ranges mit glänzendem Erfolge gelöst hat.

Dr. GÉZA NÉMETHY.

DER ERSTE UNGARISCHE ADELSSCHEMATISMUS.

Wie es zu allen Zeiten Momente gegeben hat, die der Entwicklung, resp. dem Aufblühen und der besonderen Pflege irgend einer Wissensrichtung hinderlich in den Weg getreten waren, gab es zweifelsohne zu verschiedenen Zeiten genug Momente, die der gedeihlichen Entwickelung der Genealogie, namentlich ihrer *statistischen* Pflege keinen günstigen Boden geboten.

Es hat den Anschein, dass unsere Jetztzeit gleichfalls der besonderen Pflege und dem Populärwerden der Genealogie nicht sonderlich günstig gestimmt sei.

Die herrschende Richtung unserer Tage wird durch zwei Factoren bestimmt: durch den vom liberalen weit entfernten demokratischen Geist und durch das Ueberschätzen der Gegenwart, das allerdings zumeist durch unsere auf Genusssucht basirende Raschlebigkeit bedingt ist.

Die demokratische Richtung glaubt befürchten zu müssen, dass eine besondere Pflege der Genealogie zum Ueberheben des Individuums, zum Vergöttern der Familie führe und dass sie im Gegensatze zur fortschrittlichen Tendenz unserer Tage den Sieg aller mehr oder weniger einen Rückschritt des politischen, sozialen und geistigen Lebens bedingenden Faktoren begünstige.

Die zweite Richtung charakterisirt sich dadurch, dass wir gewohnt sind, die Zeit, in der wir leben, als Musterbild der Vollkommenheit zu betrachten. In Folge dessen gehen wir in unserem Grössenwahn so weit, dass wir unseren Vorgängern oft selbst die Fähigkeit absprechen wollen, als hätten sie sich zu unserer Vollkommenheit auch nur erheben *können*. Da aber die Genealogie mehr als alle anderen Hilfswissenschaften der Geschichte die Vergangenheit in den Vordergrund stellt, so liegt allerdings die Befürchtung nahe, dass die angedeutete Richtung unserer Tage das Streben der Genealogie mit mitleidsvollem Achselzucken betrachte.

Die Genealogie hat aber meines Erachtens von keiner einzigen unserer heutigen Strömungen Etwas zu befürchten; es kämpft für sie ein Faktor, der schon schärferen Strömungen oft genug Stand gehalten: — denn wenn selbst der eingefleischteste Demokrat es nicht gerne sieht, dass sein Sohn sich eine Gattin wählt, die nicht aus «*guter*» Familie stammt, — wenn man den Hilfsbedürftigen ausgiebiger und inniger unterstützt, wofern man weiss, dass derselbe aus «guter» Familie stammt, — und wenn schliesslich der Richter es dem Verbrecher zu Gute kommen lässt, dass derselbe aus «guter» Familie stammt: so müssen wir anerkennen, dass dieser in den keinem Mikroskope zugänglichen Ausläufern des menschlichen Gemütslebens residirende genealogische Sinn sich so lange erhalten wird und erhalten muss, als es gemütvolle Menschen überhaupt geben wird.

***

Als sich die ungarische heraldisch-genealogische Gesellschaft im Jahre 1883 organisirte, hatte sie die Herausgabe eines periodisch zu erscheinenden Schematismus des ungarischen Adels in den Rahmen ihrer Editionen einbezogen. Dieser ihrer Aufgabe entsprechend eröffnete sie im Jahre 1888 das geplante Unternehmen mit dem ersten Bande, der den Hochadel, in erster Linie jene Familien enthält, die durch die Gesetzgebung vom Jahre 1886 und 1887 als erbberechtigte Mitglieder des ungarischen Magnatenhauses immatrikulirt wurden.

Bezüglich der Art und Weise zur Herbeischaffung der nötigen Daten fand die Leitung des Unternehmens es am geratensten, den einzelnen Mitgliedern der betreffenden Familien Fragebögen zuzusenden. Der grösste Teil der von den Betreffenden pünktlich ausgefüllten Bögen bildet nun den Grundstock des vorliegenden ersten Bandes und sind allenfallsige chronologische, geographische, statistische und drgl. Unrichtigkeiten daher in erster Reihe auf Rechnung der interessirten Einsender zu setzen. Bei der Darstellung jener Familien, deren Frage-

bögen nicht zur Verfügung gestanden, benützte die Redaktion alle übrigen brauchbaren Behelfe, um — wenn auch kein erschöpfendes, mindestens ein leicht übersehbares und nach Thunlichkeit verlässliches Bild der Familie zu bieten.

Die technische Form weicht nicht nur in Format und Ausstattung, sondern auch in der Anordnung und Bearbeitung des Stoffes mehr-weniger von den Gothaer Taschenbüchern ab und sei schon hier betont, dass der ungarische Schematismus ein *Namensregister* als Anhang bietet, wie solches anderen ähnlichen Unternehmungen als Muster empfohlen werden darf.

Jeder einzelnen Familie (die meisten Indigenen ausgenommen) geht eine kürzere oder längere Einleitung vor, die sich mit dem Ursprunge der Familie, den wichtigsten Phasen ihrer Geschichte, genauen Rangerhöhungsdaten und verlässlicher Wappenbeschreibung beschäftigt. Die Redaktion hat sich bei Bearbeitung dieser Einleitungen mit nicht genug zu lobender Strenge einzig und allein an die ausschliesslich richtige *kritische* Richtung unserer heutigen Forschung gehalten, indem sie mit Eliminirung aller historisch nicht bewiesenen Daten sich blos auf urkundlich erhärtete Angaben beschränkte; — bei der Feststellung der Rangserhebungsdaten und bei der Beschreibung des Wappens benützte sie entweder die Originaldiplome der betreffenden Familien oder den authentischen Text der in Wien gehüteten sogenannten «Königsbücher» («Libri regii»).

Die genealogische Bearbeitung des Schematismus begnügt sich nicht ausschliesslich damit, dass sie den heutigen Stand einer Familie darstelle, sondern sie geht, damit die Zusammengehörigkeit der noch Lebenden deutlicher zu Augen gelange, auf 2—3 Generationen zurück; dort aber, wo die Zusammengehörigkeit einzelner Familienzweige ersichtlich zu machen ist, verfolgt sie ebenso viele Generationen, als zum Abspalten der Zweige aus dem gemeinsamen Stamme nötig waren.

Ausser den immatrikulirten Magnatenfamilien behandelt der Schematismus die im Mannesstamme ausgestorbenen einheimischen Magnatenhäuser und manche jener Familien vom Hochadel, die — teils ungarischer, teils fremdländischer Abkunft (in letzterem Falle aber naturalisirt) — keinen Sitz im Oberhause haben. Die Redaktion betont ausdrücklich, dass sie von den Familien letzterer Kategorie nur so viele aufgenommen, als der Umfang des vorliegenden Bandes und die zur Verfügung gestandenen Daten erlaubten. Bezüglich des Inhaltes der noch geplanten Bände des Unternehmens verspricht die Leitung teils Ergänzungen zum vorliegenden Bande, teils aber einen Schematismus der Familien des Klein- und Mitteladels.

Die Leitung der genealogischen Bearbeitung des angezeigten Teiles befand sich in den Händen des Herrn Josef Szinnyei sen., während der Secretär der herald.-genealogischen Gesellschaft, Dr. v. Fejérpataky, neben der Redaction des Ganzen noch mit der speziellen Darstellung der historischen und heraldischen Daten betraut war. Beide Autoren verdienen in vollem Maasse die Anerkennung aller Jener, denen das Zustandekommen dieses Schematismus, aus welchen Gründen immer, am Herzen gelegen war. Sie haben, in Anbetracht der jedem Anfange sich entgegenstemmenden Schwierigkeiten und des Mangels einer dem kritischen Geiste Rechnung tragenden, verlässlichen neueren Arbeit über Ungarns Geschlech-

terkunde eine Musterarbeit zu Stande gebracht und dürfen wir davon überzeugt sein, dass sie bei einer allenfallsigen zweiten Auflage, mit Benützung neuerer Erfahrungen und Winke, sich dem Ideale der Vollkommenheit nur noch mehr nähern werden.

Für eine neue Auflage hätte aber nicht nur die Redaction, sondern auch ein grosser Teil des mitarbeitenden Publikums Manches zu beachten, was wir, ohne eine bestimmte Grenze für die Arbeitsteilung zu stecken, in Folgendem resumiren wollen:

1. Es wäre unbedingt auch der Stand der *regierenden königlichen Familie* aufzunehmen.

2. Bei dem Umstande, dass sich in den verschiedenen Comitaten gleichlautende Ortschaften vorfinden, wäre eine *genauere geographische* Bestimmung nicht unangezeigt. Es wäre überhaupt von sehr praktischem Vorteile, wenn die Besitzungen und Wohnplätze der einzelnen Familien und ihrer Mitglieder *durchwegs mit Angabe der betreffenden Comitate* verzeichnet würden.

3. Es ist aufs Strengste geboten, dass bei jedem einzelnen Familienmitgliede dessen *wirkliche Lebensstellung* angegeben werde. Wir wollen es der Redaktion sehr gerne glauben, dass sie dort, wo ihr der letztere Umstand bekannt war, diesem Gebote nachgekommen; übrigens hängt die Erfüllung desselben zumeist von den Familien selbst ab, die mit Hintansetzung mannigfacher, durch strenges Festhalten an dieses Gebot anscheinend entstehender Bedenken, am ehesten berufen sind, in dieser Beziehung die Wahrheit zu bieten.

4. Für eine übersichtliche Zusammenstellung des Zusammenhanges einzelner Familienglieder, namentlich aber *der gemeinsamen Abstammung einzelner Familienzweige* passt die im vorliegenden Bande gebrauchte Form nicht gut, weil sich der Leser den Zusammenhang mühsam aufsuchen muss; für eine in die Augen springende *übersichtliche* Darstellung eines solchen Zusammenhanges ist einzig und allein die *Stammtafelform* zu empfehlen. Der dagegen erhobene Einwand, dass dies bei einem Taschenbuche technisch unausführbar ist, wird nicht nur durch die in bedeutend kleinerem Formate erscheinenden Gotha'schen Taschenbücher (vgl. z. B. die musterhafte Form im Gotha'schen Schematismus der regierenden Familien 1876 pag. 10) widerlegt, sondern zumeist dadurch, dass zur tabellenmässigen Veranschaulichung des Abstammens mehrerer Zweige von einem gemeinsamen Stammvater in die Tafel nicht alle Descendenten, sondern nur jene Abkömmlinge aufgenommen werden, die die Gründer des betreffenden Zweiges sind; es kommt somit *äusserst selten* vor, dass eine solche Tafel den durch das angezeigte Werk gebotenen Raum einer Seite überschreite.

5. Ich habe schliesslich gelegentlich der Anzeige dieses Schematismus an anderer Stelle *, der Meinung Raum gegeben, dass es im Interesse der Wissenschaft und zur Hebung, Anregung und Unterstützung des Forscherfleisses angezeigt wäre, gelegentlich der Anführung historisch-genealogischer Resultate und unanfechtbarer Daten eine *präcisere Quellenangabe* zu befolgen. Namentlich hätte dies in allen Fällen Geltung, wo im Widerspruche mit dem Unkraute des Fami-

* Vgl. «Der deutsche Herold» 1889. Nr.. 1.

liendünkels, der käuflichen Schmeichelei und Lügenhudelei, ein urkundlich oder sonstwie beglaubigtes Faktum als Ausgangspunkt der ferneren Familiengeschichte genommen wird. Die Redaktion des Schematismus erhob dagegen den Einwand, es sei eine genaue Quellenangabe im geschichtlichen Teile überflüssig; dies sei in einer familiengeschichtlichen Abhandlung am Platze, nicht aber in einem im Umfange des Taschenbuches edirten Werke, das nur die wichtigsten auf die Familiengeschichte Bezug habenden Momente berücksichtigen könne. — Wenn ich nun trotzdem auf meinem Standpunkte beharre, betone ich, dass ich dies eben in Folge unserer speziell ungarischen genealogisch-literarischen Verhältnisse wünschenswert finde. Der Schematismus repräsentirt nämlich heute das einzige Werk, welches seit einer langen Reihe von Jahren ungarische Familienkunde in allgemeiner Zusammenstellung behandelt. Die Kenntniss der diesbezüglichen Bibliographie und der zur systematischen Weiterbearbeitung nötigen Fundgruben etc. ist heutzutage dem grossen Teile der Interessenten noch so erschwert, dass diesbezügliche Andeutungen eben in diesem Schematismus am nötigsten wären.

***

Den Zwecken vorliegender Blätter entsprechend, die Resultate ungarischer Forschung dem Auslande mitzuteilen, ist es hoffentlich nicht überflüssig an der Hand des Schematismus einige authentische Daten über etliche Indigenen und über einige der ältesten Hochadelfamilien Ungarns mitzuteilen; umsomehr, als abgesehen von der im Auslande oft genug sehr lückenhaften Behandlung dieses Themas es vielen Interessenten schwer fällt, sich auf anderem Wege in den Besitz authentischer diesbezüglicher Informationen zu setzen.

1. Indigenen.

Sachsen-Koburg-Gotha 1790/91, Gesetzartikel 71 und 1827, Gesetzartikel 41.
Auersperg 1649, Nr. 102 und 1655, Nr. 118, 1802, Nr. 34.
Czartoryski 1805, Nr. 6.
Khevenhüller-Metsch 1764/65. Nr. 44.
Kinsky 1687, Nr. 37. 1723, Nr. 124 und 1741 Nr. 68.
Lamberg 1764/65, Nr. 47, 1790/91 Nr. 73.
Liechtenstein 1608. Nr. 27, 1687, Nr. 27.
Lobkowitz 1659, Nr. 131.
Metternich-Winneburg 1827, Nr. 38.
Odescalchi 1751, Nr. 40.
Schwarzenberg 1659, Nr. 131.
Thurn-Taxis 1885, 3. April.
Trautmannsdorff 1625, Nr. 66, 1715, Nr. 133.
Windischgrätz 1655. Nr. 119, 1751, Nr. 40.
Althann 1578, Nr. 36.
Beckers 1802, Nr. 33.
Bellegarde 1830, Nr. 15.
Berchtold 1751, Nr. 40.
Bissingen-Nippenburg 1827, Nr. 41.
Blankenstein 1792, Nr 21.
Bolza 1792, Nr. 21.
Bombelles 1880, 12. Dezember.
Breunner 1687, Nr. 28, 1715, Nr. 134.
Cavriani 1659, Nr. 131.
Cebrian 1827, Nr. 42.
Chamaré 1790/91. Nr. 73.
Chotek 1764/65, Nr. 46.
Crenneville-Folliot 1827, Nr. 44.
Degenfeld-Schomburg 1810.
Dezasse 1802, Nr. 34.
Eltz 1763/64, Nr. 47.
Harrach 1563, Nr. 77.
Hoyos 1827, Nr. 41.
Khuen 1647, Nr. 155.
Kottulinsky 1790/91, Nr. 73.

Königsegg 1751, Nr. 40, 1752, Nr. 3 (Siebenbürgen).
Kulmer 1790/91, Nr. 73.
Lazsánsky 1681, Nr. 82.
Migazzi 1764/65, Nr. 46.
Mittrowsky 1790/1, Nr. 72.
De la Motte 1790/1. Nr. 73.
Nesselrode 1729, Nr. 46.
Nugent 1827, Nr. 41.
Paar 1655, Nr. 119.
Pallavicini 1827, Nr. 43.
Pellegrini 1792, Nr. 21.
Pergen 1802, Nr. 32.
Porcia 1659, Nr. 131.
Schaffgotsch 1659, Nr. 133.
Schönborn 1741, Nr. 69.
Seilern 1715, Nr. 133.
Sermage 1764/5, Nr. 47.
Spannocchi 1827, Nr. 42.
Stainlein 1827, Nr. 39.
Starhemberg 1655, Nr. 119, 1723, Nr. 123.
Stubenberg 1655, Nr, 119.
Tige 1827, Nr. 42 und 44.
Traun 1647, Nr. 155, 1751, Nr. 40.
Waldstein 1635, Nr. 93.
Wartensleben 1790/1, Nr. 73.
Wilczek 1715, Nr. 134.
Baumgarten 1715, Nr. 136.
Edelsheim-Gyulai 1882, 4. Januar.
Eichhoff 1840, Nr. 47.
Fechtig 1827, Nr. 41.
Geringer 1808, 29. Juli.
Horeczky 1635, Nr. 73.
Kavanagh-Ballyane 1827, Nr. 42.
Lederer 1840, Nr. 46.
Mesznil 1790/1, Nr. 73.
Ottenfels-Gschwind 1827, Nr. 42.
Piret 1827, Nr. 44.
Prandau-Hilleprand 1723, 17. Juni.
Rossner 1817, 23. Juli.
Sahlhausen 1816.
Schlechta-Wschehrd 1827, Nr. 42.
Schloissnigg 1792, Nr. 22.
Schmertzing 1827, Nr. 42.
Tinti 1715, Nr. 135.
Walterskirchen 1802, Nr. 34.
Weisz 1729, Nr. 49.
Wenckheim 1790/1, Nr. 73.
Wimpffen 1827, Nr. 42.
Zobek 1655, Nr. 119.
Aichelburg 1840, Nr. 51.
Barco 1792, Nr. 3 (Siebenbürgen).
Gudenus 1703, 5. Dezember.
Mattencloit 1840, Nr. 31.
Obenaus 1722, 14. Dezember, 1800. 4. Juli. 1863, 20. Juli.
Rindsmaul 1681 Nr. 85.
Sardagna 1836, Nr. 47.

*2. Aelteste Familien.**

Apponyi, Genus Pécz; erster beglaubigter Ahn Legh, Anfang des 13. Jahrhunderts.

Batthyány, Ahn Renold, um 1160.

Béldi, Ahn Benedikt, 1383 (doch wird die Familie schon 1319 erwähnt).

Berényi, urkundlich erwähnt Anfangs des 13. Jahrhunderts.

Csáky, Ahn Ladislaus von Peleske, um 1366.

Cziráky, Genus Vezekény, Ahn Paul (Pouca) um 1247.

Dessewffy, 13. Jahrhundert.

Draskovics, Ahn Drask, um die Zeit des Königs Andreas III. (reg. 1290–1301).

Esterházy, Genus Salomon, Ahn Mocud 1186.

Forgách, Genus Hunt-Pázmán, Ahn Obergespan Ivanch. Ende des 12. Jahrhunderts.

Haller, Ahn Ulrich, † 1276.

* Hier muss bemerkt werden, dass nur jene Familien verzeichnet werden, bei denen entweder der erste beglaubigte Ahn oder das Alter im Allgemeinen sich urkundlich in die frühesten Zeiten verfolgen lässt.

Károlyi, Genus Kaplyon, Ahn Andreas Mitte des 13. Jahrhunderts.

Keglevich, Ahn Peter, um 1300.

Lónyay, Ahn Nane von Berencze, um 1240.

Nádasdy, Anfang des 13. Jahrhunderts.

Nemes, hat mit den Familien Kálnoky und Mikó von Hidvég gleichen Ursprung. Gemeinsamer erster Ahn Akadás, Anfang des 13. Jahrhunderts.

Niczky, Genus Ják; Ahn Obergespan Ebed, Anfang des 13. Jahrhunderts.

Pálffy, Ahn Paul Kont um 1383.

Pallavicini, einzelne Ahnen schon im 10. Jahrhundert als «Marchiones», Markgrafen seit 2. Juni 1360.

Pongrácz, Ahn Lorenz um 1241.

Ráday, Genus Ratold, Ahn Blasius von Ráda um 1295.

Rhédei, Genus Aba, Ahn Mikó von Kis-Rhéde und Szent-Márton-Rhéde, Ende des 13. Jahrhunderts.

Szirmay, Ahn Raak † 1241.

Sztáray, Genus Kaplyon, Ahn Jako (Jákó) erste Hälfte des 13. Jahrhunderts.

Tholdalaghi 1268.

Thoroczkay, Ahn Wenzel, Mitte des 13. Jahrhunderts.

Wass, 13. Jahrhundert.

Zay, Anfang des 13. Jahrhunderts.

Zichy, Ahn Gallus von Szajk, zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts.

Andreánszky, Ahn Hauk Polku, um 1230.

Apfaltrern, Ahn Kaspar 1392.

Balassa, Ahn Detre, Anfang des 13. Jahrhunderts.

Bánffy, Ahn Dionysius Genus Tomaj, 1227/28.

Dőry, Ahn Sebastian um 1291.

Jeszenszky, Ahn Andreas, Anfang des 13. Jahrhunderts.

Kemény, Ahn Mikola (Nikolaus), Mitte des 13. Jahrhunderts.

Lipthay, Ahn Myloth, Mitte des 13. Jahrhunderts.

Majthényi (gemeinsamen Ursprunges mit den Familien Rudnay, Rudnyánszky, Motesiczky, Bossányi etc.) Genus Divék, Ahn Baska, Ende des 13. Jahrhunderts.

Mednyánszky, Ahn Jakob von Medne, erste Hälfte des 14. Jahrhunderts.

Nopcsa, zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts.

Perényi, Ahn Urban von Dobos um 1292.

Prónay, Ahn Obergespan Rechk 1279.

Radvánszky, Ahn Jurk (Georg) Anfang des 13. Jahrhunderts.

Révay, Ahn Obergespan Jakob, Anfang des 13. Jahrhunderts.

Rudnyánszky, Genus Divék, Ahn Akur, Anfang des 13. Jahrhunderts.

Vay, Ahn Dyonisius v. Vay, Mitte des 14. Jahrhunderts.

Lassberg, Ahn Jonas 1362.

Logothetti, stammt aus Byzanz, kommt im 14. Jahrhundert auf Zante vor.

Oldofredi, 10.—11. Jahrhundert in der Lombardei.

Rauber, Ahn Matthäus Rauber, um 1370.

Salomon, 13. Jahrhundert.

***

Wenn wir aus den, namentlich die älteren Familien tangirenden Daten Lehren ziehen wollten, müsste sich Folgendes ergeben.

Die Sage erzählt, dass Romulus, um das von ihm gegründete Rom zu bevölkern, einen Aufruf an alle Heimatslosen ergehen liess, die neugegründete Stadt als Asyl zu betrachten, das sie mit offenen Armen empfangen werde. Diese Sage birgt

einen historischen Kern in sich, dessen Wahrheit nicht nur für Alt-Rom Geltung hat.

Es ist genügend bekannt, dass nirgends und zu keinen Zeiten auf die *nationale Urabstammung* solches Gewicht gelegt wurde, als im alten Rom; der römische Vollbürger ging in seinem Ahnenstolze so weit, dass er seine urrömische Abkunft höher stellte, als den Tron manches römischen «Bundesgenossen». — Und doch! . . . Wenn wir die lange Reihe der stolzen und mächtigen römischen Patrizierfamilien Revue passiren lassen: wie viele von ihnen waren denn *urrömischer* Abstammung?!

Die meisten Gentes der weltbeherrschenden Roma rekrutirten sich aus *fremden* Urelementen, und dies ist eben der historische Kern der oben tangirten Sage.

Das Prunken mit nationaler «Original»-Abstammung gegenüber solchen Familien, in denen die Erinnerung an ihren nicht nationalen Ursprung noch nicht gänzlich verwischt ist, gehört zu den gesellschaftlichen Krankheitserscheinungen unserer Tage; — unterzieht man aber die Provenienz solch' prunkender Familien einer kritischen Analyse, so stellt sich oft heraus, dass ihre Wurzel ebensowenig im Boden ihrer gegenwärtigen Heimat zu suchen ist, als jene der «Fremden». Dass erstere Familien hie und da vielleicht sehr viele Jahrhunderte hindurch schon im Lande zu den bestgekannten Namen gehören, ändert an der Wahrheit ihrer nichteinheimischen «Urabstammung» nichts! Eine Fülle solcher Familien mag es in allen Reichen geben, nur mit dem Unterschiede, dass sie die Geschichte ihres Ursprunges nicht gleichmässig kennen und würdigen.

In Ungarn ist die Zahl jener eingewanderten Familien, die hier Grund und Boden, Adel und Macht erlangt und deren Abkömmlinge zu den tonangebendsten Magnaten gehören, sehr gross und dass unter ihnen sich zumeist solche deutscher Abstammung finden, liegt in der Natur der Vergangenheit begründet, da die Berührungspunkte zwischen Ungarn und Deutschen fast ein Jahrtausend hindurch sich in gleicher Stärke aufrecht erhielten.

Schon Simon v. Kéza nennt eine ganz erkleckliche Anzahl eingewanderter Adeligen; Stefan Horvát kennt auf Grundlage des urkundlichen Materials 30 eingewanderte Geschlechter; ich bin überzeugt, dass eine minutiöse Erforschung des seit Horvát (1820) bekannt gewordenen, urkundlichen Materials diese Zahl auf eine ungeahnte Höhe erheben dürfte. Dr. Moriz Wertner.

KURZE SITZUNGSBERICHTE.

— **Akademie der Wissenschaften.** In der Sitzung der ersten Classe am 3. Feber las der Classenpräsident Paul Hunfalvy über *ein ungarisches Sprachdenkmal aus Mohács im Aranyoser Stuhl in Siebenbürgen.* — Um 1260 übersiedelten Kézder Székler in die Gegend zwischen der Aranyos und Maros in die Nähe der Burgen Toroczkó und Torda. Sie erhielten von König Stefan V. eine Schenkung auf die königlichen Gründe und wurden darin von Ladislaus dem Kumanier bestä-

tigt, weil sie ihm bei Hód gegen die Kumanen Hilfe leisteten, bei Torocakó die Tartaren schlugen, ihnen die ungarischen Gefangenen abnahmen und dem König 80 Pferde gaben. Die Schenkung bestätigten auch die Könige Andreas III. und Robert Karl I. So entstand der Aranyoser Székler-Stuhl. Die Aranyoser Székler waren ursprünglich wohl insgesammt Magyaren, aber gelegentlich der «Lustration» (Conscription) von 1642 kommen unter den Pixidarii schon walachische Namen vor. Dies war auch im Aranyoser Orte Mohács der Fall, welcher heute bereits ganz walachisch ist. In den Jahren 1580—1620 wirkte hier bereits ein walachischer Pope Grigor, welcher aus dem Slavischen oder Bulgarischen viele Religionsbücher ins Walachische übersetzte und in sein Werk auch eine um 1550 angefertigte derartige Sammlung aufnahm. Sein Buch, welches 1770 noch in Karlsburg war, ist jetzt in Bukarest. Dasselbe enthält auch ein ungarisches Vaterunser mit cyrillischen Buchstaben, welches Ludwig Thallóczy photographiren liess und dem Vortragenden zusandte. Dieses Vaterunser wurde, wie Vortragender meint, von Jemandem nach der Aussprache des Volkes mit cyrillischen Buchstaben aufgezeichnet und von einem — wie mehrere Buchstabenversetzungen mutmassen lassen — des Ungarischen unkundigen Popen zum Gebrauche walachischer Popen bei Taufen und Begräbnissen ungarischer Familienangehöriger kopirt. Es ging hier wohl ähnlich zu, wie noch heute in Kronstadt, wo die Sachsen des ungarischen Stadtviertels bei Taufen und Begräbnissen ihrer Angehörigen durch den ungarischen Prediger blos das Vaterunser in deutscher Sprache verlangen, die übrige Ceremonie aber in ungarischer Sprache verrichten lassen. Das ungarische Vaterunser von Aranyos-Mohács ist daher nicht so sehr seiner Sprache wegen, als vielmehr deshalb bemerkenswert, weil es ein Werkzeug der Walachisirung war.

Hierauf legte Professor Gustav Heinrich eine Studie des Gastes Dr. Ignaz Kunos vor, in welcher dieser fleissige junge Orientforscher auf Grund selbstständiger Sammlungen vom Munde des Volkes über *anatolisch-türkische Volksromane* berichtet. Diese volkstümlichen Erzählungen lassen sich in drei Gruppen einteilen. Die ältesten sind die Räuber-Romane, in denen sich die ältesten, wilden Zustände Kleinasiens spiegeln, da die Geschichte dieser Halbinsel aus grausamen Kämpfen feindlicher Stämme bestand. Der Held dieser Erzählungen ist der unnahbare «Pelivan», der unerhörte Thaten vollführt, dem friedlichen Wanderer den Weg verlegt, den Reisenden ihr Gepäck abnimmt und seine Feinde zum Streite herausfordert. Der volkstümlichste dieser Pelivane ist Körolu, der eigentlich blos seinen geblendeten Vater zu rächen auszieht, aber auch nachdem er Rache geübt, sein blutiges Handwerk fortsetzt. Sein Sohn, Hassan, ist kein Räuber, sondern ein Abenteurer der Liebe und der beliebteste Held der zweiten Gruppe dieser Dichtungen, der Liebes-Romane. Die Helden dieser Geschichten sind mit wunderbarer Kraft und noch wunderbarerer Schönheit begabt und machen sich auf, um das Ideal ihres Herzens, das sie im Traume geschaut, aufzufinden. Der beliebteste dieser Helden ist Ismail, der die schöne Gülisar sieht: Teufel stellen sich ihm in den Weg und Zauberer bedrohen sein Leben; da aber in seinem Herzen wahre Liebe thront und in seinem Glauben der grosse Allah herrscht, bezwingt er seine Feinde und erringt den Sieg. Doch nicht immer krönt Erfolg das staunenswerte Streben des Liebenden; oft unterliegt er im Kampfe. Aus diesen unglücklichen Liebesgeschich-

ten entwickelte sich die dritte Gruppe der anatolischen Volksromane, die Sänger-Romane, in denen der Held sein Ideal nicht mit dem Schwert in der Faust, sondern mit der Leier in der Hand von Stadt zu Stadt, von Land zu Land verfolgt, um sie endlich zu finden und mit ihr zu sterben. Kerem heisst der volkstümlichste dieser unseligen Troubadours, der von den Flammen seiner Liebe zu Asche verbrennt und auch seine Geliebte verzehrt. Den Anhang des Vortrages bilden die drei beliebtesten Volksromane der Anatolier, die Geschichten vom kühnen Körolu, vom Schah Ismail und vom unglücklichen Sänger Kerem.

— In der Sitzung der zweiten Classe am 10. Feber las das ordentliche Mitglied Julius Schvarcz über *die Demokratie in Taras, Syrakus, Akragas, Korinth, Miletos, Massalia* usw. und besprach auf Grund kritischer Quellenstudien die charakteristischen Züge der Verfassungsgeschichte der genannten Griechenstaaten, indem er zugleich gegen die bezüglichen Ansichten Gilbert's polemisirte. Schvarcz reconstruirte die Verfassung des korinthischen Staates, sowie auch von Massalia, um zu constatiren, dass, trotz der landläufigen Benennung, Korinth nach der Vertreibung der Kypseliden keine Oligarchie, sondern eine sogenannte maskirte Demokratie gewesen sei, welche Aristoteles recht eigentlich eine Aristokratie hätte nennen müssen. Dasselbe gilt von Massalia, wo die Prärogative der Geschlechter viel früher aufhörte, als man dies auf Grund der Aristotelischen Stelle bis jetzt anzunehmen geneigt war. In Tarent kam der Einfluss des pythagoräischen Bundes politisch zur Geltung, wie dies aus manchen Erscheinungen sozialistischer Färbung ersichtlich ist. Schvarcz schildert eingehend die Rolle des Archytas in Tarent und des Empedokles in Akragas. — In Syrakus hat eine entschieden kulturfreundliche Tyrannis Erhebliches geleistet. Auch Dionysos I. war kein Ungeheuer, sondern ein verschmitzter Staatsmann, der die Herrschaft der Gesetze, ja sogar die freie Debatte respectirte und dessen Steuermassregeln allem Anscheine nach auf eine progressive Einkommensteuer ausgingen. Timoleon restaurirte eine konservative Massenherrschaft. Schliesslich kritisirt Schvarcz die Stellen des Aristoteles, welche auf die oben erwähnten Staaten Bezug haben.

Hierauf hielt das correspondirende Mitglied August Lubrich einen Vortrag über *die Bedeutung der Philosophie des heiligen Thomas von Aquino.* — Vortragender hält unter allen Standpunkten der Philosophen nur den peripatetisch-scholastischen für fähig, auf die Fragen nach dem Dasein Gottes, des Menschen und der Welt eine möglichst beruhigende Antwort zu geben. Die Bezeichnung «scholastisch» wirkt selbst in ehrenwerten Kreisen abstossend; aber die objective Kritik hat die befangenen, grundlosen Urteile über die Schola zerstreut. Diese gesunde Reaction konnte natürlich hinsichtlich des hervorragendsten Vertreters der mittelalterlichen Philosophie, des heiligen Thomas von Aquino, nicht ohne günstige Wirkung bleiben. Es schien der Mühe wert zu untersuchen, ob dieser schlafende Löwe nicht geweckt werden könne. Dies haben die neuesten christlichen Philosophen, wie Klentgen, Peschek, Gonzalez, auch schon in meisterhafter Weise gethan. In der Philosophie des h. Thomas fliegt die Vernunft, ohne den Standpunkt der Religionsidee und der Offenbarung zu verlassen, bis zur höchsten Speculation. Vernunft und Glaube sind ihm dieselbe ewige Wahrheit, nur nach zwei besonderen Lehrweisen vorgetragen. Dieser grosse Philosoph hat mit erstaunlicher

Sicherheit bezüglich der wichtigsten Punkte sämmtlicher Wissenschaften die gründlichsten und klarsten Theorien aufgestellt. Er behandelt alle Fragen gründlich und wirft viele auf, von welchen Niemand früher auch nur geträumt hatte. Er ahnt jeden Irrtum voraus und widerlegt ihn zugleich, indem er die Wahrheit vorträgt. Doch indem Vortragender diese und andere Vorzüge der Philosophie des h. Thomas hervorhebt, ist er entfernt davon, ihr eine unbedingte Vollkommenheit zuzuerkennen; auch sie erträgt Verbesserungen und kann, mit der modernen Philosophie in Contact gebracht, auch in ihrer Grundlage entwickelt werden. Die Philosophie des h. Thomas in diesem Sinne auffassend, erblickt Vortragender in ihrer Wiederherstellung die Neugeburt der Philosophie, welche dringend nötig ist.

— In der Sitzung der dritten Classe am 17. Feber hielt Anton Reményi als Gast einen Vortrag «*Ueber die Entwicklung der Kriegführung zur See von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart*». In der Einleitung beleuchtete der Vortragende die Bedeutung der nautischen Wissenschaften und das Verhältniss derselben zu den Anforderungen der vaterländischen wissenschaftlichen Forschung. Den eigentlichen Vortrag bildeten einzelne Partien aus dem neuesten Werke des Verfassers: «Die Entwicklungsgeschichte der Kriegsmarine.» En passant wies der Vortragende darauf hin, dass das von ihm cultivirte Kriegsmarinefach bisher brach gelegen, zum nicht genug zu beklagenden Schaden unserer wissenschaftlichen, wie auch unserer commerziellen und strategischen Interessen. Die historische Tradition ist, wenngleich nur indizirt, dennoch deutlich aufzufinden. Gekrönte Häupter und hauptsächlich der hochverdiente Begründer der ungarischen Akademie der Wissenschaften, haben die in dieser Hinsicht zu befolgenden Bestrebungen unserer Nation nachdrücklich betont. Die bisherige Unfruchtbarkeit unserer diesfälligen Bemühungen schreibt der Vortragende nebst unserer isolirten continentalen Lage der in unserer ganzen Geschichte zu Tage tretenden Bedrängniss und der hieraus sich ergebenden Zerfahrenheit unseres Interesses zu. Das in neuerer Zeit in mächtigem Aufschwung begriffene Fiume und das in nicht ferner Zukunft freizulegende Eiserne Thor erscheinen als Unterpfand einer glücklicheren Zeit. Sobald wir aber die feste Grundlage unseres Seeverkehrs schaffen, werden wir uns auch für den einzig sicheren Schutz desselben, für die Kriegsmarine, eingehender interessiren müssen. Wir werden dies umso sicherer thun müssen, als unsere Kriegsmarine sich nunmehr eine hervorragende Stellung in der einschlägigen Geschichte der Seegrossmächte errungen hat. Wohl ist ihr Lorber noch kaum durch einige Siege geschmückt, doch glänzt unter diesen eine der heroischesten Kriegsthaten der Neuzeit: der Sieg bei Lissa. Das Offizierscorps unserer Kriegsmarine vermag an Ausbildung, ihre Mannschaft an Tüchtigkeit die höchsten Anforderungen zu befriedigen. Obgleich unsere Kriegsflotte unter gemeinsamer Flagge den Ocean und die Donau befährt, dürfen wir sie uns dennoch zur Genüge als unser Eigen vindiziren, da in derselben das kernmagyarische Element im Verhältnisse zu unserer percentualen Teilnahme an dem Landheer entsprechend vertreten ist. Nachdem Vortragender in dieser Weise die Pflege der Geschichte der Kriegsmarine als im Rahmen der nationalen Interessen gelegen nachgewiesen, geht er auf eine Würdigung der mächtigen Rolle über, welche der See zufällt. Er weist auf die bewunderungswürdige transscendentale Entwicklungsfähigkeit der Menschheit hin, indem sie den Schauplatz

ihrer ewigen Kämpfe allmälig vom Festlande auf das wogende Theater der See verlegt hat. In den Anfängen des Altertums war der Seekrieg mehr ein Begleiter oder eine Fortsetzung des Festlandkrieges. So sehr auch die damaligen Kriegsschiffe manchmal in monstruosen Dimensionen und formidabler Ausrüstung gebaut waren, können sie doch nur vornehmlich als Truppen-Transportschiffe angesehen werden; sie hatten weder eine spezielle Bemannung, noch eine spezielle Armirung, wie denn auch die Galeeren des Altertums weder das Subject, noch den Gegenstand der Kämpfe bildeten. Die erbitterten Kämpfe zur See jener Zeit können daher nur als Folgen der continentalen Verhältnisse angesehen werden. Eine radicalere Form brachte mit dem Niedergang des Mittelalters die lebhaft pulsirende Epoche der Entdeckungen und Erfindungen hervor. An die Stelle des combinirten Gebrauches des Ruders und des Segels trat die ausschliessliche Segelfahrt. Die mächtigen Flotten Spaniens, Englands, Frankreichs und endlich Hollands bieten das Bild eines neuen Kampfsystems, welches auf breiter Raumentfaltung einen wirksameren Angriff und eine wirksamere Verteidigung als bisher entwickelte.

Die inzwischen erfundenen Kanonen ermöglichten auch in den Seeschlachten eine furchtbar intensive Ernte des Todes. Das Genie eines Blake, Ruyter, Nelson verlieh den Seekämpfen den Charakter der Selbstständigkeit und des Selbstzweckes. Unabhängig von den Kämpfen zu Lande und oft auch ohne gleichzeitiges Auftreten derselben hat sich in den letzten drei Jahrhunderten der Neuzeit bis zur Niederwerfung Napoleon's das vergossene Menschenblut mit den Wogen der Meere vermengt. Den dritten Zeitraum bildeten der Dampf, die Panzerung der Schiffe und die mit dynamischen Kräften wirkenden vervollkommneten Geschosse. Alle Errungenschaften der Technik wurden im Interesse der Steigerung der nautischen Kampffähigkeit verwertet. Diese infernalischen Waffen der neuesten Zeit haben in factischen Kämpfen kaum noch Anwendung gefunden. Möge denn auch der Ausbruch einer Conflagration zur See möglichst lange von uns fern gehalten bleiben, denn es werden im Falle eines solchen Ausbruches gar schreckliche Dämonen mit einander kämpfen.

— In der Plenarsitzung am 24. Feber las Prof. Josef Hampel eine *Denkrede auf das corresp. Mitglied Iván Paur.* Die Denkrede charakterisirt in liebevoller Weise die auf dem Gebiete der Archäologie entwickelte unermüdliche Thätigkeit dieses verdienstvollen Autodidakten. Paur war 1805 in Eisenstadt geboren. Während des Freiheitskampfes diente er im Generalstabe Görgei's und erlangte den Majorsrang. Nach der Revolution eröffnete er in seiner Vaterstadt eine Advokaturskanzlei und wurde nach kurzer Zeit zum Archivar der fürstlich Eszterházy'schen Güter ernannt. Aus dieser Stellung trat er in den Dienst des Hauses Széchenyi, dessen Familienarchive er bis an sein Lebensende vorstand. Für seine hervorragenden Verdienste auf dem Gebiete der Geschichte und Archäologie wählte ihn die Akademie im Jahre 1858 zum correspondirenden Mitgliede und Se. Majestät zeichnete ihn mit dem königlichen Rathstitel aus. In den fünfziger und sechziger Jahren entfaltete Paur eine rührige und verdienstvolle literarische Thätigkeit, namentlich in den Spalten der damaligen ungarischen Zeitschriften und starb am 17. Dezember 1888 im Alter von 83 Jahren.

Den zweiten Gegenstand der Tagesordnung bildeten die laufenden Angelegenheiten. Graf Béla Széchenyi, als Präsident des Ordnungscomités des Magnatenhauses, sagt in einem verbindlichen Schreiben der Akademie für ihr Entgegenkommen anlässlich der Leichenfeier des Grafen Julius Andrássy Dank. Derselbe lädt in derselben Eigenschaft die Akademie zur Teilnahme an dem morgen stattfindendem Requiem ein. — Mehrere Municipien bestätigen dankend den Empfang des ihnen seitens der Akademie gespendeten Prachtwerkes über die heilige ungarische Krone. — Dr. Guido Schenzl. ordentliches Mitglied, dankt in einem ungarischen Schreiben für die ihm seitens der Akademie änlässlich seiner Installation als Abt von Admont gesandte Glückwunschadresse. — Der Generalsekretär meldet, dass die Classen ihre Arbeitspläne und Kostenvoranschläge festgestellt haben. Hierauf verliest derselbe das von der I. Classe gutgeheissene Gutachten der sprachwissenschaftlichen Commission in Betreff des Antrages Alexius Jakab's, welcher die Heimberufung und Unterstützung des Mongolisten Gabriel Bálint fordert, der vor 12 Jahren sich auf eine Studienreise begab und seit damals fern vom Vaterlande weilt. Das Plenum acceptirt das Gutachten, welches der Akademie die Förderung der sprachwissenschaftlichen Thätigkeit Bálints mit der Bedingung empfiehlt, dass Bálint seinen Wunsch, in die Heimat zurückzukehren, um hier seine sprachwissenschaftlichen Materialien aufzuarbeiten, der Akademie direkt kundgebe. — Schliesslich ersucht der Generalsekretär die Mitglieder, ihre Candidaten-Empfehlungen für die Mitgliederwahl bis 31. März einzureichen.

DER NABOB

Eine Parabel von Graf Géza Zichy.*

Kein Hund und keine Katze, noch sonst ein anders Tier, —
Was einer guten Fabel gereicht zum Vorteil schier,
Spielt handelnd in der meinen; — doch ist, was mehr noch wert,
Der Hauptheld meiner Fabel ein Nabob, goldbeschwert.
Er nannte, was nur denkbar, an Gut und Schätzen sein:
Gold waren Tor und Türen, die Klinken Demantstein;

* Vom Dichter, den die gebildete Welt als linkshändigen Claviervirtuosen und hochbegabten Compositeur kennt, in der diesjährigen Januar-Sitzung der Kisfaludy-Gesellschaft nebst vier anderen Gedichten vorgetragen. Vom Grafen Géza Zichy besitzen wir bereits folgende poetische Werke: 1. «Boldogság utja» (Weg der Glückseligkeit), Roman in Versen; 2. «A phrenolog» (der Phrenolog), Lustspiel; 3. «Az álom regénye» (der Roman des Traumes); 4. «A szerelem harcza» (Kampf der Liebe), Drama in 5 Aufzügen; 5. einen Band «Lyrischer Gedichte»; 6. «A leányvári boszorkányok» (die Hexen von Leányvár), in 12 Gesängen, mit Zeichnungen von Mich. Zichy; 7. «Alár», poetische Erzählung in 7 Gesängen. Ausserdem zahlreiche in verschiedenen Zeitschriften zerstreut erschienene Gedichte.

Auf seidnen Pfühlen scherzten viel' schöne Frau'n, voll Trug,
Braun', blonde und auch rote, wohl mehr auch, als genug.
Doch ach! trotz alldem war er noch immer glücklich nicht.
Im dicken Hirn drum kochte ein Plan ihm, gross und licht.
Er wollte sein ein weiser, ein grundgelehrter Mann!
Hört an, ich will euch künden, wieso er dies begann.
Den Priester seines Hofes bescheidet er im Nu:
«Ein Viertel meiner Schätze, hör, spräche ich dir zu,
Wenn, ohne dass ich lerne, wüchs' meine Wissenschaft;
Du sprich mit deinen Göttern, *mein* Wort besteht zu Kraft.»
Mit Bücklingen und Lächeln sein Priester kommt zurück,
Denn mit des Himmels Antwort bringt er des Nabob's Glück:
«Dein wird ein Meer von Weisheit, dein Wissen riesengross,
Bequemst du deinen Körper zu kleiner Mühe blos.
Nicht brauchst du, wie's die Menge der Staubgebornen thut,
Mit Lesen oder Skribeln zu säuern dir den Mut:
Mit diesem kleinen Messer, was aufschlitzt deine Hand,
Alljeder Buches Weisheit fasst jählings dein Verstand.»
«Schnell, Bücher, schnell!» schallt eifernd des Nabob's Jubelschrei,
Und selbst sein Kämmrer bringet ein Bücherbund herbei.
Man trägt die vielen Verse, Kalender, Lexika,
Chroniken, Alchuminen, — schon stehen Berge da,
Noch häuft man sie, kein Ende hat Buch und Schriftenpack,
Bringt solche auch, an denen sonst kaum wer hat Geschmack.
Nun greifet zu der Nabob, schlitzt, schleisst mit Glutbegier,
Dass von der Stirn ihm rollen die Perlen aufs Papier.
Die ungewohnte Arbeit macht zittern seine Hand,
Sein Aug füllt sich mit Wasser, sein Schlund fühlt Durstesbrand.
Und wie er zwei beendet, und nun ans dritte kam —
«Nicht brech' ich mir den Körper, nimm, wirf hinaus den Kram!
Dies Loos ist schrecklich bitter, — ihr Mägdlein, nah't im Chor!»
Den Priester liess er hängen, und lernte nichts, wie vor.

***

Die Fabel will dir schlicht erklären,
Reich' nimmer deine Hand dem Bären,
Und führ' ihn nicht auf Weisheitspfaden,
Das Ende ist dein eigner Schaden.
Doch andrer Sinn auch wohnt ihr inne,
Der manchem Nabob *raubt* die Sinne;
Denn ach, er könnt' das Haar sich raufen:
Um Geld ist Wissen — *nicht zu kaufen*!

ADOLF HANDMANN.

DIE MANUSCRIPTE DES GRAFEN STEFAN SZÉCHENYI.

Graf Stephan Széchenyi vermachte in seinem vom Jahre 1841 datirten Testamente das Editionsrecht seiner Werke, sowie seine Tagebücher und allerlei Schriften seinem vertrauten Secretär Anton Taschner, welcher in seinem Testamente gleichfalls über den Nachlass verfügte. Im Jahre 1875 boten die Taschner-schen Erben die Manuscripte der Akademie zum Ankaufe an. Der damalige Präsident der Akademie, Graf Melchior Lónyay, einer der aufrichtigsten Verehrer und ein alter intimer Freund des glorreichen Széchenyi, forderte nach Einsichtnahme in die Tagebücher und Schriften die Nation zur Beisteuer auf und schloss zugleich mit den Taschner'schen Erben den Vertrag ab. Dieselben verkauften demnach dem Grafen Lónyay als Präsidenten der Akademie sämmtliche Tagebücher, Notizen, Manuscripte und sonstigen Schriften des Grafen Stephan Széchenyi um den Betrag von zwanzigtausend Gulden. In diesem Preis war auch das laut Testament des Grafen Széchenyi Eigentum der Taschner'schen Erben gewordene Editionsrecht seiner sämmtlichen bereits im Druck erschienenen Werke inbegriffen. Im Sinne dieses Vertrages wurden die gesammten Schriften am 10. Mai 1875 in Kisten gelegt, versiegelt und gegen Revers bei der ung. Bodenkredit-Anstalt mit der Bedingung hinterlegt, dass der Depotschein dem Präsidium der ung. Akademie der Wissenschaften behändigt und die deponirten Schriften seitens der genannten Anstalt der Akademie herausgegeben werden, sobald die baare Auszahlung der 20,000 fl. an die Taschner'schen Erben erfolgt. Als Endtermin für die Auszahlung dieser Summe wurde der erste Januar 1876 festgesetzt. Inzwischen erlitt jedoch der Vertrag eine Modification, indem man die eingegangenen Summen den Taschner'schen Erben noch vor dem 1. Januar 1876 ausfolgte, wogegen sich die Erben verpflichteten, sämmtliche Schriften Széchenyi's am 1. Januar 1876 auch in dem Falle der Akademie zu übergeben, wenn die 20,000 fl. bis dahin nicht eingeflossen sein sollten. Indess wurden die Sammlungen fortgesetzt. Es flossen zusammen 10,564 fl. 55 kr. zu Gunsten der Taschner'schen Erben ein und sämmtliche Schriften gingen im Sinne des Vertrages in den Besitz der Akademie über.

Behufs Uebernahme, Registrirung und Ordnung der Schriften zum Zwecke der Edition entsendete die Plenarsitzung der Akademie am 25. Juni 1877 eine Commission. Diese bestand unter dem Präsidium des Grafen Lónyay aus den Akademikern Anton Zichy, Paul Gyulai, Karl Szász, Julius Pauler und Wolfgang Deák.

Die Commission nahm die Arbeit sofort in Angriff. Ueber die Thätigkeit derselben erstattete der Präsident in der Plenarsitzung am 26. November 1877 Bericht und teilte hieran anknüpfend mit, er habe bezüglich Rückerlangung der vor dem Tode des Grafen Széchenyi in Döbling confiscirten Schriften beim Minister des Aeusseren Schritte gethan. Da ein Teil der Schriften Graf Stephan Széchenyi's

sich in den Händen seines Sohnes Béla befand, beantragte er, Graf Béla Széchenyi möge ersucht werden, diese Schriften, insofern sie ihrer Natur nach für die Akademie verwendbar wären, derselben zur Verfügung zu stellen. Graf Béla Széchenyi verständigte sofort den Präsidenten, dass er die im Archiv zu Czenk in Bewahrung befindlichen Schriften und Correspondenzen seines glorreichen Vaters der Akademie als Eigentum überlasse.

Ein Mitglied der entsendeten Széchenyi-Commission, Anton Zichy, berichtete in der Plenarsitzung am 30. Juli 1879 eingehend über die reiche Fundgrube, in deren Besitz die Akademie durch die Tagebücher Széchenyi's gelangt sei. Diese gestatten gleichwie in ein Uhrwerk Einblick in das ganze Wesen eines so hocherhabenen Geistes, in dessen verborgenste Gedanken und unendliche seelische und physische Leiden. Dieser Bericht, welcher die aus vielen Bänden bestehende Sammlung nach Zeitabschnitten classificirt, bietet einen klaren Ueberblick des gesammten Manuscripten-Nachlasses. Zichy stellte der Akademie gleichzeitig einen von ihm zusammengestellten, verhältnissmässig ziemlich umfangreichen getreuen Auszug sämmtlicher Tagebücher zur Verfügung, welche mit Rücksicht auf die schuldige Discretion vorderhand im Manuscript bewahrt werden, jedoch den für die Sache Interesse hegenden Gelehrten behufs Einsichtnahme zur Disposition stehen.

Aus derselben Quelle las Anton Zichy in der Sitzung der II. Classe der Akademie vom 9. Dez. 1879, Details vor, welche später unter dem Titel «Graf Stefan Széchenyi als Menschenfreund und Patriot» (I—VI.) in Form zweier umfangreicher Mitteilungen in der 45. und 46. Nummer des XXIII. Bandes der Budapester Revue (1880) erschienen, gewissermassen eine Besprechung der in Vorbereitung befindlichen grösseren Arbeit waren und welchen in der Nummer 43 der genannten Zeitschrift eine «Graf Stephan Széchenyi und die Frauen» betitelte psychologische Studie voranging. In der I. Classe (3. Mai 1880) las Zichy über Graf Stephan Széchenyi «als Redner».

Ein Jahr später wurde in der Plenarsitzung am 19. Dez. 1881 der detaillirte Bericht über die vom Grafen Béla Széchenyi übernommenen gesammten Schriften verlesen und nach Abschnitten classificirt im akademischen Anzeiger registrirt und bei dieser Gelegenheit die Commission ersucht, bezüglich der Verwertung des gesammten geistigen Nachlasses Vorschläge zu machen.

Die Sammlung ging fleissig vor sich, es langten wertvolle Sendungen ein und von Zeit zu Zeit wurde in den Sitzungen der Akademie über den Stand der Sache Bericht erstattet, und gelegentlich Bruchstücke und Proben vorgelegt. Im Juni 1883 wurde endlich der I. Band des wertvollen Nachlasses dem Drucke übergeben. Diese Arbeit erschien Ende desselben Jahres unter dem Titel: *Die Tagebücher des Grafen Stephan Széchenyi, ein Beitrag zur Charakteristik des grossen Patrioten.* Dieser grundlegenden Arbeit folgte im Jahre 1886 der II. Band, welcher die von Anton Zichy zusammengestellten mit Einleitungen und Orientirungsnoten versehenen Parlaments- und sonstigen «*Reden*» Széchenyi's enthält. Auch aus diesem Bande wurden in den Sitzungen der Akademie gelegentlich Proben vorgelesen.

Man traf auch Vorbereitungen, um die zerstreut erschienenen Zeitungsartikel Széchenyi's aufzustöbern und zusammenzustellen, welche einer neuern voll-

ständigen Edition sämmtlicher Werke des grossen Patrioten vorangehen, beziehungsweise dieselbe ergänzen sollte.

Während diese Arbeit im Zuge war, führte die Zusammenstellung der *Correspondenzen* zu einem rascheren Resultate. Die Veröffentlichung dieses lehrreichen Materials, welches von dem correspondirenden Mitgliede Béla Majláth mit einem Vorworte und erklärenden Noten versehen wurde, erfolgte in einem vom Jahre 1814 bis 1835 reichenden ersten Bande (s. oben die Besprechung desselben), welchem nacheinander ein zweiter, eventuell auch ein dritter Band folgen wird. Dieser Teil der Sammlung wird einen grösseren Umfang und weitere Bedeutung erlangen, wenn ausser den Briefen Széchenyi's auch die Zusammenstellung und Veröffentlichung der an ihn gerichteten Briefe in Angriff genommen wird.

Anton Zichy hat jüngst (5. Dezember 1889) einen neueren Band eingereicht und der Commission zur Verfügung gestellt, welcher einen getreuen Auszug aus sämmtlichen Tagebüchern über alle Reisen des Grafen Stephan Széchenyi im Auslande, vom Jahre 1834 angefangen, enthält und sowohl dessen individuelle Eigentümlichkeiten und patriotische Bestrebungen als auch die damaligen europäischen und vaterländischen politischen und socialen Verhältnisse in einem interessanten Lichte erscheinen lässt.

Auch das correspondirende Mitglied Béla Grünwald machte die Tagebücher zum Gegenstand eingehenden Studiums und brachte am 14. October 1889 als Antrittsvortrag einen Abschnitt seines grösseren über Széchenyi geschriebenen Werkes zur Verlesung.

Wenn wir zu all' dem noch in der Lage sind, die im Jahre 1860 seitens der österreichischen Regierung in Döbling beschlagnahmten und noch nicht freigegebenen Schriften herbeizuschaffen und unsere Sammlung endlich durch eine schon aus schuldigem Tribut der Pietät und des Dankes zu veranstaltende neuere vollständige Prachtausgabe der in manchen Auflagen bereits seltener gewordenen Werke Széchenyi's krönen, so können wir zuversichtlich behaupten, alle Daten beisammen zu haben, welche zum Verfassen der längsterwarteten, erschöpfenden Biographie des grossen Reformators unseres Vaterlandes und Begründers unserer Akademie erforderlich sind. Möge sich dann auch der berufene Historiker finden, dem es, gestützt auf dieses reiche Material, gelingen mag, diese grosse Gestalt unserer neueren Geschichte, den in seiner Individualität und seinem Privatleben ungewöhnlich interessanten, unvergleichlichen Menschen ins richtige Licht zu stellen und bei der Nachwelt zu verewigen.

Die Széchenyi-Commission — welcher ihr Schriftführer Wolfgang Deák durch den Tod entrissen wurde — hat sich seither durch das ordentliche Mitglied Paul Hunfalvy und die correspondierenden Mitglieder Béla Majláth und Béla Grünwald ergänzt und wird unter Vorsitz des zweiten Präsidenten der Akademie Wilhelm Fraknói ihre Arbeit unermüdlich fortsetzen, in der begründeten Hoffnung, dass das Publikum ihre Thätigkeit mit Teilnahme verfolgen und durch Einsendung etwa noch in Privathänden befindlichen Materials werkthätig fördern werde.

UNGARISCHE BIBLIOGRAPHIE.*

Iványi Ödön, A püspök atyafisága (Die Verwandtschaft des Bischofs, Roman in zwei Bänden von Edmund Iványi). Arad, 1889, Klein, 219 und 251 S.

Komáromy Ferencz, Alkonyórák (Dämmerstunden. Schauspiele, Gedichte, Feuilletons von Franz Komáromy). Klausenburg, 1890, Márton, 272 S.

Mikszáth K., Tavaszi rügyek (Knospen im Lenz, von Koloman Mikszáth). Budapest, 1890, Révai, 215 S.

Monumenta Vaticana historiam regni Hungariae illustrantia. Erste Serie, V. Band: Die Matrikel der römischen Gesellschaft zum heiligen Geist, 1446—1523. Budapest, 1889, St. Stefans-Gesellschaft, 4°, XXIII und 168 S.

Murai Karl, Die Geschichte eines Kriminalfalles. Erzählung. Autorisirte Uebersetzung von Anton Zunft. Lugos, 1890, Zunft, 77 S.

Pulszky Ferencz, Tanulmányok a népvándorlás korának emlékeiről (Studien über Denkmäler aus dem Zeitalter der Völkerwanderung von Franz von Pulszky). Budapest, 1889, Hornyánszky, 55 S.

Röszler Gyula, Pihenő órák (Mussestunden. Gedichte und Novellen von Jul. Rössler). Budapest, 1890, Selbstverlag, 144.

Schlauch Lőrincz, Egyházi beszédei (Kirchenpolitische und Kirchenreden von Dr. Lorenz Schlauch, Bischof von Grosswardein, herausgegeben von Vinzenz Bunyitay). Budapest, 1890 Franklin, 2 Bände, 485 und 502 S.

Schulpe Georg von, Aug' um Auge. Ein dramatischer Scherz in einem Aufzuge. Pressburg, 1890, Heckenast Nachf., 23 S.

Szász Károly, Úti tárcza (Auf dem Wege. Die Heimkehr. Gedichte von Karl Szász). Budapest, 1890, Franklin, 151 S.

Sztehlo Kornél, A házassági elválás joga Magyarországon és az ország erdélyi részeiben. (Das Recht der Ehescheidung in Ungarn und in den siebenbürgischen Teilen des Landes, von Kornel Sztehlo). Zweite, wesentlich umgearbeitete Auflage Budapest, 1890, Franklin, 304 S.

Télfy Joh. Bapt., Meine Erlebnisse in Athen. Budapest, 1890, Lauffer, 141 S.

Váradi Antal, A hún utódok (Die Erben des Hunnenreichs. Romantisches Trauerspiel in drei Aufzügen von Anton Váradi). Budapest, 1890, Pfeifer, 92 S.

Zsilinszky Mihály, A linczi békekötés (Geschichte des Linzer Friedens und der kirchenpolitischen Gesetzgebung vom Jahre 1647, von Michael Zsilinszky). Budapest, 1890, Hornyánszky, 460 S.

* Mit Ausschluss der mathematisch-naturwissenschaftlichen Literatur, der Schulbücher, Erbauungsschriften und Uebersetzungen aus fremden Sprachen, dagegen mit Berücksichtigung der in fremden Sprachen erschienenen, auf Ungarn bezüglichen Schriften.

DENKREDE AUF JOHANN HUNFALVY.

Von

KARL KELETI.*

Es wäre eine hochinteressante Frage, würdig der eingehenden Untersuchung: ob zur Verewigung des Andenkens eines ausgezeichneten Mannes der Freund berufener ist, der zu dem Heimgegangenen in innigem, warmem Verhältnisse stand, oder der Fachmann, der denselben nur aus der Ferne gekannt, sein Leben und seine Thaten blos mit strenger Objectivität abwägt?

Doch wenn Letzterer sich in die Sache vertieft, wenn er sich bemüht — wie es ja auch seine Aufgabe ist — in die Seele des zu Verherrlichenden einzudringen, wenn er trotz strenger Kritik der wissenschaftlichen Leistungen sich von deren Reichtum und Wert überzeugt: erwacht denn da nicht auch in ihm unwillkürlich die Sympathie und kann er dann unbefangen bleiben, wenn sich das Interesse an seinem Gegenstande zur Liebe steigert?!

Und doch, denke ich, ist hier der Freund im Vorteil, der all' die Sympathie, Hochschätzung und Liebe, die längst in seinem Herzen wohnen, bereits mit sich bringt, den diese Gefühle zu nur umso eingehenderem, umso tieferem Studium aller Thätigkeit und Leistungen des Entschlafenen anspornen; der die moralischen Triebfedern jener, den Ausgangspunkt dieser kennend, umso gerechter wird wägen und richten können.

Und in dieser Lage bin ich, denn mir war Johann Hunfalvy durch länger als ein Vierteljahrhundert ein treugeliebter, hochverehrter, wahrer Freund.

Doch ich habe ja gar nicht nöthig, mich auf freundschaftliche Gefühle zu berufen. Wer den Verstorbenen kannte, wer seine Werke las, seine Vorträge hörte, oder mit ihm im öffentlichen Leben verkehrte: muss sich einstimmig dahin äussern, dass Johann Hunfalvy als Gelehrter und Schriftsteller, als Patriot und Staatsbürger, als Familienvater und Freund ein ausgezeichneter, ganzer Mann war.

Aus bescheidenen Familienverhältnissen hervorgegangen, erklomm er die glänzendsten Spitzen der Wissenschaft. Als der Sohn eines aufgeklärten

* Gelesen in der ung. Akademie der Wissenschaften am 16. Dezember 1889.

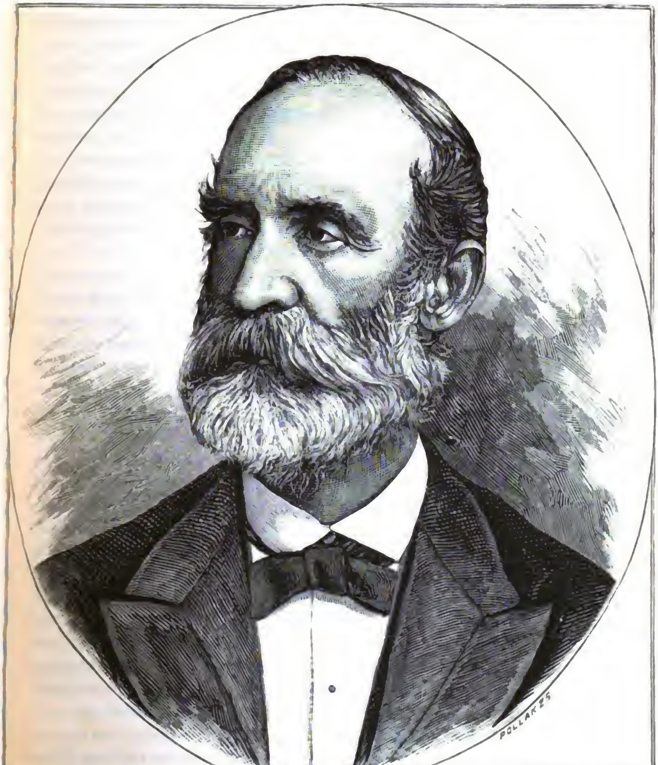
zwar, aber immerhin einfachen Landmannes, geboren in einem kleinen Orte der Zips, erhob er sich auf einen hervorragenden Posten im öffentlichen Leben; auf der Laufbahn, die er als Privatlehrer und Erzieher begonnen hatte, brachte er es zum hochgeehrten Rector magnificus der ungarischen alma mater.

Und, merken wir es wohl, er begann seine Laufbahn nicht als Vicenotär eines Comitats, wie die meisten unserer grösseren Männer seines Alters; nicht auf der vielleicht glanzlosen, aber sicheren Stufenleiter der Bureaukratie stieg er empor in die höchsten Regionen der ungarischen Gesellschaft. Er bekleidete nie ein Amt: er lehrte; nie suchte er äusseren Glanz oder Auszeichnungen, sondern diese suchten ihn auf, weil ihn sein ernstes, wissenschaftliches Streben und seine unermüdliche schriftstellerische Thätigkeit auf jene Höhen trugen, auf welchen ihn das vaterländische Publikum und die wissenschaftliche Welt des Auslandes gleichmässig als hervorragende, edle Gestalt betrachteten.

Hunfalvy's wissenschaftliche Verlassenschaft ist an sich eine kleine Bibliothek. Als ich, ausser seinen selbständigen Werken, welche die Bibliothek des ung. statistischen Bureau's treu bewahrt, aus der Museum- und Akademie-Bibliothek die Bände all' jener Revuen und periodischen Zeitschriften, in welchen sich Arbeiten von ihm befanden, behufs neuerer Durchsicht in meine Ofner Wohnung bringen liess, füllten diese einen Wagen.

Ich musste auf die Jahrgänge 1841 und 1842 des «Athenæum» zurückgreifen, in welchen die ersten Schwingenproben des im Jahre 1820 geborenen, also kaum 21-jährigen Jünglings erschienen. Es waren dies kleinere, aus dem Deutschen und Englischen übersetzte rührende, herzerschütternde Erzählungen. Es ist auch nicht ihr Gegenstand und Inhalt, welcher uns überraschen dürfte, sondern der Umstand, dass der junge Mann bereits damals so viel Sprachkenntnisse besass, denn eben das «Athenæum» führt uns darauf, dass Hunfalvy im Jahre 1841 eine Novelle schrieb, deren Gegenstand er aus des Herzogs de Vicences «Mémoires sur Napoléon et le premier empire» schöpfte. Schon damals beherrschte er demnach drei fremde Sprachen, uneingerechnet die klassischen Sprachen, von deren Kenntniss die aus dem griechischen Original übersetzten, wenn auch viel später erschienenen Charakterzeichnungen des Theophrastus Zeugniss ablegen.

Auf die Aneignung dieser gründlichen und klassischen Bildung war übrigens Paul Hunfalvy, der um nahezu zehn Jahre ältere Bruder, der in seiner unerschöpflichen Lebenskraft auch heute noch von uns allen geehrte und geliebte Gelehrte, vom höchsten Einfluss. Auch der Verstorbene blickte sein ganzes Leben hindurch mit seltener Pietät und beinahe kindlicher Verehrung zu ihm auf; er war ja sein Führer in der Jugend, sozusagen sein liebevoller Erzieher gewesen. Johann Hunfalvy's frühzeitige Vorbereitung erklärt übrigens der ganze Verlauf seiner Erziehung, welcher auch Br. Friedrich Pod-



JOHANN HUNFALVY.

maniczky in seinen «Naplótöredékek» (Tagebuchfragmente) Erwähnung thut, als er im J. 1834 mit seinem Bruder Hermann nach Miskolcz übersiedelte. «In dieser niederschlagenden Lage — schreibt Podmaniczky — war Johann Hunfalvy's Gesellschaft und Miterziehung mit uns für mich von grossem Vorteil. Unsere Mutter stimmte bereitwilligst zu, dass der Bruder unseres Erziehers Paul Hunfalvy, Johann, mit uns wohnen und erzogen werden möge. Als ausserordentlich fleissiger Schüler, mit vorzüglichem Fortgange, viel reifer als wir und mit entwickelteren geistigen Fähigkeiten begabt, war die fortwährende Berührung und das Zusammenlernen mit ihm für uns schwächere und auf einer bedeutend niedrigeren Stufe der Entwickelung stehende, von wohlthätigstem Einfluss.» Zu dieser sorglichen Grundbildung gesellte sich dann das systematische Selbststudium des Jünglings und Mannes, welches er sein ganzes Leben hindurch, man darf sagen bis zu seinem letzten Athemzuge, unentwegt betrieb.

Abgesehen von seinen literarischen Versuchen, mit welchen er sich wie die meisten jungen Schriftsteller sozusagen nur probeweise beschäftigte, sehen wir ihn alsbald auf das Gebiet wissenschaftlicher Untersuchungen übergehen. Von Beginn an wirkt er auf descriptivem und wissenverbreitendem Gebiete und obwohl er auch gründliche philosophische Kenntnisse besass, sehen wir ihn nie sich in speculative Untersuchungen verlieren, sondern seine Domäne blieb stets die Geschichte, die Statistik und, worin er es zum Höchsten brachte, die Geographie.

Seine erste literarische Arbeit, mit welcher er seinen Namen zuerst bekannter machte, war das «Család könyve» (Buch der Familie), welches er vom Jahre 1855 bis 1857 mit seinem Jugendfreunde August Greguss zusammen redigirte und welches auf die Erweiterung der Kenntnisse des gebildeten ungarischen Publikums in moralisch-edler Richtung zu wirken trachtete. Aehnlicher Richtung, wenn auch mit ausgesprochener historischer Tendenz, huldigte sein Unternehmen «Budapest és környéke» (Budapest und Umgebung), welches er im Jahre 1859 mit zahlreichen Illustrationen herausgab; die letzteren, die in sehr schönen Stahlstichen erschienen, lieferte Rohbock. Als ergänzende Fortsetzung hiezu ist zu betrachten «Magyarország és Erdély eredeti képekben» (Ungarn und Siebenbürgen in Originalbildern), wovon im Jahre 1865 drei Bände erschienen, ebenfalls mit sehr schönen Illustrationen. Zu beiden Werken schrieb Hunfalvy den treuen geschichtlichen und interessanten beschreibenden Text. — Seinen Beruf hiezu bekundete er jedoch schon früher, denn bereits im Jahre 1851 erschien seine «Egyetemes történelem» (Universal-Geschichte) in drei Bänden, welche im Jahre 1862 die zweite Auflage erlebte, während im Jahre 1863—65 sein berühmtes Werk «A magyar birodalom természeti viszonyainak leirása» (Die physikalischen Verhältnisse des ungarischen Reiches) erschien, welch ebenfalls dreibändiges Werk ihn plötzlich an die Spitze der besten unserer naturhisto-

rischen und geographischen Schriftsteller stellte. Dies Werk war seinerzeit auch für den grossen Preis der ungarischen Akademie der Wissenschaften in Vorschlag gebracht. Da sich jedoch die Preisrichter nicht einigen konnten, ob es als geographische Arbeit in die II-te, oder als physikalische in die III-te Classe gehöre, musste er sich mit dem Marczibányi-Preis (50 Ducaten) begnügen.

Doch wie viele Studien und kleinere Veröffentlichungen gingen diesem grossen Werke voraus! Mit einzelnen derselben sich hier des Näheren zu befassen, dürfte schon deshalb interessant sein, weil es einen Einblick in den Studiengang, das innere Geistesleben Hunfalvys und in den chronologischen Gang seiner wissenverbreitenden Thätigkeit gestattet.

Früh begann er die wissenschaftlichen Bewegungen des Auslandes mit Aufmerksamkeit zu verfolgen und setzte diese seine Thätigkeit bis ans Lebensende fort. Und auf diesem Wege eignete er sich jenes gründliche und reiche Wissen an, welches ihn später zur Abfassung seiner grossen geographischen Werke befähigte. Einer hierauf bezüglichen Studie begegnen wir schon im Jahre 1859 in der «Budapesti Szemle» (Budapester Revue), in welcher er sich hauptsächlich mit den Berichten des Präsidenten der britischen geographischen Gesellschaft beschäftigte, und aus welchen Anfängen sich später jene mit Recht berühmt gewordenen eigenen Jahresberichte entwickelten, welche er in den Generalversammlungen der erst später entstandenen ungarischen geographischen Gesellschaft vorzutragen pflegte.

Im selben Jahre hält er auch Revue über die ungarischen wissenschaftlichen Bewegungen, doch ist er mit denselben lange nicht zufrieden. Die meiste Thätigkeit findet er noch auf historischem Gebiet, doch dürften wir uns auch hier nicht auf das eigene Land beschränken, sondern es ist nötig, die gesammte Weltgeschichte, sowie die Specialgeschichte der einzelnen Staaten zu pflegen.

Er hatte richtige Ansichten darüber, wie sich die ungarische Wissenschaftlichkeit zu entwickeln habe und es ist interessant, dass er bereits in den 50-er Jahren von der damals noch auf sehr schwachen Füssen stehenden ungarischen naturwissenschaftlichen Gesellschaft bereits all' das verlangte, was dieselbe später, in der Zeit ihrer Erstarkung, zum Heile der ungarischen Naturwissenschaft auch thatsächlich erfüllte.

Den grössten Teil seiner Studien veröffentlichte Hunfalvy in der «Budapester Revue». Schon im ersten unter der Redaction Anton Csengery's erschienenen Cyclus derselben begegnen wir drei grossen Essays Hunfalvy's, in welchen er die neuesten Reisen in Nord-Afrika beschreibt.

Hier gibt er die eingehende Geschichte sämmtlicher Afrikaforscher, sowie der durch dieselben erreichten Resultate, als errungene geographische Kenntnisse. An diese Studien schliesst sich dann würdig die durch Hunfalvy im Auftrage der ung. Akademie besorgte Arbeit: die Notizen Ladislaus

Magyar's über seine südafrikanischen Reisen in den Jahren 1849—57 druckfertig herzustellen (1859).

Erst viel später, im November 1873, konnte er eine Denkrede über Magyar in der Akademie halten, in welcher er die Schicksale und Bemühungen dieses ungarischen Forschers in gebührender Weise und mit aufrichtiger Sympathie beleuchtete.

Die Afrika-Reisen interessiren unseren Hunfalvy auch später und als Ludwig Sámi's Werk im Jahre 1876 in Ráth's Ausgabe erschien, war wieder er es, der es in der Budapester Revue lobend besprach.

Hunfalvy wusste sehr gut, dass wir in Folge unserer Abgeschlossenheit und der beschränkten materiellen Mittel uns nur in geringem Maasse an Forschungsreisen beteiligen können, und obzwar er Reguly's, Vámbéry's, später Graf Béla Széchenyi's und — wie wir sahen — Magyar's Verdienste auf diesem Gebiete voll würdigte, musste er doch bekennen, dass in Bezug auf Beschaffung und Bereicherung der neuesten geographischen Daten der Löwenanteil den Engländern, Russen, Deutschen, Franzosen und Italienern zufällt. Doch wünschte er deren Thätigkeit auch für uns nutzbar zu machen; deshalb sagt er schon im Jahre 1866: «Trachten wir wenigstens mit den Resultaten der Reisen und Entdeckungen bekannt zu werden und die Geographie ihrer ganzen Ausdehnung nach in unsere Literatur zu verpflanzen.» Er seinesteils geht auch allsogleich daran und veröffentlicht einen längeren Artikel-Cyclus in der «Budapester Revue» unter dem Titel «Die neuesten Reisen und Entdeckungen», in welchem er Nord- und Südafrika, Arabien, Asien, Japan und seine Bewohner schildert.

Selbst in seinen kleineren Essays und Artikeln befolgte er ein gewisses System. Nachdem er — wie wir sahen — die Afrika-Reisen und deren Ergebnisse eingehend geschildert hatte und dem ungarischen Publikum hiedurch auch die neueste Geographie dieses Erdteiles vermittelte, geht er später an die Schilderung der arktischen Regionen, der daselbst gemachten neuesten Entdeckungen, namentlich aber der Bemühungen, welche von Seiten Englands und Nordamerikas bezüglich der Auffindung der Franklin-Expedition gemacht wurden.

Im Jahre 1864 beschreibt er Australien und gibt wieder eine ganze Revue der einschlägigen (natürlich ausländischen) Quellen.

Längere Zeit hierauf begegnen wir Hunfalvy nicht in der «Budapester Revue», in welcher er den grössten Teil seiner kleineren Studien veröffentlichte, bis im Jahre 1873 darin eine Besprechung seines im selben Jahre beendigten Buches «Ég és Föld» (Himmel und Erde) erschien, welches von Seite der ung. Akademie ebenfalls mit dem Marczibányi-Preis gekrönt wurde.

Dann aber greift er wieder zur Feder und bespricht das im Jahre 1873 erschienene geographische Werk Boccardo's, welches Dunyov, Oberst in der italienischen Armee, ins Ungarische übersetzt hatte.

Eine seiner Lieblingsstudien war «der Einfluss des Waldes auf das Klima», mit welchem Gegenstande er zweimal vor die Akademie trat. Zum erstenmale im Jahre 1864, als sein Vortrag eine längere und sehr lebhaft geführte Polemik erregte; zum zweitenmale im Jahre 1873, als er die ins Fach schlagenden Werke Löffelholz-Colberg's und Dr. Ernst Ebermayer's besprach, worin sich sowohl sein wissenschaftliches Forschen, als seine Liebe zum Walde vorteilhaft wiederspiegelte. Ja noch im J. 1876 kam er auf diesen Gegenstand zurück, als er, ebenfalls in der Akademie, Gustav Wex' Werk besprach und «das Fallen der Flüsse, sowie den Einfluss der Wälder» eingehend untersuchte. Dies war der Beginn jener Polemik, in welche er später bei Besprechung der ungarischen Flussregulirungen verwickelt wurde, nachdem er schon früher heftige Kämpfe mit Divald und Erdődy in den «Erdészeti Lapok» (Forstwissenschaftliche Blätter) bestanden hatte, weil diese im Jahre 1865 seinen Essay über den «Einfluss des Waldes» angegriffen hatten.

Inzwischen ruht seine Thätigkeit auch auf anderen Gebieten nicht. Im Jahre 1861 constituirte sich die «Statistische Commission» der ung. Akademie, deren Referent vom Beginne an Hunfalvy war. Er redigirte auch die durch jene Commission herausgegebenen «Statistikai Közlemények» (Statistische Mitteilungen) bis zum Jahre 1869, als ich von ihm die Redaction dieser Hefte übernahm, welche im Jahre 1865 als «Statistikai és nemzetgazdasági közlemények» (Statistische und volkswirtschaftliche Mitteilungen) in neuer Folge erschienen.

Auch in diesen Heften begegnen wir vielen seiner Arbeiten. Hier befasste er sich zuerst mit vergleichender Statistik, indem er «die Budgets der europäischen Staaten» auf Grund der Zustände des Jahres 1862 besprach. In einem besonderen Artikel-Cyclus veröffentlichte er sodann die «statistische Skizze der Verhältnisse Ungarns», woraus später (1867) ein selbständiges Werk wurde: «Az osztrák birodalom rövid statistikája, különös tekintettel Magyarországra» (Kurze Statistik Oesterreichs, mit besonderer Rücksicht auf Ungarn), welches im Jahre 1874 in erweiterter Ausgabe und unter constitutionellerem Titel: «A magyar-osztrák monarchia rövid statistikája» (Kurze Statistik der ungarisch-österreichischen Monarchie) erschien. Auch in diesem Werke bekannte er sich zu jenen modernen statistischen Ansichten, welche er schon in seiner, im Jahre 1868 als Ergänzung seines ersten statistischen Werkes erschienenen «Európai államok rövid statistikája» (Kurze Statistik der europäischen Staaten) bekundete und welches er noch als Professor der Statistik, Geographie und Geschichte am Josefs-Polytechnicum verfasste.

Die wertvollsten Lorbeeren aber pflückte Hunfalvy auf dem Gebiete der Geographie. Um jedoch seine diesfälligen Verdienste entsprechend würdigen zu können, müssen wir auf seine Wahl zum Mitgliede der ung. Akademie der Wissenschaften zurückgreifen.

In der Akademie hielt Hunfalvy am 6. Juni 1859 seinen Antrittsvor-

trag unter dem Titel: «Strabos und Ptolomaios' Büschings und K. Ritters Ansichten über Geographie, oder Gegenstand und Aufgaben dieser Wissenschaft».

Er selbst fasste seine Wahl zum Akademiker dahin auf, dass ihn die Akademie für seine Bestrebungen um die Einbürgerung geographischer Kenntnisse auszeichnen wollte. Ueber diese seine Thätigkeit gibt er sozusagen sein Programm in dem erwähnten Vortrage, in welchem er die bisherigen geographischen Systeme kritisirend, die spröde politische Geographie verurteilt und sich zu jener Ansicht bekennt, welche die geographischen Schriftsteller nach Strabo wieder vergessen zu haben scheinen, «dass man nämlich in der Geographie weniger auf die vergänglichen staatlichen Grenzen der einzelnen Länder, als vielmehr auf die natürlichen Grenzen der Ländergebiete zu achten habe». Der Einfluss der physischen Verhältnisse eines Landes auf die Entwickelung der Menschheit und der Nationen kam immer mehr zur Geltung und damit erhielt die Geographie ihre richtige Grundlage und Bedeutung.

Und so wie sich Hunfalvy in diesem Vortrag als Getreuen Ritters bekannte und als einzig richtiges System jenes der vergleichenden Geographie acceptirte, so reift in seinem Geiste zur selben Zeit der Plan zur «Beschreibung der physikalischen Verhältnisse Ungarns», welchen er später in seinem schon erwähnten und mit Recht berühmt gewordenen dreibändigen Werke auch ausführte. Hier aber, vor der Akademie gab er in Form eines Versprechens auch jenem Vorsatze Ausdruck: eine die ganze Welt umfassende allgemeine Erdbeschreibung, sowie ein unser Vaterland besonders behandelndes geographisches Werk zu verfassen. Und diesem Versprechen und Gelöbnisse hat er im Laufe langer Jahre des Studiums und unentwegter Arbeit auch glänzend entsprochen.

In der Popularisirung der Geographie spielte Hunfalvy sozusagen die Rolle eines Apostels. Er, der Grossmeister der Geographie in unserem Vaterlande und der hervorragendste wissenschaftliche Pfleger derselben, verschmähte es nicht, auch Schulbücher zu schreiben und zwar besonders für die Elementar-, dann die höheren Volks-, Bürger- und Gewerbe-Schulen, schliesslich auch für die Mittelschulen.

In der Vorrede seiner Geographie für Elementarschulen beanstandet er es als unzweckmässig, «dass man den Unterricht in der Geographie mit spröden Definitionen und der Erklärung abstracter Begriffe beginne. Zweckmässiger und für den Schüler erspriesslicher ist es, die erste Orientirung und die Erklärung der ersten Elemente der Geographie und der Karten mit dem Schulsaale, dem Hofe und Garten des Schulhauses zu beginnen und mit der Bekanntmachung der Gemeinde und ihres Terrains zu verbinden».

Auf dieser Basis beginnt er in der Elementar-Geographie mit der Beschreibung Budapests, den Lehrern anratend, «dass sie ihre eigene

Ortschaft, deren Ausdehnung und Umgebung ihren Schülern fasslich erklären mögen».

Aelter als dieses sein Werk ist die «Kis földleirás» (Kleine Erdbeschreibung), welche er 1869 im Auftrage des ungarischen Landes-Industrie-Vereines verfasste, und welche bis zum Jahre 1887 die sechste Auflage erlebte.

Nach demselben System geht er in seiner Geographie für Gymnasien vor, welche er auf Grund der neuesten ministeriellen Instructionen verfasste, in besonderen Heften «Europa's Geographie» für die erste, «die übrigen Weltteile» für die zweite Classe behandelnd. Seine Geographie für die höheren Classen der Mittelschulen erschien bereits in drei Bände geteilt. Der erste enthält Ungarn und das Becken des Mittelländischen Meeres; der zweite «Europa» ohne die bereits behandelten Teile; der dritte die «aussereuropäischen Weltteile». Für die Vorzüglichkeit und Nützlichkeit dieser Werke spricht der Umstand, dass der erste Band bis zum Jahre 1880 fünf, der zweite drei, der dritte drei Auflagen erlebte.

So ausgezeichnete Werke geringeren Umfanges konnte jedoch gewiss nur der verfassen, der das grosse Werk der Universal-Geographie damals zum Teile bereits fertig gestellt, zum Teil in Vorbereitung hatte.

Dieses Werk hat sozusagen seine Geschichte und ist das Resultat selbständiger, unausgesetzter Arbeit zweier Decennien. Zur Verfassung eines Handbuches der allgemeinen Erdbeschreibung forderte ihn noch Eötvös als damaliger Präsident der Akademie auf. Als Hunfalvy später an der Universität zum ord. öffentl. Professor der Geographie ernannt wurde, sah er hierin eine neuere Verpflichtung zur Verfassung dieses Handbuches. Diesfalls äussert er sich selbst im Vorworte des I. Bandes: «Ich bin der Ansicht, dass zur Pflege der wissenschaftlichen Literatur in erster Reihe die Professoren der Universität und des Polytechnicums berufen sind und dass dieselben ihre Pflicht nur zur Hälfte erfüllen, wenn sie die Resultate ihrer Studien nur ihren Hörern vermitteln; . . . es ist unumgänglich nötig, dass die Wissenschaft zum Gemeingut der ganzen Nation werde». — Hunfalvy selbst entsprach getreu dieser Aufgabe.

Die reichen Ergebnisse seiner wissenschaftlichen Forschungen zu betrachten, hatten wir auch bisher schon Gelegenheit. Die Krone seiner fachwissenschaftlichen Thätigkeit bildet jedoch seine «Allgemeine Erdbeschreibung», welche auch in der Fachliteratur des Auslandes einen hervorragenden Platz behaupten würde.

Doch so consequent Hunfalvy auch in seinen Studien und in der Ausführung seiner wissenschaftlichen Pläne war, in der Herausgabe der einzelnen Bände seines Hauptwerkes wollte ihm dies nicht gelingen. Schon im Jahre 1873 erschien — wie wir sahen — sein «Ég és föld» (Himmel und Erde), welches er damals selbst noch als ersten Teil seiner «Allgemeinen Erdbeschreibung» zu betrachten wünschte. Später erwähnt er derselben blos als

Einleitung, indem er die physikalische Geographie wegliess, welche durch das mittlerweile erschienene und auch ins Ungarische übersetzte grossartige Werk Elisée Reclus' für einige Zeit entbehrlich wurde. Anstatt dessen erschien im Jahre 1884 als wirklicher erster Band «Süd-Europa», welcher die Balkan-, die apenninische und die pyrenäische Halbinsel umfasste. Schon in diesem ersten Bande ist die Beschreibung der natürlichen Verhältnisse der einzelnen Gebiete von beinahe künstlerischer Schönheit. Sein vor Jahren noch etwas trockener, aber überall lichtvoller Styl ist hier bereits literarisch abgeklärt; das Werk bietet eine genussreiche Lecture. Der Beschreibung jedes einzelnen Volksstammes und Landes geht eine reiche historische Einleitung voraus, welche die Arbeit lehrreich und interessant macht.

Der zweite Band erschien im Jahre 1886 unter dem speciellen Titel: «A magyar birodalom földrajza, különös tekintettel a néprajzi viszonyokra» (Geographie des ungarischen Staates, mit besonderer Berücksichtigung der ethnographischen Verhältnisse). Dies ist Ungarns bisher getreueste und beste, sich nicht an die politische Einteilung klammernde, sondern an die natürliche Gliederung des Landes anschmiegende Beschreibung; ein monumentales Werk, welches immerdar seinen Meister loben wird, der auf Alles bedacht war, was das Werk interessanter und anziehender machen konnte. Hunfalvy hat vollkommen Recht, wenn er in der Einleitung sagt: «Wenn irgendwo, so haben gewiss in unserem Vaterlande die ethnographischen Verhältnisse besondere Bedeutung; diese musste ich daher mit grösserer Ausführlichkeit behandeln. Doch weder die rein geographischen, noch auch die ethnographischen Zustände können ohne geschichtlichen Hintergrund verständlich gemacht werden. Ich musste daher auch eine geschichtliche Skizze vorausschicken». Und dies that er auch überall aufs gewissenhafteste und bot ein Ganzes, welches seine Bescheidenheit Lügen straft, wenn er sagt: «Je breiter ich in der Behandlung meines Gegenstandes wurde, desto leichter konnte es geschehen, dass viele interessante geographische Details meiner Aufmerksamkei entgingen und dass ich oft nur trockene Daten aufzählte, wo eine weitere Beschreibung und Ausführlichkeit notwendig gewesen wäre». Nein, selbst der strengste Kritiker könnte über Hunfalvy's grossangelegtes Werk kein schärferes Urteil fällen; er möge beruhigt im Grabe ruhen, wir sprechen es ihm nicht nach, was nur er selbst sagen durfte: «dass es lange nicht so vollkommen sei, als das Publikum von ihm mit Recht erwarten durfte».

Stets wird es ein ausgezeichnetes Werk bleiben und wir müssen nur bedauern, dass er es seinem ursprünglichen Plane gemäss nicht in seinem ganzen Umfange vollenden konnte. Der dritte Band hätte nämlich ausser den bereits erwähnten Teilen noch das übrige Europa, der vierte Asien und Australien, der fünfte Afrika und Amerika enthalten sollen. Ein grosser Teil der Arbeit liegt im Manuscripte vor, auf den hervorragenden

Mann wartend, der würdig in die Fusstapfen des Verewigten zu treten hätte.

Wie ich jüngst erfuhr, hat Herr Dr. Gustav Thirring, der ausgezeichnete Schüler Hunfalvy's, noch im Auftrage des Heimgegangenen diese Arbeit übernommen, doch wird das Werk mit dem dritten Bande in leider beengterem Rahmen abgeschlossen sein.

Bei diesem planmässigen geographischen Schaffen ruht aber Hunfalvy's Thätigkeit auch auf anderen Gebieten nicht. Er ist ein ganzer Mann, der auch für die Vorgänge des öffentlichen Lebens nicht unempfindlich bleibt; treu pflegt er die Interessen seines Glaubensbekenntnisses und ist nicht nur Presbyter, sondern auch der begeisterte Pfleger der materiellen Interessen der Ofner evangelischen Kirchengemeinde und eine mächtige Stütze ihres Schulwesens. Dabei ist er ein wahrer Demokrat, stolz auf seine bürgerliche Abkunft, der die individuellen Verdienste hoch über die ererbten adeligen Prärogative zu stellen weiss.

Diesen Ansichten treu, tritt er im Jahre 1885 in der «Budapester Revue» mit einer politischen Studie auf: «Nach den Wahlen» betitelt. In derselben rügt er die Missbräuche bei der Conscribirung der Wähler und bei den Wahlen. Er verurteilt das «suffrage universel», welches, seiner Ueberzeugung nach, stets und überall nur zum Despotismus führt; er verlangt einen Census und einen gewissen Bildungsgrad und wünscht die Wahlfähigkeit in einem einzigen Paragraphen festzustellen: «Actives und passives Wahlrecht besitzt auf dem Gebiete der ungarischen Krone nur derjenige, der im Lande zuständig ist oder die Zuständigkeit erworben hat, lesen und schreiben kann und wenigstens 10 Gulden directe Staatssteuer zahlt». Hier gäbe es keine Ausnahme, weder unter dem Titel alter Rechte, noch besonderer Intelligenz. Zugleich empfiehlt er die geheime Abstimmung, welche in jeder Gemeinde des Landes gesondert an einem Tage auszuüben wäre.

Auch seine volkswirtschaftlichen Kenntnisse suchte er schon früher zu verwerten. Im Jahre 1866 zum ordentlichen Mitgliede der Akademie gewählt, hält er einen Antrittsvortrag, welcher «die Communicationsmittel des Vaterlandes» zum Gegenstand hatte. In demselben stellte er mehrere Grundprincipien auf, namentlich sagt er: Nur jenes Communications-System ist richtig und naturgemäss, welches den gegebenen geographischen Verhältnissen entspricht; das System unserer Communicationen ist nur dann richtig und naturgemäss, wenn Budapest dessen Mittelpunkt bildet und beim Entwurf und Ausbau der Eisenbahnen auch die Wasserstrassen berücksichtigt werden; — endlich aber — was später als Correctur des von Wien aus verfehlten Systemes auch durchgeführt wurde — dass vor Allem jene Eisenbahnen und Wasserstrassen geplant und durchgeführt werden sollen, welche den wohlverstandenen Interessen des Landes und der Nation am besten entsprechen und sozusagen die Grundlagen des ganzen Systemes unserer

Communicationen zu bilden haben. Indem er dies betont und den Ausbau nur der notwendigsten Bahnen befürwortet, sah er die Stagnation der 70-er Jahre bereits voraus, in welchen so mancher gesunde Plan unausgeführt bleiben musste.

Seine reichen Kenntnisse und gesunden Ansichten über unser Vaterland suchte er auch weiteren Kreisen des Auslandes zu vermitteln und mit dem ganzen Gewichte seines, auch ausserhalb unserer Grenzen hochgeachteten Namens, richtige Begriffe über unsere Verhältnisse zu verbreiten. So veröffentlichte er in diesen Blättern (Ungarische Revue) im Jahre 1881 einen Essay: «Das Zoll- und Handelsbündniss Ungarns mit Oesterreich und das Quoten-Verhältniss», jenen Artikel-Cyclus etwas ausführlicher behandelnd, welchem wir schon früher in der «Budapesti Szemle» begegneten.

Eine wahrhaft patriotische That aber vollbrachte Hunfalvy mit seinem ebendaselbst erschienenen Aufsatze: «Die magyarischen Ortsnamen und Herr Professor Kiepert». Diesen schrieb er, als Kiepert im Jahre 1883 in den deutschen Schulverein tretend, erregt über einige, aus gewissen siebenbürgisch-sächsischen Kreisen stammende denuncirende Zeitungs-Artikel, sein Ehrendiplom als Mitglied der ungarischen geographischen Gesellschaft, welcher er bereits 10 Jahre lang angehörte, zurücksandte und die Streichung seines Namens verlangte. Hier wies Hunfalvy, gestützt auf sein reiches geographisches und historisches Wissen, sowie auf die vollkommene Kenntniss der deutschen Fachliteratur, mit beissender Satyre und von hohem Patriotismus begeisterter Energie die ziemlich arroganten Bemerkungen des deutschen Professors kräftig zurück. Zahlreiche Irrtümer der mit Recht gerühmten deutschen Gründlichkeit gerade auf diesem Gebiete aufdeckend, bewies er aus historischen Documenten, dass nicht nur im eigentlichen Ungarn, sondern selbst auf dem alten Sachsenboden (fundus regius) die Ortsnamen ursprünglich nicht deutsch waren, und schlug solcherweise die nunmehr, Gottlob, unschädlich gewordenen, damals aber noch ziemlich heftigen Angriffe des deutschen Schulvereines siegreich zurück.

Ein weiterer, von eben so warmem Patriotismus getragener Artikel ist: «Die staatliche Selbständigkeit Kroatiens», worin Hunfalvy die in Staré's Buch über die Kroaten enthaltenen historischen Fälschungen beleuchtet und mit dem Redacteur der «Kroatischen Revue», Herrn Boynicsics, polemisirt.

Doch immer und immer wieder sehen wir ihn zurückkehren zur Natur: Wälder und Berge, Täler und Flüsse, das Wetter und meteorologische Beobachtungen interessiren ihn jederzeit und mit ihnen befasst er sich aufs neue in gründlichen wissenschaftlichen Studien, in welchen er stets auch die einschlägigen Daten der fortschreitenden Literatur des Auslandes zu verwerten versteht.

So hält er einen Vortrag «Ueber die Veränderungen des Klimas» in der

im Jahre 1882 in Debreczen gehaltenen Wanderversammlung der ungarischen Aerzte und Naturforscher, nachdem er schon lange vorher, im Jahre 1866—67, im Auftrage ebenderselben die «Beschreibung der Comitate Gömör und Kis-Hont» verfasst hatte.

Auch in die neue Folge der «Oesterreich-Ung. Revue» arbeitete er und begegnen wir daselbst einem Aufsatze: «Die Flussregulirungen in Ungarn», in welchem er, abweichend von der in seinen ungarischen Schriften bekannten Schärfe mit voller Objectivität, wenn auch nicht ohne strenge Kritik, Ungarns Thätigkeit auf dem Gebiete der Flussregulirungen vom Jahre 1830 bis 1885 beleuchtet.

Viel strenger geht er dieser Frage gegenüber in einem in der «Budapester Revue» erschienenen Artikel «Folyóink szabályozása» (Die Regulirung unserer Flüsse) vor. Doch so sehr er auch von Seiten der Fachkreise, welche von dem adoptirten System nicht abweichen wollten, angegriffen wurde, eines ist Hunfalvy nicht abzusprechen, dass ihn nur reiner, warmer Patriotismus und sein heisses Sehnen nach der Wohlfahrt des Landes zu diesen Ausfällen drängte.

Zu selbem Zwecke schrieb er bereits im Jahre 1877 ein kleines Werkchen: «A Duna budapesti szakaszának szabályozása» (Die Regulirung der Budapester Section der Donau). Diese Arbeit entstand nach den im Jahre 1876 durchlebten angsterfüllten und sorgenvollen Tagen, als der Repräsentantenkörper der Hauptstadt die Revision der Pläne verlangte. Da dies aber zu keinem Resultate führte und ... «damit die Sache ins Reine gebracht und die Angst der Bewohner zerstreut werde — sagt Hunfalvy — entschloss ich mich zur Verfassung dieser Brochure, in welcher ich die Angelegenheit der Regulirung eingehend zu erörtern versuchte, ... möge die Bürgerschaft der Hauptstadt und das gesammte interessirte Publikum hieraus entnehmen, was und wie es geschaffen wurde».

Wegen dieser gegen das angenommene System der Regulirung gerichteten Artikel hatte Hunfalvy manche Unannehmlichkeiten zu erleiden. Doch seine aus gründlichem physikalischen Wissen geschöpfte feste Ueberzeugung sprach er überall offen und ungeschminkt aus. Von Autoritäten liess er sich nicht abschrecken und obwohl er sich in diesen Angelegenheiten nie als Fachmann geben wollte und überzeugenden Gründen stets zugänglich war, so geisselte er andererseits nachsichtslos die Spiegelfechterei und Anmassung. Und ob er auch kaum in allen seinen Ansichten Recht hatte, ja manche derselben später auch rectificirte, so bleibt ihm doch als unverkürzbares Verdienst, dass er die Angelegenheit aus dem Aktenstaub hervorgeholt und, die Regulirung der Flüsse einer öffentlichen Discussion unterziehend, die berufensten Fachmänner zu Aeusserungen zwang und auf diese Weise wenigstens mittelbar zur Verbreitung richtigerer Ansichten und zur Beruhigung der Bevölkerung beitrug.

Eine seiner schönsten, wohl auch eine seiner letzten Enunciationen, welche zugleich Zeugniss ablegte über sein tiefes und reiches Wissen und dessen harmonische Gesammtheit, war jener «Offene Brief», welchen er an den Redacteur des «Természettudományi Közlöny» (Naturwissenschaftliche Mitteilungen) im Jahre 1887 richtete, die Antwort auf einen Artikel Professor Lengyel's: «Gesellschaft und Naturwissenschaft». In diesem Artikel hatte Lengyel auf einen Passus der von Hunfalvy gehaltenen Rectoratsrede reflectirt, aus welchem er entnehmen zu müssen meinte, als würde Hunfalvy den dort besprochenen moralischen Verfall der Gesellschaft dem Einflusse der Naturwissenschaften zuschreiben und als hielte er dieselben nicht für geeignete Mittel zur Aneignung der höheren Bildung. Gegen diese Zumutung wendet sich Hunfalvy und gibt sozusagen sein eigenes wissenschaftliches Glaubensbekenntniss. «Ich habe — sagt er — die Geographie als Fachstudium erwählt, deshalb muss ich mich, meinen schwachen Fähigkeiten entsprechend, mit mehreren Disciplinen beschäftigen; namentlich muss ich einerseits die Fortschritte der Naturwissenschaften mit Aufmerksamkeit verfolgen, anderseits kann ich auch die geschichtlichen und Socialwissenschaften nicht ganz vernachlässigen, denn die Geographie fasst ja sozusagen diese beiden Wissenschaftskreise zusammen und versucht ihre Scheidungsgrenze zu überbrücken . . . .»

Und wahrlich, diese verschiedenen Wissenszweige hat Niemand harmonischer vereinigt, als eben Johann Hunfalvy. Diesen widmete er ohne Unterbrechung sein langes, arbeitsvolles Leben, in ihrem Dienste hauchte er seine Seele aus.

Doch wenn ich schon so viel über den Schriftsteller und Gelehrten sprach, ohne seine literarische Thätigkeit erschöpft zu haben, wo bleibt noch der Mensch, jener Mensch, auf welchen das klassische vir integer in seiner vollsten und edelsten Bedeutung anwendbar war!

Und auch hier spricht wieder nicht blos der Freund aus mir. Getrost kann ich mich auf alle jene berufen, die ihn im Leben kannten; mögen sie bestätigen, dass Johann Hunfalvy ein edeldenkender Mensch von puritanischem Charakter, ein vertrauenswürdiger, hervorragender Mann war.

Wenn es, wie man häufig sagt, wahr ist, dass man den Menschen am besten auf Reisen kennen lernt, so darf ich mich rühmen, Hunfalvy genau gekannt zu haben, denn ich bereiste mit ihm zusammen mehrmals den grössten Teil Europa's. So oft seit dem Bestande der unabhängigen ungarischen Regierung ein statistischer oder geographischer Congress abgehalten wurde, war ich stets bemüht, auch seine Entsendung als Vertreter Ungarns vom Ministerium zu erwirken. So waren wir 1869 zusammen in Holland bei dem im Haag abgehaltenen statistischen Congresse, 1872 in St.-Petersburg, wohin ich über königliche Ermächtigung die Einladung brachte, dass der nächste Congress in Budapest abgehalten werde. Im Jahre 1885 waren wir zusammen in Paris

und London bei Begründung des «Institut international». In der Zwischenzeit trafen wir uns 1871 in Antwerpen, wo er der Vertreter Ungarns auf dem daselbst abgehaltenen geographischen Congresse war und, als auf die Begrüssungsrede des Bürgermeisters die Vertreter jeder Nation in ihrer Sprache antworteten, in ungarischer Rede den Ausdruck der Achtung unserer Nation für die Wissenschaft erklingen lies.

Wenn auch in geringerem Maasse als Elisée Reclus, hat doch auch Hunfalvy, wenigstens was Ungarn betrifft, sich nicht allein mit dem Studium von Büchern und Schriften Anderer begnügt, sondern sein Wissen auch durch unmittelbare Anschauung zu bereichern gestrebt. Er bereiste das Vaterland nach allen Richtungen und bestieg ebensowohl die Máramaroser Gebirge, als die oberungarische Karpathenkette und die Alpen Siebenbürgens; er durchwanderte die südungarische Tiefebene und die Gebiete jenseits der Donau, die Gestade des Balaton und Fertő, den Bakonyer Wald und die Ausläufer des Vértesalja bis an die Donau. Dies verlieh seinen Darstellungen eine gewisse Unmittelbarkeit, welche seine Arbeiten auch im Auslande schätzenswert machte.

Schon im Haag war Hunfalvy mit Auszeichnung empfangen, in St-. Petersburg widmete uns der als Vater der neueren statistischen Methode berühmte Quetelet einen ganzen Abend, der ausgezeichnete Dr. Engel war uns in Freundschaft zugethan. Ich kann sagen, dass ich mich in den Strahlen seines Ruhmes sonnte, und wenn die Gelehrten und Staatsmänner des Auslandes im Jahre 1876 mit so viel Sympathie und Vertrauen zu Ungarns wissenschaftlichen Bestrebungen als unsere werten Gäste erschienen, so hat daran Hunfalvy's anerkannte Autorität keinen geringen Anteil.

In beständigem Verkehr und unausgesetzter Fühlung mit den hervorragendsten Fachmännern des Auslandes, wurde auch dort Hunfalvy nicht nur als Ebenbürtiger, sondern als einer der Ersten angesehen. So wurde sein Name durch eine der neueren Polarexpeditionen im hohen Norden verewigt, indem eine Bucht des arktischen Meeres auf seinen Namen getauft wurde, wodurch nicht nur einem unserer Söhne, sondern unserem Vaterlande selbst hohe Ehre widerfuhr.

In ähnlicher Weise, wenn auch in bescheidenerem Maasse, wurde Hunfalvy auch von seinen Mitbürgern geehrt, indem die zu seinem Ofner Tusculum führende Strasse seinen Namen erhielt.

In dieser am östlichen Abhange des Ofner Festungsberges gelegenen Villa, in welcher er so viele wissenschaftliche Abhandlungen schrieb, so viele Bücher und Werke verfasste, dort lebte er der Natur und seiner Familie. Wer ihn nicht mit sanftem Lächeln unter seinen Blumen wandeln, mit seinen lieben Bienen verkehren, seine Enkelkinder auf den Knieen wiegen sah, der kannte in Hunfalvy nicht den Menschen, dessen Grundzug, trotz seiner oft strengen und feurigen Redeweise, blos Sanftmut und Herzensgüte war bis zur Weichheit.

In seinem Auftreten zeigte sich nichts von den sicheren Manieren des Weltmannes, im Salon war er eher etwas eckig, es lagerte über ihm eine gewisse Einseitigkeit des Gelehrten; doch sein bei aller Bescheidenheit festausgeprägtes Selbstgefühl, seine vielseitige geistige Bildung bewahrte ihn vor jedem gegen die Gesellschaftsregeln verstossenden Fehltritt; seine lebendige Gesprächsweise, namentlich wenn es sich um wissenschaftliche oder literarische Fragen handelte, machte ihn interessant und geachtet in allen Kreisen.

Und an dieser Achtung und Verehrung hatte er auch im öffentlichen Leben keinen Mangel. Durch lange Jahre hindurch war er Wahlpräses im zweiten Bezirke der Hauptstadt und versah auch diese Stellung mit jener Gewissenhaftigkeit und Unparteilichkeit, mit welcher er allen seinen Pflichten oblag. Und wenn er dann in dieser seiner Eigenschaft dem gewählten Abgeordneten das Wahlprotocoll überreichte, that er dies meistens in Begleitung einer Ansprache, welche selbst als Programmrede gelten konnte, und redete in einem Ton, aus welchem herauszufühlen war, dass die Wahlbürger ihrem Vertreter auch Pflichten auferlegten und ihn als ihren Mandatar betrachten. Doch ein Mandat nahm er selbst nie an, obwohl ihm sein Geburtsort ein solches mehrmals anbot, ihn auch jeder Ofner Wahlbezirk gerne gewählt hätte. Er entzog sich zwar keiner Bürgerpflicht, doch befreundete er sich nie mit der, seiner Ansicht nach, unfruchtbaren Politik, sondern lebte ausschliesslich seiner Wissenschaft, diesen Beruf aber füllte er voll und treu aus sein Lebelang.

Schicksalsschläge — und wen hätten die verschont? — wusste er mit edler Ergebung zu tragen. Als er vor langen Jahren in Folge überanstrengender Arbeit, und namentlich wegen häufigen Gebrauches der Loupe beim Durchforschen schlechtgestochener Landkarten, von einem Augenleiden befallen wurde und die Aerzte, aus Furcht vor gänzlicher Erblindung, ihm jede literarische Beschäftigung untersagten, sass er, der sein ganzes Leben seinen Büchern und Schriften geweiht hatte, oft Tage lang ohne Beschäftigung, doch kam kein Klagelaut über seine Lippen und der sanftfreundliche Ausdruck seiner Augen und seines Antlitzes bewölkten sich niemals.

Er war voll Vertrauen und täuschte sich nicht. Er erhielt sein Augenlicht zurück und wir gewannen neuerdings einen unermüdlichen geistigen Arbeiter.

Mehrere Jahre später ängstigten wir uns alle mehr um sein Leben als jetzt, da der Tod ihn so unerwartet entriss. Damals warf ihn eine heftige Lungenentzündung aufs Krankenlager. Da seine Frau bereits todt, sein einziger Sohn aber noch unerwachsen war, musste er oft verlassen und allein auf seinem Krankenbette weilen, weil seine ferne wohnenden Anverwandten und Freunde ihn nur zeitweise besuchen konnten. Die Nachwehen dieser Krankheit hatten ihn bei seinem bereits vorgerückten Alter lange gepeinigt;

dennoch erholte er sich wieder und es ward ihm gegönnt, sein damals bereits begonnenes, aber kaum über das Anfangsstadium hinaus gediehenes grosses geographisches Werk, dem Abschluss wenigstens nahe zu bringen.

Von grösserer, ja verhängnissvoller Wirkung war für ihn der frühe Tod seiner auch von ihm innigstgeliebten Schwiegertochter, der Frau seines hoffnungsvollen einzigen Sohnes. Mit dieser jungen Familie brachte er seine Abende zu, in seinen Enkeln durchlebte er wieder seine eigene Jugendzeit. Auf die Nachricht des hoffnungslosen Zustandes der jungen Frau, eilte er nach Bad Gleichenberg, sie erkannte noch den verehrten Mann, doch unmittelbar hierauf schloss sie ihre Augen auf ewig.

Nach diesem doppelten, ihn und seinen Sohn schwer bedrückenden Schlage kam er gebrochen nach Hause. Sein Seelenleben verdüsterte sich, seine frühere sanfte Heiterkeit kehrte nimmer wieder.

Im verflossenen Winter erfuhren wir blos von einer gelinderen Erkältung des teuren Mannes; Niemand hielt seinen Zustand für einen ernsten oder gar gefährlichen. Aber als ich ihn am 8. December 1888 am frühen Morgen besuchte, hatte seine schluchzende Wärterin bereits das Todesleinen über die erstarrten edlen Züge gebreitet.

Was die vaterländische Wissenschaft in Johann Hunfalvy verloren hat, das konnte ich, trotz aller Liebe, mit welcher ich sein literarisches Wirken zu zeichnen bestrebt war, nur in einem sehr blassen Bilde wiedergeben. Was aber unser wissenschaftliches Leben durch ihn gewonnen, das verkünden seine bleibenden, wertvollen Leistungen und Werke, das zu verkünden sind jene Generationen berufen, welche unter seiner Leitung an den Brüsten seiner Wissenschaft grossgezogen wurden, sowie das gesammte gebildete Publikum Ungarns, welchem Hunfalvy's literarischer Nachlass als Erbe zugefallen ist.

ÜBER DIE REGELUNG UNSERER VALUTA.*

Gleich dem späten Redner einer langwierigen parlamentarischen Debatte überblicke auch ich, indem ich zur Valutafrage das Wort ergreife, mit dem leicht begreiflichen Gefühle der Unbehaglichkeit die lange Reihe meiner «geehrten Herren Vorredner» und finde kaum einen einzigen Gedanken, dem nicht dieser oder jener schon vor mir Ausdruck gegeben hätte. Ich sehe mich in ausgefahrenen Geleisen, in welchen sich schon vor mir die wissenschaftlichen Bahnbrecher bewegt haben, so Bamberger, Adolf Soetber, Ottomar Haupt, Dr. Theodor Hertzka u. A., vor mir neuestens auch Dr. Emil Sax, Universitäts-Professor in Prag und Richard Lieben, Referent der

* Von der «Nemzetgazdasági Szemle» (Volkswirtschaftliche Revue) gekrönte Preisarbeit.

Wiener Handels- und Gewerbekammer, ungerechnet die Presse, welche in zahllosen Artikeln bald das eine, bald das andere Detail der hochwichtigen Reform behandelt hat.

Derjenige, den die Reihe des Sprechens erst jetzt trifft, kann demnach kaum Besseres thun, als sich auf das Resumé des bisherigen Ergebnisses der Debatte und auf einige heilsame Kritik beschränken, und das wird im Grossen und Ganzen der Zweck der gegenwärtigen bescheidenen Studie sein.

I.

Ueberblicken wir den heutigen Stand der Valuta-Frage, so gelangen wir zu dem Resultate, dass in der Presse sowohl wie in der öffentlichen Meinung, ja selbst — wie wir aus den, anlässlich der Unterbreitung des Budgets abgegebenen Erklärungen des Finanzministers Wekerle wissen — auch im Schosse der Regierung Jedermann von der Notwendigkeit der Regulirung überzeugt ist.

Und mit gutem Grund. Denn es kann kein Zweifel darüber bestehen, dass unser heutiges Währungssystem unhaltbar ist. Gesetzlich auf das Silber begründet (ein Zollpfund Silber gleich 45 fl. ö. W. in Silber), hängt unsere heutige Valuta, seitdem die beiderseitigen Regierungen im Jahre 1879 zufolge des rapiden Sinkens des Silberpreises, die Silberprägung für Private eingestellt haben, rein in der Luft. Unser Geld ist kein Geld, sondern eine als Geld dienende Schuldverschreibung, deren Wert von Angebot und Nachfrage, vom Staatscredit, von Politik und Speculation bestimmt wird. Seine Fluctuationen sind unberechenbar und unbegrenzt. Seit 1879 ist der Preis des Silbers noch tiefer hinabgesunken, doch ist unser Geld unter dem günstigen Einflusse der Besserung unseres Staatscredites und der activen Zahlungsbilanz unserer Monarchie diesem Preissturz des Silbers nur in geringem Maasse nachgefolgt. Infolge dessen trat der eigentümliche Zustand ein, dass unserem Silbergulden thatsächlich ein viel geringerer Wert innewohnt, als seinem papierenen Vertreter,* und so repräsentirt nicht mehr der Papiergulden einen Silbergulden, sondern umgekehrt, wir nehmen den Silbergulden nur in der Voraussetzung als einen Gulden ö. W. an, dass wir für denselben jederzeit einen Papiergulden erhalten können.

Mit einem Worte: das Gebiet unseres Geldwesens ist voller Ungereimtheiten. Es genügt nicht, den Zwangscurs aufzuheben, denn eine derartige Aufnahme der Baarzahlungen würde ja heute, da das Zollpfund Silber

* Am 31. December 1889 war bei 44 d. Londoner Silbercurs und bei dem Curse des Londoner Wechsels von fl. 118 der thatsächliche Wert eines Silberguldens 71·358 kr. in Gold, bezw. 83·54 kr. ö. W.

nicht 45, sondern beiläufig nur 37½ fl. Oe. W. wert ist, zum effectiven Schaden von Millionen erfolgen; wir müssen vielmehr unsere Valuta auf eine ganz neue, gesunde Grundlage basiren, auf eine Grundlage, welche unserem Gelde — von geringfügigen Schwankungen abgesehen — einen bleibenden Wert sichert, im Verhältnisse zu dem Gelde eines jeden, eine geregelte Valuta besitzenden Staates, zu allen Zeiten und unter allen Verhältnissen.

Auf welchem Wege und um den Preis welcher Opfer von Seite des Staates wir am sichersten und am zweckmässigsten zu diesem Resultate gelangen: hierin besteht der Kern der Valutafrage. Die Lösung dieser Hauptfrage ist jedoch wesentlich erschwert dadurch, dass der hierauf bezügliche Paragraph des das Zoll- und Handelsbündniss betreffenden Gesetzartikels XII: 1887 blos bestimmt:

1. Dass behufs Feststellung der vorbereitenden Massregeln der Regelung der Valuta eine Commission zu entsenden ist:

2. dass die neue Währung «österreichisch-ungarische Währung» heissen soll.

Darüber hingegen, *auf welche Grundlage (Silber, Gold und Silber, oder Gold) wir unsere neue Währung basiren sollen; welches das Verhältniss der neuen Währung zur bisherigen österreichischen Währung bilden soll, und ob wir bei dem Gulden verbleiben oder zu einer anderen Geldeinheit (Mark oder Franc) übergehen sollen,* finden wir weder im Gesetze, noch in den bisherigen officiellen Ausserungen irgend einen Fingerzeig. Demnach kann man über die Lösung dieser principiellen Fragen vorläufig blos eine Meinung äussern. In derselben Lage befinden wir uns in Betreff jener practischen Details, welche im Gefolge der eben erwähnten principiellen Fragen auftauchen, wie z. B.:

Wann soll der Uebergang erfolgen?

Welche gesetzliche Bestimmungen und welche finanziellen Operationen sind infolge der Valutaregulirung notwendig?

Welche Aenderungen sollen an dem mit der Oesterreichisch-ungarischen Bank bestehenden Uebereinkommen vorgenommen werden?

Welche Last übernimmt der Staat infolge der Regulirung?

Wie wäre diese Last zu bedecken?

Ueber alle diese Fragen werde ich versuchen, im Nachfolgenden meine Meinung zu äussern.

II.

Auf die Frage: Auf welche Grundlage wir unsere neue Währung stellen sollen, beziehungsweise auf die Frage nach dem als Wertmesser zu dienenden Edelmetall, ist die Antwort unter den in ganz Europa obwaltenden

Verhältnissen nicht schwer, nachdem unter den heutigen Umständen Jedermann nur für die reine Goldwährung stimmen kann, und thatsächlich jede bisherige berücksichtigungswerte Ansicht sich in diesem Sinne äussert.

Es ist auch nicht anders möglich. Vom Silber, welches aus dem Währungssystem des grossen Teiles der massgebenden europäischen Staaten verbannt — demonetisirt — ist, welches anderswo, wie z. B. in den Ländern der lateinischen Union, zur Zeit eine unangenehme Fessel bildet, von der man sich am liebsten auf gute Weise befreien möchte, und welches infolge dessen ein empfindlichen Schwankungen und wahrscheinlich weiteren Preisrückgängen ausgesetzter Handelsartikel ist, von dem verachteten weissen Metall kann unter den heutigen Verhältnissen keine Rede sein. Von einem Wertmesser müssen wir in erster Reihe fordern, dass sein Wert ein ständiger sei, und müssen demnach das Silber fallen lassen, welches dieser Bedingung nicht entspricht.

Das System der Gold- und Silberwährung — der Bimetallismus —, dessen Tendenz dahin geht, dass im Wege der Gesetzgebung ein bleibendes Verhältniss zwischen den beiden Edelmetallen geschaffen werde, besitzt eine grosse Partei, und ich stehe nicht an zu erklären, dass auch ich in der Theorie den Lehren dieses Systems huldige und der Ansicht bin, dass die Zukunft ihnen gehöre. Nachdem jedoch der Bimetallismus naturgemäss nur im Wege einer allgemeinen, internationalen Vereinbarung verwirklicht werden könnte, wofür zur Zeit und wahrscheinlich noch auf lange hinaus keine Aussicht vorhanden ist, so kann, ich wiederhole es, unter den heutigen Verhältnissen nur davon die Rede sein, dass wir unsere Valuta auf Grund der Goldwährung regeln.

Während nun in dieser Beziehung alle Meinungen übereinstimmen, ist die Abweichung umso grösser in Bezug auf die Frage der Uebergangsrerelation, das heisst in Bezug auf die Frage: mit wie viel, mit welcher Goldmenge anlässlich des Ueberganges zur Goldwährung der Gulden österreichischer Währung eingelöst werden soll. Thatsächlich bildet dies den heikelsten Punkt der Valutaangelegenheit, denn er greift tief in das tägliche Leben ein, und berührt unmittelbar die Interessen Jedermanns, der Geld oder Geldeswert österreichischer Währung besitzt, wie auch Jedermanns, der auf Grund dieser Währung ein Vertragsverhältniss eingegangen ist.

Die Sache wird durch die ununterbrochenen und nicht unbedeutenden Schwankungen des Preises des Guldens österreichischer Währung sowie den Unterschied zwischen dem gesetzlichen und dem thatsächlichen Werte des Guldens österreichischer Währung, in erster Reihe aber durch den Gegensatz der Interessen bei Feststellung des Uebergangsverhältnisses complicirt.

De jure steht die Sache so, dass der Staat sich zu nichts Anderem verpflichtet hat, als für jeden Gulden ö. W. 1/45 Zollpfund Silber zu bezah-

len, welches, wie wir wissen, nach den Cursen vom 31. December 1889 beiläufig 71 kr. in Gold wert war.*

De facto dagegen steht sie so, dass der Curs des Guldens ö. W. am 31. December 1889 sich auf 85 kr. in Gold belaufen hat.

Doch selbst diese zwei Thatsachen bieten nicht genügende Anhaltspunkte.

Der erste darum nicht, weil Oesterreich-Ungarn, als es im Jahre 1879 die freie Prägung des Silbers einstellte, sich thatsächlich von der Silberbasis entfernt und selbst dazu Anlass gegeben hat, den Wert des Guldens ö. W. fortab unabhängig vom Werte des Silbers zu bestimmen. Der zweite hinwieder hat den wesentlichen Fehler, dass der von Angebot und Nachfrage bestimmte Wert des Guldens ö. W. darin ungetreu, um nicht zu sagen gefälscht zum Ausdrucke gelangt, eine Folge des Einflusses der Speculation, welche, seitdem die Regelung der Valuta auf der Tagesordnung steht, den Wert des Guldens ö. W. um 7 bis 8 Procent hinaufgetrieben hat, mit der leicht begreiflichen Tendenz, dass der Staat die von ihnen billig gekauften Gulden um einen wesentlich teuereren Preis — beziehungsweise bei viel geringerem Disagio — einlösen wird.

Dass sich dies thatsächlich so verhält, davon gibt die nachfolgende kleine Tabelle Zeugniss, welche auf Grund der Wiener Curse die hauptsächlichen Schwankungen des Londoner Wechselcurses seit 1879 (nämlich seitdem der Preis unseres Geldes unabhängig ist vom Preise des Silbers) zeigt:

Jahr:	Höchster Preis:	Niederster Preis:	Durchschnitt:
1879	118·29	116·43	117·36
1880	120·04	118·08	119·06
1881	118·80	116·90	117·90
1882	120·35	118·50	119·63
1883	121·10	119·65	120·08
1884	123·30	121·30	121·98
1885	126·75	123·70	125·01
1886	127·05	124·90	125·87
1887	128·80	125·10	126·95
1888	127·40	120·75	124·07
1889	122·00	117·00	119·50

Was folgt aus diesen Ziffern? Dass der Wert unseres Geldes seit 1879 jährlich gefallen ist, mit alleiniger Ausnahme des Jahres 1881, in welchem eine geringere Steigung wahrzunehmen ist. Betreffs dieses Jahres dürfen wir jedoch nicht vergessen, dass in demselben die Bontoux-Periode mit der Gründung der Länderbank, der Alpinen Montangesellschaft, der Trifailer-Kohlengesellschaft u.s.w. u.s.w. am stärksten zum Ausdrucke gelangt

* Ich bin genöthigt, in dieser Arbeit oft vom Goldgulden und dessen Kreuzern zu sprechen. Unter diesem nicht ganz correcten Ausdrucke verstehe ich den achten Theil des Achtgulden- Goldstückes, welcher gleich ist 2½ Francs.

ist, infolge welcher Gründungen ungefähr 300 Millionen Francs in unsere Monarchie geflossen sind, eine solche Summe demnach, welche auf den Curs des Goldwechsels nicht ohne Einfluss bleiben konnte. Vom Jahre 1882 ab dauerte die Steigerung des Goldpreises in guten wie in schlechten Jahren gleichmässig, ohne Unterbrechung bis zum Jahre 1888 fort.

Um die Mitte des Jahres 1888 ändert sich die Situation wie mit einem Schlage, und unsere Valuta beginnt rapid zu steigen. An Deutungen ist natürlich kein Mangel: Ungarns gute Ernte und die günstige Handelsbilanz der Monarchie, die Besserung der finanziellen Verhältnisse Oesterreichs und Ungarns, die ruhige äussere Lage u. s. w., u. s. w. Es ist wahrscheinlich, dass einigermassen auch diese Factoren die günstige Preisbildung gefördert haben, doch ist die Thatsache unbestritten, dass der fortwährende und in grösserem Masstabe sich vollziehende Niedergang des Goldwechsel-Curses von jenem Zeitpunkte an datirt, an welchem Börse und öffentliche Meinung, — ohnehin günstig gestimmt, infolge des Zusammenwirkens zahlreicher politischer und staatsfinanzieller Momente, — sich des Schlagwortes der Valuta-Regelung mit Freuden bemächtigt haben, insbesondere, nachdem dasselbe durch Sectionschef Niebauer an der Wiener Börse mit dem amtlichen Visum versehen wurde. Im Gefolge dieses Schlagwortes entstand natürlich ein Haufe von Commentaren, unter welchen der Börse die von vielen betonte Meinung am besten gefiel, wonach die Einlösung des Papier-Guldens zu dem, im Zeitpunkte des Ueberganges notirten Curse erfolgen soll. Infolge dessen, demnach zum grössten Teil als Resultat der Börsespeculationen, sehen wir den Preis des Pfund Sterling von Ende Juni 1888 bis zum 20. Dezember 1889 sozusagen ohne Unterbrechung vom 125·15 auf 117 hinabsinken, und es giebt keinen Menschen, der die Ereignisse an der Börse mit Aufmerksamkeit verfolgt und über die Triebfeder dieses Vorganges in Zweifel sein könnte.

Um jedoch diese, eines Beweises kaum bedürftige Thatsache noch schlagender zu erhärten, verweise ich auf die folgende Tabelle, welche unseren auswärtigen Handelsverkehr in den letzten zehn Jahren beleuchtet:

1880	1881	1882	1883	1884	1885	1886	1887	1888	1889 Jänner—Sept.
Einfuhr in Millionen Gulden:									
613·5	641·8	654·2	624·9	612·6	557·9	539·2	568·6	531·1	442·8
Ausfuhr in Millionen Gulden:									
676·0	731·5	781·9	749·9	691·5	672·1	698·6	672·9	725·5	542·0
Das Plus der Ausfuhr beträgt somit:									
62·5	89·7	127·7	125·0	78·9	114·2	159·4	104·3	192·7	99·2

Wir sehen demnach, dass unsere Handelsbilanz auch in anderen Jahren nicht blos activ war, sondern dass unser Exportplus in manchen

Jahren eine sehr beträchtliche Ziffer erreichte, trotzdem aber nicht nur nicht vermochte, das Disagio unseres Guldens zu vermindern, sondern sogar unvermögend war, seine Erhöhung zu verhindern. Es ist sonach ganz klar, dass die gegenwärtige Preissteigerung unseres Geldes von anderen Factoren bedingt wurde und noch bedingt wird, und dass ohne diesen Factor der Curs des Pfund Sterling wahrscheinlich auch heute noch beiläufig 127·50 (oder 25 pCt.), wenn nicht gar höher wäre, wie zu Anfang des Jahres 1888.

Dieser hinzugekommene Factor ist, wie schon gesagt, die schlecht informirte in- und ausländische Speculation, die von falschen Prämissen ausgehend, auf sicheren Gewinn rechnen zu können glaubte, wenn sie Gulden öst. Währ. kauft, weil sie überzeugt war, für jeden Papiergulden einen Goldgulden zu erhalten. Ich halte demnach, wie erwähnt, die heutigen Valutacurse nicht für den Ausdruck des wahren und unverfälschten Wertes des Guldens österreichischer Währung.

Bei solchem Stande der Dinge stehe ich nicht an zu erklären, dass ich von allen bisher aufgetauchten Vorschlägen jenen für den richtigen halte, mit welchem vor längerer Zeit Dr. Theodor Hertzka und neuestens Dr. Emil Sax hervorgetreten sind und der dahin zielt, dass der Uebergang mit 25 pCt. Agio, oder auf Grund des Verhältnisses 80 : 100 geschehe, noch deutlicher, dass der Gulden ö. W. mit $^{80}/_{100}$ Goldgulden beziehungsweise mit 80 kr. in Gold eingelöst werde.

Für unpractisch, ja den Interessen des Staates sogar gefährlich halte ich dagegen die Annahme jenes Vorschlages, welchen Richard Lieben in seinem, über die Valutafrage erstatteten Berichte gemacht hat, und welchen die niederösterreichische Handels- und Gewerbekammer im Sinne ihres Beschlusses vom 30. Dezember 1889 dem österreichischen Finanzministerium mittelst Repräsentation empfiehlt, nämlich, dass der Uebergang auf Grund jenes Preisverhältnisses erfolge, welches im Zeitpunkte des Ueberganges factisch bestehen wird, oder wie ein Anhänger dieser Theorie mit etwas grösserer Deutlichkeit angibt: auf Grund jenes Goldcurses, welcher einen Tag vor dem thatsächlichen Inslebentreten der neuen österreichisch-ungarischen Währung im amtlichen Cursblatte der Wiener Börse verzeichnet sein wird.

Richard Lieben behauptet wohl in seinem citirten Berichte, dass dies das einzige in jeder Beziehung gerechte und billige Uebergangsverhältniss wäre; ich muss dies jedoch nach Allem, was ich im Vorstehenden über den heutigen Curs des Goldwechsels gesagt, auf das Entschiedenste in Abrede stellen.

Um in jeder Beziehung gerecht und billig zu sein, müsste er nämlich sämmtlichen berechtigten Ansprüchen genügen, was man von dem in Rede stehenden Vorschlage beim besten Willen nicht behaupten kann.

Welche berechtigten Interessen sind bei Feststellung des Uebergangsverhältnisses in erster Linie in Rücksicht zu ziehen?

Erstens: das Interesse der beiden Staaten.

Zweitens: das Interesse der Gesammtheit der Bürger, und

Drittens: der Gläubiger Ungarns und Oesterreichs.

Den staatlichen Interessen wäre die Annahme des in Rede stehenden Vorschlages im höchsten Maasse schädlich. Denn gesetzt den Fall, dass die beiden Regierungen amtlich erklären, der Uebergang werde auf Grund jenes Goldcurses erfolgen, welcher einen Tag vor dem gesetzlichen Inslebentreten der neuen Währung im amtlichen Cursblatte der Wiener Börse verzeichnet werden wird, was wäre die Folge davon?

Die Folge wäre, dass die in- und ausländischen Börsen diese principielle Entschliessung, welche einem ihnen dargereichten weissen Blatte gleichkäme, mit Vergnügen zur Kenntniss nehmen und auch nicht einen Augenblick säumen würden, einerseits den Verkauf von Millionen Goldwechsel, andererseits den massenhaften Ankauf von in österr. Währung zahlbaren Papieren auf unsere Kosten insolange zu betreiben, als sie auch nur ein einziges armseliges per mille Agio sehen würden. Das Endresultat wäre selbstverständlich, dass mit dem Anbruche des dem Inslebentreten der geregelten Valuta vorangehenden «kritischen Tages» aus dem Curszettel hervorgehen würde, dass der Gulden österreichischer Währung auf pari * steht, d. h. dass er dem Golde vollständig gleichwertig ist.

Dass dieses Resultat den beiden Finanzministern kein besonderes Vergnügen bereiten würde, ist zweifellos, denn die 412 Millionen Staatsnoten und Salinenscheine, und die 80 Millionen-Bankschuld, zusammen 492 Millionen Gulden ö. W. bedürfen zu ihrer Bedeckung

1230 Millionen Francs ** in Gold, wenn wir unsere Valuta auf Grund des Pari-Curses regeln,

1025 Millionen Francs, wenn wir auf Grund von 20 pCt. Agio, und

984 Millionen Francs, wenn wir auf Grund von 25 pCt. Agio zur neuen Währung übergehen. Doch müssen wir auch sämmtliche Papier- und Silberschulden Ungarns und Oesterreichs in Rechnung ziehen, welche in runder Summe 4000 Millionen betragen. Diese Summe würde sich umwandeln in

10,000 Millionen Francs in Gold, wenn der Pari-Curs,

8333.333,333$^1/_3$ Francs in Gold, wenn 20 pCt. Agio, und

* Nämlich im Sinne der Börse, denn in Wirklichkeit wäre ja das pari $^1/_{45}$ Zollpfund Silber.

** Ich führe den Franc hier nur beispielsweise und der grösseren Deutlichkeit wegen an.

8000 Millionen Francs, wenn 25 pCt. Agio die Uebergangsrelation bildet.

Wir sehen demnach, dass die Annahme des in Rede stehenden Voranschlages der Monarchie 2000 Millionen Francs kosten könnte, sie entspricht demnach, meiner Ansicht nach wenigstens, den staatlichen Interessen nicht.

Dass eine so angesehene Körperschaft, wie die Niederösterreichische Handelskammer diesen Vorschlag dennoch für empfehlenswert erachtet, verstehe ich umso weniger, als ich überzeugt bin, dass jeder einzelne jener hervorragenden Kaufleute, welche für den Lieben'schen Antrag gestimmt haben, es mit Recht für einen schlechten Scherz ansehen würde, wenn ihm Jemand das Geschäft proponiren würde, mit sechsmonatlicher Lieferungsfrist z. B. von den Glasgower Eisenhändlern die gesammten Eisenbestände, oder von den Hamburger Kaffeehändlern den gesammten Kaffeevorrat des Platzes zu jenem Curse anzukaufen, welcher am Tage der Lieferung im Glasgower bezw. Hamburger Cursblatte verzeichnet sein wird. Die betreffenden geehrten Herren Kammermitglieder würden wahrscheinlich befürchten, dass am besagten Tage die Glasgower und Hamburger Curszettel auffallend hohe Preise verzeichnen würden. Nun, das glaube auch ich!

Ich möchte noch einen andern wesentlichen Fehler des fraglichen Vorschlages kurz berühren, den nämlich, dass, vorausgesetzt selbst, dass die Speculation den Curs unseres Papierguldens nicht hinauftreiben würde, doch soviel feststeht, dass man im Vorhinein nicht wissen kann, welches dieser Curs sein werde. Wie sollen aber die beiden Regierungen betreffs Beschaffung des Goldes disponiren, wenn sie nicht im Vorhinein wissen, wieviel sie brauchen werden?

Damit glaube ich, vom Standpunkte der staatlichen Interessen über diesen Vorschlag zur Tagesordnung übergehen zu können.

Sehen wir nun, inwieferne er vom Standpunkte des Interesses der Gesammtheit der Bürger Ungarns und Oesterreichs günstig ist.

Was nun diesen Standpunkt anbetrifft, so wage ich kühn die Behauptung, dass die Feststellung des Uebergangsverhältnisses keine Frage ersten Ranges für die grossen Massen bildet. Das im Verkehr befindliche Geld ist nicht Geld selbst, bildet nicht das Nationalvermögen, es repräsentirt nicht einmal einen wesentlichen Teil desselben; den Wert unserer hauptsächlichsten Handelsartikel hinwieder bestimmt der Weltmarkt, es ist demnach in Bezug auf diese ganz gleichgiltig, welcher Geldeinheit wir uns bedienen: repräsentirt unser Goldgulden eine kleinere Menge, so enthält der Preis dieses Artikels eine grössere Anzahl von Gulden, und umgekehrt. Für die Gesammtheit der Bürger ist nur das wünschenswert:

1. dass wir eine geregelte Valuta, und mit dieser die Stabilität unserer Werte besitzen;

2. dass der Uebergang ohne grössere Erschütterungen, und demnach *beiläufig* auf Grund des thatsächlichen Goldpreises erfolge;

3. dass wir aus demselben Grunde, nämlich, um grössere Erschütterungen zu vermeiden, entweder bei dem Gulden verbleiben, oder zu einer solchen Geldeinheit übergehen, welche zum Gulden in einem geraden Verhältnisse steht.

Den grossen Massen ist es ganz gleichgiltig, ob der wahre Wert unserer Geldeinheit 80 oder 85 Goldkreuzer ist, wenn ihnen nur das Gesetz garantirt, dass ihr Vermögen und ihre Verpflichtungen infolge der Regelung der Valuta keine Aenderung erleiden. Dagegen kann es ihnen durchaus nicht gleichgiltig sein, ob der Staat infolge der Regelung der Valuta eine grössere oder kleinere Last übernimmt, nachdem ja die grössere Last in ihrer Steuerleistung zum Ausdrucke gelangen muss, ja selbst die so wünschenswerte Reform überhaupt vereiteln kann.

Wohl ist es unzweifelhaft, dass Derjenige, der 100,000 Gulden in der Sparcasse erliegen hat, oder der überhaupt nach der Regelung der Valuta eine in österreichischer Währung zahlbare Forderung besitzt, es lieber haben würde, wenn er für jeden Gulden etwa 2·10 Francs, und nicht rund 2 Francs erhielte. Nachdem aber die fragliche Sparcassa oder der fragliche Schuldner hinwieder lieber hätten, wenn der Gulden nicht einmal mit 2 Francs, sondern nur mit 1·90 Francs eingelöst werden würde, und nachdem es ferner ganz natürlich ist, dass die Gesammtheit der Schulden ganz gleich ist mit der Gesammtheit der Forderungen, so ist es auch nur gerecht, dass bei Feststellung der Uebergangsrelation zwischen diesen gegensätzlichen Interessen das Interesse des Staates entscheide.

Das eine erkenne ich allerdings an, dass es im zweifellosen Interesse der betheiligten Besitzer von staatlichen Schuldverschreibungen liegt, diese Relation auf Grund eines möglichst geringen Agios festzustellen, nachdem es natürlich ist, dass z. B. der Besitzer von 100,000 Gulden Papierrente es lieber hätte, wenn er im Tausche hiefür 210,000 Francs erhält, als dass er nur 200,000 Francs erhielte. Es ist jedoch klar, dass auch hier das staatliche Interesse wieder das Gegenteil erfordert. Hat nun der Staat das Recht, sein Interesse jenem des Besitzers von Staatsschuldverschreibungen voranzusetzen? Gestatten es Recht und Billigkeit? Nach meiner Ansicht, ganz entschieden.

Die nicht in Gold zahlbaren Staatsschulden Oesterreichs und Ungarns entstanden nämlich, mit Ausnahme eines verhältnissmässig geringen Teiles, in der Zeit vor 1879, ja nahezu die Hälfte dieser gesammten Summe lautet klar und deutlich auf Silbergulden. Hier ist demnach die Rechtsfrage nicht im mindesten verworren, und es kann keinem Zweifel unterliegen, dass den beiden Staaten der Monarchie nach dem klaren Wortlaute ihrer Verpflichtungen das Recht zustehen würde, bei der Regelung der Valuta für jeden Gulden unserer vor 1879er Silber- und Papierschulden 1/45 Zollpfund Silber, d. h. 71 kr. in Gold zu geben, bezw. die Umrechnung auf

dieser Basis vorzunehmen. Wenn nun die beiden Staaten von diesem Rechte keinen Gebrauch machen, und von jedem Papier- und Silbergulden ihrer Schuldverschreibung dem Ueberbringer 80 kr. in Gold verabfolgen, so ist die Billigkeit, ja selbst die Grossmut gegenüber dem Gläubiger auf ihrer Seite, gleichwie es nichts anderes als Grossmut ist, wenn beide Staaten die Verzinsung und Amortisirung ihrer in Silber zahlbaren Schulden seit länger denn einem Jahrzehnt nicht mit einem solchen Gulden leisten, der gleich ist $^{1}/_{45}$ Zollpfund Silber, sondern mit einem Gulden, der $^{1}/_{40}$, ja $^{1}/_{38}$ Zollpfund Silber wert war.

Das steht insbesondere hinsichtlich der Besitzer von in «Silbergulden» zahlbaren Schuldverschreibungen, welche heute ruhigen Gewissens die Vorteile des hohen Curses unseres Papierguldens geniessen, die aber für den Fall, als z. B. infolge eines Krieges der Preis des Silberguldens höher stünde als der des Papierguldens, mit ebenso ruhigem Gewissen unseren Papiergulden zurückweisen, und die ihnen schriftlich zugesicherte Verzinsung und Amortisirung in Silber fordern würden.

Wenn wir überdies in Betracht ziehen, dass die Regelung der Valuta für die Besitzer von Schuldverschreibungen auch sonst mit nicht zu verachtenden Vorteilen verbunden ist, nachdem unsere Papier- und Silber-Schuldverschreibungen in höherwertige Gold-Schuldverschreibungen mit fixem, Cursschwankungen nicht unterworfenem Zinseneinkommen umgewandelt werden, so fordert das Los unserer Staatsgläubiger das Mitleid gewiss nicht heraus.

Aus all' diesen Gründen halte ich demnach den Vorschlag, dass der Staat den Uebergang auf Grund eines späteren unbekannten, durch unberechenbare Einflüsse zu bestimmenden Curses bewerkstellige, für durchaus unannehmbar, halte es vielmehr in jeder Beziehung für gerechter und richtiger, dass das Uebergangsverhältniss auf Grund eines 25percentigen Agio mit 80 Goldgulden für je 100 fl. ö. W. festgestellt werde. Ja, ich hielte es sogar für zweckmässig, wenn die beiden Regierungen, nachdem sie die thatsächliche Inangriffnahme der Regelung der Valuta beschlossen, auch ihre, die Uebergangsrelation betreffenden Absichten in der allerofficiellsten Form verlautbaren würden, um in solcher Weise das Verhältniss von 80 zu 100, zwischen Gold und Papier schon im Vorhinein zu stabilisiren, und das Publicum schon längere Zeit vorher daran zu gewöhnen.

Und indem ich hiemit zu der Frage der Geldeinheit übergehe, taucht die weitere Frage auf: Sollen wir beim Gulden verbleiben, der sich aber zu einem hinreichend mit Gold bedeckten und anderen Geldeinheiten gegenüber einen, fixen Wert besitzenden österreichisch-ungarischen Goldgulden verwandeln würde, oder sollen wir zum Franc- oder Mark-System übergehen?

Was mich betrifft, so schliesse ich mich auch in diesem Punkte der Ansicht des Prof. Emil Sax an, der (gleichwie schon vor ihm Dr. Theodor

Hertzka) die Regelung auf Grund der Relation von 80 : 100 und den gleichzeitigen Uebergang zum Franc-System in der Weise vorschlägt, dass jeder Gulden ö. W. mit zwei Gold-Franken eingelöst werde.

Die grossen Vorteile des *Franc-Systems* sind in die Augen springend. Der Franc ist die verbreitetste Münze in Europa, indem ausser den Ländern der lateinischen Union (Frankreich, Italien, Belgien, die Schweiz) bekanntlich auch Spanien, Griechenland, Rumänien, Serbien und Bulgarien die Franc-Währung eingeführt haben. Der Franc ist aber das Zahlmittel nicht allein der 106 Millionen Bewohner der genannten Länder, sondern es ist auch in Rücksicht zu ziehen, dass der ganze Orient (europäische und asiatische Türkei, Egypten und Nordafrika) als internationales Verkehrsmittel nahezu ausschliesslich den Gold-Franc benützt, in diesem rechnet, zu diesem kauft und verkauft. Es würde demnach dem für unsere Monarchie so wichtigen Orienthandel zweifellos zu grossem Vorteile gereichen, wenn auch wir diese Geldeinheit acceptirten, es wäre aber auch von grossem Nutzen für unsere Bankinstitute, insoferne der Franc den Bankverkehr des Orients hoffentlich zum grossen Teile ihnen zuführen würde. Endlich ist es wohl nur ein idealer Gesichtspunkt, aber es würde doch nicht ohne Wirkung auf den Weltverkehr bleiben, wenn im Falle der Annahme des Franc-Systems unsererseits halb Europa dieses Geld benützen würde. Die Menschheit käme dadurch der Verwirklichung des einheitlichen Geldes um einen Schritt näher. Auch verdient es Berücksichtigung, dass der Uebergang ausserordentlich leicht wäre, und dass der Franc einen langgehegten Wunsch unserer Nationalökonomen erfüllen würde: die kleinere Geldeinheit.

Die Einführung des *Mark-Systems* wäre mit dem unleugbaren Vorteil verbunden, dass wir mit dem deutschen Reiche, mit welchem uns tausend Fäden des Verkehrs verknüpfen, gleiches Geld besässen. Der Uebergang wäre jedoch minder einfach, wie beim Franc-System, und überdies entscheidet die grössere Verbreitung des Francs, namentlich mit Rücksicht auf unseren Orienthandel, für den Fall eines Währungswechsels entschieden zu Gunsten des Francs.

Ich würde es jedoch auch nicht für unrichtig halten, wenn wir auf Grund der Relation 80 : 100 einfach bei dem Gulden verblieben, der, zu einem österreichisch-ungarischen Gulden von 100 Kreuzern umgewandelt, gleichwertig wäre mit 2 Francs. Wer in Betracht zieht, wie schwer das Volk in seinen breiten Massen sich an das neue Geld gewöhnt, dass in der Provinz zahllose alte Leute noch heute mit »Scheingulden« und »Groschen« rechnen, dass das Zehnkreuzer-Stück dies- und jenseits der Leitha auch heute noch ein »Sechser« genannt wird, der wird begreifen, wie schwierig die Einführung eines neuen Geldsystems, die Quelle von wieviel Streitigkeiten, Misstrauen und Missbräuchen eine neue Münzeinheit wäre. Und nachdem der Goldgulden österreichisch-ungarischer Währung, vorausgesetzt, dass die

Relation 80 : 100 angenommen wird, vollständig gleichwertig wäre mit zwei Gold-Francs, so würde er eine genug bequeme Brücke zu den Ländern des Franc-Systems darstellen. Aus all diesen Gründen könnte ich mich, obschon ich den Franc entschieden vorziehen würde, dennoch, wenn dieser aus welchen Gründen immer unmöglich wäre, mit dem zwei Francs gleichwertigen österr.-ungar. Gulden, dessen goldenes 10 Gulden-Stück gleiches Gewicht und gleichen Gehalt mit dem 20-Francs-Stück der lateinischen Union und mit unserem 8-Gulden-Goldstück besitzen würde, ebenfalls befreunden.

III.

Wann soll der Uebergang zur neuen österreichisch-ungarischen Währung erfolgen?

Auf diese Frage giebt es nur eine Antwort: *Je eher.* Unsere schlechte Valuta ist schon in normalen Verhältnissen die Ursache zahlreicher Missstände; nachdem sie aber für den Fall politischer Wirren unserer Monarchie geradezu gefährlich werden könnte, so ist es selbstverständlich, dass wir sie regeln müssen, sobald als möglich.

Doch sprechen auch specielle Gründe für eine je raschere Entschliessung. Die politische Situation scheint friedlicher zu sein, als seit einer Reihe von Jahren. Wer würde es jedoch wagen dafür zu garantiren, dass sie es auch nur zwei oder drei Jahre bleibt?

Handel und Industrie der bedeutendsten europäischen Staaten befinden sich in einer Periode erfreulichen Aufschwunges. Die Stimmung der Börsen ist eine ausgezeichnete. Unsere Staatspapiere erfreuen sich in ganz Europa grosser Beliebtheit. Der ökonomische Horizont ist aber nicht wolkenlos. Wer weiss, wann die Reaction eintritt? All' das mahnt uns, die günstige Lage der Verhältnisse uns je rascher zu Nutze zu machen.

Selbst die Beschaffung unseres Goldbedarfes, eine der schwierigsten der uns bevorstehenden Aufgaben — ist jetzt leichter, oder richtiger gesprochen, nicht so unmöglich, als es vor einigen Monaten oder vor ein, zwei Jahren den Anschein hatte. Im Jahre 1888 hat Argentinien den Goldüberfluss Europas an sich gezogen, bis daselbst die Krisis eintrat. Zu Ende vorigen Jahres hätte Brasilien dasselbe gethan, wäre dort nicht die Revolution ausgebrochen. Der Wegfall dieser beiden Concurrenten wird unsere Aufgabe umsomehr erleichtern, als jene traurigen Erfahrungen, welche sich die europäischen Capitalisten bei ihren überseeischen Schuldnern geholt, das Wasser auf unsere Mühle treiben, und andererseits die grossen europäischen Banken sich auch vielleicht weniger nervös zeigen werden, wenn wir Geld verlangen, nachdem ja die von uns beanspruchten Goldmengen aus dem europäischen Verkehr nicht gänzlich verschwinden. Und zuletzt noch ein ausschlaggebendes Argument für die grösstmögliche Eile: jene

Nachrichten, welche neuestens über die geplante Valutaregelung in Russland im Umlaufe sind. Es ist nicht unmöglich, dass sie nichts anderes sind als Börsengerüchte, aber ihre blosse Möglichkeit sollte ein Memento sein für unsere Finanzminister, rasch zu sein in der Entschliessung und energisch in der Durchführung. Denn wenn uns Russland mit der Regelung seiner Valuta zuvorkommt, so wäre es nicht nur in riesigem Uebergewichte mit seiner wirthschaftlichen Rüstung: wie etwa, wenn wir mit unseren alten Vorderladern einem mit den neuesten Repetirgewehren ausgerüsteten Feinde gegenüberstünden; — sondern es würde uns überdies durch die Erwerbung des sämmtlichen erhältlichen Goldes für lange Zeit hinaus die Regelung der Valuta unmöglich machen. Wir dürfen demnach nicht zu spät kommen!

Mit Rücksicht hierauf wäre es zu wünschen, dass die im Gesetze vorgesehenen Commissionen noch zu Anfang dieses Jahres nicht blos entsendet werden, sondern dass sie ihre Arbeiten mit Hilfe jenes umfangreichen Materials, welches die beiden Finanzministerien ihnen zur Verfügung zu stellen in der Lage sind, auch so rasch als möglich beendigen. Unter Einem müssten die notwendigen Stipulationen mit der österreichisch-ungarischen Bank und mit der zur Uebernahme des Valuta-Anlehens berufenen Bankgruppe zu Stande kommen, so dass die auf die Aufhebung des Zwangscurses und auf das Inslebentreten der auf die neue österreichisch-ungarische Währung bezüglichen Gesetzentwürfe durch die Parlamente noch im Laufe dieses Jahres erledigt werden, die Emission des Valuta-Anlehens in den ersten Tagen des Jahres 1891 erfolgen und der thatsächliche Uebergang noch im Frühjahre ebenfalls des nächsten Jahres statthaben könnte.

Ich bin mir über die formellen und sachlichen Schwierigkeiten des von mir empfohlenen raschen Verfahrens vollkommen klar. Ich weiss auch, dass Italien das auf die Regelung der Valuta bezügliche Gesetz am 7. April 1881 geschaffen und erst zwei Jahre später, am 12. April 1883 mit der Einlösung der Staatsnoten begonnen hat. Andererseits aber kann Niemand die vitale Bedeutung der für die möglichste Eile sprechenden Argumente in Zweifel ziehen, gleichwie nicht ausser Acht gelassen werden darf, dass Italien in der glücklichen Lage war, seine Valuta zur Zeit einer politischen Windstille zu regeln, wie auch, dass es schon vermöge seiner geographischen Lage den Weltereignissen minder nahe steht als unsere Monarchie.

Es ist ferner in Rücksicht zu ziehen, dass neben den sonstigen technischen Fortschritten unserer Zeit auch die Technik des Finanzwesens, der Bankoperationen in ungeahntem Maasse fortgeschritten ist. Um in dieser Beziehung nur ein Beispiel zu citiren: Vor zehn Jahren hätte es Niemand gedacht, dass so ungeheure und verwickelte Staats-Finanzoperationen, wie es die ungarische und russische Conversion waren, im Verlaufe eines kurzen Jahres erfolgreich beendigt werden könnten. Mit Berufung hierauf wage ich

nun die Behauptung, dass in dem Falle, wenn die Regierungen Oesterreichs und Ungarns darüber im Reinen sind, dass der Augenblick zur Regelung der Valuta gekommen ist und sie in Bezug auf sämmtliche principielle Gesichtspunkte sich geeinigt haben, die Durchführung bis zum nächsten Frühjahre entschieden möglich ist.

Vorausgesetzt demnach, dass die beiden Regierungen noch zu Anfang dieses Jahres, sei es dem Buchstaben des Gesetzes gemäss eine aus ihren eigenen Fachorganen bestehende vorbereitende Commission entsenden, sei es, dass sie mit dieser zugleich oder von ihr unabhängig eine aus privaten Fachmännern bestehende Valutaenquête einberufen; vorausgesetzt ferner, dass die Regelung der Valuta in einer mit den hier entwickelten Principien im Grossen und Ganzen übereinstimmenden Weise beschlossen wird, so ist selbstverständlich die Einbringung eines entsprechenden Gesetzentwurfes in beiden Parlamenten der Monarchie notwendig.

Dieser Gesetzentwurf muss ausser den Grundprincipien und dem Zeitpunkte der Regelung der Valuta auch die Ermächtigung erhalten, die notwendige Goldmenge im Wege eines Anlehens zu beschaffen.

Wie viel Gold bedürfen wir zu diesem Zwecke?

Unser Staatsnotenumlauf beträgt, wie wir wissen, 312 Millionen, überdies ist die Forderung der österreichisch-ungarischen Bank mit Gulden 79.236,069·63 in Rücksicht zu ziehen, es wird sonach zusammen die Einlösung von Gulden 391.236,069·63 notwendig.

Ich kann an dieser Stelle nicht umhin zu bemerken, dass jenseits der Leitha auch in amtlichen Ausweisen die Salinenscheine unter der gemeinsamen schwebenden Staatsschuld angeführt werden, obschon §. 5 des Ges.-Art. XV: 1867 deutlich sagt, dass blos die Staatsnoten unter die gemeinsame Garantie beider Staatshälften gestellt werden. Wohl trägt Ungarn mit den in den §§. 1 und 2 des erwähnten Gesetzes festgestellten fixen und unabänderlichen Summen auch zur Verzinsung und Amortisirung der Salinenscheine bei, doch ist es bekannt, dass gerade diese fixen und unabänderlichen Beiträge sozusagen eine Abfindungssumme bilden, um deren Preis sich Ungarn unter anderen auch von der Haftung für diese fraglichen Scheine befreit hat. Es ist wohl wahr, dass Oesterreich für den Fall, als die mit fl. 100 Millionen festgestellte Maximalsumme der Salinenscheine unter diese Summe hinabsinkt, berechtigt ist, anstatt dieser eingelösten Scheine Staatsnoten zu emittiren, für welche Ungarn nach dem klaren Wortlaute des Gesetzes gerade so haftbar ist, wie für die übrigen 312 Millionen Staatsnoten; doch würde ja im Falle der Regelung der Valuta, mit welcher zugleich die sofortige Einlösung des grössten Teiles und die successive Einlösung des Restes des staatlichen Papiergeldes bewerkstelligt würde, das Virement zwischen Salinenscheinen und Staatsnoten von selbst aufhören; es wird demnach Oesterreich für sich allein dafür zu sorgen haben, seine

Salinenscheine sei es zu amortisiren, sei es durch eine Erhöhung der Zinsen derselben oder andere geeignete Mittel, in ihrer Gänze im Verkehr zu erhalten. Beide Staatshälften haben, ich wiederhole es, nur für die 312 Millionen Staatsnoten und für die Bankschuld solidarisch aufzukommen; die Summe der beiden Beträge beläuft sich, wie oben erwähnt, auf Gulden 391.236,069·63.

Bei der in diesem Aufsatze erwähnten Relation 80 : 100 bedarf es zur Einlösung dieser Summe 312.988,855·70 Goldgulden, bezw. 782.472,139·26 Goldfrancs, und es unterliegt gar keinem Zweifel, dass es das Heilsamste wäre, selbst um den Preis von Opfern diese ganze Summe zu beschaffen, und solcherart die schwebende Schuld der Monarchie mit einem Schlage zu tilgen.

Nun können wir uns aber der Thatsache nicht verschliessen, dass die Beschaffung von 800 Millionen Gold-Francs nicht nur in einem Jahre, sondern auch in einem viel längeren Zeitraume sozusagen ein unmögliches Beginnen ist. Wir müssen in Erwägung ziehen, dass der Goldvorrath der Banque de France, der Bank of England und der deutschen Reichsbank — und aus diesen werden unsere Bankiers das für uns notwendige Gold schöpfen müssen — zusammen nicht 3000 Millionen Francs erreicht. Erinnern wir uns ferner, in welche Verlegenheiten diese grossen Institute in den Jahren 1888 und 1889 durch ein grösseres Anlehen Argentiniens oder Brasiliens gerieten, und wie die englische Bank, resp. die deutsche Reichsbank durch erhebliche Zinsfusserhöhungen, sonach durch Waffen, welche Handel und Gewerbe auch des eigenen Landes trafen, die Auswanderung etlicher hunderttausend Pfund, bezw. etlicher Millionen Mark zu verhindern gesucht haben. Man könnte nicht behaupten, dass diese offenbare Unzulänglichkeit jenes Verkehrsmittels (des Goldes), welches berufen sein soll, die Ansprüche der gesammten Welt zu befriedigen, ein glänzender Beweis für die Richtigkeit der Lehren des Monometallismus wäre.

Doch kehren wir zu unserem Gegenstande zurück. Aus dem Gesagten geht klar hervor, dass wir in unseren Ansprüchen an die vorhandenen Goldvorräte einige Bescheidenheit an den Tag legen müssen. Es wird sonach zu diesem Behufe notwendig sein, einen Teil der Staatsnoten vorläufig im Verkehre zu belassen.

Wenn wir z. B. vorläufig die Eingulden- und Fünfziggulden-Noten aus dem Verkehre ziehen, die Fünfgulden-Noten hingegen im Gesammtbetrage von 120 Millionen Gulden ö. W. vorderhand im Verkehre belassen, so wird dieser Umstand unser Geldwesen gewiss nicht erschüttern. 120 Millionen unbedecktes Papiergeld, welches jede öffentliche Casse, jedes Zoll- und Steueramt zum Nominalwerte annimmt, kommt bei einer Bevölkerung von 40 Millionen nicht in Betracht.

Wir verfügen diesbezüglich auch über einen Präcedenzfall. Als Italien

im Jahre 1883 das auf Rechnung des Staates emittirte sogenannte «Consorziali» Papiergeld mit baarer Münze einlöste, emittirte es 340 Millionen Lire neuer Staatsnoten, welche sich auch heute noch im Verkehre befinden. Dieses Beispiel aber könnte auf den oberflächlichen Beobachter vielleicht eher abschreckend wirken, da wir wissen, dass die Valuta Italiens thatsächlich noch heute nicht ganz geregelt ist, insoferne das italienische Papiergeld nur mit 1 bis 2 Procent, manchmal auch nur mit höherem Disagio verwertbar ist. Der Kenner der Verhältnisse aber weiss, dass die Ursache dieses Uebels nicht im Staatsnotenverkehr, sondern hauptsächlich in der Misswirtschaft der italienischen Zettelbanken liegt, welche soweit geht, dass sie den Erhebungen einer im Jahre 1889 gepflogenen amtlichen Untersuchung zufolge 150 Millionen Lire vollständig unbedeckter Banknoten über das gesetzlich festgestellte Maximum hinaus emittirt haben. Hiezu tritt noch der Umstand, dass Italien nicht blos dem Auslande viel schuldet, sondern dass ausserdem seine Handelsbilanz auch in grossem Maasse passiv ist, so dass ein erheblicher Teil seines Goldvorrathes im Laufe der Zeiten allmählig abgeflossen ist.

Oesterreich-Ungarn hingegen, welches wirtschaftlich entschieden stärker ist als Italien, und dessen Handelsbilanz, wie wir gesehen haben, stetig ein starkes Plus zu unseren Gunsten aufweist, hat nach menschlicher Voraussicht unter normalen Verhältnissen hievon nichts zu fürchten. Trotzdem aber, ich wiederhole es, haben wir stets dahin zu trachten, auch den Rest unserer schwebenden Staatsschuld, sobald die Verhältnisse es gestatten, zu amortisiren.

Die Fünfgulden-Noten vorläufig im Verkehre belassend, beläuft sich demnach unser Bedarf zur Einlösung der Eingulden- und Fünfziggulden-Staatsnoten und zur Rückzahlung der Forderung der österreichisch-ungarischen Bank zusammen auf rund 275 Millionen Gulden österr. Währung, oder, stets die Relation 80 : 100 vor Augen gehalten, auf 550 Millionen Francs.

Doch haben wir bei der Eruirung unseres Bedarfes noch einen Umstand in Combination zu ziehen: jene grosse Summe in Silbergulden, welche die Oesterreichisch-Ungarische Bank seit 1879 vom Staate im vollen Nennwerte zu übernehmen gezwungen war, nachdem derselbe im genannten Jahre die Silberprägung blos für Rechnung der Privaten eingestellt, für eigene Rechnung aber fortgesetzt hat, indem er das in den staatlichen Bergwerken gewonnene Silber solcherart mit dem grössten Gewinne zu verwerten in der Lage war. Die seither geprägten Silbergulden wurden teils, das Stück zu 1 fl. ö. W. berechnet, der Bank übergeben, teils in Verkehr gebracht, jedoch nur immer für kurze Zeit, weil unser Volk den Papiergulden stets bequemer gefunden und sich beeilt hat, den Silbergulden los zu werden. Auf diese Weise hat sich das geprägte Silber mit geringer Aus-

nahme bei der Bank angesammelt und hat sich der Silbervorrath der Bank, der 1879 nur 86·4 Millionen betrug, bis 31. Dezember 1889 auf 162·2 Mill. gehoben.

Um also die Bank vollständig actionsfähig zu gestalten, indem wir sie von dem ihr aufgedrängten überflüssigen Silber befreien, hielte ich es für das zweckmässigste, ihr von dem aus dem Valuta-Anlehen einfliessenden Golde 140 Millionen Goldfrancs im Tausche für 70 Millionen Silbergulden zu übergeben, welche wir von ihr zurückzunehmen hätten, und welche Summe beiläufig jener Silbermenge entspricht, welche die Bank seit 1879 vom Staate erhalten hat. Die 70 Millionen Silbergulden wären sodann zu 140 Millionen Silber-Francs umzuprägen, welche zur Einlösung der Eingulden-Staatsnoten dienen würden.

Infolge dieses Vorganges würde also unser erster Bedarf an Gold keine Aenderung erleiden, und nach wie vor 550 Millionen Gold-Francs betragen. Aber selbst diese Summe zu beschaffen, thatsächlich und in Gold zu beschaffen, ist noch immer eine grosse und schwierige Aufgabe. Es genügt sich vor Augen zu halten, dass der durchschnittliche Gold- und Silbervorrat der Bank of England (das Silber darf ein Viertel des Edelmetalls bilden) nicht grösser ist als 20 Millionen Pfund Sterling, sonach um ein gutes geringer, als unser Bedarf. Ich denke daher, es würde vollauf genügen, wenn die das Valuta-Anlehen besorgenden Banken und Banquiers vorläufig nur 400 Millionen Francs in Gold beschaffen, was wohl mit ziemlichen Schwierigkeiten verbunden, doch nicht unmöglich sein wird; die restlichen 150 Millionen Francs sollen in laufender Rechnung Oesterreich-Ungarn gutgeschrieben, und weitere Goldmengen dem entsprechenden Bedarfe gemäss zu unserer Disposition gestellt werden.

Von den 400 Millionen Francs wären rund 300 Millionen Francs zur Tilgung der 80 Millionen-Schuld und zur Einlösung der 70 Millionen Silbergulden der Bank zu übergeben, so dass unserer Monarchie zur Einlösung der in runder Summe 200 Millionen betragenden Eingulden- und Fünfziggulden-Noten, — zu welcher 400 Millionen Francs notwendig wären — im Anfange blos

100 Millionen Francs in Gold, und 70 Millionen Gulden, gleich

140 Millionen Francs in Silber, zusammen demnach 240 Millionen Francs zur Verfügung stünden.

Zum Beginne der Einlösung ist übrigens diese Summe weitaus genügend, denn es ist in der Praxis ganz unmöglich, dass die grosse Masse der im Verkehre befindlichen Eingulden- und Fünfziggulden-Staatsnoten thatsächlich in kurzer Zeit zur Einlösung gelangen sollte.

Ich berufe mich neuerdings auf die in Italien gesammelten Erfahrungen. Italien hat 940 Millionen Lire «Consorziali» Papiergeld eingezogen, und zwar 340 Millionen gegen Staatsnoten, 600 Millionen gegen Gold und

Silber. Die Einlösung begann am 12. April 1883 und sie hat in den ersten drei Monaten (bis 30. Juni 1883) in Anspruch genommen in Metall:

149.587,613 Lire, sonach ein Viertel des 600 Millionen betragenden Metallvorrathes;

135.035,982 Lire vom 1. Juli 1883 bis 30. Juni 1884;

168.453,357 Lire vom 1. Juli 1884 bis 30. Juni 1885,

und fortab ging die Einlösung so langsam vor sich, dass der Staat am 30. Juni 1886 von den zur Einlösung bestimmten 600 Millionen Lire Gold und Silber noch 121.104,541 Lire zu seiner Disposition hatte.

Auf diese Weise könnte demnach mit Anfang des Jahres 1891 die Einlösung der Eingulden- und Fünfziggulden-Staatsnoten begonnen werden, und zwar meiner Ansicht nach am zweckmässigsten bei sämmtlichen Filialen der Oesterreichisch-Ungarischen Bank, welche es dem Belieben des Publikums überlassen könnten, ob es für seine zur Einlösung gelangenden Staatsnoten Gold, Silber oder Banknoten wünscht.

IV.

Wie aus dieser Arbeit auf Schritt und Tritt hervorgeht, fällt der Oesterr.-Ungar. Bank bei dem grossen Werke der Valutaregulirung, sobald wir es thatsächlich beginnen, eine bedeutende Rolle zu, eine noch bedeutendere aber bei der Erhaltung der geregelten Valuta. Denn wie wir es aus den wiederholten resultatlosen Versuchen des alten Oesterreich und neuerlich aus dem Beispiele Italiens gesehen, genügt es nicht, wenn der Staat durch eine grosse Kraftanstrengung die geordnete Valuta herstellt, es ist vielmehr notwendig, dass diese durch zweckmässige Regelung des Papier- und Metallgeldverkehrs, wie durch die Verhinderung des Abflusses des Letzteren (derzeit des Goldes), auch späterhin in Ordnung gehalten werde.

Jenes Organ, welches berufen ist, den Geldverkehr zu controliren und über die Erhaltung und Vermehrung des Metallbestandes des Landes zu wachen: ist die Zettelbank, und darum halte ich das einvernehmliche und zweckbewusste Zusammenwirken der Staatsgewalt und der Zettelbank im Stadium des Ueberganges für eine hervorragende Notwendigkeit, und ebenso die zeitgemässe Reform des zwischen dem Staate und der Bank bestehenden Uebereinkommens, wie des Wirkungskreises der Bank im Allgemeinen.

Wohl währt das Privilegium der Bank noch bis zum Jahre 1897, es unterliegt aber keinem Zweifel, dass dieselbe schon heute gerne einem neuen Uebereinkommen zustimmen wird, nachdem Zweck und Ziel desselben die Erweiterung des Wirkungskreises der Bank durch die Einschränkung und mit der Zeit durch die vollständige Sistirung des staatlichen Papiergeld-Verkehrs wäre; da es ferner die Bank durch die Rückzahlung der 80 Mil-

lionen-Schuld in den Besitz ihrer gesammten bedeutenden Capitalien setzen, hiedurch von den Fesseln des Zwangscurses befreien, und die Leitung der Valuta- und Creditangelegenheiten der Monarchie ihren Händen anvertrauen würde.

Die Oesterreichisch-Ungarische Bank verfügt bekanntlich über ein Capital von 90 Millionen (und über einen Reservefond von rund 19 Millionen Gulden), welch' ersteres im Falle der Regelung der Valuta sich demnach zu 180 Millionen Francs umwandeln würde, während die Banque de France ein Stammcapital von 182½ Millionen Francs, die deutsche Reichsbank ein solches von 120 Millionen Mark besitzt. Das Stammcapital der Oesterr.-Ung. Bank darf sonach als ausreichend bezeichnet werden. Im Falle der Annahme der hier entwickelten Ideen wäre auch der Metallbestand der Bank bei Beginn der geregelten Valuta nicht ungünstig. Die Bank besass nämlich am 31. Dezember 1889 fl. 241.445,468·49 Metallvorrat, welcher bestand aus:

fl. 79.241,884·74 Gold und Goldwechsel, und

fl. 162.203,583·75 Silber. Wenn wir sonach 70 Millionen Silbergulden gegen Gold austauschen und den Rest der 80 Millionen-Schuld per

fl. 79.236,069·63 (den Gulden mit 2 Francs gerechnet) ebenfalls in Gold auszahlen, so würde sich der Metallvorrat der Bank, vorausgesetzt, dass er bis dahin keine Aenderung erleidet, folgendermassen gestalten:

Metallvorrath fl. ö. W. 320.681,538·12 (bezw. 641.363,076·24 Francs); hievon Gold fl. 228.477,954·37, Silber fl. 92,203,583·75, welche Summen den am 31. Dezember 1889 im Verkehre gestandenen fl. 434.678,600 Banknoten etwa 74 pCt. Metallbedeckung bietet und den Banknotenverkehr auch dann noch mit 50 pCt. bedecken würde, wenn er infolge Einziehung der Staatsnoten zu Eingulden und zu Fünfziggulden sich um volle 200 Millionen vermehren würde.

Einige Fachmänner halten die Rückzahlung der 80 Millionen-Schuld an die Bank aus Anlass der Regelung der Valuta für überflüssig. Ich kann jedoch diese Ansicht durchaus nicht teilen. Eürs Erste darum nicht, weil ich es, wenn auch nur mit Bezug auf den moralischen Eindruck für hervorragend wichtig halte, dass die Bank namentlich in der ersten Zeit reich und mächtig sei, dass sie über einen grossen Metallvorrat verfüge, und dass ihre Noten reichlich bedeckt seien, alldies zu dem Zwecke, damit unsere Banknoten von dem ersten Tage angefangen im In- wie im Auslande unbeschränkten Credit geniessen sollen. Fürs Zweite aber darum, weil solche ausserordentliche Zeiten kommen können, in welchen der Staat um jeden Preis Geld haben muss, wobei ihm eine Bank, welche unbedingten Credit geniesst und über mächtige Metallvorräte verfügt, von grossem Nutzen sein, und ihn vor der Emission von die Valuta verderbenden Staatsnoten bewahren kann; während eine Bank, welche über den überwiegenden Teil ihres

Stammcapitals nicht verfügt und eben deshalb geringeren Credit geniesst, in schweren Zeiten auch ihren eigenen Verpflichtungen nur kaum wird entsprechen können.

Die Grundzüge des mit der Bank abzuschliessenden neuen Uebereinkommens wären folgende:

Die Oesterr.-Ungar. Bank wird für eine bestimmte Zeit (lieber für länger als die bisher üblichen zehn Jahre) mit dem ausschliesslichen Privilegium der Banknotenemission auf dem Gebiete Oesterreich-Ungarns bekleidet.

Die Bank verpflichtet sich, die von ihr emittirten Banknoten bei ihren Hauptanstalten jederzeit gegen Vorweisung, bei ihren übrigen Niederlassungen nach Massgabe der zur Verfügung stehenden Vorräthe gegen Gold einzulösen.*

Die Bank wird nach Massgabe der Nachfrage Banknoten in einer im vorhinein nicht bestimmten Summe emittiren, mit der Beschränkung jedoch, dass sie stets gehalten ist, einen solchen Metallschatz zu besitzen, welcher wenigstens einem Dritteile des im Verkehre befindlichen Betrages der Banknoten entspricht.

Die Bank bezahlt nach den im Verkehre befindlichen, nicht vollständig mit Metall bedeckten Banknoten ein Procent Steuer, und teilt den 6 pCt. übersteigenden Gewinn mit den beiden Staaten der Monarchie.

Schliesslich noch ein Wort gegenüber jenen Urteilen, richtiger Verurteilungen, welchen man in einem Teile der Presse hinsichtlich der Leitung der Bank oft genug begegnen kann, und welche die Tendenz zu verfolgen scheinen, das nicht genau informirte Publikum schon jetzt zu der Folgerung zu bringen, dass die Bank nicht im Stande sein werde, den gross angelegten Aufgaben zu entsprechen, welche in einem Staate mit geregelter Valuta der Zettelbank harren. Unnötig zu sagen, dass ich diese prophetische Kritik nicht sehr hoch schätze, und ich setze hinzu, dass ich in der Leitung der Oesterr.-Ungar. Bank zwei überaus wertvolle Eigenschaften erblicke: die Vorsicht und den conservativen Geist, welche die Bank auch in Hinkunft sicher auf dem richtigen Wege erhalten werden.

V.

Es erübrigt noch die Eruirung dessen, welche Opfer die Regelung der Valuta unserer Monarchie auferlegen würde, und wie für diese Opfer wenigstens teilweise Ersatz gefunden werden könnte.

Wir wissen, dass wir zur Einlösung der Staatsnoten zu Eingulden und Fünfziggulden und zur Tilgung der 80 Millionen Bankschuld 550 Millionen

* Die deutsche Reichsbank wirkt im Grossen und Ganzen nach denselben Principien.

Francs brauchen, welche im Wege eines Anlehens beschafft werden müssen. Zweifellos wäre ein gemeinsames Anlehen am vorteilhaftesten, weil es mehr als wahrscheinlich ist, dass ein Papier, welches die Garantie Oesterreichs und Ungarns besitzt, einen höhern Curs erreichen würde, als das rein ungarische sowohl als das rein österreichische Papier. Mit Rücksicht auf die staatsrechtlichen und praktischen Schwierigkeiten eines gemeinsamen Anlehens halte ich es jedoch für sicher, dass jede Staatshälfte für sich den auf sie entfallenden Teil beschaffen wird.

Die Aufteilung würde im Verhältniss von 70 : 30 erfolgen, es entfiele demnach auf

Oesterreich 70 pCt. = 385 Millionen Francs,

Ungarn 30 pCt. = 165 Millionen Francs.

Es ist wahrscheinlich, dass beide Staaten die notwendige Summe durch Emission von 4percentiger Goldrente beschaffen werden. Nun betrug am 31. December 1889 in Paris der Curs:

der 4percentigen österreichischen Goldrente 93 pCt.,

der 4percentigen ungarischen Goldrente 88 Percent.

Diese Curse als Basis angenommen, können wir annehmen, dass unsere Bankiers in Voraussicht ihrer Kosten, ihres Risicos und ihres Gewinns die zu emittirende Rente um einen etwa zwei Percent weniger betragenden Curs übernehmen werden, dass demnach

Oesterreich rund 423 Millionen Francs,

Ungarn rund 192 Millionen Francs

Nominale 4percentige Goldrente wird emittiren müssen. Demnach würde die Regelung der Valuta vorläufig

Oesterreich 16·92 Millionen Francs,

Ungarn 7·68 Mill. Francs jährliche Zinsenlast auferlegen, von welcher Summe jedoch die Steuer der österr-ungar. Bank nach ihren im Verkehre befindlichen Noten abzuziehen käme, welche auf mindestens 3 Millionen Francs jährlich zu schätzen sein dürfte. Hievon entfielen auf Oesterreich rund zwei Millionen Francs, auf Ungarn eine Million Francs, und blieben demnach unbedeckt 15, bezw. 7 Millionen Francs.

Diese Kosten könnte Ungarn wenigstens zum Teile dadurch hereinbringen, dass es seine 5percentige Papierrente ebenfalls in 4percentige Goldrente umwandelt. Nachdem sich im Ganzen fl. 380.939,700 Nominale ungarischer Papierrente im Verkehre befinden, so reduciren sich die Kosten der Valutaregulirung, — die erreichbare Zinsenersparniss durch die Conversion auf 1/2 pCt., demnach auf 3.800,000 Francs geschätzt, — für Ungarn auf 3.200,000 Francs, was schliesslich selbst für unsere Verhältnisse eine so geringe Summe repräsentirt, dass sie nur als Ansporn dienen kann, diese weitreichende Reform in Angriff zu nehmen.

Oesterreich wird seinerseits wahrscheinlich durch die Conversion seiner

5percentigen Papierrente (238.877,100 fl.) und der einheitlichen $4^{2}/_{10}$percentigen Papier- und Silber-Staatsschuldverschreibungen (fl. 2.428,629.410) zu 4percentiger Goldrente Entschädigung suchen, nachdem durch diese Finanzoperationen eine Zinsenersparniss von wenigstens 12 Millionen Francs zu erzielen wäre.

Allerdings bliebe bis zu diesem Punkte angelangt, noch die Einlösung der 120 Millionen betragenden Fünfgulden-Staatsnoten zu bewerkstelligen. Ich wiederhole jedoch, dass dieser Umstand nicht im geringsten etwas an der Thatsache ändert, dass unsere Valuta um den Preis von verhältnissmässig geringen Opfern radical geregelt werde, dass unsere Zettelbank sich in jeder Hinsicht in der Lage befände, ihrem Berufe zu entsprechen und auch dann, wenn eine Vermehrung unseres Banknotenumlaufes in grossem Masstabe notwendig würde, auch diese bei gehöriger Bedeckung vorzunehmen.

In diesem Stadium der Valutaangelegenheit würden die Regierungen Oesterreichs und Ungarns in Anbetracht der allgemeinen Lage wie unserer speciellen Verhältnisse, wie auch endlich des Einflusses der geregelten Valuta auf die Einkünfte der beiden Staatshälften den richtigen Weg zur Tilgung der noch erübrigenden schwebenden Schuld zweifellos leicht finden.

Ich würde es für das Zweckmässigste halten, hinsichtlich der vorläufig noch bestehenden 120 Millionen einen auf zehn Jahre berechneten Tilgungsplan festzustellen, wonach jährlich 12 Millionen Fünfgulden-Staatsnoten einzuziehen wären. Oesterreich könnte seinerseits in diesen Tilgungsplan auch die Salinenscheine einbeziehen. Vorausgesetzt, dass diese Tilgung aus den ordentlichen Einkünften der beiden Staatshälften nicht bewerkstelligt werden könnte, und dass die hiezu nothwendigen Summen jährlich im Wege von Anlehen beschafft werden müssten, so würden in diesen zehn Jahren zusammen

zu Lasten Oesterreichs (mit Rücksicht auf die Salinenscheine, deren Tilgung diesem Staate allein obliegt) nach diesen ... 200 Mill. Francs,

nach den 70 pCt. der Fünfgulden-Staatsnoten ... 168 « «

Zusammen ... ... 368 Mill. Francs,

zu Lasten Ungarns nach den 30 pCt. der Fünfgulden-Staatsnoten ... ... 72 Mill. Francs

entfallen, wofür auf Grund der früher erwähnten Curse

Oesterreich rund ... ... 405 Mill. Francs,

Ungarn rund ... ... 84 Mill. Francs

Nominale 4percentiger Goldrente emittiren müsste, so dass die jährliche Zinsenlast Ungarns auf 3·3 Mill. Francs, Oesterreichs hingegen auf 16 Mill. Francs sich belaufen würde, wobei aber zu Gunsten des Letzteren die hiernach zu ersparenden Zinsen der Salinenscheine mit 3 bis 3·5 Mill. Gulden

gleich 6 bis 7 Millionen Francs in Rechnung zu ziehen ist, wodurch sich dessen Zinsenlast auf 10 Millionen reducirt.

Ungarn könnte dieses Plus an Zinsen zum Teile durch die Convertirung der etwa 44 Mill. Gulden betragenden Actien der verstaatlichten Eisenbahnen (Alföld-Fiumaner, Donau-Drau- und Ofen-Fünfkirchner Bahn) decken, — insoferne dem nicht rechtliche Hindernisse entgegenstehen.

In Betreff Oesterreichs würde ich es, solange die Salinenscheine in ihrer Gänze oder zum Teile im Verkehr bleiben, für practisch halten, wenn dieselben jährlich am 1. März (mit Ablauf am 31. August) und am 1. September (mit Ablauf am 28. Feber) und zwar die ersteren mit 3percentiger, die übrigen mit 4percentiger (eventuell mit $3^1/_4$ und $3^3/_4$percentiger) Verzinsung zur Ausgabe gelangen würden, wodurch bei einer grösseren Zinsenlast von einem halben Procent es vielleicht nicht unmöglich wäre, die ganze Summe um den Nominalbetrag zu placiren.

VI.

Um das bisher Gesagte zu resumiren: Ich halte die Regelung der Valuta für durchführbar und die Kraft Oesterreich-Ungarns nicht übersteigend. In Bezug auf die Details empfehle ich betreffs der Währung: die reine Goldwährung; betreffs des Ueberganges: die Relation 80 : 100, betreffs der Geldeinheit den Franc.

Ich halte es für notwendig, dass der Uebergang zur neuen österreichisch-ungarischen Goldwährung schon im Frühjahre 1891 erfolge;

dass zu diesem Behufe die im Gesetze vorgeschriebenen Commissionen ohne Verzug einberufen, und gleichzeitig die Regierung sowohl mit der Oesterr.-Ungar. Bank als mit der die Uebernahme des Valutaanlehens besorgenden Finanzgruppe ein Uebereinkommen abschliesse;

dass die Parlamente noch im laufenden Jahre die Gesetzentwürfe betreffs Aufhebung des Zwangscurses, betreffs Einziehung der Staatsnoten, betreffs der neuen Bankacte und betreffs Aufnahme des Valutaanlehens erledigen;

und endlich, dass das Valutaanlehen in den ersten Monaten des Jahres 1891 auf den Geldmarkt gelange, und unmittelbar darauf mit der Einlösung der Staatsnoten begonnen werde.

Betreffs der Details empfehle ich:

Dass vorläufig nur die insgesammt 192 Millionen betragenden Eingulden und Fünfziggulden-Staatsnoten eingezogen werden, dass wir dagegen die 80 Millionen-Bankschuld vollständig tilgen und gleichzeitig 70 Millionen Silbergulden aus dem Metallschatze der Bank gegen Gold eintauschen. Mit Rücksicht hierauf haben wir vorläufig nur 550 Millionen Goldfrancs im Anlehenswege zu beschaffen, zu welchem Zwecke Oesterreich 423 Millionen, Ungarn 192 Millionen Francs Nominal 4percentige Goldrente zu emittiren

hat. Mit der Einlösung der einzuziehenden Staatsnoten wären sämmtliche Niederlassungen der Oesterreichisch-Ungarischen Bank zu betrauen.

Das mit der Oesterr.-Ungar. Bank bestehende Uebereinkommen ist in der Weise zu modificiren, dass die Bank vom Tage des Inslebentretens der geregelten Valuta selbstverständlich ebenfalls die Baarzahlungen aufnimmt, dass sie ermächtigt werde, Banknoten bis zum Belaufe des Dreifachen ihres Metallvorrates auszugeben und für ihre mit Metall nicht bedeckten Banknoten ein Percent Steuern zu bezahlen verpflichtet wäre.

Die infolge der Valutaregelung entstehende Last, welche für Oesterreich vorläufig 16·92 Millionen, für Ungarn 7·68 Millionen Francs beträgt, wäre durch die Conversion älterer Schulden, und zwar bei uns der 5percentigen Papierrente, in Oesterreich sowohl dieser als der in Papier und Silber zahlbaren einheitlichen Staatsschuld hereinzubringen.

Die im Verkehre verbleibenden 120 Millionen betragenden Fünfgulden-Staatsnoten wären im Laufe eines Jahrzehents in gleichen Jahresraten zu tilgen; hiedurch entfiele auf Oesterreich (in Rücksicht auf die Salinenscheine) eine weitere Zinsenlast von jährlich 10, auf Ungarn 3·3 Millionen Francs, für welch' letztere Summe jedoch Ungarn in der Conversion der Actien der verstaatlichten Eisenbahnen teilweisen Ersatz finden könnte.

VII.

So denke ich mir die Durchführung der bedeutungsvollen Reform, welche auf der Bahn der wirtschaftlichen Consolidirung der Monarchie zweifellos einen grossen Fortschritt und für unser Vaterland die Krönung des 1867er grundlegenden Werkes bedeuten würde, insoferne es die feste politische Organisation ergänzen und durch eine vertrauenswürdige finanzielle Organisation kräftigen würde.

Die Besorgnisse, welche hauptsächlich im Kreise unserer Producenten betreffs der Regelung der Valuta gehegt werden, beruhen auf einem vollständigen Irrtum, in erster Reihe auf der unrichtigen Annahme, als würde die Regelung der Valuta darin bestehen, dass anstatt des Papierguldens ö. W. der vielerwähnte und stets missverstandene «Goldgulden» im Werte von $2^1/_2$ Francs unsere gesetzliche Münze werden, und infolge dessen der Weizenpreis von 8 fl. mit einemmale auf 6 fl. herabsinken würde, mit anderen Worten, dass das Disagio unseres Papierguldens gegenüber dem Golde unseren Export fördert und unseren Producenten einen guten Preis sichert.

Das sind ebensoviele Irrtümer. Das Goldagio — wie dies schon zahlreiche Nationalökonomen bewiesen haben, fördert unsere Ausfuhr nur dann, wenn es im fortwährenden Steigen begriffen ist, weil der Kaufmann in diesem Falle in Bezug auf den Preis in der Hoffnung zu Concessionen geneigt sein wird, dass er sich an der Valuta entschädigt. Das Blatt wendet sich

aber, wenn das Agio der Valuta sinkt, weil der Kaufmann in diesem Falle in seiner Calculation auch den eventuellen Verlust an der Valuta in Rechnung ziehen muss, und demnach für das Product weniger als den Tagespreis wird bezahlen können. Nun werden aber die Preise der ausländischen Wechsel wenigstens zeitweilig selbstverständlich sinken, *wenn unsere Ausfuhr stark ist*, und folglich verursacht unsere ungeregelte Valuta dem Producenten offenbaren Schaden; die Regelung steht daher in seinem Interesse ebenso wie in dem des ganzen Landes.

Ich beschliesse demnach diese Studie mit dem Wunsche, dass die Valutaregelung kommen möge, dass sie je eher komme, und dass sie unserem Lande den vollen Segen geregelter Geldverhältnisse bringe: Sparsamkeit, Wohlstand und guten Credit! FRANZ SZÉKELY.

DER UNGARISCHE UND DER INTERNATIONALE WEIZENVERKEHR.

Ungarn nimmt in der Reihe der Weizen exportirenden Staaten einen beständigen Platz ein; seitdem die Daten des auswärtigen Verkehrs bekannt sind, wurde über den inneren Bedarf in jedem Jahre mehr oder weniger Weizen nach ausländischen Märkten ausgeführt. Lange Zeit hindurch waren wir stolz auf diese Rolle, welche Ungarn als einem Verpflegs-Organ Europa's zukam; heutzutage ändern sich jedoch die Ansichten und es greift immer mehr und mehr jene Ueberzeugung um sich, dass die grosse Ausfuhr von Weizen nicht dem Wohlstande und dem Fortschreiten Ungarns entstammt, sondern ein betrübendes Kennzeichen der Armut des Landes und der Disharmonie der allgemeinen wirthschaftlichen Verhältnisse ist. Der berühmte Nationalökonome und Statistiker Karl Keleti verkündet es schon seit einem Jahrzehnt, dass in der Wirklichkeit nicht der Ueberfluss ausgeführt wird, sondern das dem gehörigen Unterhalt der Bevölkerung entzogene alltägliche Brod, denn wenn Ungarn im Besitze einer blühenden Industrie wäre, und wenn unterstützt durch diesen Umstand alle Schichten der Bevölkerung einen beständigen Erwerb hätten und im allgemeinen Wohlstande leben könnten: würde Ungarn was es producirt auch consumiren können. Gegenwärtig jedoch kann ein ansehnlicher Teil der Bevölkerung zufolge ihrer Armut kein Weizenbrod geniessen, und ist dieser Teil der Bevölkerung gezwungen, aus billigeren Getreide-Gattungen Brod zu backen, sehr oft das Brod mit Brod-Surrogaten, sowie mit Erdäpfeln zu ersetzen. Die Behauptungen Keleti's wurden durch die vor einigen Jahren bearbeitete Ernährungs-Statistik auffallend gerechtfertigt, und obzwar in den bemittelteren Comitaten des Landes — in Niederungarn viel Weizenbrod consumirt wird, ist der Consum aus Roggen und Halbfrucht gebackenen Brodes viel allgemeiner, ausserdem

geniesst — dies ist schon ein Zeichen der Armut — die Bevölkerung vieler Gegenden aus Gerste, Hafer und Kukurutz gebackenes Brod und zwar in solchem Maasse, dass aus diesen Getreide-Gattungen gebackenes Brod 35% des gesammten Brod-Consums beträgt. In welcher Menge Erdäpfel in den ärmeren Comitaten consumirt werden, ist in der Ernährungs-Statistik auch mitgeteilt. Obzwar es unzweifelhaft ist, dass die Weizen-Production Ungarns bei einem allgemeinen Wohlstande die Bevölkerung selbst zu consumiren im Stande wäre und höchstens nur in einzelnen besseren Jahren ein Ueberschuss zur Ausfuhr gelangen würde, ist unter den gegenwärtigen Verhältnissen, wo Ungarn den Bedarf an Industrieartikeln nur durch Verwertung der Rohproducte zu decken vermag, die Getreide- und speziell die Weizen- und Mehl-Ausfuhr von überaus grosser Wichtigkeit, und solange das Gleichgewicht unter den einzelnen Gliederungen der allgemeinen wirtschaftlichen Verhältnisse nicht hergestellt ist, und so lange die industrielle Production die Quellen des beständigen Erwerbes und des Wohlstandes nicht eröffnet, ist es für Ungarn ein hochwichtiges Interesse, dass die Weizen- und Mehl-Ausfuhr erhalten bleibe, um hiedurch, inwiefern dies möglich, die Waarenbilanz im Gleichgewicht zu halten.

Der Weizenverkehr Ungarns ist seit d. J. 1868 bekannt, nämlich seit jenem Zeitpunkt, als das k. ung. statistische Bureau die Bearbeitung der Ergebnisse des auswärtigen Verkehrs zum erstenmal versuchte. Die Fehler und Mängel dieser ersten Waarenverkehrs-Statistik sind allbekannt, ebenso auch jener Umstand, dass die Achilles-Ferse dieser Statistik die Ausweise über den Verkehr der Industrieartikel bildeten; der Verkehr der Rohproducte sowie der Waaren *en masse* wurde hinlänglich verlässlich angegeben. Der Weizen- und Mehlverkehr kann daher, nach dieser Statistik, mit Beruhigung mitgeteilt werden. Leider wurden diese Ausweise nur bis Ende d. J. 1875 zusammengestellt und veröffentlicht; von diesem Zeitpunkte an bis zu dem Inslebentreten der neuen Waarenverkehrs-Statistik (Juni d. J. 1881) stehen über die Weizen-Ausfuhr Ungarns keine Daten zur Verfügung.

Die Weizen- und Mehl-Ausfuhr Ungarn's vom J. 1868 bis 1875 zeigen nachstehende Zahlen:

Jahr	Weizen-Ausfuhr		Mehl-Ausfuhr		Weizen- u. Mehl-Ausfuhr zusammen	
	M. Z.	Gulden	M. Z.	Gulden	M. Z.	Gulden
1868	6,943.625	70,104.627	1,583.679	26,940 721	8,527.304	97,045.348
1869	4,898.777	43,697.027	2,002.492	32,842.610	6,901.269	76,539.637
1870	3,915.980	42,292.060	1,921.829	34,570.598	5,837.809	76,862.658
1871	4,184.940	49,382.207	2,322.826	46,458.054	6,507.766	95,840.261
1872	2,107.764	26,978.600	1,315.364	26,310.673	3,423.128	53,289.273
1873	1,510.067	21,442.860	825.428	18,142.110	2,335.495	39,584.970
1874	1,919.935	25,298.834	1,317.041	24,082.827	3,236.976	49,381.661
1875	3,362.355	?	1,557.094	?	4,919.449	?

Im J. 1875 veröffentlichte das k. ung. statistische Bureau nur mehr die Menge der Waaren, deren Wert wurde nicht mehr berechnet, im nachfolgenden Jahre wurde die Zusammenstellung der Daten über den Waarenverkehr gänzlich aufgelassen. Während der 8 Jahre, welche im obigen Ausweise enthalten sind, wurde im ersten Jahre die grösste Menge Weizen ausgeführt, als nämlich nach der ausgezeichneten Ernte des J. 1867 ein reichlich einträgliches Jahr folgte und als die Geschäfts-Conjuncturen sehr günstig waren. Wenn auch die Mehl-Ausfuhr in Anbetracht genommen wird, so war der Wert der Ausfuhr im J. 1871 noch grösser, während der nachfolgenden Jahre nahm jedoch unter Einfluss der nacheinander folgenden misslichen Ernten die Ausfuhr ab. Die Abnahme war viel grösser als aus obigem Ausweise ersichtlich, da während der ungünstigen Jahre aus den Ländern der Unteren Donau fortwährend namhaftere Mengen eingeführt wurden; der Weizen aus Rumänien ging teils als Transito-Waare über Ungarn, teils aber fand derselbe in Ungarn einen Käufer, um den Abgang an dem Bedarf der Mühlen-Grossindustrie, welche die ungenügende Production nicht zu befriedigen im Stande war, zu decken.

Die Einfuhr Ungarns von Getreide und Hülsenfrüchten v. J. 1868 bis incl. 1871 betrug zusammen 113—373 Tausend Meterzentner im Werte von 0·64—2·42 Millionen Gulden, die Einfuhr von Mehl belief sich auch nur auf 49—84 Tausend Meterzentner im Werte v. 0·87—1·68 Millionen Gulden; im Jahre 1872 hingegen, als auf die schlechte Ernte des Jahres 1871 neuerlich ein missliches Jahr folgte, wurden an Getreide und Hülsenfrüchten 1·85 Millionen Meter-Zentner im Werte von 13·23 Millionen Gulden eingeführt, die Mehl-Einfuhr betrug 130,000 Meter-Zentner im Werte von 2·6 Millionen Gulden. Welche Menge von der ganzen Einfuhr auf den Weizen entfällt, kann nicht angegeben werden, da die erste Waarenverkehrs-Statistik Ungarns die anfänglich geringe Einfuhr von Getreiden nach einzelnen Gattungen zu detailliren nicht der Mühe wert hielt. Nach der ansehnlichen Einfuhr des J. 1872 jedoch erschien die Detaillirung nach einzelnen Gattungen unerlässlich; die amtliche Statistik constatirte folgende Ergebnisse:

Jahr	Weizen-Einfuhr		Mehl-Einfuhr		Weizen u. Mehl-Einfuhr zusammen	
	M. Z.	Gulden	M. Z.	Gulden	M. Z.	Gulden
1873	325.473	4,358.368	227.276	4,993.556	552.749	9,351.924
1874	991.362	12,292.904	310.141	5,891.063	1,301.503	18,183.967
1875	23.301	?	147.561	?	170.862	?

Um den Vergleich zu ermöglichen sei hier erwähnt, dass die gesammte Einfuhr von Getreiden (sammt Hülsenfrüchten) im Jahre 1873 1·4, im Jahre 1874 aber 2·1 Millionen Meter-Zentner betrug, im Werte von 12·4 respect. 20·86 Millionen Gulden.

Um die Netto-Ausfuhr Ungarns feststellen zu können, ist von der Brutto-Ausfuhr die Menge der Einfuhr abzurechnen, demnach betrug die Mehrausfuhr Ungarns:

Im Jahre	von Weizen		von Mehl		von Weizen u. Mehl zusammen	
	M. Z.	Gulden	M. Z.	Gulden	M. Z.	Gulden
1873	1,184.594	17,084.492	598.152	13,148.554	1,782.746	30,233.046
1874	928.573	13,005.930	1,006.900	18,191.764	1,935.473	31,197.694

Dies sind die Ergebnisse der beiden ungünstigsten Jahre, welche trotzdem mit einem namhaften Plus enden. Im Jahre 1875 nahm die Ausfuhr auffallend zu, die Einfuhr aber und besonders die Einfuhr von Weizen wurde viel mässiger. Von diesem Jahre angefangen stehen keine ziffermässigen Daten zur Verfügung, die Entwickelung des Weizen-Verkehrs im Allgemeinen blieb jedoch nicht unbekannt. Im Jahre 1876 war die Ausfuhr noch reger als im Jahre 1875; im Jahre 1877 nahm zufolge der guten Ernte und der ausgezeichneten Qualität des Weizens und zufolge der günstigen Conjuncturen die Ausfuhr neuerlich zu. Unter diesen günstigen Conjuncturen ist besonders der Krieg zwischen Russland und der Türkei hervorzuheben, wodurch Russland und Rumänien von der Concurrenz zurückgehalten wurden. Im Jahre 1878 war die Ernte der Menge nach eine günstige, während dem kühlen und regnerischen Sommer hindurch verdarb der Weizen und wurde statt roter und stahliger Körner nur mürbe und blasse Frucht produzirt; auch die günstigen Constellationen änderten sich und so verminderte sich wahrscheinlich trotz der günstigen Ernte die Ausfuhr, ausserdem konnte der Ueberschuss nur um geringere Preise verwertet werden als im Vorjahre. Der reichlichen Ernte des Jahres 1878 folgte ein missliches Jahr und es nahm die Exportfähigkeit Ungarns gerade in jenem Zeitpunkte ab, als die deutsche Schutzzoll-Politik auf die Getreide-Ausfuhr Ungarns den empfindlichsten Schlag zu führen im Begriffe war.

Die neue Waarenverkehrs-Statistik Ungarns begann mit 1. Juli des J. 1881. In der zweiten Hälfte des benannten Jahres belief sich die Weizen-Ausfuhr auf 1·8 Millionen Meter-Zentner, im Werte von 21·6 Millionen Gulden (die Einfuhr betrug 182,000 Meter-Zentner im Werte von 1·9 Millionen Gulden) und die Mehl-Ausfuhr auf 1·15 Millionen Meter-Zentner im Werthe von 21·9 Millionen Gulden.

Den Weizen- und Mehl-Verkehr von diesem Zeitpunkte angefangen zeigen nachstehende Zahlen:

Jahr	Weizen			Mehl			Weizen und Mehl zusammen		
	Einfuhr	Ausfuhr	Mehr-Ausfuhr	Einfuhr	Ausfuhr	Mehr-Ausfuhr	Einfuhr	Ausfuhr	Mehr-Ausfuhr
	in Tausenden von Meter-Zentnern								
1882	746	6.020	5.274	99	2.892	2.793	845	8.912	8.067
1883	849	5.198	4.319	71	3.540	3 469	920	8.738	7.818
1884	775	4.155	3.380	90	3.494	3.404	865	7.649	6.784
1885	666	5.466	4.800	90	3.499	3.409	756	8.965	8.209
1886	86	5.378	5.292	109	3.539	3.430	195	8.917	8.722
1887	40	6.072	6.032	98	3.718	3.620	138	9.790	9.652
1888	67	7.863	7.796	100	4.756	4.656	167	12.619	12.452
Durchschnitt der J. 1882—88.	461	5.736	5.275	94	3.634	3.540	555	9.370	8.815

In Folge der meistenteils guten oder wenigstens annehmlich mittelmässigen Ernten der Jahre 1882—1888 nahm die Weizen- und Mehl-Ausfuhr Ungarns sehr grosse Dimensionen an, trotzdem dass — mit Ausnahme Englands — die Schutzzoll-Politik in ganz Europa eingeführt wurde und trotz der immens grossen Concurrenz der Getreide exportirenden Staaten (unter diesen begann Ost-Indien eben in dieser Zeit an den europäischen Getreide-Märkten einen gefürchteten Platz einzunehmen). Die gesammte Weizen- und Mehl-Ausfuhr in Betracht genommen — ergiebt sich, dass während dieser sieben Jahre die Ausfuhr nur im J. 1884 eine geringere war als im J. 1868, welchem Jahr aber ein fabelhafter Verkehr zugemutet wurde; besonders stieg die Mehl-Ausfuhr, welche im J. 1888 um 194% grösser war als im Jahre 1868. Im Jahre 1888 wurde aus Ungarn so von Weizen als auch von Mehl, durch zwei günstige Jahre genährt und durch die missliche Ernte Amerikas und durch die west-europäischen besonders die französischen mittelmässigen Ernten unterstützt, eine wirklich immense Menge ausgeführt; die Ausfuhr des Jahres 1889, deren Endergebnisse bisher noch unbekannt sind, bleibt unzweifelhaft hinter der aussergewöhnlichen Ausfuhr des J. 1888. Denn obzwar in der ersten Hälfte des J. 1889 die vom Vorjahre zurückgebliebenen Vorräte und die niederen Preise einen regen Verkehr zuliessen, so ermöglichten die missliche Ernte sowie die rapid steigenden Preise, welche mit den Preisen der westlichen Märkte in keinem Einklange standen — in der zweiten Hälfte des Jahres nur mehr einen mässigen Verkehr. Dies ist auch aus den bisher veröffentlichten Monatsheften der Waarenverkehrs-Statistik ersichtlich; vom Anfange Jänner bis Ende Juni des Jahres 1888 betrug die Weizen-Ausfuhr 2·8 Millionen Meter-Zentner, in derselben Periode des Jahres 1889 3·1 Millionen Meter-Zentner. Die Ausfuhr nahm

daher noch zu, mit dem nächsten Vierteljahr ändert sich jedoch das Bild gänzlich: von Juli bis Ende September des J. 1888 belief sich die Ausfuhr nämlich noch immer auf nicht weniger als 2·85 Millionen Meter-Zentner, in derselben Periode des J. 1889 hingegen nur mehr auf 1·23 Millionen Meter-Zentner, die Weizen-Ausfuhr dieser drei Monate betrug daher nicht einmal die Hälfte der in derselben Periode des Vorjahres ausgeführten Menge.

Die Mehl-Ausfuhr Ungarns zeigt folgende Resultate:

	1888	1889
Jänner—Juni	2,236.945 M. Z.	2,352.931 M. Z.
Juli	428.869 «	445.382 «
August	389.804 «	382.408 «
September	397.904 «	293.965 «
Juli—September	1,216.577 M. Z.	1,121.755 M. Z.

Die Mehl-Ausfuhr war daher noch im Juli des J. 1889 grösser als im Vorjahre, im August schon um etwas geringer, im September begann die empfindliche Abnahme, welche unzweifelhaft fortwährend andauert, so dass das Endergebniss der Mehl-Ausfuhr, trotz dem günstigen Stand des ersten Halbjahres, beträchtlich hinter der Ausfuhr des J. 1888 bleibt.

Jene Zunahme, welche die Menge der Weizen- und Mehl-Ausfuhr während der letzten sieben Jahre den 70-er Jahren gegenüber zeigt, kann auch bei dem Wert constatirt werden, jedoch nicht in solchem Maasse, wie bei der Menge; zufolge des starken Sinkens der Weizen- und Mehlpreise, müssen grössere Mengen ausgeführt werden, damit dieselben Summen einfliessen. In der Waarenverkehrs-Statistik sind folgende Durchschnittspreise angegeben:

Jahr	Durchschnittspreis pro Meter-Zentner		Jahr	Durchschnittspreis pro Meter-Zentner	
	des ausgeführten Weizens	des ausgeführten Mehles		des ausgeführten Weizens	des ausgeführten Mehles
1868	10·09	17·01	1882	10·50	16·30
1869	8·92	16·41	1883	10·50	16·30
1870	10·80	17·98	1884	8·41	13·88
1871	11·80	20·00	1885	7·62	11·71
1872	12·80	20·00	1886	8·21	13·00
1873	14·20	21·98	1887	7·46	13·00
1874	13·18	18·28	1888	7·32	12·57

Der Preis des eingeführten Weizens war stets ein geringerer, grössten-teils wurde nämlich nur aus dem Grunde der rumänische Weizen minderer Qualität eingeführt, um den ausgezeichneten ungarischen Weizen als Rohproduct oder als Mehl ausführen zu können.

Den Wert des ungarischen Weizenverkehrs während der letzten sieben Jahre zeigen nachstehende Zahlen:

Jahr	Weizen			Mehl			Weizen und Mehl zusammen		
	Einfuhr	Ausfuhr	Mehr-Ausfuhr	Einfuhr	Ausfuhr	Mehr-Ausfuhr	Einfuhr	Ausfuhr	Mehr-Ausfuhr
	in Tausenden Gulden								
1882	6.866	63.211	56.345	1.388	47.138	45.750	8.254	110.349	102.095
1883	7.813	54.577	46.764	988	57.703	56.715	8.801	112.280	103.479
1884	6.577	34.943	28.366	1.237	48.505	47.268	7.814	83.448	75.634
1885	5.157	41.655	36.498	1.017	40.963	39.946	6.174	82.618	76.444
1886	697	44.182	43.485	1.430	46.020	44.590	2.127	90.202	88.075
1887	303	45.483	45.180	1.223	48.338	47.115	1.526	93.821	92.295
1888	431	57.574	57.143	1.181	59.786	58.605	1.612	117.360	115.748
Im Durchschnitt der J. 1882—88	3.978	48.804	44.826	1.209	49.779	48.570	5.187	98.583	93.396

Kaum erscheint es für notwendig zu erwähnen, dass die rapide Abnahme der Weizen-Einfuhr des Jahres 1886 mit dem rumänischen Zollkrieg begründet ist.

Im Durchschnitte der letzten sieben Jahre betrug der Wert des jährlich ausgeführten Mehles fast ebensoviel, als der Wert des Weizens, im Durchschnitte der Jahre 1868—1874 (ebenfalls sieben Jahre) hingegen übertraf der Wert des ausgeführten Weizens den Wert des Mehles jährlich um netto 10 Mill. Gulden, damals belief sich der jährliche Wert der Weizen-Ausfuhr auf 39·88 Millionen Gulden, jener der Mehl-Ausfuhr auf 29·21 Millionen Gulden, zusammen 69·79 Millionen Gulden; während des letzten Jahrzehnts wurde daher, trotz der niederen Weizenpreise, viel mehr im Werte ausgeführt, als in den mit mehreren misslichen Ernten gemengten 70-er Jahren; bei dem Weizen beträgt die Zunahme 8·92 Millionen Gulden, bei dem Mehl 19·77 Millionen Gulden, daher zusammen jährlich 28·69 Millionen Gulden.

In der älteren Waarenverkehrs-Statistik Ungarns wurde der auswärtige Verkehr nach Abstammungs- und Bestimmungsorten detaillirt nicht ausgewiesen, *die Weizen-Ausfuhr Ungarns nach Bestimmungsorten* kann daher nur nach der neueren Waarenverkehrs-Statistik in nachstehender Tabelle angegeben werden:

Laufende Zahl	Bestimmungsort	Im Jahre							Durchschnitt der Jahre 1882-88
		1882	1883	1884	1885	1886	1887	1888	
		1. Weizen-Ausfuhr							
		a) In Tausenden von Meter-Zentnern							
1	Oesterreich	4.097	4.048	3.567	4.539	4.036	4.641	5.033	4.280
2	Schweiz	467	377	259	526	698	847	1.553	676
3	Deutschland	1.389	758	322	260	309	453	646	591
4	Italien	3	5	4	82	321	129	79	89
5	Frankreich	62	2	—	—	2	2	354	60
6	Gr.-Britannien u. Irland	—	—	—	56	11	—	115	26
7	Andere Länder	2	8	3	3	1	—	83	14
	Zusammen	6.020	5.198	4.155	5.466	5.378	6.072	7.863	5.736
		b) In Perzenten							
1	Oesterreich	68·06	77·88	85·85	83·04	75·05	76·43	64·01	74·63
2	Schweiz	7·76	7·25	6·23	9·62	12·98	13·95	19·75	11·79
3	Deutschland	23·07	14·58	7·75	4·76	5·74	7·46	8·21	10·30
4	Italien	0·05	0·10	0·10	1·50	5·97	2·13	1·01	1·55
5	Frankreich	1·03	0·04	—	—	0·04	0·03	4·50	1·04
6	Gr.-Britannien u. Irland	—	—	—	1·02	0·20	—	1·46	0·45
7	Andere Länder	0·03	0·15	0·07	0·06	0·02	—	1·06	0·24
	Zusammen	100·00	100·00	100·00	100·00	100·00	100·00	100·00	100·00
		2. Mehl-Ausfuhr							
		a) In Tausenden von Meter-Zentnern							
1	Oesterreich	1.532	1.918	1.997	2.200	2.309	2.544	3.091	2.227
2	Gr.-Britannien u. Irland	569	711	729	752	628	599	923	702
3	Deutschland	310	275	234	126	113	139	99	184
4	Schweiz	197	173	141	127	125	143	157	152
5	Frankreich	108	194	214	81	128	96	174	142
6	Belgien u. Holland ...	46	134	44	40	32	40	94	61
7	Bosnien u. Herzegovina	41	23	21	28	30	41	72	37
8	Rumänien	28	25	24	25	31	—	—	19
9	Italien	3	6	9	35	44	—	18	16
10	Serbien	13	13	9	15	13	9	10	12
11	Andere Länder	45	68	22	70	86	107	125	82
	Zusammen	2.992	3.540	3.494	3.499	3.539	3.718	4.756	3.634
		b) In Perzenten							
1	Oesterreich	52·97	54·18	57·16	62·88	65·24	68·42	64·99	61·28
2	Gr.-Britannien u. Irland	19·68	20·07	20·86	21·49	17·75	16·11	19·41	19·32
3	Deutschland	10·72	7·77	6·70	3·60	3·19	3·74	1·93	5·06
4	Schweiz	6·81	4·89	4·04	3·63	3·53	3·85	3·30	4·18
5	Frankreich	3·73	5·48	6·11	2·32	3·62	2·58	3·66	3·91
6	Belgien u. Holland ...	1·59	3·79	1·26	1·14	0·90	1·08	1·98	1·68
7	Bosnien u. Herzegovina	1·42	0·65	0·60	0·80	0·85	1·10	1·51	1·02
8	Rumänien	0·97	0·71	0·69	0·71	0·88	—	—	0·52
9	Italien	0·10	0·17	0·26	1·00	1·24	—	0·38	0·44
10	Serbien	0·45	0·37	0·26	0·43	0·37	0·24	0·21	0·33
11	Andere Länder	1·56	1·92	2·06	2·00	2·43	0·88	2·63	2·26
	Zusammen	100·00	100·00	100·00	100·00	100·00	100·00	100·00	100·00

Oesterreich ist der Hauptconsument des ungarischen Weizens und auch des Mehles, besonders aber des Weizens, da Oesterreich, welches eine entwickelte Mühlenindustrie besitzt, den ausgezeichneten Weizen Ungarns als Rohproduct viel lieber importirt. Die Weizen- und Mehl-Ausfuhr Ungarns veränderte sich seit dem Jahre 1882 wesentlich. Die wichtigste dieser Aenderungen war, dass die Ausfuhr nach Deutschland sehr stark abnahm; die Weizen-Ausfuhr nach Deutschland nahm zwar während der letzten drei Jahre um etwas zu, die Mehl-Ausfuhr verminderte sich aber von Jahr zu Jahr. Die Weizen-Ausfuhr nach der Schweiz nahm einen erfreulichen Aufschwung, im Jahre 1888 auch die Ausfuhr nach Frankreich; dies ist jedoch nur ein vorübergehender Erfolg und kann mit der ungünstigen Ernte Frankreichs begründet werden. Der beste Consument des ungarischen Mehles ist nach Oesterreich Gross-Britannien, in den Jahren 1886—1887 nahm zwar die Ausfuhr ab, schon im Jahre 1888 wurde aber diese Abnahme glänzend eingebracht; es gelangte eine derartige Menge zur Ausfuhr, wie bisher noch niemals; leider können die Mühlen Ungarns die Märkte Englands für das ungarische Mehl nur mit namhaften Preisnachlässen behaupten.

Die Darstellungen über den Weizenverkehr Ungarns ergänzen die Daten über den auswärtigen Verkehr des österr.-ungarischen Zollgebietes; Oesterreich ist mit der jährlichen Weizenproduction von 13 bis 18 Millionen Hectolitern nicht einmal im Stande den eigenen Bedarf zu decken, es kann daher die Ausfuhr des ganzen Zollgebietes zu Gunsten Ungarns geschrieben werden; denn gelangt auch österreichischer Weizen zur Ausfuhr, so wird statt dieser Menge nur ungarischer Weizen eingeführt; ebenso mahlen auch die auf Export arbeitenden österreichischen Mühlen das den Ansprüchen der internationalen Märkte entsprechende feine Mehl grösstenteils aus ungarischem Weizen, ohne jedoch der Ausfuhr der ungarischen Mühlen nahe zu kommen.

Der Weizen- und Mehlverkehr der österreichisch-ungarischen Monarchie seit dem Jahre 1851 ist aus nachstehender Tabelle ersichtlich:

Jahr	Weizen			Mehl und andere Mahlproducte			Weizen und Mehl zusammen		
	Einfuhr	Ausfuhr	Mehreinfuhr (—) Mehrausfuhr (+)	Einfuhr	Ausfuhr	Mehreinfuhr (—) Mehrausfuhr (+)	Einfuhr	Ausfuhr	Mehreinfuhr (—) Mehrausfuhr (+)
	in Tausenden von Meter-Zentnern								
1851	335	137	— 198	51	42	— 9	386	179	— 207
1852	631	94	— 537	40	58	+ 18	671	152	— 519
1853	787	33	— 754	47	82	+ 35	834	115	— 719
1854	1.048	144	— 904	60	53	— 7	1.108	197	— 911
1855	777	185	— 592	69	121	+ 52	846	306	— 540
Durchschnitt 1851—55	715	118	— 597	54	71	+ 17	769	189	— 580

Jahr	Weizen			Mehl und andere Mahlproducte			Weizen und Mehl zusammen		
	Einfuhr	Ausfuhr	Mehreinfuhr (—) Mehrausfuhr (+)	Einfuhr	Ausfuhr	Mehreinfuhr (—) Mehrausfuhr (+)	Einfuhr	Ausfuhr	Mehreinfuhr (—) Mehrausfuhr (+)
	in Tausenden von Meter-Zentnern								
1856	342	541	+ 199	61	152	+ 91	403	693	+ 290
1857	310	803	+ 493	78	307	+ 229	388	1.110	+ 722
1858	351	499	+ 148	91	227	+ 136	442	726	+ 284
1859	358	272	— 86	168	203	+ 35	526	475	— 51
1860	233	1.430	+ 1.197	127	312	+ 185	360	1.742	+ 1.382
Durchschnitt 1856—60	319	709	+ 390	105	240	+ 135	424	949	+ 525
1861	243	2.915	+ 2.672	137	399	+ 262	380	3.314	+ 2.934
1862	223	2.525	+ 2.302	89	440	+ 351	312	2.965	+ 2.653
1863	356	939	+ 583	161	367	+ 206	517	1.306	+ 789
1864	503	1.223	+ 720	191	406	+ 215	694	1.629	+ 935
1865	300	2.484	+ 2.184	171	596	+ 425	471	3.080	+ 2.609
Durchschnitt 1861—65	325	2.017	+ 1.692	150	441	+ 291	475	2.458	+ 1.983
1866	309	2.357	+ 2.048	133	663	+ 530	442	3.020	+ 2.578
1867	400	5.814	+ 5.414	132	1.079	+ 947	532	6.893	+ 6.361
1868	336	5.851	+ 5.515	145	1.394	+ 1.249	481	7.245	+ 6.764
1869	409	3.685	+ 3.276	180	1.630	+ 1.450	589	5.315	+ 4.726
1870	498	1.970	+ 1.472	203	1.975	+ 1.772	701	3.945	+ 3.244
Durchschnitt 1866—70	390	3.935	+ 3.545	159	1.348	+ 1.189	549	5.283	+ 4.734
1871	616	2.800	+ 2.184	193	1.778	+ 1.585	809	4.578	+ 3.769
1872	1.195	573	— 622	294	709	+ 415	1.489	1.282	— 207
1873	2.078	385	— 1.693	612	428	— 184	2.690	813	— 1.877
1874	2.481	688	— 1.793	575	631	+ 56	3.056	1.319	— 1.737
1875	1.031	1.005	— 26	458	836	+ 378	1.489	1.841	+ 352
Durchschnitt 1871—75	1.480	1·090	— 390	426	876	+ 450	1.906	1.966	+ 60
1876	1.162	1.199	+ 37	456	1.128	+ 672	1.618	2.327	+ 709
1877	1.450	3.726	+ 2.276	456	1.631	+ 1.175	1.906	5.357	+ 3.451
1878	1.474	3.623	+ 2.149	485	2.317	+ 1.832	1.959	5.940	+ 3.981
1879	2.346	3.804	+ 1.458	584	2.452	+ 1.868	2.930	6.256	+ 3.326
1880	3.252	2.017	— 1.235	808	1.33.	+ 523	4.060	3.348	— 712
Durchschnitt 1876—80	1.937	2.874	+ 937	558	1.772	+ 1.214	2.495	4.646	+ 2.151
1881	2.498	2.083	— 415	568	1.262	+ 694	3.066	3.345	+ 279
1882	2.298	4.336	+ 2.038	367	1.850	+ 1.483	2.665	6.186	+ 3.521
1883	1.662	2.808	+ 1.146	36	1.902	+ 1.865	1.698	4.710	+ 3.012
1884	1.286	1.109	— 177	32	1.552	+ 1.520	1.318	2.661	+ 1.343
1885	1.381	1.575	+ 194	24	1.513	+ 1.489	1.405	3.088	+ 1.683
Durchschnitt 1881—85	1.825	2.382	+ 557	205	1.616	+ 1.411	2.030	3.998	+ 1.968
1886	226	2.096	+ 1.870	30	1.467	+ 1.437	256	3.563	+ 3.367
1887	79	2.335	+ 2.256	13	1.290	+ 1.277	92	3.625	+ 3.533
1888	12	4.073	+ 4.061	2	2.058	+ 2.056	14	6.131	+ 6.117

Während dieser 38 Jahre (1851—88) war der Weizen- und Mehlverkehr des österreichisch-ungarischen Zollgebietes meistens activ. Die Einfuhr von Weizen übertraf die Ausfuhr nur in 13 Jahren, u. zw. in der ersten Hälfte der 50-er Jahre, ferner im Jahre 1859, in den misslichen 70-er Jahren von 1872 bis 1875, nach der aussergewöhnlich schlechten Ernte des Jahres 1879 in den Jahren 1880 und 1881 und endlich im Jahre 1884. Viel günstiger gestaltet sich die Bilanz bei dem Mehl: die Einfuhr übertraf die Ausfuhr nur in 3 Jahren, u. zw. in den Jahren 1851, 1854 und 1873. Die grösste Menge Weizen wurde von der Monarchie in den Jahren 1867 und 1868 ausgefuhrt, Mehl hingegen in den Jahren 1878 und 1879, ferner wenn die Netto-Ausfuhr in Anbetracht genommen wird, im Jahre 1883. Interessant ist es, wenn ein Vergleich zwischen der Weizen-Ausfuhr des ganzen Zollgebietes und jener von Ungarn angestellt wird; es ergibt sich demnach, dass Oesterreich immer mehr und mehr von dem ungarischen Weizen für den eigenen Consum verbraucht, es ist dies ein Zeichen, dass die Consumfähigkeit Oesterreichs zunimmt, vielleicht noch im grösseren Maasse, als sich die Bevölkerung vermehrt. Während z. B. im Jahre 1868 die Weizen- und Mehl-Ausfuhr Ungarns 8·52 Millionen Meter-Zentner betrug, belief sich die Netto-Ausfuhr der ganzen Monarchie auf 6·76 Millionen Meter-Zentner, im Jahre 1887 hingegen betrug die Netto-Ausfuhr Ungarns 9·65 Millionen Meter-Zentner und dem gegenüber gelangten von der ganzen Monarchie (selbstverständlich von der Ausfuhr die Einfuhr abgerechnet) nur mehr 3·53 Millionen Mtr-Zentner Weizen und Mehl zur Ausfuhr.

Der internationale Verkehr ist in nachfolgender Tabelle ausgewiesen:

Lauf. Zahl	Staat	Durchschnitt der J. 1881-85	1881	1882	1883	1884	1885	1886	1887	1888
		Millionen Hektoliter								
		a) Einfuhr.								
1	Gr.-Britann u. Irland	37·85	36·75	41·31	41·24	30·43	39·54	30·50	35·88	36·82
2	Frankreich[1]	13·40	16·27	16·39	12·81	13·25	8·18	8·87	11·35	14·38
3	Belgien	9·03	7·71	9·00	8·59	9·76	10·08	11·32	9·44	—
4	Deutschland	7·64	4·58	8·70	8·13	9·55	7·15	3·46	6·93	4·30
5	Niederlande	6·51	5·18	5·82	7·23	7·45	6·87	7·28	7·53	6·79
6	Italien[2]	4·11	1·87	2·08	2·94	4·50	9·16	11·85	12·86	8·48
7	Schweiz	3·36	3·12	3·48	3·07	3·70	3·42	3·72	3·67	—
8	Oest. ung. Monarchie	2·31	3·16	2·91	2·10	1·63	1·75	0·29	0·10	0·01
9	Spanien	1·89	—		—	—	—	—	3·98	3·08
10	Portugal	1·21	1·03	1·36	1·09	1·31	1·26	1·53	1·59	—
11	Dänemark	0·82	0·73	0·81	0·95	0·87	0·76	0·59	0·68	—
12	Schweden	0·57	0·52	0·52	0·62	0·58	0·60	0·41	—	—
13	Algier	0·19	0·45	0·25	0·19	0·03	0·04	0·04	0·11	0·08
14	Nordam. ver. Staaten	0·17	0·07	0·30	0·38	0·01	0·07	0·13	0·10	0·20
15	Europäisches Russl.	?	?	?	?	?	?	0·17	0·05	0·12
16	Egypten	0·16	0·11	0·16	0·09	0·13	0·31	0·40	0·12	—
17	Norwegen	0·10	0·10	0·12	0·08	0·11	0·10	0·08	0·08	—
18	Brit.-Ost-Indien	0·08	0·13	0·13	0·12	0·01	0·02	0·02	—	—
19	Brit.-Canada	0·08	0·03	0·12	0·01	0·11	0·13	0·02	0·01	0·00
20	Rumänien	0·05	0·01	0·01	0·09	0·09	0·03	0·02	—	—

[1] Weizen-, Spelz- und Halbfrucht-Verkehr. — [2] Weizen und Korn. — [3] Die Ausfuhr inländischer und
verkehrs-Ausweisen dieser Staaten. — [5] Weizen und Korn. — [6] Die Ausfuhr inländischer und auslä

Lauf. Zahl	Staat	Durchschnitt der J. 1881-85	1881	1882	1883	1884	1885	1886	1887	1888
		Millionen Hektoliter								
		b) **Ausfuhr.**								
1	Nordam. ver. Staaten[3]	35·71	53·00	33·54	37·45	24·76	29·80	20·33	35·89	23·16
		0·15	0·05	0·24	0·34	0·04	0·10	0·12	0·13	0·17
2	Europäisches Russl.	25·96	17·24	26·89	29·50	23·84	32·84	18·17	27·39	44·40
3	Brit.-Ost-Indien ...	11·82	12·78	9·10	13·48	10·18	13·54	14·32	8·70	11·33
4	Rumanien	4·19	2·57	5·07	5·08	3·37	4·85	3·86	—	—
5	Niederlande	3·64	2·80	3·46	3·93	4·68	3·34	4·16	4·24	3·65
6	Brit.-Australien[4] ...	3·24	2·91	2·52	1·92	4·84	4·00	0·52	1·05	2·71
7	Oest. ung. Monarchie	3·01	2·63	5·49	3·55	1·40	1·99	2·65	2·93	5·16
8	Belgien	2·92	2·72	3·79	2·84	3·34	1·93	1·95	2·06	—
9	Bulgarien	1·09	0·42	0·94	1·41	0·97	1·72	2·31	1·32	—
10	Brit.-Canada	1·08	0·89	1·35	2·06	0·26	0·82	1·20	1·98	0·76
11	Algier	1·01	0·70	0·95	0·53	0·64	2·21	1·69	1·50	0·99
12	Argent. Republik ...	0·92	0·00	2·16	0·08	1·37	0·99	0·48	3·01	2·26
13	Italien	0·81	1·20	1·22	0·01	0·48	0·16	0·17	0·23	0·03
14	Egypten	0·69	0·51	0·14	1·22	1·22	0·37	0·16	0·41	—
15	Gr.-Britan. u. Irland[6]	0·10	0·30	0·13	0·03	0·03	0·03	0·08	0·04	0·04
		0·57	0·51	0·73	0·38	0·76	0·47	0 69	0·40	0·25
16	Deutschland ...	0·63	0·68	0·79	1·02	0·46	0·18	0·10	0 04	0·01
17	Serbien	—	—	—	—	0·51	0·27	0·18	0·34	0·91
18	Dänemark	0·25	0·26	0·26	0·19	0·22	0·33	0·39	0·23	—
19	Frankreich[7] ...	0·10	0·11	0·11	0·13	0·05	0·09	0·04	0·01	0·02
20	Schweden ...	0·01	0 00	0·00	0·02	0·01	0·02	0·04	—	—
		c) **Mehr-Einfuhr (—) respect. Mehr-Ausfuhr (+).**								
1	Gr.-Britann. u. Irland	—37·18	—35·94	—40·45	—40·83	—29·64	—39·04	—29·73	—35·44	—36·53
2	Frankreich	—13·30	—16·16	—16·28	—12·68	—13·30	— 8·09	— 8·83	—11·34	—14·36
3	Deutschland ...	— 7·01	— 3·90	— 7·91	— 7·11	— 9·09	— 7·07	— 3·36	— 6·89	— 4·29
4	Belgien	— 6·11	— 4·99	— 5·21	— 5·75	— 6·42	— 8·15	— 9·37	— 7·38	—
5	Schweiz	— 3·36	— 3·12	— 3·48	— 3·07	— 3·70	— 3·42	— 3·72	— 3·67	—
6	Italien	— 3·30	— 0·67	— 0·86	— 1·93	— 4·02	— 9·00	—11·68	—12·63	— 8·45
7	Niederlande ...	— 2·87	— 2·38	— 2·36	— 3·30	— 2·77	— 3·53	— 3·12	— 3·29	— 3·14
8	Spanien	— 1·89	—	—	—	—	—	—	— 3·98	— 3·08
9	Portugal	— 1·21	— 1·03	— 1·36	— 1·09	— 1·31	— 1·26	— 1·53	— 1·59	—
10	Dänemark	— 0·57	— 0·47	— 0·55	— 0·76	— 0·65	— 0·43	— 0·20	— 0·45	—
11	Schweden	— 0·56	— 0·52	— 0·52	— 0·60	— 0·57	— 0·58	— 0·37	—	—
12	Norwegen	— 0·10	— 0·10	— 0·12	— 0·08	— 0·11	— 0·10	— 0·08	— 0·08	—
13	Egypten	+ 0·53	+ 0·40	— 0·02	+ 1·13	+ 1·09	+ 0·06	— 0·24	+ 0·29	—
14	Oest. ung. Monarchie	+ 0·70	— 0·53	+ 2·58	+ 1·45	— 0·23	+ 0·24	+ 2·36	+ 2·53	+ 5·15
15	Algier	+ 0·82	+ 0·25	+ 0·70	+ 0·34	+ 0·61	+ 2·17	+ 1·65	+ 1·39	+ 0·91
16	Serbien	—	—	—	—	+ 0·51	+ 0·27	+ 0·18	+ 0·34	+ 0·91
17	Argent. Republik ...	+ 0·92	— 0·00	+ 2·16	+ 0·08	+ 1·37	+ 0·99	+ 0·48	+ 3·01	+ 2·26
18	Brit.-Canada ...	+ 1·00	+ 0·86	+ 1·23	+ 2·05	+ 0·15	+ 0·69	+ 1·18	+ 1·97	+ 0·76
19	Bulgarien	+ 1·09	+ 0·42	+ 0·94	+ 1·41	+ 0·97	+ 1·72	+ 2·31	+ 1·32	—
20	Brit.-Australien ...	+ 3·24	+ 2·91	+ 2·52	+ 1·92	+ 4·84	+ 4·00	+ 0·52	+ 1·05	+ 2·71
21	Rumänien	+ 4·14	+ 2·56	+ 5·06	+ 4·99	+ 3·28	+ 4·82	+ 3·84	—	—
22	Brit.-Ost-Indien ...	+11·74	+12·65	+ 8·97	+13·36	+10·17	+13·52	+14·30	+ 8·70	+11·33
23	Europäisches Russl.	+25·96	+17·24	+26·89	+29·50	+23·84	+32·31	+18·00	+27·34	+44·28
24	Nordam. ver. Staaten	+35·69	+52·98	+33·48	+37·41	+24·79	+29·83	+20·32	+35·92	+23·13

Produkte. — [4] Die Ausfuhr Australiens nach Gr.-Britannien, Frankreich und Belgien laut Waaren-
lukte. — [7] Weizen-, Spelz- und Halbfrucht-Verkehr. — **Anmerkung.** Unter obigen Staaten ist die Ein-

Unter jenen Ländern, welche auf Weizen-Einfuhr angewiesen sind steht in erster Reihe Gross-Britannien; jährlich werden beiläufig 40 bis 50 Millionen Hektoliter Weizen und Mehl eingeführt. Während der letzten 8 J. war die Einfuhr nach Gross-Britannien namhaften Schwankungen unterworfen und die unlängst verflossenen Jahre zeigen eher eine Abnahme als einen Aufschwung; die immense Entwickelung der Einfuhr nach England wird erst dann ersichtlich, wenn Jahrzente in Betracht genommen werden; im Durchschnitte der Jahre 1852—59 betrug die Einfuhr nur noch 13·43 Millionen Hektoliter, während der Jahre 1860—67 stieg dieselbe auf 23·56 Millionen Hektoliter und im Durchschnitte der Jahre 1868—75 belief sich die Einfuhr schon auf 31·23 Millionen Hektoliter; diese Menge nahm während der nachfolgenden 5 Jahre um 10 Millionen zu. Diese grosse Zunahme war nicht nur die Folge des grösseren Weizen-Consums, sondern ist auch mit der Beschränkung der inländischen Production begründet. Nach Gross-Britannien ist Frankreich auf die grösste Weizen-Einfuhr angewiesen und nahm die Einfuhr besonders seit d. J. 1878 grossen Aufschwung. In den 60-er und 70-er Jahren kamen einzelne Jahre vor, in welchen die Einfuhr von Weizen kaum einige hunderttausende Meter-Zentner betrug, das Maximum war in den misslichen Jahren 1861 und 1871, 9·2 richtigerweise 9·5 Millionen Meter-Zentner, was beiläufig 12 Millionen Hektoliter ausmacht; in dem misslichen Jahr 1879 wurden schon 22·2 Millionen Meter-Zentner eingeführt, im J. 1880 noch immer 20 Millionen Meter-Zentner; derartige Mengen wurden in den nachfolgenden Jahren nicht mehr eingeführt, in den Jahren 1885 und 1886 war die Einfuhr nur eine sehr mässige. Auf eine ansehnliche Menge Weizen ist noch *Deutschland* angewiesen, ferner drei kleine Staaten: Belgien, die Niederlande und die Schweiz und seit einigen Jahren *Italien*. Die Weizen-Einfuhr Italiens nahm seit d. J. 1884 einen rapiden Aufschwung, den Höhepunkt erreichte dieselbe im Jahre 1887; im Jahre 1888 jedoch verminderte sich die Einfuhr dem Vorjahre gegenüber schon um mehr als 4 Millionen Hektoliter.

Unter den Weizen exportirenden Staaten nehmen den ersten Platz die Vereinigten Staaten Nordamerikas ein. Die Weizen-Ausfuhr dieser Staaten war bis zu den 70-er Jahren eine sehr mässige und betrug auch noch im Jahre 1868, als nach dem Bürgerkrieg die Production und in Folge dessen auch die Ausfuhr grösseren Aufschwung nahm, nicht mehr

fuhr Serbiens, Bulgariens und der argentinischen Republik ganz unbedeutend, aus diesem Grunde wurden diese Staaten in die Tabelle über die Einfuhr nicht aufgenommen, in die Tabelle über die Ausfuhr hingegen konnten aus demselben Grunde Spanien, Portugal, ferner die Schweiz und Norwegen nicht aufgenommen werden. Zu bemerken ist noch, dass der Verkehr zweier namhafteren Weizen exportirenden Staaten, wie Chili und die Türkei, wegen Mangels an Daten nicht mitgeteilt werden konnte. Der auswärtige Verkehr Uruguay's, so die Einfuhr, wie die Ausfuhr, ist gänzlich unbedeutend.

als 5·6 Millionen Hektoliter; in den 70-er Jahren aber — zwar mit einigen Rückfällen unterbrochen — nahm die Ausfuhr grosse Dimensionen an, unterstützt durch die erstaunliche Entwickelung der Transportmittel und durch alle der Beförderung des Getreide-Handels Vorschub leistenden Einrichtungen. Die Ausfuhr erreichte im Jahre 1880 mit 53·94 Millionen Hektoliter das Maximum, als nämlich Europa nach der aussergewöhnlich schlechten Ernte des J. 1879, welche den ganzen Continent traf, auf eine riesenhafte Einfuhr angewiesen war. Auch noch im nachfolgenden Jahre war die Ausfuhr dieser Staaten eine sehr grosse, von diesem Zeitpunkte an erreichte aber dieselbe nie mehr die gleiche Höhe, und betrug im J. 1886 nach der misslichen Ernte des Vorjahres nur mehr 20 Millionen Hektoliter. Die Ausfuhr des J. 1888 war auch sehr gering und wurde von Russland übertroffen. Im benannten Jahr stieg die Ausfuhr *Russlands* auf eine fast unglaubliche Höhe und bewies die zu befürchtende Macht des riesigen Concurrenten. Die Entwickelung der Weizen-Ausfuhr Russlands im Durchschnitte von 5 zu 5 Jahren ist aus nachstehenden Zahlen ersichtlich:

Jahr	Millionen Hektoliter	Jahr	Millionen Hektoliter	Jahr	Millionen Hektoliter
1836—40	4·34	1851—55	6·67	1866—70	16·07
1841—45	4·48	1856—60	8·00	1871—75	19·33
1846—50	7·32	1860—65	10·52	1776—80	23·17

Unter diesen 9 Quinquennien kann nur in einem Quinquennium 1851—1855 eine Abnahme constatirt werden, diesen Umstand begründet hinlänglich der Krieg in der Krim; seitdem nahm die Ausfuhr ununterbrochen zu, das Quinquennium v. J. 1881—1885 schliesst auch mit einer Zunahme — es betrug die jährliche Ausfuhr durchschnittlich 25·96 Millionen Hektoliter — der Durchschnitt der letzten drei Jahre belief sich fast auf 30 Millionen Hektoliter.

Die Concurrenz *Ost-Indiens,* welcher Staat unter den Weizen exportirenden Ländern den dritten Platz einnimmt, begann erst in den 80-er Jahren grössere Dimensionen anzunehmen. Zu Anfange der 70-er Jahre betrug die Ausfuhr Ost-Indiens kaum einige hunderttausende Hektoliter, in den J. 1873/4 erreichte die Ausfuhr zum erstenmal 1 Million Hektoliter, im J. 1874/5 sank diese Menge auf die Halbscheid, während der nachfolgenden Jahre jedoch trat ein grosser Aufschwung ein, es wurden im J. 1875/6 1·59 Millionen, im J. 1876/7 3·55 Millionen und im J. 1877/8 hingegen schon 4·05 Millionen Hektoliter ausgeführt, in den J. 1878/9 sank die Ausfuhr abermals auf 671,000 Hektoliter und betrug im J. 1879/80 auch nur 1·4 Millionen, im J. 1880/1 jedoch schon 4·73 Millionen Hektoliter. Seit diesem Jahr

begann die nahmhafte Ausfuhr, welche in der vorangegangenen Tabelle nachgewiesen erscheint, und blieb seitdem auf gleicher Höhe, obzwar, wie z. B. im J. 1887, einige Rückfälle constatirt werden können. In den durch Europa consumirten Mengen spielt der Weizen Australiens auch eine Rolle, die eingeführten Mengen sind sehr unbestimmt und sind von Jahr zu Jahr Schwankungen unterworfen, übrigens wird Australien auch durch *Rumänien* übertroffen; diesem Staat gebührt der vierte Platz im internationalen Weizen-Verkehr, und dass auch Ungarn durch Rumänien übertroffen wird, ist durch jenen Umstand begründet, dass der überwiegende Teil des Ueberschusses Ungarns durch den Bedarf Oesterreichs beansprucht wird, so dass die Monarchie nach einzelnen Jahren, als in Ungarn missliche Ernten waren, nicht unter die Weizen exportirenden Länder, sondern unter jene Länder gereiht werden kann, welche auf Einfuhr angewiesen sind.

Der grösste Teil des Weizens für den internationalen Verkehr wird zwar ungemahlt geliefert, gegenwärtig jedoch nahm auch der *Mehl-Verkehr* einen grossen Aufschwung, wie dies aus nachstehender Tabelle ersichtlich:

Laufende Zahl	Land	Mehl-Verkehr (in Tausenden von Meter-Zentnern)								
		Durchschnitt der J. 1881-85	1881	1882	1883	1884	1885	1886	1887	1888
		a) **Einfuhr**								
1	Gr.-Britann. u. Irland	7.282	5.769	6.633	8.295	7.668	8.043	7.462	9.176	8.590
2	Deutschland [1]	577	776	575	651	604	277	199	245	109
3	Belgien	565	588	634	616	576	410	479	648	—
4	Frankreich [2]	359	236	327	431	503	298	253	191	278
5	Schweden	308	188	225	339	392	394	386	—	—
6	Britisch-Canada	304	176	154	236	472	480	179	151	55
7	Schweiz [1]	289	168	317	344	312	302	306	286	..
8	Niederlande	287	313	201	312	331	276	511	649	642
9	Östr.-ung. Monarchie	205	568	367	36	32	24	30	12	2
10	Algier	138	135	213	148	155	39	45	28	82
11	Norwegen	125	92	102	126	158	156	181	177	—
12	Spanien	—	—	—	—	—	—	113	241	356
13	Italien [3]	81	41	53	49	83	178	221	101	27
14	Egypten [4]	51	27	47	39	46	98	148	97	—
15	Rumänien	50	76	57	37	37	41	46	—	—
16	Dänemark	20	7	14	14	40	24	28	28	—
17	Portugal	19	27	31	16	5	16	24	34	—
18	Serbien	—	—	—	—	11	13	17	9	8
19	Brit.-Ost-Indien	11	10	10	12	11	11	11	9	—
20	Bulgarien [1]	3	—	4	2	3	3	5	2	—
21	Nordam. ver. Staaten	2	2	4	2	2	1	2	1	1

[1] Allerlei Mehl. — [2] Mehl aus Weizen, Spelz u. Halbfrucht. — [3] Mehl aus Weizen und Korn. — [4] …
traliens nach Gr.-Britannien laut Waarenverkehrs-Ausweis dieses Staates. — [5] Mehl aus Weizen, S…

Lauf. Zahl	Land	Mehl-Verkehr (in Tausenden von Meter-Zentnern)								
		Durchschnitt der J. 1881-85	1881	1882	1883	1884	1885	1886	1887	1888
		b) **Ausfuhr**								
1	Nordam. ver. Staaten [5]	7.622	7.064	5.259	8.184	8.136	9.466	7.271	10.240	10.636
		1	1	3	1	—	—	—	—	—
2	Östr.-ung. Monarchie	1.616	1.262	1.850	1.902	1.552	1.513	1.467	1.290	1.058
3	Deutschland [6]	1.079	501	928	1.361	1.314	1.290	1.332	1.322	1.511
4	Belgien	450	323	312	366	595	656	621	740	—
5	Dänemark	422	415	411	490	392	404	370	327	—
6	Europäisches Russl.	327	194	324	219	329	570	406	284	440
7	Brit.-Canada	306	391	418	435	175	110	343	462	311
8	Spanien	274	—	—	—	—	—	209	152	179
9	Australien [7]	128	141	248	43	113	67	37	36	26
10	Frankreich [8]	116	167	97	123	107	86	77	48	92
11	Gr. Britann. u. Irland [5]	52	51	50	45	59	55	61	79	95
		60	29	81	69	63	60	82	87	97
12	Rumänien	75	38	83	50	46	156	95	—	—
13	Niederlande	63	105	52	45	39	73	152	171	176
14	Italien [9]	57	69	56	54	47	60	53	48	100
15	Algier	55	31	40	103	38	61	59	35	18
16	Schweden	52	6	45	69	73	69	61	—	—
17	Brit.-Ost-Indien	45	23	31	36	50	86	161	162	—
18	Schweiz [6]	39	37	40	51	56	10	51	33	—
19	Egypten [10]	15	28	11	9	18	11	3	45	—
20	Bulgarien	8	9	8	10	4	8	29	54	—
21	Portugal	5	3	3	7	6	6	7	8	—
22	Norwegen [5]	1	1	3	—	—	—	—	—	—
		1	1	1	1	1	2	6	3	—
		c) **Mehreinfuhr (—) resp. Mehrausfuhr (+)**								
1	Gr.-Britann. u. Irland	—7.170	—5.689	—6.502	—8.181	—7.546	—7.928	—7.319	— 9.010	— 3.398
2	Schweden	— 256	— 182	— 180	— 270	— 319	— 325	— 325	—	—
3	Schweiz	— 250	— 131	— 277	— 295	— 256	— 292	— 255	— 253	—
4	Frankreich	— 283	— 69	— 230	— 308	— 396	— 212	— 176	— 143	— 186
5	Niederlande	— 224	— 208	— 149	— 267	— 292	— 203	— 359	— 478	— 466
6	Norwegen	— 123	— 90	— 98	— 125	— 153	— 154	— 175	— 174	—
7	Belgien	— 115	— 265	— 322	— 250	+ 19	— 246	+ 142	— 92	—
8	Algier	— 83	— 104	— 173	45	— 117	+ 22	+ 14	+ 7	— 64
9	Egypten	— 36	+ 1	— 36	— 30	— 28	— 87	— 145	— 52	—
10	Italien	— 24	— 28	+ 3	+ 5	— 36	— 118	— 168	— 53	+ 73
11	Portugal	— 14	— 24	— 28	— 9	+ 1	— 10	— 17	— 26	—
12	Serbien	—	—	—	—	— 11	— 13	— 17	— 9	— 8
13	Brit.-Canada	+ 2	+ 215	+ 264	+ 199	— 297	— 370	+ 164	+ 311	+ 256
14	Bulgarien	+ 5	+ 9	+ 4	+ 8	+ 1	+ 5	+ 24	+ 52	—
15	Rumänien	+ 25	— 38	+ 26	+ 13	+ 9	+ 115	+ 49	—	—
16	Brit.-Ost-Indien	+ 34	+ 13	+ 21	+ 24	+ 39	+ 75	+ 150	+ 153	—
17	Spanien	—	—	—	—	—	—	+ 96	— 89	— 177
18	Brit.-Australien	+ 122	+ 141	+ 248	+ 43	+ 113	+ 67	+ 37	+ 36	+ 26
19	Europäisches Russl.	+ 327	+ 194	+ 324	+ 219	+ 329	+ 570	+ 406	+ 384	+ 440
20	Dänemark	+ 402	+ 408	+ 397	+ 476	+ 352	+ 380	+ 342	+ 299	—
21	Deutschland	+ 502	— 275	+ 353	+ 710	+ 710	+1.013	+1.133	+ 1.077	+ 1.402
22	Östr.-ung. Monarchie	+1.411	+ 694	+1.483	+1.866	+1.520	+1.489	+1.437	+ 1.278	+ 2.056
23	Nordam. ver. Staaten	+7.621	+7.063	+5.258	+8.183	+8.134	+9.465	+7.269	+10.239	+10.635

tzmehl. — [5] Die Ausfuhr inländischen u. fremden Mehles. — [6] Allerlei Mehl. — [7] Die Ausfuhr Aus-
t. [9] Mehl aus Weizen u. Korn. — [10] Weizen- u. Kukurutzmehl. — **Anmerkung.** Die Mehl-Aus-

England spielt eine viel grössere Rolle bei der Mehl-Einfuhr als bei der Weizen-Einfuhr; die anderen Staaten importiren zusammengenommen nicht so viel Mehl als England; der Bedarf an Mehl der übrigen Weizen importirenden Länder wird grösstenteils durch die inländische Mühlen-Industrie aus ausländischem Weizen hergestellt. Die grösste Menge Mehl wird aus den Nordamerikanischen vereinigten Staaten exportirt; die Mehl-Ausfuhr dieser Staaten nimmt fast jährlich zu, und ist ein gefährlicher Concurrent des ungarischen Mehles, welches im internationalen Verkehr den zweiten Platz einnimmt. Diese Concurrenz ist umso gefährlicher für Ungarn, da Amerika sich die Art des Mahlens in Ungarn schon so ziemlich aneignete und aus der besseren Qualität Sommer-Weizen ebenso gutes Mehl producirt, wie die bisher für unübertrefflich gehaltene Mühlen-Industrie Ungarns. An den westeuropäischen Märkten bildeten die feineren Mehlsorten lange Zeit hindurch das Monopolium Ungarns, da die west-europäische Mühlen-Industrie, welche auf Flach-Müllerei eingerichtet ist, nicht einmal aus dem mehligen west-europäischen Weizen ein derartig feines Mehl zu mahlen im Stande war, als die auf der höchsten Stufe der Technik stehende, auf das Gris oder Hochmahlen eingerichtete Mühlen-Industrie Ungarns aus dem stahligen ungarischen Weizen. Das Monopolium behauptet Ungarn gegenwärtig nicht mehr, die Concurrenz des ungarischen Mehles wird von Jahr zu Jahr erschwert.

Aus nachfolgenden Tabellen ist ersichtlich, welcher Weizen in der Einfuhr der auf Weizen-Import angewiesenen Staaten die Hauptrolle einnimmt. Jedoch sei hier vor Erläuterung dieser Tabellen, Gross-Britanniens Mehl-Einfuhr nach Abstammungsorten detaillirt angegeben:

Laufende Zahl	Abstammungsort	Im J. 1876	Im J. 1885	Im J. 1886	Im J. 1887	Im J. 1888	Im J. 1876	Im J. 1885	Im J. 1886	Im J. 1887	Im J. 1888
		zusammen in tausenden Meter-Zentnern					in % der gesammten Einfuhr				
1	Nordam. Ver. Staaten	1.179	5.960	5.804	7.549	6.380	38·95	74·10	77·78	82·27	74·27
2	Oest.-Ung. Monarch.	226	920	694	717	989	7·47	11·44	9·30	7·81	11·51
3	Brit.-Canada ...	144	142	391	487	399	4·76	1·77	5·24	5·31	4·64
5	Deutschland	473	719	412	299	561	15·62	8·94	5·52	3·26	6·53
4	Frankreich ...	553	95	58	50	52	18·27	1·18	0·78	0·54	0·60
6	Dänemark ...	239	61	34	28	43	7·89	0·76	0·45	0·31	0·50
7	Australien ...	96	67	37	3	26	3·17	0·83	0·50	0·03	0·30
8	Andere Staaten ...	117	79	32	43	141	3·87	0·98	0·43	0·47	1·65
	Zusammen ...	3.027	8.043	7.462	9.176	8.590	100.00	100.00	100.00	100.00	100.00

fuhr Russlands und Serbiens ist ganz unbedeutend, ersterer Staat wurde daher bei der Einfuhr, letzterer hingegen bei der Ausfuhr einfach weggelassen. Der Mehlverkehr der argentinischen Republik ist ebenfalls unbedeutend. Von den namhafteren Mehl importirenden Staaten fehlt nur Brasilien.

In der Einfuhr Englands ist das Mehl aus Amerika vorherrschend; dem J. 1876 gegenüber zeigen die unlängst verflossenen Jahre eine auffallende Zunahme. Im J. 1876 folgt gleich nach Amerika die Einfuhr aus Frankreich, diese spielt gegenwärtig eine ganz unbedeutende Rolle, die Mehl-Einfuhr aus Deutschland und Dänemark nahm auch sehr stark ab; die Mehl-Einfuhr aus der österr.-ung. Monarchie hingegen nahm zu, nicht nur in absoluter Menge, sondern auch im Verhältnisse zu der emporgestiegenen gesammten Einfuhr. Obige Zahlen erheischen jedoch einige Richtigstellungen. Bevor nämlich die deutsche Schutz-Zollpolitik ins Leben trat, ging der grösste Teil des nach England ausgeführten ungarischen Weizens und Mehles über Deutschland, die Waaren-Verkehrsstatistik nahm diese Mengen aus Deutschland provenierend auf, in der neueren Zeit hingegen werden die Mehl-Transporte aus Fiume ausgehend direct nach den englischen Häfen exportirt, eine derartig grosse Zunahme der Einfuhr ungarischen Mehles, wie obige Daten nachweisen, kam daher in der Wirklichkeit nicht vor.

Die Weizen-Einfuhr der namhaftern Import-Staaten ist ebenfalls nach Abstammungsorten detaillirt in nachstehender Tabelle angegeben:

Laufende Zahl	Abstammungsort	Im Jahre 1876	Im Jahre 1885	Im Jahre 1886	Im Jahre 1887	Im Jahre 1888	Im Jahre 1876	Im Jahre 1885	Im ahre 1886	Im Jahre 1887	Im Jahre 1888
		zusammen in Tausenden Hektolitern					in % der gesammten Einfuhr				
		Weizen-Einfuhr Gr.-Britanniens und Irlands									
1	Nordam. Ver. Staaten	12.425	15.607	15,849	19.631	9.416	43·47	39·47	51·96	54·71	25·57
2	Brit. Ost.-Indien ...	2.114	7.825	7.088	5.473	5.251	7·40	19·79	23·24	15·25	14·27
3	Russland ...	5.646	7.701	2.393	3.537	13.792	19·75	19·47	7·85	9·86	37·46
4	Brit. Nord-Amerika .	1.558	1.122	1,981	2.552	701	5·45	2·84	6·50	7·11	1·90
5	Chili	632	1.044	1,095	1.418	955	2·21	2·64	3·59	3·95	2·59
6	Deutschland	1.494	1.273	847	998	2.108	5·23	3·22	2·78	2·78	5·73
7	Australien ...	1.676	3.394	475	866	1.471	5·86	8·58	1·56	2·42	4·00
8	Rumänien	244	257	186	379	912	0·85	0·65	0·60	1·06	2·48
9	Türkei	555	420	160	—	104	1·94	1·06	0·52	—	0·28
10	Bulgarien	—	431	115	42	188	—	1·09	0·37	0·12	0·51
11	Oest. Ung. Monarchie	3	61	33	—	82	0·01	0·15	0·11	—	0·22
12	Egypten	1.429	71	26	127	473	5·00	0·18	0·09	0·35	1·28
13	Andere Staaten ...	809	338	253	858	1.366	2·83	0·86	0·83	2·39	3·71
	Zusammen ...	28.585	39.544	30.501	35.881	36.819	100·00	100·00	100·00	100·00	100.00
		Frankreichs Weizen-Einfuhr									
1	Nordam. Ver. Staaten	154	1.886	3.177	5.253	2.227	2·30	23·07	35·36	46·27	15·49
2	Russland	2.608	2.397	2.199	2.565	5.159	39·01	29·32	24·47	22·59	35·88
3	Algier	1.093	1.213	1.498	1.377	982	16·30	14·83	16·67	12·13	6·83
4	Brit. Ost.-Indien ...	166	996	1.217	809	1.229	2·48	12·18	13·55	7·13	8·55
5	Türkei	2.172	774	446	328	589	32·49	9·46	4·96	2·89	4·10
6	Argent. Republik ...	—	—	10	362	176	—	—	0·11	3·19	1·22
7	Rumänien	—	157	192	354	1.322	—	1·93	2·14	3·12	9·19
8	Andere Staaten	493	753	246	304	2.694	7·37	9·21	2·74	2·68	18·74
	Zusammen ...	6.686	8.176	8,985	11.352	14.378	100·00	100·00	100·00	100·00	100·00

Laufende Zahl	Abstammungsort	Im Jahre 1876	Im Jahre 1885	Im Jahre 1886	Im Jahre 1887	Im Jahre 1888	Im Jahre 1876	Im Jahre 1885	Im Jahre 1886	Im Jahre 1887	Im Jahre 1888
		zusammen in Tausenden Hektolitern					in % der gesammten Einfuhr				
		Weizen-Einfuhr Italiens									
1	Russland	1.454	4.945	4.962	6.751	6.467	34·93	53·98	41·86	52·46	76·26
2	Brit. Ost.-Indien ..	—	343	2.173	2.338	884	—	3·74	18·33	18·18	10·43
3	Europäische Türkei ..	2.128	1.599	1.367	1.886	292	51·12	17·46	11·53	14·66	3·44
4	Asiatische Türkei ..		1.043	356	318	15		11·39	3·01	2·47	0·18
5	Nordam. ver. Staaten u. Canada	—	44	201	277	52	—	0·48	1·71	2·15	0·61
6	Tunis u. Tripolis ..	—	209	425	251	32	—	2·28	3·58	1·98	0·38
7	Rumänien	—	188	192	255	391	—	2·05	1·62	1·99	4·61
8	Oest. Ung. Monarchie	117	156	518	209	119	2·81	1·70	4·37	1·63	1·40
9	Frankreich	160	58	1.121	98	32	3·84	0·63	9·45	0·76	0·38
10	Andere Staaten ...	304	576	538	478	196	7·30	6·29	4·54	3·72	2·31
	Zusammen ...	4.163	9.161	11.853	12.861	8.480	100·00	100·00	100·00	100·00	100·00
		Weizen-Einfuhr Deutschlands									
1	Russland	1.824	4.092	1.795	3.240	1.950	20·80	56·46	51·88	46·75	45·33
2	Oest. Ung. Monarchie	2.754	592	556	1.322	1.527	31·41	8·17	16·07	19·08	35·50
3	Nordam. ver. Staaten	—	365	211	685	—	—	5·04	6·10	9·89	—
4	Niederlande	2.857	765	369	634	315	32·59	10·56	10·66	9·15	7·32
5	Belgien	513	544	211	432	123	5·85	7·51	6·10	6·23	2·86
6	Andere Staaten ...	820	889	318	617	387	9·35	12·26	9·19	8·90	8·99
	Zusammen ...	8.768	7.247	3.460	6.930	4.302	100·00	100·00	100·00	100·00	100·00
		Weizen-Einfuhr Bulgariens									
1	Nordam. Ver. Staaten	1.236	1.927	3.658	4.136	—	21·52	22·63	44·09	43·83	—
2	Brit. Ost.-Indien ..	41	1.640	1.996	481	—	0·71	19·26	24·06	5·10	—
3	Rumänien	—	1.233	1.015	2.240	—	—	14·18	12·23	23·74	—
4	Russland	1.961	1.672	430	481	—	34·13	19·65	5·19	5·09	—
5	Niederlande	405	333	289	253	—	7·05	3·91	3·48	2·68	—
6	Andere Staaten ...	2.102	1.709	908	1.846	—	36·59	20·07	10·95	19·56	—
	Zusammen ...	5.745	8.514	8.296	9·437	—	100·00	100·00	100·00	100·00	—

Die Einfuhr nordamerikanischen Weizens nach *Gross-Britannien*, deren Uebergewicht Jahre hindurch andauerte, nahm im J. 1888 sehr stark ab; den Platz eroberte der Weizen Russlands, welcher nicht weniger als 37·46% der gesammten eingeführten Menge betrug, ungerechnet dass der grösste Teil des aus Deutschland nach den englischen Häfen gelangenden Weizens ebenfalls aus Russland entstammt. Seit d. J. 1872 ist dies der erste Fall, dass

russischer Weizen auf den Märkten Englands über nordamerikanischen Weizen die Oberhand gewann. Die Weizen-Einfuhr aus Ost-Indien war um etwas geringer als im Vorjahre, welches Jahr gegenüber den vorangegangenen zwei Jahren auch schon eine starke Abnahme repräsentirt. Noch grösser war die Abnahme der Weizen-Einfuhr aus Canada und Chili im J. 1888; die Weizen-Einfuhr aus Australien und Rumänien nahm hingegen zu.

In der Einfuhr *Frankreichs* v. J. 1888 wurde der nordamerikanische Weizen auch durch den russischen verdrängt, ersterer fiel v. 5·25 Millionen Hektoliter auf 2·22 Millionen Hektoliter, letzterer hingegen stieg von 2·56 Millionen Hektoliter auf 5·16. Uebrigens hatte in der Weizen-Einfuhr Frankreichs im J. 1876 der nordamerikanische Weizen noch sehr geringen Anteil, eine beträchtliche Menge lieferte Algerien, noch mehr die Türkei, worunter auch der Weizen Rumäniens eingerechnet wurde. Der Weizen aus Rumänien, dessen Einfuhr in den J. 1885 und 1886 noch sehr gering war, kam im J. 1888 in grossen Mengen auf die Märkte Frankreichs. Im J. 1888 nahm auch die Einfuhr aus anderen Staaten einen Aufschwung, Oesterreich-Ungarn war hiebei mit 627,000 Hektoliter teilhaftig.

Italien deckte im J. 1876 die grössere Hälfte des Bedarfes an Weizen aus den türkischen Provinzen, im J. 1888 hingegen schon mehr als ³/₄ Teile aus Russland. Die Weizen-Einfuhr nach Italien aus der österr.-ungarischen Monarchie begann im J. 1886 etwas grössere Dimensionen anzunehmen, anstatt weiteren Aufschwunges trat jedoch eine Abnahme ein.

An der Weizen-Einfuhr *Deutschlands* nahm die österr.-ungarische Monarchie mit 31·41% Teil, Russland nur mit 20·80%; im J. 1888 hingegen betrug die Teilnahme Russlands schon 45·33%. In diesem Jahre nahm auch die Verhältniszahl Oesterreich-Ungarns zu, jedoch die absolute Menge des nach Deutschland transportirten Weizens betrug nicht einmal die Hälfte der Menge d. J. 1876. Schon in diesem Jahre behauptete der Weizen aus Ungarn nicht mehr jene Stelle in der Einfuhr der deutschen Staaten, welche derselbe in den 60-er Jahren inne hatte; früher beherrschte Ungarn fasst unbeschränkt die deutschen, besonders die süd-deutschen Getreide-Märkte, in den 70-er Jahren war schon die Concurrenz Russlands und auch Amerikas sehr fühlbar. Die veränderten Verhältnisse illustriren sehr interessant die Daten über den Waarenverkehr des deutschen Zollvereines; nach diesen entstammten von der 8·6 Millionen Hektoliter betragenden Weizen-Einfuhr des Zollvereines im J. 1876 — 6·9 Millionen Hektoliter oder 80·23% aus dem österr.-ungarischen Zollgebiete, die Einfuhr aus Russland, welche in zweiter Reihe folgt, belief sich nur auf 1·4 Millionen Hektoliter oder 16·28%.

Endlich sei hier eine kurz zusammengefasste Tabelle mitgeteilt, in welcher die Production und der Verkehr einiger Staaten nebeneinander gestellt ist, und welche Tabelle als Ergebniss dieser beiden Daten die für den inneren Bedarf zurückgebliebenen Mengen ausweist:

Laufende Zahl	Land	Production im Durchschnitte der Jahre 1881-85	Production im Jahre 1886	Production im Jahre 1887	Mehreinfuhr (+) Mehrausfuhr (−) im Durchschnitte der Jahre 1881-85	Mehreinfuhr (+) Mehrausfuhr (−) im Jahre 1886	Mehreinfuhr (+) Mehrausfuhr (−) im Jahre 1887	Es verbleiben daher für den inneren Bedarf im Durchschnitte der Jahre 1881-85	Es verbleiben daher für den inneren Bedarf im Jahre 1886	Es verbleiben daher für den inneren Bedarf im Jahre 1887
		Millionen Hektoliter								
1	Frankreich	109·56	107·29	112·46	+13·68	+ 9·11	+11·57	123·24	116·40	124·03
2	Nordam. Ver. Staaten	153·36	160·94	160·63	−47·75	−31·82	−52·12	105·61	129·12	108·51
3	Brit.-Ost-Indien	[1] 96·23	86·61	96·88	−11·79	−14·54	− 8·94	84·44	72·07	87·94
4	Gr. Britann. u. Irland	[2] 29·35	23·00	27·67	+48·53	+41·31	+49·70	77·88	64·31	77·37
5	Europ. Russland	[3] 78·90	57·55	98·12	−26·48	−18·64	−27·95	52·42	38·91	70·17
6	Oesterreich Ungarn	15·20 [4] 39·43	15·73 38·13	18·45 53·31	−2·93	− 4·63	− 4·85	51·70	49·23	66·91
7	Italien	42·99	39·80	42·05	+ 3·34	+11·95	+12·71	46·33	51·75	54·76
8	Deutschland	31·48	34·85	37·00	+ 6·22	+ 1·57	+ 5·19	37·70	36·42	42·19
9	Belgien	5·71	6·03	5·99	+ 6·29	+ 9·15	+ 7·53	12·00	15·18	13·52
10	Algier	[5] 8·14	8·01	—	− 0·69	− 1·67	− 1·40	7·45	6·34	—
11	Niederlande	1·97	1·85	2·42	+ 3·22	+ 3·69	+ 4·05	5·19	5·54	6·47
12	Schweiz	?	?	?	+ 3·76	+ 4·12	+ 4·07	—	—	—
13	Schweden	1·18	1·33	1·52	+ 0·96	+ 0·88	—	2·14	2·21	—
14	Dänemark	1·60	1·82	2·10	− 0·07	− 0·34	− 0·02	1·53	1·48	2·08

Bei dem ansehnlichen Mehlverkehr wäre das Bild nicht getreu, wenn in obiger Tabelle nur der Weizenverkehr enthalten wäre, es wurde daher in die Ergebnisse des auswärtigen Verkehrs auch die Mehl-Ein- und Ausfuhr inbegriffen. Die für den inneren Bedarf zurückgebliebenen Mengen dienen nicht ausschliesslich dem Consum der Bevölkerung; ungerechnet der zu Industrie-Zwecken (z. B. Stärkefabrikation) verbrauchten Mengen, was füglich sehr gering ist, nimmt das Saatkorn grosse Massen in Anspruch und natürlich, wo immense Gebiete mit Weizen besäet werden, wie in Nordamerika und Russland, bleibt von den oben ausgewiesenen Mengen viel weniger für den inneren Bedarf, als in Frankreich und Gross-Britannien, in welchen Staaten der Bedarf an Saatkorn viel geringer ist. Bei den Mengen der einzelnen Jahre sind auch die angehäuften Vorräte, welche nur im folgenden Jahre exportirt werden, in Anbetracht zu nehmen. Es verblieb z. B. im J. 1887 in Russland eine unverhältnissmässig grössere Menge als in den Vorjahren, in dem nachfolgenden Jahre aber war die Ausfuhr Russlands eine riesige, derartig, dass hiedurch auch die Ausfuhr Nord-Amerikas verdrängt wurde.

Dr. Julius v. Vargha.

[1] Durchschnitt der J. 1884—1888. [2] Durchschnitt der J. 1884—1885. [3] Durchschnitt der J. 1883—1885. [4] Die Production Croatien-Slavoniens im J. 1885 (1·88 Millionen Hektoliter) ist im Durchschnitte inbegriffen. [5] Durchschnitt der J. 1882—1884.

AN DEN KÖNIG.

BENEDIKT VIRÁG (1752—1830).

Es kämpfet Philipp's furchtbarer Heldensohn.
Wohin sein Schwert den Donner der Schlachten trägt,
Heult bleiche Furcht und grausen Todes
Jammer erschütternde Seelenklagen.

Und sieh! ihm huldigt Asia: fürchtend blickt
Dem Unzwingbaren sie in das Angesicht,
Hinstreuend den erpressten Goldschatz
Zitternder Hand zu des Stolzen Füssen.

So brach des Parthers trotziger Hochmut auch
Ermüdend in der Schlachten Getös zuletzt:
Selbst bringt den Zoll er bangen Herzens
Roma's gescheutem, doch mildem Herrscher.

Des edeln Siegers Stärke zu ehren — ist
Oft Ruhm und Freude: staunend erfreut die Welt
Sich eines Titus, und ihn betet
Roma ob seiner Verdienste Glanz an.

Du übertrafst sie alle, mein Königsherr,
Du gnadenmilder! Siehe der Ungarn Volk!
Des unerschrocknen Mutes Streiter
Bringen ihr Herz dir zum Dankesopfer.

Nicht zage Furcht ringt ihnen das Opfer ab:
Sie ehren selt'ne Tugend, die *selbst* genügt,
Dass sonder Zwang sie einem König
Siegend erwerbe der Reiche viele.

ADOLF HANDMANN.

DENKMÄLER DER VÖLKERWANDERUNG.

(Schluss.)

Die Gestalt von fünfzehn Fibeln des Somlyóer Schatzes ist dieselbe, in welcher Lindenschmit (Handbuch S. 427) die Grundform der Spangenfibeln der Merovingischen Epoche sieht, welche in Gräbern der spätrömischen Zeit gefunden werden, doch sind diese mit Ausnahme der verzierten Verbindung des Halses mit dem Kopf und dem Körper stets glatt. Sie kommen auch bei uns vor, im Funde von Bakod, von Perjamos, so wie im Szabolcser

und Agramer Museum. Der Abbé Coché fand sie in Envremeu, Frédéric Moreau in Craanda, Chautre im Caucasus, doch sind diese alle aus Silber verfertigt; goldne mit Granaten verzierte ähnliche Spangenfibeln wurden zum erstenmale in Somlyó gefunden. Seitdem erhielt das Museum noch eine, aber viel kleinere, als Einzelfund aus dem Beregher Comitate von B. Podmanitzky.

Vierzehn von ihnen sind übrigens mit Silber gefüttert. Diese Technik



charakterisirt die späte römische Kaiserzeit und erhält sich bis in die byzantinische Epoche. De Linas bezieht den Ausdruck χρυσοκόλλητα der Byzantiner auf Schmuckgeräte dieser Technik, von welchen wir im Nationalmuseum verschiedene Exemplare besitzen; so die obenerwähnten Cicadenspangen und eine spätrömische ⊤fibel. Auch die gestanzten goldnen Gürtelverzierungen des Kunágotaer und des Tothier Grabfundes, so wie das Diadem

von Csorna erhielten erst durch ein solches Futter einen Halt; dieses aber wurde durch die Säuren der Erde vollkommen zerstört, so dass blos an einigen derselben wenig grünes Oxyd von ihm Kunde gibt. Selbst bei Münzen kommt dies vor, die durch ein Kupferfutter zwischen dem goldnen

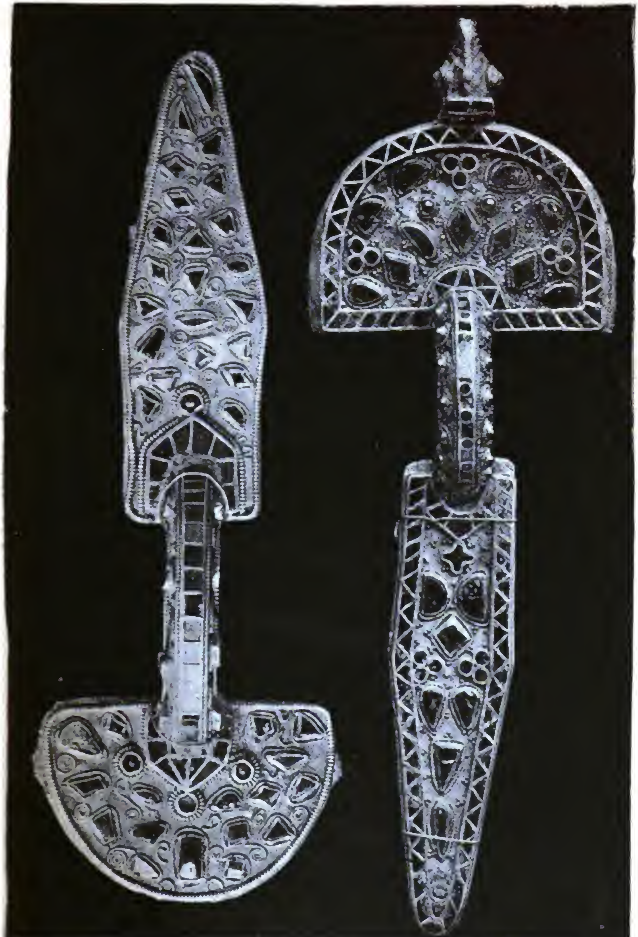


oder silbernen Avers und Revers gefälscht wurden und als nummi subaerati bekannt sind, denn auch die dünne gestanzte Silberplatte der Schmuckgegenstände der Verfallszeit erhielt oft ein Kupferfutter, z. B. der schöne Schildbuckel von Herpály oder der Schuhschmuck des zweiten osztropataker

Fundes. Da dieses Silber, oder Broncefutter nicht an die verzierte Goldplatte gelötet ist, sondern von dieser nur umfasst wird, können wird diese Technik weder dicke Vergoldung noch Plattirung nennen.

Charakteristisch ist bei den Somlyóer Spangenfibeln auch die Goldkörnerverzierung. Die minimalen Goldkügelchen sind bald einzeln bald in Gruppen an die Goldplatte gelötet, um jene Räume zu beleben, welche der Granatschmuck leer lässt. Auf einer Fibel, wo sie einzeln vorkommen, ist jedes Kügelchen von einem äusserst feinen tordirten Golddraht, wie von einem Bette umgeben. Diese Technik, welche am Schmuck der Völkerwanderungszeit häufig ist, kommt auf römischen Denkmälern kaum vor, doch finden wir sie auf etruskischem Goldschmuck schon in den ältesten Zeiten in bewunderungswürdiger Vollkommenheit häufig vor. Auf der Fassung der Amulette (Enkolpia), welche die Mönche des Berges Athos für die orthodoxe Welt noch immer verfertigen, finden wir manchmal dieselbe geduldprüfende Technik, die in neuerer Zeit Castellani in Neapel wieder erweckte. Diese granulirte Verzierung hat auf den Schmuckstücken der Völkerwanderung natürlich weder die Feinheit noch die Abwechslung und den Geschmack der etrurischen Kunsttechnik, doch auch so, wie sie von den sogenannten Barbaren geübt wurde, erfordert sie eine Pünktlichkeit, Geduld und Aufmerksamkeit, wie wir sie in jenen Zeiten kaum voraussetzen würden. Lindenschmit legt ein besonderes Gewicht darauf, dass die germanischen Fibelpaare stets einen individuellen Charakter haben, im Gegensatz zu den Gegenständen römischen und etrurischen Ursprungs, welche immer fabriksmässig massenweise verfertigt wurden, daher er auch den obenerwähnten Spangenfibeln, die identisch in den Gräbern von Ungarn, Deutschland, Frankreich und des Kaukasus gefunden wurden, römischen Ursprung zuschreibt, obgleich sie nie zusammen mit römischen Grabesbeigaben vorkommen und der Völkerwanderung angehören. Das Vorherrschen der Individualität bei den Denkmälern der Germanen, im Gegensatz zu der häufigen Gleichförmigkeit der Erzeugnisse der lateinischen Völker, dürfte unserer Meinung nach doch blos die grössere Beliebtheit und daher grössere Verbreitung einzelner Formen beweisen, nicht aber den römischen oder etrurischen Ursprung. Entscheidend ist in dieser Hinsicht nur die Handelsthätigkeit der Völker, gleichviel ob sie germanisch oder lateinisch sind, denn der Handel setzt überall Massenproduction voraus. Bei dem Somlyóer Schatze äussert sich übrigens, bei der Gleichheit der Hauptform, die germanische Individualität jedenfalls in der ganz verschiedenen Granaten- und Granulationsverzierung.

Wenn wir in der wechselvollen Ornamentation der Merovingischen Fibeln die Keime eines eigentümlichen germanischen Kunststiles erkennen, dürfen wir doch den unverkennbaren Einfluss der klassischen Traditionen nicht verkennen. Die Arbeit der Spangen, Ohrgehänge und des



22*



Gürtelschmuckes barbarischen Geschmackes zeugt von einer solchen Sicherheit und Fertigkeit der Hand, von solcher Geschicklichkeit und so feiner Ausführung, von solchen Handgriffen und Handwerksvorteilen, wie sie nur



durch eine viele Menschenalter vom Meister auf den Schüler übergegangene Kunstübung erlangt werden kann. Es entsteht also die Frage, wer die Goldschmiede waren, denen wir diese Schätze verdanken.

Die Stellung der Handwerker war immer eine untergeordnete in der Gesellschaft, sie gehörten nicht zu den regierenden Classen, welche überall durch die Grundbesitzer und neben ihnen durch die Kaufleute, in Rom neben den Senatoren durch den Geldadel der Ritter repräsentirt waren, während das Gewerbe in den Händen der Plebejer und der Freigelassenen blieb. Der Goldschmied hatte aber unter den Handwerkern eine vornehme Stellung, sein Gewerbe wurde als Kunst betrachtet; in Florenz gehörten die



Maler, Bildhauer und Waffenschmiede stets zur Zunft der Goldschmiede. Wer in uralten Zeiten durch körperliches Gebrechen zum Waffendienste untauglich war, der musste zuhause die Waffen und den Schmuck für den Stamm verfertigen. In der griechischen Mythologie ist Hephaistos lahm, die waffenschmiedenden Telchinen sind Zwerge, so wie auch in den germanischen Heldensagen Wieland der Schmied gelähmt ist und die Schwerter der Helden, die Schätze der Könige Zwergearbeit sind. Solche Arbeit wurde auch überall so hoch geschätzt, dass in den Sagen die Könige ihre Verferti-

ger gefangen halten oder ermorden, damit sie nicht auch anderen gleiche Werke verfertigen. Minos schliesst aus diesem Grunde den Dädalus ein, der syrakusische Tyrann verbrennt den Perillus in dem von ihm verfertigten Bronze-Stier. Diese Sagen wiederholen sich auch in der Völkerwanderung. Eugippus erzählt im Leben des heiligen Severin, dass Giza, die Rugierfürstin, die römischen Handwerker durch ihre Mannen aus Noricum rauben liess, um sie am andern Ufer der Donau bei sich anzusiedeln, wo sie die Goldschmiede gefangen hielt, welche den Schmuck für sie schmiedeten. Erst als der kleine Sohn der Fürstin sich neugierig zu ihnen schlich und sie sich seiner bemächtigten, erhielten sie ihre Freiheit als Lösegeld für das Kind wieder.

Der freie Germane der Vorzeit, so wie noch jetzt der Beduine oder der Montenegriner, hält jede Handarbeit für erniedrigend, nur der Krieg



und die Jagd ziemt seiner Ansicht nach dem Mann; wer dazu untauglich ist, so wie der Unedle, der Kriegsgefangene und der Sklave, möge sich mit dem Gewerbe das Leben fristen. Auch für die Gothen in Siebenbürgen verfertigten römische Gefangene oder Abenteurer und deren Schüler die Schmuckstücke nach dem Geschmacke ihrer Herren mit althergebrachter classischer Kunsttechnik.

Die Schätze der Barbarenfürsten der Völkerwanderungsepoche verdanken ihren Ursprung zum Teil den Geschenken der Römer, zum Teil sind sie das Ergebniss der Raubzüge, zum Teil das Erzeugniss heimischer Industrie. Jordanes, der Chronist der Gothen, erzählt uns, dass die Gepiden nach dem Tode Attilas und dem Zerfall seines Reiches, als die Erben der Hunnen nichts Anderes vom römischen Kaiser verlangten, als Frieden und vertragsmässige Neujahrsgeschenke (pacem et annua solemnia, ut strenas amica pactione postulaverunt), worauf der Kaiser auch gerne einging, daher, wie der Chronist schreibt, das Volk auch jetzt (um das Jahr 530) die gewohnten

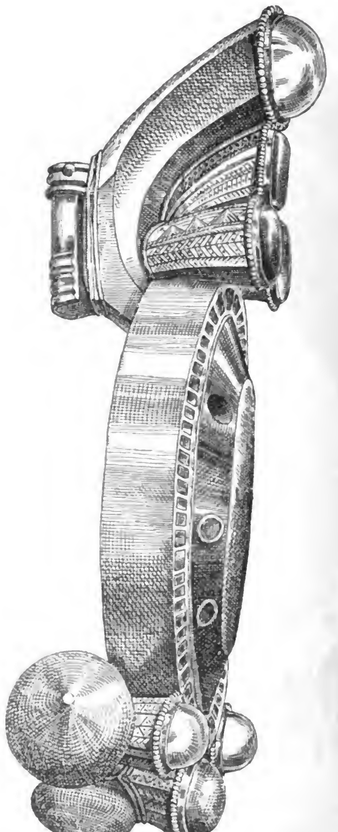
Geschenke von Rom d. h. Byzanz erhielt. Dass dies seit dem Beginn der Völkerwanderung immer geschah, das erwähnen die gleichzeitigen Schriftsteller; es war im Grunde ein Tribut, doch der römische Stolz gab ihm den Namen eines Geschenkes. Dies ist der Ursprung des grössten Teiles des ersten Somlyóer Schatzes. Die ungewöhnlich grossen vierzehn Kaisermedaillons sind alle in römischen Münzstätten wahrscheinlich zu solchen Zwecken geprägt, nicht für den Handel, sondern zu Geschenken, doch ihre Fassung zum Brustschmuck (phalera), die schweren Oehre und Rahmen wurden im Gothenlande verfertigt, so wie auch die schöne Bulla mit ihrem Granatenschmuck und der granulirten Verzierung. Auch bei dem zweiten Somlyóer Schatze halten wir das Goldfibelpaar, von welchem die eine Spange auf der ersten Tafel abgebildet ist, für ein Werk classischen Kunstgewerbes. (Wir bemerken hier, dass wir bei der vollkommenen Identität der zwei Fibeln bei jedem Paare consequent immer nur eine publiciren.)

Die Fibel S. 336, bei welcher die plastische Wirkung der edeln Hauptform den malerischen Eindruck der Edelsteine überwiegt, zeugt durch die discrete Verwendung der Edelsteine, die elegante Verzierung mit Goldkügelchen so wie durch die kleine Scheibe am Kopfe der Spange, welche mit dunkel-blauem und grünem undurchsichtigen Zellenemail geschmückt ist, von den besten Traditionen, wie sie sich in den griechischen Städten des Pontus noch reiner erhalten hatten, als in Rom selbst. Ueberhaupt finden wir die charakteristische Verschiedenheit zwischen dem classischen und barbarischen Kunststil darin, dass bei diesem das malerische, bei jenem das plastische Gefühl vorherrscht. Das Fibelpaar ist 12·6 Cm. lang, die grösste Breite 4·8 Cm.

Von classischer Technik, aber von germanischem Geschmack zeugt die Fibel Nr. 1, auf S. 337. Diese ist ganz von Gold ohne Silberfütterung, die einzige von Allen, bei welcher sich auch der Dorn unversehrt erhalten hat. Der Künstler hat den Kopf der Spange mit einem Schweinskopf und zwei Raubvögelköpfen sehr schön verziert, es sind glückliche Nachahmungen guter Originale; doch als er die durch neun tropfenförmige und dreieckige Almandine umrahmte und durch drei fernere Almandine in zwei Felder geteilte Fläche des halbkreisförmigen Fibelkopfes durch Reliefs beleben wollte, fehlte ihm das classische Vorbild und die dickleibigen doppeltgeschwänzten zwei Schlangen, die er hineincomponirte, sind einfach geschmacklos. Die Granatenverzierung des Halses und des Körpers ist wieder von guter Wirkung. — Die Spange ist 13·3 Cm. lang, 6·7 Cm. breit.

Der Künstler, der das Fibelpaar Nr. 2, mit besonderem Fleisse verfertigte, legte das Hauptgewicht auf die Farbenwirkung der abwechselnd mit grünen Pasten geschmückten Almandinenverzierung. Die ganze Spange ist von einem, sich von dem Goldgrunde abhebenden Zellenband umrahmt. Am Halbkreis des Kopfes sind es vierzehn kleine grüne Glaspastenscheiben,



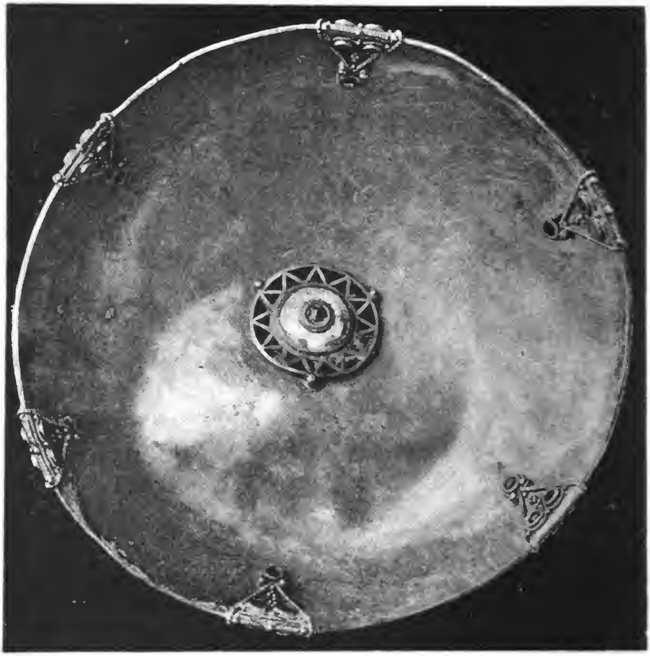


welche durch derart zugeschliffene Granaten verbunden werden, dass diese sich stets von beiden Seiten dem Pastenkreise genau anschliessen, was von einer ausgebildeten Technik des Edelsteinschliffes zeugt. Das Innere des Kopffeldes ist durch ein Kreuz gleicher Technik verziert, die



übriggebliebenen Räume werden durch längliche Granaten belebt. Den Rahmen des Körpers bildet ein gleiches Band, nur dass hier die roten Granaten und grünen Glaspasten abwechselnd im Dreieck combinirt sind. Ebenso ist der Hals verziert. Dieses schöne aber durchaus vom classischen Stile abweichende Fibelpaar ist 13·3 Cm. lang 4·3 Cm. breit.

Mit ähnlichem Geschmacke ist das Fibelpaar 1, S. 339 componirt, indem es ebenfalls von einem Granatband umrahmt wird, das hauptsächlich aus dreieckig geschliffenen Edelsteinen besteht, und das Kopffeld wie der Körper symmetrisch mit Granaten verziert sind, deren Kästen sich hoch



von dem Goldgrund abheben, welcher wieder durch Goldkügelchen belebt wird. Oben am Kopfe der Fibel bildet ein Raubvogelkopf den Knopf, an den Seiten des Kopfes findet sich aber keine Spur der Lötung vor, welche auch hier von einem Knopfe zeugen würde. Die volle Länge der Spange ist 18·5, die grösste Breite 6 Cm.

Die Reihe der mit vornehmem Geschmacke gearbeiteten Fibeln schliesst das Spangenpaar S. 340, deren Form von der Gestalt der übrigen insofern abweicht, dass der Kopf nicht einen Halbkreis bildet, sondern sich in Treppengestalt verjüngt, und der Körper bis zum Fusse breiter wird und beinahe im rechten Winkel abschliesst. Auch die Goldkügelchenverzierung ist verschieden, die Kügelchen sind hier einzeln zwischen den Granaten verstreut, jedes von ihnen mit einem tordirten Golddrahte umfasst. Die Granatenzier ist symmetrisch angelegt, jeder Goldkasten der Edelsteine von Golddraht eingefasst.

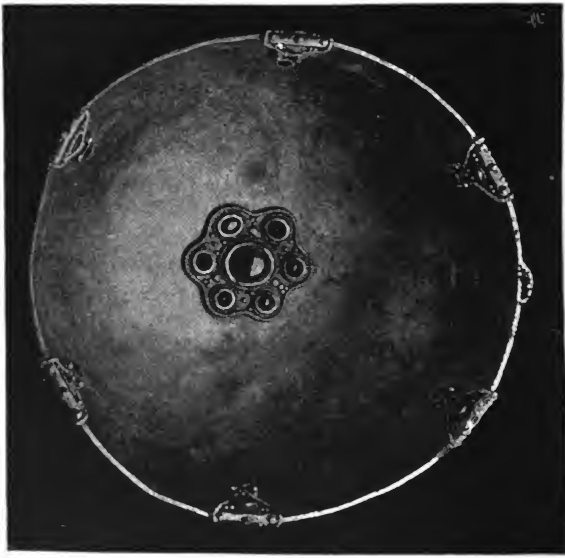
Die folgenden drei Fibelpaare S. 339, 2 und auf der Tafel zeigen einen roheren Stil, schon die ungewöhnliche Grösse von zweien beweist den wildern Geschmack des Barbaren, der seinen Reichtum zur Schau trägt. Die Symme-



trie ist bei der Granatenzier häufig verfehlt, die Kügelchenverzierung ohne Gefühl angebracht. Auf S. 339 finden wir statt dieser, Spiralgoldfäden auf den Grund zwischen den Granaten gelötet. Merkwürdig ist hier das kreuzförmige Ornament, auf der Tafel das Kreuz am Körper dieser Riesenfibeln; es sind Zeugen des Christentums, das uns in dieser Zeit bei den Westgothen nicht befremden kann, begleitete doch der Bischof Ulfilas den Auszug des Volkes unter der Führung Fritigerns und Alavivas. Die Länge der Spange S. 16 ist 17·6 Cm., die Breite 5·8 Cm., dagegen ist die Fibel auf der Tafel 24·5, jene der Spange daselbst 24·6 Cm., die Breite 8 und 7·5 Cm.

Eigentümlich und in ihrer Art einzig ist das Spangenpaar S. 341. Der Kopf ist wie bei den andern Fibeln halbkreisförmig mit doppelter Einfassung, die innere aus einem Granatenbande gebildet, die äussere eine rohe Nach-

ahmung des griechischen Ochsenaugmotives. Ein liegender Löwe bildet den Hals und Körper der Spange so, dass sein Hinterteil den Kopf der Fibel ausfüllt; der Rücken des Löwen war mit vier Edelsteinen verziert, von denen zwei verloren gingen, es erhielt sich ein Carneol und eine Glaspaste. Die Löwen wenden ihren mit granatäugigen, granatohrigen, mit einem Granathalsband verzierten Kopf der Eine nach rechts der Andere nach links hinaus,



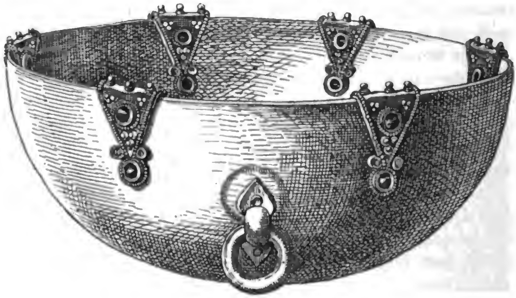
und legen ihre Vordertatzen auf den Fuss der Fibel, die in rechtem Winkel endet und ebenso wie der Kopf, mit drei Knöpfen und dem Ochsenaugenrahmen verziert ist. Am Fussfelde sehen wir eine stehende Greifgestalt mit verkümmerten Flügeln von roher Reliefarbeit. Die Länge dieser Goldspange ist 14·8 Cm., die grösste Breite 8·3 Cm.

Auch das Fibelpaar S. 342/43 und Tafel steht vereinzelt unter den germanischen Schmuckgegenständen, sowohl durch seine Schalenform, als durch die reiche Löwenverzierung, für welche nur der mit Tieren verzierte

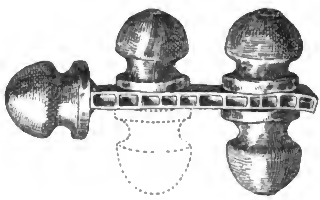
Kreis im Boden der figurirten Schale von Petreossa eine Analogie bietet. Die Gestalt unserer Fibel ist die einer umgekehrten halbrunden Schale mit schmalem Rande, von 10 Cm. Durchmesser, der Rand ist 1·4 Cm. breit. Oben ist die Fibel flach, in der Mitte erhebt sich eine Halbkugel von Bergkrystall von breitem Granatenkreise umgeben. Am Bauche der Schale sehen wir eine Reihe von fünf sich bäumenden Löwen in roher Arbeit getrieben, und zwischen ihnen ragt stets von oben ein aus halbkugelförmigen in goldene Zellen gefasstes Granaten-gebildetes Dreieck, die mittlere zehnte Zelle ist mit weissem Schmelz gefüllt. Am Rande der Schale, der nach aussen ebenfalls nach dem Ochsenaugmotive im Innern mit Granaten roh verziert ist, sehen wir acht liegende Löwenjungen, auf der einen Fibel regelmässig stets zwei sich gegenüber gestellt, auf der andern ist die Symmetrie vernachlässigt. Drei Oehre am Rande weisen darauf, dass Goldketten von der Schalen-Fibel herabhingen, ein fürstlicher Schmuck der späteren Kaiserzeit.

Von den zwanzig Spangen des Szilágy-Somlyóer Schatzes ist jedenfalls die Gewandspange auf S. 345 die kostbarste. Auch sie ist verschieden von den übrigen und gleicht den Spangen, die auf spätrömischen Denkmälern die Chlamys der Kaiser auf der rechten Schulter zusammenhalten, wie z. B. auf dem Silberschilde des Kaisers Theodosius, des unmittelbaren Nachfolgers der drei Kaiser, in deren Zeit wir diesen Fund zu versetzen hinlänglichen Grund haben, nur dass dort statt der Granatenverzierung die ovale Fibel mit Perlen umrahmt erscheint. Die Gestalt unserer Gewandspange gleicht einer römischen Lampe, siehe S. 346; das Mittelstück bildet ein ovaler edler Sardonyx von drei Lagen, 8·6 Cm. lang, 6·9 Cm. breit. Der Edelstein ist à biseau geschliffen, der schiefe Rand an acht Orten durchbohrt, und die Bohrlöcher mit einem goldgefassten Granat ausgefüllt. Den Sardonyx fasst ein schmales Zellenband von Granaten ein, in welchem nach vier dunkelroten Steinen stets eine grüne Paste die Reihe angenehm unterbricht. Die schmälere Spitze des Schmuckstückes bilden zwei ovale muglich geschliffene neben einander gestellte Carneole, über denen ein viereckiger grüner Smaragd gefasst ist und eine 2 Cm. im Durchmesser haltende Krystallhalbkugel den Abschluss bildet. Bei der Seitenansicht (S. 346) finden wir, dass dieser Letztere das Ende einer trinkhornähnlichen Fassung ist, an deren innerem Ende der Schuh des (verlornen) Dornes sich befindet. Dieser Dorn entsprang aus dem Kopf der wohlbekannten ⊤ Fibula spätrömischer Form, die von dem grossen Sardonyx und seiner Fassung verdeckt wird, nur die zwei Goldknöpfe der Fibel ragen über diese hinaus, während die Querstange durch zwei Krystallhalbkugeln und in der Mitte zwischen ihnen durch einen ovalen Carneol verziert ist. Drei kleine Ringe auf der Rückseite beweisen, dass auch von dieser fürstlichen Fibel Goldkettchen herabhingen.

Die nächste Analogie zu dieser Prachtfibel finden wir in der einen Gewandspange von Petreossa (Lindenschmit Handbuch XXXVIII, 5), nur dass bei dieser die Stelle des Sardonyx ein mit Granaten verzierter Goldoval vertritt. Auch die Sardonyxspange aus dem ersten Osztropatakaer Goldfunde, die aber der Granatenzier entbehrt, und die Nicolofibel aus Nagy-



Mihály, beide im k. k. Antikencabinete in Wien, welche Arneth ebenfalls dem Zeitalter des Valens zuschreibt, sind ähnlicher Form. Auch auf einem spätrömischen Elfenbeindyptychon des Antikencabinets trägt die Frauengestalt Romas auf der rechten Schulter eine ähnliche Gewandspange mit



herabhängenden Kettchen, doch ist diese nicht oval wie die oben angeführten, sondern viereckig.

Aus zusammengelöteten Golddrahtfäden wurde das Armband S. 347 gebildet, dessen innerer Durchmesser 10·5 Cm. ausmacht. Es besteht aus drei Goldröhren von je 1·9 Cm. Dicke, welche durch drei getriebene einfach verzierte 2·2 Cm. im Durchmesser haltende getriebene laubverzierte Kugeln verbunden sind.

Die an Metallwert kostbarsten zwei Stücke des Schatzes sind die zwei sich genau entsprechenden Goldschalen die wir auf S. 348 und 49 sehen. Ihr Durchmesser ist 13 Cm. die Höhe 3 Cm. In dem Mittelpunkte der Schalen erhebt sich eine weiss emaillirte Halbkugel aus einem breiten Granatenband von zickzackförmiger Zellengoldschmiedearbeit, welches diese im Kreise umgiebt. Die Spitze der Halbkugel deckt ein flacher kreisförmiger Granat. An den Rändern der Schale sind nach innen und aussen sechs dreieckige mit Granaten diskret verzierte Goldplatten angelötet, so wie auch auf der Aussenseite eine Oehre, in welcher ein massiver Ring hängt, um die Schale am Gürtel tragen zu können.

Die kleinere Goldschale, S. 352, 2, 10·5 Cm. im Durchmesser, ebenfalls 3·2 cm. hoch, ist nur durch ihre geringere Grösse und die noch geschmackvollere Verzierung des Inneren von der früheren verschieden.

Ausser diesen 24 grösseren Gegenständen fand man noch vier kleinere bei dem Schatze, nämlich einen mit Silber gefütterten Tierkopf (Hund? Löwe?) mit Granaten verziert, wahrscheinlich das Ende eines Arm- oder Halsbandes (auf S. 347), und drei sich genau entsprechende Schmuckgegenstände, deren Gebrauch wir nicht erraten konnten; es sind schmale, doppelte, in der Mitte mit Silber gefütterte Goldplättchen 6·4 Cm. lang, 1·4 breit, 4 Mm. schmal, an der einen Schmalseite mit Granaten verziert, während an den beiden Seiten vier Goldknöpfe, vorn der fünfte angelötet sind (siehe S. 352). Keines der drei, sich übrigens ganz gleichen Schmuckstücke ist vollständig, an dem Einen fehlt ein Seitenknopf, an dem Andern dreie, auf dem dritten alle viere.

Von welcher Seite wir immer den Szilágy-Somlyóer Schatz untersuchen, kommen wir stets auf das Resultat zurück, dass er in die Zeit des Valens, Valentinian und Gratian zu setzen ist.

Es ist allgemein anerkannt, dass die Schmuckgegenstände mit Granatenzier ausschliesslich in germanischen Gräbern und Schätzen gefunden werden, was Lasteyrie, wie oben angeführt, noch präciser ausspricht. Selbst jene Altertumsforscher, welche bei den kostbareren Schmuckstücken fest an ihrem byzantinischen Ursprung festhalten, ziehen dies nicht in Zweifel. Diese Granatenzier ist aber der charakteristische Grundzug des Somlyóer Schatzes, dessen Fundort an der Nordostgrenze Daciens liegt, das nur zu zwei Zeiten germanischen Stämmen unterthänig war, zuerst den Westgothen, als sie nach 270, nachdem Aurelian die römischen Legionen und Colonisten aus der Provinz herausgezogen hatte, diese gleich besetzten und durch ein volles Jahrhundert beherrschten, bis sie 375 vor den eindringenden Hunnen fliehend, durch Valens jenseits der Donau in Mösien angesiedelt wurden. Siebenbürgen kam zum zweitenmale wieder unter germanische Herrschaft, als die Gepiden nach dem Tode Attilas (453) und dem Zusammenbruch

seines Reiches Dacien als ihr Erbteil behielten, bis sie 566 von den Langobarden und den mit ihnen verbündeten Avaren geschlagen wurden, und der Oberherrschaft der letzteren sich unterwerfen mussten.

Der zweite Szilágy-Somlyóer Schatz beweist dadurch, dass er in der nächsten Nachbarschaft des Ersten gefunden wurde, seine Verwandtschaft mit diesem, der nach dem Zeugniss der gefundenen Medaillons in die Zeit des Valens gehört. Dasselbe beweisen die Analogien mit dem Petreossaer Schatze, welcher dem König Athanarich zugeschrieben wird. Wenn wir noch bedenken, dass Schätze nur bei plötzlich drohender, grosser Gefahr vergraben werden, und wir von dem Schrecken lesen, welchen die plötzlich unaufhaltsam heranstürmenden Hunnen verursachten, werden wir ihn für einen hinlänglichen Grund dafür halten, um diese Schätze, so wie den Petreossaer, und die Krasznaer Goldbarren, die ebenfalls mit der Münzmarke des Valens, Valentinian und Gratian versehen sind, dem Schooss der Erde anzuvertrauen und sie vor der Plünderung der Hunnen oder der Erpressung der römischen Beamten, zu denen das Volk sich flüchtete, zu sichern. Keine ähnliche Katastrophe traf die Gepiden, die sie zum Verlassen ihres Reiches gezwungen hätte. Ein volles Jahrhundert lang besassen sie Dacien und nach dem Abzug der Ostgothen auch Ungarn in Frieden; die Kaiser von Byzanz zahlten auch ihnen das Jahrgeld wie früher den Gothen und Hunnen, bis sie 566 von den Langobarden geschlagen und ihre Macht gebrochen wurde, doch die Sieger zogen schon 568 nach Italien. Die Avaren waren seitdem das herrschende Volk, doch die Gepiden wurden durch diese nicht ausgerottet oder von ihren Sitzen vertrieben; es scheint, dass sie nach und nach mit diesen sich vermischten und verschmolzen. Ihre Kunstthätigkeit können wir in Siebenbürgen wie in Ungarn nachweisen, aber der Szilágy-Somlyóer Fund erinnert nirgends an Justin und Justinian, überall an Valens und Gratian.

FRANZ V. PULSZKY.

Anmerkung. Bei genauer Untersuchung ergab sich, dass die drei nicht erklärten Schmuckgegenstände nur auf einer Seite mit je zwei Knöpfen verziert waren und den Seitenschmuck zum Kopfe der zwei grössten Spangenfibeln bildeten; das vierte Stück ist verschollen.

F. v. P.

OSMANISCHE VOLKSDICHTUNGEN.

«Wie Perlen, Diamanten und edel Gestein, in den Staub der Gasse getreten, so lagen die Schätze der türkischen Volksdichtung zerstreut umher, ohne dass sich jemand gefunden hätte, der dieselben sammelte, ohne dass jemand dieselben der ihnen gebührenden Aufmerksamkeit gewürdigt hätte,» mit diesen Worten leitet der ruhmvolle Kenner des Morgenlandes, der hervorragende Forscher der Türkensprachen, Hermann Vámbéry, die gelungenen Uebersetzungen des Dr. Kúnos ein. Dieser gelehrte Sammler hat wirklich alle zu grossem Danke verpflichtet, die sich mit Studien aus dem Gebiete der Philologie des Türkenvolkes oder des vergleichenden Folk-lore beschäftigen, indem er der Wissenschaft Schätze des türkischen Volksgeistes rettete,* welche sonst unter den auf das Türkentum ungünstig wirkenden gesellschaftlichen und politischen Umwandlungen spurlos verschwunden wären. Und doch ist gerade eine der interessantesten Blüten der türkischen Volksdichtung ihre üppige Märchenwelt, woraus der Urtext von 98 teils grösseren teils kleineren Märchen in einer der Lautlehre entsprechenden Umschreibung im unten verzeichneten ersten und teilweise zweiten Bande zu finden ist. Es kann nicht Aufgabe dieser Zeilen sein, Rechenschaft über all den Stoff abzulegen, der in den beiden starken Bänden aufgehäuft ist, oder darüber, was Kúnos in seinen beiden vorzüglichen Einleitungen als Ergebniss seines Sammelns zusammenfasst; ich will hier nur auf einige von selbst in die Augen fallende Analogien hinweisen, welche auf dem weiten Gebiete der Volksmärchen beinahe überall zu finden sind, und wünsche etliche philologische Bemerkungen an den gebotenen Stoff zu knüpfen, die der weitern Bearbeitung desselben förderlich sein dürften. Der verdienstvolle Sammler selbst denkt an die Arbeit, durch welche dieser Stoff in allen Richtungen ausgebeutet werden muss, indem er schreibt: «Es sei eine Aufgabe für die Zukunft, diese Märchen zu zergliedern, mit denen anderer Völker zu vergleichen und sich etwa ergebende Beweise aus denselben zu folgern.»

* *Oszmán-török népköltési gyüjtemény. I. kötet: Oszmán-török népmesék. Szóbeli közlés után gyüjtötte Dr. Kúnos Ignácz.* (Sammlung osmanisch-türkischer Volksdichtungen I. Band: Osmanisch-türkische Volksmärchen. Nach mündlicher Mitteilung gesammelt von Dr. Ignaz Kúnos. Budapest, herausgegeben durch die Ungarische Akademie der Wissenschaften, 1887. — In 8. XLV und 328 S. Preis 2 fl. 30 kr.)

— — *II. kötet: Oszmán-török népmesék és népdalok. Szóbeli közlés után gyüjtötte és fordította Dr. Kúnos Ignácz.* (Osmanisch-türkische Volksmärchen und Volkslieder Nach mündlicher Mitteilung gesammelt und übersetzt von Dr. Ignatz Kúnos. 1889. — In 8. XXXIV und 422 S. Preis 2 fl. 80 kr.)

Török népmesék, eredetijét gyüjtötte és magyarra fordította Dr. Kúnos Ignácz. Vámbéry Ármin előszavával. (Türkische Volksmärchen, in der Ursprache gesammelt und in das Ungarische übersetzt von Dr. Ignaz Kúnos; mit einem Vorwort von Hermann Vámbéry. Herausgegeben durch die Kisfaludy-Gesellschaft. Budapest, 1889. — In 8., VIII. und 202 S. Preis 1 fl. 60 kr.)

Das 13. Märchen mit seinem «Gib mir zu essen, Tischlein,» seiner Gold und Silber auswerfenden kleinen Mühle und seinem «Schlag ihn, Stöckchen» erinnert uns an gleiche Volksmärchen im Deutschen und im Ungarischen. Das 29. und 40. Märchen hat viele gemeinschaftliche Züge mit den neidischen Schwestern, einem Märchen aus Tausend und Eine Nacht (Pfennig-Ausgabe, übersetzt von Max. Habicht, Fr. H. von der Hagen und Carl Schall, X[5], 3—69, in der 426—436. Nacht). Das wiederbelebende Wasser kommt auch im Märchen vom Prinzen Mahmud in Tausend und Eine Nacht vor (X, 79—85, Nacht 438—9.) Diese Märchen stehen in näherer Verwandtschaft zu zwei deutschen Märchen, zu dem 96. und 97. in Grimm's Sammlung. Der kurze Inhalt des erwähnten türkischen Märchens ist folgender: Drei Mädchen sassen einst in einer ärmlichen Hütte und die eine sagte im Gespräch: «Wenn der Königssohn mich heiratete, würde ich ihm ein Zelt weben, worunter er sammt seinem Heere Raum hätte. Und ich, sagte die mittlere, würde ihm so viel Speise kochen, dass die ganze Einwohnerschaft seines Landes davon satt würde und sogar noch etwas übrig bliebe. Das ist noch gar nichts, sprach die jüngste, ich würde ihm Kinder mit goldenem Haar gebären. Der Königssohn hörte diese Reden, *heiratete die drei Mädchen*, das älteste wob das Zelt, das mittlere kochte die Speise und das jüngste gebar nach neun Monaten und zehn Tagen drei wunderholde Kindlein mit goldenem Haar, dass von ihrer Schöne selbst die Nacht erglänzte. Ihr königlicher Herr war eben ins Feld gezogen; unterdessen liessen die beiden neidischen Schwestern die kleinen Goldlockigen stehlen, und legten drei junge Hündchen an ihre Stelle. Als der König heim kam, geriet er in heftigen Zorn über seine Gattin und liess sie bis zum Gürtel in die Erde graben. Die Kleinen mit dem goldenen Haar werden von einem armen Manne auf der Strasse gefunden, heim getragen, erzogen und finden nach vielen Abenteuern ihren Vater und ihre unschuldige Mutter, mit denen sie glücklich und zufrieden leben, nachdem die bösen Schwestern ihre Strafe empfangen haben.

Eine eigentümliche Gestalt der türkischen Märchen ist der immer wiederkehrende *kahle* Bursche, der stets etwas Aussergewöhnliches erringen will, herculeische Arbeiten verrichtet, sein Ziel erreicht und glücklich wird; ja, sogar die Haare wachsen ihm aus lauter Anstrengung. Ein anderes eigenartiges Wesen ist das *Pferd*, das *Zauberross*, der *Kamer-taj* (Mondpferd) und der *Ajgïr* (Wasserfüllen). Das Ross war von Uralter her das Lieblingstier aller Türkenvölker, welches sie auf den fernen, grenzenlosen Steppen Mittel-Asiens mit Vorliebe züchteten, hegten und pflegten; und da es kein Wunder ist, wenn der Türke im Bilde der Heide das ewige Einerlei und doch stets Abwechselnde sah, wie der alte Grieche in der See: so ist es kein Wunder, dass der griechische Proteus sich in allerlei verwandeln konnte, was da kreucht und fleucht, in flüssiges Wasser, in gottentflammtes Feuer, in einen langbärtigen Löwen, in einen Drachen, in eine Pardelkatze, in einen gewaltigen Eber, in einen hochbelaubten Baum (Hom. Od. IV. 418. 456—8.), die Hexe aber im türkischen Märchen die Gestalt eines schönen Rosses, eines Hündchens annimmt (Märchen 74).

Das Aufgeben von *Rätseln* kommt in der türkischen Volksdichtung ebenfalls vor; wenn Jemand das Rätsel nicht lösen kann, muss er sterben. Als der Holzhacker im Walde (Märchen 10) Bäume fällte, erschien ihm ein Derwisch und

sprach: Weisst du auch, was der Mond ist, was der Stern ist, was Tag und Nacht ist? Kannst du binnen drei Tagen hierauf nicht antworten, so bist du verloren. Die jüngste Tochter des Holzhackers weiss zu antworten: der Derwisch ist der Padischah selbst, der Mond ist der König, der Stern ist der Vezir, der Tag ist das Volk des Guten, die Nacht das Volk des Bösen. Drei Sultanstöchter (in Märchen 41) möchten gerne heiraten, wagen es aber ihrem Vater nicht einzugestehen; die Jüngste gibt ihm einen Wink: sie reicht ihm drei Kürbisse dar, von denen einer ganz zusammengeschrumpft, der andere überreif, der dritte in voller Reife ist. Der Hodscha (Weise) des Königs versteht den Sinn des Bildes: die drei Kürbisse bedeuten das Alter der drei Mädchen. Aus den in der Dichtung anderer Völker vorkommenden Rätseln greife ich nur ein Beispiel heraus, jenes, welches dem Helden Zâl in der persischen Heldensage im Schahname aufgegeben wird (Vullers' Ausgabe, I, S. 208, V. 1416—S. 211, V. 1476): zwölf Bäume sind es, jeder hat dreissig Aeste, weder mehr, noch weniger in der Perser Land; zwei flüchtige Renner sind es, der eine weiss, der andere schwarz, unaufhörlich jagt einer dem andern nach und keiner kann den anderen einholen; siehe da, dreissig Reiter sind es, schaust du genauer hin, so fehlt einer, zählst du sie wieder, so sind es wieder ihrer dreissig, — und so fort, immer mehr gekünstelte Fragen durch die muslimische Symbolik hindurch, bis in das Gebiet der Lehre vom Jenseits hinein. Die zwölf Bäume sind die zwölf Monate; die dreissig Aeste die dreissig Tage derselben; der Schimmel ist der Tag, der Rappe die Nacht; die dreissig Reiter sind die dreissig Nächte des Mondes, die eine, welche fehlt, bedeutet die Neumondsnacht. Von dem richtigen Lösen der Rätsel als Beweis der Klugheit des Helden trennt nur ein Schritt jene Wendung im Volksmärchen, laut welcher man dem Helden durch das Rätsel oder eine Frage überhaupt eine Schlinge legen will und er seine Klugheit eben dadurch beweist, dass er eine widersinnige oder zweideutige Antwort gibt, weswegen man ihn für einen Irren oder Dummkopf hält und unbehelligt lässt. Als im Schahname (ed. Vullers, II, 677, 2718—678, 2735) König Efrâsijâb seinen Enkel Kej Chusrew (der sagenhafte Astyages den Sagenhelden Cyrus) verderben will, fragt er ihn: Wie erkennst du die Tage und Nächte? Was thust du mit deinen Heerden? Wie zählst du deine Ziegen und Widder? Chusrew antwortet: Es gibt kein Wild und ich habe weder einen Bogen, noch eine Sehne, noch Pfeile. Der König fragt hierauf, was er gelernt habe und wie sein Schicksal bisher gewesen sei; der Jüngling antwortet: Wenn ein Panther erscheint, bricht dem Tapfern aus Furcht das Herz. Efrâsijâb erkundigt sich um Irân, die Stadt Geng, um den Vater und die Mutter des Jünglings, worauf derselbe also antwortet: Der kampflustige Hund zwingt den wilden Leu nicht. Der Herrscher forscht weiter: Möchtest du wohl von hier nach Irân zum Könige der Tapfern gehen? Kej Chusrew spricht: Ein Reiter ritt vorgestern Nachts auf den Bergen und auf der Heide an mir vorbei. Auf die nächste Frage des Königs: Willst du nicht schreiben lernen? Wünschest du dich nicht an deinen Feinden zu rächen? antwortet sein Enkel: Schon ist keine Sahne auf der Milch; ich wollte alle Hirten von der Heide vertreiben. Hierauf sagt der König lachend, der Bursche sei ein Narr. Besonders in Anbetracht dessen, dass Vers 2724 auch noch der grammatischen Form nach zweideutig ist (čunîn dâde pâsuch ki derrende šîr, nejâred seg-î kârezârî bezîr, was sowohl dieses bedeuten kann: »So gab er ihm die Antwort,

dass: Der reissende Leu bezwingt den kampflustigen Hund nicht», als auch folgendes: «So gab er ihm die Antwort, dass: Den reissenden Leu bezwingt der kampflustige Hund nicht»), müssen wir den ganzen Auftritt als dem Zwecke des Dichters angemessen für vorzüglich ausgeführt erklären. Kej Chusrew selbst sagt später (III, 1335, 1239—40.), Gott habe ihm damals die Zunge gefesselt, und er sei dort an Ort und Stelle, wo er sass, im Geiste verwirrt worden, dass ihn Efrâsijâb für einen Mann ohne Herz und Kopf gehalten habe und nicht schleunigst gegen ihn grausam verfahren sei. Als Isfendijâr die eherne Burg mit List erobern will, verbirgt er in hundertsechzig Truhen ebenso viele seiner Helden und während er und seine übrigen Genossen als Kaufleute verkleidet die Truhen auf ihren Schultern in die Burg tragen, antworten sie einem Neugierigen, sie müssen ihren Verstand in den Truhen auf ihren Schultern mit schwerer Mühe fortschleppen (III, 1611, 2025—26.) Beiläufig sei bemerkt, dass diese Episode an das Märchen von Ali Baba und den vierzig Räubern aus Tausend und Eine Nacht erinnert (IX, S. 3—53, Nacht 374—386). Die hier angeführten dunkelsinnigen Reden des Schahname können natürlich nicht so naiv sein, wie die der Volksmärchen, die noch keines Dichters Künstlerhand berührte, z. B. in der 23. Märe der hier besprochenen Sammlung. Einst verliebten sich ein Bursche und die Tochter einer Hexe in einander. Sie warteten eine günstige Gelegenheit ab, als die Mutter nicht daheim war, und entflohen. Unterwegs wandte sich das Mädchen um und sah mit Schrecken, dass seine Mutter ihnen nacheile. Doch das Mädchen ist nicht vergebens die Tochter einer *džadi* (Hexe), es versteht auch die Zauberkunst. Es schlägt auf den Jüngling, flugs wird ein Garten aus ihm; dann schlägt es auf sich selbst und verwandelt sich in einen Gärtner. Die Hexe kommt hin und fragt den Gärtner, ob da nicht ein Bursche und ein Mädchen vorüber gegangen sei. Mein Lauch ist nicht reif, antwortet der Gärtner, er ist noch ganz klein. Deinen Lauch frage ich ja nicht, ruft die Hexe, sondern ob du einen Burschen und ein Mädchen gesehen hast. Mein Herz, erwidert der falsche Gärtner, das Grünzeug habe ich noch gar nicht versetzt, vielleicht nach zwei Monaten wird es zu gebrauchen sein, da kannst du darum kommen. Das Weib sieht, dass es aus der Rede dieses Menschen nicht klug werden kann; es kehrt um und hat sich kaum entfernt, als das Mädchen wieder auf den Garten und auf sich schlägt, worauf sich beide wieder in die ursprüngliche Gestalt verwandeln. Die Hexe blickt wieder zurück, sieht ihre Tochter mit dem Burschen fliehen, steigt sogleich in ihr Hexengefäss, verwandelt ihre Peitsche in eine Schlange und verfolgt das Pärchen. Zufällig wendet sich auch das Mädchen um, erkennt die Gefahr, schlägt auf ihren Geliebten, der verwandelt sich allsogleich in einen Backofen, sie selbst aber wird zu einem Bäcker. Die Hexe braust herbei und fragt: Meister Bäcker, hast du hier nicht einen Burschen und eine Maid gesehen? Meine Brote sind noch nicht gebacken, entgegnet der Bäcker, nach zwei Stunden magst du wieder kommen. Mein Lämmchen, kreischt das Weib, ich mag dein Brot nicht, ich möchte etwas von einem Mädchen und einem Burschen wissen. Ich bin auch hungrig, sagt der Bäcker, doch soll es nur erst gut backen, dann wollen wir essen. Die Hexe sieht, dass mit diesem Menschen nichts zu beginnen ist und fliegt zurück; sogleich wird aus dem Backofen und dem Bäcker wieder Bursche und Mädchen. Nach einer Weile sieht sich die Hexe wieder um und wie sie ihre Tochter mit dem Jünglinge dahineilen sieht, wird es ihr klar,

dass der Gärtner und Bäcker ihre Tochter war, der Garten und Backofen dagegen der Bursche; sie eilt ihnen auch zum drittenmale wütend nach. Das Mädchen gewahrt sie, verwandelt seinen Geliebten in einen See, sich selbst in eine goldene Ente, die auf dem See umherschwimmt. Die Hexe kommt an, will die Ente fangen, läuft nach rechts um den See, läuft nach links um den See und kann nichts ausrichten. Wütend eilt sie heim und ihre Tochter hat sie nie mehr gesehen.

Die Märe 7[illegible] fesselt unsere Aufmerksamkeit dadurch, dass ihr Stoff auch in der ungarischen Volksdichtung zu finden ist und von unserem Dichterfürsten Johann Arany als «Bauernmärchen» unter dem Titel «*A Jóka ördöge*» (Jóka's Teufel) in eine meisterhafte Form gegossen wurde. Der kurze Inhalt des türkischen Märchens ist folgender. Ein Holzhacker hatte eine böse Sieben, die stets das Gegenteil von dem that, was ihr Mann wollte. Er geht einst Holz hacken, sein Weib ihm nach und, wie dem auch geschah, kurz es fiel in einen tiefen Brunnen. Sie dauert ihn trotz alledem, es ist ja doch sein Weib; er lässt ein Seil in den Brunnen und zieht daran, oh Schrecken, einen Teufel herauf. Der ist auch froh, dass er aus der Nähe des bösen Weibes gerettet wurde, und um dem armen Holzhacker diese Wohlthat zu vergelten, sagt er ihm, er werde in eine Königstochter fahren und dieselbe nur auf Befehl des Holzhackers verlassen. Das geschah; man gibt aller Welt kund und zu wissen, die Königstochter sei schwer krank und wer sie heile, erhalte sie zur Gattin. Der Holzhacker erscheint, heilt sie, bekommt sie zum Weibe, erhält auch noch als Mitgift die Hälfte des Königreiches und wäre glücklich und zufrieden, wenn nicht eine Botschaft vom Könige des Nachbarlandes käme und ihn bäte, er möge auch seine Tochter heilen, da nun diese vom Teufel besessen sei. Der Holzhacker kann den Bitten seines Schwähers nicht widerstehen, geht hin und sagt dem Teufel mit bestürzter Miene, sein Weib sei aus dem Brunnen entkommen und folge ihm auf dem Fusse. Der Teufel erschrickt, verlässt die Königstochter, fährt zum Fenster hinaus in die Lüfte und wurde nicht mehr gesehen. Nur am Ende hat das türkische Märchen vom ungarischen abweichend so viel muslimische Färbung, dass der Holzhacker *beide* Sultanstöchter heiratet.

Durch den Glauben gerieten noch weitere arabische Züge und Gestalten in die Volksdichtung der Türken. Die *Anka* (weibliche Form des Beiwortes *anak*, langhalsig), bald der Vögel, bald aller Peris (Feen) Königin, der Vogel mit den smaragdenen Federn, in den arabischen Erzählungen der Zaubervogel, dem Namen nach bekannt, dem Leibe nach nie gesehen. Wenn man in grosser Not eine von der Anka erhaltene Feder verbrennt, erscheint sie und hilft dem Bedrängten. Im Märchen 82 erweist die demantene Feder einer Taube dem Hilfsbedürftigen denselben Dienst. Der Anka entspricht im Mythus der alten Perser *Vâraghna* oder *Vârenjana*, der mit dem Schwanze schlägt, und *Çaênô Mereghô*, der Adler-Vogel, der *Sîmurgh* in der persischen Heldensage (vgl. Vullers I., 139, 191, 222, 1664—6. III., 1112, 816), der jedoch zuweilen auch den Helden des Lichtes feindlich gesinnt ist (III., 1587. 1573. III., S. 1597. ff.), dann aber wieder dem Geschlechte Zâl's, den er mit seinen eigenen Jungen in seinem Neste erzogen hat, wohlwollend beisteht (vgl. Aurel Stein, Zoroastrian deities on Indo-Scythian coins, Sonder-Abdruck aus: Oriental and Babylonian Record, August, 1887, S. 5. Justi, Handbuch der Zendsprache, 274. 289.). Einigermassen

zu vergleichen ist der Vogel *Roch* in den Reisen Sindbads in Tausend und Eine Nacht (II., 173. III., 3 ff.).

Auch die *Sprache der Vögel* spielt in unseren Erzählungen eine hervorragende Rolle. Die Vögel können nicht nur die Sprache der Menschen sprechen (Mohl, Le livre des rois par Abou 'lkasim Firdousi, traduit et commenté, publié par Mme Mohl, Band V., S. IV.), wie *Bulbulhezâr*, das ist bulbul-i hezârdâstân, der tausendstimmige Sprosser, dieser Zaubervogel aus Tausend und Eine Nacht (X., 19.), und *Bulbul el-sijâk*, die Nachtigall der Klagetöne (eb. XI., 114), sondern sie haben auch eine besondere Sprache, welche nur Eingeweihte verstehen. Es ist merkwürdig, dass die Griechen die Sprachen der Barbaren bisweilen mit dem Gezwitscher der Vögel verglichen (Herod. II., 57. Aristoph. Aves 199 ff.). In der erwähnten Bauernmäre Arany's und im Romane Jókai's, Die weisse Frau von Leutschau (ungar. Ausgabe, Budapest, 1884, III. 161) finden wir je ein klassisches Beispiel der Vogel- oder Elstersprache, wie sie im Munde des ungarischen Volkes lebt: nach jedem Selbstlauter des Wortes werden die an das Geschwätz der Elster erinnernden Mitlauter *rg* eingeschoben und danach der Selbstlauter wiederholt. (Vgl. Polle, Wie denkt das Volk über die Sprache ? 29, 34, 35. G. H. Meyer, Stimm- und Sprachbildung 5.).

Aus dem arabischen Volksglauben und Volksmärchen gelangte der *Dschin* in die türkische Volksdichtung. Die Dschine wandeln auf der Erde oder fliegen durch die Lüfte, hausen in Friedhöfen oder kauern neben Heerden, entstehen aus Feuer und vergehen durch Feuer oder Sterne. Sie entführen die Sterblichen durch die Lüfte in ferne Lande und bringen sie wieder zurück; sie verteidigen ihre Schützlinge in allen Gefahren mit Wort und That. Sie können verschiedene Gestalten annehmen, sich auch in Ungeheuer verwandeln; sie schrecken und bestrafen die Bösen und belohnen die Guten. Die *Araber* selbst sind in den Volksmärchen der Türken schwarz, hässlich und böse; es gibt da Araber-Mädchen mit wundergrossen Mäulern und arabische Geister, deren Lippen so gross sind, dass sie mit der einen die Erde, mit der anderen den Himmel fegen. Unter die Gestalten arabischen Ursprungs gehört auch Frau *Emir*, eine Wahrsagerin des Märchens 97, endlich Frau *Merdschan*, die rote Perle, die Koralle, in Märchen 93.

Der Einfluss der Göttersage und des Volksmärchens der Perser ist an folgenden Gestalten wahrnehmbar. Die Volksmärchen der Türken kennen ebenfalls die Feen, *Peri* genannt, welche in einem eigenen Lande, unter einem eigenen Könige leben, grüne Gewänder tragen und sich in Schleier hüllen, wenn sie menschliche Gestalten annehmen. Sie werden zu Vögeln, zu Tauben, wenn sie sich auf Wanderung begeben. Sie sind zu dreien *(üčler)*, zu sieben *(jediler)*, zu vierzig *(kïrklar)* und bleiben nur so lange Feen, als irdische Liebe ihrem Herzen fremd ist. Sie entführen Sterbliche, damit dieselben ihre Könige und Königinen seien; sie lehren dieselben die Feerei und wehe dem Sterblichen, der ihrem sich auf dem Rücken eines Huhnes drehenden Palaste sich zu nähern wagt. Wenn sie ihrer Perischaft los werden wollen, erscheinen sie ihren Auserwählten im Traume und entflammen deren Herz in Liebe; auf diese Weise Bezauberte suchen dann ihr geliebtes Peri-Wesen, bis sie es finden. Der *Dev* ist der böse Geist *Dîv*, *Dêv* der Perser. Er zeigt sich bald in menschlicher, bald in tierischer Gestalt, hat Hörner und Sporen; manche sind unnahbar, weil sie aus Feuer bestehen, manche unsichtbar, weil sie

eitel Wind sind, doch alle haben einen Talisman und wenn der in die Macht des Menschen gerät, so ist ihre Kraft und Herrlichkeit zu Ende. Sie hausen in Höhlen und Palästen, in den Tiefen von Brunnen gebaut, und nähren sich von Menschenfleisch, vorzüglich vom Fleische junger Mädchen. Obwohl sie meistens Riesen sind, zittern sie doch, wenn sie nur den Namen solcher Helden hören. wie Mehemed Schah, der rote Schah oder Prinz Sulejman. Viele von ihnen stehen in Diensten der Peris und hüten der Feen Gärten; sie sind Feinde derjenigen, die ihnen mit feindlichem Sinne nahen und denen gewogen, die ihnen freundlich sind. Ihre Mutter ist die *Deven-Frau*, die Grossmeisterin der Teufel, die Hüterin der Bezauberten. Ihre langen Brüste sind sackähnlich über ihre Schultern geworfen und wenn sie so dem auf Abenteuer ausziehenden Helden in den Weg tritt, dann ist er verloren, wenn er sie nicht Mütterchen heisst oder an ihren Brüsten nicht saugt. Wer ihr freundlich entgegenkommt, den nimmt sie als ihr Kind an, hilft ihm in allen seinen Unternehmungen und opfert selbst ihre eigene Brut auf, damit nur ihr angenommenes Kind an sein Ziel gelange. Der gefährlichste der Deven ist der Wind-Dev, gegen jegliche Waffe gefeit, keinem Auge sichtbar, flüchtiger als der Wind. Es gibt einen grauen Dev, einen Dev ohne Nägel, einen Dev mit Schellen, der Hörner von der Grösse einer Tanne hat, woran Schellen hangen, so gross wie die Kuppel eines Bades.

Auch der Greis *Pir* stammt aus Iran; das Wort heisst auf persisch alt, greise. Er zeigt sich meistens in Traumgesichtern, erteilt guten Rat, hilft dem Helden im Kampfe gegen die bösen Geister und ist Meister aller Zauberkünste. Seine Lehrlinge sind meistens Sultanstöchter, die aus fernen Landen in der Gestalt von Tauben zu ihm hin fliegen, von ihm Zauberei lernen und demjenigen ihrer Freier ihre Hand reichen, der den Aufenthaltsort und den Namen des Pir weiss. Im Traume erscheint den Menschen auch der *Derwisch* (persisch der Dürftige, der Arme, mit muslimischer Färbung der Bettelmönch), lässt die Prinzen und Prinzessinen sich in einander verlieben, erscheint, wenn sie in Gefahr schweben, und verhilft ihnen mit Zauberstöcken und Zaubernadeln zum Siege über die bösen Geister. Von dem Zauberapfel, den er ihr reicht, gebiert die unfruchtbare Königin; dem Kinde gibt er einen Namen und er beschützt es sein Leben lang. Er wird am meisten geachtet und gefürchtet unter den Alten der türkischen Volksdichtung. Im Märchen 70 gibt der Derwisch einem armen Burschen einige Haare von seinem Haupte und verspricht ihm, wenn er in grosser Gefahr diese Haare verbrenne, werde er ihm zu Hülfe eilen. Der *Apfel* hat auch in der türkischen Volksdichtung dieselbe Bedeutung wie in der ungarischen und auf dem weiten Gebiete der arischen Sprachen: derselbe, oder nach örtlichen Umständen die Orange oder Citrone, bedeutet die weiblichen Brüste, dann das lose Schäckern der Liebe, auch die sinnliche Liebe selbst. Unter den türkischen Volksliedern der besprochenen Sammlung (II, 392) lesen wir folgendes: turunč gibi memeler var, wie die Orangen sind meine Brüste, und (II, 379): dedim turunčlarïn, dedi kojnumda, in einem dialogischen Liede: Ich sagte: deine Orangen; sie sagte: auf meiner Brust; dann die eigentümlichen, mit dem Inhalt des Volksliedes nur in einem lockeren, manchmal der weiteren Erklärung bedürftigen Zusammenhange sich befindenden Anfänge, die auch im ungarischen Volksliede zu finden sind: altun tabak on elma, bešin al bešin alma, Ein goldner Teller, zehn Aepfel, nimm

fünf und fünf nimm nicht; elma attïm geline, gelin almaz eline, einen Apfel warf ich der Braut zu, die Braut nimmt ihn nicht in die Hand; elma verdim almazsïn, einen Apfel gab ich dir, du nimmst ihn nicht. Ebenso in einem älteren ungarischen Volksliede: Három alma meg egy fél, Kérettelek, nem jöttél, drei Aepfel und ein halber, ich liess um dich werben, doch du wolltest mich nicht. All' dies bezieht sich auf die alte Sitte, dass der Bursche in das Haus des Mädchens Aepfel sendete; wurden dieselben angenommen, so konnte er seine Werbung anbringen, wies man dieselben zurück, so war es besser, wenn er sich gar nicht blicken liess. Die Aehnlichkeit des ungarischen Volksliedes mit dem türkischen erstreckt sich sogar auf den diesen accentuirenden Poesien eigenen Rhythmus: die Zeile zerfällt in beiden in zwei Teile zu je vier Silben oder zu vier und drei Silben; in jedem dieser Versteile hat die erste den Hochton, die übrigen drei oder zwei Silben fallen in die Senkung des Tones; der Satz ist dermassen gebaut, dass jeder Teil der Zeile grammatisch Selbstständiges oder Zusammengehöriges enthalte.

Gestalten der persischen Göttersage sind noch folgende in unseren türkischen Volksmärchen. Der *Drache*, persisch *eždęrhâ*, der mit dem Menschen und mit den übrigen Geistern in ewiger Fehde lebt und beständig nach jungen Mädchen trachtet; Frau *Džadi*, die Hexe, vom persischen *džâdû*, Zauberei, Zauberer. Von derselben wird in den türkischen Volksmärchen ausdrücklich hervorgehoben, dass sie voller Lug und Trug sei. Hierin bemerke ich einen uralten Zug persischen Glaubens und persischen Sittenlebens: im Avesta heisst *draogha* lügnerisch und als männliches Hauptwort Lüge; in den altpersischen Keilinschriften ist *drauga* Lüge, *durudž* lügen; im Neupersischen *durûgh* Lüge; jedoch das aus demselben Stamme herzuleitende altbaktrische *drudža* bedeutet lauter weibliche, böse, lügnerische Wesen, Hexen. Ob wohl die *Drude*, *Trude* der deutschen Göttersage auch diesem Stamme entsprossen ist? Dass die Lüge nach persischer Anschauung eines der grössten Laster und die Wahrheitsliebe eine echt persische Tugend sei, darüber s. Mohl a. a. O. VI, 305. VII, 77, 218, 390. Vullers, I, 363, 785—7, 489, 910 ff. II, 595, 1327. III, 1343, 1398, 1510, 250. Herod. I, 136. 138.

Doch all die anregenden Punkte, welche die besprochene Sammlung darbietet, auch nur zu berühren, gestatten mir die Grenzen einer Recension nicht. Dr. Kúnos hat durch das emsige und mühevolle Sammeln, durch die sorgfältige und wissenschaftliche Herausgabe und Erläuterung dieses wertvollen Stoffes der Volkskunde einen grossen Dienst geleistet.

Dr. Karl Pozder.

EIN PSEUDO-ÁRPÁDE.

I. Der echte Prinz Andreas «der jüngere».*

Er ist der jüngere Sohn des Königs Stephan V. von Ungarn und der kumanischen Elisabeth. Da ihn Ladislaus IV. in seinem Schreiben an Rudolf von Habsburg 1276 «achtjährig» nennt, ist er 1268 geboren.

In zarter Jugend wurde er, 1272, noch zu Lebzeiten seines Vaters, von dem Bane von Croatien, Joachim v. «Pektár», insgeheim nach Oesterreich entführt. Obzwar der Grund dieser Entführung nicht klargestellt ist, können wir mit ziemlicher Sicherheit annehmen, dass sie mit Wissen Rudolfs von Habsburg erfolgte, der durch eine Verlobung seiner Tochter mit dem präsumtiven Erben und Stammhalter der Árpáden, den dem Hause Anjou durch Vermählung Karls des Lahmen mit der ungarischen Maria in Aussicht gestellten Hoffnungen die Spitze bieten wollte. — Wir dürfen aber auch annehmen, dass — obwohl Joachim erst wieder 1274—1276 sich der offenen Gnade des ungarischen Hofes erfreute und bis dahin als Hochverräter declarirt wurde — die Entführung mit Wissen der schönen Mutter Elisabeth, die eine Verlobung mit der Kaiserstochter gerne gesehen hätte, erfolgt sein musste.

Prinz Andreas erhielt nach seiner Heimkehr, schon 1276, das den mutmasslichen Tronfolgern gebührende Herzogtum Slavonien, und da die Frage der Fortpflanzung der Familie mehr und mehr in den Vordergrund getreten, begann man frühzeitig dem Prinzen eine Lebensgefährtin zu bestimmen. Rudolf v. Habsburg hatte nicht nur die Möglichkeit dessen vor Augen, dass durch eine Vermählung seiner Tochter mit Andreas die Krone Ungarns seiner Familie näher gebracht werden könnte, — er brauchte auch einen Bundesgenossen gegen seinen mächtigen Feind, Ottokar II. von Böhmen. Nachdem sich nun sowohl in Wien, als in der ungarischen Königsburg gemeinsame Interessen und Neigungen begegnet, lag eine Allianz des Prinzen mit einer Habsburgerin nahe.

Wir kennen schon einen Brief Ladislaus IV. aus dem Jahre 1274 an Kaiser Rudolf, in Betreff der Verlobung seines Bruders Andreas mit Rudolfs Tochter.**

* Er ist so zu nennen, weil des Königs Andreas II. gleichnamiger Sohn gleichfalls nur als Prinz in der Geschichte seiner Familie figurirt.

** Wenzel IV. Nr. 19, 20, 21: «super *matrimonio contrahendo inter filiam vestram principaliter, si exstat, aut filii vestri vel filiae seu sororis filiam et fratrem nostrum carissimum Andream, Inclytum Ducem Slavoniae et Croatiae*, infra octeanum constitutum, de omnium Procerum et Baronum vestrorum (!) consilio, magnifico (Meinhardo) Comiti Tyrolensi et Goritiæ, cognato nostro caro, vices nostras duximus committendas.» (19.)

«Super iniendis arrhis, sponsaliis seu *matrimonio contrahendo nomine ejusdem Ducis Andreae, fratris nostri carissimi, inter ipsum Ducem Andream ac filiam domini R. Serenissimi Regis Romanorum*, seu filii sui vel filiæ aut sororis filiam, quamvis

1276 drückt ein ungenannter Bischof dem Kaiser seine Freude über die Verlobung der Kaiserstochter Clementine mit dem Prinzen Andreas aus.[1] Am 13. Juli 1277 wurde zwischen Rudolf und Ladislaus ein Bündniss geschlossen, welches die factische Verlobung des Prinzen Andreas (Statthalters von Slavonien) mit Rudolfs Tochter Clementine besiegelte. Nachdem die Clausel gestellt war, dass dies nur Giltigkeit habe, wenn Rudolfs Boten an dem Prinzen kein wesentliches leibliches Gebrechen finden würden («si defectus notabilis expers repertus fuerit, sponsalia solida manebunt»), bestimmte man auch den Modus zur Ansetzung des Hochzeitstermines.[2]

Noch deutlicher spricht sich über die Verlobung Andreas' ein Schreiben des Papstes Nikolaus III. an den Prinzen Carl Martell von Neapel ddo. 1280 aus, welches folgende Stellen enthält:[3] «Nicolaus ... nobili viro Carolo ... filio Caroli Siciliæ, et ... nobili mulieri Clementiæ, natæ ... Rudolphi.» «*Verum licet inter te, filia Clementia, et quondam Andream, germanum carissimi in Christo filii Illustris Regis Vngariae, avunculum tuum, praedicte Carole, tum viventem, sponsalia dudum contracta dicantur*» «*etiamsi inter te, praefata Clementia, et praedictum Andream ... sponsalia vera fuissent.*»

Aus der Hochzeit ist Nichts geworden, da der junge Prinz bald nach diesem Vertrage aus dem Leben schied.

Das Datum seines Todes ist nicht mit Sicherheit festzusetzen. — Rudolf wurde nach seinem Siege über Ottokar durch eine Gesandtschaft von dem Tode des Prinzen verständigt. Aus diesem Anlasse schrieb er 1278 an Ladislaus u. A.: «*licet dilectus nobis quondam* (Andreas) *illustris filiae nostrae sponsus, ut dicitur, cursu proh dolor nimis praecipiti viam transiverit brevis vitae*».[4] Dies ist die erste Erwähnung seines Todes. Da wir nun wissen, dass der venetianische Andreas (nachmals König seines Namens III.) nur nach unseres Prinzen Tode die Statthalterschaft Slavoniens erhalten konnte, und wir von ihm schon eine Urkunde ddo. 27. Mai 1278 als Statthalters Slavoniens besitzen und es mit Sicherheit anzunehmen ist, dass er schon vor 27. Mai 1278 das dem Tronfolger gebührende Slavonien verwaltete: *ist Andreas aller Wahrscheinlichkeit nach Anfangs 1278 gestorben.*

inter absentes, spiritus tamen unione præsentes, proponendum, tractandum, matrimonium contrahendum per verba de præsenti aut quolibet amminiculo juris....» (20.)

«Super quo utique, et super hoc præcipue *quod filiam nostram inclyto A. filio vestro cupitis matrimonialis vinculi foedere couniri* quod auxit in pectore nostro diffusius materiam gaudiarum.» (21. Brief Rudolfs an Andreas Mutter Elisabeth.)

[1] Wenzel IV. Nr. 47. «Sane *super sponsalibus inter Dominam nostram, filiam vestram* (Clementinam), *et illustrem Principem (Andream) Ducem Slavoniae,* de consensu sanctissimi Patris nostri et Domini, Sanctæ Rom. Ecclesiæ Summi Pontificis laudabiliter ordinatis laudes omnipotenti Deo referimus.»

[2] Fejér V. 2. 388 seg. 9: «*Et sponsalia contracta inter illustrem A. ducem totius Slavoniae et Croatiae, fratrem ipsius regis Hungarie et filiam nostram Carissimam Clemenciam, matrimonio subsecuto,* die adhoc per Ladislaum illustrem Regem Hungarie et per nos, vel per intermedios nuncios nostros solempnes, laudabiliter consummentur» dat. Wienne III. Idus Julii, indictione V. Anno Domini 1277.

[3] Fejér VII. 2, 86/87.

[4] Fejér V. II. 456.

Dass sein Tod schon Ende 1277 erfolgt sein soll, scheint deshalb nicht wahrscheinlich, weil es schwer glaublich ist, es hätte Rudolf die Nachricht von dem Tode seines zukünftigen Eidams erst 8 Monate nach dessen Tode (dann müsste Andreas am 31. Dezember 1277 gestorben sein) erhalten, oder dass er, falls ihm der Todesfall schon früher bekannt war, volle 8 Monate gewartet haben sollte, ehe er Ladislaus sein Beileidsschreiben übermittelte.

Rudolfs Pläne sind durch den Tod Andreas' nicht beeinträchtigt worden. Er hatte seine Idee, die Krone Ungarns dem Hause Habsburg nahe zu rücken, nicht aufgegeben. Nachdem der eine Erbe der Krone frühzeitig verstorben war, verlobte er die demselben bestimmt gewesene Tochter Clementine einem zweiten präsumtiven Tronerben Ungarns, dem Prinzen Carl Martell von Neapel, dem ältesten Sohne der ungarischen Maria. Clementinens Sohn ist als Carl I. auf den Tron Ungarns erhoben worden, und ihre beiden Verlobungen sind der Ausgangspunkt aller jener Vorgänge, auf deren Grundlage die Krone der Árpáden erst vorübergehend, dann bleibend auf die Nachkommen Rudolfs von Habsburg gelangt ist.

II. Die falschen Andreas.

So unglaublich es bei dem urkundlich sichergestellten, frühzeitig erfolgten Ableben des Prinzen Andreas des jüngeren auch klingt, ist es doch nicht minder sichergestellt, dass nach seinem Tode in kürzerem und längerem Zwischenraume sich Betrüger die Rolle des Frühverstorbenen beigelegt. Das hierüber mir bekannt gewordene chronistische und urkundliche Material äussert sich in dieser Angelegenheit folgendermassen:

a) Oefele II. 339: 1290 ist der König von Ungarn getödtet worden, dem Juno (= Andreas) von Ast (= Este) gefolgt. Der Bruder des Königs von Ungarn (= des Ladislaus IV.) *ist ertränkt worden*, wodurch der Graf von Ast zur Herrschaft gelangte.

b) Hist. Austral. plen. ap. Freher I. 480: Ladislaus, König von Ungarn wurde durch einen Kumanen getödtet, *und Einer, der sich für den Bruder des Ladislaus ausgab und mit Gewalt die Krone an sich reissen wollte, wurde ertränkt.*

c) König Andreas III. selbst sagt in einer Urkunde ap. Katona VI. 1023: »Als wir . . . auf Grund des Rechtes und der Erbfolge zum Könige Ungarns erhöht wurden *und Jemand, der sich den Namen eines Prinzen Andreas beilegte* . . . sich gegen unsere Majestät erhob . . .»

d) Dlugoss in seiner Hist. Polon. VII. 856 sagt, dass noch König Ladislaus selbst, aus Furcht, dass die wegen seiner Schandthaten ihm nicht geneigten Unterthanen den Prinzen Andreas vorziehen könnten, diesem, den er verjagt oder der aus der Gefangenschaft geflüchtet, Verfolger nachsandte, die ihn hätten tödten sollen. Andreas flüchtete, als er hievon Nachricht erhielt, nach Polen, wo er zuerst zu seiner im Kloster zu Sandecz sich aufhaltenden Tante Kunigunde (= Tochter Béla's IV.) gelangte, die ihn auf Grundlage eines an seinem Leibe befindlichen Merkmals erkannte und ihn einige Tage bei sich hielt. Hierauf wurde ihm durch Przemysl, Herzog von Krakau und Grosspolen, Aufenthalt auf der königlichen Curie Chrobertz geboten.

Einige Ungarn, von Ladislaus aufgehetzt, besuchten ihn nun in Chrobertz und logen ihm vor, dass sie vor Andreas geflüchtet und sich nun zu ihm, als seine treuen Anhänger, begeben. Sie lockten ihn zum Flusse Nida bei Chrobertz und ersäuften ihn daselbst. Der Körper des Ersäuften wurde von einigen Fischern im Flusse Nida gefunden, worauf man ihn erst in das Kortzirer Minoritenkloster, dann über Anordnung der Herzogin Kunigunde von Krakau, seiner Tante, am 18. November in das Sandeczer Kloster, wo sie Nonne war, überführte.*

e) Am 26. März 1317** schreibt König Robert von Neapel, Sohn der ungarischen Maria, der Schwester des Prinzen Andreas des jüngeren, Folgendes an den König Sancho von Majorka:

»Das Schreiben Euer Liebden (vestre fraterne) hat mir zu wissen gegeben, dass Euer Kerker jemand eingeschlossen hält, der sich für einen Bruder der Frau Königin, unserer Mutter, halten und sich allgemein «Prinz Andreas» nennen lässt, was ohne Zweifel jeder Wahrheit entbehrt und alle Zeichen der Lüge an sich trägt. Prinz Andreas, guten Andenkens, Bruder dieser unserer Mutter, ist schon seit dem Verlaufe von 30 Jahren dem Erdenlichte entrückt, wie dies in ganz Ungarn und in den anderen ihm angrenzenden Gegenden überall offen und notorisch bekannt ist. Auch ist nach dem Tode des Herrn Ladislaus, ruhmvollen Andenkens, Königs von Ungarn, erstgebornen Bruders unserer erwähnten Frau Mutter, seitdem schon 20 Jahre verflossen sind, niemals jemand erschienen, der vor dem Herrn Papste, Cardinälen, seinen zu verschiedenen Zeiten nach Ungarn abgeschickten Gesandten, oder vor unserer erwähnten Frau Mutter irgend welche Andeutungen über den genannten Andreas, über dessen Befinden und Leben gemacht hätte. Weil nun durch solche der Wahrheit entbehrende Dinge das Volk meistens zu falschen Meinungen und zu Aufregungen verleitet wird, haben wir mit unserer erwähnten Frau Mutter Vorsorge getragen, dass dieser Lügner an sicherer Stelle unter verlässlicher Bewahrung festgehalten werde, damit er die Völker Ungarns durch Vorspiegelung seiner lügnerischen Behauptung nicht zu irgend einem Scandale verleite. Weshalb wir Euer Liebden inständigst bitten, den genannten Betrüger, wenn es beliebt unter verlässlicher Bewahrung nach Montpellier zu senden und durch Euere Leute dem Seneschal der Provence oder demjenigen seiner verlässlichen Boten, der Euch diesen Brief überbringt, dies zu wissen zu geben, damit man den Betreffenden in die Provence und in Haft in irgend ein sicheres Schloss bringen könne.« ... So weit das Schreiben an den König Sancho.

Vom selben Datum (zu Neapel) ist ein Erlass des Königs Robert, wahrscheinlich an den Seneschal gerichtet, der Folgendes enthält:

«Wir wünschen und gebieten deiner Treue, dass du sofort nach Erhalt des Vorliegenden irgend einen verlässlichen Special-Boten, auf dessen Treue unbedingt zu rechnen ist, zur gehörigen Zeit mit geeignetem Gefolge nach Montpellier

* Dlugoss' Erzählung ist durchaus mit Unwahrscheinlichkeiten, stellenweise mit Unmöglichkeiten vermischt; sie gilt eben nur als Ergänzung der von Anderen angeführten Ersäufung eines angeblichen Prinzen Andreas, der der Bruder Ladislaus IV. sein soll.

** Registri Angioini B. 208, Acten Roberts I. Band 142, publicirt in Diplomatiai emlékek az Anjoukorból I. 208.

schicken sollst, damit er daselbst den genannten Andreas übernehme, in die Provence führe und diesen Betrüger unter sicherer Bewahrung in irgend ein Schloss bringe, wo er nach deinem Gutdünken unter eifriger und verlässlicher Bewachung besser und sicherer in Haft gehalten werden könne.»

Resumiren wir nun das Bisherige, so stellt sich heraus, dass auf Grundlage der Urkunden des Königs Andreas III. und des Königs Robert von Neapel, sich nach Ladislaus IV. Tode ein Pseudo-Árpáde aufgestellt, der sich für den Prinzen Andreas, Sohn Stefans V. ausgab. Dass er ein Pseudo-Árpáde ist, wird durch das urkundlich beglaubigte Ableben des Prinzen Andreas († Anfangs 1278) bewiesen. Ob aber der von Andreas III. Erwähnte mit dem Gefangenen von Montpellier identisch ist, oder ob wir es mit zwei Pseudo-Andreas zu thun haben, und was schliesslich von den Erzählungen der Chronisten über die Ersäufung eines Bruders Ladislaus IV. zu halten ist, lässt sich aus dem bisher zur Verfügung stehenden Materiale nicht apodiktisch feststellen. Dr. Moriz Wertner.

KURZE SITZUNGSBERICHTE.

— **Ungarische Akademie der Wissenschaften.** In der Sitzung der ersten Classe am 3. März hielt den ersten Vortrag das corr. Mitglied Iván Télfy über einige *neuere hellenische Werke und den hellenischen Sprachunterricht.* Vortragender gibt eine kurze Charakteristik einiger neueren Erscheinungen der wissenschaftlichen und belletristischen Literatur der jetzigen hellenischen Nation und schliesst diese Charakteristik mit der Bemerkung, dass alle diese Werke ganz in der Sprache des Attikers Xenophon geschrieben seien. Wer diesen verstehe, verstehe auch jene, und wer jene verstehe, verstehe auch diesen. Es wird demnach mit Unrecht behauptet, dass die hellenische Sprache eine todte sei, wie die lateinische. Die letztere hat Töchter erzeugt: die italienische, die spanische, die französische u. a. m. Diese Töchter leben, die Mutter ist gestorben. Die hellenische Sprache lebt aber nicht verändert in den Töchtern fort; sie lebt *selbst* fort; sie wird von acht Millionen gesprochen. Der hellenische Sprachunterricht an den Gymnasien leidet an drei Hauptgebrechen. Das erste ist, dass man die hellenische Sprache als todte erklärt und lehrt; mit dieser Erklärung tödtet man die Lust, das Interesse der Lernenden. Das zweite Gebrechen ist, dass man das Hellenische an den Gymnasien nicht so ausspricht, wie die heutigen Hellenen es aussprechen. Das Hellenische nach der erasmischen Methode so auszusprechen, wie es geschrieben ist, ist ebenso lächerlich, wie wenn man das Französische oder Englische so aussprechen würde, wie es geschrieben ist. Vortragender hat als Universitätsprofessor seine Hörer stets streng dazu verhalten, das Hellenische nach der Reuchlin'schen Methode so auszusprechen, wie die jetzigen Hellenen es aussprechen. Sechshundert dieser Hörer haben bei ihm die Professorenprüfung reuchlinisch lesend gemacht; als sie Professuren erhielten, verfielen sie in die erasmische Leseweise zurück. Auf des Vortragenden Frage, warum sie dies gethan, antwortete ein Teil: die Schüler lernen das Hellenische leichter lesen, wenn man sie es so aussprechen lässt, wie es ge-

schrieben ist. Wenn die Leichtigkeit des Lesenlernens entscheiden dürfte, müsste man ja auch das Französische und Englische beim Unterricht so lesen lassen, wie es geschrieben ist. Ein anderer Teil antwortete: die Inspectoren und Directoren hätten ihnen die erasmische Leseweise vorgeschrieben. Dazu, meint Vortragender, hatten die Inspectoren und Directoren kein Recht, denn kein ungarisches Gesetz schreibt die erasmische Leseweise vor. Das dritte Hauptgebrechen des hellenischen Gymnasialunterrichtes ist, dass die Professoren durchwegs Fachphilologen sind, welche aus den Gymnasiasten philologische Fachgelehrte bilden wollen, statt ihnen eine grundlegende Kenntniss der hellenischen Sprache beizubringen. Er schliesst diesen Teil seines Vortrages mit dem Ausspruch: Denken wir nicht an die Ausstossung des Hellenischen aus dem Gymnasium, sondern denken wir an eine radikale Reform des hellenischen Sprachunterrichts! Hierauf sucht Vortragender diverse Argumente zu widerlegen, welche für die Ausschliessung des Hellenischen aus dem Gymnasium, namentlich im Abgeordnetenhause, vorgebracht wurden. Man sagte: der hellenische Sprachunterricht ist ganz überflüssig, denn Franz Deák wusste nichts hellenisch und ist doch der grösste Staatsmann Ungarns, der «Weise der Nation» geworden. Mit einer derartigen Argumentation dürfte man sämmtliche Lehrgegenstände aus dem Gymnasium ausschliessen. Verschiedene grosse Männer unter uns wussten kein Deutsch: also hinaus mit der deutschen Sprache aus dem Gymnasium! Petőfi ist am Schemnitzer Lyceum aus der ungarischen Sprache durchgefallen und trotzdem der grösste ungarische Dichter geworden: also fort mit dem Ungarischen aus dem Gymnasium! Homer und Sophokles, Plato und Aristoteles waren grosse Dichter und Philosophen und wussten doch kein Latein: also fort mit dem Latein aus dem Gymnasium! Es hat verschiedene grosse Männer gegeben, welche keine Physik, Chemie, Mathematik, Botanik gelernt haben: also fort mit allen diesen Wissenschaften aus dem Gymnasium! Ja, es hat grosse Männer gegeben, welche gar kein Gymnasium besucht haben: also fort mit dem ganzen Gymnasium! Zu solchen Absurditäten führt die consequente Anwendung des mit Deák's Unkenntniss der hellenischen Sprache ins Treffen geführten Arguments. Man hat ferner gesagt: auch in Serbien ist das Hellenische nicht obligater Lehrgegenstand. Ich kenne — sagt Vortragender — ausser den Serben auch noch andere Nationen, bei denen das Hellenische nicht obligater Lehrgegenstand ist, so z. B. die Hottentotten, die Kannibalen. Wohlan, folge diesen Vorbildern, wem es beliebt. Meiner Ansicht nach hat die ungarische Nation einen höheren Culturberuf, als ihn die Hottentotten haben. Baron Josef Eötvös, der erste ungarische Unterrichtsminister, war ein hochweiser Mann, und er hat schon im Jahre 1848 das Hellenische als obligaten Lehrgegenstand ins ungarische Gymnasium eingeführt. Huldigen wir seiner Weisheit; zerstören wir sein Werk nicht!

BERICHT ÜBER MEINE LINGUISTISCHE STUDIENREISE IM LANDE DER WOGULEN.*

Eine besondere Befangenheit bemächtigt sich meiner Seele, hochgeehrte Akademie, indem ich bei dieser Gelegenheit vor Sie hintrete, um Rechenschaft abzulegen über die Ergebnisse meiner Studienreise, welche ich in Ihrem Auftrage ins Land unserer Sprachverwandten, der Wogulen unternommen habe. Nicht blos ein einfaches wissenschaftliches Unternehmen war es, sondern zugleich eine That dankbarer Pietät für den unvergesslichen Bahnbrecher unserer Sprachwissenschaft, der mit Aufopferung seines jungen Lebens jene hohe Begeisterung besiegelte, mit welcher er für das Aufhellen der Abstammung unserer Sprache und Race gewirkt hat. Es sind bereits vierzig Jahre verflossen, seit Anton Reguly von seiner Reise nach dem Gebiete des Ural und der Wolga in sein Vaterland zurückgekehrt war. Die unvergänglichen Schätze, die er mit sich gebracht, sollten in der ungarischen Sprachwissenschaft eine neue Aera eröffnen. Aber wie so vielen anderen Heroen, die für die grossen Ideale der Menschheit gekämpft haben, war es auch ihm nicht vergönnt, den Triumph seiner Ideen zu erleben und gleich einem erschöpften Pilger brach er in der Mitte seiner Laufbahn zusammen, bevor er noch die Ergebnisse seiner ausserordentlichen Mühe ans Ziel führen oder wenigstens sichern hätte können. Nach seinem traurigen Hinscheiden kam im Jahre 1858 sein Nachlass in den Besitz der ungarischen Akademie der Wissenschaften, deren philologische Classe seither eine ihrer Hauptaufgaben darin erblickt, diesen Nachlass für die Wissenschaft in gründlichster Weise zu verwerten. Besonders richtete sich das Interesse auf das wogulische und ostjakische Sprachmaterial, weil es gerade zu dieser Zeit mit aller Bestimmtheit klar wurde, dass *diese* Sprachen in der engsten Verwandtschaft zur ungarischen stehen. Aber siehe da! als ob das Verhängniss, das Reguly sein Leben lang begleitete, auch noch an der Errichtung seines Denkmals Macht ausüben wollte; — denn jetzt kam die traurig überraschende Thatsache ans Licht, dass das wogulische und ostja-

* Gelesen in der ung. Akademie der Wissenschaften am 7. October und 4. November 1889.

kische Sprachmaterial, der schätzbarste Teil von Reguly's Sammlungen, in Folge des gänzlichen Fehlens einer Uebersetzung und der Unzulänglichkeit der erklärenden Anmerkungen zum grössten Teile für wissenschaftliche Forschungen unzugänglich sei. Verhältnissmässig nur ein kleines Bruchstück, — welches in der sogenannten «nordwogulischen» Sprache, d. h. im Gebiete der Sossva- und Sygva-Flüsse aufgezeichnet worden war — konnte Paul Hunfalvy in seinem Standard-Werke: «Land und Volk der Wogulen» *(Vogul föld és nép)* herausgeben und erklären. Dem gegenüber stand alles das, was in den südwogulischen Dialecten geschrieben ist — und dies ist mehr als zwei Drittel des wogulischen Materials; — ferner das ganze ostjakische Sprachmaterial als dunkles Rätsel vor den Fachmännern, dessen Lösung, besonders was die südwogulischen Sammlungen betrifft, für ewige Zeiten unmöglich schien, weil ihre Sprache schon zur Zeit der Reise Reguly's im letzten Stadium ihres Aussterbens begriffen war. Und doch war, so weit man aus einzelnen übersetzten Titeln und hie und da verständlicheren Stellen urteilen konnte, dieses rätselhafte Sprachmaterial auch inhaltlich höchst interessant. Es schien hier ein der finnischen *Kalevala* ähnliches, grosse Thaten der Götter und Helden in epischen Liedern umfassendes Material vorzuliegen; ferner eine grosse Zahl auf den Bären und dessen Cultus bezüglicher, grossangelegter Volksdichtungen, bei Gelegenheit der Opfer gesungene Hymnen und Zaubersprüche, mit einem Worte die uralte, religiöse traditionelle Literatur des Wogulen- und Ostjaken-Volkes, das eine reiche Quelle nicht nur für volkspsychologische (besonders mythologische), sondern auch für ethnographische, archäologische, ja innerhalb gewisser Grenzen auch für historische Forschungen zu sein versprach. Beinahe ein Menschenalter ist seither verflossen; die ungarische Sprachwissenschaft hat inzwischen eine riesige Thätigkeit in den verschiedensten Richtungen entfaltet und auch die Kenntniss der südwogulischen und ostjakischen Sprache hat sich durch die einschlägigen Arbeiten Paul Hunfalvy's, Ahlquist's und Schiefner-Castrén's bedeutend vermehrt: aber Reguly's diesbezügliche sprachliche Ueberlieferungen blieben bis auf die neueste Zeit ein interessantes und wichtiges Problem.

Dies Problem nach Möglichkeit zu lösen, d. h. auf Grund an Ort und Stelle persönlich vorgenommener Untersuchungen die Erklärung der Regulyschen Ueberlieferungen anzustreben und wenn dies gelingen sollte, dasselbe mit neuem Material zu vermehren: dies war die Idee, welche mich bei meinem Unternehmen leitete. Und Dank der gütigen Vorsehung, die ihren Segen meinen Schritten nicht entzog, kann ich heute mit Freude melden, dass dies Problem, insoweit es das Wogulische betrifft, nicht mehr existirt. Begründet war zwar die Befürchtung, dass ich die Sprache, in der Reguly die südlichen Lieder aufgezeichnet hat und in welcher seine beiden Haupt-Gewährsmänner Jurkin und Pachtjar sprachen, — nicht mehr am Leben

finde; aber zum Glück kam ich noch zur rechten Zeit, noch in seiner letzten Stunde jenen wogulischen Dialect vorzufinden, welcher der südliche Nachbar jener von Reguly aufgezeichneten Sprache gewesen ist und den heute nur eine einzige Familie vollkommen spricht. Durch die Vermittelung eines genialen Individuums, das in seinem Geiste die Kenntniss dieser und der nordwogulischen Sprache vereinigte, gelang es Licht zu bringen in die Hieroglyphen der Reguly'schen südwogulischen Ueberlieferungen und dieselben in die erwähnten Dialecte so zu überschreiben, dass die im ganzen Material noch vorfindlichen dunklen Stellen kaum zahlreicher sind, als in irgend einem alten ungarischen Sprachdenkmal. Ja, weiterschreitend auf dem schätzereichen Terrain des grossen Vorgängers, kamen viele neue, den bereits bekannten ähnliche und zum Teil anderartige wertvolle Perlen zu Tage, welche mit Reguly's Ueberlieferungen zusammen das geistige Leben und die Vergangenheit des wogulischen Volkes in interessanter und grossartiger Beleuchtung erscheinen lassen und besonders als Werke eines ugrischen Volkes berufen sind, vor Europa's Gelehrtenwelt ein neues glänzendes Zeugniss dafür abzulegen, dass für die geistige Bildungsfähigkeit eines Volkes nicht die geographischen und ethnologischen Verhältnisse die massgebenden Faktoren sind. Bevor ich diese Resultate selbst eingehend vorführe, sei mir vergönnt, vor der geehrten Akademie in flüchtiger Skizze die Geschichte meiner Reise, ebenso den Vorgang, durch welchen ich zu jenen Ergebnissen gelangte, darzulegen.

I.

Die Idee der auf die neuere Durchforschung der ugrischen Sprachen gerichteten Studienreisen datirt bei mir nicht aus ganz neuester Zeit. Ja, schon die Reise, die ich im Jahre 1880 mit meinem Freunde Ignaz Kúnos zu den Moldauer Csángó im Gebiete des Sereth mitmachte, geschah als Vorstudie zu einem projectirten, grösseren Unternehmen von ähnlicher Richtung. Und je mehr ich im Laufe der Jahre mit der Literatur der verwandten Sprachen eingehender bekannt wurde, desto klarer ward es mir, dass die Realisirung dieser Idee für den Fortschritt unserer vergleichenden Sprachforschung eine unausbleibliche Haupt- und Grundbedingung sei. Den Nachlass Reguly's und die überaus grosse Mangelhaftigkeit der Literatur der wogulischen und ostjakischen Sprachen in Betracht ziehend, schien mir eine Studienreise nach den Ural-Gegenden von Anfang an als das wichtigste Unternehmen. Indem ich indessen die russischen Verhältnisse und jene Schwierigkeiten in Betracht zog, mit denen die Durchforschung der Sprache eines auf primitiver Culturstufe stehenden Volkes verbunden ist: hielt ich es nicht für geraten, gleich mit dem schwersten Teile der Aufgabe zu beginnen und machte daher im Jahre 1885 nur mit einer kleineren

Unternehmung einen Versuch, indem ich eine Studienreise ins Land der Wotjaken und Tschuwaschen antrat. Der freundliche Empfang, dessen ich während meiner Reise von Seiten des Wotjaken-Volkes und der russischen Gelehrten überall teilhaft wurde, nicht minder die Erfahrung, dass in der That jeder Schritt, der auf die neuerliche Durchforschung der ugrischen Sprachen hinzielt, zu namhaften wissenschaftlichen Erfolgen führt*, erweckten in mir zu neuem Unternehmen die Lust und ich begann im Herbste des Jahres 1886 (nachdem ich mein Werk: «Volkspoetische Traditionen der Wotjaken» [Votják Népköltészeti Hagyományok] druckfertig gemacht und den grössten Teil meines «Lexikons der Wotjaken-Sprache» geschrieben hatte) mit allem Eifer die alte Idee zu verwirklichen, mich zu einer Studienreise in die Ural-Gebiete vorzubereiten. Obwohl mehr technischer Art, so waren doch die Vorkehrungen nicht gar gering, die in erster Reihe darin bestanden, dass ich aus dem Nachlasse Reguly's mit peinlicher Genauigkeit Alles das copiren musste, was sich auf das Wogulentum bezieht. Dies war vor Allem der Fall mit Reguly's grosser, süd-wogulischer Liedersammlung, deren meiste Stücke uns in zwei Formen überliefert worden sind: in einer an Ort und Stelle vorgenommenen, ersthändigen Aufzeichnung und in einer späteren Reinschrift. Bei der Copirung mussten beide Relationen in Betracht gezogen werden, weil dieselben häufig genug nicht nur in der Form, sondern mehrfach auch im Texte selbst von einander abweichen, indem nämlich die Reinschrift einzelne bedeutungsvolle Wörter der Original-

* Hier zu lande ist nicht nur in der Presse, sondern auch unter den Vertretern der Wissenschaft die Ansicht verbreitet, dass bei uns der Cultus der ugrischen Sprachen mit übertriebenem Eifer vorgenommen wird, ja dass in dieser Richtung die heimische Wissenschaft das ihre schon gethan habe. Dem gegenüber ist es genug auf *den* Umstand allein hinzuweisen, dass die Literatur der Ostjaken- und Wogulen-Sprachen — ohne deren Berücksichtigung, wie dies jeder Fachmann weiss, die ungarische Sprache kaum eine Frage hat, die gehörig beleuchtet werden könnte — so mangelhaft, zum Umfang des Stoffes gemessen so unbedeutend ist, dass wir unter anderem nicht einmal im Stande sind, aus ihr ein vollständiges Schema der Nominal- und Verbal-Suffixe aufzustellen. Vom ganzen südlichen Ostjakentum, das sich noch dazu in mehrere Dialecte teilt, haben wir kein Blättchen zusammenhängender Lecture; und auch das wenige, was sich auf die nördlichen Ostjaken und von den fünf südlichen Wogulen-Dialecten auf den einzigen Konda'schen bezieht, ist (mit Ausnahme von einigen Blättern der ostjakischen Texte bei Ahlquist) die durch unbrauchbare Orthographie verderbte Uebersetzung russischer Geistlichen, welche die Wissenschaft nur notgedrungen benützt, weil ihr vorderhand keine besseren Quellen zur Verfügung stehen. In dieser Hinsicht sorgt das kleine Finnland mit anderer Auffassung und Teilnahme, wo zum Zwecke der Förderung philologischer und ethnographischer Studien schon vor Jahren sich eine besondere Gesellschaft constituirt hat, die — um nur ein Moment ihrer Wirksamkeit zu erwähnen — heuer (zum Teil mit Unterstützung der Regierung) sechs ihrer Mitglieder in verschiedenen Richtungen reisen lässt.

Niederschrift, ja bisweilen ganze Zeilen weglässt. Grosse Schwierigkeiten verursachten hier besonders die zwischen den Zeilen befindlichen, mit lateinischen Buchstaben geschriebenen russischen Anmerkungen, die mit ihren nach wogulischem Jargon corrumpirten Formen und den verblichenen Bleistift-Zügen, statt zur Erklärung der mystischen Texte zu dienen, selber gar oft ein Rätsel für sich bilden. Eine leichtere Aufgabe war es für mich, aus dem wogulischen Nachlasse Reguly's den lexikalischen Teil herauszuschreiben, nachdem dies beinahe dem ganzen Umfange nach bereits schon vor mir Josef Budenz gethan hatte, so dass ich nur eine Abschrift seiner lexikalischen Handschriften verfertigen und auf Grund eines Manuscripten-Bündels von Reguly ergänzen musste, in welchem wogulische Wörter und Redensarten nach grammatikalischer und begrifflicher Verwandtschaft gruppirt sind.

Im Monat Februar des Jahres 1887 war ich zur Reise schon vollständig ausgerüstet, als ich von Seiten der sprachwissenschaftlichen Commission der ungarischen Akademie ganz unverhofft die Verständigung erhielt, dass dieselbe mit Rücksicht auf die damals sich erhebenden politischen Stürme und anderweitige äussere Wirren, die Studienreise nach den Ural-Gebieten aufzuschieben wünsche und in diesem Jahre mir zur völligen Ausarbeitung der Ergebnisse meiner früheren Reise ihre Unterstützung verleihe. Ich muss gestehen, dass dieser Umstand anfangs auf mich gar niederdrückend wirkte, um so mehr, weil zufolge der Intervention des ordentlichen Mitgliedes Johann Wiedemann die Akademie zu St.-Petersburg für mich von der russischen Regierung bereits einen Schutz-Ukas erwirkt hatte, auf Grund dessen alle Gouverneure und Unterbeamten des ganzen Ural-Gebietes von meiner Ankunft verständigt waren; ja die Nachricht davon war schon in die russische Presse gedrungen. Diese Wendung jedoch gereichte nicht zum Schaden des Unternehmens, indem ich im Sommer dieses Jahres das wotjakische Wörterbuch vollendete, ja unter dem Titel: «Notizen zur Tschuwaschischen Sprache» (Csuvas nyelvészeti jegyzetek) einen der wichtigsten Nebenerfolge meiner früheren Reise herausgab, — so dass ich jetzt desto sorgloser mich mit der eingehenden Ausarbeitung des Programmes meiner Studienreise in die Ural-Gebiete befassen konnte. In den Rahmen der mir gesteckten Aufgabe, der sich bis dahin blos auf das Wogulische beschränkt hatte, trat jetzt auch noch das Studium der ostjakischen Sprache, zu welchem Behufe ich als Vorarbeit den dunkelsten und wüstesten Teil aus Reguly's Nachlass, die grosse und durch kein einziges erläuterndes Wort unterbrochene nord-ostjakische Liedersammlung zu copiren begann. Zu derselben Zeit beginnt auch mein regeres Interesse für die äusseren Verhältnisse der zu erforschenden Völker, das mich gar schnell zu der Ueberzeugung brachte, dass eine neue Studienreise in die Ural-Gebiete nach dem Stande unserer Wissenschaft eigentlich zwei Richtungen verfolgen müsse: nur eine linguistische und zugleich ethnologische Forschung kann ihr vollständig entspre-

chen. Obwohl nämlich die Ansichten der Wissenschaft in Bezug auf den Ursprung und die Verwandtschaft der ungarischen Sprache vollständig geklärt sind: ist gleichwohl die Frage nach der Abkunft des ungarischen Stammes noch ungelöst, d. h. ob in der That das ungarische Volk in seinen Grundelementen türkischen Ursprungs ist, wie man solches seit langher vermutet; oder ob dasselbe — was nach der Sprache zu urteilen, natürlicher erscheint — ugrischer Abstammung sei. Diese, sowie viele andere, hiemit zusammenhängende Fragen, wie z. B. nach der Urheimat der Ungarn und ihren Wanderungen, kann einseitige philologische Forschung nie in ein gehöriges Licht stellen: sondern was hier noch unbedingt erforderlich ist, das ist vor Allem die anthropologische Bestimmung der zu vergleichenden Völker, ferner das eingehende, kritische Studium ihrer ethnographischen Verhältnisse, ja auf gewissen Gebieten sogar archäologische Forschung. Für die ungarische Wissenschaft ist, meiner Ueberzeugung nach, neben dem philologischen das ethnologische Problem des ungarischen Volkes von nicht geringerer Bedeutung, und infolge dessen darf eine Studienreise nach den Ural-Gebieten, die im Auftrage der ungarischen Akademie unternommen wird, die Beschaffung solcher Daten, die die Lösung dieses Problemes befördern, durchaus nicht aus ihrem Programme weglassen. Auf so ausgedehnter Basis fasste seine Aufgabe seinerzeit auch Reguly auf, dessen tragisches Loos ein überzeugender Wink dafür war, dass jener Aufgabe die Kraft eines einzigen Menschen auch bei dessen grösstem Eifer nicht gewachsen ist, und dass ich aus diesem Grunde zu meinem Unternehmen mir einen Mitgenossen suchen muss.

Am ersten Christtage des Jahres 1887 forderte ich meinen Freund Karl Pápai auf, die anthropologischen und ethnographischen Agenden bei der Expedition nach den Ural-Gebieten zu übernehmen. Wenn auch Pápai mit herzlicher Freude und ohne Schwanken sich zum Anschluss an die Expedition bereit erklärte, so hielt er es doch für unwahrscheinlich, dass die Idee auszuführen sei. Die Hauptschwierigkeit verursachte, wie in unserm Vaterlande bei so manchen anderen wissenschaftlichen Unternehmungen, die Erschwingung der nötigen Kosten. Diesbezüglich konnten wir uns nicht auf die ungarische Akademie verlassen, weil diese einerseits damals schon ihr Jahresbudget bestimmt hatte, anderseits aber auch mich nur mit Verwendung des grösseren Teiles des Reguly-Fondes hatte subventioniren können. Mit einfacher Entsagung wollten wir aber doch nicht die bereits zur Verhandlung gelangte Sache fahren lassen und machten es uns zur Pflicht, jeden Schritt zu versuchen, der zu materieller oder moralischer Unterstützung führen könnte. Zwischen Zweifel und Hoffnung schwankend, verflossen uns zwei sehr mühselige und bewegungsvolle Monate, deren Resultat schliesslich doch der Sieg der Idee war. Das erste aufmunternde Zeichen kam von der ungarischen Geographischen Gesellschaft, die für Pápai 100 fl.

votirte; hiezu trat die ungarische Akademie der Wissenschaften mit den aus dem Reguly-Fonde übriggebliebenen 300 fl., ferner eine von Verwandten erlangte Anleihe von 400 fl. und dann grössere oder kleinere Geldsummen, die uns endlich Ende Februar in den Stand setzten, an den Antritt der Reise zu denken.

Nach so viel Widerwärtigkeiten machten wir uns, von den Glückwünschen unserer Freunde und Gönner begleitet, am 13. März 1888 auf den Weg. Nachdem wir in Warschau und Vilna kurze Haltstationen gemacht, kamen wir am vierten Tage in St.-Petersburg an, wo uns ausser der Anschaffung verschiedener wissenschaftlicher Instrumente, in erster Reihe eine ungemein wichtige, den ganzen Verlauf unserer Reise beeinflussende Aufgabe erwartete: nämlich die Erwirkung des Schutzes unserer Expedition seitens der russischen Regierung. Wenn man die politischen Gestaltungen der letzten Jahre in Betracht zieht, ist es selbstverständlich, dass wir dieser Aufgabe nicht ohne Bangen entgegensahen und dass wir sehr angenehm berührt waren, als wir in Gelehrten- und Amtskreisen überall für unsere Sache Bereitwilligkeit und freundliches Entgegenkommen fanden.

Hier muss ich mit dem Ausdruck tiefgefühlten Dankes des St.-Petersburger Akademie-Mitgliedes, des Herrn Wilhelm Radloff gedenken, den seither auch die ungarische Akademie der Wissenschaften in Anerkennung seiner auf dem Gebiete der Turkologie erworbenen grossen Verdienste zu ihrem Mitgliede gewählt hat, und der in erster Reihe durch seine gütige Protection und seinen regen Eifer unseren freundlichen Empfang und die rasche Erledigung unseres Ansuchens erwirkte. Er legte unsere von der ungarischen Akademie der Wissenschaften erhaltenen Auftrags- und Empfehlungsbriefe der Petersburger Akademie vor, welche dieselben mit wohlwollendem Interesse entgegennahm und im Wege ihres Secretariats an die Regierung die Bitte stellte, dieselbe möge für uns ein offenes Empfehlungsschreiben in die Gegenden ausstellen lassen, welche wir zu erforschen beabsichtigten. Wohlwollendes Interesse brachte unserem Unternehmen auch Baron von der Ostensacken, Director eines Departements im Ministerium des Aeussern, entgegen, der sich noch lebhaft an Reguly erinnern konnte, wie er denselben in seiner Kinderzeit öfter in den Salons seines Grossvaters gesehen.* Als das Gesuch in seine Hände gelangte, schickte er dasselbe sofort in die betreffende Kanzlei des Ministeriums des Innern, und so geschah es, dass die so viele Bureaux passirende Angelegenheit in kaum fünf Tagen erledigt war und das erwünschte Document (für jeden von uns beiden gesondert ausgestellt) schon am 23. März

* Es ist eine bekannte Thatsache, dass sich Reguly in den Magnaten-Kreisen St.-Petersburg's sehr häufig bewegte und dass diese seinem Unternehmen durch moralische Unterstützung gar förderlich waren.

in unseren Händen sich befand. Die deutsche Uebersetzung desselben lautet:

Offenes Schreiben.

Im Sinne des Befehles Seiner Majestät des regierenden Kaisers Alexander Alexandrovitsch, des Herrschers aller Reussen u. s. w. u. s. w. wird hiemit all den Ortschaften und Personen, welche unter die Oberhoheit des Ministeriums des Innern gehören, aufgetragen, dem Vorweiser dieses Schreibens bei der Erfüllung der ihm anvertrauten Aufgabe jede gesetzliche Unterstützung angedeihen zu lassen.

Gegeben wurde dieser Brief mit meiner eigenen Unterschrift und mit Beischluss des Amtssiegels dem Dr. der Philosophie B. M., der zum Zwecke philologischer und ethnographischer Erforschung einiger ugrischer Völkerschaften, besonders der Wogulen und Ostjaken, in den Ural reist.

Gegeben zu St.-Petersburg, am 11. März des Jahres 1888.

Seiner Kaiserlichen Majestät, meines Allergnädigsten Herrn wirklicher Geheimrat, Mitglied des Reichsrats, Senator, Minister des Innern, Chef der Polizei, Präsident der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften u. s. w. u. s. w.

Graf D. Tolstoj.

Dies offene Schreiben, dessen Copien mit der entsprechenden Darnachrichtung zugleich den Permer, Tobolsker und Tomsker Gouverneuren voraus überschickt wurden, war ein unschätzbares Förderniss für unser Unternehmen, indem man uns demzufolge überall als von der Regierung entsendete Beamte empfing und mit Eifer alles das erfüllte, was wir zur Erreichung unserer wissenschaftlichen Ziele für erwünscht hielten. Eine wie weit gehende Tragkraft diese Begünstigung hatte, beweist, um nur ein Beispiel zu erwähnen, die Beistellung der Vorspannfuhrwerke, denn auf allen unseren sibirischen Wegen war die Einwohnerschaft verpflichtet, uns gegen die geringe Vergütung von 3 Kopeken per Werst zwei Pferde oder drei Renntiere, oder drei Leute mit Kähnen zur Verfügung zu stellen. Von nicht geringerer Bedeutung war auch das Recht, in die Matrikeln der einzelnen Distrikte Einblick nehmen und nach Belieben Copien oder Excerpte z. B. für statistische Daten, uns verfertigen zu dürfen. In solchen Gegenden, wo die persönliche Sicherheit zweifelhaft war, wie z. B. für Pápai bei seiner Reise nach dem oberen Ob, wurde uns ohne Entlohnung wochenlang eine Begleitwache gegeben. *Im Allgemeinen muss ich auf Grund meiner Erfahrungen mit Freuden erklären, dass die russische, oder auch speziell die sibirische Beamtenwelt beiweitem nicht jenes Schreckbild ist, unter dem sie sich der Westen auf Grund bösgesinnter Quellen vorstellt; ja dass die Würdigung und Unterstützung wissenschaftlicher Bestrebungen gar oft den Euro-*

päern als Muster gelten könnte. Aus allen möglichen wissenschaftlichen Gründen durchwandert alljährlich eine Schaar ausländischer Reisenden Sibirien und jeder von ihnen trifft bei den Vertretern der russischen Regierung auf Höflichkeit und Gastfreundschaft, vorausgesetzt, dass er dieselbe nicht missbraucht.

Die Erinnerung an unseren Aufenthalt in St.-Petersburg macht uns die hochschätzbare Gesellschaft einiger dortigen Gelehrten angenehm, mit denen wir durch Radloff in den asiatischen, archäologischen und ethnographischen Museen bekannt wurden und von denen hier nur erwähnt seien: der Akademiker Schrenk, der Universitätsprofessor Petri, Graf Tolstoj, der ausgezeichnete Numismatiker, ferner der Redacteur der *Archäologischen Berichte*, Baron Victor Rosen, dem uns anzuempfehlen Herr I. Goldziher die Güte hatte. Ihren Anleitungen zufolge fühlten wir ein lebhaftes Bedürfniss, wenn auch nur als Vorbereitung für eine specielle Studienreise nach den Uralgebieten, in St.-Petersburg einige Wochen zu verweilen; aber die grossen Auslagen des russischen hauptstädtischen Lebens standen mit unserer materiellen Lage nicht im Einklang und andererseits mussten wir den Eintritt der lauen Jahreszeit befürchten, da wir dann, wenn wir uns nicht sputen, gerade zur Zeit der Unwegsamkeit an die Ufer der Wolga gelangen könnten. Mit der grösstmöglichen Hast kauften wir uns daher die nötigsten literarischen Quellen, Karten, Reisegeräte (darunter einen photographischen Apparat) ein und in der Hoffnung, dass es uns bald vergönnt sein werde, zur Fortsetzung unserer Studien zurückzukehren, nahmen wir am 28. März Abschied von St.-Petersburg.

Unser Weg führte uns nun über Moskau nach Njishnjij-Nowgorod. Gleich hier bei unserem Uebergang über den Oka-Fluss mussten wir erfahren, dass unsere auf die Reise bezüglichen trüben Ahnungen in Erfüllung gehen. Ein paar Tage vor unserer Ankunft fiel hier ein warmer Regen, dessen Wasser im Verein mit dem schmelzenden Schnee die Eiskruste der Wolga und ihrer Nebenflüsse überströmte, so dass die Reise unmöglich oder wenigstens sehr gefährlich gemacht wurde. Es führen nämlich von Njishnjij-Nowgorod nach Kasan zweierlei Wege: ein bequemer ebener «Winterweg» im Bette der Wolga und ein holperiger «Sommerweg» am rechten Ufer des Flusses. Letzterer wird zur Winterszeit ganz und gar vernachlässigt, demzufolge er mit Beginn des Frühlings, wenn er nach Zerstörung des Flussweges wieder benützt werden muss, durch die angehäuften Schneemassen für die Communication sehr unbequem ist. Da wir die erst einige Wochen später beginnende Dampfschifffahrt nicht abwarten wollten, waren wir auf diesen Bergweg angewiesen, dessen 400 Werst betragende Länge wir unter unsäglichen Qualen in sechs Tagen zurücklegten. Kaum waren wir auf ungefähr 30 Werst von der Stadt entfernt, als unser Schlitten sammt den Rossen in einer Schneegrube stecken blieb, so dass unser Kutscher

mehrere Werst zu Fuss zurückzulegen gezwungen war, bis er Leute fand, die den Schlitten herausziehen und den Schnee wegschaufeln halfen. Mit den fortwährend strauchelnden Rossen gelang es uns nur mit Hilfe dieser Leute gegen Abend die Station zu erreichen, wo wir uns am nächsten Tag auf Anraten des Vorstehers statt des bisherigen grossen und gedeckten Schlittens, zwei kleinere offene Schlitten mieteten. Mit diesen nämlich lässt sich das grosse Schneewassermeer leichter passiren, über das uns jetzt der Weg führte. Leute unserer Heimat können sich von der Beschaffenheit solcher Wege gar schwer ein Bild entwerfen. Der Schlitten rumpelt hier beständig zwischen 2—3 Fuss hohen mit Wasser durchsetzten Schneehaufen hindurch, so dass sein innerer Raum stets bis zur Hälfte angefüllt wäre, wenn man denselben nicht mit gestampftem Heu fest verstopfen würde. Dies Heu bewahrt den ganzen Tag über den Reisenden vor eiskaltem Fussbad, das er doch hin und wieder auf einige Minuten geniesen muss, wenn nämlich der Schlitten in einen etwas tieferen Graben des unsichtbaren Weggrundes sinkt und das Wasser über den Rand des Schlittens auf den Reisenden und sein Gepäck strömt. Peinlich war für mich bei dieser Gelegenheit besonders *der* Gedanke, dass meine mit grosser Mühe copirten wogulisch-ostjakischen Schriften vom Wasser durchnässt würden. Aus diesem Grunde öffnete ich gleich auf der nächsten Nachtstation meine Kiste, die auswendig mit Rohrdecken, inwendig aber mit Wachsleinwand überzogen war, und meine übrigen Sachen ihrem Schicksale überlassend, nahm ich die durchnässten Schriften und einige der unentbehrlichsten Bücher heraus, die ich dann in meine trockensten Unterkleider einwickelte und an den höchsten Teil des Schlittens band. Zum Glück begann das Wasser von der Grenze des Kasaner Guberniums an abzunehmen und dadurch auch die Gefahr für meine Schriften; aber noch nicht unsere Qual.

Die Wegwächter des Kasaner Guberniums hatten nämlich den Befehl erhalten, die Strassenräumung auf den Sommer-Postwegen mit möglichster Strenge durchzuführen. So war denn von der Mitte der Strasse der Schnee weggeräumt und beide Seiten des Weges entlang zu Schneebergen aufgeschaufelt. Hieraus aber entstand eine neue Qual; die Schlitten waren nämlich nicht im Stande, im tiefen Kote der Strasse vorwärts zu dringen und somit gezwungen, zur Hälfte am Rande dieser Schneehügel fortzugleiten und wenn nun dieser schiefe Weg plötzlich in eine steilere Strecke überging, so flog der Reisende aus dem auch ohnehin niedrigen Schlitten heraus. Als wir endlich diese unfreiwillige Gymnastik satt hatten, halfen wir uns auf die Weise, dass wir vom hintern Teile des Schlittens querüber nach dessen Vorderteil ein Seil spannten, an das wir uns hielten und uns also vor dem Herausfallen bewahrten. Eine andere Gefahr verursachten die brückenlosen Flüsse, über deren hie und da noch befindliche Eisflächen, wie z. B. über den Sunduk-Fluss, die Ueberfahrt sehr unsicher und gefährlich war. Auf

dem Civilj-Fluss geschah es, dass die Flut unsere Kähne zwischen Eismassen trieb, aus welcher Gefahr wir nur nach zweistündigem Kampf durch die grosse Kühnheit und Geschicklichkeit unserer tscheremissischen und tschuwaschischen Begleiter befreit wurden.

Am fünften Tage unserer Reise nahm der Schlittenweg ganz und gar ein Ende und wir erhielten nun Wagen, deren niedriges und überaus unbequemes Oberverdeck den Reisenden vor dem Herausfallen bewahrt. Auf der ganzen Strecke unseres schnee- und kotdurchweichten Weges konnte ich nicht begreifen, warum man uns eigentlich auf jeder Station bislang Wagen zu geben sich sträubte und warum man erklärte, dass eine Reise auf diese Art eine bare Unmöglichkeit sei. Jetzt musste ich die Gründe hiefür gar bitterlich erfahren. Diese gehirnerschütternden und rippenreissenden Stösse, die wir auf den Schlitten nur bei tiefern Gruben zu verspüren hatten, nahmen hier auf den mit gefrorenen Kothaufen bedeckten Wegen kein Ende und nach einer halben Stunde bemächtigte sich unser eine an Lethargie grenzende Mattigkeit. Ich dachte schon daran, den noch 2—4 Meilen langen Weg zu Fuss zurückzulegen; doch schien das bei unserer ausserordentlichen Erschöpfung unausführbar und es blieb nichts anderes übrig, als sich in unsere Lage zu finden. Begreiflich ist unsere grosse Freude, als wir endlich in einer Entfernung von ungefähr anderthalb Meilen die Türme und Minarete Kasans erblickten. Im Nu waren alle gegenwärtigen und überstandenen Leiden vergessen und nur der Gedanke an die sich nähernde Erlösung erfüllte uns Herz und Sinn. Und doch lag der gefährlichste Teil unseres Weges noch vor uns.

Während unserer bisherigen Fahrt beunruhigte mich fortwährend die unangenehme Möglichkeit, dass wir gerade zu einer solchen Zeit die Wolga erreichen, wo die Eisdecke schon unsicher geworden oder die Ueberfahrt durch den Eisstoss für längere Zeit unmöglich gemacht sei. Diese Besorgniss erwies sich auch als begründet. Im Dorf Uslon, der vorletzten Station, erfuhren wir, dass man die Post schon seit drei Tagen nicht hinüberführen kann, dass das Eis der Wolga schon in Gang sei und riesige Eisschollen die Wasserfläche bedecken. Mit apathischer Resignation fügten wir uns in unser Schicksal. In der Frühe des nächsten Tages kamen fünf Fährleute mit der Meldung zu uns, dass einige Werst oberhalb Kasan das Eis angestaut sei, so dass seit ungefähr zwei Stunden nur kleine Eisstücke auf dem Wasser herumtreiben. Sie forderten uns auf, den günstigen Augenblick zur Ueberfahrt zu benützen, für gutes Trinkgeld würden sie den gefährlichen Versuch wagen. Lange konnten wir die Sache nicht überlegen; wir machten uns also auf und daran. Anfangs trieb unser Kahn am Ufereis entlang in einem schmalen Wasserkanal, dann schwenkten wir hinaus auf die offene Wolga und ruderten endlich ohne grösseres Hinderniss ans jenseitige Ufer hinüber. Jetzt mussten wir unseren Weg zu Fuss fortsetzen; wir luden unser Gepäck

auf unsere und auf die Schultern unserer Leute und schleppten es bis zur nicht gar fernen Mündung des Kasanka-Flusses. Auf den hier angestauten, sich fortwährend bewegenden Eisschollen überzusetzen, war die Absicht unserer waghalsigen Führer, wobei man von Scholle zu Scholle springen musste. Ein Fehltritt, der Verlust des Gleichgewichts oder ein weniger energischer Sprung hätte für uns gefahrvoll werden können; — aber die Nähe der erwünschten Ruhe spornte unseren Mut an und mit Erfolg setzten wir über.

So langten wir denn am 5. April in Kasan an. Wir waren ganz erstaunt, als wir in den ersten Minuten der Rast uns näher betrachteten. Der grösste Teil des Gepäcks und unsere Oberkleider waren ganz und gar zu Grunde gerichtet, unser Antlitz vom kalten Wind voll sich häutender kupferroter Flecken und infolge der schwachen Reisezehrung und der Anstrengung auffallend abgemagert. Aber trotz unserer körperlichen Zerrüttung hob sich unser Seelenzustand und feierliche Gefühle gewannen die Oberhand. Das Wiedersehen von Kasan, dieses Mittelpunktes der ugrischen und tatarischen Völker des Wolgagebietes, dieser reichen Schatzkammer der ungarischen vergleichenden Sprachforschung und Urgeschichte, wirkte mit einer gewissen Art von Zauber auf mich. Ich fühlte mich so, wie der irrende Prinz im Märchen, der nach Bekämpfung von tausend und tausend Gefahren schliesslich in seine ersehnte Feenburg gelangt: rechts und links locken ihn verführerische Schätze; doch er rührt sie nicht an, sondern strebt gradaus dem Schlosse zu, das ihn von seinem erwählten Ideale ferne hält. Jenseits des Urals war das Ideal in Gestalt der Kenntniss des Wogulen- und Ostjaken-Volkes; die Schätze des dahinführenden Weges sind ja in Kasan von unseren Landsleuten Anton Reguly, Gabriel Bálint und auf meiner früheren Reise auch von mir selbst mit so vieler Liebe gesammelt worden.

Nachdem wir uns einigermassen rangirt hatten, besuchten wir in erster Reihe meine guten, alten Bekannten. Erfreulich war meine Wiederbegegnung mit Herrn Dr. Michael Weske, dem bekannten ehstnischen Gelehrten, der vor einigen Jahren sich längere Zeit in unserer Heimat aufgehalten hat und von da an die Universität Kasan auf den Lehrstuhl für finnisch-ugrische Sprachforschung berufen ward. In der neben der Universität bestehenden archäologischen, historischen und ethnographischen Gesellschaft entwickelt er dadurch eine rege und für die Wissenschaft segensreiche Thätigkeit, dass er die in Kasan sich aufhaltenden gebildetesten Vertreter der Mordwinen, Tscheremissen, Tschuwaschen und anderer Völkerschaften um sich versammelt und, dieselben in den Elementen der Sprachforschung und Ethnographie unterrichtend, sie zum Studium ihrer Sprache und ihres Volkstums, respective zur diesbezüglichen Materialiensammlung aneifert. Durch dergleichen Arbeiten haben sich schon drei

talentirte den genannten Volksstämmen angehörende Lehrer so weit verdient gemacht, dass sie von der genannten Gesellschaft zu «Mitarbeitern» gewählt wurden: der Mordwine Kapajeff, der Tscheremisse Semjonoff und der Tschuwasche Jefimoff. Einen interessanten, fast ergreifenden Anblick bietet die Thätigkeit dieser jungen Pioniere. Also dies der erste wichtigere Versuch, durch welchen die im Osten übriggebliebenen kleinen Bruchstücke des ugrischen Stammes in den Dienst europäischer Culturideen und besonders der Wissenschaft treten. Politiker und Gelehrte haben diese Völkerschaften schon längst in das Buch des Todes eingeschrieben; und doch beginnen auch bei ihnen Zeichen des Lebens, des Erwachens nationalen Selbstgefühles sich zweifelsohne zu offenbaren, von denen wir wenn auch keine geschichtliche Rolle, doch wenigstens Nutzen für die Wissenschaft erhoffen können, wenigstens nämlich so viel, dass auf die betreffenden Völker gerichtete Forschungen in den eigenen Söhnen die eifrigsten Vertreter finden.

Die auf das Studium der ugrischen Völker hinzielenden Bestrebungen haben einen zweiten begeisterten Förderer in der Person des Ivan Nikolajevitsch Smirnoff, des Professors der Geschichte an der Universität zu Kasan. Freisinnigkeit, europäische Denkweise, ausgebreiteter Bildungskreis und vor Allem Begeisterung, mit der er nicht nur die Wissenschaft pflegt, sondern auch die Ambition bei Anderen zu heben strebt, macht ihn zum Liebling der Jugend und dies knüpfte auch uns mit innigster Sympathie an seine Person. Anfangs waren südslavische Völkerschaften der Gegenstand seiner Studien und zu diesem Zwecke unternahm er zu Ende des vorigen Decenniums eine Reise auch in unser Vaterland, deren wichtigere Resultate sein Werk: *Grundzüge der Geschichte des kroatischen Staates bis zu seiner Einverleibung in die ungarische Krone* (Очеркъ исторіи Хорватскаго государства до подчиненія его угорской коронѣ. Казань. 1880) enthält. Nachdem er sich in Kasan niedergelassen, wandte er sich, den localen Verhältnissen Rechnung tragend, dem Studium der ugrischen und tatarischen Völkerschaften Ostrusslands zu. Ein vorzügliches Resultat dieser Studien ist die Bestimmung der einstigen geographischen Verbreitung der Mordwiner, Tscheremisser, Permier und der ausgestorbenen Burtas, Bulgaren, Petschenegen u. s. w., soweit dieselbe sich auf Grund der jetzigen geographischen Namen bei Anwendung gehöriger Kritik ermitteln lässt. Diese Untersuchungen stehen auch in Verbindung mit der ungarischen Urgeschichte, insofern nämlich im Gebiete der Wolga und Kama Ortsnamen wie *Madjar* und *Manshar* und Flussnamen mit dem Wortstamm Ugor, Jugor anzutreffen sind, aus denen sich die Folgerung ergiebt, dass die Wanderungen und Stationen der nomadisirenden Ungarn sich in diesen Gegenden befanden, oder dass sich in ihnen vielleicht die Spuren der in den Chroniken erwähnten «Magna Hungaria» erhalten haben. Bei solchen prähistorischen

Forschungen fördern ihn besonders seine ethnographischen und archäologischen Streifzüge, wie er solche voriges Jahr mit Unterstützung der Universität in Gesellschaft Weske's und des Custos des Museums, Traubenberg's unter die Tscheremissen, heuer unter die Wotjaken unternommen, von denen er erstere unter dem Titel: *Tscheremissen, geschichtliche und ethnographische Skizze* (Черемисы. Историко-этнографическій очеркъ. Казань. 1889) bereits veröffentlicht hat. Natürlich interessirte er sich warm für unser Unternehmen, auf das er einen wohlthuenden Einfluss dadurch ausübte, dass er uns mit der ethnographischen und historischen Literatur der Völkerschaften des Uralgebietes bekannt machte, ebenso mit der regen Thätigkeit, welche in Russlands östlichen Regierungsbezirken sich überall auf das Studium der diese Gegenden bewohnenden Völker und ihrer Gebiete erstreckt.

Eine dritte hervorragende Gestalt unserer Gesellschaft war Nikolaj Ivanovitsch Iljminskij, Director des für die eingeborenen Nationalitäten gegründeten Lehrerseminars. Wenn die Definition der Geschichtsphilosophen richtig ist, dass es Russlands welthistorische Aufgabe ist: das Licht des Glaubens und die Bildung unter den zurückgebliebenen Völkerschaften des Nordens zu verbreiten: so besitzt die russische Nation kaum einen Sohn, der diesem Beruf anerkennenswerter nachkommt, als eben Iljminskij. Frommer, religiöser Sinn, gepaart mit tiefer Gelehrsamkeit charakterisiren seine Individualität und die Wirksamkeit seines ganzen Lebens. Er ist für die im Gebiete der Wolga und Kama lebenden Mordvinen, Tscheremissen, Wotjaken, Sürjenen, Tataren, Tschuwaschen ein wahrer Apostel, dessen segensreiche Wirksamkeit ausser in der Reinigung der religiösen Begriffe sich mächtig in der Hebung der allgemeinen Bildung und in der grossen Verbreitung der Schulen unter diesen Völkerschaften offenbart. Im späten Alter noch erlebte Iljminskij jene schöne Frucht seiner Wirksamkeit, dass die Vertreter jener Völker bereits in die Hallen der Wissenschaft eingetreten sind. Die ungarische Akademie hat ihn im verflossenen Jahre zum auswärtigen Mitgliede gewählt. Dies war nicht nur eine Anerkennung seiner Werke auf dem Gebiete der Turkologie, sondern auch jenes Verdienstes, dass er in den Editionen der Missionär-Gesellschaft das wissenschaftliche philologische Princip, die Orthographie und den Sprachgebrauch betreffend, zum Durchbruch brachte und dadurch der vergleichenden altaischen Sprachforschung eine reiche und schätzbare Quellensammlung zugänglich machte. Seine Zuvorkommenheit und Gastfreundschaft hat ihn bei den reisenden Philologen und Ethnographen sehr beliebt gemacht, die sein Haus besuchen und von ihm die ersten Anweisungen erhalten, ja oft sogar Unterstützungen zu ihrem Unternehmen. Es ist eine bekannte Sache, dass er für Gabriel Bálint's kasanisch-tatarische Studien eine grosse Teilnahme an den Tag legte und auch ich kann es in erster Reihe nur ihm verdanken, dass

meine erste Studienreise unter die Wotjaken und Tschuwaschen Erfolge aufweisen konnte. Auch bei Gelegenheit dieser Reise nahm ich seine Güte in Anspruch, indem ich von den Zöglingen des Institutes den sarapul'schen Wotjaken Maksim Kirilloff und den malmysch'schen Wotjaken Peter Wassiljeff zu mir bescheiden liess, die während meines ganzen Kasaner Aufenthaltes zu mir kamen und mir Aufklärungen gaben über alle die fraglichen Punkte, welche ich mir bei Gelegenheit der Verfassung des *Lexikons der Wotjaken-Sprache* noch in Ungarn notirt hatte.

In der Gesellschaft dieser Gelehrten verflossen uns angenehm und lehrreich die zwei Wochen, welche wir in Kasan bis zum gänzlichen Abziehen des Eises der Wolga und Kama und bis zum Beginn der Dampfschifffahrt zubringen mussten. An Geist und Leib gestärkt, machten wir uns am 19. April auf den Weg, dessen 1200 Werst lange Strecke wir bis zur Stadt Perm auf dem Dampfschiffe in 2½ Tagen zurücklegten. In Perm meldeten wir uns sogleich im Regierungsamte, wo man uns verständigte, dass in unserem Interesse in dem von Wogulen bewohnten Werchoturjeer Kreise Vorkehrungen getroffen worden seien. Am 23. April setzten wir unsere Reise auf der nach Jekaterinenburg und Tjumen führenden sogenannten «Ural-Eisenbahn» fort, bei deren Station Kuschwa wir den Punkt erreichten, wo die nach den Werchoturje-Gebieten führende Poststrasse beginnt. Dieser Ort liegt schon am östlichen Abhang des Ural und besitzt eines der ersten Erzbergwerke, an denen vorbei jetzt unser Weg bis auf eine 400 Werst betragende Entfernung zur Losswa führte. Im gelinden Frühlingsreif verging unsere Fahrt ganz angenehm bis nach Werchoturje, wo wir uns im Untergouverneurs-Amte meldeten und die ämtlichen statistischen Ausweise der in diesem Bezirke wohnenden Wogulen erhielten. Es ist bekannt, dass diese Stadt schon auf dem Gebiete der Wogulen erbaut und dass zur Bekehrung derselben das grosse Kloster gegründet worden ist, das heute, als berühmter Wallfahrtsort, die grösste Sehenswürdigkeit der Stadt bildet. Die ursprüngliche Bewohnerschaft der Gegend ist schon ganz ausgestorben d. h. russifizirt, wie dies der Fall schon zu Reguly's Zeiten war; aber der Reisende Pallas fand noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts zahlreiche Wogulen im Gebiete der Tura vor, ebenso Georgi an den Ufern des südlicher liegenden Tschussowaja-Flusses. Etwas nördlicher, fortwährend zwischen Tannenwäldern und parallel mit der südlichen Sosswa zieht sich der Weg gegen Bogoslowsk hinan, die zum Gebiete des genannten Flusses gehörigen Flüsse Ljalja, Lobwa, Kakwa und Turja durchschneidend. Von der alten wogulischen Bewohnerschaft dieser Gegend haben wir ebenfalls nur von Reisenden des vorigen Jahrhunderts Kunde, aber ein interessantes Denkmal bildet das in Reguly's Nachlass befindliche, von Jurkin mitgeteilte *Luop-tit poėl jĕri*, dessen Verfasser sein an der Mündung des Lobwa-Flusses erbautes Dorf also verherrlicht:

Narä wüt'nė kēlsėm
vōt kwälpä tai̊lėñ pḁilėm
tūjä-khḁtėl ōlės-kel:
tur-khul vōj šakhėrėm ätėn
khūrėm khḁtėl urnė täu pāši;
täkwės-khatėl ōlės-kel:
šarėm vōj šḁkhėrėm ätä
khūrėm khḁtėl urnė täu pāši.
Lailėñ tōrem tusnė
wüś känpä käniñ pḁilėm
ḁśeχ Luop-tit poel pḁilėm-khairėn
tḁulėñ tōrem tusnė
wüś känpä käniñ pḁilėm
Luop tit pailem ōsen!...

Mit den Wänden im Wasser spiegelnd
Mein dreissig Häuser starkes Dorf,
Kommt heran die Frühlingssonne:
Dein Geruch vom gebrannten Karauschenfett
Ist drei Tage lang zu riechen:*
Kommt heran des Herbstes Sonne:
Ranzigen Fischfetts gebrannter Geruch
Ist drei Tage lang zu riechen.
Wo da steht das füssige Göttchen
Dörflein mein mit kleinem Anger,
Mein liebes, teures Dorf an der Luop-Mündung
Wo geflügelt steht das Göttchen,
Dörflein mein, mit kleinem Anger,
Du mein Dorf an der Luop-Mündung!...

Mit den am Turja gelegenen Erzbergwerken (Туринскіе рудники) geht auch die Poststrasse zu Ende und nur schmale, sumpfige Waldpfade führen weiter nach Norden, auf denen unsere Reise bei weitem nicht so unangenehm war, wie sie z. B. Sorokin, dem Kasaner Professor gewesen, der 1873 botanische Studien in dieser Gegend unternommen hat (s. Путешествіе къ Вогуламъ. Казань. 1873). Das am Wagram-Flusse liegende nette Dorf Petro-Pawlowsk verlassend, führt unser Weg an einer herrlichen Schneekoppe des Ural, dem Djenjeshkin kamenj vorüber, und am 1. Mai erreichen wir Wsewolodo-Blagodatsk. Dies ist der Ort, wo Reguly seine wogulischen Studien begann und wo er während eines dreimonatlichen Aufenthaltes von den aus dem Losswa-Gebiete (besonders von Jurkin) her beorderten Wogulen den grössten Teil jener Liedersammlung aufzeichnete, deren Erklärung eben das Hauptziel meiner Reise bildete. Auch wir fanden hier den ersten Wogulen in der Person Trenkin's, unseres Fährmannes über die Sosswa, aber an ihm konnte höchstens mein Freund Pápai als Anthropologe seine

* Der Sänger will hiemit sagen, dass sowohl im Frühjahr, als auch im Herbst die Beute an Fischen so gross ist, dass man drei Tage braucht, um das viele Fischtran auszuschmelzen.

Freude haben, indem er seine wogulische Abkunft nur in seinen Gesichtszügen, aber nicht zugleich in Sprache und Gebrauch bewahrt hatte. Im Allgemeinen sind die Sosswaer Wogulen, die wir später im Losswa-Gebiete in den Abkömmlingen der Familien Djenjeshkin und Anjissimkoff kennen zu lernen Gelegenheit hatten, ganz und gar russifizirt: ja es scheint, dass sie schon zu den Zeiten Reguly's, in dessen Nachlasse sich eben keine auf sie bezügliche Nachricht befindet, sich in diesem Zustande befunden haben. Wie man uns benachrichtigte, sollten wir mit den ersten die Wogulen-Sprache redenden Leuten in Nikito-Iwdil zusammentreffen, welcher Ort von hier 52 Werst nördlich, unter dem $60^3/_4{}^\circ$ nördlicher Breite am Ufer des Iwdil- (wogulisch Jiwtel) Flusses seit Reguly's Zeit erbaut * und gegenwärtig an den östlichen Abhängen des Ural die allernördlichste russische Niederlassung ist. Am Abend des nächsten Tages erreichten wir den Ort, wo wir in unserem Wirte, dem Kaufmann Scheschin, einen für das Wogulentum und unser Unternehmen sich interessirenden Mann fanden, den die *Ural-Gesellschaft* zu Jekaterinenburg für die auf ihrer Ausstellung vorgelegten wogulischen Gegenstände mit einem Anerkennungsdiplom ausgezeichnet hatte. Mein ursprünglicher Plan war, meine wogulischen Studien hier zu beginnen, indem ich dachte, dass eine der vier Bettlerfrauen, aus denen damals die wogulische Einwohnerschaft des Ortes bestand, vorderhand dazu geeignet wäre.

Am 2. Mai, d. i. am 52. Tage unserer Abfahrt von Budapest, erschien die erste rechte wogulische Person in der Gestalt eines verschrumpften, zahnlosen, blinden Mütterchens vor unseren Augen. Zu nicht geringem Unternehmen bewog sie unser Hausherr: sie sollte den «Abgesandten des Kaisers» in aller Eile die wogulische Sprache lehren. Nach einem Gläschen «Herzstärkung» begann der Unterricht, dessen erstes Thema die Zahlen waren. Unsere nach wogulischen Worten schmachtenden Ohren hätte ein Zaubergesang nicht so angenehm berührt, wie das schmatzende Herplappern der wogulischen Zahlen, *akwé, kitäi̊', χūrèm* . . . . . eins, zwei, drei . . . . . Doch nicht lange dauerte die Wonne, denn unsere Dame sprang nach der Zahl *ńallau* «acht» gleich auf *kit-χujip-lau* «zwölf» über und konnte sich durchaus nicht mehr auf die ausgelassenen Zahlen 9, 10 und 11 erinnern. Kurz, in einigen Stunden überzeugte ich mich, dass ich in Iwdil nicht bleiben könne. Es zeigte sich, dass die alte Bettlerin blöd sei und ihre Begleiterin näsele, die zwei jüngern Damen aber sprachen nicht russisch und zogen die Ausarbeitung von Eichhornfüssen, wofür sie von den dortigen Händlern eine halbe Kopeke per Stück erhalten, dem Sprachunterrichte vor. Sehr niederdrückend war nun für mich die Frage: woher ich mir einen zum Unter-

* Daher seine andere russische Benennung Новое строение = «Neues Bauwerk»; wogulisch wegen seiner Lage am «grasigen Ufer» '*Nūrèm-Vōl*' genannt.

richt geeigneten Wogulen verschaffen solle. Es blieb mir nur die Wahl übrig: entweder in die oberen losswaer Jurten zu gehen, und dies war mit einem 80 Werst langen Ritt und einer Kahnreise von 100 Werst stromaufwärts verbunden, ferner hiess es das Gepäck zurückzulassen, von der Welt sich gänzlich zurückzuziehen usw., — oder dann zu den an der mittleren und unteren Losswa angesiedelten, Ackerbau betreibenden Wogulen zu reisen, die nach russischer Art und Weise leben, die russische Sprache vollständig inne haben, unter denen man also wohnen konnte, bei denen ich aber eine geschwächte, in gänzlichem Schwunde begriffene Sprache vorfinde und auch die nur bei den Alten, weil — wie man mich verständigte — die Generation unter 30 Jahren wogulisch nicht mehr spreche. In Betracht kam auch *der* Umstand, dass, wie behauptet wurde, im Juni zur Zeit des russischen St. Peter-Tages das gesammte ober-losswaer Wogulentum sammt Weib und Hund, Kind und Kegel nach Iwdil zu wandern pflegt, indem dabei eine Sitte befolgt wird, welche in dem alten Befehle wurzelte, der sie zwang, zu diesem Zeitpunkte die Kirche zu besuchen, zu beichten und zu fasten. Zu raschem Entschluss brachte mich das unverhoffte Erscheinen eines Wogulen vom Lande, namens Nikolaj Schischoff. Er kam aus dem von der Iwdil-Mündung zwei Werst nördlicher gelegenen Dorfe *Tāręχ-poël* (russisch: Перминa), um zu beichten, und als er hörte, dass hier Fremde Wogulen suchen, besuchte er uns. Ich frug ihn natürlich mit der grössten Freude aus und gar bald bemerkte ich, dass unser Mann einen bislang unbekannten Dialect spreche, mit dem ich mich um jeden Preis bekannt machen musste. Hiezu geeignet hielt er die Person des alten Pĕršä, dessen Frau eine Wogulin sei und daher die wogulische Sprache reiner bewahrt haben könne, als die übrigen, deren Gesinde russisch sei und demzufolge, wenn sie auch wogulisch verstünden, es doch schlecht sprächen, gerade so wie er selbst. Mit diesem Pĕršä zu sprechen und ihn für meine Aufgabe zu gewinnen, schien mir die erste und dringendste Sache. Nachdem also Pápai an Schischoff seine erste wogulisch-anthropologische Untersuchung vorgenommen hatte, stiegen wir mit ihm in den Kahn und ruderten auf dem reissenden Iwdilfluss mit seinen überschwemmten Rieden nach *Tāręχ-poël*. Ich hatte von Reguly's Handschriftencopien dasjenige Heft mitgenommen, in welchem sich das *Pĕršä-jēri* («Pĕršä-Lied») und das *Pĕršä-oąj jēri* («Lied der Tochter des Pĕršä»), welche Lieder — wie die Titel besagen — Reguly von einem Familienmitgliede meines alten Pĕršä aufgezeichnet hatte.

Ein interessantes Bild war es, als ich der in *Tāręχ-poël* versammelten Einwohnerschaft den Zweck meines Besuches erklärte. Es war gerade Ostersonntag. Die untergehende Sonne spiegelte sich purpurn in der Losswa ab, an deren niedrigem Ufer sich der Hauptplatz des Dorfes *Tāręχ-poël* befindet. Zum Teil auf die Erde gekauert, zum Teil auf dort lagernden Holzblöcken sitzend umgaben mich die Männer, während in ehrerbietiger Ferne die Wei-

ber und Kinder Platz nahmen; indessen mein Freund Pápai mit einer grossen Blechkanne und einem kleinen Gläschen in der Hand die Runde machte und uns die Herzen gütig stimmte. Auf die vielen Kreuz- und Querfragen erklärte ich ihnen, der mächtige Kaiser entbiete seinen Gruss dem Volke der Wogulen, bei denen er mit Bedauern wahrgenommen habe, dass ihre Sprache und ihre Sitten im Verschwinden begriffen seien, und damit wenigstens das Andenken derselben aufbewahrt werde, so habe er seine Leute ausgesandt, die dieselben aufzeichnen und ihm schriftlich vorlegen sollten. Diese Auseinandersetzung, mit der ich auch bei unseren späteren Reisen unseren Zweck einzuleiten pflegte, entspricht, wie es scheint, ganz dem primitiven Gedankengang des ungebildeten Wogulen, und war ganz dazu angethan, um gleich bei meinem ersten Erscheinen Vertrauen zu meiner Arbeit zu erwecken. Interessant war die Ueberraschung, als ich ihnen aus Reguly's Schriften vorlas; sie konnten das nämlich durchaus nicht begreifen, wie Jemand aus der Schrift wogulisch sprechen könne, ohne jemals einen Wogulen gesehen zu haben. Auf ihre diesbezüglichen Fragen pflegte ich ihnen gewöhnlich zu erklären, dass weit von hier, weit jenseits des Urals, ein anderes wogulenartiges Volk lebe, zu dessen Söhnen auch wir gehören. Von da sei vor ungefähr fünfzig Jahren ein uns ähnlicher Mann in dieser Gegend gewesen und dieser habe die wogulischen Lieder aufgeschrieben; auch uns habe der Kaiser deshalb hergeschickt, weil wir zum anderen wogulenartigen Volke gehören und daher kommt es auch, dass wir russisch nicht so geläufig sprechen, als andere dergleichen Ziele verfolgende Reisende.

Die in Tārėχ-poėl abgehaltene Beratung stellte mich ganz zufrieden. Der alte Pēršä sprach sehr gut wogulisch sowohl, als auch russisch, und schien also ganz geeignet, um mit ihm meine wogulischen Studien zu beginnen. Ihm zuliebe beschlossen wir hieher zu übersiedeln, wo beim Geschäftsführer eines Iwdiler Kaufmannes, Namens Schangin, uns annehmbares Quartier sammt Verpflegung sich darbot. Zu meiner grossen Freude erfuhr ich, dass sich hier eine intelligente Frau aufhalte, welche die Sprache der ober-losswaer Wogulen spreche und auch das Russische inne hatte; somit konnte ich also zugleich Lehrer für die mittel- und ober-losswaer Sprache bekommen. Drei Monate verflossen mir bei meinen ersten Lehrern, die grossen Anteil daran haben, wenn ich mein Unternehmen erfolgreich nennen darf. Ich glaube daher, es ist motivirt, wenn ich hier eingehend ihrer gedenke.

Pēršä oder mit seinem russischen Namen: Michail Grigorič Peršin ist der letzte männliche Nachkomme der alten Familie des Dorfes Tārėχ-poėl, von welcher auch sein russischer Name (Peršina) herstammt. Von einem seiner Ahnen, dem Gründer des Dorfes, ist ein interessantes historisches Document im Reguly'schen «Pēršä-Liede» erhalten, welches darüber handelt: woher und unter welchen Schicksalen er in diese seine Niederlassung eingewan-

dert ist. Mein Alter konnte sich, wenn auch nicht dem Namen nach, so doch bestimmt, an Reguly erinnern, an den nach seiner Beschreibung mir ähnlichen jungen Mann, der zu seiner Burschenzeit den alten Jurkin und Pachtjar zu sich nach Wsewolodsk rufen liess, die Wogulen mass, abscheeren liess, ihre Haare untersuchte, kurz, der erste war, der sich bei ihnen zu schaffen machte. Er ist der Einzige, der den mittel-losswaer Dialect noch richtig und mit vollständigem Wortapparat spricht. Mit seinem Tode stirbt auch die Sprache aus, welche im Verhältniss zur bekanntesten nord-wogulischen ebenso selbstständig ist, als das konda-wogulische. Es war daher für die Kenntniss der wogulischen Sprache meine Beschäftigung mit ihm ungemein wichtig; in meinen Notizen ist nämlich das einzige Andenken an diese Sprache erhalten, welche in diesen Gegenden die Ahnen der zum Teil ausgestorbenen, zum Teil russifizirten Wogulen redeten. Dreiunddreissig lange Sommertage sass ich vom frühen Morgen bis zum späten Abend mit Pĕršä beisammen, bis ich das lexikalische und grammatische Material seiner Sprache erschöpfte. Beim Ausfragen diente mir als Leitfaden die mitgebrachte Copie von Reguly's Wörterbuch, dessen gesammte Daten ich einzeln durchnahm. Bei jedem ausgefragten Wort notirte ich mir genau die Form desselben in Pĕršä's Sprache, ebenso seine Bedeutung in wogulisch-russischem Idiom, in welchem mir es mein Dolmetsch erklärte. Bei jedem einzelnen Nomen machte ich Excurse auf in denselben Begriffskreis gehörige Wörter; so z. B. liess ich beim Worte «Baum» alle bekannten Baumgattungen herzählen, dann die Bestandteile des Baumes (Wurzel, Laub, Knospe u. s. w.) Bei jedem Zeitworte notirte ich Redensarten auf, und zwar zur genauern Bestimmung der Bedeutung auch die russische Uebersetzung, auf welche Weise ich ungemein viel neues d. h. bislang unbekanntes lexikalisches Material erlangte. Einem primitiven Menschen gegenüber ist dies keine so leichte Aufgabe, wie sie auf den ersten Blick zu sein scheint. Er kann nur in Sätzen sprechen und den Sinn derselben im besten Falle nur in freier Uebersetzung wiedergeben. Die Sätze zu analysiren d. h. den Sinn eines aus dem Zusammenhange herausgerissenen Wortes durch ihn bestimmen zu lassen, ist eine überaus schwierige Sache; was aber die Beleuchtung der Functionen der Suffixe anbelangt, oder was z. B. der Unterschied zwischen den ungarischen Formen *jár* (er geht) und *járkál* (er geht hin und her) und *járogat* (er geht öfters hin) oder den lateinischen *capio, capesso* und *capto* ist, das zu bestimmen, ist ein Mensch vom Schlage unseres Pĕršä in den meisten Fällen nicht fähig. Bei solchen Fragen gerieten wir gar oft in peinliche Verlegenheit: in allen möglichen Variationen musste ich dieselbe Frage stellen, bis endlich die der Wahrscheinlichkeit nach richtige Bestimmung zum Vorschein kam. Die ethnographisch wichtigen technischen Ausdrücke der Jagd, Fischerei, Gewerbe, Cultus u. s. w. liess ich mir eingehend in wogulischer Sprache bestimmen, die für den fraglichen Dialect auch

als sprachlicher Text dienen können. Längere zusammenhängende Texte, z. B. Märchen oder biographische Erzählungen konnte ich beim allerbesten Willen nicht von dem Alten erhalten, dessen ausserordentliche Denkfaulheit auch die obenerwähnte leichtere Arbeit für mich ungemein erschwerte.

In der zweiten Woche des Monates Juni begann ich das Studium der ober-losswaer Sprache mit Frau Tatjana Alexejewna Sotjinowa, geborenen Salawarowa. Diese ausserordentlich begabte Wogulin, der die Wissenschaft die Erklärung von Reguly's südwogulischem Nachlass zu verdanken hat, ist in Tat-tit-paul, dem Dorfe des Jurkin geboren. Dies ist derselbe Jurkin, von dem der grösste Teil südwogulischer Lieder bei Reguly herstammt. Tatjana ist auf seinen Knieen erwachsen und hat das wichtige Andenken an ihn bewahrt, dass seine Sprache sowie die seiner an der oberen Losswa wohnhaft gewesenen Zeitgenossen (wie z. B. die Pachtjar's, des anderen Hauptgewährsmannes Reguly's) sowohl von Peršä's, als auch von der Sprache der jüngeren oberlosswaer Generation sich unterschied. Dies erklärt den Umstand, warum ich nirgends dieselbe Sprache antraf, in welcher der von Jurkin herrührende wogulische Nachlass Reguly's aufgezeichnet ist. An der oberen Losswa ging seit Reguly's, respective Jurkins Zeit eine Sprachveränderung vor. Statt der ursprünglichen Sprache mit südlichem Charakter kam die nördliche oder sosswaer Sprache in Gebrauch und zwar in Folge dessen, dass sich die nomadisirenden oberlosswaer Wogulen von den ansässigen und (ihren Begriffen nach) entarteten mittel- und unterlosswaer Wogulen entfernten, und sich dem ihnen in Lebensweise und Cultus näher stehenden sosswaer Wogulentum anschlossen, indem sie begannen sich ausschliesslich mit diesen zu verheiraten, gemeinschaftliche Gesetze einzuhalten u. s. w. In Reguly's Nachlass ist also das Denkmal eines ausgestorbenen besonderen losswaer Dialectes erhalten geblieben, der seiner geographischen Lage nach ein mittlerer, gleichsam den Uebergang vom sosswaer zum mittellosswaer Idiom bildender gewesen ist. Bei dieser Uebergangsstellung des ausgestorbenen Dialectes konnte die darin aufgezeichneten Denkmäler am besten nur ein solches Individuum erklären, das sowohl das sosswaer (resp. das heutige nördliche losswaer), als auch das mittellosswaer Idiom inne hatte, und das nebenbei auch eine gewisse linguistische Intuition besass, die es auf Grund zweier bekannter Idiome zur Erkennung und zum Verstehen der Formen eines dritten unbekannten Idioms befähigte. Und hiezu war Tatjana Alexejewna geschaffen. Ihr Vater, der von Wischera stammende Alexej Platonitsch Salawaroff (wogulisch: Pasär-χ̣um-Palton-pi' Ul'ekśẹ), verliess noch zu Tatjana's Kinderzeit Tat-tit-paul und zog zur Verwandtschaft seiner Frau nach Tḁ̄rėχ̣-poėl. Hier hatte Tatjana Gelegenheit, sich mit der russischen Sprache bekannt zu machen, die sie ebenfalls gut und mit correcter Aussprache spricht, wie welche echte Russin immer, — und ausserdem mit einer anderen wogulischen Sprache, welche man im

Hause Pĕršä's und dessen Grossvaters Wolodkin, der Reguly ein humoristisches Lied mitgeteilt hat, gebrauchte. Nach dem Tode ihres Vaters, den bei einer Kahnfahrt die Fluten des Iwdil fortrissen, kam Tatjana wieder zurück nach Tat-tit-paul, wo sie von nun an im Hause ihres Oheims Iwan Platonitsch Salawaroff erzogen ward. Hier erreichte sie ihr Jungfrauenalter,— und, merkwürdige Offenbarung des Nationalgefühls! dies Weib, das Gelegenheit genug gehabt hatte, Vergleiche anzustellen zwischen den ansässigen und den nomadisirenden, d. h. den allmälig russifizirten und den die uralten Eigentümlichkeiten bewahrenden Wogulen, dies Weib wendet seine Sympathien dem nicht entarteten Wogulentum zu, und wählt sich einen sosswaer Mann, den aus 'Nurêm-paul stammenden Jekim Feodoritsch Sotjinoff zum Gatten. In dem von Tat-tit-paul nördlich gelegenen Pāχwēñ-tit-paul lassen sie sich nieder, wo Tatjana in der Wirtschaft ihrer Jurte die uralte Lebensweise der Wogulen mit der Stufe der Civilisation zu vereinigen strebt, auf die sich das südliche Wogulentum erhoben hat. Durch dieses Beispiel hätte sie vielleicht mit der Zeit einen wohlthätigen Einfluss auf die Umwandlung der Lebensweise des ganzen oberlosswaer Volkes ausüben können, wenn sie nicht der frühe Tod ihres Gatten gezwungen hätte, diese Gegend zu verlassen, und mit ihrer kleinen Familie wieder nach Tā̦rêχ-pośl zurückzuziehen. Es scheint, dass sie im Dienste ihres Volkes zu einer anderen Aufgabe berufen war! Ihre Intelligenz und ihre grosse Kenntniss des wogulischen Lebens überraschten mich gleich bei unserer ersten Begegnung und rechtfertigten vollkommen die Zuversicht, mit der man uns auf sie aufmerksam gemacht hatte. Die complicirte wogulische Conjugation, welche in ihrer determinirten Form besondere Endungen für den Singular, den Dual und Plural sowohl des handelnden Subjectes in seinen drei Personen, als auch des Objectes hat (wo also beispielsweise den sechs Formen des russischen Präsens 36 entsprechen), konnte sie mir wie irgend ein Grammatiker ohne besondere Schwierigkeiten anführen. Solche Fragen, die ich Pĕršä vergeblich gestellt hatte, pflegte ich auch an sie zu richten, und erhielt gewöhnlich eine befriedigende Aufklärung. Interessant ist die Genauigkeit, mit der sie die genaue Aussprache der wogulischen Laute bei meinem Nachsprechen controllirte. Wenn ich statt offenem *ä* ein mittleres *e*, wenn ich statt *χāñγi* (er steigt) ein *χāñgi*, statt *śurri* (rieselt) ein *šurri*, oder statt eines langen Vokals einen kurzen aussprach, erfolgte sofort die Zurechtweisung, und bisweilen auch dergleichen Erläuterungen: man dürfe nicht statt *māń* — *mań* sagen, denn ersteres bedeute «klein», letzteres aber «Schwiegertochter»; *kaśêm* bedeute «mein Bruder», wenn du aber *kāśem* sagst, so ists eine Obscönität, vor der die Frauen aus der Jurte hinauslaufen («mein Schamgürtel»). Zur näheren Erläuterung der Bedeutung der Verba pflegte sie neben der russischen Uebersetzung gewöhnlich auch noch Redensarten aus der Umgangssprache anzuführen, was meine späteren Sprachlehrer keineswegs im Stande

waren. Ein besonderes Vergnügen fand sie in der Erklärung mittelst Synonymen, wobei sie die Meinung zu widerlegen suchte, als ob nur die Russen ein und denselben Begriff durch mehrere Wörter auszudrücken im Stande wären. «Das ist wahr, — sagte sie einmal — dass für 'lieb' der Russe sagen kann любезный, милый, сердечный; aber es lässt sich auch im Wogulischen zärtlich thun, z. B.: *am jät'ekem* «Liebchen», *t'upakėm* id., *posχėm* «mein lebendiges Blut», *sim-tärsėm* «Wurzel meines Herzens». Von unserem Standpunkte geurteilt, braucht man natürlich hiezu keine grosse Gelehrsamkeit, und die meisten Schulkinder sind dazu befähigt; aber auf solcher primitiven Culturstufe, auf welcher eben die Wogulen stehen, ist ein scharfer Sinn auch dazu nötig, damit jemand einen Satz in seine einzelnen Worte auflösen könne.

Im ersten Monate unseres Aufenthaltes in Tārėχ-poėl nahm Pápai die Sotjinowa mit seinen Vorstudien der ethnographischen Verhältnisse des oberlosswaer Volkes in Anspruch. Als ich nach Beendigung meiner Arbeit mit Pēršä das Studium der oberlosswaer Sprache beginnen konnte, zeichnete ich zuerst Originaltexte auf: Sagen, Lieder, ethnographische Beschreibungen in wogulischer Sprache, von denen besonders wichtig sind: die Sage von der Erschaffung der Welt, von den Opfergebräuchen und die auf die weibliche Reinigung (*māń kwol*) bezüglichen religiösen Gesetze. Bald begannen wir auch die Erklärung der Reguly'schen Texte, worin ich mit Pēršä zu nichts kommen konnte. Beim ersten Vorlesen war auch der Tatjana selbstverständlich beim Hören dieser ungewohnt klingenden Texte der Sinn in ziemliches Dunkel gehüllt; aber dies Dunkel klärte sich bedeutend beim zweiten Vorlesen, und zwar so sehr, dass, als wir zum drittenmal den Text durchforschten, wir unsere Aufmerksamkeit nur auf einzelne schwierigere Stellen zu concentriren hatten, d. h. aus dem Zusammenhang oder auf Grund irgend einer beigeschlossenen Anmerkung zu erraten, welches Wort oder welcher Ausdruck der betreffenden fraglichen Stelle in Pēršä's oder in der oberlosswaer Sprache entsprechen möge. Es war eine rechte Seelenfreude, als ich den ersten Reguly'schen Text, das von Pachtjar mitgeteilte *Sārp-ēri'*, den «Elentiergesang» vollständig verstehen, und den Anforderungen der Sprachwissenschaft entsprechend, in die oberlosswaer Sprache umschreiben konnte. Jetzt folgte nacheinander die Erklärung und Umschreibung der Sage von der mythischen Gestalt *Ēkwä-pi' piriš* «Frauensohn Knäblein», des *Namiñ āter* «Berühmter Fürst» betitelten Heldenliedes und des *Sāt sārp akw' la'īl l'ūl'sėt* «Sieben Elentiere standen auf einem Fuss» benannten Schwankes, aus denen ich mir ein klares Bild schaffen konnte einesteils von der Sprache der Regulyschen Sammlung, anderenteils vom Wesen der darin enthaltenen Dichtungsarten. So viel war mir schon damals klar, dass diese Texte weder in Pēršä's Sprache, noch in der oberlosswaer geschrieben sind; aber in meiner Unerfahrenheit hoffte

ich noch, dass ich irgendwo an der unteren Losswa den genau entsprechenden Dialect finden werde. Ja, im Vertrauen darauf, dass ich dort gar bald für die Erklärung der Reguly'schen Texte einen geeigneten Lehrer finden werde, gieng ich in Sotjinowa's Gesellschaft vorderhand auf andere Studien über. Hiezu bewog mich auch der Umstand, dass Mitte Juli bereits die ersten oberlosswaer nomadisirenden Wogulen erschienen, bei denen ich hinlänglich Gelegenheit zu finden hoffte, ganz neues und originelles volkspoetisches Material zu sammeln.

Ich hatte schon Gelegenheit zu erwähnen, dass die oberlosswaer Wogulen jeden Sommer einmal, zur Zeit des russischen St. Peter-Tages hieher zu wandern pflegen, um in Nikito-Iwdil zu beichten. Diese Wogulen pflegen auf dem Losswa-Flusse stromabwärts zu rudern und halten in Tā̦rėχ-poėl Rast, woher sie nur zur festgesetzten Zeit in den ihnen nicht heimischen russischen Ort ziehen. Wenn wir bemerkten, dass bei der Waldlichtung vor dem Dorfe ein Kahn ansetzte, eilten wir mit Sotjinowa gewöhnlich zu ihrer Begrüssung hin. Mein Erscheinen flösste den wilden Waldbewohnern, die seit urdenklichen Zeiten daran gewöhnt sind, dass sich ihnen ein russisch gekleideter Mensch nur zum Schaden und aus Gewinnsucht nähert, keine geringe Furcht ein. Doch dies Misstrauen währte nicht lange; ein paar freundliche wogulische Worte — denn zu dieser Zeit war meine wogulische Sprachkenntniss schon so weit fortgeschritten, — Geschenke und besonders einige Gläschen Branntwein verfehlten nie ihre Wirkung, und als gar bekannt wurde, dass mich der χān (Chan, Zar) zum Volk der Wogulen gesendet habe, schlug ihr Interesse in Wohlwollen um, so dass ich bei meinem zweiten Erscheinen das Ansuchen um Lieder und Sagen getrost stellen konnte. Nachdem ich als *ēri·-χum, mōjt-χum* «der Mann der Lieder, der Mann der Sagen» (d. h. Sammler derselben), oder *jäni· χum* «grosser Mann» unter ihnen bekannt geworden, pflegte ich jeden Tag wenigstens einmal zu ihren aus Birkenrinde verfertigten Zelten hinaus zu gehen, zu den *sās-kwol*, wo ich auf Rentierhäuten gelagert und von mückenverscheuchenden Räuchertöpfen umgeben, den grössten Teil meiner Sammlung von losswaer wogulischen Volksdichtungen niederschrieb. Beim Hersagen derselben war Sotjinowa stets die vermittelnde Dolmetscherin; denn der Mitteiler von Liedern ist nicht im Stande Worte zu dictiren, sondern sagt stets einen ganzen langen Satz oder einen Versteil in grösster Hast oder gar in wortverdrehendem Gesang her, so dass ich die genaue Aussprache der einzelnen Wörter nicht erraten konnte. Sotjinowa freilich verstand das Mitgeteilte sogleich und konnte es mir langsam Wort für Wort in die Feder dictiren; auf diese Weise die Texte aufzeichnend, war es nur nötig, dieselben zuhause durchzusehen und die dunkleren Stellen mit Erläuterungen zu versehen. Die Bestandteile dieser Sammlung von losswaer vogulischen Volksdichtungen sind die folgenden: 1. Zweiundvierzig Frauenlieder *(nē-ērχet)*, deren Hälfte die aus der

Pachtjar-Sippe stammende Jewgenija Nikolajewna mitteilte. Sämmtlich sind es Erzählungen ernsten Inhaltes, in denen sich das getreue Bild des wogulischen Frauenlebens spiegelt. — 2. Sechs Bärenlieder, deren eines, das von Michael Ivanitsch Ukladoff mitgeteilte *Tārėm āγi numėl va'ilėm ērγä* «Das Lied von der Herabkunft der Tochter Gottes aus dem Himmel» blos eine Variante des von Hunfalvy herausgegebenen Reguly'schen Bärenliedes gleichen Titels ist. Zwei andere gehören zu einer mir bislang unbekannten Art von Bärenliedern, zu den «Morgenliedern» *(χoli-ērγėt)*, mit denen nämlich bei Gelegenheit der Bärenspiele früh morgens der Geist des in der Jurte aufgestellten Bären geweckt wird. — 3. Das Lied der Kämpfe der Fürsten der «Seestadt»: *Lūr-ūs ātėrt tērniñ ēri'*, eine Variante des Reguly'schen *Namiñ ātėr* «Berühmte Fürsten». — 4. Drei Heldenlieder: *pāχätur-ērγet*. — 5. Zwei Lieder von der höchsten weiblichen Gestalt der wogulischen Mythologie, der *Kaltėś-ēkwä*. — 6. Hymnus des Göttchens: «Den Menschen erhebender Mann, der heilige Fürstensohn aus dem Dorfe *Jūtim-sās*. — *Ēlėmχālės nāñχ almėm χum, Jutim-sās jėlpiñ ātėr-pi' kaj-saw*. — 7. Eine Zauberformel *(muträ-sätmil)*. — 8. Zwei anekdotenartige Erzählungen, welche man bei Gelegenheit der Bärenspiele mit Birkenrindenmasken zu spielen pflegt *(tūlilėp)*. — 9. Drei Sagen *(mājt)*. — 10. Drei Tierlieder. — 11. Siebenundachtzig Rätsel *(āmėś)*. — Ueberdies ist eines der wichtigsten Ergebnisse meiner oberlosswaer wogulischen Studien meine reichhaltige lexikalische Sammlung, die ich mir so verschaffte, dass ich mit Sotjinova ebenso, wie vordem mit Pēršä, die Abschrift des Reguly'schen Lexikons durchnahm. Mit Erstaunen nahm ich während dieser Arbeit die grammatikalische und begriffliche Entwickelung der wogulischen Sprache wahr, ebenso ihren ästhetischen Zug, der sich in der besonderen Liebe zu tropischen Ausdrücken offenbart; — und unwillkürlich entstand in mir der Gedanke, wie geeignet auch diese Sprache für den Gebrauch europäischer Dichtungsgattungen hätte werden können, wenn sie gleich ihrer Schwester, der ungarischen, unter glücklichere Verhältnisse gelangt wäre.

Während ich in Tārėχ-poėl mit philologischen Arbeiten beschäftigt war, schritt auch Pápai ungemein rasch der Verwirklichung seiner Aufgabe entgegen. Nachdem er das ethnographische und anthropologische Studium der mittellosswaer ansässigen Wogulen beendigt hatte, fand er Gelegenheit, die nach uralter Weise lebenden und daher für ihn noch interessanteren oberlosswaer Wogulen zu besuchen. «Schon den vierten Sommer,» schreibt er in seiner vorläufigen Meldung an die ungarische Geographische Gesellschaft, «durchzieht das Gebiet des oberen Losswa-Flusses eine grössere Expedition, deren Aufgabe es ist, den Reichtum (besonders an Erzen) des nördlichen Ural zu durchforschen, nebenbei auch die topographischen und geologischen Verhältnisse kennen zu lernen. Weil das Terrain dieser Arbeiten sich eben auf das Gebiet des schwer zugänglichen Wogulentums

erstreckte, nahm ich mit Freuden das verbindliche Anerbieten des Führers der Expedition, des jungen polnischen Bergwerksingenieurs Lucius Lebedzinsky an, einige Wochen im Kreise der Expedition zuzubringen. Wir schritten im Gebiete des nördlichen Losswa-Flusses gegen Norden zu vorwärts, ganz bis zum Gebiete der nördlichen Sosswa. Unser Weg führte uns grösstenteils auf den von der Expedition angelegten Strassen, über sumpfige Stellen. In dieser Gegend kann man im Sommer nur zu Pferd vorwärts dringen, stellenweise aber nur zu Fuss; an anderen Stellen wieder nur auf kleinen Kähnen, auf denen man stromaufwärts der reissenden Strömung wegen die Ruder mit langen Stangen zu vertauschen gezwungen ist. Diese Reise war für mich in mancher Beziehung sehr lehrreich. Sie liess mich einen Einblick thun in die geographische Gestaltung des Ural-Gebietes, sie machte mich bekannt mit der Art und Weise des hiesigen Reisens und was die Hauptsache ist: sie brachte mich in die Nähe der echten Wogulen. Diese führen auf der Losswa, Sosswa und deren Nebenflüssen ein herumstreifendes Leben. Ihre Beschäftigung ist Fischfang und Jagd, und nur in kleinem Maasse die Rentierzucht. Zur Sommerszeit treiben sie die Rentierheerden auf höher gelegene Weiden des Ural; der grösste Teil jedoch verlässt seine Winterquartiere, streift auf den Flüssen umher, Hab und Gut im Kahne mit sich schleppend, fischt, jagt und schlägt hie und da an den Ufern die mit Birkenrinde gedeckten primitiven Hütten auf. (*Földrajzi Közlemények* XVI. 620.) Nach fünfundzwanzigtägiger Abwesenheit kehrte Pápai am 17. Juli zu mir nach Tåréχ-poël zurück, beladen mit ethnographischen Gegenständen, zu welchem Zwecke ihm das hohe k. ungarische Cultus- und Unterrichtsministerium 600 fl. angewiesen hat. Jetzt bestimmten wir die weiteren Partien unseres Reiseprogramms. Auf Grund unserer bisherigen Erfahrungen schien es uns einleuchtend, dass wir, wie auch ursprünglich beschlossen war, nicht länger mit einander reisen können. Die verschiedenen Gegenstände unserer Forschungen forderten auch eine verschiedene Art des Reisens. Während ich meine philologische Aufgabe nur durch längeren Aufenthalt an einem Orte und besonders durch anhaltende Berührung mit einer verständigen Person realisiren konnte, setzte Pápai's ethnographische und anthropologische Aufgabe das Studium möglichst vieler Orte und Menschen voraus. Das weitere Zusammenbleiben wäre schon deshalb schwer geworden, weil wir beide bei unseren Studien auf die verständigsten Leute des Ortes angewiesen waren; diese aber konnten wir nicht gleichzeitig benützen. Wir mussten uns daher trennen, und unsere Reise so einteilen, dass unsere Wege sich je öfter kreuzten. Solche Kreuzungspunkte und zugleich Orte des Zusammentreffens sollten unserer Verabredung gemäss im August Pelym, im September Jekaterinenburg und am 1. Januar russ. Kal. Jäni' Paul (russisch: Jugra), der nördlichen Sosswa allerletztes Dorf sein, wo das Wogulentum der oberen Losswa und der obe-

ren Sosswa am erwähnten Tage zur Jasakzahlung sich versammelt. Nachdem wir noch gemeinsam einen Ausflug nach Nikito-Iwdil zu dem seit Anfang Juli daselbst sich aufhaltenden oberlosswaer Wogulentum unternommen hatten, verliess Pápai am 20. Juli endgiltig diese Station und machte sich auf den Weg in der Richtung der südlichen Losswa. Ich beschäftigte mich noch neun Tage lang mit Sotjinowa in Tārėχ-poėl hauptsächlich mit der Revision meiner Sammlungen von Volksdichtungen, den erklärenden Anmerkungen und den lexikalischen Arbeiten. Am 28. Juli erschien bei mir beinahe das ganze, hier sich aufhaltende Wogulentum zum Abschiede. Rührend war die herzliche Freundschaft, mit welcher dies einfache, aber unverdorbene Volk von mir schied. Wie einst ihre Ahnen Reguly, so baten sie auch mich, ich möchte sie doch im Winter in ihrem Heim besuchen; ja Wasilij Kirilitsch Nomin, der Mitteiler meiner das Schamanentum betreffenden Sammlungen, versicherte mich, dass ich an der oberen Sosswa so viele Sänger finden werde, dass ich kaum im Stande wäre, ihre Mitteilungen aufzuzeichnen. Diese Aussage bewahrheitete sich später, und zwar als eine schlagende Widerlegung der hier zuhause verbreiteten Meinung, dass die Gesangskunde bei den Wogulen im Aussterben begriffen sei und nach Reguly sie niemand mehr vorfinden werde.

In der Frühe des nächsten Tages machte ich mich auf den Weg, nicht ohne Bangen den ferneren Widerwärtigkeiten meines Unternehmens entgegensehend. Auf einem von Wogulen verfertigten, aus einem ausgehöhlten Baumstamm bestehenden Kahn ruderten wir die Losswa hinab. Da das Gleichgewicht nur durch eine liegende Lage gesichert werden kann, war für mich an der Spitze des Kahnes aus Rentierfellen ein Lager hergerichtet; in der Mitte befand sich das mannigfache Reisegepäck und der Mundvorrat, am Steuerruder sass oder kniete der Fährmann, neben ihm aber lag eine aus Birkenrinde verfertigte Deckenrolle, mit der man bei Regenwetter den ganzen Kahn überspannen konnte. Nach einer Kahnfahrt von vierundzwanzig Stunden erreichten wir das erste Dorf, Latscha *(Lāštit-poel)*, das auf der Wasserstrasse 120 Werst von Tārėχ-poėl entfernt ist. In der Nähe dieses Dorfes brachte mich gegen Mitternacht der Umstand in nicht geringe Aufregung, dass aus dem Dickicht eine Bärin mit ihren Jungen hervorbrach und nicht ferne von unserem Kahne mit schrecklichem Brüllen am Ufer Posto fasste. Wohlwissend, dass der Bär ausgezeichnet schwimmen kann, griffen wir erschreckt zu unseren Gewehren; aber während wir so den Angriff erwarten, hören wir auf einmal die Bestien mit lautem Gerumpel ins Dickicht einbrechen. In Latscha wechselte ich den Fährmann und setzte meinen Weg fort, der mit Berührung von Mitjajewa *(Jew'-tit-poel)* zum schön gelegenen Dorfe Usmanowa oder Jewaskowa *(Or-tit-poel)* führt. Die Einwohner all dieser Dörfer sind schon gänzlich russificirt; das Andenken an ihre Abkunft hat nur die Tradition aufbewahrt. Dies war noch

nicht ganz so der Fall zu Reguly's Zeit, der in diesen Gegenden sogar Sänger vorgefunden hat, wie dies das in seinem Nachlass befindliche «*Irtitt kum voarom jêri*» («Das vom Mitjajever gemachte Lied») und «Des Usmanischen Mädchen Anna Osipovna *jêri*» bezeugen. Das Gebiet der unterlosswaer wogulischen Sprache beginnt beim Dorfe Nālėm-poėl (oder Arjä-pȯl, Arja). Nicht weit davon liegt Pats-pȯl (Gornije), der einzige Ort an der unteren Losswa, wo der uralte Cultus sich noch in der Verehrung des Tuχt'-tit-nāj genannten weiblichen Götzenbildes aufrechterhalten hat, dem die zum Fest versammelten Wogulen im Herbste Stuten, Widder, Kühe opfern. Dies verhältnissmässig genug bevölkerte Dorf wäre eine Station für meine unterlosswaer Studien geworden; doch ich änderte meine Absicht, weil ich vernommen hatte, dass Pápai aus dem abwärts gelegenen Dorfe Sint-jā-pȯl eine Fusspartie nach dem nordwärts gelegenen Vol'-jā-(Vaglji)-Flusse unternimmt, woher er nur zwei Tage vorher zurückgekehrt war In der Ahnung, dass diese in unseren Plan nicht aufgenommene Partie unsere verabredete Zusammenkunft in Pelym vereiteln werde, beschloss ich, Pápai nachzufolgen, und am vierten Morgen meiner Abreise holte ich ihn im Dorfe Jaul'-tit-pōl auch ein.

Doch nicht lange dauerte die Freude des Wiedersehens; denn Pápai beendigte seine Studien der unterlosswaer Wogulen und trat schon am nächsten Tag den Weg nach den Flüssen Tawda und Pelymka an. Unser weiterer Plan war es nun, dass er vom Flusse Pelymka auf die Konda übersetze, ungefähr in der Mitte derselben in den Nebenfluss Kuma hineinfahre und zwar bis zu dessen Quelle hinaufreise, von da aber sollte er der Landkarte gemäss auf kurzem Landweg, in den Karabaschka-Fluss gelangen, auf dem er dann den Tawda Fluss erreichen sollte. Auf diese Weise sollten wir uns am 22. August in dem auf dem Gebiete der tawdaer Wogulen gelegenen Dorfe Koschuk treffen: freilich konnten wir nicht wissen, dass am Karabaschka-Fluss keine Seele wohne und dass an der Mündung des Kuma-Flusses eine derartige Communication unbekannt sei. Ich kann schon hier mitteilen, dass unsere geplante Zusammenkunft sich nicht realisirte, ja fünf Monate lang erhielt ich nicht einmal Kunde von meinem Gefährten.

Die unterlosswaer Wogulen sind schon im letzten Stadium der Russifizirung; die jüngere Generation redet nur schwach und mit geringem Wortvorrat die Sprache der Ahnen und auch so nur in den sechs folgenden Dörfern: Nalėm-pȯl, Pats-pȯl, Sint-jä pȯl (Sindjej), Tēlėm-tit-pȯl (Raschkinl) Jaul'-tit-pȯl und Tap-tit-pȯl (Tanjschinl.) Aus letzterem Dorfe beschied Ahlquist im Jahre 1858 seinen wogulischen Dolmetsch zu sich. Ahlquist hat in dieser Gegend eine unangenehme Erinnerung zurückgelassen: statt selbst her unter die Wogulen zu kommen, setzte er sich in Pelym fest und citirte auf amtlichem Wege seinen wogulischen Mann zu sich. Natürlich war der Schrecken gross, als in Tap-tit-pȯl ein russischer Amtsbote erschien

und einen Wogulen nach dem einige hundert Werst entfernten Pelym vor den «grossen kaiserlichen Beamten» führte. Wie man erzählt, soll der entführte Wogule sich vor der Behörde auf den Boden werfend gefleht haben, man möge ihn frei lassen, denn es war gerade die Zeit der dringendsten Arbeit, nämlich Sommer; er erklärte, dass seine Familie während seiner Abwesenheit den Hungertod sterben könne; aber, wie man erzählt, war sein Flehen vergeblich, indem man ihn durch Androhung der Kerkerstrafe zum Bleiben zwang.* Diese unangenehme Erinnerung hatte eine gute Wirkung auf die Gestaltung meiner Sache. Als nämlich das Volk meine Absicht begriff, sträubte es sich unter verschiedenem Vorwande, mir einen Mann zur Verfügung zu stellen; da trat einer der Verständigern, Fadjej Ignatjeff Lachtjin hervor und erinnerte seine Genossen an den einstigen Vorfall in Pelym. «Dieser da,» — sprach er — «ist gerade ein solcher kaiserlicher Gesandte, wie jener es war; dieser erschien zwischen uns und bittet uns. Wenn er ohne Erfüllung seiner Bitte abreist, so wird dafür das ganze Dorf büssen; denn er wird uns alle nach Pelym beordern.» Auf Grund dieses Einfalls überlegte das Volk mein Ansuchen und nach einigen Stunden konnte ich schon mit dem damit betrauten Manne meine Sprachstudien beginnen und zwar in Gesellschaft meines obigen Fürsprechers. Sechs Tage lang von früh morgens bis spät abends befasste ich mich mit meinem Manne, wobei es mein besonderes Streben war, die grammatischen Formen und wenigstens das Wichtigste des lexikalischen Materials mir aufzuschreiben. An das Sammeln von Texten konnte ich bei der geringen Intelligenz des Volkes und bei der Ungeduld meines Mannes gar nicht denken. Die Sprache der Erzählungen und Lieder ist in diesen Gegenden im Allgemeinen die russische; nur mit schwerer Mühe gelang es mir, von einem schwachsinnigen Alten einige Zeilen eines Bärenliedes und ein Gebetbruchstück aufzuzeichnen, welche als letzte Ueberreste jener alten wogulischen Sangeskunde zu betrachten sind, von welcher mehrere Stücke in Reguly's Nachlass (*Sint-jä oq̊i voq̊rom jëri, Tällem-tit-nai, Tuχ-titt-nai, Taχting jëri*) Zeugniss ablegen. Ein an Zahl geringes Volk von primitiver Bildung kann den pathologischen Process nicht ertragen, der mit Aufgebung seiner volkstümlichen Eigentümlichkeiten verbunden ist und geht darunter gewöhnlich auch physisch zu Grunde, jedenfalls aber psychisch. Lehrreich beweist diesen Satz jenes trau-

* Ich muss hier bemerken, dass ich für obige vielleicht durch die Volksüberlieferung übertriebene Mitteilung keine Verantwortung übernehme; vgl. übrigens diesbezüglich Ahlquist: (Eine kurze Nachricht über das Wogulische. 1858.) «Obwohl nur 150 Werst von seiner Heimat entfernt, litt der arme Mann (sein Sprachmeister) dennoch so an Heimweh, dass er bedeutend abmagerte, ungeachtet er hier auf meine Kosten besser genährt wurde, als es in seiner Heimat der Fall sein soll und auch von Zeit zu Zeit sich einen Rausch anlegen durfte, was die Wogulen über die Maassen lieben.»

rige Bild, welches in den Verhältnissen der unterlosswaer, oder sagen wir der Südwogulen im Allgemeinen dem Forscher sich darbietet. Der intellectuellen Bildung und Seelenfrische der ungebildeten Nordwogulen gegenüber charakterisirt die dem Einfluss der Civilisation ausgesetzten Südwogulen Geistesschwäche und Denkfaulheit. Dort blühender Volksgesang, reiche Sagendichtung: hier höchstens einige entstellte russische Lieder. Dort reiche Mythologie, ausgebildeter Cultus und dem Herzen entspringendes religiöses Gefühl: hier, im besten Falle unverstandenes leeres Formenwesen und Aberglauben. Dort originelles Hausgewerbe: wunderschöne Lederstickereien, mit Zeichnungen versehene Birkenrinden-Erzeugnisse, Sehnenzwirn-Verfertigung, Lederausarbeitung und viele andere weibliche Arbeiten; hier könnte dem höchstens die Webekunst entsprechen, die jedoch nur höchst selten bei den Weibern angetroffen wird. Der Nordwogule ist ein geschickter Rentierzüchter, versteht die Bedingnisse der Züchtung und kann die Tiere selbst zur Sommerszeit zu Schlittenfahrten benützen; der Südwogule hat sich an das Pferd gewöhnt, aber weder im Gebiete der Losswa, noch der Konda findet sich ein wogulischer Schmied, der Hufeisen schmieden kann für ihre Pferde. Der Nordwogule ist ein geschickter und ausdauernder Jäger und Fischer; der Südwogule kann Ackerbau betreiben, aber auch den nur in so schwachem Maasse, dass er trotzdem neben dieser Beschäftigung auch noch fischt und jagt und selbst das Sammeln von Zirbelnüssen und roten Heidelbeeren ihm als Nebenerwerb dient, sein ganzes Leben doch nichts anderes, als ein kümmerliches Vegetiren ist.

Es ist überflüssig zu erwähnen, dass meine Hoffnung betreffs der Erklärung Reguly'scher Aufzeichnungen sich an der unteren Losswa nicht verwirklichte. Erst jetzt begriff ich ganz, welch einen schätzbaren Mitarbeiter an meinem Unternehmen ich in Sotjinowa verlassen hatte, zu der, wie es schien, ich noch einmal zurückkehren musste, vorausgesetzt dass ich den wichtigsten Teil meiner Aufgabe, nämlich die Erklärung des Regulyschen Nachlasses nicht fahren lassen wollte. Die Verwirklichung dieses Planes verschob ich auf den Winter und setzte meinen Weg weiter nach Süden fort. (Schluss folgt.)

Dr. BERNHARD MUNKÁCSI.

CARDINAL JOANNES CARVAJAL'S LEGATIONEN IN UNGARN 1448–1461.

VII.

Als die Nachricht von dem traurigen Ereignisse zu Prag nach Ungarn gelangte, riefen die Verwandtschaft und die zahlreichen Anhänger des Hauses Hunyady den jugendlichen Mathias als Candidaten für den erledigten Tron aus.

Anderthalb Jahrhunderte waren vergangen, seit die Gruft in der Ofner Burg den letzten gekrönten Spross des ungarischen Herrscherhauses aufgenommen hatte. Seither hatten fremde Fürsten die Krone des heiligen Stefan getragen. In ihrer Reihe ist das Andenken zweier grosser Herrscher von Ruhm und Segen umgeben. Allein die Nachfolger Ludwigs des Grossen vermochten das Land weder gegen innere Wirren, noch gegen äussere Feinde zu schirmen. Nachgerade hatte in allen Schichten der Nation die Ueberzeugung Wurzel gefasst, dass sich die Geschicke des Vaterlandes nur dann wieder zum Bessern wenden könnten, wenn wieder ein nationaler König über dasselbe herrschen würde. Unter allen Söhnen des Landes aber führte Keiner einen glorreicheren Namen, als der Sohn Johann Hunyady's, der überdies auch noch die sichere Hoffnung erweckte, dass er, als der Erbe der hervorragenden Eigenschaften seines Vaters, alle jene Tugenden nicht vermissen lassen werde, welche den Herrscher gross und seine Herrschaft segensreich zu machen vermögen.

Die nationale Partei fand aufrichtige und wirksame Unterstützung beim päpstlichen Legaten, dessen Wohlwollen umso wertvoller war, je bedeutendere Hindernisse zu bewältigen waren. Und auch für den Fall, als Mathias gewählt würde, war zur Festigung seines Ansehens sowohl, als zur Verteidigung des Landes die Hilfe des Papstes unumgänglich notwendig.

Unter solchen Umständen war eine der Hauptbedingungen des Erfolges der im Interesse der Erhebung Mathias' eingeleiteten Action das Wohlwollen des heiligen Stuhles und dieses Wohlwollen gewährleistete Cardinal Carvajal, der die Gefühle der Hochachtung und Liebe, welche er für Johann Hunyady genährt hatte, auch auf dessen Sohn übertrug, und den nebst der persönlichen Sympathie auch die richtige Erwägung der grossen Interessen der Christenheit und des heiligen Stuhles bestimmten, bei der Festigung der Unabhängigkeit und Macht Ungarns mitzuwirken. Wohl kannte er die bei der römischen Curie herrschende traditionelle Auffassung, dass in Fällen, wo mit dem Aussterben des Herrscherhauses die Erbfolge unterbrochen ward,

bei der Neubesetzung des Trones dem heiligen Stuhle das entscheidende Wort zustehe. Allein andererseits sah er voraus, dass der Versuch, dieses Princip zur Geltung zu bringen, derzeit noch gefahrvollere Bewegungen zur Folge haben würde, als derselbe vor anderthalb Jahrhunderten, nach dem Aussterben des Árpád'schen Hauses, zur Zeit der Päpste Bonifaz VIII. und Clemens V. heraufbeschworen hatte. Deshalb fand er Beruhigung in dem Bewusstsein, dass er im Interesse eines Candidaten thätig sei, von dem als unzweifelhaft anzunehmen war, dass er gegen den heiligen Stuhl von schuldiger Ehrerbietung erfüllt und die das Heil der Christenheit bezweckenden Bestrebungen mächtig zu fördern bereit sein werde.

Carvajal wirkte hauptsächlich dahin, dass die Wahl einhellig geschehe und die Gefahr von Tronstreitigkeiten hintangehalten werde.[1] Einen wesentlichen Dienst leistete er dadurch, dass er jene Magnaten, welche bisher Gegner des Hauses Hunyady gewesen waren, gewann.[2] Dann brachte er zwischen sämmtlichen Grossen des Reiches ein Uebereinkommen zu Stande, welches vor ihm durch feierlichen Handschlag bekräftigt und durch seinen Segen sanctionirt wurde.[3]

Die Gefühle und Anschauungen des Legaten fanden beim Papste die günstigste Aufnahme. Derselbe bekundete wiederholt seine Pietät und seine Zuneigung für das Geschlecht der Hunyady. Auf die Nachricht vom Tode Ladislaus V. wies er sofort Carvajal an, die nötigen Schritte zur Befreiung des Mathias aus der Prager Gefangenschaft zu thun. «Wir glauben, so schreibt der Papst, dass seine Befreiung zur Wiederherstellung des Friedens und der Ruhe in Ungarn dienen wird, denn wir haben oft gehört, dass der junge Graf durch hervorragende Eigenschaften ausgezeichnet sei und unzweifelhaft in die Fusstapfen seines Vaters treten werde.»[4] Und die Wahl des Mathias zum König erfüllte den Papst mit solcher Freude, dass er unter dem ersten Eindrucke ganz und gar die Hintansetzung der Rechtsansprüche des heiligen Stuhles vergass.[5] Er beeilte sich, dem Legaten seine Anerkennung

[1] Carvajal schreibt bereits am 5. Dezember 1457 von Ofen mit grösster Freude an den König von Polen, dass «isti Domini Hungari, depulsis rancoribus injuriarum præteritarum, pacatis animis» sich zur Königswahl rüsten. (Warschau: Staats-Arhiv.)

[2] Er hatte auch an dem Pakte Anteil, welchen Elisabeth und Michael Szilágyi mit dem Palatin Ladislaus Garai schlossen. In dem Vertragsinstrumente (ddto Szegedin 17. Jänner 1458) machte letzterer den Vorbehalt, dass die Szilágyis ihren Eidschwur vor den Cardinälen Carvajal und Szécsi zu erneuern haben. (Teleki X. 565—9.)

[3] Dieses Detail, von welchem unsere übrigen Urkunden schweigen, erwähnt der Papst in seinem Schreiben an Carvajal vom 14. März 1458. Zugleich hebt er hervor, Carvajal und Dionys Szécsi hätten den Streitigkeiten zwischen den Grossen des Reiches ein Ende gemacht. Theiner II. 309.

[4] Schreiben an Carvajal v. 9. Februar 1458. Theiner II. 308.

[5] Erst zwei Monate später, am 13. Mai 1458 spricht der Papst Carvajal gegenüber sein Befremden hierüber aus. Kaprinai, Hungaria Diplomatica I. 418.

auszudrücken für dessen Thätigkeit, mit welcher dieser sich «Ruhm vor der Welt und Verdienst vor Gott» erworben habe. Er erblickt in der Thronbesteigung des Mathias den geheimnissvollen Ratschluss der Vorsehung, nach welchem das Reich einen König erhielt, der einzig befähigt sei, den Willen der gesammten Nation in seiner Person zu concentriren und die den wahren Glauben bedrohende Gefahr abzuwenden. «Wahrscheinlich, so schreibt der Papst, hat jener unbezwingliche Athlet, der nach unserer festen Ueberzeugung in der Ewigkeit bereits den Lohn seiner Verdienste empfangen hat, durch seine Gebete es von Gott erwirkt, dass sein Vaterland, von welchem er in siegreichen Schlachten die Angriffe der Türken abgewehrt hat, nicht von inneren Streitigkeiten verzehrt, und dass zum Nachfolger in seinen ruhmreichen Thaten Derjenige bestimmt werde, der seiner würdig, die Verteidigung der Christenheit mit derselben Standhaftigkeit fortsetzen wird, welche er selber von seiner Jugend bis zu seinem letzten Atemzuge bewährt hat.» Er beauftragt schliesslich den Legaten, dem König und dem Oheim desselben die Glückwünsche des heiligen Stuhles zu übermitteln . .*

Carvajal bekundete denselben weisen Takt, welchen er bei der Besetzung des ungarischen Trones bewährt hatte, auch in der Frage der böhmischen Königswahl. Die böhmischen Stände wählten für ihren durch das Ableben Ladislaus V. erledigten Tron Georg Podiebrad (2. März 1458), wovon sofort auch der päpstliche Legat verständigt wurde. Carvajal, der die Verhältnisse Böhmens auf Grund seiner unmittelbaren Erfahrungen gründlich kannte, wusste wohl, dass der erwählte König ein Anhänger und Führer der hussitischen Secte sei. Indessen wusste er auch, dass er das Vertrauen und die Zuneigung der überwiegenden Mehrheit der Nation besitze. Daher fand er es denn auch nicht geraten, dass der heilige Stuhl gleich zu Anfang eine feindselige Stellung gegen den König einnehme. Ja, es stand zu hoffen, dass dieser durch eine geschickte Politik zu bewegen sein werde, der katholischen Kirche zu huldigen; und in diesem Falle hätte man von dem mit hervorragenden kriegerischen Eigenschaften begabten Fürsten grosse Dienste für die Christenheit erwarten dürfen.

Der Legat beeilte sich sonach, ohne diesbezügliche Instructionen aus Rom abzuwarten, an Podiebrad ein Schreiben zu richten, in welchem er ihn

* Päpstliches Schreiben an Carvajal v. 14. März 1458. Der Papst sagt, er habe mit Freude von jenem aneifernden Schreiben Kenntniss genommen, welches Carvajal und Szécsi an die deutschen Fürsten richteten und habe dasselbe auch im Cardinalscollegium vorlesen lassen. Das Schreiben habe ihn dermassen entzückt, dass er sie ermächtige, auch über sein Leben zu verfügen. Theiner II. 309. — Auch in seinem Briefe an den Cardinal-Befehlshaber der päpstlichen Kriegsflotte v. 15. März rühmt der Papst die Thätigkeit Carvajals. Raynald X. 145. — Die Beglückwünschungsschreiben des Papstes an König Mathias, Michael Szilágyi, Dionys Szécsi und die ungarischen Landstände s. bei Theiner II. 311 u. d. f.

nicht nur König von Böhmen titulirte, sondern auch anlässlich seiner Erwählung beglückwünschte. «In eifrigem Gebete, so schreibt der Legat, bitten wir Gott, dass Er Ew. Majestät auf seine Wege lenken möge, damit das Land, welches Er durch Ihre Erwählung erfreut hat, sich auch späterhin glücklich fühlen möge darüber, dass seine Regierung Ew. Majestät anvertraut worden. Auch wir freuen uns in der Hoffnung, dass Ew. Majestät von dem Geiste Gottes beseelt, Dankbarkeit für die auf Sie gehäuften Wohlthaten bekunden werde. Ew. Majestät werden all dasjenige, wozu wir Sie behufs Wiederherstellung der Einheit des Glaubens und in Sachen der gegen die Türken zu gewährenden Hilfeleistung ehedem wiederholt aufgefordert haben, jetzt, nachdem Sie in den Besitz der höchsten Macht getreten sind, freiwillig erfüllen. In solcher Weise werden Ew. Majestät zumeist Gott wohlgefallen. Das wird eine würdige Erwiederung der Ihnen gewordenen grossen Wohlthaten und es wird auch das tauglichste Mittel zur Befestigung Ihres Trones sein. Wenn Ew. Majestät also handeln werden, so dürfen Sie erwarten, dass Sie das Reich lange Zeit hin regieren, und wenn Sie dereinst in ein besseres Jenseits abberufen werden, dasselbe auf Ihre Söhne übertragen können.» *

Unter dem Eindrucke dieses Briefes war Podiebrad in der That bestrebt, mit der katholischen Kirche gutes Einvernehmen aufrecht zu erhalten. Mit Bereitwilligkeit gab er seine Zustimmung dazu, dass seine Krönung durch einen katholischen Prälaten vollzogen werde, und da das Prager Erzbistum erledigt war, der Bischof von Olmütz seinen Stuhl noch nicht eingenommen hatte, der Bischof von Breslau aber sich gegen ihn feindselig zeigte, entschloss er sich, einen ungarischen Bischof zur Feier der Krönungsceremonie einzuladen. Sicherlich mochte ihm der Gedanke nicht fern liegen, dass er in solcher Weise noch sicherer auf die Befestigung des Wohlwollens des päpstlichen Legaten und des heiligen Stuhles zählen dürfe, denn er konnte nicht darüber in Zweifel sein, dass Mathias nur mit Zustimmung des Cardinals Carvajal seinen Wunsch erfüllen werde. Sonach wendete sich Podiebrad mit seinem Anliegen an König Mathias. Gleichzeitig benachrichtigte er Carvajal, dass er nach seiner Krönung einen Gesandten nach Rom zu schicken beabsichtige.**

Der Legat, der damals noch keine Instructionen vom Papste empfangen hatte, befand sich in einer schwierigen Situation und scheute sich, die Last der Verantwortung auf sich zu nehmen. Daher förderte er das Anliegen Georg Podiebrads nicht, setzte ihm auch keine Schwierigkeiten entgegen. Er beob-

* Schreiben Carvajals an Podiebrad ddto Ofen 20. März 1458. Palacky, Urkundliche Beiträge, 140.

** Das erwähnt Carvajal in seinem nachmals unterm 9. August 1458 an den Papst gerichteten Schreiben. Scriptores Rerum Silesicarum. VIII. (Breslau 1873) 7.

achtete eine vollständig neutrale Haltung.[1] Als aber Mathias sich entschloss, die Bischöfe von Raab und Waitzen zur Krönung nach Prag zu entsenden, forderte der Legat diese auf, die Interessen der katholischen Kirche nicht aus den Augen zu verlieren. Und die beiden genannten Prälaten erklärten vor ihm in solenner Weise, dass sie Podiebrad nur dann die Krone aufsetzen werden, wenn derselbe zuvor den Irrlehren, zu denen er sich bekannte, entsagt haben würde.[2] Und sie hielten dieses ihr Versprechen. Der König musste am 6. Mai vor den beiden Bischöfen und mehreren böhmischen Magnaten sich mit Eidschwur zur Treue und zum Gehorsam gegen die katholische Kirche, sowie zur Ausrottung der Irrlehren und Ketzereien verpflichten. Er stellte hierüber auch eine beglaubigte Urkunde aus. Am nächsten Tage erfolgte die Krönung. Darauf sprach König Georg dem Papste in einem Schreiben seine Huldigung aus und um denselben ganz zu gewinnen, erneuerte er auch ihm gegenüber sein Versprechen, seine Heeresmacht gegen die Türken aufbieten zu wollen. Der Papst empfing nach alldem die Nachricht von der Erwählung Podiebrads mit grosser Freude. Er erblickte in derselben ein sicheres Unterpfand dafür, dass nunmehr das böhmische Schisma ein Ende nehmen werde. Der Brief war auch bereits geschrieben, in welchem er Podiebrad mit dem Königstitel ansprach, mit Glückwünschen begrüsste und zur Erfüllung seines Versprechens aneiferte. Da er aber mittlerweile von dem Herzog von Sachsen, der auf den böhmischen Tron Anspruch erhob, einen Protest empfing, verzichtete er auf die Absendung des Schreibens und beschränkte sich darauf, im Wege Carvajals auf Georg Podiebrad einzuwirken.[3]

Der Papst wünschte auch, dass die neuen Herrscher von Ungarn und

[1] Er selber schreibt am 9. August 1458 bezüglich der ungarischen Bischöfe: «Non ibant ad coronationem ipsius Regis de consensu meo, nec permissu». Sonach ist Palackys Erzählung irrig. Geschichte Böhmens IV, B. 40.

[2] Carvajal schreibt in seinem eben erwähnten Briefe bezüglich der zwei Bischöfe: «Avisavi eos et attentiores feci de multis .... Protestati sunt coram me, non procedere ad coronationem, nisi prius abnegaret errores ipse Rex».

[3] Die Frage, ob Papst Calixtus III. an Podiebrad nach dessen Tronbesteigung ein Beglückwünschungsschreiben gerichtet habe, ist unter den neueren Historikern strittig. Voigt, Markgraf, Bachmann, Palacky behaupten, es sei ein solches ergangen; Pastor dagegen zieht dies in Zweifel. Diese Controverse erscheint nunmehr endgiltig entschieden durch das, bisher unedirte Schreiben des Papstes an Carvajal vom 13. Mai 1458, worin es heisst: «Labora quantum poteris, super reductione Boemorum ad fidem et unitatem s. Romanae Ecclesiae ... Nam, si unquam ad eam rem efficiendam tempus aptum seu dispositum fuit, hoc praesens est, propter eum qui in Regem electus fuit, quemque ad hoc inclinatum esse ajunt ...... *Eidem electo in Regem Boemiae cogitavimus scribere, prout videbis in copia introclusa; postea tamen, quod intellexerimus alios in ejusmodi re pretendere interesse habere, et praecipue ducem Saxoniae, qui nobis et toti collegio valde querulando scripsit esse missurum oratores ad nos, super hoc deliberavimus non scribere.*» (Calixti III. Brevium Lib. XXXVIII. fol. 169.)

von Böhmen mit dem Kaiser, mit dem König von Polen und den benachbarten Fürsten in freundschaftliche Beziehungen treten und so das Aufgebot ihrer Heeresmacht gegen die Türken möglich machen möchten. Eindringlich spornte er König Mathias sowohl unmittelbar als auch im Wege des Legaten an, derselbe möge dem glorreichen Beispiel seines Vaters folgen und sofort den Kampf mit dem Feinde der Christenheit aufnehmen.[1] Auf die Nachricht von Mathias' Erwählung schickte sich der Papst unverweilt an, demselben das geweihte Schwert zu übersenden. Und dieser Akt wurde nur deshalb auf später verschoben, weil es geziemend erschien, vorher die Ankunft der Huldigungsgesandtschaft abzuwarten. Den Legaten aber wies der Papst an, falls etwa von Seiten der Türken Friede oder Waffenruhe angeboten würde, dagegen mit aller Entschiedenheit, nötigenfalls selbst unter Androhung des Kirchenbannes aufzutreten. Gleichzeitig bekleidete er den Legaten in Hinsicht der Ablasserteilungen bei der Verkündigung des Kreuzzuges mit noch weiterer Vollmacht, als derselbe bisher innegehabt hatte.

«Wir vertrauen dir ganz und gar, sagt das päpstliche Schreiben, dass du nichts denken und handeln werdest, als was Gott angenehm ist.»[2]

Mittlerweile entschloss sich Carvajal zu einer gewagten Aktion. Unter allen Errungenschaften, welche die römische Kirche seiner Weisheit und seinem Eifer zu danken hatte, ist nicht die bedeutsamste zwar, jedenfalls aber die überraschendste das Testament des serbischen Despoten. Als Carvajal anfangs 1456 nach Ungarn kam, war er mit Georg Brankovics in freundschaftliche Beziehung getreten. Obwohl der Legat die Unzuverlässigkeit des Mannes kannte, gab er doch die Hoffnung nicht auf, ihn im Feldzuge gegen die Türken nützen zu können. Und in der That schloss sich Brankovics im Frühling des genannten Jahres auf die Nachricht von dem Herannahen des Sultans nicht den Türken an, sondern flüchtete auf eine seiner ungarischen Besitzungen und wendete sich von hier aus um Hilfe an den Legaten «an den einzigen Menschen, von dem er solche erwarten könne.»[3]

Allein die Tage des neunzigjährigen Greises waren gezählt. Er starb Ende Dezember desselben Jahres (1456).

[1] Schreiben des Papstes an König Matthias vom 13. und 16. Mai. Das erstere unedirt; das andere bei Theiner (irrtümlich vom 26. Mai datirt) II, 315. Ebendort s. die Briefe des Papstes an Michael Szilágyi und Elisabeth Hunyady (gleichfalls irrtümlich vom 26. Mai datirt). Die zur selben Zeit (15. Mai 1458) an den Erzbischof von Gran und an den Bischof von Grosswardein gerichteten, unedirten päpstlichen Schreiben s. in den vaticanischen Regesten.

[2] Unedirte Schreiben des Papstes an Carvajal v. 13. und 23. Mai 1458 in den Vatic. Regesten.

[3] Brankovics an Carvajal, mitgeteilt von Makouschew, Monuments Historiques (Belgrad 1880) II, 110.

Sein Sohn Lazar Brankovics, der ihm folgte, trachtete die freundschaftlichen Beziehungen mit Carvajal aufrechtzuerhalten. Doch seine Herrschaft war von kurzer Dauer.

Ende Januar 1458 traf die Nachricht von seinem Tode in Ofen ein; zugleich mit der überraschenden Mitteilung, dass er in seinem Testamente Serbien dem Protektorate Roms unterstellte und Cardinal Carvajal bat, das Land zu übernehmen.

Die ungarischen Herren beredeten ihn, die ihm anvertraute Mission nicht zurückzuweisen.

Unverzüglich brach er auf und, um die Eifersucht der Ungarn, mit welcher sie über die staatlichen Rechte wachten, zu schonen, entschloss er sich zu dem vermittelnden Vorgehen, Serbien sowohl namens des heiligen Stuhles, als auch namens der ungarischen Krone zu übernehmen. Als er aber in Serbien erschien, fand er das Land als Schauplatz blutiger Streitigkeiten zwischen den Prätendenten. Die Türken machten sich diese Wirren zu Nutze und besetzten einen grossen Teil des Landes. Der Legat schwebte in Gefahr in ihre Hände zu fallen und musste erfolglos nach Ofen zurückkehren.*

Kurz nachher (Mitte März) benachrichtigte Michael Szilágyi, der Oheim des Königs Mathias, von Lippa aus Carvajal, dass nach zuverlässigen Meldungen die Türken umfassende Vorbereitungen träfen, Ungarn anzugreifen, Er bat den Legaten die Werbung von Kreuzfahrern neuerdings in Gang zu

* Thomasi berichtet den 29. Januar 1458 von Ofen nach Venedig: «A di 26 (?) se hebe lo illustre Signor despoto de Servia esser manchato de questa vita et dice questo illustre Governador prefato despoto haver ordinato chel stato suo si ponga in mano de questo Rmo Signor Legato. Per la qual casone prefato Signor Governador insieme cum tuttaltri Signori et Baroni che qui se attrovano hanno instato apresso al prefato Rmo Legato chel se vogli transferire verso quelli parti. offerendoli che a quelli confini el troverà oltra persone 1500 et offerendoli do Baroni in so compagnia, et che bisognando etiam potria chiamare cruccesignati. Per la qual casone ho parso al prefato Signor Legato omnino tuor l'impresa de transferirsi a quelle parte». Und in der Nachschrift: «Domane de qui si partirà el prefato Rmo Signor Legato per transferiose verso dicto luogo (Belgrado) maxime per el fatto de la Servia». Diese unedirte wichtige Depesche (im Staatsarchive zu Mailand) stellt ganz klar sowohl die Thatsache, dass Fürst Lazar die testamentarische Verfügung traf, als auch den Zeitpunkt der Expedition des Cardinals Carvajal. Ueber diese finden wir eine kurze Aufzeichnung bei Aeneas Sylvius (Historia Europæ, Cap. IV): «Cardinalis S. Angeli, ab Hungaris invitatus, eo profectus ut arces Rascianas ... aut Apostolicæ Sedis nomine recipiat, aut Hungaris tradi curet, rebus infectis, non sine gravi periculo (vix enim Turcorum manus evasit) Budam rediit». Die ausführliche Erzählung bei Lopez (p. 88) scheint nicht genau und verlässlich zu sein. Die päpstlichen Verfügungen vom 14. März 1458 an Carvajal und König Mathias (Theiner II, 308, 313) kamen verspätet an.

bringen.[1] Der Legat schickte sich sofort an, den Kreuzzug zu verkündigen.[2] Anfangs Mai wandte sich Szilágyi mit der Bitte an ihn, 2000 Kreuzfahrer je eher nach Belgrad zu senden. Allein Carvajal erachtete eine Teilung des Kreuzheeres nicht für ratsam und besorgte überdies, dass die Kreuzfahrer, wenn sie lange thatlos lagern müssten, sich alsbald wieder zerstreuen würden. Deshalb empfahl er dem Könige für den Schutz der Grenzfestungen seinerseits zu sorgen.[3] Indessen meldete Szilágyi nach einigen Tagen, dass das Türkenheer wieder abgezogen und sonach die Sendung des Kreuzheeres nicht mehr notwendig sei.[4]

Zur selben Zeit erklärte der König, dass er im Laufe des Sommers persönlich zu Felde ziehen und einen Angriff auf türkisches Gebiet zu machen gedenke.[5] Carvajal begrüsste diese Entschliessung des jugendlichen Herrschers mit lebhafter Freude. Er ging am 16. Juni nach Szegedin, um dort mit Michael Szilágyi Rat zu pflegen.[6] Von Szegedin aus reiste er zur Besichtigung der Grenzfestungen nach dem Südosten des Landes[7] und kehrte in den ersten Tagen des August wieder nach Ofen zurück, wo ihn unter Anderen auch die Angelegenheiten Podiebrads beschäftigten.[8] Aber schon Ende August gab er König Mathias das Geleite nach Unter-Ungarn.

Seine auf die Anwerbung von Kreuzfahrern gerichteten Bemühungen trugen auch diesmal reiche Früchte. Nach den Berichten des in Ofen weilenden venetianischen Geschäftsträgers waren bis Ende September im Lager zu Futtak mehr als 25,000 Kreuzfahrer versammelt und allmälig stieg ihre Zahl bis auf 40,000. «Der Donaustrom, so schreibt der genannte Diplomat, bietet mit den unzähligen Schiffen, welche die Truppen befördern, einen wundervollen Anblick, das ganze Reich ist in Bewegung.»[9]

[1] Schreiben an Carvajal v. 19 März 1458. Diplom. Emlékek. I. 15.

[2] Berichte Petrus de Thomasiis v. 12. und 24. April 1458. In dem letzteren lesen wir, der Legat habe bei Mathias um Geleitsbriefe für die Kreuzfahrer aus dem Auslande angesucht; der König wollte aber den Schutzbrief auf die Deutschen und Polen nicht erstrecken, weshalb der Legat die Ausfertigung der Urkunde überhaupt nicht weiter betrieb. Diplom. Emlékek I. 11. 19.

[3] Bericht Petrus de Thomasiis v. 13. Mai 1458. Ebendaselbst, 27.

[4] Brief Michael Szilágyi's an Carvajal ddto Lippa 14. Mai 1458. Ebendaselbst, 25.

[5] Bericht Petrus de Thomasiis v. 17. Mai. Ebendort, 30.

[6] Bericht des venetianischen Geschäftsträgers v. 16. Juni, worin erwähnt wird, er habe den Legaten ebenfalls begleiten wollen, sei aber auf dessen eigenen Rat in Ofen geblieben und habe nur einen seiner Leute mit ihm geschickt. Ebendort, 32.

[7] In seinem Schreiben vom 9. August erwähnt er: «redeunti mihi de confinibus istius Regni.»

[8] Hierauf bezügliche Details sind enthalten in seinem mehrerwähnten Briefe an den Papst v. 9. August, welcher jedoch nach dem Tode Calixtus III. geschrieben wurde.

[9] Berichte de Thomasiis v. 13. September, 1. und 9. Oktober 1458. Diplom. Eml. I. 35—39.

In diese Zeit fällt wieder eines jener ausserordentlichen Ereignisse, an denen die Periode des Aufenthaltes Carvajals in Ungarn überreich war: das Zerwürfniss des Königs Mathias mit seinem Oheim Michael Szilágyi, der gewohnt, in seinem Fürsten das Kind zu sehen, sich gegen ihn auflehnte und mit den Feinden der Hunyady'schen Familie verband. Der König liess in seiner Erregung den greisen Magnaten gefangen setzen und drohte, seinen nächsten Anverwandten, dem er zum grossen Teile seine Krone zu danken hatte, zum Tode verurteilen zu lassen. Da griff jedoch Carvajal ein und besänftigte den Zorn des Königs.*

VIII.

Am 6. August 1458 war Papst Calixtus III. gestorben. Die christliche Welt, welche in ihm einen getreuen Hort ihrer Sicherheit verehrt hatte, geleitete ihn mit inniger Teilnahme zu Grabe. Allein die Trauer machte alsbald neuer Hoffnung Platz, als bekannt wurde, dass das Cardinalscollegium am 20. August auf St. Petri Stuhl Aeneas Sylvius Piccolomini erhoben habe, jenen Prälaten, der mit seiner hohen literarischen Bildung, welche ihn unter die ersten Humanisten seiner Zeit reihte, eine ausserordentliche Gewandtheit in der Behandlung politischer Angelegenheiten verband, der ehedem an der Seite des Kaisers als dessen Secretär und Rat, nachmals in der Umgebung des Papstes ein eifriger Wortführer und Förderer des gegen die Türken zu eröffnenden Kriegszuges war. Carvajal hatte auch noch einen ganz speciellen Grund, sich über die Wahl Pius II. zu freuen, denn derselbe war ihm von langer Zeit her ein Freund und vielfach zu Danke verbunden. Mit ihm verknüpfte ihn ein enges Band gleichartiger Anschauungen und Bestrebungen.**

Der Papst that einige Wochen nach seiner Tronbesteigung der ganzen christlichen Welt zu wissen, dass er die grossen Pläne seines Vorfahrs zu den seinigen gemacht habe und unter Mitwirkung der christlichen Welt einen Földzug gegen die Osmanen zu eröffnen gedenke. Zur Beratung dieser Ange-

* In dem Berichte des mailändischen Geschäftsträgers ddto Ofen 13. September 1459 lesen wir, dass Michael Szilágyis Freund, der Legat «che puo dire havere la vita per dio et per la Sua Rma Signoria, che se non fusse sta l'opera et provisione de dicto Legato quando el fu retegnudo .... el dovea esser spazato, et la opera et provisione de dicto Legato fu casone darli la vita.» Desgleichen heisst es in einem späteren Nunciatursberichte: «Se non fusse stata l'opera del Rmo Cardinale S. Angelo il Re lo haveria fatto morire.» Engel, Geschichte von Slavonien und Croatien. 13.

** Unter Anderem hatte er auch die Cardinalswürde zum grossen Teil Carvajal zu verdanken. Am 26. Dezember 1456 schreibt Aeneas Sylvius an diesen: «Quod annis jam plurimis .... tuo filio concupivisti» — das ist nunmehr geschehen. «Svasiones Tuae precesque Caesaris effecerunt.» Er versichert ihn seiner Dankbarkeit. (Aeneas Sylvius Briefe. 193.)

legenheit berief er für den Frühling des nächsten Jahres sämmtliche christlichen Herrscher zu einem unter seinem Vorsitze zu haltenden Congresse nach Mantua. Auch beeilte er sich, die Mitwirkung des Cardinals Carvajal in Anspruch zu nehmen. Ihm übersandte er die an den Kaiser und an die Könige von Ungarn, Polen und Böhmen gerichteten apostolischen Sendschreiben. Er beauftragte ihn, er solle bestrebt sein, vor Allem Mathias zu bewegen, persönlich in Mantua zu erscheinen oder mindestens Michael Szilágyi in seiner Vertretung zu senden. Weiters hatte Carvajal den Kaiser aufzusuchen und ihn gleichfalls zum persönlichen Erscheinen auf dem Congresse zu vermögen. Schliesslich forderte ihn der Papst auf, nach Vollendung dieser seiner Mission auch selber nach Mantua zu kommen, da er sich seines Rates bedienen wolle. Der Papst sprach die Hoffnung aus, dass der Legat, der bisher den Angelegenheiten Christi so ruhmvoll gedient, der nie Bedenken getragen, sein Leben allen Gefahren auszusetzen, auch vor den Mühsalen dieser Reise nicht zurückscheuen werde. Gleichwohl aber ermahnt ihn Se. Heiligkeit in zarter Weise, er möge seine Gesundheit pflegen und sich dem heiligen Stuhle zu erhalten suchen; der Papst wünsche lebhaft, ihn wiederzusehen und ihn liebevoll zu umarmen.[1]

Als sodann der Papst benachrichtigt wurde, dass der Kaiser nicht geneigt sei, nach Mantua zu gehen und den Congress auf deutschem Gebiete abgehalten zu sehen wünsche, wies er Carvajal an, unverweilt «mit Hintansetzung aller anderen Geschäfte» sich zum Kaiser zu begeben und zu versuchen, ob er ihn bewegen könnte, sein Erscheinen auf dem Congresse nicht zu verweigern; und da der Papst den Geiz Kaiser Friedrichs wohl kannte, ermächtigte er gleichzeitig den Legaten, das Anerbieten zu stellen, dass die Kosten der Reise der Papst bestreiten würde.[2] Einige Wochen später verzichtete Pius II. endgiltig auf die Hoffnung, den Kaiser zum Erscheinen in Mantua zu bewegen. Seine Instructionen an Carvajal lauteten daher nunmehr dahin, derselbe solle Friedrich bewegen, einen mit aller Vollmacht ausgerüsteten Gesandten zu entsenden.[3]

Auch König Mathias verständigte den Papst, dass er sein Reich nicht verlassen könne, jedoch Gesandte nach Mantua schicken werde. Ueberdies wandte er sich mit der Bitte an den Papst, derselbe solle auch den Cardinal Carvajal des persönlichen Erscheinens entheben, denn das «Heil Ungarns» erfordere sein Hierbleiben und seine Anwesenheit sei zur richtigen Führung

[1] Bisher unedirtes Breve ohne Datum in den Vatikanischen Regesten.

[2] Bisher unedirtes päpstliches Schreiben an Carvajal ddto 25. Jänner 1459 in den Vatikanischen Regesten.

[3] Bisher unedirtes päpstliches Schreiben an Carvajal ddto 26. Februar 1459 ebendaselbst.

der Angelegenheiten notwendig.[1] Zu dieser Bitte hatten jene Gefahren Anlass gegeben, die ihn von Seite Kaiser Friedrichs bedrohten. Dieser wurde nämlich von den mit dem kräftigen Regimente des Königs Mathias unzufriedenen ungarischen Magnaten den 4. März 1459 zum Könige von Ungarn proclamirt.

Carvajal war unter solchen Umständen nicht geneigt, Mathias in seiner gefährlichen Lage zu verlassen. Er verschob seine Abreise nach Mantua von Tag zu Tag in der Hoffnung, der Papst werde der Bitte des Königs von Ungarn entsprechen und ihn — den Legaten — des persönlichen Erscheinens entheben.[2] Da aber die Resolution des Papstes nicht eintraf, sah er sich schliesslich dennoch zu dem Entschlusse genötigt, die Reise anzutreten. Dabei beschloss er aber, zuvor den Kaiser aufzusuchen, um ihn womöglich zu bewegen, seinen Plänen bezüglich Ungarns zu entsagen. Der venetianische Geschäftsträger in Ofen erklärte, ihn begleiten zu wollen.[3]

Da brach nun aber der Krieg zwischen Mathias und Friedrich aus. Am 7. April erlitt das von Simon Nagy befehligte ungarische Heer bei Körmend zwar eine Niederlage, aber schon fünf Tage später vermochte es, diese Scharte wieder glänzend auszuwetzen; Friedrichs Heermacht wurde vernichtet und die ungarischen Kriegstruppen drangen in Oesterreich ein. Diese Ereignisse beschleunigten die Abreise Carvajals, welcher nunmehr auch Mathias zustimmte. Ja der König hielt es für wünschenswert, dass im Wege des Legaten der Papst unmittelbar über den Stand der Angelegenheiten orientirt werde. Carvajal sprach dem Papste nur den einen Wunsch aus, nach Schluss des Congresses wieder nach Ungarn zurückkehren zu dürfen, «in den Kreis jener Nation, für welche er bisher getreulich gekämpft habe».[4]

Am 13. April verliess Carvajal Ofen. Unterwegs begegnete er am 18. April einem römischen Courier, der ihm ein Schreiben des Papstes vom 23. März überbrachte. Der Legat wird darin verständigt, dass, da seine Entfernung aus Ungarn eine verhängnissvolle Entartung der dortselbst herrschenden innern Wirren zur Folge haben könnte, der Papst den Postulaten der Lage die Freude des Wiedersehens zum Opfer bringe. Er beauftragt sonach den Legaten, Ungarn nicht zu verlassen, seine bisherige, alles Lobes würdige Thätigkeit fortzusetzen, auf die Wiederherstellung des Friedens im Reiche hin-

[1] Diese Bitte des Königs Mathias erwähnt der Papst in dem Breve vom 23. März 1459.

[2] Von den Bedenken und Besorgnissen des Legaten spricht ausführlich der venetianische Geschäftsträger in seinem Berichte vom 14. März 1459.

[3] S. Die Berichte dieses Geschäftsträgers ddto. Ofen, 1. u. 11. April 1459. Diplom. Eml. I. 46, 47. Der Mantuanische Geschäftsträger Baptiste de Brandis schreibt unterm 18. März 1459 aus Wiener-Neustadt, der Legat werde erwartet, aber es stehe nicht zu hoffen, dass er kommen werde, denn König Mathias lasse ihn — wie er selber schreibt — nicht von sich. (Staatsarchiv zu Mantua.)

[4] Das erwähnt der Papst im Breve v. 2. Juni 1459. Kaprinai II. 308.

zuwirken und über dessen Sicherheit zu wachen. Unter Einem wird der Legat aufgefordert, über den Zustand des Reiches zu berichten und betreffs der von den Verhältnissen erforderten Massnahmen Vorschläge zu erstatten.[1] Carvajal verzichtete bereitwillig auf die Reise nach Mantua. Dagegen gab er das Vorhaben nicht auf, den Versuch zu machen, den Kaiser mit Mathias auszusöhnen.

Am 23. April langte er in Wr.-Neustadt an. Am nächsten Tage erschien der Kaiser im Quartier des Cardinals, um denselben zu begrüssen.[2] Carvajal sprach bei diesem Anlasse folgendermassen: «Ew. Majestät wollen erwägen, dass wenn die Ungarn nicht Widerstand geleistet hätten, die Türken bereits zahlreiche christliche Länder verwüstet hätten. Das derzeitige Zerwürfniss bedroht die Christenheit mit völligem Ruin. Ich möchte die Gründe kennen, welche Ew. Majestät dazu bewegen, gegen den König von Ungarn Krieg zu führen. Wenn dieselben berechtigt sind, bin ich bereit, selbst einen Kreuzzug zur Eroberung Ungarns für Ew. Majestät in's Werk zu setzen.» Der Kaiser verlangte einige Tage Zeit zur Erwägung. Am 25. April gab er seine Antwort. Er legte die Gründe dar, welche ihn zum Kriege bewogen. Dieselben seien: Mathias sei nicht gesetzmässig zum König von Ungarn gewählt worden, sondern sein Oheim habe die Wahl gewaltthätig durchgesetzt; nach altem Herkommen gebühre der Tron Ungarns Demjenigen, der im Besitze der heiligen Krone sei; überdies seien jene Freiheiten nicht zu dulden, welche Mathias seinen Parteigängern gestattet. Schliesslich besorge der Kaiser, dass Ungarn irgend jemand Anderer in seine Gewalt bekommen könnte, woraus der Christenheit grosse Nachteile erwachsen müssten. Der Cardinal erwiderte hierauf folgendermassen:

«Die Liebe und Ehrerbietung, welche ich für Ew. Majestät hege, machen es mir zur Pflicht, offen meine Ansicht darzulegen. König Mathias ist gesetzmässig, mit Beobachtung aller nötigen Formalitäten, im Beisein unzähliger Herren gewählt worden; dafür vermag der anwesende Geschäftsträger der Republik Venedig Zeugniss zu geben. Aus eigenem Willen, nicht irgend welchem Zwange gehorchend, hat ihn seine Nation auf den Tron erhoben. Und wenn auch einige Herren Klage gegen ihn führen und ihn des Trones berauben möchten, hätte Ew. Majestät denselben kein Gehör schenken dürfen. Es wäre geziemend gewesen, früher zu forschen, ob all dasjenige wahr sei, was sie gegen ihn vorbringen. Auch das ist nicht stichhältig, dass der rechtmässige Herrscher Derjenige sei, der im Besitz der Krone ist; Ew. Majestät würden sicherlich nicht gestatten, dass wenn Jemand die Kaiserkrone an sich risse, derselbe als Kaiser erachtet werde. Dass aber irgend

* Kaprinai II. 276.

** Bericht des venetianischen Geschäftsträgers ddto. Wiener-Neustadt 27. April 1459. Diplom. Eml. I. 48.

jemand Anderer Ungarn in seine Gewalt bringen könnte, haben Ew. Majestät nicht zu besorgen. Nach alldem bitte ich Ew. Majestät, diesen König nicht behelligen zu wollen, den Se. Heiligkeit der Papst, wenn es die Not erfordert, selbst mit Waffengewalt zu verteidigen genötigt wäre, denn seine Entfernung würde für die Christenheit nachteilige Folgen haben.» — «Wir glauben nicht, bemerkte hierauf der Kaiser, dass die römische Kirche gegen uns etwas unternehmen würde, was sie noch Niemand gegenüber gethan hat.»

Carvajals Argumente, Bitten und Drohungen waren erfolglos. Ohne Resultat und unzufrieden verliess er Wiener-Neustadt.[1] Von hier aus ging er, bevor er nach Ungarn zurückkehrte, nach Prag, wo er sich bemühte, Georg Podiebrad, mit welchem der Kaiser ein Bündniss geschlossen hatte, von einem feindseligen Auftreten gegen Mathias zurückzuhalten. Er vermochte den König von Böhmen dazu, den beiden streitenden Teilen seine Vermittlung anzubieten.[2]

Mittlerweile bekundete der Papst sein Wohlwollen gegen Mathias dadurch, dass er ein Mahnschreiben an Kaiser Friedrich richtete; gleichzeitig sandte er eine geweihte Fahne an Carvajal mit dem Auftrage, dieselbe im Feldzuge, welcher gegen die Türken eröffnet werden würde, entweder selbst zu führen oder aber sie dem König Mathias zu übergeben. Doch dürfe dieselbe ausschliesslich im Kampfe gegen die Ungläubigen gebraucht werden.[3]

Nicht lange darauf trat indess ein gewisser Umschwung in der Haltung des Papstes ein. Um sich die Teilnahme Friedrichs an dem Congresse von Mantua zu sichern, fühlte der Papst das Bedürfniss, dem Kaiser gewisse Concessionen zu machen. Gleichwohl aber liess er Mathias nicht fallen und zog dessen Recht auf den ungarischen Tron nicht in Zweifel. Der Beschwerde des Kaisers gegenüber, dass der Papst Mathias den Königstitel gegeben habe, erklärt er mit Bestimmtheit, dass «Gerechtigkeit und Wohlanstand» ihm nicht gestattet haben, anders zu handeln. Gleichzeitig wies er Carvajal an, zwischen den beiden streitenden Fürsten einen Friedensschluss oder mindestens eine Waffenruhe zu Stande zu bringen.[4] Bald darauf entschloss sich der Papst, die zwischen den beiden Herrschern obschwebende Frage, welcher von ihnen als der gesetzliche König von Ungarn zu erachten sei, vor seinen eigenen Richterstuhl zu ziehen. Hievon verständigte er Carvajal am 2. Juni.

[1] Wir finden diese Unterredung verzeichnet in einem Briefe, welchen Gentile de Curte unterm 23. Mai 1459 auf Grund der an den Hof der Este gelangten Berichte von Ferrara aus an den Herzog von Mailand richtete. Dipl. Eml, I. 51.

[2] Palacky, Gesch. Böhmens IV. B. 118.

[3] Päpstliche Schreiben an den Kaiser und an Carvajal v. 2. April. Ebendaselbst 288, 289, 390.

[4] Päpstliche Sendschreiben v. 13. April 1459 an den Kaiser, v. 14. April an Carvajal. Kaprinai II. 290 und Theiner II. 325.

«Wir loben, schreibt der Papst, den grossen Eifer, den du in der Beilegung der zwischen Sr. kaiserlichen Majestät und dem König Mathias entstandenen Streitigkeiten entfaltest; und wir eifern dich an (obwohl wir wissen, dass es dessen nicht bedarf), dass du deine Bestrebungen auch fernerhin fortsetzen mögest. Was immer du Gutes thun kannst, das thue und verabsäume nichts, was du mit den Zeitverhältnissen in Einklang stehend erachtest. Und obgleich du in deiner bisherigen Thätigkeit immer weise erkannt hast, was des apostolischen Stuhles und deiner würdig ist, machen wir dich nichtsdestoweniger aufmerksam, dass die Entscheidung der über den Besitz Ungarns entstandenen Streitigkeiten Uns zusteht, und dass du all das vermeiden mögest, wodurch du Uns dem Scheine aussetzen würdest, als ob Wir der einen Partei mehr geneigt wären, als der andern. Wir zweifeln nicht, dass du bei den weiteren Verhandlungen auf diesem Standpunkte verharren werdest.» *

Einige Tage nach Absendung dieses Schreibens empfing der Papst von Carvajal einen Brief, in welchem dieser den unberechtigten Ansprüchen Friedrichs gegenüber ein energischeres Auftreten in Vorschlag bringt. Unter Einem verständigt er den Papst, dass auch er bemüht sei, die beiden streitenden Parteien dazu zu bewegen, ihre Angelegenheit dem Schiedsspruche des Papstes anheimzustellen.

Pius II. bemühte sich, ihn mit sanften Worten von der Notwendigkeit zu überzeugen, angesichts der Umstände und Verhältnisse Nachgiebigkeit walten zu lassen. «In den zwischen dem Kaiser und dem König obschwebenden Streitigkeiten, schreibt der Papst, stehen Wir unter dem Drucke eines grossen Zwanges. Es soll dich daher nicht Wunder nehmen, wenn Wir die Anwendung der Kirchenstrafen gegen den Kaiser und seine Anhänger nicht gestatten können, denn damit würden Wir die Angelegenheit zu Gunsten der einen Partei entschieden haben. Beide formuliren einen gewissen Rechtsanspruch auf das Reich; Beide haben unter den Grossen des Reiches Anhänger; Wir wollen die Entscheidung dieser verhängnissvollen Angelegenheit Gott anheimstellen. Wenn beide Teile in gemeinsamer Uebereinstimmung Unseren Schiedsspruch anrufen würden, wie das deine jüngsten Briefe andeuten, würden Wir Uns nicht weigern, so weit es an Uns ist, zur Wiederherstellung des Friedens und der Einigkeit mitzuwirken. Würden Wir aber einen der beiden Teile, ohne ihn gehört zu haben, mit der Kirchenstrafe belegen, so könnte ein solches Vorgehen dem heiligen Stuhle kaum zur Ehre und zum Nutzen gereichen. Wir mahnen dich neuerdings, dass du sie mit all deiner Kraft von den Feindseligkeiten abbringen, und wenn etwa noch einige Hoffnung vorhanden ist, Friedensunterhandlungen zu Stande zu bringen, nicht müde werden mögest, in dieser Richtung zu wirken. Der Allmäch-

* Päpstliches Schreiben vom 2. Juni 1459. Kaprinai II. 308.

tige, in dessen Sache du thätig bist, behüte dich zu Unserem und zu seiner Gläubigen Wohl und Heile.»[1]

Als die Sendboten des Königs Mathias ihre Reise zum Mantuaner Congresse antraten, bat Carvajal den Papst, bei deren Empfange und den Verhandlungen mit ihnen Alles vermeiden zu wollen, was darauf hindeuten könnte, als ob der Papst Mathias nicht als den gesetzlichen König von Ungarn anerkennen würde. Pius II. beruhigte ihn in dieser Beziehung, betonte aber neuerdings, dass er, da ja die Tronfrage zur endgiltigen Entscheidung vor seinen Richterstuhl gelangen werde, vor Jedermann zu bekunden gedenke, dass er das Amt des Vaters und Richters, nicht aber eines Anwaltes bekleide; er werde bestrebt sein, dass beide Teile ihm als dem über die Leidenschaften erhabenen, gerechten Vermittler mit Vertrauen nahen können.[2]

Carvajal ging anfangs Juni nach Wien, in der Absicht, an den geplanten Unterhandlungen zwischen dem Kaiser und dem König von Ungarn Teil zu nehmen. Die Zusammenkunft wurde jedoch vertagt Pius II. erinnerte den Legaten neuerdings, das Zustandekommen derselben zu beschleunigen. Gleichzeitig beauftragte der Papst seine an den Kaiser entsendeten Geschäftsträger, den Bischof von Lucca und den päpstlichen Notar Stefan de Nardinis, in diesem Sinne auf den Kaiser einzuwirken.[3] Die genannten päpstlichen Commissäre gingen in der ersten Hälfte des August nach Brünn, wo unter Vermittlung Georg Podiebrads die Bevollmächtigten des Kaisers und des Königs von Ungarn zusammenkamen. Ein dauernder Friedensschluss kam nicht zu Stande; blos ein kurzer Waffenstillstand.[4] Wie wenig geneigt der Kaiser war, seinen Ansprüchen auf die Krone von Ungarn zu entsagen, ist daraus zu ersehen, dass er die Aufforderung des Papstes ausser Acht liess und keine Gesandten nach Mantua schickte. Pius II. war deshalb sehr erbost über ihn und überhäufte ihn in einem diesbezüglichen Briefe mit bitteren Vorwürfen.[5]

Endlich, in den Herbstmonaten, erschienen die Gesandten des Kaisers und des deutschen Reiches in Mantua. Sie brachten keinerlei Propositionen bezüglich der friedlichen Lösung der ungarischen Wirren; sonach war es dringend nötig, zwischen den beiden streitenden Parteien die Verhandlungen unter Vermittlung des Papstes neuerdings in Gang zu bringen.

[1] Päpstliches Schreiben v. 11. Juni. Kaprinai II. 319.

[2] Sendschreiben an den Kaiser und an Carvajal v. 6. Juli 1459. Kaprinai II. 335. 337.

[3] Schreiben des Papstes an Carvajal v. 28. Juli 1459, worin er dessen Bericht aus Wien vom 7. Juli beantwortet und seinen Eifer belobt. Vat. Archiv. S. ebendaselbst das päpstliche Schreiben v. 30. Juli.

[4] Teleki III. 174—5.

[5] Am 27. August 1459. Theiner II. 333.

Indessen stellte sich aus den Zuschriften des Kaisers in einer jeden Zweifel ausschliessenden Weise heraus, dass Cardinal Carvajal für das Amt eines Mittlers nicht geeignet sei. Die consequente Entschiedenheit, mit welcher dieser die Interessen des Königs Mathias wahrnahm und vertrat, und jene Aeusserungen, mit welchen er die Unternehmungen Kaiser Friedrichs verurteilte, hatten in Letzterem eine hochgradige Antipathie gegen seine Person erregt. Der Kaiser war nicht geneigt, sich mit dem Legaten in Unterhandlungen einzulassen, sondern er urgirte beim Papste dessen Abberufung, indem er ihn als ein Haupthinderniss der Wiederherstellung des Friedens hinstellte. Pius II. war nicht zu bewegen, diesen Wunsch des Kaisers zu erfüllen. Es hielt ihn davon die hohe Achtung zurück, mit welcher er für die Person Carvajals erfüllt war, sowie die Ueberzeugung, dass er mit der Abberufung des Legaten auch den König Mathias verletzen und einen den Interessen des heiligen Stuhles abträglichen Akt vollführen würde. Nichtsdestoweniger wünschte er auch Friedrich, ohne dessen Mitwirkung von einer grossangelegten Unternehmung gegen die Türken kein Erfolg zu erwarten stand, schonend zu behandeln.

Um also der Eitelkeit und der Ambition des Kaisers zu schmeicheln, designirte er ihn zum Oberbefehlshaber in dem ins Werk zu setzenden Kreuzzuge und desavouirte * sogar in seinen Briefen an den Kaiser einigermassen seinen eigenen Legaten. «Wir haben ihm — so heisst es in diesem Sendschreiben — wiederholt geschrieben und sein Vorgehen beanstandet. Allein du kennst ihn und weisst wohl, wie schwer er von einem Wege abzubringen ist, den er einmal eingeschlagen hat. Es ist rätlicher, mit ihm Geduld zu haben als ihn zu reizen; es ist klüger abzuwarten, bis sich der Knoten allmälig löst, als denselben entzwei zu hauen. Das Ansehen des Legaten in Ungarn ist gross; er hat zahlreiche Freunde im Cardinalcollegium, sein Ruf ist durch ganz Italien verbreitet. Wollten Wir ihn abberufen, so hätten wir Aergerniss zu besorgen. Die Ungarn könnten leicht auf böse Gedanken geraten; auch er selber könnte in seiner Erregung auf neue Dinge verfallen. Und schliesslich könnten sich Viele finden, die Uns beschuldigen würden, dass Wir mit dem Feldzuge gegen die Türken nur ein Spiel treiben, die Sache nicht ernst nehmen und dass Wir zu deinen Partei-Anhängern gehören.» Indessen verspricht der Papst zum Schlusse dem Kaiser, dass «dessen Ehre keinen Abbruch erleiden werde.»**

Gleichzeitig entsendete der Papst zu Anfang 1460 an den Kaiser den durch seine Beredtsamkeit und wissenschaftliche Bildung berühmten Cardinal Bessarion, der ehedem ein Angehöriger der orientalischen Kirche, seitdem

* Päpstliches Schreiben v. 12. Januar 1460. Kaprinai II. 381.

** Am 6. Februar 1460. Briefe des Papstes Pius II. Mailänder Ausgabe aus dem XV. Jahrhundert Nro. 9. Voigt III. 666.

er sich der römischen Gemeinschaft angeschlossen hatte, durch seine Anstrengungen für die Zustandebringung der Union und nachmals durch seine Bestrebungen zur Befreiung des griechischen Reiches ununterbrochen eine hervorragende Rolle gespielt hatte.* In Betreff dieser Sendung lautete die Verständigung an Carvajal in einer Weise, dass dieser Letztere sich nicht verletzt fühlen und in der Ernennung des neuen Legaten nicht etwa ein Anzeichen dafür finden könne, als wäre er des Vertrauens des Papstes verlustig geworden. «Wir sehen, geliebter Sohn — heisst es im päpstlichen Schreiben — wie überaus nützlich deine Anwesenheit in Ungarn ist, wo du bestrebt bist, Diejenigen mit dem Könige zu versöhnen, die von ihm abgefallen sind, und gleichzeitig die Begeisterung wach erhältst in Jenen, die berufen sind, ihr Vaterland gegen die Türken zu schirmen. Deshalb sind Wir der Meinung, dass Wir, ohne grossen Schaden zu verursachen, fortan nicht gestatten können, dass du in Ungarn und in Deutschland gleichzeitig allein Unsere Angelegenheiten führest. Ueberdies vermagst du nicht allein wegen der localen Entfernung, sondern auch aus anderen Gründen, welche aufzuzählen wohl überflüssig ist, nur sehr schwer den Ausgleich zwischen Sr. kaiserlichen Majestät und dem König von Ungarn zu Stande zu bringen, welcher aber gleichwohl die hauptsächlichste Vorbedingung des Erfolges jener heiligen Sache bildet, welche wir planen.» Sodann teilt das päpstliche Schreiben die Ernennung des Cardinals Bessarion zum Legaten mit und fährt folgendermassen fort: «Eifrig und liebevoll bitten Wir dich, der du in deiner Legation niemals den Glanz noch auch die Befriedigung ehrsüchtiger Gelüste gesucht hast, der du immer nur den einen Wunsch hegtest, dass die Angelegenheiten richtig geführt würden, und dich niemals darum kümmertest, durch wen dies geschehe, — dass du daran keinen Anstoss nehmen mögest, dass wir einen neuen Legaten entsenden. Dieser ist dazu berufen, dein Mitarbeiter zu sein, nicht etwa ein Corrector dessen, was du gethan. Wir entsenden ihn in den Kreis jener Nation, welche du ohne Nachteil Ungarns nicht aufsuchen kannst. Er geht mit der Weisung, in allen Dingen dem Rate deiner erprobten Weisheit zu folgen. Du wollest nicht glauben, dass es unsere Absicht war, dir in ihm einen Nachfolger zu geben; bist ja doch du es, in den Wir alle Unsere Hoffnung setzen. Der Wirkungskreis deiner Legation bleibt unvermindert aufrecht erhalten. Du hast einen Gehilfen erhalten, keinen Collegen. Du wirst dich von Tag zu Tag mehr und mehr davon überzeugen, dass es Wahrheit ist, was Wir sagen. Es kann nicht Unsere Absicht sein, dass du jenes Werk, an welchem du dich durch so viele Jahre ruhmvoll gemüht hast, im Stiche lassest. Wenn du dich, geliebter Sohn, jemals zum Ruhm des apostolischen Stuhles und zum

* Der Papst notificirt dem Kaiser diese Mission unterm 15. Januar 1460. Kaprinai II. 383.

Schirme der Heerde des Herrn als ein Opfer für Gott dargeboten hast, so vermagst du das eben jetzt noch weitaus wirksamer zu thun; da du siehst, dass zur Sicherung des Heiles alle Vorbereitungen getroffen sind. Wenn jemals deine Mühen und Nachtwachen von Nutzen waren, so werden sie es noch weit mehr jetzt sein, da die Gelegenheit und Aussicht zum Wirken guter Thaten sich gemehrt haben. Deshalb arbeite und wache du, vertraue Unserer Aufrichtigkeit und weihe deine ganze Kraft, wie du bisher gethan, so auch fortan dem Gemeinwohle. Unsere Gnade und Unsere Unterstützung wird dir niemals fehlen. Wir wünschen, dass dich der Herr der heiligen Unternehmung und dem heiligen Stuhle lange erhalten möge.[1]»

Bevor noch dieses schmeichelhafte und in zarter Weise beruhigende Sendschreiben Carvajal zu Händen gekommen war, hatte er bereits auf anderem Wege die Entsendung Bessarions erfahren.

Diese Nachricht erweckte in ihm, wie das der Papst vorhergesehen hatte, peinliche Gefühle und er versäumte nicht denselben Ausdruck zu verleihen. Allein Pius II. nahm ihm dies nicht übel, sondern versicherte ihn im Gegenteil neuerdings, der neue Legat habe keine andere Bestimmung, als die, ihm — Carvajal — in der Lösung seiner Aufgabe zur Hilfe zu sein.[2] Andererseits war der Papst bemüht, den Kaiser, der zu Anfang 1460 die Abberufung Carvajals zu urgiren begann, damit zu beruhigen, es werde Bessarions Aufgabe sein, den Eifer, welchen Carvajal in den Angelegenheiten des König Mathias entfalte, zu dämpfen.[3]

Bessarion hatte sich übrigens bei dem Kaiser des erwarteten Erfolges nicht zu rühmen. Auch er war nicht im Stande, ihn dazu zu vermögen, seine auf die Erwerbung des ungarischen Trones abzielenden Versuche aufzugeben. Das einzige, was der Cardinal-Legat ausrichtete, war eine Verlängerung des Waffenstillstandes.

Mittlerweile verlor Carvajal auch nicht für einen Augenblick aus den Augen, dass es seine Aufgabe sei, Ungarn angesichts der von Seiten der Türken drohenden Gefahr zu schützen. Als er sich in der zweiten Hälfte des April 1459 zu Wiener-Neustadt aufhielt, trafen beunruhigende Nachrichten über die Kriegsrüstungen der Türken ein. Er wandte sich sofort an den Papst um Hilfe und bat um Erneuerung der Vollmacht in Betreff der Werbung von Kreuzfahrern, welche ihm vom früheren Papst erteilt worden war. Gleichzeitig bestellte er, weil die Ereignisse vor Belgrad im Jahre 1456 dargethan hatten, dass in dem Feldzuge gegen die Türken eine wohl

[1] Päpstliches Schreiben vom 10. Jänner. Kaprinai II. 377.

[2] In Beantwortung der Briefe Carvajals vom Anfang Jänner schreibt der Papst unterm 12. März: «Nobis molestum, quod de missione Cardinalis Nicaeni in Germaniam non sine commotione videris jocari.» Kaprinai II. 401.

[3] S. das in dieser Angelegenheit an den Kaiser gerichtete päpstliche Schreiben, ohne Datum, bisher unedirt, in den vatikanischen Regesten.

ausgerüstete Kriegsflotte ein überaus bedeutsamer Factor sei, Kriegsschiffe in Oesterreich.[1]

Pius II. ertheilte sofort die zur Verkündigung des Kreuzzuges erforderlichen Ablass-Bewilligungen und entsendete einen begeisterten Franziskaner, Marianus de Siena, in die Nebenländer Ungarns, damit er dortselbst den Kreuzzug predige.[2] Weiters nahm er, da sich der päpstliche Schatz in sehr trauriger Lage befand, gegen hohe Zinsen 20,000 Ducaten zu leihen und stellte diese Summe dem Legaten zur Verfügung.[3] Ueberdies versprach er, später abermals 24,000 Ducaten anweisen zu wollen.[4] Gleichzeitig erbot er sich, wenn nur das Einheben der ausgeschriebenen Kirchensteuer es möglich machen würde, zum nächsten Kriegszuge zwölftausend Reiter beizustellen und dieselben einige Monate hindurch auf eigene Kosten zu erhalten; dieses päpstliche Corps sollte der Führung des Cardinals Carvajal unterstellt werden.[5]

Als der Legat die Verständigung von dieser Entschliessung des Papstes erhielt, fasste er einen Plan, welcher, wenn er gelang, dem Lande unberechenbare Vorteile bringen und dasselbe vor unermesslichem Nachteil bewahren musste. Er beschäftigte sich mit dem Gedanken, für das päpstliche Corps den böhmischen Führer Giskra und dessen furchtbare Truppen, welche dem König Mathias und dem Lande so viel zu schaffen gaben, in Sold zu nehmen. Allein die Ausführung dieses Planes begegnete unüberwindlichen Hindernissen.[6]

Indessen war der Papst selbst genötigt, zu erklären, dass er, da die Kirchensteuern nur sehr flau eingehen, ausser Stande sei, die Kosten des projectirten päpstlichen Corps zu bestreiten und dass er sonach die Verwirklichung seiner Zusage für spätere, bessere Zeiten verschieben müsse.

[1] Dies erhellt aus dem Antwortschreiben des Papstes v. 11. Juni 1459, sowie aus dessen Briefe an den Kaiser vom selben Tage, in welchem er für die vom Legaten bestellten Schiffe um freie Passage nach Belgrad ersucht. Kaprinai II. 317, 320.

[2] Päpstliches Schreiben v. 11. Juni 1459 an Carvajal und an P. Marianus. Ebendort 321, 322.

[3] Das päpstliche Schreiben, in welchem Carvajal von der Absendung dieses Betrages verständigt wird, ist nicht vorhanden. In seinem Schreiben v. 8. September weist der Papst den Legaten an, die Verwendung dieser Gelder, insoferne die Gefahr eines Angriffes der Türken bereits geschwunden sein sollte, auf das nächste Jahr zu verschieben. Kaprinai II. 344.

[4] Päpstliches Schreiben an Carvajal v. 20. Februar 1460. Ebendort 393.

[5] Päpstliches Schreiben v. 5. November 1459, worin Carvajal von der Entschliessung verständigt und seine Wohlmeinung in Betreff der Truppenwerbung verlangt wird. Ebendort 355.

[6] Von diesem Projecte spricht das Antwortschreiben des Papstes vom 12. März 1460. »De Joanne autem Giskra et comitibus illius ad stipendium conducendis, videmus quae egeris et quae illi impedimenta praetendunt.« Ebendort 400.

Der Legat war nun darauf angewiesen, den König Mathias zu beruhigen, und zur Ausdauer anzuspornen.[1] Diese Aufgabe war umso schwieriger, als zu Anfang 1460 vom Sultan das Anerbieten einlief, einen Waffenstillstand zu schliessen. Carvajal bot alle seine Kräfte auf, um einen solchen Abschluss zu verhindern. Er bat zu diesem Behufe den Papst um die Ermächtigung, weitgehende Hilfeleistungen zu versprechen. Allein, obgleich ihm der Papst erwiderte: er könne Versprechungen, zu deren Einlösung er keine Aussicht habe, nicht machen und daher offen eingestand, dass er keine Hoffnung habe, den Abschluss des Waffenstillstandes vereitelt zu sehen, kam dieser letztere dennoch nicht zu Stande.[2]

In allen diesen seinen Bestrebungen vermisste Carvajal mit Bedauern die Mitwirkung des mutigen und kraftvollen Michael Szilágyi, welche sich in den vorhergehenden Jahren wiederholt als äusserst wirksam erwiesen hatte. Der Cardinal bemühte sich deshalb, Szilágyi, dem es gelungen war der Gefangenschaft zu entfliehen, mit dem Könige zu versöhnen, was ihm auch (Anfang September 1459) gelang.

Und nunmehr machte Szilágyi in der That sofort Vorbereitungen zum Kriegszug gegen die Türken und fand hierin von Seiten Carvajals die werkthätigste Unterstützung.[3] In den Herbstmonaten beschränkte sich Szilágyi darauf, die Grenzfestungen zu verstärken und verschob den Kriegszug auf das nächste Jahr. Bevor er zu Felde zog, ersuchte er gegen Mitte Mai 1460 den Legaten um eine Begegnung in Becse, um mit ihm über die weiteren Agenden Rat zu pflegen.[4] Dies war die letzte Begegnung der Beiden. Szilágyi drang auf serbisches Gebiet ein und schlug bei Semendria eine Schlacht gegen ein vielfach überlegenes Türkenheer. Nach tapferem Widerstande geriet er in Gefangenschaft, wurde nach Constantinopel geschleppt und dort enthauptet.

König Mathias war nicht in der Lage, den Tod seines Oheims zu rächen. Die feindselige Haltung des Kaisers und des Königs von Böhmen nötigten ihn zur Thatlosigkeit. Um Podiebrad zu gewinnen, verlangte er dessen Tochter, mit der er sich schon vor seiner Tronbesteigung verlobt hatte, nunmehr zur Ehe. Die diesbezüglichen Verhandlungen — an welchen Carvajal, der die

[1] Päpstliche Schreiben an Carvajal v. 18. Jänner, 20. Februar und 25. April 1460. Ebendaselbst 387, 393, 419.

[2] Päpstliches Schreiben v. 25. April 1460, in welchem wir Folgendes lesen: «De treugis cum Turco ineundis idem dubitamus et Circumspectio Tua; nec, quomodo impediri tractatus hujusmodi possunt, satis videmus; occulte enim agunt omnia, ut scribis, et nos plus spei Hungaris ... non possumus, quam nobis a Christianis Principibus porrigatur.» Ebendort 420.

[3] Bericht des Ofner Geschäftsträgers des Herzogs von Mailand v. 13. Sept. 1459. Dipl. Eml. I. 64.

[4] Schreiben Szilágyis an Carvajal ddto Erlau 17. Mai 1460. Dipl. Eml. I. 79.

guten Beziehungen zum König von Böhmen ununterbrochen aufrecht erhielt,[1] ohne Zweifel grossen Anteil hatte — führten im Jänner 1461 zum Erfolge.

Mittlerweile begannen Carvajals Gesundheit und Kräfte immermehr zu schwinden. Seine Berichte nach Rom waren voll von Klagen. Da erachtete es denn nun Pius II. an der Zeit, es dem Legaten nach den überstandenen Strapazen und Anstrengungen und nach der riesigen Thätigkeit, die er bisher entfaltet hatte, zu ermöglichen, die noch übrigen Jahre seines Lebens in Ruhe zu verbringen. Ueberdies sehnte er sich lebhaft, den alten vertrauten Freund, von dem er seit fünf Jahren getrennt war, wiederzusehen und die reichen Erfahrungen des ausgezeichneten Staatsmannes in der Regierung der Kirche an seiner Seite nutzbar zu machen. «Wir haben vernommen — so schreibt der Papst dem Legaten — dass du schwer erkrankt und nicht mehr fähig seiest, dein Amt zu erfüllen, obgleich du trotzdem alle Ermüdung und alle Rücksichten auf deine Gesundheit hintansetzend, unablässig thätig bist. Gott ist Unser Zeuge, dass Wir Teilnahme für dich hegen, den das Band der Liebe mit Uns verknüpft und Wir bedauern, dass in dir die Kirche einen getreuen Diener in den Kreisen der ungarischen Nation verliert.» Sonach ermächtigt ihn der Papst, wenn er es für gut fände, nach Rom zurückzukehren. Den Zeitpunkt seiner Rückreise zu bestimmen, überlässt er völlig seinem eigenen Ermessen. Er bittet ihn zum Schlusse, darauf zu achten, dass die Anstrengungen der Reise seiner Gesundheit nicht zum Schaden gereichen mögen, und versichert ihn seiner Anerkennung.[2]

Allein zur selben Zeit, als dieses päpstliche Schreiben in der Hauptstadt Ungarns anlangte, kamen vom Osten her abermals drohende Nachrichten, denen gemäss sich der Sultan zu einer Belagerung von Belgrad rüsten sollte. Unter solchen Umständen legte König Mathias grosses Gewicht darauf, die Unterstützung Carvajals nicht missen zu müssen. Er sprach sonach sowohl vor dem Legaten, als auch vor dem Papste selbst den Wunsch aus, der Erstere möge seine Abreise verschieben.[3]

Carvajal ging mit Freuden auf den Wunsch des Königs ein und berichtete nach Rom, dass er seine Abreise verschiebe. Pius II. stimmte diesem Entschlusse bereitwillig zu, und that dies dem Legaten in schmeichelhaftester Weise zu wissen. «Aus deinem letzten Briefe ersehen Wir, woran Wir übrigens niemals gezweifelt haben, dass du das Gemeinwohl höher achtest, als

[1] Der Papst schreibt an Carvajal unterm 12. März 1460: «Exhortatio quoquei ad Regem Bohemiae per te missa, nobis plurimum placet.» Ebendort 400.

[2] Das unedirte Schreiben, in welchem der Papst diese Vollmacht erteilt, findet sich in den Vatikanischen Regesten. Auch in einem späteren Schreiben v. 2. Mai 1461. weist der Papst auf diesen Gegenstand hin.

[3] Antwortschreiben des Papstes auf den Brief des Königs Mathias ddo. 2. Mai 1461. Kaprinai II. 488.

dein eigenes Interesse. Du thust Uns zu wissen, dass du, obgleich Wir dich ermächtigt haben, Ungarn zu verlassen, deine Abreise verschiebst, weil nach allgemein verbreiteten Gerüchten die Türken drohende Vorbereitungen zur Belagerung von Belgrad treffen. Deine Entschliessung ist Uns angenehm, und obgleich Wir dich, den Wir während der Zeit unseres Pontifikates nicht gesehen haben, gerne in Unserer Umgebung begrüssen würden, wollen Wir, weil es vom Gesichtspunkte des Gemeinwohles wünschenswert ist, dass du dem König und dem Land zu Hülfe seiest, Unserer Sehnsucht Schweigen gebieten und wünschen lieber, dass du in Ungarn mit Nutzen thätig seiest, als in Rom zu Unserem Troste die Ruhe suchest. Wir bitten dich, diese neuerliche Verzögerung mit starkem Geiste zu ertragen. Sei eingedenk, wie viele Verdienste vor Gott, wie vielen Ruhm in den Augen der Menschen du dir während deines Verweilens in Ungarn erworben hast. Während man dich ehedem nur in einigen Ländern kannte, wirst du derzeit als ein Streiter Christi in der ganzen christlichen Welt verherrlicht, ja dein Ruf ist selbst bis in die Kreise der barbarischen Nationen gedrungen.»[1]

Da aber der Angriff des Sultans unterblieb, trat Carvajal im Sommer 1461 seine Reise nach Rom an.[2]

IX.

Als Carvajal nach fünfjähriger Abwesenheit in die ewige Stadt zurückkehrte, gesellte sich zu den Ehrenbezeugungen, mit welchen er empfangen wurde und welche ihm seine hervorragenden Verdienste erworben hatten, auch das Gefühl der Teilnahme; denn in der vollen Kraft seines Mannesalters hatte er Rom verlassen und nunmehr kehrte er, von den Strapazen, den Entbehrungen und Aufregungen gebrochen, vor der Zeit gealtert, in den Kreis seiner Genossen wieder.[3] Der Papst liess ihm die höchsten Auszeichnungen angedeihen, welche ihm zur Verfügung standen. Er erhob ihn aus dem Kreise der Cardinalpriester in jenen der Cardinalbischöfe[4] und gebrauchte ihn als seinen vertrautesten Ratgeber, den er, so oft er Rom ver-

[1] Päpstliches Schreiben an Carvajal v. 2. Mai 1461. Theiner II. 362.

[2] Den Zeitpunkt seiner Abreise vermögen wir nicht genau zu bestimmen. Am 30. September erscheint er schon in einem in Rom abgehaltenen Consistorium.

[3] Der Cardinal von Pavia, Carvajals Freund, schreibt über ihn: «Patienter pro Christo tulit omnia. Languit inter hos labores ... usque ad desperatam salutem. Propter vim etiam frigorum, dentes sic ei omnes emoti sunt, ut quotidianis pelliculis abolutis aegre illos, sicut videmus, retineat.» (1614-er Ausgabe, 355.) Und Pius II. schreibt von ihm an der oben citirten Stelle: «senex et valetudinarius erat.»

[4] Er erhielt den Titel «Cardinalis Episcopus Portuensis», behielt aber auch seinen früheren Titel «Cardinalis S. Angeli» bei.

liess, immer in seinem Gefolge zu sehen wünschte.[1] Häufig vertraute er ihm wichtige Angelegenheiten an, zumal solche, welche sein Legationsgebiet (Ungarn und Böhmen) berührten, für welche beiden Länder der Papst stets das wärmste Interesse hegte.

In Ungarn sahen der König und die Magnaten das Scheiden des Cardinals mit aufrichtigem Bedauern; sie vermochten sich mit dem Gedanken kaum zu befreunden, dass sie nunmehr der Unterstützung seiner Weisheit und seiner Begeisterung für immer verlustig sein sollten. Schon einige Monate nach seiner Abreise geschahen Versuche, seine neuerliche Entsendung zu erwirken. Die diesfälligen Bestrebungen der ungarischen Regierung fanden wirksame Unterstützung durch die Signoria von Venedig, welche im Frühjahre 1462 in dieser Angelegenheit wiederholt an den Papst schrieb und ihren römischen Gesandten anwies, die entsprechenden Schritte zu thun.[2] Der Papst erhob anfangs zwar Schwierigkeiten gegen die Erfüllung dieses Wunsches; später aber gab er dem Drängen nach und erklärte sich bereit, den Cardinal, der sich in Viterbo aufhielt, nach Rom zu berufen und ihn zur Uebernahme der Legation zu bewegen.

Die Signoria beauftragte ihren damaligen Geschäftsträger am heiligen Stuhle, Nikolaus Sangundino, Carvajal aufzusuchen und ihn zu bitten, er möge sich «durch seine christlichen Gefühle und seine Weisheit» bewegen lassen, als Derjenige, der in den Angelegenheiten Ungarns der weitaus Bewanderteste sei, diese Last auf sich zu nehmen.[3] Sie erreichten ihren Zweck nicht. Zu Anfang des nächstfolgenden Jahres (1463) wurde der Versuch wiederholt,[4] aber auch diesmal ohne Erfolg. Nichtsdestoweniger hörte Carvajal, obgleich er nicht geneigt war wieder nach Ungarn zurückzukehren, nicht auf, dem König und der Nation auch aus der Ferne mit seinem Einflusse zu dienen. König Mathias nahm in jeder wichtigen Angelegenheit seine Unterstützung in Anspruch. An ihn wies er die Gesandten, die er nach Rom schickte, indem er betonte, dass er volles Vertrauen zu ihm habe, dass er in ihm «den eifrigen Protector und Anwalt Ungarns» verehre.[5] Die glei-

[1] Wir wissen aus den Berichten der Gesandten der Stadt Breslau v. d. J. 1462—64, dass er immer an der Seite des Papstes war.

[2] Schreiben des Senates v. 22. April und 5. Mai 1462 an den Papst und gleichfalls v. 5 Mai an die Gesandten in Rom und in Ungarn. Dipl. Eml. I. 130—135.

[3] Antwort des Senates ddo. 3. Juni 1462 auf die Berichte des Gesandten in Rom v. 14—25. Mai. Ebendort 137.

[4] Noten des Senates v. 31. Jänner 1463 an die Gesandten in Rom und in Ungarn. Ebendort 183, 184.

[5] Wir besitzen fünf Briefe des Königs Mathias an Carvajal. Im Jahre 1463 schreibt der König: «Si unquam antea, nunc opus est, ut .... sua sapientia et diligentia ostendat, quantus qualisque et Hungarorum et omnium Christianorum sit Patronus.» Im J. 1464: «Cum autem in Rma P. V. tanquam in Advocato singulari, fiduciam

chen Gefühle bekundeten gegen Carvajal auch die ungarischen Prälaten und die gesammten Stände des Reiches.* Und der Cardinal war deren in der That würdig. Er hörte nicht auf, von der ewigen Stadt aus seinen Blick immerdar gegen Osten gewendet zu halten. Und in der Umgebung Pius II. war Niemand, der den grossen Papst in seinen Plänen bezüglich des Kriegszuges gegen die Türken nach so vielen Enttäuschungen und Misserfolgen so nachdrücklich zur Ausdauer anzueifern gewusst hätte, als eben Carvajal.

Als Pius II. im Frühjahre 1464 sich entschloss, auch ohne Mitwirkung der christlichen Fürsten, aus eigener Kraft die Offensive gegen die Türken zu ergreifen, bot ihm Carvajal voll Begeisterung seine Dienste an. Ohne Rücksicht auf seine geschwächten Kräfte und die ihn erwartenden Mühen übernahm er die Führung der gesammten Kreuzfahrer. Der Papst kam am 18. Juli nach Ancona, um von hier aus seine Kriegsflotte nach dem Osten zu dirigiren. Da erhielt er die Nachricht, dass die türkischen Heere aufgebrochen seien, um Ragusa anzugreifen. Er liess sofort Carvajal rufen und erbat sich seinen Rat. Der Cardinal antwortete ohne Zögern; er erbot sich, mit den im Hafen zur Ausfahrt bereitliegenden Galeeren nach Ragusa zu segeln, um die Stadt zu entsetzen, oder mindestens durch sein Erscheinen die erschreckte Bevölkerung zu ermutigen. Seine Begeisterung riss den Papst mit fort, der also erwiderte: «Was könnte denn mich abhalten, mein Bruder, mit dir zu gehen? Wenn die Türken die Stadt in der That belagern, so will ich meine Kriegsschaaren zum Entsatz derselben führen. Die Kunde, dass das Oberhaupt der Kirche die Stadt beschirme, wird mit Gottes Hilfe die Türken zum Abzuge bewegen und in der ganzen christlichen Welt werden sich die Gläubigen angespornt fühlen, sich ihrem Hohenpriester anzuschliessen». Carvajal billigte auf das Lebhafteste den Entschluss des Papstes.

geramus specialissimam, mandamus Oratori nostro, ut in omnibus Rmae P. V. utatur consilio, et quemadmodum per eandem fuerit directus, ita procedat. Caeterum licet credamus, ut dicta Rma P. V. olim susceptum hujus Regni vel potius totius Christianitatis patrocinium, minime deseret . . .» Im selben Jahre betreibt der König die Hilfe gegen die Türken und bemerkt, er sei durch die Versprechungen des Papstes, «quibus Rma P. V. persvasiones et quasi assecurationes accedebant,» zum Kriege bewogen worden. Zu Ende desselben Jahres schreibt der König ebenfalls in Sachen der Subsidien: «Nemo est a quo ita expectamus, ut accedat votis nostris, quemadmodum a Rma P. V., quem antehac semper rebus nostris favorabilem experti sumus.» Im J. 1465 endlich schreibt er: «Conquerimur Rmae P. V. tanquam Patrono speciali.» (Epist. Matthiae Corvini. Pars I. Ep. LXXVII. LXXVIII. Pars II. Ep. VII. XLIII. LII.)

* Die ungarischen Stände schreiben an Carvajal, er sei «hujus Regni Patronus singularis.» Vitéz beruft sich in seinen Briefen auf des Cardinals «in Regem et totam nationem hungaricam benevolentia paterna.» Er nennt das Reich «Rmae P. V. adoptione patria.» (Epist. Matthiae Corv. Pars I. Ep. XV. XXVIII. XXIX.)

Der Cardinal von Pavia, der gleichfalls zugegen war, verzeichnet in seinen Memoiren von dieser merkwürdigen Beratung Folgendes: «Ich Elender habe mich damals, mehr durch meine Gefühle, als durch die Eingebung des Geistes geleitet, der Absicht des Papstes widersetzt. Nicht als ob ich an den von ihm prophezeiten Erfolgen gezweifelt hätte, sondern weil ich der Ansicht war, dass die Seereise für den Papst, dessen Kräfte vollends gebrochen waren, verhängnissvoll werden müsste. Ich brachte eine ganze Reihe von Gründen vor, allein ich vermochte die Männer, die einzig und allein auf Gott vertrauten, nicht zu überzeugen.» Der Papst gab sofort Befehl, dass sich die Truppen einschiffen mögen und dass Alles bereit sei, um auf die erste Nachricht von dem Beginne der Belagerung hin in See gehen zu können.

Alsbald traf jedoch die Meldung ein, dass die Türken von Ragusa abgezogen seien. Die Kriegsflotte blieb im Hafen von Ancona und nach einigen Tagen hisste sie Trauer. Pius II. war am 14. August gestorben.[1]

Auch unter seinem Nachfolger, Paul II., behauptete Carvajal seine angesehene Stellung und hatte einen wesentlichen Anteil sowohl an den Vorbereitungen des Feldzuges gegen die Türken, als auch an den Verhandlungen mit Venedig und dem König von Böhmen.[2] Als nämlich Georg Podiebrad den Verpflichtungen, die er bei Gelegenheit seiner Krönung übernommen hatte, nicht gerecht wurde und sich von der hussitischen Confession nicht lossagte, sondern sogar eine gegen die katholische Kirche feindselige Stellung einzunehmen begann, war auch Carvajal unter Jenen, welche Paul II. zu energischem Auftreten rieten.[3] Der Papst entsendete zur Untersuchung der Angelegenheit eine Dreiercommission, zu deren Mitgliedern er die Cardinäle Bessarion, Carvajal und Estouteville ernannte. Als er sich im Sommer 1465 entschloss, Podiebrad wegen Ketzerei in Anklagestand zu versetzen, ernannte er dieselben drei Prälaten zu Mitgliedern des entsendeten Gerichtes.

Carvajal nahm nicht nur an den Gerichtsverhandlungen thätigen

[1] Jacobi Cardinalis Papiensis Commentariorum Liber I. 354—358. Ferner das Schreiben desselben an den Cardinal von Siena, 483.

[2] Nach dem Tode des Papstes Pius II. wurde Carvajal auch als Candidat für den päpstlichen Stuhl genannt. Paul II. ernannte ihn zu einem der drei «General-Commissare der heilige Cruciata.» — 1466 sandte er ihn als Legaten nach Venedig. (Pastor, Geschichte der Päpste II. 267., 318., 322., 330.) Die Berichte der Gesandten der Stadt Breslau, welche gegen Podiebrad thätig waren, sprechen unterm 17. Mai, 24. August, 15. September 1462, 20. März, 4. Mai und 12. August 1464 von ihren Verhandlungen mit Carvajal. Scriptores Rerum Silesicarum VIII. 93, 117. IX. 53, 62, 92. Ebendort ist das Schreiben Carvajals an den Breslauer Magistrat vom 4. März 1463 enthalten, VIII. 190; sowie ein Brief des Cardinals an den päpstlichen Legaten in Böhmen vom 14. Mai 1465, IX. 123.

[3] Scriptores Rerum Siles. IX. 203.

Anteil, sondern verfasste im Auftrage des Papstes auch die Antwort auf das Manifest Georg Podiebrads,[1] die Instructionen an die päpstlichen Legaten[2] und führte die Correspondenz mit Georg Heimburg, dem vertrauten Rechtsconsulenten des Königs von Böhmen.[3] Ende 1466 war die Verhandlung der Angelegenheit beendigt. Das Urteil, welches Georg Podiebrad der Ketzerei schuldig sprach und des Trones verlustig erklärte, lag zur Veröffentlichung bereit. Allein der Papst und seine Räte besorgten, die Publication des Urteils würde, wenn dasselbe nicht auch gleichzeitig executirt werden könnte, dem Ansehen des heiligen Stuhles schweren Abbruch thun.

Es wurde die Befürchtung laut, dass weder der König von Polen, noch jener von Ungarn geneigt sein dürften, gegen Podiebrad die Waffen zu ergreifen. Da erhob denn Carvajal seine Stimme. «Weshalb, sprach er, sollte man denn Alles nach den Eingebungen des beschränkten Menschenverstandes beurteilen? Muss denn in wichtigen Angelegenheiten nicht auch Gott sein Teil gegeben werden? Wenn der Kaiser und die Könige von Polen und Ungarn ihre Beihilfe verweigern, so ist es meine feste Ueberzeugung, dass wir auf die Unterstützung Gottes von den himmlischen Höhen her rechnen können. Thun wir unsere Pflicht und alles Uebrige überlassen wir Gott.» Diese Aeusserung machte tiefen Eindruck auf alle Anwesenden. Die Publication des Urteilsspruches wurde beschlossen[4] Und als dann über Aufforderung des Papstes König Mathias sich bereit erklärte, gegen Podiebrad zu Felde zu ziehen, war Carvajal bemüht, ihm die werkthätigste Unterstützung des heiligen Stuhles zu sichern.[5]

Den Ausgang dieses Krieges erlebte der Cardinal nicht mehr. Er beendete sein an grossen Ereignissen so reiches Leben im Dezember 1470. Seine Gebeine ruhen in der Kirche des heil. Marcellus, wo ihm die Pietät seines Genossen in der Legation und im Cardinal-Collegium, Bessarions, ein stattliches Grabmal errichtete.

Ein würdiges Andenken hat ihm ein Anderer seiner Freunde und Collegen, der Cardinal Jacob Piccolomini in jener Charakterskizze errichtet, welche er in seinen Memoiren von ihm gibt.[6] Er hebt hervor, dass Car-

[1] Schreiben v. 24. Mai 1465 und 17. Juli 1466 an den Legaten Rudolf, ferner v. 18. Mai 1465 an die Stadt Breslau. Ebendort 123, 128, 179.

[2] Schreiben Carvajals an Heimburg vom 8. September 1465 und Heimburgs an Carvajal vom 31. Dezember 1165. Palacky, Urkundliche Beiträge. 366. 377.

[3] Jacobi Cardinalis Papiensis Commentarii 437 und Epistolae 667.

[4] In Lopez' Biographie.

[5] Die Grabschrift lautet: «Joanni Carvaiall, genere Ibero, Pontifici Portuensi, S. R. E. Cardinali, Patrum splendori, Virtutum decori, De Religione atque omni Republica benemerito, Qui vixit annis LXX., Bessarion Cardinalis Nicaenus, Collegae Pientissimo.»

[6] In der Sammlung seiner Briefe finden wir drei Schreiben an Carvajal (1614-er Ausgabe 569. 646, 656), welche ihr intimes Verhältniss bekunden.

vajal, nachdem er zweiundzwanzig wichtige Missionen bekleidet, grosse Angelegenheiten geführt und namhafte Dienste geleistet hatte, bei seiner Rückkehr ins Privatleben keinen anderen Schatz mit sich brachte, als seinen makellosen Ruf. Er bewohnte ein bescheidenes Haus neben der Kirche des heil. Marcellus. Die Ausstattung seiner Wohnung und die Bekleidung seiner Dienerschaft zeigte grosse Sparsamkeit. Freigebig aber war er in der Erhöhung des Glanzes der Kirchen und in der Unterstützung der Armen.

Tiefe Religiosität war einer seiner Hauptcharakterzüge. Er betete viel und kasteite seinen Leib durch häufiges Fasten und ein im Geheimen getragenes Cilicium. Dabei aber verliess ihn niemals seine heitere Gemütsstimmung. Seine Pflichten pflegte er mit strenger Pünktlichkeit zu erfüllen. Eine Sitzung oder eine kirchliche Function, an der er teilzunehmen hatte, versäumte er niemals. In den Beratungen wusste er Aufrichtigkeit mit Bescheidenheit zu vereinen. Seine Genossen waren mit Bewunderung Zeugen, mit welcher Gewandtheit er, wenn er in einer Angelegenheit mit dem Papste oder mit einem Cardinal nicht der gleichen Meinung war, Alles zu vermeiden wusste, was etwa hätte verletzend sein können. Die Unabhängigkeit seines Charakters bekundete er in glänzender Weise, als Papst Paul II. die Cardinäle aufforderte, eine gewisse Urkunde ungelesen zu unterzeichnen. «Wir Alle unterschrieben sie, so berichtet der Cardinal von Pavia, teils aus Furcht, teils aus Eigennutz. Ich gestehe zu, dass wir schwach und selbstsüchtig gehandelt haben. Einzig und allein der greise Carvajal erwarb sich den Ruhm der Standhaftigkeit. Die Bitten und Ueberredungsversuche des Papstes blieben erfolglos. «Was ich in meiner Jugend nicht gethan habe, gab er zur Antwort, werde ich auch in meinem Greisenalter nicht thun. Ich will nicht, dass mein Gewissen mich anklagt. Ich werde Dir keinerlei Unannehmlichkeiten wegen Deiner Verfügungen bereiten, aber Du wollest mir gestatten, dass ich den Pflichten meiner Würde und der Stimme meines Gewissens entspreche.» «Er war — so schliesst der Cardinal von Pavia die erwähnte Charakterskizze — in der That würdig, ein Diener der Kirche und seines Gottes zu sein, würdig mit den heiligen Kirchenvätern der ersten Jahrhunderte in eine Reihe gestellt zu werden!»*

WILHELM FRAKNÓI.

* Jacobi Volaterani Cardinalis Papiensis Commentariorum Liber Septimus. Frankfurter Ausgabe v. J. 1614. 453.

DIE FÜRSTLICHEN BRANKOVICS.

Die hochinteressante Genealogie dieser fürstlichen Familie, die mit der Geschichte Ungarns oft genug enge verflochten erscheint, wird merkwürdigerweise *noch heute* auf Grundlage der schlackenhaften Berichte der Chronisten vergangener Jahrhunderte, gemischt mit Fabeln und hingeworfenen Vermutungen, behandelt. Diese Genealogie nun im Sinne der Anforderungen unseres kritischen Zeitalters auf urkundlichem Materiale aufzubauen, und befreit von allen Schlacken der mittelalterlichen Bearbeitung aus der Fülle des auch hier sehr stark angehäuften urkundlichen und neueren chronistischen Materials dem Leser übersichtlich darzustellen, ist die Aufgabe nachfolgender Zeilen.

***

Bekanntlich hat sich Maria, eine Tochter des auf dem Amselfelde gefallenen Fürsten von Serbien, Lazars I., mit Vuk, Sohne des Branko vermählt. Nach dem serbischen Historiker Raics hiess Vuk's Grossvater Plakid, und identifiziren Manche diesen Namen mit Mladen. Ein Plakid wird von dem Byzantiner Laonikos als Statthalter von Ochrida und Prilisbae zur Zeit des Todes Duschans angeführt.

Die heutige urkundliche Forschung weiss hingegen über die Anfänge dieser Familie Folgendes zu berichten:

Der erste Ahn dieses Hauses ist der Wojwode *Mladen Rassisaglics,* † vor 1354. Er hinterliess drei Söhne: *Brajko,* 1354, *Radosav* 1351—1354 und *Branko Jekpal,* nach welch Letzterem die Familie Brankovics benannt wird. Unter den Würdenträgern Kaiser Stephan Duschans kommt bereits 1351 [1] ein Branko vor, doch lässt sich nicht apodiktisch behaupten, dass er mit Branko Jekpal identisch ist. Branko Jekpal ist seit 1365 Sebastokrator von Ochrida und Prilep. Seine Gemahlin *Dragina,* genannt *Vitoslava,* ist die Tochter des Uglješa Nenadakja *und einer Schwester des vornehmen serbischen Despoten Oliver.* [2] Sie stirbt am 31. Jänner 1374. Beider Sohn ist *Vuk Stephan.* [3]

Vuk erhielt nach der Tronbesteigung seines Schwiegervaters dessen Herrschaft zu Ochrida und Prilep, und wurde Kommandant von Trikka und Kastoria.

[1] Miklosich, Monumenta serbica 1858, pag. 149.

[2] Miklosich 184 «Dragina zovomi Vitoslava, diši Ugleše Nenadakij, *i sestrična Olivere despota,* a žena Vranka Jekpala.»

[3] L. c. 223. «Vlki sini sevastokratora Vranka, *unuki Mladena vojvode.*»

Am 15. August 1371 [1] schenkt er dem Kloster Chilandar zwei Dörfer. Am 20. Jänner 1387 bestätigt er die den Ragusanern verliehenen Privilegien. [2] Nach dem ragusanischen Chronisten Orbini soll er die Absicht gehabt haben, während der Schlacht auf dem Amselfelde (1389) mit den Türken gemeinsame Sache zu machen, eine Behauptung, die nicht apodiktisch bewiesen ist.

Am 9. Mai 1390 [3] bestätigen die Ragusaner ihm, seiner Gattin und seinen Söhnen, deren Deposite empfangen zu haben und die ganze Familie in ihrer Stadt aufzunehmen. [4]

Am 21. November 1392 verspricht Vuk für die auf seinem Gebiete gelegenen Besitzungen des Klosters Chilandar den Türken Steuer zu zahlen. [5] Unter demselben Datum unterschreibt er sich auf einer Urkunde «Vlk Brankovics, Herr der Serben und der Donaugegend» («Podonajo»).[6]

Am 9. April 1394 [7] wird der «magnificus ac potens dominus Volchus de Brancho, Dominus Rassie, Slavonie . . . carissimus et intimus amicus nostri Dominii . . . cum suis filiis» venetianischer Bürger.

Ueber seinen Tod giebt es verschiedene Versionen. Es heisst, dass er sich nach der Schlacht auf dem Amselfelde eine kurze Zeit auf seinen Besitzungen aufgehalten; als aber Lazars Witwe Milicza ihn der Machinationen gegen Lazars Familie angeklagt, habe ihn Sultan Bajesid am 6. October 1398 vergiften lassen. Nach Orbini hätte ihm Fürst Balša, zu dem er aus Philippopel geflüchtet, als einem Verräter, den Kopf abhauen lassen. Die einzige urkundliche Nachricht [8] sagt nur die trockenen Worte, dass Vlk Brankovics am 6. October 1398 gestorben. Da er überdies seit 1392 urkundlich als Hospodar und Ban von Serbien erscheint, so war er jedenfalls länger im ruhigen Besitze seiner Herrschaft, als dies die älteren Chronisten vermuten lassen.

Seine Gattin ist *Mara (Maria)*, Tochter des Fürsten Lazar I. und der Milica. Nach älteren Autoren soll ihre Heirat schon 1363 erfolgt sein, was nicht unwahrscheinlich klingt, da ihr Sohn Georg 1367 geboren ist.

Urkundlich kommt sie am 9. Mai 1390 mit ihrem Gatten und ihren Söhnen [9] vor.

[1] L. c. 181.
[2] L. c. 207.
[3] L. c. 215.
[4] Es heisst in der angezogenen Stelle nach Anführung der uns bekannten Söhne Vuk's: «und die übrigen Kinder, die ihr habt».
[5] L. c. 222.
[6] L. c. 224.
[7] Diplom. emlékek az Anjoukorból III. 749.
[8] Miklosich, 231.
[9] L. c. 215.

Am 29. Dezember 1405 bestätigt sie mit ihren Söhnen die Privilegien der Ragusaner.[1] Sie wird ausserdem am 3. October 1413[2] urkundlich erwähnt.

Ihr Tod erfolgte 1425.

Aus Vuk Stephans Ehe mit Mara kennen wir blos die drei Söhne Stephan Gregor, Georg und Lazar.

Stephan Gregor kommt zum ersten Male in der uns schon bekannten Ragusaner Urkunde ddto 9. Mai 1390 vor. Am 29. Dezember 1405 bestätigt er mit seiner Mutter Mara und seinem Bruder Lazar die Privilegien der Ragusaner. Am 3. October 1413 schenkt er mit seinen Brüdern Georg und Lazar und seiner Mutter dem Pauls-Kloster auf dem Athos einige Dörfer und verspricht demselben Kloster jährlich zwanzig Pfund Silber zu erlegen. Nach 1413 stossen wir nicht mehr auf seine Spur.

Seine Gemahlin ist uns unbekannt. Von seinen Nachkommen kennen wir die zwei Söhne *Georg* und *Johann*. Letzterer wird 1419 als Despot erwähnt.[3]

Von *Lazar* gelten dieselben Daten; auch er ist uns nur von 1390 bis 1413 bekannt, und wir kennen weder seine Gattin, noch seine allenfallsige Nachkommenschaft.[4]

Fürst Georg Brankovics.

Die Brüder Gregor und Georg mussten nach Vlk's Tode türkische Heeresfolge leisten. In der Schlacht bei Angora entkam Georg nach Konstantinopel; Gregor fiel Timur's Leuten in die Hände, wurde aber später losgekauft. Auf eine Verdächtigung des Fürsten Stephan Lazarevics wurde Georg vom Kaiser Manuel in Konstantinopel in Haft genommen. Der durch den Gefangenen bestochene Hüter entliess ihn aber, worauf er zu Sultan Soliman floh. Als dieser deshalb von serbischer Seite angegriffen wurde, gab er dem Ueberläufer ein Commando. Dieser liess sich aber vom Prinzen Vuk schlagen und begab sich wieder (21. November 1403) zum Fürsten Stefan, mit dem er sich wahrscheinlich wieder aussöhnte. 1410 ging Georg zu Soli-

[1] L. c. 269.

[2] L. c. 277, 279.

[3] Hopf, Geschichte Griechenlands im Mittelalter, 85/458.

[4] Einen allenfallsigen Anhaltspunkt dessen, dass die beiden Brüder noch nach 1413 figuriren, bietet folgende, bei Engel (Geschichte Serbiens, 348) vorkommende, mit keiner Jahreszahl versehene Chilandar-Urkunde: «Gregor Volkovics, und mein Bruder Georg und Lazar, und unsere Mutter Mara, schenken dem von den Türken aller seiner umliegenden Besitzungen beraubten Chilandar'schen Kloster das Dorf Orachovicza mit allem Zubehör.» Unterschrift: In Gott Christo rechtgläubiger Herr (gospodin) Gregor und Herr Georg und Lazar, und ihre Frau Mutter Mara!

man über, geriet aber in Musa's Gewalt, der ihn jedoch am Leben liess, um ihn gegen Stefan als Gegner aufstellen zu können. 1412 versöhnte er sich mit Stephan, so dass ihn dieser nachträglich zu seinem Tronfolger ernannte.[1]

Als Georg den Tron bestiegen (1427), war er 60 Jahre alt; er war somit 1367 geboren. Nach den Urkunden zu schliessen, war er der zweite Sohn seiner Eltern.

1430 schloss er mit Murad II. Frieden, trat diesem einen Teil seiner Länder ab, und verpflichtete sich zum Tribute. Bald darauf sicherte er sich die Freundschaft Ungarns, musste aber trotzdem seine Tochter Maria dem Sultan ausliefern und seine beiden Söhne Gregor und Stefan als Geiseln stellen. 1435 wurde er venetianischer Patrizier. 1437 überzog ihn der Sultan dennoch mit Krieg, so dass Georg die Flucht ergreifen musste; 1444 erlangte er durch ungarische Hilfe wieder seine Länder, doch neigte er sich trotzdem immer auf Seite der Türken. Er starb am 24. Dezember 1456 an den Folgen einer Verletzung seiner rechten Hand, als er von Michael Szilágyi, dem Oheime des Königs Mathias von Ungarn, in einem Hinterhalte angegriffen wurde.

Als seine Gemahlin kennen wir *Irene*,[2] Tochter des Manuel Kantakuzenos, Protostrators von Morea (1420—1429), eines Abkömmlings des Kaisers Johann Kantakuzenos.[3]

Hopf[4] giebt als Irene's Vermählungsjahr 1435 an. Diese Jahreszahl ist, wenn hier kein Druckfehler vorliegt, und Georg ausser Irene keine andere Gattin gehabt, *unmöglich;* denn ganz abgesehen davon, dass Georg 1435 schon 68 Jahre alt war, müsste Irene 15 Jahre nach ihrer Vermählung schon eine zehnjährige Enkelin — wie dies urkundlich erwiesen ist — gehabt haben. Ist nun 1435 die richtige Zahl, *so ist Irene Georgs zweite Gattin*, und sind Georgs Söhne und seine Tochter Katharina mit Bestimmtheit Kinder der ersten Gattin.

Georgs Gattin Elena und seine Söhne Stefan, Gregor und Lazar werden schon 1422 in einer Urkunde ap. Fejér X. 6, 502 erwähnt. Ausserdem kennen wir eine Urkunde ddo. Zicsa 11. September 1429,[5] welche das Porträt der Irene, der Gattin Georgs, enthält.

Georg verordnete auf seinem Sterbebette, dass die Witwe Irene unter Beihilfe der drei Prinzen die Zügel der Regierung übernehme. Da Irene nun

[1] Eine zwischen Kaiser Sigmund und Stefan wegen dieser Tronerbschaft ausgestellte Urkunde ddo. Tata 1426, siehe bei Engel 370 seqq. (auch Fejér X. 6. 809 seqq.)

[2] Urkundlich — wohl in Folge eines Schreibfehlers — auch Ferina.

[3] Musachi 332 nennt sie: Caterina Catacusina alias Erina.

[4] Chroniques gréco-romanes 536.

[5] Miklosich 359.

dies thun wollte und sich namentlich über die Mitregentschaft des ältesten (geblendeten) Prinzen Gregor aussprach, wurde sie durch den jüngsten Sohn Lazar am 2. Mai 1457 zu Rudnik vergiftet.

Georgs Kinder.

Wir kennen unter diesen fünf Töchter und drei Söhne.

a) Maria.

Wahrscheinlich die älteste Tochter Georgs. Sie kommt zum ersten Male dokumentarisch auf der uns bereits bekannten Urkunde ddo. 11. September 1429 vor. Als Sultan Murad II. 1436 Serbien mit Krieg überzog und mehrere Städte verwüstete, wusste sich Georg nicht anders zu helfen, als indem er Maria dem Sultan auslieferte. [1] Die Prinzessin wurde fürstlich ausgestattet.

Nach dem im Jahre 1451 erfolgten Tode ihres Gatten kehrte Maria in ihre Heimat zurück, flüchtete aber mit ihrem Bruder Gregor vor dem jüngsten Bruder Lazar 1457 zu Sultan Mohammed II., der sie gütig aufnahm und den Flüchtigen einige Ländereien anwies.

Am 4. November 1470[2] bestätigt sie («carica Maara»), von den Ragusanern 500 Hyperpern erhalten zu haben.

Am 18. Dezember 1473 ddo. Konstantinopel[3] verspricht sie mit den Ragusanern Freundschaft zu schliessen.

Am 15. April 1479[4] ordnet sie an, dass der Tribut von 1000 Hyperpern durch die Ragusaner den Athosklöstern Chilandar und St. Paul zu zahlen sei.

Am 12. März eines nicht genannten Jahres[5] antwortet sie den Ragusanern, die sich bei ihr entschuldigt, dass sie ihr nicht ihre Gesandten zugeschickt.

Vom 8. April . . . und ganz ohne Datum[6] sind zwei Beglaubigungsschreiben der Frau «carica Maara» erhalten.

[1] Musachi 306 nennt die Prinzessin: Helene, und ist sie nach ihm Mutter des Sultans Mohammed. 329 sagt er hingegen: der Kaiser Amurat nahm sich zum Weibe die Tochter des Despoten Georg von Serbien, genannt Maria, 337 nennt er sie abermals anders: «Maumet, Sohn der Herina, der Tochter des Despoten Georg von Serbien.»

[2] Miklosich 514.

[3] L. c. 516.

[4] L. c. 520.

[5] L. c. 535.

[6] L. c. 536.

Nach Miklosich reichen die Nachrichten über Maria bis zum 17. September 1487.

b) Kantakuzena.

Auf der schon erwähnten Urkunde ddo. 11. September 1429 kommt neben Georg, Irene, den drei Prinzen und der Prinzessin Maria auch das Bildniss von Georgs Tochter «gospoga Katakuzina» vor. Ob wir unter diesem Namen den Taufnamen der Prinzessin zu verstehen haben, oder ob unter demselben eine der unter anderem Namen vorkommenden Töchter gemeint ist [1] und welche Schicksale diese Prinzessin gehabt, entzieht sich der Beurteilung.

c) Katharina.

Ihr Geburtsjahr ist unbekannt. Am 7. August 1451 kommt sie als bereits seit längerer Zeit verheiratet vor. Da sie damals eine schon zehnjährige Tochter hat, fällt ihre Vermählung entschieden vor 1440.

Ihr Gemahl ist *Ulrich III.* Graf von Cilly,[2] Sohn des 1454 gestorbenen Friedrich II.

Ulrich hatte durch die Vermählung seiner Verwandten Barbara mit König Sigmund und durch frühere Familienconnexe sich in den Glauben

[1] Soll dies eine falsche Lesart für «Katharina» sein?

[2] Musachi 332: «l'altra (nämlich die andere Tochter des Despoten Georg von Serbien) fù maritata al' Imperador Federico de casa d'Austria conte de Cilo.» — Im ferneren Verlaufe seiner Erzählung heisst es: «de Catarina seconda (die erste Tochter Georgs ist nämlich Maria) remase una figliola che fù la prima moglie ch'havesse Mattias Rè d'Ungaria.»

Urkunde ddo. Szendrő 7. August: (Sabbato proximo ante festum beati Laurencii martiris) 1451 ap. Teleki, Hunyadyak kora X. 305) «Quod Illustris princeps *dominus Georgius dei gracia Regni Rascie Dezpotus Albanie dominus* personaliter perse ac *pro* Inclitis et generosis *dominabus Katherina consorte Illustris principis domini Vlrici Cilie*, Ortemburge et Zagorie Comitis *ac Margaretha vocatis filiabus suis*, nec non *puellis Elizabet filia eiusdem Comitis Vlrici et Margareta appellata filia Illustris Lazari filii sui Neptibus scilicet suis* . . . presentibus eciam et audientibus Generosa domina *Ferina vocata consorte necnon Illustribus dominis Gregorio, Stephano et prefato Lazaro filiis eiusdem domini Georgii Dezpoti* . . .»

. . . Illustrem et generosam puellam Elizabet neptem suam, *nunc in decimo anno constitutam*, filiam videlicet . . . Vlrici . . . Cilie . . . *ex predicta domina Katherina filia ipsius scilicet domini Dezpoti pergenitam*, que scilicet puella ex annuencia et concessione eorundem parentum ipsius puelle sub conservacione procuracione disposicione et potestate ipsius utputa domini Dezpoti existeret, Egregio Mathie filio . . . Johannis gubernatoris . . . sacri matrimonii federe, dare assumpsisset . . . in consortem . . . Ipso . . . domino Dezpoto interim e seculo migrante prefata domina Ferina consors nec non Gregorius Stephanus et Lazarus filii sui seu alter eorum qui ex eis superstes remanebit puellam ipsam dicto Mathie . . . reddent.»

hineingelebt, ein ausschliessliches Recht zur Alleinherrschaft in Ungarn zu besitzen. Ein Intriguant par excellence, war die nach der Schlacht bei Varna (1444) eingetretene Zeit von Ladislaus' V. Kindesalter ein geeignetes Gebiet zum Waltenlassen seiner Ränke, die namentlich auf den Sturz des ihm verhassten Hauses Hunyady gezielt. Trotzdem — wie dies die Urkunde ddo. 1451 bezeugt — der junge Mathias Hunyady mit seiner Tochter Elisabeth verlobt wurde, hörte Ulrich nicht auf gegen die Hunyady zu intriguiren, was zur Folge hatte, dass ihn Ladislaus Hunyady anfangs 1456 zu Belgrad niedermetzeln liess.

Seine Witwe «Katharina von Gottes Gnaden, weiland des Hochgebornen Fürsten Graf Ulrichs, Graven zu Cili cze Ortenburg und in dem Seger sel Wittib», forderte am 1. Jänner 1457 den Stadtrat von Regensburg auf, jene seiner Leute und Hauptleute, die an dem Türkenkriege Teil genommen, über die zu Griechisch-Weiszenburg erfolgte Ermordung ihres Gatten zu verhören, und deren Aussagen, damit sie dieselben als Beweise gebrauchen könne, ihr zuzusenden.* Der Rat antwortet, dass er darüber keine Aufklärung bieten könne.

Ulrichs zwei Söhne sind vor ihrem Vater gestorben: Georg † 1443, Hermann † 1452.

d) Margarethe.

Wird in der Urkunde ddo. Szendrö als Georgs Tochter angeführt. Im Gegensatze zu der als Ehefrau genannten Katharina erscheint Margarethe in der Urkunde unvermählt, wahrscheinlich ist sie unvermählt und frühzeitig verstorben.

e) Elisabeth.

Der ursprüngliche Name dieser Fürstentochter dürfte Milica gelautet haben, ** und erst nach ihrer Vermählung in Elisabeth umgeändert worden sein.

Der Gemahl derselben ist Alexis (Magnifico), Sohn des Michael aus dem Hause der Span, Grosslehensherren von Drivasto († 1442). Alexis regiert in seinen Staaten seit 1442 und stirbt 1495. Aus seiner Ehe mit Elisabeth stammen:

1. Markus 1495, Gem. Nikolaea Briani.
2. Biagio, Gem. Katharina Contarini.
3. Alexander, Gem. Elisabeth Moloria aus Padua.
4. Lucia 1470—1478, Gem. Peter Angelo v. Drivasto.
5. Demetria, Gem. ein Ungar.

* L. c. 335.

** Musachi 306: «dal quale (nämlich vom Fürsten Georg) fú generato ... Lisabet altramente Miliza, la quale hebbe per moglie il Signor Alesio Span ...»

6. Angelina, Gem. Stefan Duragin, Herr zu Polog.

7. Adriana, Gem. Johann Michieli.

Mit dem Enkel Alexanders: Alexius, erlosch diese Familie im Mannesstamme.

f) Gregor.

Aeltester Sohn Georgs. Als Sultan Murad 1437 in Serbien einbrach, widerstand ihm blos das einzige Belgrad. Der Sultan liess nun seinem Zorne an den beiden Prinzen Gregor und Stefan freien Lauf, die ihm ein Jahr früher als Geiseln übergeben worden waren; er liess sie blenden und nach Asien abführen.[1]

Nach Musachi wäre *Gregor 1421, Stefan 1422 geboren.*

Am 17. September 1445[2] tritt er urkundlich in Serbien auf, indem sein Vater mit ihm und den Prinzen Stefan und Lazar die Privilegien der Ragusaner bestätigt.

Unter demselben Datum[3] restituiren Dieselben das Privilegium der Ragusaner für Srbrnica (ddo. Smederevo).

Am 12. August 1457[4] bestätigen die Brüder Lazar und Stefan, dass sie ihren Anteil an der durch ihren Vater Georg in Ragusa deponirten Geldsumme empfangen, so dass nur noch der Anteil Gregors daselbst verblieben.

Am 14. Dezember 1457[5] bestätigt Prinz Stefan (ddo. Smederevo), dass auch Gregors Anteil an der durch seinen Vater zu Ragusa deponirten Geldsumme behoben sei, so dass sich dermalen von diesem Deposite nichts mehr zu Ragusa befinde.

Im selben Jahre 1457[6] erscheinen noch urkundlich die Abgesandten Gregors: Hegumen Ephrosim und Stefan Zachiics.

Im Sinne der letzten Anordnung seines Vaters sollte Irene mit ihren drei Söhnen die Regierung leiten. Als aber Lazar die Mutter vergiftet, sah Gregor ein, dass seines Bleibens — da die Mutter sich zumeist für seine Oberherrschaft ausgesprochen — in Serbien nicht mehr sei, und floh mit seinem Bruder Stefan, der Exsultanin Mara und mit Thomas Kanta-

[1] Musachi 329 erzählt dies folgendermassen: «L'Imperadore Amurat... privò della luce dell'occhi li due suoi (nämlich der Mara) cognati, *l'uno de quindici e l'altro de sedici anni*, erano andati a visitar la sorella in Andronopoli e trovandosi alla caccia questi predetti fanciulli con Amurat, cacciato un cervo, ambidue ad un tempo ferire il cervo; visto questo Amurat al'hora del mangiare li fè abacinare l'occhi e rimandolli ambi al padre, e poi mosse guerre al socero suo Despoto Jurgo e cacciollo dal stato e piglio tutta Rasia e Servia.»

[2] Miklosich 433.

[3] L. c. 437.

[4] L. c. 476.

[5] L. c. 478.

[6] L. c. 479.

kuzenos, dem Bruder seiner Mutter (1431—1458) nach Konstantinopel. Zuletzt wurde Gregor unter dem Namen Germanus Mönch zu Chilandar, wo er 1460 starb.

Als seine Gattin nennt die ältere Literatur Theodora (Thekla), Tochter des Matthäus Kantakuzenos, Nichte des Johann Kantakuzenos; — eine Angabe, die sich nach dem urkundlich festgestellten Stammbaume der Kantakuzeni nicht bestätigen lässt.

Von Gregors allenfallsigen Kindern kennen wir mit Bestimmtheit nur seinen unehelichen Sohn. Dieser trat nach dem am 20. Jänner 1458 eingetretenen Tode seines Oheims Lazar als Tronprätendent Serbiens auf, und eroberte zwischen Ende Februar und 21. April 1458 Smederevo. * Seine Geschichte ist unbekannt.

g) Vuk Zmáj.

Ueber die Genealogie dieses Sprossen der fürstlichen Brankovics haben wir verschiedene abweichende Angaben. Nach der überwiegenden Zahl der älteren Berichte wäre er ein Sohn jenes Gregor, der 1460 als Mönch Germanus sein Leben im Kloster Chilandar beschlossen. Nach Ducange wäre Gregor mit Elisabeth, einer Schwester der Königin Beatrix von Ungarn vermählt gewesen, die ihm jedoch keine Kinder geboren. Sein natürlicher Sohn Johann hingegen sei in Ungarn gestorben. Die Mehrzahl der Nachfolger Ducange's geben diesem Gregor einen Sohn Vuk, der in Folge seiner grossen Kühnheit sich den Beinamen «Zmaj» (= Drache) erworben.**

Dieser Vuk ist eine historische Persönlichkeit. Er gelangte 1465 aus der Türkei nach Ungarn, wurde 1471 durch die in Syrmien sich niedergelassenen Serben zum Despoten proklamirt, worauf ihm der König eine Residenz in Syrmien anwies. Als Commandant der königlichen Flotille erwies er bis zu seinem, im Jahre 1485 eingetretenen Tode dem Könige Mathias bedeutende Dienste gegen die Türken.

Nachdem nun Orbini, Ducange, und in unseren Tagen *selbst* Hopf diesen Vuk für einen Sohn des Prinzen Stefan, also für einen Neffen Gregors halten, ist es nötig seine Genealogie in Folgendem richtigzustellen:

a) Gregors Ehe ist urkundlich nicht bewiesen. Von einer Schwester der ungarischen Königin Beatrix, die an diesen Gregor vermählt gewesen sein soll, wissen selbst die weniger verlässlichen Genealogen der Vergangenheit kein Wort.

b) Dass Gregor einen natürlichen Sohn hatte, ist aus Obigem ersicht-

* Klaić, Geschichte Bosniens 404.

** Nach Musachi 332, ist Gregor aus Furcht vor seinem Bruder Lazar nach Ungarn geflüchtet, wo er ohne Hinterlassung legitimer Söhne gestorben ist.

lich; ob er Johann geheissen, und ob er sein Leben in Ungarn beschlossen, ist dermalen nicht zu ermitteln.

c) Wie wir unten sehen werden, weiss weder Musachi noch das uns zur Verfügung stehende urkundliche Material etwas von einem Sohne des Prinzen Stefan, der den Namen Vuk geführt hätte. Stefan spricht während seines Lebens nur von seinen Söhnen Georg und Johann, — auch die nach seinem Tode ausgestellten Urkunden wissen nur von diesen zwei Söhnen zu erzählen. Hiezu gesellt sich noch der Umstand, dass Vuk zu einer Zeit nach Ungarn gezogen und hier Despot geworden, wo er, selbst als erstes Kind Stefans, bestenfalls im Knabenalter gewesen sein konnte.

Wenn wir dies Alles resumiren, gelangen wir zu folgendem Ergebnisse:

Dass Vuk nicht der legitime Sohn Stefans sein konnte, ergibt sich zweifellos sowohl aus den Urkunden, als aus der Chronologie. Da wir ihn aber auf der Stammtafel der Brankovics weder urkundlich, noch anderswie zu placiren wissen, *müssen wir bei allem Mangel urkundlicher Belege die Angaben jener Chronisten annehmen, die ihn für einen Sohn Gregors und Enkel Georgs halten.* Die chronistischen Angaben über die Ehe Gregors, die allgemein angenommen erscheint, sowie die Chronologie (Gregor konnte 1440 schon vermählt sein), unterstützen diese genealogische Hypothese kräftig.

Vuk Zmaj soll der Ahnherr der Brankovics von Jajcza sein, indem er sich mit Danicza, der Schwester des bosnischen Königs Stefan vermählt. *Beide Angaben sind durch und durch falsch, indem wir sowohl Zmaj's Gattin, als die Frage über seine Nachkommenschaft urkundlich beleuchten können.* Am 12. Februar 1486 * giebt nämlich König Mathias den Söhnen des weil. serbischen Despoten Stefan: Georg und Johann das im Valkóer Comitate gelegene Kastell Bereczö (Berekszó), «welches vordem unser Treuer, weiland *Wok*, gleichfalls Despot, durch unsere Schenkung . . . besessen, und welches *in Folge des Erlöschens seines Samens* an unsere Majestät zurückgefallen.» — Am 10. November 1489 ** testirt Helene, Witwe des Grafen Sigmund Frangepán auf Schloss Fenyérkö, Eigentum *ihrer Tochter Barbara, der Witwe des weil. Despoten Wok.* Von ihren Gütern erhält ihre Tochter Dorothea, Gattin des Stefan v. Blagaj, die Hälfte von Lupsicz, Triblyana, Zryane und Kosicze, und sind auch deren Kinder an der Donation beteiligt; die andere Hälfte erhält Barbara, *von der keine Kinder erwähnt werden.* Barbara darf ihr Erbe nach Belieben verkaufen, verpfänden, oder wem immer legiren.

Es ist somit urkundlich festgestellt, dass Vuk Zmaj's Gattin Barbara

* Teleki, Hunyadiak kora XII. 303.
** L. c. 472.

v. Frangepan gewesen, und Vuk kinderlos, resp. ohne Hinterlassung von Söhnen gestorben ist.

h) Stefan.

Dieser jüngere Sohn Georgs wird ausser in den bereits unter Gregor angeführten Urkunden noch in folgenden erwähnt:

a) 1445 ddo. Novo Brdo als «Knez Stephan».[1]

b) Am 29. November 1457[2] bestätigt Damian Żunjević, dass er von den Ragusanern für den Despoten Lazar und den «Herrn Stephan» einen Teil des Deposits Georgs Brankovics übernommen.

c) Am 1. October 1476[3] empfiehlt er seine Gattin und seine beiden Söhne Georg und Johann den Ragusanern, und bittet die Republik, seine Familie nach seinem Tode nicht zu verlassen.

Stefan ist nämlich, um Lazars Anschlägen zu entgehen, nach Ungarn geflüchtet, wo er von seinem Gefolge zum Despoten Serbiens ausgerufen wurde. Als aber die Versuche, die er von Ungarn und Syrmien aus zur Erlangung einer faktischen Herrschaft in Serbien machte, erfolglos blieben, ergriff er nochmals den Wanderstab, gelangte nach Albanien, wo er sich vermählte, und starb schliesslich in Italien.

Als Zeit seines Todes wird von allen Berichten der vage Termin «um 1481» angegeben.

Nun hat die Urkunde ddo. 1. October 1476, in der er seine Familie dem Schutze der Ragusaner empfiehlt, auf ihrer Rückseite folgenden Text: «1477 die 2. Aprilis. *De olim Stefano despota*». Erwägen wir nun, dass ihn die ältere Literatur im 56. Jahre seines Lebens sterben lässt, und er nach Musachi zur Zeit seiner Blendung 15 Jahre alt gewesen, so stossen wir auf die gewiss nicht alltägliche Erscheinung, dass sich diesmal Chronist, Tradition und Urkunde merkwürdig übereinstimmend ergänzen! Nach Musachi ist Stefan 1422 geboren, nach den Anderen ist er im 56. Lebensjahre gestorben, nach der Urkunde lebt er noch 1. October 1476, ist aber schon 2. April 1477 «olim». 1422 geboren, im 56. Lebensjahre gestorben», *giebt also als Todesjahr 1477!*

Stefans Familie.

In Albanien — die Jahreszahl lässt sich nicht bestimmen[4] — nahm Stefan die *Angelina* zur Gattin. Ihr Vater war Georg Arianiti Thopia

[1] Miklosich 438.
[2] L. c. 478.
[3] L. c. 518.
[4] Jedenfalls vor 1466.

Golem Comneno «der Grosse», Herr von Cerminitza, Catafigo, Mochino und Spatennia 1443, venetianischer Capitän in Albanien 1448, † 1461; ihre Mutter war dessen erste Gattin, Maria Musachi.[1] Als sich die Familie in Albanien vor den Türken nicht mehr sicher fühlte, zog Stefan nach Italien. In der uns schon bekannten Urkunde ddo. 1476 empfiehlt er unter Anderen seine Gemahlin Angelina dem Schutze der Ragusaner.

Am 3. November 1495 ddo. Vgrade Kupinnom[2] verspricht die «gospoga despoticza Aggelina» mit ihren beiden Söhnen, den Despoten Georg und Johann, dem Athoskloster St. Paul jährlich 500 Dukaten zu erlegen. Auf ihrem Siegel lesen wir: «gospo despoča agglina».

Aus unbestimmtem Jahre stammt folgende Inschrift:[3] «Sveti Jodne milostivi, pomilui rabu si despinu Aggelinu i ne dare . . .» — Die von ihren Zeitgenossen als fromm und tugendhaft geschilderte Angelina stirbt im Jahre 1516.[4]

Von ihren und Stefans Kindern kennen wir eine Tochter Maria und die Söhne Georg und Johann.

a) Maria,

geboren 1466, heiratet sie 1485 den Markgrafen[5] Bonifaz III. von Montferrat, der am 31. Jänner 1494 starb. Maria folgte ihm bald am 27. August 1495 nach.

b) Georg (als Mönch *Maxim*),

älterer Sohn Stefans und der Angelina.[6] Kommt in der bereits erwähnten Urkunde ddo. 1. October 1476 vor. Er führte eine Zeit lang gemein-

[1] Musachi 285, 307, 332.

[2] Miklosich 539.

[3] L. c. 572.

[4] Dieses Datum giebt Hopf, Chron. 535 mit Bestimmtheit an. Angelina, die nach ihres Gatten Tode zuerst nach Siebenbürgen, dann 1485 nach Syrmien zurückgekehrt war, zeichnete sich durch Frömmigkeit und Wohlthaten derart aus, dass ihr die Serben den bleibenden Namen «Mutter Angelina» beigelegt. Einer Handschrift zufolge soll sie ihren Sohn Maxim, der anfangs 1516 starb, nur um einige Tage überlebt haben. Ihr Körper ruhte mit denen ihres Gemahls und ihrer Söhne im Kloster Krušedol bis zum Jahre 1716, in welchem die Türken das Kloster plünderten und die Körper der Heiligen vernichteten. Angelina war nicht nur eine fromme, sondern auch eine schriftkundige und belesene Frau. Mehrere alte Handschriften in syrmischen Klöstern rühren aus ihrer Sammlung her, und sind zum Teil mit ihren eigenhändigen Notaten versehen. Sie verlebte ihre letzten Jahre im Nonnenstande. (Šafařik, Gesch. der südslav. Literatur III. 122).

[5] Musachi 285, 306, 333. Miklosich 518.

[6] Musachi 333.

schaftlich mit seinem Bruder Johann den Titel eines Despoten, legte ihn aber dann ab, um sich dem Mönchsleben zu widmen. — *Dass er schon 1486 dies gethan haben soll, wird durch die Urkunde ddo. 3. November 1495*[1] *widerlegt,* wo ihn sein Siegel ausdrücklich «gospo despoti georgie» nennt. — Von dem Metropoliten zu Sophia, Levita, zum Bischof geweiht, verliess er nach dem Tode seines Bruders Johann († 1503) — da er sich vor den Türken nicht sicher fühlte — die Residenz Kupinnik in Syrmien, und begab sich (1503) in die Walachei. Fürst Radul nahm ihn wohlwollend auf und wurde der Ankömmling nach dem Tode des walachischen Metropoliten zum Erzbischof ausgerufen. Unter Raduls Nachfolger Michna gab er seine erzbischöfliche Würde auf und schlug seinen Sitz zu Syrmien im Kloster Krušedol auf.

Fürst Nagul rief ihn indessen abermals in die Walachei zurück, wo Maxim (dies war sein Mönchsname) nachträglich zwei Klöster gründete. Die Sehnsucht nach seinen Landsleuten in Syrmien liess ihn indessen nicht lange in der Walachei, er weihte daselbst einen andern Metropoliten ein, kehrte nach Syrmien zurück und beschloss im Kloster Krušedol seine Tage.

Ausser in den von seiner Mutter Angelina ausgestellten Urkunden kommt er noch an folgenden Stellen vor:

a) 4. Mai 1496 ddo. Berkasowo erwähnt ihn sein Bruder Johann als «seinen hohen Bruder» den Metropoliten Maxim.[2]

b) 1514 kommt er als «Vladiko Maxima . . . despota» vor.[3]

Sein Tod erfolgte am 18. Jänner 1516 und nennt ihn die darauf Bezug habende Inschrift den «Herrn Despoten Maxim.»[4]

c) Der Despot Johann,

jüngerer Sohn Stephans und der Angelina.[5]

Wie wir bereits wissen, war Angelina nach dem Tode ihres Gatten mit ihren Söhnen zuerst nach Siebenbürgen, dann nach Syrmien gezogen, wo der jüngere Sohn Johann von der damals bereits stark angewachsenen serbischen Colonie zum Despoten proklamirt wurde. Das Leben dieses letzten Titular-Despoten verlief zumeist in Werken der Frömmigkeit und der Wohlthaten, so dass die politische Geschichte nicht viel von ihm zu berichten hat.

Ausser am 1. October 1476 und 3. November 1495 kommt er noch in folgenden Urkunden vor:

[1] Miklosich 539.
[2] Miklosich 541.
[3] L. c. 549.
[4] L. c. 549.
[5] Musachi 306, 307, 333.

a) 4. Mai 1496[1] schenkt er dem Kloster Krušedol einige Landstriche;

b) am 23. Juli 1499 ddo. Kupinik[2] verspricht er — nachdem er zum Despoten Serbiens erhoben wurde — dem Kloster Esphigmeni alles das zu spenden, was demselben sein Grossvater, Despot Georg, gespendet.

Nach dieser Urkunde zu schliessen, *wäre er also 1499 mit dem Despotentitel bedacht worden.* Diese Urkunde trägt auch Angelina's Unterschrift.

Despot Johann ist am 10. December 1502 gestorben.[3]

Seine Gattin *Helene Jakšić* führte noch bis zum Jahre 1521 den Titel einer Despotin.

Urkundlich kommt sie vor:

a) 11. Juni 1502 ddo. Budim;[4] sie verpflichtet sich dem Kloster Chilandar jährlich 100 Dukaten zu spenden. Ihre Unterschrift lautet:

«Bi Christa boga blagoverna gospogja Elena, milostio božieio Srblemi».

b) Auf einer Urkunde ddo. Budim 11. Juni (nach 1502) kommt sie mit derselben Unterschrift vor.

Aus des Despoten Johannes Ehe mit Helena Jakšić kennen wir blos eine dem Namen nach unbekannte *Tochter,* die an den Grafen *Ferdinand Frangepan* vermählt war.[5]

i) Fürst Lazar II.

Jüngster Sohn des Fürsten Georg und der Irene. Kommt vor seiner Thronbesteigung an folgenden Stellen urkundlich vor: *a)* auf zwei Urkunden ddo. Smederevo 17. September 1445 mit seinem Vater und seinen Brüdern; *b)* 7. December 1456 ddo. Smederevo.[6]

Als nach dem Tode seines Vaters Lazar keine Lust bezeigte, mit seiner Mutter und seinen Brüdern die Herrschaft zu teilen, vergiftete er die Mutter und verjagte die Brüder, doch konnte er sich seiner gewaltsam errungenen Herrschaft nicht lange erfreuen, da er schon am 20. Jänner 1458 starb.[7]

Im October 1446 heiratete Lazar eine kaiserlich-griechische Prinzessin, und ist diese Ehe ein Ausfluss des in diesem Jahre zwischen den Serben und den Griechen gegen die Türken geschlossenen Bundes.

Der Name dieser Prinzessin ist *Helene.* Ihr Vater Thomas, ein Sohn

[1] Miklosich 541.

[2] L. c. 543.

[3] Miklosich 548.

[4] L. c. 546.

[5] Musachi 306.

[6] Miklosich 433, 437, 476.

[7] Nach dem Tode seines Vaters kommt er am 12. August 1457, 23. November 1457, 14. December 1457 vor. L. c. 476, 478.

des Kaisers Manuel II., und der Helene Dragaša, Despot von Morea zu Kalavryta 1428—1432, Fürst von Achaja zu Clarentza 1432—1460, wurde 1460 durch die Türken entsetzt, und starb am 12. Mai 1465. Ihre Mutter war Katharina Zaccaria, Erbin von Achaia, vermählt im Jänner 1430, gest. am 12. August 1462. Helene, das erste Kind ihrer Eltern, dürfte Ende 1430 oder anfangs 1431 geboren worden sein.

Nach dem Tode ihres Gatten hielt sich die Witwe eine Zeit lang zu Smederevo auf, und versuchte von hier aus durch eheliche Allianz mit Bosnien die Herrschaft ihrer Familie zu erhalten. Nach dem Falle des serbischen Reiches durch die Türken begab sie sich mit zwei Töchtern nach Ungarn, später zu ihrer älteren Tochter Marie nach Bosnien, 1461 nach Ancona, und von hier aus zu ihrem Vater Thomas, der sich damals in Italien befand. Im August 1462 verlangt nämlich der Despot Thomas von der Republik Venedig unter Anderem seine auf Corfu weilende Dienerschaft und seine älteste Tochter Helena nach Würden zu behandeln. 1469 führte in Venedig Helena einen Prozess, weil sie in Corfu aller ihrer Schätze beraubt wurde; hierauf wurde sie unter dem Namen Hypomone Nonne, und starb als solche am 7. November 1477 in einem Kloster auf Leukadia.[1]

Aus Lazar's Ehe kennen wir folgende vier Töchter:

a) Helene (Jelača), heiratet am 1. April 1459 den Prinzen Stefan von Bosnien, nimmt im November 1461 den Namen Maria an, und stirbt nach 1466 in Ungarn.[2]

b) Irene (Palaeologa). Ihr Gemahl ist *Johann*, Sohn des Georg Skanderbeg *aus dem Hause «Kastriota»* († 14. Jänner 1468), und der Andronika Arianiti Komnena. Johann kommt bereits 1463 vor, wird 1468 Herr von Croja, überlässt dies 1474 den Venetianern, geht nach Neapel und wird 1485 Herzog von St. Pietro in Galatina und Marquis von Soleto. Aus dieser Ehe kennen wir mit Bestimmtheit blos zwei Söhne: Konstantin, Bischof von Isernia 1498—1500, und Ferdinand, Herzog von St. Pietro, dessen sechs Söhne jung verstarben. Ein dritter Sohn Johann's und Irenen's, Georg († 1540) ist nicht mit Bestimmtheit nachweisbar.

c) Milica kommt auch als Maria vor.[3] Ihr Gemahl ist 1463

[1] Nach Musachi 303 wurde Helena Nonne in Santa Maura 1474 unter dem Namen «Patientia». Ihre Vermählung mit Lazar setzt er auf 1447, und hat Lazar aus diesem Anlasse vom Kaiser Johann Palaeologus den Titel eines Despoten von Serbien erhalten. P. 303, 332.

[2] Musachi 303 nennt unter Lazars Töchtern eine Milica, Gattin des Königs von Russland; offenbar eine Verwechslung mit Maria, die er 333 ausdrücklich Tochter Lazars von Serbien und Gattin Stephans von Bosnien nennt.

[3] Musachi 303 nennt sie Maria, 335 Miliza. Nicolo Serra, in seiner «Storia di Zante», bei Hopf Chr. 344: Melizza.

Leonard III., Sohn des Grafen Karl II. von Zante *aus dem Hause Tocco* († October 1448), und der Ramondina von Ventimiglia, Tochter des Grafen Johann von Giraci. Leonard ist von 1448—1479 Despot, hat aber 1449 nur mehr die Herrschaft über Kephalonia, Zante, Leukadia, Angelokastron, Vonizza und Varnazza, verliert 1460 Angelokastron und Varnazza; 1479 entreissen ihm die Türken Vonizza und seine übrigen Inseln, worauf er nach Neapel flieht. Hier erhält er die Lehen Calimera und Briatico, und durch König Karl VIII. von Frankreich das Lehen Monopoli; macht 1494 sein Testament, und stirbt 1499. Milica ist 1464 nach der Geburt ihres Sohnes Karl III. gestorben und hat ihr Gemahl sich 1477 mit Franziska Marzano aus Arragonien vermählt. Da die Nachkommen Milica's und Leonard's noch heute existiren, ist die fürstliche Familie Brankovics in ihren heutigen Nachkommen blos ein einziges Mal durch ein Weib unterbrochen.

d) Margaretha. Diese hätten wir eigentlich als erste in die Reihe ihrer Schwestern aufnehmen sollen. Sie wird in der uns schon bekannten Urkunde ddo. 7. August 1451 Szendrő ausdrücklich als Margaretha, Tochter Lazar's, Enkelin des Fürsten Georg genannt. Sie ist wahrscheinlich damals das älteste Kind Lazars gewesen und dürfte sie, da wir keine ferneren Nachrichten von ihr haben, frühzeitig und unvermählt gestorben sein.

***

Vollständigkeitshalber müssen wir hier noch auf die falschen Brankovics aufmerksam machen (Vergl. die Abhandlung von Thallóczy in der «Ungar. Revue» 1889, pag. 594—618).

Am Ende des XVII. Jahrhunderts tauchen nämlich gleichzeitig zwei Familien Brankovics auf, die sich allerdings auf verschiedene Weise in männlicher Linie vom Fürsten Georg ableiteten. Georg Brankovics, der Hauptvertreter der einen Familie behauptete, dass Gregor, Sohn des Fürsten Georg, ausser Vuk Zmaj noch die Söhne Lazar und Gregor gehabt habe, und er selbst sei Lazars Enkel. Diese Ableitung fand bei der damals sehr leichtgläubigen Hofkanzlei umsomehr Glauben, als man in der Auffrischung der alten Despoten aus dem Hause Brankovics ein wirksames Mittel gegen die damals bereits sinkende türkische Macht zu finden vermeinte.

Georg Brankovics stammte aus einer Geistlichen-Familie und war zu Boros-Jenő 1645 geboren. Anfangs 1663 gelangte er in das Gefolge der bei der Pforte beglaubigten siebenbürgischen Gesandtschaft. In Adrianopel gelang es ihm, den serbischen Patriarchen von Ipek davon zu überzeugen, dass er in Wirklichkeit aus der fürstlichen Familie stamme, worauf er von einer in der dortigen Kirche stattgehabten Versammlung zum Despoten der Serben ausgerufen wurde; 1675 wurde er siebenbürgischer Geschäftsträger bei der Pforte. 1680 brach er die Verbindungen mit Siebenbürgen ab, und

wirkte mit Erfolg dahin, dass die vornehmen Serben und Walachen seine fürstliche Abstammung und seine Despotenwürde anerkannten. Nach der Wiener Niederlage der Türken bot er dem Kaiser Leopold seine Dienste an, der sie bereitwilligst annahm. Da man die von ihm producirten Beweise seiner Abstammung glaubwürdig fand, erhielt er am 7. Juni 1683 die ungarische Freiherrn-, am 20. September 1688 mit dem Prädicate «Podgoricza» die ungarische Grafenwürde und die Bestätigung seines Familienerbes. Als er diese Erbschaft realisiren wollte und das serbische Volk ohne Wissen des kaiserlichen Oberfeldherrn zu den Waffen rief, schien diese in seinem eigenen Interesse getriebene selbständige Politik den Kaiserlichen verdächtig, weshalb man ihn lange Zeit erst zu Wien, dann zu Eger in Böhmen in anständigem Gewahrsam hielt, wo er am 19. September 1711 starb. Seine Nachkommen bedienten sich ungestört des Grafentitels und starb der letzte derselben 1856 in Neusatz.

Gleichzeitig mit Georg Brankovics tauchte eine andere Familie dieses Namens aus Bosnien stammend und katholischen Glaubens auf, die mit der vorhergehenden in keinerlei Zusammenhange stehend, sich gleichfalls für einen Spross des fürstlichen Hauses ausgab, indem sie folgendes genealogische Stemma für sich beanspruchte: Vuk Zmaj ist der Sohn Stefan's, des jüngeren Sohnes des Fürsten Georg, seine Gattin ist Danica, Schwester des bosnischen Königs Stephan; sein Sohn Johann heiratet Klara Blagaj, die ihm zwei Söhne: Paul und August gebärt. Augusts drei Söhne, Paul, Anton, und Jakob verlangten mit Berufung auf ihre Verdienste, auf den Verlust ihrer bosnischen Güter während der Türkenherrschaft und auf ihre fürstliche Abstammung. vom Kaiser Leopold die Bestätigung ihrer Güter und ihres Adels, was ihnen auch laut Diplom vom 2. Mai 1690 in Form des gräflichen Prädicats «von Jajcza» bewilligt wurde. Diese Familie ist schon im vorigen Jahrhunderte im Mannesstamme erloschen, worauf Name, Rang und Wappen derselben auf die bereits gleichfalls erloschene italienische Familie «de Amicis» übergieng.

***

Ueber sonstige, nicht genau bestimmbare Verwandte des Fürsten Georg Brankovics spricht sich eine Urkunde ddo. 1422 ap. Fejér X. 6, 502 aus; sie nennt speziell unter Georgs fratres, proximi und consanguinei den consanguineus legitimus: «egregium Paulum Birini de Verona, filium quondam Michaelis ducis de eadem, Marchionem Bosnensem, de cognatione Stephani, regnorum videlicet Rasciæ, Bulgariæ, Bosnæ atque Albaniæ quondam Imperatoris», dem Georg einige Güter in Ungarn überträgt. (Kommt auch unter 1412 ap. Fejér X. 5, 363 vor.)

Schliesslich bieten wir die folgende Stammtafel der fürstlichen Brankovics:

Wojwode **Mladen** Rassisaglics † vor 1354.

Brajko 1354.	**Radossav** 1351—1354.	**Jekpal Branko** Sebastokrator von Ochrida und Prilep 1365—1398. Gem. Dragina Vitoslava, Tochter des Ugljesa Nenadakja, † 31. Jänn. 1374.

Stephan Vuk † 6. Okt. 1398. Gem. Maria, Tochter des Fürsten Lazar I. v. Serbien, † 1425.

Stephan Gregor 1390—1413.	**Georg** geb. 1367, Fürst von Serbien 1427, † 24. Dez. 1456. Gem. Irene, Tochter des Manuel Kantakuzenos, † 2. Mai 1457.	**Lazar** 1390—1413.

Kinder des Stephan Gregor: **Georg.** — **Johann** 1419. Despot.

Gregor † 1460. als Mönch Germanus	**Stephan** † 1477 (vor 2. April). Gem. Angelina, Tochter des Georg Komnenos Golem Thopia Arianiti, † 1516.	Maria 1426—17. Sept. 1487. Gem. 1436 Sultan Murad II. † 1451.	Kantakuzena 1429.	Katharina. Gem. Ulrich III. Graf von Cilly, † 1456.	Margarethe 1451.	Elisabeth (Milicza). Gem. Alexius Span, Herr von Drivasto, † 1495.	Fürst **Lazar** II. † 20. Jänn. 1458. Gem. 1446. Helene, Tochter des Thomas Palaiologos, † als Nonne Hypomene 7. Nov. 1474.

Kinder des Stephan:

Georg (Maxim) Metropolit, † 18. Jänn. 1516.	**Johann** † 1503. Despot. Gem. Helena Jaksics, † 1521.	Maria geb. 1466. † 27. Aug. 1495. Gem. Markgraf Bonifaz III. von Montferrat, † 31. Jänn. 1494.

Tochter des Johann: Tochter Gem. Ferdinand Frangepán.

Kinder des Gregor: **Vuk** »Zmaj« † in Ungarn 1485. Gem. Barbara Frangepán † nach 1489. — nat. Sohn 1458.

Kinder des Lazar:

Margarethe 1451.	Helene (später Maria) † nach 1466. Gem. 1. April 1459 Stephan von Bosnien, † 1463.	Irene Gem. Johann Castriota Marquis von Soleto.	Milicza † 1464. Gem. 1463 Leonhard III. v. Tocco, Herr von Kephalonia, † um 1499.

Dr. Moriz Wertner.

XLIII. JAHRESSITZUNG DER KISFALUDY-GESELLSCHAFT AM 9. FEBRUAR 1890.

I. Eröffnungsrede von Karl Szász.

Es sind nun dreissig Jahre, dass die zugleich mit der Nation zwölf lange Jahre hindurch zu unfreiwilliger Unthätigkeit verdammte Kisfaludy-Gesellschaft aus ihrem, dem Tode ähnlichen Zustande der Erstarrung auf den ersten Hauch der Frühlingsluft der günstigeren Wendung der Verhältnisse von den Todten auferstehend, 1860 zu neuem Leben erwachte und ihre, während der traurigen Jahre schütterer gewordenen Reihen durch neue Wahlen ergänzend, ihre unterbrochene Thätigkeit wieder begann.

Sie wollte ihrer Thätigkeit keine neuen Fundamente legen, sondern die durch den Zwang der Verhältnisse unterbrochene Arbeit auf den alten Grundlagen fortsetzen, — nicht allein weil sie ihre Grundlagen gut und fest befand, sondern weil sie zugleich mit der Nation fühlte, dass das Festhalten

an den alten Ueberlieferungen die reichste Quelle der Kraft und die sicherste Bahn des Fortschritts sei.

Und was war die Basis, auf welcher die Gesellschaft seit ihrer Entstehung stand, und auf welche sie sich 1860 wieder zurückstellte?

Zehn Freunde Karl Kisfaludy's vereinigten sich gleich nach dem Hinscheiden desselben zur Herausgabe seiner Werke und zur Verewigung seines Andenkens durch eine Statue. Nachdem sie ihre beiden Aufgaben erfüllt hatten, blieb nach der Herausgabe der Werke und nach der Vollendung der Statue von dem durch die Nation zusammengesteuerten Geldfonds noch ein, wenn auch geringer, aber unter den damaligen Verhältnissen doch nicht unbeträchtlicher Betrag, etwa Fünfthalbtausend Gulden übrig; und die Denkmalgesellschaft beschloss, um das Gedächtniss des Dahingeschiedenen durch eine bleibende Schöpfung zu verewigen, die Zinsen dieses Betrages jährlich zur Preiskrönung ästhetischer und poetischer Werke zu verwenden, und gründete zum Zwecke der Bewerkstelligung dieser Preiskrönungen in ihrer am 12. November 1836 gehaltenen Sitzung unter dem Namen Kisfaludy-Gesellschaft einen neuen Verein, zu welchem sechs von den zehn als Gründer mit neun Neugewählten, zusammen fünfzehn, sämmtlich hervorragende Kämpen der nationalen Literatur, der Aesthetik und Poesie, sich verbanden.

Es ist seltsam, erscheint aber nicht als blosses Ungefähr, sondern als entschiedene Planmässigkeit, dass von den die drei ersten Male ausgeschriebenen Preisaufgaben der Gesellschaft, die ästhetischen sich sämmtlich im Bereiche des Dramas und der Schauspielkunst bewegen, die poetischen sämmtlich auf Balladendichtung lauten. Die vierte theoretische Aufgabe fordert eine Parallele zwischen dem Roman und dem Drama, die fünfte eine Parallele zwischen dem nationalen und volksmässigen Element in der Poesie. Und während diese Aufgaben sämmtlich die Grundlagen der streng genommen nationalen Literatur zu legen oder zu erweitern und zu kräftigen streben, bereichert und befestigt die Gesellschaft gleichzeitig mit ihnen die Theorie durch die Erschliessung der classischen Grundlagen. Sie bietet in Uebersetzungen das Buch des Aristoteles von der Dichtkunst, das des Longinus vom Erhabenen, des Horatius Ars poetica von den alten, Boileau's Lehrgedicht von der Dichtkunst, Pope's Lehrgedicht von der Kunstkritik von den neueren Classikern. Ausserdem fördert sie in Original-Abhandlungen, welche als Bücher gelten können, zuerst wieder auf dem Wege der Preisausschreibung die Würdigung der Dramen des Sophokles zu Tage, welche unserem Lesepublikum die griechische Welt nicht blos unmittelbar durch Vorführung ihrer Werke, sondern durch die theoretische Würdigung der Werke des grössten griechischen Tragikers erläuternd beleuchtete; und sogleich darauf bietet sie von derselben ein noch breiteres und vollständigeres Bild in der eingehenden Analyse der hellenischen Tragödie mit Rücksicht auf das christliche Drama. Beide sind Werke von bleibendem Werte,

jenes von Daniel *Gondol*, dieses von Emerich *Henszlmann*. Diesen — sozusagen systematischen — Lehrkurs des Alt-Classicismus vervollständigen und vollenden die vollständigen Uebersetzungen der Rhetorik des Aristoteles und der Rhetorik des Anaximenes und die abgekürzte Uebersetzung der Institutionen des Quintilian — und ihres verwandten Inhaltes wegen kann auch die Antritts-Abhandlung Stephan Szabó's über die griechische und ungarische Prosa hieher gezogen werden.

Aber die Gesellschaft begnügte sich nicht mit der Darbietung des theoretischen Lehrkurses. Sie begann gleich in der ersten Periode ihrer Thätigkeit die Herausgabe ihrer «Hellenischen Bibliothek», und bot teils in dieser, teils in ihren «Jahresblättern» nacheinander in ungarischen Uebertragungen: Aesop's Fabeln, vier Reden des Isokrates, Platon's Ion, Pythagoras' goldene Sprüche, Cato's Distichen, Sophokles Antigone und Electra, beide Iphigenien des Euripides. Die Revolution unterbrach die zwölfjährige Wirksamkeit der Gesellschaft und die darauf folgenden Zeiten nötigten sie zwölf Jahre hindurch zu feiern.

Dies ist nun die Thätigkeit der Gesellschaft in ihrer ersten Periode. Es ist leicht aus derselben das Princip zu abstrahiren, welches dieselbe ganz und gar durchdringt: die nationale Literatur auf classische Basis zu stellen. Ist dies nicht ohne Ausnahme die Entwickelungsgeschichte aller heute in Europa lebenden und blühenden National-Literaturen? Die aus dem Mittelalter hervorgewachsene Renaissance gründete die neuen National-Literaturen auf die aus staubbedeckten Ruinen herausgegrabenen und neu entdeckten altclassischen Literaturen. Die grossen Humanisten legten überall den Grund zu den nationalen, insbesondere den poetischen Literaturen. Die italienische und die französische, die deutsche und die englische National-Literatur sind selbständige Triebe desselben Stammes. Grosse nationale Literaturen sind überall nur aus dem Stamm hervorgesprossen, nicht auf dem Wege der Pfropfung gewachsen, und breitkronig und fruchtbringend geworden. Das nährende Nass, welches den lebendigen Baum der nationalen Literatur benetzte und in frischem Grünen und Blühen erhielt, wurde nicht durch Umwege machende Kanäle geleitet, sondern unmittelbar aus der ersten Quelle auf seine Wurzeln geführt.

Sollen wir uns darüber wundern, dass die kaum constituirte Kisfaludy-Gesellschaft zur Entwickelung der *nationalen* Literatur ebenfalls diesen Weg wählte? Ihr erster Erwählter (leider auch bald ihr erster Todter) war Kölcsey, der von zwei griechischen Musen, der Poesie und der Beredtsamkeit, auf die Stirne geküsste Kölcsey, über dessen ganzes Wesen, sämmtliche Studien, Schriften, Reden der Geist, die Kraft, das Colorit, der Zauber des Classicismus und insbesondere des Hellenismus ausgegossen war. Die ungarische Beredtsamkeit, und nicht blos die akademische, sondern auch die politische hat bei uns er zuerst zur Kunst erhoben, in künstlerische Formen

gegossen. Seine Denkreden auf Kazinczy und Berzsenyi sind nicht kunstvoller als seine gerichtlichen, politischen und selbst seine polemischen Reden, jede ist die oratorische Leistung eines Demosthenes oder Isokrates. Vor ihm erhoben sich selbst unsere hervorragendsten Redner, selbst Paul Nagy nicht zur Classicität; sie redeten und rissen hin und überzeugten, wie sie selbst von der Hitze hingerissen und von der Ueberzeugung durchdrungen waren, dem «pectus est quod disertos facit» — aber der Kraft des Wortes fehlte bei ihnen die Kunst des Wortes. Keine Kunst mässigte bei ihnen die Ausbrüche, und die Harmonie störten oft Misstöne, während man von Kölcsey schreiben konnte, dass dieser Wachtturm der Freiheit und des Fortschritts eben zu einer Zeit zusammenstürzte, wo seine Glocken am schönsten geklungen haben würden. Kölcsey hat auch in unserer politischen Beredtsamkeit Epoche gemacht, und Eötvös, Szemere, selbst Kossuth, bisher unsere grössten politischen Redner, sind seine Schüler auch in der Kunst der Wohlredenheit.

Kölcsey wurde frühzeitig vom Tode dahingerafft und er konnte an der Thätigkeit der Kisfaludy-Gesellschaft nur zwei Jahre lang teilnehmen; aber seine Geistesrichtung blieb in der Gesellschaft auch weiterhin herrschend. Dies manifestirte sich auch in den Wahlen der Gesellschaft, als sie Johann Kis, den Uebersetzer der Rhetoriken des Aristoteles und des Anaximenes, Paul Hunfalvy, den Uebersetzer Platos und der Poetik des Aristoteles, Josef Székács, den Uebersetzer des Plutarch und der Anthologie, Stefan Szabó, den Uebersetzer Homers, Äsop's und der Anthologie nacheinander dem Kranze ihrer Mitglieder einflocht. Und als die Gesellschaft vor dreissig Jahren, 1860, den nicht fallen gelassenen, sondern ihrer Hand entrissenen Faden ihrer Thätigkeit wieder aufnahm, konnte sie ihren Traditionen nicht untreu werden. Wiewohl jetzt die grossen Classiker der Neuzeit, Shakspeare und Molière, Calderon und Racine, Goethe und Schiller in dringenderer Weise ihre Sorge in Anspruch nahmen, bringt sie in Uebertragungen durch Gabriel Fabian Cicero's Briefe, die Milesischen Märchen und Apulejus und die Argonautica, durch Székács Horazens Oden, durch Andreas Fáy zwei Reden des Cicero, durch Gregor Csiky den ganzen Sophokles und Plautus, durch Emil Thewrewk die kleineren Dichtungen Virgils und wieder eine Serie der Griechischen Anthologie, durch Alexander Baksay den alten Homer zu modernem Leben und dem Verständniss des heutigen Lesers näher, indem sie neben den Grössen der neuen classischen Schulen auch die der alten treulich pflegt. So blieb die Kisfaludy-Gesellschaft unausgesetzt ihren Traditionen treu und erweiterte, vertiefte und befruchtete fortwährend die Grundlagen der nationalen Literatur mit dem classischen Geiste.

Ich würde von der Einsicht meiner geehrten Zuhörer wenig voraussetzen, wenn ich glauben wollte, dass sie, auch ohne dass ich es selbst ausspreche, es nicht merkten, dass, wiewohl ich nur Thatsachen anführe, in

meiner Darstellung eine gewisse Tendenz steckt. Auch rein wissenschaftliche Gesellschaften können sich vor den Tagesfragen des öffentlichen Lebens nicht verschliessen, wenn sie mit ihrer Nation in Zusammenhang bleiben wollen; literarische und vornehmlich schönliterarische Gesellschaften können dies am allerwenigsten vor jenen Fragen, welche die Interessen der nationalen Cultur und der mit derselben unzertrennlich zusammenhängenden nationalen Literatur berühren. Darum glaube ich, dass auch eine allgemein-culturelle Tagesfrage, welche — jüngst neu aufgeworfen und vollständig auf die Tagesordnung gebracht — alle Freunde der ungarischen Allgemeinbildung — wenngleich nur in der Form einer Frage des öffentlichen Unterrichtswesens — lebhaft beschäftigt, nicht ausserhalb des Kreises der Kisfaludy-Gesellschaft, als eines schönliterarischen Instituts, fallen könne. Ich meine die Frage der griechischen Sprache; die Frage: ob der Unterricht derselben im System unseres Mittelschul-Unterrichts auch fernerhin seinen Platz behalten, oder aus demselben gänzlich ausgeschlossen, oder wenigtens wesentlich beschränkt werden soll? Wenn auch die didaktische Behandlung dieser Frage im Schosse der Kisfaludy-Gesellschaft und demnach auch an dieser Stelle genau genommen nicht am Platze sein würde, so hängt doch die allgemein-culturelle und literarische Seite derselben mit jener so enge zusammen, dass ich sie — wie sehr ich mich auch bemühe — nicht ganz werde umgehen können, indem ich mich mit dieser Frage vom literarischen Gesichtspunkte beschäftige.

Dass der griechische Geist — und dessen Schöpfung: die griechische Kunst — die erste, ursprüngliche und unversiegbare Quelle des Ewigschönen sei, — das erkennen auch die Gegner des Unterrichts der griechischen Sprache an den Mittelschulen an. Denn das kann doch wohl nur als Witz gelten, dass, wenn sich die römische Cultur zufällig nicht aus der griechischen, sondern aus der etruskischen Cultur genährt hätte, Europa sich heute für diese und nicht für die griechische begeistern würde. Ja selbst die bildende Kraft der griechischen Sprache und der griechischen Cultur sind diejenigen geneigt anzuerkennen, die dieselbe aus Zweckmässigkeits-Gründen aus der Mittelschule auszuschliessen oder in derselben wenigstens einzuschränken wünschen.

Das erste, den Wert als Quelle des Schönen, würde es auch schwer sein zu leugnen. Auch die heutige moderne Bildung findet nicht blos die unerreichbare Vollkommenheit der Kunst im strengen Wortsinne, sowohl der redenden als auch der bildenden Kunst, sondern auch die ewigen Muster der Philosophie und der Geschichtschreibung in der griechischen Bildung und Literatur vor. Aristoteles' Poetik und Ethik, Herodot's und Thukydides' Geschichtschreibung, ja selbst des Euklides Geometrie und des Archimedes Physik und Mechanik, sind ebenso grundlegende Gesetzbücher für die philosophische, historische und wissenschaftliche Forschung und Schreibart,

wie Homer für die epische, Sophokles für die dramatische, Pindar für die lyrische Dichtung, Isokrates und Demosthenes für die Redekunst, Phidias und der Bildner der Venus von Milo für die Skulptur. Die griechische Sprache und Literatur aber, welche in erster Reihe Quelle und Vorbild der römischen Sprache und Literatur wurden, ist zugleich mit dieser ihrer, ähnliche Züge zeigenden erstgeborenen Tochter Quelle und Vorbild der sämmtlichen National-Literaturen der Neuzeit geblieben. Und die griechische Sprache mit ihren vollkommenen Formen — und mit jenem Vorzuge der todten Sprachen, wenn ihr Absterben auf der Stufe ihrer höchsten Ausbildung erfolgte, mit der Unabänderlichkeit — hat für ewig ihre bildende Kraft bewahrt, wenn die Sprachen, als organische Schöpfungen des menschlichen Geistes, überhaupt bildende Kraft besitzen, was sicherlich Niemand in Abrede stellen wird.

Dennoch erkennen die Gegner der griechischen Sprache auch dies alles nur mit gewissen Vorbehalten an. Nach ihrer Ansicht haben die modernen Literaturen, wenngleich sie sich ursprünglich auf dem Grunde der älteren erhoben und aus den Quellen derselben geschöpft haben, diese letzteren an Umfang, Weite des Gesichtskreises, Tiefe der Forschung und durch die Erhebung der neuen Weltanschauung an die Stelle und über das Niveau der alten, längst überflügelt. Dante hat den Homer verdunkelt, Shakspeare den Sophokles, Macaulay, Thiers und Ranke den Herodot und Thukydides, Pitt und Burke den Demosthenes, von den neuzeitlichen philosophischen Schulen gar nicht zu reden, sowie Raphael den Praxiteles, Canova den Phidias, und überhaupt die neuen romanischen und germanischen grossen Literaturen die altclassischen (griechischen und römischen) Literaturen. Weshalb also zu diesen zurückkehren, da doch die lebenden Literaturen in allen Kunstgattungen vollkommenere Muster und diese in weit grösserer Anzahl darbieten? Und ist es wohl nötig, auch das, was in den alten Literaturen so vollkommen ist, im Original zu lesen? ist es nicht in vorzüglichen Uebersetzungen ebenso geniessbar? oder kann es durch das vollere Verständniss der Sprache noch geniessbarer gemacht werden?

Die Unhaltbarkeit dieser wichtig scheinenden Argumente oder wenigstens die sehr starke Herabsetzbarkeit ihres Gewichtes ist leicht einzusehen. Wird wohl das, was wir unter den Literatur-Werken der Neuzeit so vollkommen, so schön und so meisterhaft finden, der Kritik von zwei Jahrtausenden Stand halten, wie die Griechen und Römer ihr Stand hielten? Ist nicht etwa ein Teil, vielleicht ein grosser Teil ihrer Wirkung, den Veränderungen des Geschmackes, ja der Mode unterworfen? Hat Vieles, was nur die Bewunderung der Gegenwart oder höchstens einiger Jahrhunderte geheiligt hat, den Charakter des Ewigschönen und nicht blos den des Vergänglichschönen an sich? Und gibt es wohl unter jenen grossen Schriftstellern und Künstlern auch nur *einen*, der die Ueberlegenheit der griechischen Muster

nicht selbst freiwillig anerkennte? Und wenn bezüglich Mancher, eines Dante, Shakespeare, Raphael und noch anderer, das Urteil der Jahrhunderte auch durch die Jahrtausende bestätigt werden sollte, werden etwa diese Grössen der Neuzeit die Meisterhaftigkeit des Homer, des Sophokles und des Schöpfers der Venus von Milo verdunkeln? Werden die Werke dieser nicht mit und neben den Werken jener die Offenbarungen des Ewigschönen bleiben? Werden sie veralten, um in die Rumpelkammer geworfen zu werden? Werden sie nicht für ewige Zeiten die ersten Quellen des Kunstgenusses und erhabensten Vergnügens bleiben? zu welchen der veränderliche, vielleicht verderbende Geschmack der Zeitalter wieder und wieder zurückkehren wird, um neuerdings aus jenen Quellen zu schöpfen, aus welchen auch jene neuzeitlichen Grössen die ewigen Gesetze des Schönen, die Kraft des künstlerischen Schaffens und das Feuer der Begeisterung geschöpft haben?

Und die Uebersetzungen? Wie auch das aus den Bergen in Röhren herabgeleitete Wasser den Durst derjenigen stillt, welche zur Quelle nicht gelangen können, um aus deren erfrischenden und krystallhellen Wellen schöpfen zu können: so ist auch noch die allervollkommenste Uebersetzung für diejenigen, welche sich das Verständniss der Originalsprache nicht aneignen können: sie bleiben ewig wenn auch treue, doch blasse Copien, ähnlich der Photographie, welche Demjenigen, der nicht nach Rom und Paris gehen kann, um dort im Vatikan die Disputa des Raphael, hier im Louvre die Venus von Milo zu besichtigen, vom Gemälde oder Skulpturwerk nur einen unvollkommenen Begriff giebt.

Aber selbst wenn sie alles dies zugeben, gehen die Gegner des Unterrichtes der griechischen Sprache an den Mittelschulen weiter und bemühen sich ihren Standpunkt mit praktischen Argumenten zu verteidigen und zu kräftigen. Sie sagen, der griechische Unterricht an den Gymnasien weise keine Erfolge auf; tausend und tausend Jünglinge werden vier Jahre hindurch damit gequält und wenn sie die Mittelschule beendigen, vermag ein grosser Teil von ihnen kaum zu lesen und geht auch in den elementaren Regeln der Grammatik irre; auch die besseren von ihnen lesen vielleicht ein paar Blätter aus Homer, Xenophon, verstehn sie halb und halb; eine literarische Orientirtheit jedoch gewinnen sie nicht; von einer Wirkung des griechischen Geistes, von einem Kunstgenuss aber sei gar nicht die Rede.

Diese Behauptungen, wenn gleich die Wahrheit in ihnen etwas zu dunkel gemalt ist, sind nicht unbegründet. Sie können jedoch nicht als Argument gegen den griechischen Unterricht an den Mittelschulen acceptirt werden. Denn wer könnte es wohl auch nur erwarten, fordern, dass man es durch vier Jahre, in wöchentlichen 4—5 Stunden im Griechischen, mit der Kenntniss der Buchstaben beginnend, so weit bringen könnte, dass Jemand die Dichter und Redner geniessen könne? Dies ist aber auch nicht die Aufgabe des Mittelschulunterrichts weder hinsichtlich des Griechischen, noch

hinsichtlich irgend einer anderen Sprache, noch überhaupt hinsichtlich irgend eines Lehrgegenstandes. Bringen es unsere Mittelschul-Jünglinge in ebensoviel wöchentlichen Stunden etwa in den modernen Sprachen, sei es im Deutschen oder im Französischen, so weit, um Goethe und Schiller, Molière und Victor Hugo verstehen, geniessen zu können, — wenn sie nicht etwa die Familie, das Daheim vorbereitet hat oder ihnen nachhilft, sie unterstützt? Oder bringen sie es im Lateinischen in einem achtjährigen vollen Lehrkurs, in mehr als doppelt so grosser Wochenstundenzahl so weit, um Horaz und Cicero, Sallust und Quintilian fliessend lesen und geniessen zu können? Wohlan, eliminiren wir auch das Lateinische, auch die modernen Sprachen; auch der Unterricht in ihnen weist keine Erfolge auf, und die aufweisbaren stehen in keinem Verhältniss zu der darauf verwendeten Zeit und Mühe.

Das Ziel, die Aufgabe der Mittelschule ist eine zweifache: die Elemente der fur Alle notwendigen allgemeinen Bildung für das Leben auch denjenigen zu geben, welche nicht in höhere Schulen treten; und diejenigen, welche in solche eintreten, für den höheren Unterricht vorzubereiten, ihnen das erforderliche Fundament zu geben.

Die erste Aufgabe berührt den kleineren Teil. Denn — derjenigen nicht zu gedenken, die schon aus den untern Classen, höchstens aus der vierten austreten, um die Laufbahn des Volksschullehrers, Kaufmanns oder Gewerbetreibenden einzuschlagen, die also weder die Frage der griechischen Sprache, noch der höhere Anspruch allgemeiner Bildung berührt — von den das ganze Gymnasium Absolvirenden wendet sich nur ein sehr kleiner, und zwar der talentlosere Teil von der gelehrten Laufbahn ab und tritt hinaus in das Leben oder wählt eine untergeordnetere Berufsart; der überwiegend grössere, und zwar der befähigtere Teil geht auf eine Hochschule und widmet sich einer, eine höhere Qualifikation erfordernden Berufsart. Somit bleibt für den grössten Teil jene zweite Aufgabe der Mittelschule übrig, auf die Universitäten vorzubereiten und für die höhere wissenschaftliche Ausbildung den Grund zu legen.

Aber, sagt man, sowohl für jene, als auch für die grosse Mehrheit dieser geht die auf das Lernen der griechischen Sprache verwendete Zeit und Mühe verloren, denn diese wird im gewöhnlichen Leben von Niemandem, und auch auf der gelehrten Laufbahn nur von demjenigen benötigt, der sich entweder überhaupt für einen, die höchste Bildung erfordernden gelehrten Beruf oder gradezu für eine Professur, namentlich für eine classisch-philologische Professur vorbereitet.

Dieser Ansicht entgegne ich erstens, dass demgemäss vor allem Anderen von der Mathematik der über die im Alltagsleben benötigte Arithmetik, die vier Species und die Zinsenberechnung hinausgehende Teil, also der ganze Unterrichtsstoff von der vierten bis zur achten Classe aus dem Lehrplan der Mittelschule gestrichen werden müsste, denn wer benötigt wohl im

gewöhnlichen Leben oder auch in den wissenschaftlichen Berufsfächern, ausgenommen das Ingenieurfach, die Algebra, das Wurzelziehen, die Logarithmen und die Trigonometrie und ihre Functionen? Ja es müsste auch ein sehr grosser Teil des Lehrstoffes der anderen Unterrichtsgegenstände gestrichen werden, weil das Leben und die allgemeine Bildung in Hinsicht auf den handgreiflichen Nutzen und die unmittelbare Verwendbarkeit viel weniger fordert und sich mit viel weniger begnügt, als das ist, was die Mittelschule aus der Physik und Chemie, ja selbst aus der Geographie und Naturgeschichte bietet; an der Mittelschule müsste nur die ungarische Sprache und Literatur, die allgemeine und die vaterländische Geschichte — die letztere, beiläufig bemerkt, als Hauptbasis unseres nationalen Lebens, als Erweckerin und Kräftigerin der nationalen Gesinnung, durch die ganze Mittelschule hindurchgehend, in einer grösseren Ausdehnung als jetzt — ausserdem die Elemente der Mathematik, Physik und Naturgeschichte, alles Uebrige aber in ebensovielen Fachschulen, als es verschiedene Berufsarten giebt, unterrichtet werden; es müssten für die zukünftigen Humanisten klassisch-philologische, für die Ingenieure mathematische, für die Aerzte und Apotheker naturhistorische und chemische und weiss Gott wievielerlei Fachschulen eingerichtet werden.

Es giebt keinen grösseren Feind der allgemeinen Bildung und mehrseitigen harmonischen Ausbildung des Geistes, als die Trennung der verschiedenen Fächer von der untersten Stufe, vom Anbeginn an. Es ist auch ein Irrtum zu glauben, dass Jemand ein ausgezeichneter Ingenieur, Arzt, Jurist, Naturforscher, Mathematiker oder in welchem gelehrten Fache immer ausgezeichnet sein könne, der nur sein eigenes Fach und das damit enge Zusammenhängende gelernt und seinem Fachwissen nicht die unerlässlich notwendige breitere Basis gegeben hat. Ebenso ist es eine Täuschung zu glauben, dass wir dasjenige, was wir in unserem Lebensberufe nicht unmittelbar anwenden können, umsonst gelernt haben, dass es für uns rein verloren sei. Selbst wenn wir die positiven Kenntnisse einer Wissenschaft, z. B. die Regeln der griechischen Grammatik oder die Formeln der Trigonometrie vergessen haben, haben wir sie nicht ganz umsonst gelernt: denn sie haben zur formalen Ausbildung unseres Geistes mitgewirkt, die Empfänglichkeit unseres Geistes gesteigert, befruchtet, und wir ziehen aus ihnen auch unbewusst selbst in den heterogensten, von ihnen am weitesten abliegenden Ideenkreisen einen Nutzen. Diese Ansicht spricht für die einheitliche Mittelschule, wenigstens in den unteren Classen, mit einer Bifurkation der zwei obersten oder höchstens der vier oberen Classen. Dann kann in den unteren Classen der dem Bedarfe des Alltagslebens genügende Lehrstoff absolvirt und in dem einen Zweige der oberen Classen das Bedürfniss der humanistischen, in dem anderen das der realistischen Richtung befriedigt werden.

Nimmermehr darf aber ein Gegenstand, dessen allgemeiner Wert anerkannt wird, aus der Reihe der obligaten Lehrgegenstände herausgenommen und fakultativ gemacht werden. Man mache die Mathematik fakultativ — und Niemand wird die Algebra und die Trigonometrie lernen; man mache das Griechische fakultativ — und Niemand wird es lernen, besonders nachdem man es in so schlechten Ruf gebracht; man mache die Physik, die Chemie fakultativ — und Niemand oder nur sehr wenige werden sie lernen. Und die griechische Sprache in einigen — z. B. in den staatlichen — Mittelschulen fakultativ machen, ist soviel, als auch die übrigen Schulerhalter — z. B. die protestantischen — die dieselbe beizubehalten wünschen, nötigen, ein Gleiches zu thun und dieselbe gegen ihre Ueberzeugung fallen zu lassen, wenn sie nicht ihre Anstalten leer machen und ihre Söhne in die Anstalten mit leichterem Lehrplane ziehen lassen wollen. Oder werden wir etwa mit dem Fakultativmachen den Schülern der Mittelschulen sagen, was wir den Universitätshörern (auch diesen nur mit grosser Einschränkung, weil mit Prüfungspflichtigkeit für die Hauptgegenstände) sagen: wähle unter den Lehrgegenständen nach Belieben, aber du musst wöchentlich 24 Stunden hören? Will jemand diese Lernfreiheit auch in die Mittelschule einführen? Ich glaube kaum.

Ich wage im Gegenteil zu behaupten, dass die Mittelschule mit ihrem vollen Lehrstoff nicht blos der höheren Schule und in dieser dem Berufszwecke des das eine oder das andere wissenschaftliche Fach wählenden Jünglings, sondern jedenfalls auch dem Leben dient und auf dessen unvoraussichtliche Richtungen vorbereitend und befruchtend wirkt. Wie wir von Cicero wissen, dass Cato in seinem Alter Griechisch lernte, indem er es nicht für zu spät hält, das Versäumniss seiner Jugend im Alter nachzuholen, so hat auch unser grosser Széchenyi das griechische Studium seines Knabenalters in seinem Mannesalter erweitert, so dass er Homer und Plato im Original lesen konnte. Dem Beispiele Cato's wäre schwieriger zu folgen; aber dem Beispiele Széchenyis kann jeder, der die Mittelschule gut absolvirt hat, in jeder beliebigen Wissenschaft, die er früher wenig beachtete, seinem späteren Vergnügen oder Bedürfniss entsprechend folgen, weil ihm die Mittelschule den Grund gegeben hat, auf welchen er sicher bauen kann, den Rahmen, welchen er blos auszufüllen braucht.

Was Europa über die Eliminirung der griechischen Sprache sagen würde? welchen Wert die ausländischen Universitäten unseren Maturitäts-Zeugnissen beimessen werden? — auf die Discussion dieser Fragen, wie verlockend dieselbe sich auch aufdrängen mag, verzichte ich freiwillig, weil ich nicht das Urteil Anderer, sondern das Meritum der Sache für die Feststellung meiner Meinung als ausschlaggebend betrachte. Auch auf rein didaktische Frage: wie dem griechischen Sprachunterrichte durch Anwendung einer besseren Methode ein grösserer Erfolg gesichert werden

könnte, mag ich mich nicht einlassen, wiewohl uns das Beispiel vor Augen steht, wie beim Unterricht in der Mathematik, welcher vor einem Menschenalter derselben Abneigung begegnete und dieselbe Erfolglosigkeit aufwies, wie heute der Unterricht im Griechischen, lediglich in Folge der Verbesserung der Methode eine fühlbare bedeutende Aenderung eintrat.

Doch ein von mehreren Seiten mit grossem Gewicht und dabei mit selbstgefälligem Spott vorgebrachtes, sogenanntes Argument kann ich nicht übergehen. Es wurde gesagt, dass nur die Professoren für die Beibehaltung der griechischen Sprache einstünden und dass auch ein Teil von diesen kein Griechisch versteht und somit nicht competent ist, dafür einzutreten. Verfügen etwa die Gegner der griechischen Sprache über eine grössere griechische Gelehrsamkeit, und sind sie competenter das Griechische zu verwerfen, als jene, dasselbe zu befürworten? Ist es etwa notwendig, dass jemand Fachmann sei, um über die Notwendigkeit oder Nichtnotwendigkeit des einen oder des anderen Lehrgegenstandes competent mitreden zu können? Können von der Notwendigkeit der Mathematik und Physik nur Mathematiker und Physiker überzeugt sein? Ueber die Fragen der Ausdehnung, der Einteilung des Lehrstoffes, der Methode können natürlich nur Fachmänner competent mitreden, zur allgemein culturellen Seite der Frage aber kann dies jeder wirklich gebildete Mensch. Die griechische Sprache haben in der Mittelschule viele unter uns gelernt, die im späteren Leben daraus nicht vielen Nutzen (handgreiflichen, unmittelbaren Nutzen) zogen. Auch ich selbst habe, meinem Berufe entsprechend, mir damit zumeist die Lectüre des Neuen Testaments im Original erleichtert. Deswegen aber — wiewohl ich keineswegs, wie ein jüngst erwähnter englischer Gelehrter, in die Uebertreibung verfalle, zu sagen, dass ich für einen Tag, den ich im Athen des Perikles als Grieche zubringen könnte, mein Vaterland und meine Nation in den Tausch geben würde — sage ich doch, dass ich das Vergnügen, dass ich den Homer in meiner Jugend im Original lesen konnte (wiewohl der Genuss seitdem verduftet ist), nicht für Vieles geben würde. Unsere geistigen Schätze sind weniger vergänglich als die materiellen, und nach ihrem Verluste gewährt uns auch ihre Erinnerung und ihr Zurückempfinden ein Vergnügen.

Aber auch dies ist noch nicht der Hauptgrund, dessentwegen ich gegen die Ausschliessung des griechischen Sprachunterrichts aus der Mittelschule oder dessen Einschränkung in derselben Einspruch erhebe. Der Hauptgrund ist nicht das Interesse des griechischen Studiums selbst, sondern das Interesse unserer eigenen nationalen Literatur.

National-Literaturen entstehen nie durch Nachahmung. Sie können sich nach Idealen bilden, sich nach Vorbildern formen, aber die unmittelbare, sozusagen copirende Nachahmung tödtet die Originalität, deren Grundlage, Hauptquelle und einzige Bewahrerin die nationale Eigenart ist. Die

Gefahr der Nachahmung liegt aber desto näher, ja sie ist desto gewisser, je näher das Muster ist, welches wir nachahmen. Wenn wir einer uns in Raum und Zeit naheliegenden Literatur, mit welcher wir in fortwährender Berührung sind, entscheidenden Einfluss auf die unsrige gestatten, können wir der Nachahmung nicht entgehen und machen die selbständige Entwickelung unmöglich, verwischen wir den nationalen Charakter oder lassen ihn wenigstens verschwimmen. Deshalb liegt die grösste Gefahr für die ungarische National-Literatur in dem Einfluss der deutschen Literatur, in unserer Unterordnung unter diesen Einfluss; aber eine ähnliche, wenn auch minder grosse Gefahr für dieselbe liegt auch in der Nachahmung oder ausschliesslichen Anlehnung, ob nun an die französische oder an die englische oder überhaupt eine der modernen Literaturen. Und in der That, wenn wir die nach der Renaissance entstandenen grossen Literaturen betrachten, die italienische, die französische, die deutsche, die englische, ja selbst die spanische: so sehen wir, dass sich jede derselben selbständig entwickelt hat, teils unter dem urkräftigen Einfluss der altclassischen Literaturen, teils unter dem umgestaltenden des Christentums, aber keine aus einer der anderen, keine am Gängelbande einer der anderen,

Die Geschichte unserer eigenen Literatur zeigt in ihrem kleinen Kreise dieselbe Erscheinung. Nach der Reformation begann sich die protestantische Literatur auf Grund der altclassischen und der Renaissance zu entwickeln. Bald standen Balassa, der erste bedeutende ungarische Lyriker im XVI., und Zrinyi, der erste grosse ungarische Epiker im XVII. Jahrhundert, wiewohl sie die classischen Formen mit occidentalischen, zum Teil nationalen vertauschten, entschieden unter dem unmittelbaren Einflusse der Renaissance und sind die Beginner einer eigenen National-Literatur. Am Ende des vorigen Jahrhunderts, nach dem langwierigen Verfall, zeigt zwar die Regung des neuen Aufschwunges der Literatur beim Kreise Bessenyeis den Einfluss der französischen Schule, bei Kazinczy den der deutschen; aber schon Virág, Berzsenyi, Kölcsey kehren zur altclassischen Richtung zurück. Ihre Blütezeit aber beginnt unsere Literatur mit Vörösmarty, zwar unter dem Einflusse der Romantik, erreicht dieselbe aber mit Petőfi und Arany bei vollständiger Geltendmachung der nationalen Richtung — in Petőfi unter dem befruchtenden Einflusse der volksmässigen, in Arany, neben dem der nationalen und volksmässigen, unter dem der classischen Richtung. In diesen zwei Schriftstellern gelangt die vom Einflusse des Westens emancipirte Richtung am kräftigsten zur Geltung, — und es ist kein Ungefähr, dass Arany, unser nationalster Dichter, in seiner Epik Homer's naiver Weise folgt und dass seine ganze Bildung, ohne dass er die moderne Classicität verachtete oder über sich herrschen liess, auf altclassischem Grunde, und vornehmlich auf den Kunstidealen der hellenischen Welt ruht.

II. An Baron Sigmund Kemény's Grabe.

Von Paul Gyulai.

Ein kleines Dorf, ruhige Einsamkeit,
Schattiger Obsthain an des Hügels Seit'!
Drei Nussbäum' neigen sich in Erdennäh',
Zwei Gräber steigen drunter in die Höh'.

Kemény ruht neben seiner Mutter dort.
Er zog noch jung aus diesem Orte fort;
Manch rauhes Jahr seitdem vorüberflog;
Nur sterben kehrte er, woher er zog.

Manch rauhes Jahr! noch in Erinnrung sehr.
Als Schlachtheld stritt mit seiner Feder er;
Sie schützte in Gefahr das Vaterland,
Wie einst das Schwert in seiner Ahnen Hand.

Welch Weh und dennoch welche Glaubensstärk'
Durchzitterte sein Herz, sein Geisteswerk!
Er schilderte den Menschen und den Staat,
Drang tief in des Geschickes dunkeln Rath.

Düstres Gemälde! In dem Kampf des Seins
Spielt Tugend und Verbrechen oft in Eins,
Zeugt gute Absicht oft auch Aergerniss:
Ursatzung ist die finstre Nemesis.

Schwer ist die treue Lieb' zum Vaterland;
Das Herz ist voll und blind wird der Verstand;
Die Freiheit selber ins Verderben rennt,
Wird neue Knechtschaft, wenn kein Maass sie kennt.

Auf eines Reiches Trümmern Wach' er stund,
Gleichmut im Antlitz, Qual im Herzen wund,
Und wehrte zwei Gefahren heldenhaft:
Der Königswillkür und Volksleidenschaft.

Und als das Recht dann eines Tages siegt,
Unsre zertretne Fahn' aufs Neue fliegt,
Hat Siegeslust ihn nimmermehr erquickt:
War er an Geist und Körper ganz geknickt.

Und man vergass ihn .... Schon wird's dämmergrau,
Nacht, Nebel senken sacht sich auf den Gau,
Abendsterns Licht ob Berges Zinne bebt,
Die Nachtigall im Busch ihr Lied erhebt.

Dies Lied, dies Licht, so süsser Labe voll,
Gebührt, du müder Schläfer, dir als Zoll,
Und über deinem Grab hier wacht noch spät
Der Freunde und Geschwister Pietät!

Deutsch v. Ernst Lindner.

III. Die Auslandsreisen des Grafen Stefan Széchenyi.

Von Anton Zichy.

L'univers est une espére de livre dont on n'a lu que la première page quand on n'a vu que son pays. — — Je haïssais ma partie; toutes les impertinences des peuples divers, parmi lesquels j'ai vécu, m'ont reconcilié avec elle.

Es ist nicht das letzte Verdienst Széchenyi's, dass er die Mode der Auslandsreisen bei uns eingebürgert hat. Es war ein Schritt mehr dazu — wozu übrigens noch viel Zeit erfordert wurde —, dass auch wir Ungarn in die grosse Familie der europäischen Nationen eintreten können und darin mitzählen. Es brachte das «gebildete» Ausland dem «halbwilden» Ungarn und die in ihrer Beschränktheit glücklichen Hunnen-Enkel den kämpfenden weitblickenden Söhnen des Westens näher. Viele Vorurteile mussten inzwischen in Trümmer gehen; viele langgehegte Illusionen zerflattern; viele tief schlummernde Wünsche erwachen.

Wer nicht fremde Sprachen kennt, versteht auch die eigene Sprache nicht, sagt der deutscheste Schriftsteller des kosmopolitischen Deutschland — Goethe. Und wer nicht fremde Länder gesehen hat, kann auch sein eigenes Land nicht kennen und es auch nicht genug lieben. Ich meine: mit der einem gebildeten Menschen zukommenden Einsicht und Selbstbewusstheit, nicht mit der Rohheit des tierischen Instinkts, der Affenliebe.

Der von unseren Urvätern überkommene berühmte Spruch «Extra Hungariam non est vita», dem der von den Sonnenstrahlen der Neuzeit erfüllte Széchenyi kühn und entschieden entgegentrat, ist heute unter uns nur noch selten zu hören. Auch damals ergänzten ihn schon Viele mit dem zweideutigen: «si est vita, non est ita.»

Wie sehr hat sich seitdem das Blatt gewendet! Selbst er hätte es nicht zu träumen gewagt, er, den wir den Regenerator unserer Nation zu nennen lieben.

Wir leben unter anderen Verhältnissen. Unsere wackeren Bahnbrecher haben unser Loos erleichtert. Seien wir nicht undankbare lachende Erben; gedenken wir wenigstens bei einzelnen Anlässen Derjenigen, denen wir, wenn auch nicht Alles, doch sicherlich sehr viel verdanken.

Der Spruch jenes längst vergessenen französischen Autors, den ich aus Childe Harold's bekanntem Motto als Einleitung dieser Zeilen entlehnte, passt nur zur Hälfte auf den reisenden Széchenyi. Allerdings war auch er wie sein nur wenig älterer berühmter Zeitgenosse, Lord Byron, von einem gewissen Hasse gegen sein eigenes Vaterland erfüllt; aber dieser Hass war der Hass der Liebe. Es schmerzte ihn, dass Ungarn in der Welt noch nicht mitzählt dass es nicht mit den schneller Fortschreitenden in die Schranken tritt, dass es die eigene Kraft, sowie die edleren Lebensziele nocht nicht genug kennt und dass an diesem unserem Zurückbleiben zweierlei schuld ist: einesteils die sündhafte Unthätigkeit und misstrauische Haltung der Regierung; anderenteils die Voreingenommenheit, Selbstsucht, Trägheit der Nation, beziehungsweise ihrer privilegirten Classe. Gegen beide kehrt sich seine edle Entrüstung: beide trifft seine Verachtung; beide vergiften später seinen hohen Geist, drücken ihn nieder und brechen ihn schliesslich in den Stunden der eingetretenen starken Reaction, der grossen Krise vollständig.

Széchenyi's Reisebemerkungen, auf welche ich die Aufmerksamkeit des heutigen Publikums lenken möchte, wurden vor fünfzig, beziehungsweise fünfundsiebzig Jahren geschrieben. Sie sind ausser dem obenbezeichneten allgemeinen Eindrucke aus mehr als einem Gesichtspunkte interessant und lehrreich.

Wer hat heute noch, ich sage nicht eine klare, sondern nur irgend eine Vorstellung von den damaligen Zuständen! Lebende können sich daran nicht mehr erinnern, und die damaligen Reisebeschreibungen und Wegweiser modern längst in den Rumpelkammern; ihre Stelle haben die heutigen allwissenden Bädeker eingenommen. Wer erzählenswerten Reise-Abenteuern, grossartigeren Hindernissen, Lebensgefahren zu begegnen wünscht, lenke seine sehnsüchtigen Blicke nach dem Innern Asiens oder Afrikas, wenn er nicht geradezu die Unsterblichkeit der Polfahrer anstreben will.

Wer würde es heute wagen, sich damit zu rühmen, dass er — wenn auch mehrere Male — in Paris gewesen ist, dass er London gesehen hat, dass er das Land der Orangen, das schöne Italien, kreuz und quer durchwandert hat, dass er — doch das ist schon ein grösseres Verdienst, wenn er die Balkan-Halbinsel kennt, wenn er, sowie Széchenyi, das vermorschende türkische Reich studirt hat; dass er nicht auf einem Dampfer, sondern auf einem Segelschiff, einer Barkasse, einem Boote den Archipel, die Jonischen Inseln, die Küsten Kleinasiens umschifft hat.

Der junge Husaren-Rittmeister hat all' dies gethan von 1812 angefan-

gen bis 1834, wo er, wider Erwarten sein altes Ideal erlangend, in dem ruhigeren Hafen der glücklichen Ehe landet.

Er hatte auch dann keine Ruhe. Und wer sich die Mühe nähme, die in seinem Familienheim Czenk verbrachten Tage zusammenzuzählen, würde finden, dass diese Zeit kaum ein Drittel seiner Lebensdauer ausmacht, gegen jene, welche er, ob nun im Auslande oder im Vaterlande, mit einer Tasche in der Hand, auf Reisen verbrachte. Denn wir würden irren, wenn wir von ihm glauben wollten, dass ihm von dem schönen Ungarn, auch Siebenbürgen, sowie Kroatien und das Küstenland mitgerechnet, auch nur ein Winkel unbekannt gewesen sei.

Wir müssen unsere Darstellung in eine Nussschale zusammendrängen, wenn wir auch nur einen flüchtigen Ueberblick seiner sämmtlichen Reisen geben wollen.

Wer seine Reisenotizen fleissig durchblättert und auch zwischen den Zeilen zu lesen versteht, kann ohne jede andere Quelle auch aus diesen allein eine ungefähre Biographie des grossen Kämpfers schreiben.

Wie die in unserem Besitz befindlichen sämmtlichen Tagebücher überhaupt, so gestatten auch die in dieselben eingefügten, wenn auch noch so zerrissenen Reisebemerkungen und Reiseeindrücke einen tiefen Einblick in Széchenyi's Geistesentwicklung, Gefühlswelt und Leiden. Post equitem sedet atra cura. Die Melancholie, die innere Zerfallenheit, die sein ganzes Leben hindurch sein Begleiter blieb und auch die Ursache und Rechtfertigung seines Todes wurde, verliess ihn nie. Sie bemächtigte sich seiner in der Einsamkeit, auf den Höhen der Berge, in der erquickenden Kühle der Thäler, auf dem wogenden Meere, am rieselnden Bache, in den rätselhaften Tiefen der Grotten von Adelsberg und Corniaglia, im schaurigen Halbdunkel der Katakomben von Neapel, und — wer möchte es glauben? — selbst in den glänzenden Sälen, an den gedeckten Tafeln der vornehmsten Gesellschaften! . . . Es war dies ein Gemisch des modischen Sentimentalismus, der mit Rousseau's «Neuer Heloise» emporwuchs und mit den Leiden des jungen Werther neue Nahrung erhielt, der mystischen Lebensüberdrüssigkeit und Gewissensbisse Manfred's, des Weltschmerzes und der grossen Kämpfe eines Faust, mit der Beimischung des zweifelsohne ererbten hypersensibeln Nervensystems, des zur Schwärmerei hinneigenden Naturells, der magnetischen Sympathien und Antipathien der Széchenyi, vervollständigt durch die mit Niemandem vergleichbare, in jeder Faser originelle, eigenartige, interessante Individualität des einzigen Stefan Széchenyi.

Für die tiefe Menschenkenntniss, den Charaktermaler-Beruf Sigmund Kemény's — welchen Széchenyi als Jüngling so hoch schätzte — zeugt nichts so sehr, wie die wenigen Zeilen, die er dem Andenken Széchenyi's widmete, als er dessen Verstand- und Herztheorie erörternd, gerade in ihm, der in der Politik vor den Lockungen der unstatthaften Empfindelei warnte

und die kalte Herrschaft des berechnenden Verstandes empfahl, nicht den Verstandesmenschen, sondern im Gegenteil den Mann und das Opfer des überempfindlichen, bis zum Ueberfliessen vollen Herzens erkannte. Die seitdem an das Tageslicht gekommenen Daten haben diese Auffassung von Schritt zu Schritt gerechtfertigt; aber eine so hochinteressante psychologische Wahrheit ohne diese Daten in Voraus bestimmt auszusprechen und für die Geschichte festzustellen: dazu bedurfte es jener Gabe der Divination, welche nur das Privilegium wahrer Dichter, grosser Schriftsteller ist.

Die Keime dessen, was später die in unserem öffentlichen Leben epochemachenden zwei grossen Männer, Széchenyi und Kossuth, von einander trennte, können wir mit etwas schärferem Auge schon hier entdecken. Unser Széchenyi steht schon im Alter von 22 Jahren im Kampfe mit sich selbst, mit seinen Empfindungen. Er sieht seine Irrtümer ein, bereut seine Fehltritte und wünscht sie gutzumachen, nimmt sich trotz seiner Rückfälle vor, aller Empfindelei, aller Liebe, allem Glücke zu entsagen, sich vielmehr der Herrschaft des Verstandes, der nüchternen Ueberlegung, nutzbringenden Bestrebungen und schliesslich, auf den Trümmern seines eigenen Glückes, der Beglückung Anderer, dem Wohle des heiligen Vaterlandes zu widmen, unbekümmert um die Anerkennung oder den Undank seiner Mitbürger.

In seinen ersten Wanderungen erkennen wir noch nicht den grossen Patrioten, den epochalen Reformer; wiewohl wir ihn aus einzelnen Zügen schon ahnen können, vornehmlich aus jener lauten Unzufriedenheit mit der in der Blütezeit der heiligen Allianz bestehenden Ordnung oder Unordnung der Dinge. Diese Unzufriedenheit, dieses halb verhehlte Verlangen nach etwas Besserem, war in den geschlossenen Gesellschaften der Gebildeten, vielleicht selbst in den Reihen der kaiserlich österreichischen Armee zwar nicht eine gar zu grosse Seltenheit; aber in den leitenden Kreisen und bei deren so vielartigen Anhängseln wurde dies als ein rein revolutionäres Fieber angesehen und für heilsamer gehalten, es in seiner ersten Regung zu ersticken, als seine heftigeren Ausbrüche abzuwarten. Freisinnig sein, war so viel, wie Carbonari, Kandidat des Richtschwertes, der Festungshaft, der Bleikammern sein; eine Verfassung verlangen, die Person des Herrschers von seinen Räten trennen, ja selbst gegen einzelne, wenn auch noch so grobe Missbräuche eifern, war, nach milderer Auffassung, ein bedauernswürdiger Träumer oder, nach strengerer Beurtheilung, ein gefährlicher Aufwiegler sein.

Damals sehnte sich Jedermann, vor Allem Italien zu sehen. Jedermann war entzückt von seinem zauberischen Himmel und seinen Kunstschätzen; aber Jedermann verachtete oder bemitleidete die elenden Bewohner des schönen Landes, die herabgekommenen, auf dem Schlachtfelde als feig

erkannten, in ihrem edleren Bestandteile verfolgten und unterdrückten armen Italiener.

Lange, um nicht zu sagen, bis in die neuesten Zeiten, hielt dieses Vorurteil an, und auch Széchenyi stand als junger Offizier unter dem Eindrucke desselben, wiewohl mit einer seinen Zeit- und Berufsgenossen in mancher Hinsicht weit voraneilenden Unbefangenheit und Voraussicht.

Gegen den besiegten Napoleon war er von Verehrung, Bewunderung erfüllt; er verkannte seine Grösse nicht und nahm nichts von dem gegen ihn gehegten Hasse der Engländer an, mit denen er sonst sympathisirte. Gegen die französische Restauration zeigt er, wiewohl er bei Karl's X. altertümlich ceremoniöser Krönung in Rheims zugegen war, eine entschiedene Geringschätzung, welche ihm auch den Nimbus des gefeierten Chateaubriand verhüllt. Von den Deutschen hält er wenig; selbst in Humboldt erkennt er, nach dessen bescheidener Erscheinung, nicht den grossen Mann; in den Baiern sieht er, ungeachtet der Kunstschwärmerei und ausserordentlichen Liebenswürdigkeit König Ludwig's, die reinen Gegensätze des guten Geschmacks, des vornehmen Benehmens; die Fehler der landwirtschaftlichen Anstalten, der Schaf- und Pferdezucht-Anlagen erkennt er mit Adlerblick und sorgsam sammelt er überall die Daten, die er im Interesse der materiellen Hebung seines Vaterlandes mit der Zeit verwerten zu können glaubt.

Er that dies nicht gleich im Anbeginn. In seinen ersten Wanderungen sehen wir mehr den schwärmenden Jüngling, den Poeten, den geniessenden, sich zerstreuenden, zu leben verstehenden und zu leben verlangenden Husaren-Offizier und ungarischen Magnaten vor uns, als den zukünftigen Nationalökonomen, Communications-Minister, conservativen Politiker.

Diejenigen, denen diese letztere Thätigkeit des grossen Staatsmannes noch in der Erinnerung ist, werden von seinen Schwärmereien für Poesie und Kunst, diese Luxusartikel des praktischen Lebens, von seinen denselben gewidmeten eingehenden Studien, treffenden Kritiken und vornehmlich von den in seinen eigenen individuellen Erlebnissen, in seiner Herzensgeschichte erkennbaren Strahlenbrechungen des Glanzes desselben, sicherlich mit einiger Ueberraschung hören und vielleicht kaum daran glauben.

Wir rechnen nicht seine, in den italienischen «Staaten», diesem ehemaligen Seminar unserer Offiziere, in solcher Eigenschaft gemachten früheren amtlichen Reisen oder freiwilligen Ausflüge, von denen in seinen Aufzeichnungen wenig andere Spuren zu finden sind, als einige Berufungen auf schon bei solchen Gelegenheiten gesehene und deshalb nicht neuerdings aufgesuchte Gegenstände und Bestätigungen, eventuell Berichtigungen früher empfangener Eindrücke oder gemachter Erfahrungen. Italien — und soll ich sagen Deutschland? — konnte erst dann ein Staat werden, als die kleinen Staaten miteinander verschmolzen oder in den Hintergrund traten. Die italienische Einheit tauchte damals sicherlich auch in der Phantasie

Széchenyi's noch als ein niemals verwirklichbarer Traum auf, aber er konnte zugleich mit mehreren unserer in der Armee dienenden ungarischen Magnaten seine Indignation darüber nicht unterdrücken, dass man sie, die aristokratischen Söhne eines freien Landes, zur Unterdrückung eines armen, fremden Landes und zur Inzaumhaltung seiner Eingeborenen, gleichsam zu «Gendarmen-Diensten», gebrauche.

Wir rechnen ferner nicht seine in solcher oder wenn auch höherer Eigenschaft im Jahre 1814 gemachte erste Pariser Reise. Mit der siegestrunkenen Armee hielt auch er den Einzug in jenem grossen Feldzuge, welcher, um Metternich's eigene Worte zu gebrauchen, nach seiner Anordnung nichts anderes war, als eine Treibjagd auf den gefallenen Weltbeherrscher Napoleon, welcher mit der vereinten Macht Europas gehetzt und schliesslich mit grossem Halloh zu Falle gebracht wurde. Unser hochsinniger Husaren-Rittmeister wurde jedoch, wie ich vorhin erwähnte, von dieser Trunkenheit nicht berauscht. Ermüdet, erschöpft, sozusagen ausgehungert, kam er mit den Uebrigen an und von seinen ersten Eindrücken ist nur eine humoristische Bemerkung auf uns gekommen. Er fand dort nämlich einen Brief von seinem wackeren Vater, aber einen — abgesehen von vielen Glückwünschen und Segensprüchen — leeren. Der gute Alte fragt ihn, ob er irgend Etwas, unter Anderem auch ein bischen Geld benötige? Jeder Student und jeder junge Offizier würde in dieser vorsichtigen Vorsorglichkeit einen entschiedenen Pleonasmus gesehen haben.

Unser Husaren-Offizier war von dem grossen Triumphe der Legitimität, wiewohl er an demselben auch selbst einen kleinen Anteil hatte, so sehr nicht entzückt, dass er sich selbst für den Ruhm seines eigenen Oberfeldherrn, des Fürsten Schwarzenberg, nie recht zu erwärmen vermochte und sich stärker von Blücher und Wellington angezogen fühlte.

Hienach müssen wir als seine erste, aus freiem Willen unternommene, sozusagen wirkliche Touristen-Reise diejenige betrachten, welche er, sich den Rosenketten der übermütig lustigen Wiener Kreise entreissend, im Herbste 1814 antrat.

Die Protection des allgewaltigen Metternich war ihm nicht blos für die rasche Erwirkung des Reisepasses — was damals nicht jedem Menschenkinde gegönnt war, — sondern auch für die Anweisung der Postpferde von Nutzen. Er brach mit betrübtem Herzen auf, fand aber in manchen Momenten unerwarteten Balsam für seine Wunden. Zwei holde Feen begleiteten ihn: die Poesie und die Kunst.

Wenn er mit gerechter Entrüstung die Krüppel des letzten Krieges sieht, die mit ihren verstümmelten Gliedern, ihren Krücken, ihren nach Almosen ausgestreckten Händen wie schauererregende Schreckgestalten die Gassen und Landstrassen Italiens bedecken, nachdem sie «pro libertate Europæ» den Sieg erringen geholfen, und mit tränenden Augen es vor-

läufig nur sich selbst bekennt, dass er diese Knechtschaft nicht mehr lange werde ertragen können; oder wenn er schaudernd jene Scene schildert, deren zufälliger Augenzeuge er auf dem Platze von Padua war, wo ein verstockter Deserteur trunken gemacht, gebunden, zu Boden geworfen und wie ein toller Hund todtgeschossen wurde; und wenn er seine gewiss noch nicht veralteten Bemerkungen und Betrachtungen sowohl über die Strategie, als auch über Commando und Disciplin und vornehmlich über Erhaltung des guten Geistes eines Kriegsheeres einflicht: können wir darüber nicht im Zweifel sein, dass dieser «zu Grossem geschaffene Mann», dieses «gesegnete Kind grosser Seelen», wie der alte Dessewffy ihn nannte, bei der k. k. Armee kein Bleiben haben, sondern seinen höheren und segensreicheren Beruf auf einem anderen Gebiete finden werde.

Als er von seiner ersten Reise in Frankreich und England heimkehrte (1815), zog er unter Anderen auch die wohlwollende Aufmerksamkeit des damals noch Oberstenrang bekleidenden Fürsten Windischgrätz auf sich, der ihm zuredete, dass aus ihm ein ausgezeichneter Mann werden könne, wenn er oft in seiner Gesellschaft sein werde, weil nur er im Stande sein würde, seinen nach vielen Seiten hin gehenden Ideen die rechte Richtung zu geben, und dass er seinerseits auch keine Mühe scheuen würde, seine Erziehung zu vollenden.

Dass der Einfluss eines solchen, übrigens nur um vier Jahre älteren Mentors in mancher Hinsicht heilsam und vielleicht auch nützlicher gewesen sein würde, als derjenige des jungen Fürsten Esterházy, mit dem seine engere Freundschaft von dieser Zeit datirt, oder derjenige des englischen Prinz-Regenten, des nachmaligen Königs Georg IV., der ihn so lieb gewann, dass er ihn geradezu in seinen Dienst nehmen wollte: darüber können wir nicht im Zweifel sein. Ob ihn aber der spätere österreichisch-ungarische Feldherr für uns erzogen haben würde und ob er nicht für uns noch mehr verloren gewesen sein würde, als selbst am englischen Hofe: das ist eine andere Frage.

Seine erste Reise in Frankreich und England fällt zwischen zwei italienische Reisen. Seine französischen Erlebnisse konnten ihn in keiner Weise befriedigen; ich meine, seine liberalen Ansichten gewannen ihm wenig Sympathien. Hier begegnen wir zum ersten Male jener Bemerkung, die er später im öffentlichen Leben so oft wiederholte, dass nichts die menschliche Würde so sehr erniedrige, als das Lungern in den Vorsälen der Grossen, das Antichambriren. Wir wissen, dass er seine derartigen Zeitvertreibe immer als seine grössten Opfer auf dem Altar des Vaterlandes ansah.

Er fand, dass man in England am meisten drei Dinge studiren müsse: Verfassung, Maschinen, Pferdezucht. Und er machte sich auch nach allen drei Richtungen an das Studium.

Er war ein gerngesehener Gast, ausser am Hofe, in den vornehmsten und exklusivsten Kreisen; dies verhinderte ihn aber nicht, abwechselnd auch

der fleissigste Besucher der Ställe und der Fabriken zu sein. Er lebte sich in die Welt der Engländer so hinein, wie in die der Italiener; er gab Anlass zu Wetten, ob er ein geborner Englishman sei; dabei bekannte er sich überall stolz als Ungar. Er classifizirte die drei in Betracht kommenden Nationen in folgender Weise: Die Deutschen schreiben viel, — die Franzosen reden viel, — die Engländer — handeln! Ich brauche nicht zu sagen, dass er vom ersten Augenblick bis an sein Ende den Letzteren den Vorzug gab.

Seiner zweiten italienischen Reise (1817), welche durch Mailand bis Genua ging, folgte rasch die dritte, welche schon als Expediton betrachtet werden darf; wiewohl mit öfteren Unterbrechungen. Er musste z. B. von Neapel, aus dessen Geräusch er sich auf die Insel Capri zu flüchten versuchte, die Reisekasse des Kaisers Franz in voller Uniform bis Rom begleiten. Uebrigens war dies gar nicht so sehr eine italienische, als vielmehr eine orientalische Reise. Sie erstreckte sich von den Küsten Dalmatiens angefangen auf die Jonischen Inseln, Sizilien, Griechenland, Konstantinopel, Kleinasien und die Balkanländer. Er brach mit einem herzbewegenden väterlichen Segen im Juli 1818 auf, und erst der Juli 1819 brachte ihn heim nach Czenk, wohin er von Wien zu Fuss spazierte. — Er nahm mit sich, ausser seinem Dienerpersonal, einen Gelehrten, den Archäologen Laudschütz, von dem er fortwährend Griechisch lernte, und einen Maler, Ender, der immer bereit war, ihre Reiseeindrücke in Skizzen und improvisirten Landschafts- und Porträtmalereien zu verewigen. Die Eingebornen kannten und respektirten ihn unter dem Namen «il principe d'Ungheria.» Ausser seinem grossen Gepäck, dem auf Pferde und Maultiere geladenen Bettzeug, Jagd- und Küchengerät, führte er auch eine kleine Bibliothek mit sich, deren Hauptzierde des im II. Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung lebenden griechischen Ethno- und Geographen Pausanias noch heute nicht veraltete und immer wieder neu herausgegebene Reisebeschreibung bildete. Er brachte es auch in der griechischen Sprache so weit, dass er Homer und Plato im Original las. Ich habe anderwärts erwähnt, dass ich in seinen Schriften, Reden, unzähligen hingeworfenen Notizen kein einziges fehlerhaftes lateinisches Citat gefunden habe. Dies möge zur Aufklärung aller Derjenigen dienen, die ihm auf ein Wort voreilig glaubten, dass er ein sehr unwissender und ungeschulter Jüngling gewesen sei; wiewohl es auch wahr ist, dass er seine sogenannte Erziehung wegen der 1809er Insurection, also in seinem 18. Jahre unterbrechen musste. Ich kann auch das ausplaudern, dass an seiner deutschen Orthographie ein Nichtwiener mehr als eine Ausstellung hätte machen können. Und er selbst hat die berühmt gewordene Aeusserung eines russischen Diplomaten Namens Trogoff verewigt: Le comte Széchenyi m'a fait chérir l'ignorance.

Als er von seinen langwierigen und mühevollen Wanderungen heim-

kehrte, erwartete ihn hier eine schmerzliche Ueberraschung. Er bekam von Selma M., um deren Hand er werben liess, einen Korb. Nach dieser Enttäuschung fühlte er sich, wie er sagt, «um fünfzig Jahre älter» und nahm sich vor, sein Leben fortan nur «Principien» zu weihen.

Damals erwachte in seinem Herzen die Kümmerniss um sein «im Sterben liegendes Vaterland» und die dunkle Ahnung dessen, dass vielleicht er einer Derjenigen sein werde, die es zum Leben erwecken.

Es folgt der Tod seiner unvergesslichen Schwägerin, Karoline Mead (6. Sept. 1820), bald darauf der Tod seines wackeren Vaters (13. Dezember 1820).

Ein halbes Jahr darauf macht er seine bekannte Rundreise im zweiten Vaterlande, im schönen Siebenbürgen. Er schliesst mit dem feuergeistigen Wesselényi jene ideale Freundschaft, welche später wohl erkaltete, aber zuletzt sie wieder zusammenführte. Sie thaten einander ein Gelübde, dass sie nie gegen ihre beiderseitigen Fehler und Schwächen nachsichtig sein werden; dieses Gelübde hielten sie auch bis an ihr Ende.

Széchenyi machte seine zweite Reise in Frankreich und England in Gesellschaft dieses guten Freundes (1822—1823). Sie besuchten zusammen das Kloster der französischen Trappisten bei l'Aigle in der Normandie und haben diese ihre überaus interessante Pilgerfahrt auch separat beschrieben. In England begegneten sie einander wieder auf den Pferdemärkten und Wettrennplätzen. Beiden Magnaten schwebten, ausser ihren Wirtschaften und Gestüten, höhere patriotische Zwecke vor Augen.

Auf dieser längeren Studienreise hatte er Gelegenheit, die beiden blühendsten Weinkultur-Etablissements zu besichtigen und zu vergleichen. Auf der Hinreise besah er das grossartige Champagnergeschäft der Herren Moet und Schwiegersohn Chandon in Epernay, wo ihm der fröhlich genossene reichliche Festtrunk auch ein wenig zu Kopfe stieg und zu der weisen Betrachtung Anlass gab, dass es auf der Welt kein gesunderes Getränk gebe, als das reine Wasser. Auf der Rückreise aber besichtigte er den berühmten Johannisberger Weinberg des Fürsten Metternich und machte der Fürstin seine Aufwartung. Endlich liess er auch Bordeaux und dessen weintragende Berge nicht unbesucht. Von all diesen Orten gingen auch schon früher anständige Bestellungen nach Czenk für die dahin erwarteten in- und ausländischen vornehmen Gäste. Noch grössere Summen nahmen die Pferdetransporte in Anspruch. Auf diesem Gebiete war Széchenyi bereits damals eine Autorität.

Vor dem 1825er Reichstage machte er noch eine dritte Pariser Reise (1824—1825), indem er an der Seite des Fürsten Eszterházy bei der Krönung des letzten Bourbons, Karl's X., erschien. Die Festlichkeiten langweilten ihn; dagegen entzückte ihn die Besichtigung des Canal du Midi, bei welcher Gelegenheit er begeistert des Kaisers Josef als wohlwollenden, wenngleich

unüberlegten Reformators gedenkt. Diese seine Reise wurde überhaupt zu einer seiner interessantesten und studienreichsten. Er besuchte Bordeaux, Marseille, Toulon, die Pyrenäen und sammelte, nach Piemont und der Lombardei hinübergehend, Daten über die Seidenzucht.

Indem er seine sehr vielseitigen Eindrücke summirt, ruft er aus: «Glückliche künftige Generationen! Euer grösseres und umfangreicheres Wissen wird euch geduldiger, tugendhafter und somit glücklicher machen, als wir sind. Empfangt mit gutem Herzen diesen Gruss eines eurer Vorläufer!» ...

Am 12. September 1825 ist er in Pressburg beim Reichstag.

Was auf diesem Reichstag geschehen ist, weiss Jedermann. Széchenyi wurde mit einem Schlage der erste, der gefeierteste Mann des Vaterlandes. Von da an war alle seine Zeit, jeder seiner Schritte, all sein Sinnen und die ganze Kraft seiner Seele den öffentlichen Angelegenheiten gewidmet.

Seine ferneren Reisen zeigen das Bild einer aus dem Stocke ausfliegenden und mit reicher Beute heimkehrenden fleissigen Biene. Er concentrirt seine Kraft auf vorgesteckte Ziele; er lässt nichts, was hier daheim von Nutzen sein kann, unbeachtet; er würdigt aber auch nichts Anderes der Beachtung.

Vier Jahre lang war er daheim beschäftigt. Erst 1829 begleitet er einen seiner besten Freunde, den Grafen Georg Károlyi, über Prag, Dresden, Berlin nach Doberan, einem der interessantesten Punkte der Ostseeküste, welcher die Genüsse des Seebades und des Pferdewettrennens in sich vereinigt.

Sie teilen ihre Aufmerksamkeit neben dem Sport zwischen die Errungenschaften der Landwirtschaft und der Fabriksindustrie, indem sie mit verständiger Wahl Daten sammeln zum Besten ihrer eigenen blühenden Herrschaften und der schon ins Auge gefassten vaterländischen Unternehmungen. Heimkehrend nimmt Széchenyi wieder seinen Weg über Hamburg, durch Holland, nach Frankfurt, Stuttgart, München. Er vergisst nicht, den Bildhauer Dannecker, den er früher mit seiner Freundschaft auszeichnete, zu besuchen. Was übrigens an Poesie, Ekstase und Platonismus in ihm vorhanden ist, concentrirt sich insgesammt um die idealisirte Gestalt von Crescence. An sie denkt er unaufhörlich, während er den «Hitel» schreibt. An sie denkt er, während ihn auf dem Verdecke seines eigenen primitiven Schiffes «Desdemona» an den verschlammten fiebererzeugenden Ufern der unteren Donau ein tödtliches Fieber quält.

Er litt viel, geistig und leiblich, auf dieser seiner originellsten eigenartigsten Reise, welche er mit dem Ingenieur Beszédes und dem Grafen Waldstein am 24. Juni 1830 antrat, und kehrte nach vielen Widerwärtigkeiten über das Schwarze Meer, Konstantinopel, die Türkei und Serbien Mitte Oktober heim. Während seiner Krankheit war dies sein alltägliches Gebet: «Nimm mich zu Dir, Herr, wenn ich künftig ein unnützes Mitglied

meines Vaterlandes und der Menschheit sein würde; aber gib mir meine Gesundheit zurück, wenn ich noch etwas Gutes wirken kann.»

Indem er unter Anderem die Reformen des Sultans Mahmud und den passiven Widerstand sah, auf welchen sie in der öffentlichen Meinung seines Volkes stiessen, verfiel er in Nachdenken: ob wohl auch Ungarn Empfänglichkeit zur Aufnahme der Ideen der Neuzeit, beziehungsweise zur Durchführung seiner friedlichen Umgestaltung besitze?

Auf dieser Reise schloss er auch Freundschaft mit dem in seiner bäuerlichen Einfachheit den Charakter souveräner Grösse tragenden serbischen Fürsten Milos, welcher später die Donauregulirungs-Arbeiten mit so wohlwollender Aufmerksamkeit verfolgte.

Széchenyi ging an dieses grosse Werk mit sehr schwachen Kräften; aber seine grosse Idee: einerseits den Weg in das Schwarze Meer zu erschliessen, andererseits die Donau mit dem Rhein zu verbinden, hat die Folgezeit gutgeheissen und wird sie verwirklichen.

Seine dritte Reise nach England (1832), welche ihn in der Gesellschaft Georg Andrássy's über den Rhein und Belgien führte, war zwar eine mehreren Zweigen der Fabriksindustrie, in erster Reihe aber der Schiff- und Brückenbau-Technik gewidmete Studienreise. Es interessirten ihn der Ungarfreund Bowring, aber noch weit mehr Clark und viele andere Adepten der Hydrotechnik.

Auf seine vierte, beziehungsweise fünfte Reise nach Deutschland, Frankreich und England, welcher indessen ein Ausflug an die untere Donau voranging (1834), nahm er auch schon Vásárhelyi mit. Er setzte auch ihn, wie früher den armen Beszédes, im Interesse der Sache in Bewegung, indem er diesen ruhigeren, ungarisch langsamen, übrigens wackeren Fachmännern mit Gewalt seinen eigenen unruhigen Geist, seine Ekstasen einflössen wollte.

Seine Reisegefährten mögen auch sonst nicht immer das beneidenswerteste Los gehabt haben. Er rügt sich oft selbst, dass er unausstehlich, ungerecht gewesen, und dass er «mit seiner Manier» sich Jedermann entfremde.

Ein acht- bis zehnstündiger Ritt in bergiger, felsiger Gegend, kurzer Schlaf auf feuchter Erde, Weiterreisen mit Tagesanbruch, dann Hunger, Durst, mühsame Beschaffung der ersten Bedürfnisse, Millionen hungriger Gelsen und Fliegen, nächtliche Gesellschaft von Ungeziefer, Mäusen und Ratten, im Erkrankungsfalle Mangel ärztlicher Hilfe, nahe Berührung mit pestbehafteten oder verdächtigen Reisenden u. m. dgl., das war ihm kein Ding von Bedeutung und nur ein interessanter Gegensatz zum gewohnten Comfort der Engländer, zum klugen Luxus der westlichen Völker. Aber seine Reisebegleiter waren auch von Blut und Fleisch und mögen sowohl des Guten, wie des Schlimmen bisweilen überdrüssig geworden sein.

Ich kann seine Reisen an die untere Donau nicht unerwähnt lassen,

weil sie sich über die Grenzen unseres Landes auch auf die Nachbarprovinzen erstreckten. So machte er 1834 dem Klein-Paris der Walachen, Bukarest, einen Besuch und war in einigen Tagen in der Gesellschaft der reichen Bojaren und schönen Bojarinen ganz heimisch.

Ergötzlich erzählt er seine Freundschaften und diplomatischen Kunstgriffe mit den türkischen Paschas, welche, soweit es der überwiegende russische Einfluss zuliess, genug Interesse für die Donauregulirung und die Befreiung der Sulinamündung an den Tag legten.

Schliesslich konnte er sich die persönliche Genugthuung nicht versagen, auf den Schauplatz seiner mehrjährigen Thätigkeit auch seine angebetete Gemahlin, Gräfin Crescence, mitzunehmen und sie sammt seiner Familie Hussein Pascha vorzustellen (1842),

Seine Theiss-Reisen gehören natürlich auf ein ganz anderes Blatt. Ebenso seine Ausflüge nach Kroatien und Fiume, deren letzterer ihn durch Vermittlung des gewesenen Gouverneurs von Fiume auf einen Augenblick seinem grossen Gegner Kossuth näher brachte.

Als Ungar fand er überall etwas Beneidenswertes.

Als er nach Prag ging, um in voller Gala der Feier der Grundsteinlegung für das Monument des Kaisers Franz beizuwohnen (1845), bewundert er den muskulösen Körperbau, die roten vollen Wangen der böhmischen Herren neben manchem schmächtigen ungarischen Magnaten, vornehmlich aber ihre Anstelligkeit, welche ihnen in der Reichsregierung — uns gegenüber — das Uebergewicht verschaffte.

In dem der Revolution vorangehenden Jahre kam er nach dem damals von Vielen besuchten Gräfenberg. Seine Gemahlin und Tochter waren dort. Auch ihm wurde der Gebrauch der mit vielem Zeitverlust verbundenen Kur empfohlen. Er hatte keine Geduld dazu, wiewohl er, nach seinem eigenartigen mystischen Ausdrucke, sich bereits am Angelhaken des Bösen hangen fühlte. Ah! bald zuckte ein grosser Blitz auf und der Himmel unseres Vaterlandes begann in blendender Helle zu leuchten. Bald darauf umwölkte er sich scheinbar für immer....

Széchenyi ging fort, ohne das Ende abzuwarten. Er verschloss sich — nicht in ein Karthäuserkloster, wie er sich einmal gesehnt hatte — sondern in die engen Zellen der Döblinger Heilanstalt, wo er sich selbst die erquickende Berührung mit der freien Luft und die wärmenden Strahlen der lieben Sonne versagte, von denen beschienen zu werden er sich, «als den Verderbar des Vaterlandes», unwürdig erachtete.

Schliesslich verewigte er im Gelben Buche das letzte Aufblitzen seines grossen Geistes und verschloss sich in eine noch engere Zelle, in das pietätgehütete Czenker Gruftgewölbe.

Wir aber segnen sein Andenken!

Anton Zichy.

DER CONGRESS FÜR HOCH- UND MITTELSCHULEN (PARIS 1889.) *

Das Bedürfniss des Gedankenaustausches und der geistigen Cooperation hat im Laufe der letzten Jahrzehnte schon auf den verschiedensten Gebieten zur Veranstaltung von Congressen veranlasst. Die Tragweite derselben wird wohl im Allgemeinen nicht überschätzt. Fehlt es doch selbst in dem engeren Kreise der Sachverständigen nicht an Skeptikern, welche darauf hinweisen, dass das positive Ergebniss der Verhandlungen in der Regel weit hinter optimistischen Erwartungen zurückbleibt.

Bei alledem darf man wohl annehmen, dass den Arbeiten eines Congresses, welcher sich die Förderung gemeinsamer Culturinteressen zur Aufgabe gestellt und die Vertreter der verschiedensten Wissensgebiete zur Mitarbeit herangezogen hat, in den gebildeten Kreisen aller Culturstaaten lebhaftes Interesse entgegengebracht werden wird.

Die Arbeiten des Congresses für Hochschul- und Mittelschulwesen (*Congrès international de l'enseignement supérieur et de l'enseignement secondaire*), welcher anlässlich der Weltausstellung zu *Paris* im August 1889 statt fand, dürften demnach allenthalben beachtet und gewürdigt werden.

Dieser Congress kam einem unverkennbaren Bedürfniss entgegen. Dies Bedürfniss wurzelt in der Ueberzeugung, dass auch die grossen Probleme des Bildungswesens zu den gemeinsamen Culturinteressen gerechnet werden müssen, welche sich mit dem Fortschritt der Civilisation entwickeln und zusehends vermehren.

Die Ueberzeugung, dass auch auf diesem Gebiete eine Solidarität der Interessen besteht und dass das Bewusstsein derselben allmälig in weiteren Kreisen geweckt werden muss, führt naturgemäss zu der Forderung, die gemeinsamen Interessen mit vereinten Kräften zu fördern. Der Gedankenaustausch, die Cooperation, die Vereinbarungen, welche ein internationaler Congress herbeiführt, leisten dieser Forderung genüge.

Man darf zunächst auf die beachtenswerte Thatsache hinweisen, dass die Initiative auf diesem Gebiete von den Gelehrten und Schulmännern jener grossen Nation ausging, welche in den verschiedensten Richtungen auf die Entwicklung der modernen Cultur massgebenden Einfluss geübt hat.

* Congrès international de l'enseignement supérieur et de l'enseignement secondaire. Paris 1889.

Diese Initiative ist angesichts der particularistischen Strömungen, welche in einzelnen Ländern auch auf dem Gebiete des Bildungswesens zu Tage treten, von der grössten Bedeutung. Man sollte meinen, dass manche Anhänger des Particularismus und Separatismus, die von einer irrigen Auffassung der Bedingungen nationaler Selbstständigkeit ausgehen, nachdenklich werden müssten, wenn sie erfahren, dass die Wortführer einer unbefangeneren Auffassung, die Gegner des Particularismus der geistigen Elite jener Nation angehören, der man so oft Befangenheit und Chauvinismus vorgeworfen hat.

Die Vertreter des französischen Bildungswesens, welche den ersten Schritt gethan und die internationale Cooperation auf diesem Gebiete angebahnt haben, liessen sich von der Ueberzeugung leiten, dass eine Vermehrung der Scheidewände, welche Machtfragen u_d materielle Interessen aufgebaut haben, das Wohl der Völker und den allgemeinen Fortschritt nicht fördern könnte; dass nicht nur die Errichtung neuer Scheidewände, sondern auch die Aufrechterhaltung mancher bestehenden, mit den bedeutsamsten Interessen der gesitteten Völker im Widerspruch stehe. Sie erblicken das Heil nicht in der Abschliessung, sondern in der Gemeinschaft der geistigen Arbeit, welche durch die Errungenschaften der neuesten Zeit mehr und mehr erleichtert wird. Sie verhehlen sich nicht, dass ein Volk, das sein Bildungswesen mit einer chinesischen Mauer umgeben wollte, seine Zukunft, seine höchsten Interessen aufs Spiel setzen würde. Sie betonen mit Recht, dass der regere, friedliche Verkehr der Völker nicht nur durch die Erleichterung des äusseren Verkehrs, sondern zumal auch durch Vermehrung der geistigen Berührungspunkte, der gemeinsamen Elemente der Bildung gefördert werden kann und soll. Sie wissen wohl, dass die beste Garantie einer Vermehrung der wertvollsten Culturgüter in der gemeinschaftlichen Culturarbeit zu finden ist und dass die festeste Grundlage derselben eben die Uebereinstimmung der Grundelemente der allgemeinen Bildung ist.

Das Organisations-Comité des Congresses wies in einem Circular darauf hin, dass der Charakter der modernen Cultur eben auch auf dem Gebiet der idealen Interessen mehr und mehr die internationale Cooperation fordert; dass der ungehemmte Verkehr auf dem Gebiete des Bildungswesens auch eine grundwesentliche Bedingung des allgemeinen Fortschritts und der allgemeinen Wohlfahrt ist. Das Circular erinnert im Hinblick auf die Gemeinsamkeit der Bildungsinteressen an den Ausspruch Pasteur's: «Der Gelehrte hat ein Vaterland, die Wissenschaft hat keines». *

***

* Das Circular enthält unter andern das folgende treffende Aperçu: «Les patriotes éclairés, les esprits d'élite en tous pays comprennent d'ailleurs que, dans

Die Elite des französischen Unterrichtswesens beteiligte sich an den Vorarbeiten, welche das Zustandekommen des Congresses ermöglichten. Das Organisations-Comité hatte die Leitung der Vorarbeiten den besten Händen anvertraut, als es den Vice-Recteur der Académie de Paris, M. Gréard, der sich durch seine auf einem hohen literatischen Niveau stehenden Werke und durch die Verdienste, die er sich auf dem Gebiete der Unterrichts-Verwaltung erworben, die Anerkennung der Sachkundigen seiner Heimat und des Auslandes gesichert hat, zum Präsidenten erwählte. Dies hochangesehene Mitglied des Institut, das neben der Leitung des grossen Ressorts, welches ihm anvertraut ist, und neben den zahlreichen wichtigen Aufgaben, bei deren Lösung an seine Autorität appellirt wird, stets zur Förderung ernster Culturbestrebungen die Hand bietet, wurde von den Vicepräsidenten und Schriftführern wirksam unterttützt. Die Vicepräsidenten des Organisations-Comité waren: M. Bréal, Mitglied des Institut, der ausgezeichnete Professor des Collège de France, M. de Lapparent und M. Morel, Inspecteur général de l'enseignement secondaire (früher Directeur de l'enseignement secondaire im Unterrichts-Ministerium). Die Agenden der Schriftführer wurden von M. Perrier, Professor am Museum, und M. Dreyfus-Brisac Redacteur der *Revue internationale de l'enseignement*, versehen. Der Letztere, der durch die geschickte Leitung der genannten Zeitschrift den Interessen, deren nachhaltige Förderung die Aufgabe des Congresses war, schon mehrfach gute Dienste geleistet hat, bemühte sich mit anerkanntem Eifer und Geschick um den gedeihlichen Fortgang der Vorarbeiten des Comités und der Arbeiten des Congresses.

Zu Ehrenpräsidenten des Comités wurden zwei angesehene Mitglieder des Institut, M. Berthelot und M. Jules Simon gewählt. An den Arbeiten des Comité betheiligten sich auch die folgenden Vertreter des französischen Bildungswesens: M. Beaussire (†); M. Bossert, Inspecteur général des langues vivantes; M. Boutmy, Director der Ecole libre des sciences politiques; M. Croiset, Professor an der Faculté des lettres; M. Bufnoir, Professor an der Faculté de droit; M. Lavisse, Professor an der Faculté des lettres: M. Liard, Directeur de l'enseignement supérieur; M. Perrot, Director der Ecole normale supérieure.

Das Comité übersandte allen, deren Beteiligung in Aussicht genommen war, einen Entwurf der Congress-Statuten, welcher in erster Linie dem Bedürfniss der Arbeitsteilung gerecht wurde, indem er feststellte, dass zunächst *zwei Sectionen* (eine Section für Hochschulwesen und eine Section

l'intérêt bien entendu de la communanté à laquelle ils appartiennent, il leur importe de ne pas rester étrangers aux expériences accomplies au dehors et que dans le domaine de l'enseignement non moins que dans ceux du commerce et de l'industrie, les échanges de pays en pays sont devenues une condition essentielle de prospérité et de progrès.

für Mittelschul-Wesen) creirt werden müssen. Der Entwurf bezeichnete die französische Sprache als die Amtssprache des Congresses, gestattete aber auch, sich bei den Verhandlungen anderer Sprachen zu bedienen. Das Comité sprach nur den Wunsch aus, dass im letzteren Fall der Gedankengang des Vortrags in einem französischen Résumé wiederholt werde.

Das Comité stellte ferner das Programm der Verhandlungen, d. h. die einzelnen Fragen, welche einer eingehenden Discussion unterzogen werden sollten, fest. Es beauftragte einige Fachmänner, die betreffenden Fragen in Aufsätzen welche als Substrat der Discussion dienen sollten, näher zu beleuchten und die Gesichtspunkte zu bezeichnen, von denen man bei der Lösung derselben ausgehen kann. Diese Berichte, welche sich im Grossen und Ganzen darauf beschränkten, über den actuellen Stand des betreffenden Problems zu orientiren, leisteten in der That als Ausgangspunkt und Substrat der Discussion gute Dienste.

Die dem Congress vorgelegten Berichte behandelten die folgenden Fragen, deren Besprechung das Comité dem Congress zur Aufgabe gemacht hatte: 1. *Die Begrenzung und Sanction der Secundär- (Gymnasial- u. Real-) Studien (Limitation et sanction des études secondaires)*; 2. *die internationale Gleichwertigkeit der Studien und der akademischen Grade (resp. Diplome und Zeugnisse)*; 3. *die Formen des Mittelschul-Unterrichts (enseignement secondaire)*; die Stellung der alten Sprachen, der modernen Sprachen und der exacten Wissenschaften in dem Lehrplan des «*enseignement secondaire*»; 4. *die Unterrichtsmethoden in den höheren Töchter-Schulen (instruction secondaire des jeunes filles)*, spec. im Hinblick auf den Unterricht der modernen Sprachen und der exacten Wissenschaften; 5. *die Stellung der ökonomischen und socialen Wissenschaften im Studienplan der Hochschulen.*

Der Schauplatz der Sitzungen war das berühmte *Grand amphithéatre* der alten ehrwürdigen *Sorbonne*; der schmuckloseste und anspruchloseste Schauplatz, der gewählt werden konnte. Die beiden Sectionen hielten ihre Verhandlungen in verschiedenen Localitäten der *Sorbonne* (zum Teil auch in dem bezeichneten Saale) ab.

Der Präsident des Organisations-Comité's, M. Gréard, eröffnete den Congress am 6. August. Schon anlässlich der Eröffnung fiel das Ausbleiben so manches hervorragenden Mitglieds der *Université* allgemein auf. Mochte auch die stattliche Zahl der ausländischen Mitglieder angenehm überraschen, und dem Congress das rechte internationale Gepräge verleihen, so wurden doch manche hochangesehene Vertreter des französischen Schulwesens, deren active Mitwirkung von hohem Wert gewesen wäre, bei der Besprechung verschiedener Fragen schmerzlich vermisst.

Als Hauptursache dieser bedauerlichen Lücke in der Reihe der Mitarbeiter darf man wohl die nicht ganz glückliche Wahl des Zeitpunktes

bezeichnen. Ein beträchtlicher Teil der Professoren war eben durch Prüfungen und Concours völlig in Anspruch genommen. Andererseits war zweifelsohne auch der Umstand, dass in derselben Zeit eine ganze Reihe von Congressen abgehalten wurde, von recht nachteiligem Einfluss. Einige Congresse mussten wohl in Folge dieses Zusammentreffens auf die Mitwirkung von Fachmännern verzichten, welche bereits einem andern Congress ihre Mitarbeit zugesichert hatten. Ein Teil der gleichzeitig abgehaltenen Congresse hatte eine Clientel, die sich gänzlich oder zum Teil aus denselben Kreisen rekrutirte. Der *Congress für Hochschul- und Mittelschulwesen* nahm naturgemäss die Mitwirkung zahlreicher Vertreter der verschiedensten Fächer in Anspruch: insbesondere auch die Mitarbeit Mancher, welche wünschen mussten, an den Arbeiten eines gleichzeitig stattfindenden wissenschaftlichen Congresses, der sich mit speziellen Fragen ihres Faches befasste, teilzunehmen. So mussten denn Manche, welche zur Beteiligung an den Arbeiten mehrerer Congresse berufen gewesen wären, von der einen oder der anderen Aufgabe abstehn. Diejenigen, welche eine Combinirung verschiedener Aufgaben versuchten und bald hier, bald dort hospitirten, sahen wohl zumeist bald ein, dass eine so sporadische Mitwirkung im Allgemeinen nicht gestattet, der einen oder der andern Sache in wirksamerer Weise zu dienen.

Das bedauerliche Resultat verschiedener ungünstiger Umstände war, dass mehrere Congresse auf die Mitwirkung vorzüglicher Kräfte, welche der gemeinsamen Sache treffliche Dienste geleistet hätten, verzichten mussten.*

Die angesehenen Vertreter der *Université* und der Unterrichtsverwaltung, welche sich an den Arbeiten des Congresses in leitender Stellung oder als Mitarbeiter beteiligten, taten ihr Möglichstes, um bei alledem einen eclatanten Erfolg zu sichern; indem sie sich mit verdoppeltem Eifer an den Arbeiten beteiligten. Andererseits nahmen auch die ausländischen Mitglieder mit dem regsten Interesse und unermüdlichem Eifer an den Arbeiten und Debatten Teil. Die Mitwirkung wurde auch Denjenigen, welche die officielle Sprache des Congresses in unzulänglichem Maasse beherrschten, durch die unübertreffliche Zuvorkommenheit der französischen Mitglieder und den taktvollen Beistand des Präsidiums erleichtert. Von dem Recht, ihre Ansichten in ihrer Muttersprache vorzutragen, machten allerdings nur einige englische und amerikanische Delegirte Gebrauch. Der Inhalt dieser

* Wir beschränken uns darauf, hier auf zwei Vertreter des französischen Unterrichtswesens hinzuweisen, deren persönliches Eingreifen in die Verhandlungen mit grossem Bedauern vermisst wurde; auf M. Liard, den rühmlich bekannten philosophischen Schriftsteller, den die Erfahrungen, die er zuvor als Professor und in jüngster Zeit als Director des Hochschulwesens gesammelt hat, auch in diesem Falle zu einer leitenden Stellung prädestinirten; sowie auf M. Marion, den trefflichen akademischen Lehrer und Schriftsteller, dessen pädagogische Vorträge an der *Sorbonne* sich des allgemeinen Beifalls erfreuen.

Vorträge wurde der Versammlung stets in einem französischen Resumé mitgetheilt. Auch einige Damen (insbesondere weibliche Mitglieder des englischen und des amerikanischen Lehrstandes) betheiligten sich mit grossem Eifer an den Verhandlungen; zumal anlässlich der Besprechung der Gesichtspunkte, welche für die Methoden des Unterrichts in den Töchterschulen höherer Ordnung *(enseignement secondaire des jeunes filles)* massgebend sein sollen. Anlässlich der Besprechung dieses Problems wurden zwei Damen, welche an solchen Anstalten unterrichten, zu Berichterstattern gewählt.

In der ersten Sitzung des Congresses wurden zunächst die Präsidenten und die Mitglieder des Organisations-Comités zu Präsidenten, resp. Mitgliedern des «*Bureau*» gewählt. Die Secretäre des Comité wurden zu Schriftführern des Congresses gewählt. Ueberdies wurden mehrere ausländische Mitglieder des Congresses, mit Berücksichtigung eines Teils der officiell oder nicht officiell vertretenen Länder, zu *Viceprésidents d'honneur* gewählt. So nahmen auch Marquis Alfieri (Italien), Van der Rest (Belgien), Staatsrat Gavard (Schweiz), L. Stanley (England), Clarke (Amerika), Spruyt (Holland), Urechia (Mitglied des rumänischen Senats, vordem Unterrichtsminister Rumäniens) und der Verfasser dieses Berichts ihren Platz im Präsidium des Congresses ein.

Nachdem sich die beiden Sectionen im Sinne des (anlässlich der Eröffnung angenommenen) Reglements constituirt hatten, wurden M. Bufnoir, Professor an der Faculté de droit, zum Präsidenten der Section für Hochschulwesen, M. Morel zum Präses der Section für Mittelschulwesen gewählt. Auf vielseitiges Verlangen wurde beschlossen, Denjenigen, welche sich an der Besprechung der Probleme der beiden Gebiete zu beteiligen wünschen, die Mitwirkung in beiden Sectionen zu ermöglichen. Der Stundenplan der beiden Sectionen wurde in der That im Sinne dieser Vereinbarung festgestellt. Allein die Vermeidung jeder Coincidenz erwies sich nachträglich als unausführbar, da die Debatten nicht immer zur festgesetzten Zeit abgeschlossen werden konnten.

In beiden Sectionen wurden nach der Erledigung der einzelnen Fragen Berichterstatter gewählt, welche dem Congress einen Bericht über den Verlauf der Debatten und die Beschlüsse der Section vorzulegen hatten.

Die Präsidenten der beiden Sectionen leiteten die Arbeiten und Verhandlungen ihres Ressorts mit allgemein anerkanntem Takte und Geschick. Ihre Sachkenntniss entdeckte in manchem Fall die Gesichtspunkte, welche der Discussion eine praktische Richtung und eine feste Grundlage gaben. Sie förderten vielfach durch den rechtzeitigen Hinweis auf wichtige, aber im Laufe der Debatte anfangs übersehene Umstände und durch die treffende Formulirung der Ideen, in welchen sich die Resultate der Discussion concentrirten, den Erfolg der gemeinsamen Arbeit. Dem Eingreifen der Vor-

sitzenden gelang es manchmal, die künstliche Erschwerung einer praktischen Lösung durch die rechtzeitige Einschränkung des Umfangs der Debatte, welche sich oft allzusehr verzweigte und in die verschiedensten Richtungen verlief, zu verhindern.

Die Schwierigkeiten, welche sich in solchen Versammlungen der erfolgreichen Cooperation entgegenstellen, erforderten zumal in der Mittelschul-Section, deren Programm umfangreicher und deren Frequenz naturgemäss viel grösser war, die grösste Umsicht; umsomehr, als eine einigermassen zulängliche Verwertung der allzubeschränkten Zeit keine leichte Aufgabe war. Doch der Präsident der Section und seine Mitarbeiter standen auf der Höhe ihrer Mission. M. Morel löste auch diese Aufgabe mit dem ausgezeichneten Takte und der unerschöpflichen Zuvorkommenheit, welche ihm überall die allgemeinen Sympathien erobern.

Dies ausgezeichnete Mitglied der französischen Unterrichtsverwaltung, das der Entwicklung des Bildungswesens anderer Länder seit Jahren grosse Aufmerksamkeit schenkt, hat ausländischen Fachmännern, welche sich das Studium französischer Unterrichtsinstitutionen zur Aufgabe gemacht haben, bei manchem Anlass, zumal als Directeur de l'enseignement secondaire im Unterrichtsministerium, sehr dankenswerte Dienste geleistet. Auf diese Weise hat M. Morel in dem bezeichneten Wirkungskreise in jüngster Zeit u. A. auch die ungarische Unterrichtsverwaltung zu grossem Dank verpflichtet. Die Verhandlungen des Congresses boten ihm neuerdings Gelegenheit, sich manche ausländische Delegirte, welche die Verkörperung der wahren französischen Courtoisie in ihm kennen lernten, zu grossem Danke zu verpflichten und sich bei Allen eine sympatische Erinnerung zu sichern.

Die Plenarsitzungen wurden von M. Gréard mit jener Autorität geleitet, welche allein die erfolgreiche Cooperation so zahlreicher und verschiedenartiger Elemente ermöglicht und verbürgt. Das Prestige, das ihm in den pädagogischen Bestrebungen seines Landes eine führende Rolle sichert, hat sich auch bei diesem Anlass nicht verleugnet. In der That, die auf dem Gebiet der Unterrichtsverwaltung gesammelten Erfahrungen, vielseitige Thätigkeit auf dem Felde der pädagogischen Literatur und die glänzende, ja exceptionelle Stellung, welche M. Gréard in der Hierarchie des französischen Unterrichtswesens einnimmt, prädestiniren ihn geradezu zur Leitung der grossen Reformarbeiten auf dem Gebiete des Bildungswesens. Als Mitglied verschiedener, hochansehnlicher amtlicher Körperschaften ist M. Gréard, wie Wenige, berufen, die Gestaltung der Verhältnisse in den verschiedenen Zweigen des Unterrichtswesens unablässig zu studiren und auf die Lösung mancher Fragen massgebenden Einfluss zu üben. Der so erlangte allgemeine Ueberblick ist naturgemäss für die Beurteilung der bestehenden Verhältnisse und der Reformbestrebungen von hoher Bedeutung. Die Leitung der Congressarbeiten hat dies neuerdings bestätigt. Wenn-

gleich verschiedene Umstände die Lösung der Aufgabe erschwerten, leitete der Präsident die Arbeiten mit sicherer Hand und gab den Debatten bei der Besprechung der verwickelteren Probleme vielfach durch die Beleuchtung der massgebendsten Gesichtspunkte eine glückliche Richtung.

Nächst der Wahl eines ungünstigen Zeitpunktes war zumal die Kürze der Zeit, welche für die Arbeiten zur Verfügung stand, von nachteiligem Einfluss. Bei der Lösung complicirter Organisations-Fragen erfordert wohl die Feststellung allgemein anwendbarer, praktisch verwertbarer Grundsätze im Allgemeinen ein grösseres Zeitopfer. Die übermässige Beschleunigung der Arbeiten und Verhandlungen führt allzuleicht zu Beschlüssen, in denen neben bedauerlichen Lücken auch Widersprüche sich bemerkbar machen.

Die Hastigkeit der Verhandlungen lässt zuweilen die Durchführung einer Discussion, welche zu einer vollständigen Klärung der verschiedenen Gesichtspunkte führen und die Erzielung einer abschliessenden Lösung anbahnen könnte, nicht zu. Die treffende Bemerkung des Präsidenten, M. Gréard, dass Congresse im Allgemeinen Probleme nicht lösen, sondern nur deren Lösung vorbereiten können, wehrte vorsichtig optimistische Illusionen ab. Doch darf man wohl hinzufügen, dass eine möglichst eingehende Besprechung der Probleme die Lösung derselben am besten vorbereiten würde.

***

Die *Section für Mittelschulwesen* (für die Anstalten des «*Enseignement secondaire*», welche in Deutschland als «*höhere* Schulen» bezeichnet werden) hatte sich zunächst mit dem Problem der *Formen des Enseignement secondaire* und der Grundbestandteile des Lehrplans zu befassen. Als Substrat der Verhandlungen diente ein Memorandum, das M. Croiset im Auftrag des Comité ausgearbeitet hatte.

M. Croiset führt die bestehenden Lehranstalten, welche der bezeichneten Kategorie angehören, auf zwei Grundformen zurück. Dieselben entsprechen, wie der Berichterstatter bemerkt, teils der herkömmlichen Form, welche die alten Sprachen und deren Literatur zur Grundlage des Unterrichts-Systems macht; teils der modernen Form, welche die alten Sprachen völlig oder teilweise eliminirt hat.

Das Memorandum verweist bei der Besprechung des *herkömmlichen* humanistischen Unterrichts-Systems *(enseignement secondaire classique)* zunächst auf ein vielfach erörtertes Problem, das verschiedene Staaten durch die Creirung einer neuen Institution gelöst haben. Der Berichterstatter sieht sich nicht veranlasst, auf Tendenzen, die geradezu die *Elimination* der classischen Studien ins Auge fassen, tiefer einzugehen. Er frägt nur, ob es nicht unter gewissen Bedingungen angemessen wäre, sich an *humanistischen Lehranstalten* auf das Studium *einer* alten Sprache zu beschränken. Er

gedenkt der Argumente, welche man für und wider eine derartige Einschränkung der humanistischen Studien geltend gemacht hat; ohne selbst einen positiven Vorschlag zu machen. Bei alledem liest man zwischen den Zeilen einen entschiedenen Protest gegen jene Tendenzen, welche auf die völlige Elimination *einer* von den alten Sprachen oder geradezu der *beiden* humanistischen Fächer aus den obligatorischen Lehrplänen aller Anstalten des *Enseignement secondaire* abzielen.

M. Croiset reflectirt bei einzelnen Bemerkungen (z. B. dort, wo von der Rolle der exacten Wissenschaften im Lehrplan der humanistischen Anstalten die Rede ist) auf die eigenartigen Verhältnisse des französischen *Enseignement secondaire classique*. Dagegen begegnet man im zweiten Teil seines Berichts (wo von der «*modernen* Form» die Rede ist) mancher Bemerkung von allgemeiner Bedeutung.

Der Berichterstatter zieht hier zunächst die Frage des allgemeinen Unterrichtszwecks in Erwägung. Es handelt sich in erster Linie darum, festzustellen, ob *eine wahrhaft harmonische und nicht durch die Rücksicht auf materielle Interessen geleitete Ausbildung des Geistes* als der allgemeine Zweck eines wahren *Enseignement secondaire*, also auch der «modernen Form» betrachtet werden könne; und welche Mittel gegebenenfalls diesem Zweck entsprechen würden?

Die mathematisch-naturwissenschaftlichen Studien spielen in dem Studienplan der Lehranstalten, welche der bezeichneten Kategorie angehören, bekanntlich eine bedeutsame Rolle. Es frägt sich nun, ob die erwähnte Bestimmung des Unterrichtszwecks gestattet, den bezeichneten Studien geradezu die leitende Stellung zu überlassen; ob nicht vielmehr eine solche Auffassung des Unterrichtszwecks den Vorrang der linguistisch-literarischen Studien (des Studiums der sog. Geisteswissenschaften im Allgemeinen) begründe? Es fragt sich, ob jene Auffassung des allgemeinen Zweckes des *Enseignement secondaire* nicht geradezu fordere, dass die *Grundlagen* des Unterrichts-Systems den Geisteswissenschaften entnommen werden; dass die Fächer, welche vorwiegend zur Erziehung des Gemüts, zur ästhetischen und ethischen Ausbildung beitragen sollen, die Führung übernehmen? Wenn nun in der That den literarisch-historischen Studien diese Rolle zuerkannt werden sollte, entsteht die Frage: wo die Hauptelemente des Lehrstoffs gesucht werden müssen und welche Stellung insbesondere den fremden (modernen) Sprachen und ihrer Literatur (neben dem Studium der Muttersprache und der National-Literatur, deren Vorrang nicht bestritten wird), anzuweisen wäre?

M. Croiset formulirt die Fragen, welche bei der Organisation der besprochenen modernen Unterrichts-Institution zunächst gelöst werden müssen, folgendermassen: 1. Soll die allgemeine Signatur des Unterrichts-Systems im hohen Maasse durch die *literarisch-historischen Studien* determi-

nirt werden? 2. Soll die *lateinische Sprache* ihre Stelle im Lehrplan dieses Systems finden? 3. Muss man wünschen, dass auf das Studium der *modernen (fremden) Sprachen* und ihrer Literatur mehr als bisher Gewicht gelegt werde?

Die Mittelschul-Section erkannte zunächst *ohne Vorbehalt* an, dass die geistigen Bedürfnisse des Zeitalters im Allgemeinen *verschiedene* Formen des *Enseignement secondaire* verlangen. Der Grundsatz, dass auf diesem Gebiet die Organisation, resp. die Aufrechterhaltung verschiedener Formen im Allgemeinen anzustreben ist, siegte sozusagen ohne Schwertstreich auf der ganzen Linie.

Bei der Bestimmung der einzelnen Formen trat die Section zunächst vorbehaltlos für die Aufrechterhaltung der *herkömmlichen* Form des *Enseignement secondaire* ein, deren Grundlage das Studium der lateinischen und der griechischen Sprache und Literatur ist. Die Section war im Allgemeinen nicht geneigt, das eigentliche humanistische Gymnasium seines ursprünglichen Charakters, eines Hauptelements seines Studienplanes zu berauben. Es ist angesichts mancher neueren Strömung bemerkenswert, dass sich nicht einmal eine kleine oppositionelle Gruppe gefunden hat, welche diese Auffassung bekämpft und eine contradictorische Debatte provocirt hätte. Auch als die Section das längere Verweilen bei dem Antrag eines Mitglieds, das «Griechische» in die Reihe der facultativen Lehrgegenstände zu verweisen, nach einigen kurzen, mit lautem Beifall aufgenommenen Gegenbemerkungen namhafter Schulmänner ablehnte und so auch die «mildere Tonart» verwarf, machte sich keine oppositionelle «Strömung» bemerkbar.

Der Antragsteller gewann alsbald die Ueberzeugung, dass eine Bekämpfung der allgemein herrschenden Auffassung völlig aussichtslos sei. In dem durch keine Opposition verzögerten oder erschwerten Beschluss der Section drückte sich die herrschende Meinung aus: dass nicht blos die völlige *Ausschliessung* des Griechischen, sondern auch die Ausschliessung desselben aus dem Kreise der *obligaten* Lehrgegenstände die Desorganisation der reinsten und vollständigsten Form des *humanistischen* Unterrichts bewirken würde. Jene Gegner des *facultativen* Unterrichts, welche sich zu einigen Bemerkungen veranlasst sahen, verwiesen auf die oft erwähnten Zeugnisse der pädagogischen Erfahrung, auf die missliche Lage der facultativen Gegenstände im Allgemeinen und insbesondere auch auf die Schwierigkeiten, welche dem gemeinsamen Unterricht aus der Einführung solcher Gegenstände erwachsen.

Andrerseits erkannte die Section vorbehaltlos an, dass die Mannigfaltigkeit der Bedürfnisse des geistigen Lebens der Zeit und die hochgradige Complicirtheit der modernen Verhältnisse *andere* Formen des *Enseignement secondaire* und insbesondere auch eine andere Form der *humanistischen*

Ausbildung nicht blos zulassen, sondern geradezu verlangen. Keine oppositionelle Strömung erschwerte die Anerkennung und Annahme des Postulats, dass neben dem *alten Gymnasium*, dessen Studienplan *beide* Zweige der klassischen Philologie in sich schliesst, auch eine humanistische Schule organisirt (resp. dort, wo dies Postulat bereits ausgeführt worden, auch in Hinkunft erhalten) werden soll, welche sich mit *einem* Zweig jenes Studiums, d. i. mit dem *Lateinischen*, begnügt. Es wurde ferner allgemein anerkannt, dass in beiden Schulen die Geisteswissenschaften ihre leitende Stellung behaupten, aber auch die mathematisch-naturwissenschaftlichen möglichst gründlich gelehrt werden sollen.

Im Hinblick auf die Einrichtungen der französischen Anstalten und analoge Verhältnisse wurde das Postulat aufgestellt, dass die *Specialisation* der Studien, resp. die specielle Vorbereitung für gewisse Concours und Prüfungen, möglichst spät beginnen solle. Was die Einrichtung des Unterrichts in den *modernen* Sprachen betrifft, schloss sich die Section der Auffassung an, dass sowohl die *praktische* Aneignung und Beherrschung der Sprache *(la possession de la langue)* als auch die Erwerbung *literarischer* Bildung anzustreben ist.

Schliesslich wurde anerkannt, dass die Bedürfnisse des modernen Lebens auch eine dritte Form des *Enseignement secondaire* als berechtigt erscheinen lassen; nämlich die eigentliche «*moderne*» Form, in deren Lehrplan den klassischen Studien keine Stelle angewiesen ist. Doch wurde gleichzeitig auch die Berechtigung des Postulats, dass auch diese dem allgemeinen Zweck des *Enseignement secondaire* entsprechen, d. h. sich eine *harmonische* und *uninteressirte* Ausbildung des Geistes zur Aufgabe stellen soll, allgemein anerkannt. In Betreff der Grundlinien des Lehrplans wurde der Grundsatz aufgestellt, dass diese *moderne Schule* auf die mathematisch-naturwissenschaftlichen Studien und auf die sprachlich-literarischen und historischen Studien gleichmässig Gewicht legen müsse. Im Hinblick auf die modernen Sprachen wurde das Postulat aufgestellt, dass dieselben im Rahmen der «*modernen*» Form des *Enseignement secondaire* (welche in verschiedenen Ländern «Realschule» genannt wird) * eine grössere Bedeutung

* Der Congress adoptirte die seitens der Section vorgeschlagene Benennung «*Enseignement secondaire moderne*». Man hielt diese Bezeichnung für die treffendste, da sie darauf hinweist, dass dies Unterrichts-System seine Elemente den Ergebnissen der *modernen* Geistesarbeit entnimmt, den literarischen Schöpfungen und den wissenschaftlichen Forschungsergebnissen der modernen Völker. Andere Bezeichnungen (Realschule, technische Schule, Enseignement spécial u. dgl. m.) wurden abgelehnt, da sie die seitens der Section festgestellte Richtung der Geistesbildung nicht deutlich zum Ausdruck bringen. Die von der Section vorgezeichnete und von dem Congress endgiltig sanctionirte Richtung des Bildungsganges lässt nämlich weder die einseitige

erlangen müssen; dass man sowohl hinsichtlich der *praktischen* Beherrschung der betreffenden Sprachen als in Sachen der *literarischen* Kenntnisse grössere Leistungen fordern müsse als bisher. Die Section trat schliesslich auch der Ansicht bei, dass die lateinische Sprache *nicht* in den Lehrplan dieser Schule aufzunehmen sei.

Die erwähnten Grundsätze wurden in der ersten meritorischen Plenarsitzung anstandslos ratificirt. Der Congress sanctionirte vor Allem, ohne eigentliche Debatte, das seitens der Section aufgestellte *Grundprincip* der Organisation des *Enseignement secondaire*. Die Ueberzeugung, welche zur Aufstellung desselben geführt hat, wurde von keiner Seite entkräftet. Der Präsident des Congresses gab der in dem Kreise der Mitglieder herrschenden Meinung Ausdruck, als er betonte, dass die Lebensverhältnisse und geistigen Bedürfnisse der Culturvölker heutzutage *verschiedene* Wege, die zum Erwerb allgemeiner Bildung führen, erfordern; wenngleich die Ausführung dieses Postulats nicht zur äussersten Vereinfachung der Organisation und Administration führt.

Man darf wohl voraussetzen, dass gewisse Tendenzen, welche mit diesem fundamentalen Princip der Organisation im Widerspruch stehen und in der jüngsten Zeit (teils in der Fachliteratur, teils in der Tagespresse) mehrfach zum Worte gekommen sind, der Aufmerksamkeit der Gelehrten und Schulmänner, welche sich an den Verhandlungen beteiligten, nicht entgangen sind. Ja ein Teil derselben mag vielleicht des Glaubens leben, dass im Laufe der Culturentwicklung späterhin die Zeit der Alleinherrschaft *eines* Systems, einer *einzigen* (den neuen Ideen und Bedürfnissen angepassten) Form des *Enseignement secondaire* heranbrechen könnte. Der Verlauf der Verhandlungen berechtigt immerhin zu der Annahme, dass die Betreffenden die Verwirklichung jener Idee *nicht* als eine Aufgabe der *nächsten* Zukunft betrachten. Anderenfalls hätten sie wohl nicht unterlassen, für die erwähnten Einheitsbestrebungen in die Schranken zu treten. Eine «Question préalable» des Herrn HERZEN aus *Lausanne*, welche sich auf das *Minimalalter* der Schüler des *Enseignement secondaire classique* bezog, mochte sich allerdings als ein Versuch, jene Tendenzen wenigstens mittelbar zu fördern, bezeichnen lassen; umsomehr als der Hinweis auf amerika-

Betonung praktischer und technischer Gesichtspunkte, noch die Hervorhebung der Realia (der mathematisch-naturwissenschaftlichen Studien) zu. Der Congress meinte, dass im oben dargelegten Sinne ein Bildungsgang gefordert werden müsse, der dem *allgemeinen* Zweck des *Enseignement secondaire* völlig entspricht, und dass demgemäss die *literarischen* Studien nicht einmal scheinbar in den Hintergrund gedrängt werden dürfen. Von verschiedenen Seiten wurde auch eine speciellere Betonung der letzteren gefordert.

nische Versuche die Richtung der persönlichen Sympathien erkennen liess. Allein der HERZEN'sche Präliminar-Antrag, die klassischen Studien (besser: im Allgemeinen das eigentliche *Enseignement secondaire*) nicht vor dem vollendeten vierzehnten Lebensjahre beginnen zu lassen und so die Grenzen des Elementar-Schulwesens und des *Enseignement secondaire* in beträchtlicher Weise zu verschieben, wurde (ohne dass er eine oppositionelle Bewegung hervorgerufen oder mehrere beredte Anwälte gefunden hätte) nach den Gegenbemerkungen einiger französischer Mitglieder vorbehaltslos abgelehnt. Ausser diesem einzigen isolirten Versuch ist überhaupt kein Versuch (abgesehen von dem gleichfalls abgelehnten HERZEN'schen Zusatzantrag über den *facultativen* Unterricht des *Griechischen*) zu verzeichnen, dem sich die Tendenz, dem Grundprincip der herrschenden Ansicht auch nur indirect beizukommen, zuschreiben liesse. Der Ablehnung des erwähnten Antrages schloss sich alsbald die unbestrittene Anerkennung des Postulats an, dass im Allgemeinen *mehrere Formen des Enseignement secondaire* creirt werden sollen. («On s'est prononcé *sans conteste* sur le principe suivant: Il y a lieu de maintenir et par conséquent d'établir *plusieurs formes* d'enseignement secondaire).

Die Discussion hätte in dieser Sache vielleicht einen andern Verlauf genommen, wenn die deutschen Anhänger jener Einheitsbestrebungen sich an dem Congress betheiligt und in die Verhandlungen eingegriffen hätten.

Unter den obwaltenden Verhältnissen übten die Ideen der Einfachheit und Gleichförmigkeit nicht jenen eigentümlichen Zauber, der die Geister so oft bestrickt. In den Bemerkungen, welche von verschiedenen Seiten über die Notwendigkeit oder Erspriesslichkeit der Zulassung verschiedener Formen gemacht wurden, kam die Ueberzeugung zum Ausdruck, dass eine Organisation, die auf den ersten Anblick als einfacher erscheint, nicht einmal den Vorteil bieten würde, sich mit den geringsten Schwierigkeiten und Complicationen durchführen zu lassen. Der Standpunkt der Section und des Congresses wurde durch die Ueberzeugung bestimmt, dass die Anwendung der «Lex parsimoniæ» auf diesem Gebiet, bei den heutigen Verhältnissen der Culturvölker, nicht zu einer klareren, sondern vielmehr zu einer *complicirteren* Gestaltung der Dinge führen würde; da die Berücksichtigung der mannigfachen Ansprüche des Lebens ein sehr complicirtes System von Nebenwegen und complementären Einrichtungen erfordern würde. Kurz, die Ueberzeugung, dass unter den bestehenden Verhältnissen jene Organisation, welche durch *verschiedenartige Einrichtungen* für die verschiedenen Bildungsbedürfnisse der Zeit sorgt, die günstigsten Ergebnisse verbürge, gab schliesslich allgemein den Ausschlag.

Der Congress erkannte — im Sinne des von der Section angenommenen Antrags — die Berechtigung der bezeichneten drei Formen des

Enseignement secondaire rückhaltslos an. Die terminologische Frage wurde nach einer längeren Debatte folgendermassen erledigt. Die erste Form (deren Hauptmerkmal der obligatorische Unterricht in beiden Zweigen der klassischen Philologie ist) wurde als das eigentliche *klassische Gymnasium*, als *Enseignement secondaire classique*, der zweiten Form, welche als *humanistische Lateinschule (humanités latines)* bezeichnet wurde, gegenüber gestellt; die dritte Form erhielt den Namen «*Enseignement secondaire moderne.*»

Die Einzelheiten der Organisation und der Administration wurden im Allgemeinen nicht erörtert. Doch wurden gelegentlich auch einige Details besprochen. So hielt es M. Bréal für opportun, die Frage zu ventiliren, welches Vorgehen sich bei der Organisation der *Lateinschule* am meisten empfehle.

Dieser ausgezeichnete Gelehrte, der sich wie Wenige mit den Verhältnissen und Bedürfnissen des modernen Bildungswesens vertraut gemacht hat, legte zunächst dar, dass die Creirung der bezeichneten Schule «ex nihilo», d. h. die Errichtung neuer Lehranstalten, die besten Erfolge verbürgen würde. Er bezeichnete ferner auch die Einführung des Lateinischen in den Studienplan einer «*modernen*» Mittelschule als zulässig. Dagegen bekämpfte er das dritte Verfahren, das man bei der Organisirung der erwähnten Lateinschulen befolgen könnte, nämlich die Ausschliessung des Griechischen aus dem Lehrplan jener Lehranstalten, deren ganzes Unterrichtssystem auf das obligatorische Studium der beiden philologischen Fächer gegründet war, aufs Entschiedenste. Er bekannte sich geradezu zu der, von manchen mit unverkennbarer Skepsis betrachteten Ansicht, dass eine derartige Umgestaltung zu einer rapiden Devalvation jener Anstalten, zu einer Herabdrückung des Niveaus derselben führen würde.

Auch an die Frage, welche Aufgabe die Lehrer der modernen Sprachen zu lösen haben, knüpfte sich eine interessante Discussion. Bei der Bestimmung des Unterrichtszwecks machten sich verschiedene Grundansichten geltend. Der gegenwärtige Directeur de l'enseignement secondaire, M. Rabier, glaubte vor allem auf die Bedeutung der Lecture, der *literarischen Kenntnisse* hinweisen zu sollen. Dagegen legte M. Bréal in erster Linie auf die *praktische* Aneignung und Beherrschung der modernen Sprachen, auf die Sprechgewandtheit Gewicht. Der hervorragende Schriftsteller betonte, dass die Rolle der modernen Sprachen und die Rolle der alten Sprachen sich sehr beträchtlich unterscheiden und dass demgemäss auch der Unterricht andere Wege einschlagen müsse. Er erinnerte vor allem daran, dass bei den modernen Sprachen der *praktische Zweck*, die völlige Aneignung und Beherrschung des betreffenden Idioms nie übersehen werden dürfe; dass es sich hier in letzter Instanz darum handle, die nötige Fertigkeit im Sprechen zu erlangen. Darum müsse man auch

wünschen, dass die betreffenden Sprachen so bald als möglich auch als *Unterrichtssprache* dienen.*

Der Congress schloss sich nach einer lebhaften und interessanten Debatte der vermittelnden Ansicht an, dass sich (zuvörderst im Studienplan der *modernen* Form des *Enseignement secondaire*) eine Einrichtung des Unterrichts empfiehlt, welche nach Möglichkeit *beiden* Gesichtspunkten gerecht wird. Andrerseits wurde allgemein anerkannt, dass in den bestehenden Lehranstalten dieser Kategorie (Realschule, Enseignement spécial u. s. f.) im Allgemeinen in *beiden* Richtungen zu wenig geleistet wird, dass von der «*modernen*» Mittelschule in beiden Richtungen viel *grössere* Resultate gefordert werden müssen.

* * *

Das zweite Problem, das in der *Section de l'enseignement secondaire* besprochen wurde, bezieht sich auf die Unterrichtsmethoden der höheren Töchterschulen *(Enseignement secondaire de jeunes filles)*.** Auch bei der Besprechung dieses Problems wurde dem Studium der modernen Sprachen besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Die Section nahm nach längerer Beratung zwei Anträge an, welche der Congress ohne wesentliche Modification ratificirte. Die erste Resolution fordert, dass als die erste Aufgabe des Unterrichts die Ermöglichung der praktischen Aneignung der betreffenden Sprache betrachtet werde und dass der *praktische* Sprachunterricht sobald als möglich (in den untersten Klassen) beginne. Die zweite Resolution stellt fest, dass der eigentliche *theoretische* Unterricht (der systematische Vortrag der grammatischen Gesetze) erst nach der Erwerbung der auf die Muttersprache bezüglichen theoretischen Kenntnisse zu beginnen sei. Es wurde überdies anerkannt, dass von den Lehrern der modernen Sprachen eine gründliche (theoretische und praktische) Kenntniss der Phonetik gefordert werden müsse.

* Wir können nicht umhin, einige interessante Bemerkungen des ausgezeichneten Gelehrten zu citiren. «On ne posséde une langue que quand on peut la parler. Il faut pouvoir à tout instant la tirer de son esprit et la produire au dehors: l'intelligence d'un texte ne suffit pas . . . la conversation, fût-elle incorrecte, prouve plus que la traduction a coups de dictionnaire . . . le meilleur profésseur de langue vivante serait celui, qui dans ses leçons ne prononcerait pas un mot de la langue nationale . . .»

** Das Substrat der Debatten war in drei Berichten enthalten, welche die Herren Bossert, Darboux und E. Perrier im Auftrag des Organisations-Comité ausgearbeitet hatten. Der Bericht M. Bossert's präcisirte die Fragen, welche in Sachen des Studiums der modernen Sprachen zunächst erledigt werden müssen. M. Darboux beleuchtete die methodischen Fragen des mathematischen und des kosmographischen Unterrichts, M. E. Perrier die Aufgaben des naturhistorischen Unterrichts in den genannten Schulen. Mmes Soult und Mourgues legten dem Congress Berichte über die Verhandlungen und Beschlüsse der Section vor.

Auch die Resolutionen der Section, welche sich auf den Unterricht in den mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächern bezogen, wurden vom Congress ohne wesentliche Aenderungen ratificirt. In Sachen des mathematischen Unterrichts wurde das Postulat aufgestellt, dass der Unterricht in der Algebra mit dem arithmetischen Unterricht zu verbinden sei und dass die Geometrie wesentlich als ein Mittel geistiger Gymnastik cultivirt werden solle. In Betreff des Studiums der Kosmographie wurde festgestellt, dass der Unterricht in den untern Klassen wesentlich anschaulich sein, in den oberen Klassen aber sich auf mathematischer Grundlage bewegen solle.

Der Congress ratificirte auch das seitens der Section aufgestellte Postulat, dass die Physik in den genannten Töchterschulen wesentlich auf experimenteller Grundlage vorgetragen werde und dass auch die Elemente der Chemie auf dieselbe Weise gelehrt werden sollen. Man erkannte schliesslich allgemein an, dass der naturgeschichtliche Unterricht sich darauf beschränken müsse, den Schülerinnen die Elemente dieses weiten Wissensgebietes beizubringen.

***

Das Problem der *Begrenzung und Sanction der «Secundär-Studien»* (*Limitation et sanction des études secondaires*) bot sowohl in der Mittelschul-Section, als auch im Plenum den Anlass zu sehr lebhaften und anregenden Debatten. Einige höchst allgemein gehaltene Bestimmungen, welche sich bei sehr verschiedenartigen Einrichtungen ausführen lassen, wurden ohne jede Schwierigkeit angenommen. Im Brennpunkte der Discussion stand eigentlich nicht das *allgemeine* Problem einer Begrenzung und einer allgemein giltigen Sanction der bezeichneten Studien, sondern eine *specielle Form* der Sanction, eine oft besprochene «Crux» des französischen Unterrichtswesens, die Sache des «*Baccalauréat*».

Die Discussion, zu welcher die Aufstellung des allgemeinen Problems anregte, war eigentlich ein lebhafter Gedankenaustausch der französischen Schulmänner in Sachen des Baccalaureat. Diejenigen, welche in diese Debatte eingriffen, erörterten im Grossen und Ganzen die Bedingungen einer zeitgemässen Reform dieser Institution.

Der Bericht, den M. Pigeonneau im Auftrag des Comité ausgearbeitet hatte, war das eigentliche Substrat dieser Verhandlungen. Das Memorandum hatte die Richtung und die Grenzen der Debatten a priori bestimmt. M. Pigeonneau bemerkte am Anfang seiner interessanten Arbeit, dass das einzige System, das in Frage steht, das System des französischen *Baccalauréat* ist, und dass demgemäss die Erzielung solcher Ergebnisse gewünscht werden muss, welche diese Frage der Lösung näher bringen.

Das Memorandum gesteht bei alledem zu, dass zunächst die allgemeinen Gesichtspunkte und Grundsätze festzustellen sind, welche für die ver-

schiedensten Systeme massgebend sind. Zunächst ist die *allgemeine* Frage zu erledigen, ob die Secundär-Studien *überhaupt* einer besondern Sanction bedürfen? Das Memorandum urgirt sodann eine vergleichende Betrachtung der Vorteile und Nachteile, welche einerseits das französische System, andererseits die in andern Ländern bestehenden Systeme mit sich führen. Als *Hauptziel* erscheint jedoch die Gewinnung praktischer Conclusionen, welche bei einer Reform des französischen Systems als leitende Gesichtspunkte dienen könnten. (Quelles sont les conclusions qu'on peut tirer de cette étude générale pour la réforme des baccalauréats français?)

Wer den Stand der Angelegenheit einigermassen kennt, kann sich nicht allzusehr darüber wundern, dass die Verhandlungen sich in der That in dieser Richtung bewegten. Wer die Reformbestrebungen kennt, welche die alte, niemals verstummende Klage über die Gebrechen der Baccalaureats-Prüfungen hervorgerufen hat; wer an Ort und Stelle einzelne Anomalien, welche das bestehende System mit sich führt, kennen gelernt hat, der hätte sich vielmehr wundern müssen, wenn die Vertreter des französischen Schulwesens den Anlass nicht benützt hätten, um neuerdings einen Gedankenaustausch in dieser Sache herbeizuführen und eventuell von den ausländischen Delegirten Aufschlüsse über die neueste Gestaltung der Verhältnisse in andern Ländern zu verlangen.

Die Kenntniss der bestehenden Verhältnisse berechtigte allerdings nicht zu der Hoffnung, dass die neuen Verhandlungen zu bedeutsamen und unmittelbar praktisch anwendbaren Ergebnissen führen werden. So mancher hielt die Frage bis auf Weiteres für erledigt und rechnete überhaupt nicht auf die Entdeckung neuer Gesichtspunkte, neuer Ideen. So sagt auch M. Pigeonneau in seinem Memorandum: «après les innombrables discussions qui ont eu lieu à l'étranger aussi bien qu'en France ... tout est dit.» Im Hinblick auf die speciellen Verhältnisse des französischen Bildungswesens musste man den Sieg aller auf radicale Reformen, auf einen völligen Umsturz des bestehenden Systems gerichteten Bestrebungen *a priori* als ausgeschlossen betrachten. Wer sich in den Verhältnissen orientirt hat, weiss, dass durchaus nicht die Befangenheit oder der Conservativismus der hervorragenden Vertreter des französischen Bildungswesens einer durchgreifenden Reform im Wege steht. Diese haben schon bei manchem Anlass die Vorteile und Vorzüge anderer Einrichtungen rückhaltslos, mit voller Unbefangenheit anerkannt. Es liegt ihnen fern, die grossen Uebelstände des bestehenden Prüfungs-Systems zu beschönigen oder zu leugnen und die Heilung der Uebel ganz und gar einer späteren Zukunft anheimzustellen. Allein, allen Argumenten gegenüber, welche gegen das vielangefochtene System und für das Prüfungs-System anderer Staaten sprechen, musste die Erwägung den Ausschlag geben, dass die *socialen und politischen Verhältnisse* einer radicalen, mit der Tradition *völlig* brechenden Reform zunächst nicht zu umge-

hende Hindernisse in den Weg legen, deren Missachtung verhängnissvolle Consequenzen haben müsste.

Die französischen Mitglieder bestritten das günstige Urteil, das M. Pigeonneau über das «deutsche System», d. i. über das System des in den deutschen Staaten organisirten *Abiturienten-Examen (Maturitäts-Prüfung)* fällte, keineswegs.

Die Meinung, welche einige hochangesehene Vertreter des französischen Bildungswesens bei verschiedenen Anlässen in dieser Richtung geäussert haben, kam auch bei den Verhandlungen des Congresses zur Geltung. Andererseits bestritt auch niemand die Berechtigung der Klagen, zu denen das System der Baccalaureats-Prüfungen schon seit so manchen Jahren Anlass geboten hat. Die französischen Mitglieder, welche in die Discussion eingriffen, schlossen sich vielmehr auch in dieser Hinsicht dem Urteil des Berichterstatters an. Der Abschnitt des Memorandums, in dem M. Pigeonneau die wesentlichen Uebelstände mit scharfen Strichen charakterisirt, fand allgemeine Zustimmung.

So wurde zunächst anerkannt, dass das Baccalaureat eigentlich nicht mehr als die *Sanction* der Secundär-Studien, sondern als *Zweck und Ziel* derselben betrachtet wird und in Folge dessen den Unterricht völlig beherrscht; dass das Baccalaureat eine gewisse *Pression* auf den Unterricht ausübt und zumal in den höhern Klassen den Gang und das Niveau desselben determinirt; so dass der Lehrer schliesslich nur die Aufgabe hat, den Schüler für die Prüfung vorzubereiten. Es wurde ferner anerkannt, dass das besprochene System dem *Zufall* einen allzugrossen Spielraum gewährt; dass in Folge der unberechenbaren Spiele des Zufalls unbefangene Richter (die Professoren und Doctoren der Facultät, welche die Candidaten gar nicht kennen) eventuell zu den unbilligsten, dem wahren Niveau der Kenntnisse nicht entsprechenden Urteilen veranlasst werden können. Man wies darauf hin, dass unter solchen Verhältnissen der strebsame und wohlvorbereitete Schüler in einem ungünstigen Augenblick unterliegen und dem Erfolg des leichtfertigen und vermessenen Candidaten, der sich in zwölfter Stunde vorbereitet hat, beiwohnen kann.

Auch die Berechtigung der Klage, dass dies Prüfungs-System einem grossen Teil der Facultäts-Professoren eine schwere Last auferlegt, welche dieselben durch viele Wochen ihrem wahren wissenschaftlichen Beruf entzieht, wurde von keiner Seite bestritten.

Das vielangefochtene *Princip* des Systems, das den Candidaten gestattet, die Prüfung *in infinitum* zu wiederholen, und so die Sanction der Studien illusorisch, die Prüfung zu einem wahren Hazard-Spiel macht, wurde allgemein als ein sehr bedenklicher Uebelstand des Systems anerkannt und verurteilt. Andererseits verherrlichte niemand den *extremen Liberalismus* eines Systems, das den Nachweis bestimmter, in allgemein giltiger Weise festge-

setzter *Vorstudien* nicht zur Bedingung der Zulassung macht, sondern durch die Anerkennung der unbeschränkten *Anmeldungs- und Probir-Freiheit* die Glücksjäger und Abenteurer geradezu dazu ermuthigt, ihr Glück zu versuchen.

Es wurde ferner allgemein zugestanden, dass die wichtigsten Interessen die Beseitigung der seit Jahren viel beklagten Uebelstände dringend fordern. Man bestritt auch nicht ernstlich, dass das System der *Abiturienten-Prüfungen* in den wesentlichsten Beziehungen die gewünschten Garantien zu bieten vermöchte. Gleichwohl lehnte eine ungeheure Majorität den Gedanken einer *radicalen Reform* mit aller Entschiedenheit ab und bekämpfte die Tendenzen, welche die Grundlage des Baccalaureats-Systems umzustürzen drohen. So fand der Antrag M. Blanchet's, dass die Candidaten in Hinkunft von ihren eigenen Lehrern (von den Lehrern der Anstalt, in der sie ihre Secundär-Studien absolvirt haben) in Gegenwart von Regierungs-Commissären geprüft werden sollen, fast gar keinen Anklang und wurde in der Section und im Plenum sozusagen *a limine* zurückgewiesen. Man wies mehrfach darauf hin, dass der Congress sich auf die Aufstellung von Principien beschränken müsse, deren Anwendung nicht *a priori* als ausgeschlossen erscheint. M. Dreyfus-Briac gab wohl der Ansicht der grossen Mehrheit der Mitglieder Ausdruck, als er darlegte, dass die Annahme des erwähnten Antrags die Einleitung einer folgenschweren *politischen* Action wäre, welche unberechenbare Complicationen hervorrufen könnte. Auch die Bemerkung, dass — falls jenes Postulat realisirt würde — der Staat entweder auf den Einfluss, den er jetzt auf den Gang der Studien nimmt, verzichten oder für einen grossen Teil der Lehranstalten ein anderes Verfahren festsetzen und damit das allgemeine Princip aufgeben müsste, wurde mit grosser Zustimmung aufgenommen.

Auch in der Plenarsitzung des Congresses, in der das besprochene Problem erörtert wurde, blieb M. Blanchet mit seinem Antrag sozusagen völlig isolirt. Die Plenarversammlung spendete insbesondere den Ausführungen des Präsidenten der Section, M. Morel, grossen Beifall. M. Morel charakterisirte in prägnanter Weise die grossen Schwierigkeiten, welche das gesetzlich verbürgte Princip der Unterrichtsfreiheit *(le principe de la liberté de l'enseignement)* und die ungeheure *Ungleichheit der Lehrkräfte und des Niveaus der Studien* einer radicalen Reform in den Weg legen. Die schwerwiegenden Argumente, welche grösstenteils schon bei früheren Anlässen hervorgehoben und zumal von M. Gréard in seiner wertvollen Arbeit über die Reform des Baccalauréat gründlich gewürdigt wurden, verfehlten ihre Wirkung auch diesmal nicht.*

Der Congress ging nach kurzer Debatte (ohne dass eine meritorische Abstimmung überhaupt urgirt worden wäre) zur Tagesordnung über. Doch

* Vgl. O. Gréard: Education et instruction. Enseignement supérieur.

glaubte man andrerseits, einige ganz allgemein formulirte Grundsätze aufstellen zu sollen, welche auch im Rahmen des französischen Systems applicirbar sind, ohne die Grundlage desselben zu erschüttern.

Die abschliessende Debatte führte zu der Annahme der folgenden *allgemeinen* Principien. 1. Die Secundär-Studien müssen im Allgemeinen ihre *specielle Sanction* haben. 2. Die *beste Form* der Sanction ist jene, welche dem mittelmässig begabten, gewissenhaften Schüler gestattet, das Diplom (resp. Zeugniss) ohne übermässige Anstrengung und *ohne Vorbereitung ad hoc*, auf Grund der im Laufe der regelmässigen Studienzeit betriebenen Studien, zu erlangen. 3. Bei jeder Form der Sanction ist zu wünschen, dass die *früheren* (in der Schulzeit erhaltenen) *Censuren und Classificationen* bei der abschliessenden Prüfung berücksichtigt werden.

Schliesslich wurde der Wunsch ausgesprochen, dass für jede Form des *Enseignement secondaire* eine *besondere Sanction* geschaffen werde, welche dem Schüler mit Rücksicht auf die Art der Vorstudien bestimmte Gebiete des Hochschulwesens eröffnet.

***

Die Hochschul-Section beschäftigte sich zunächst mit dem Problem der internationalen Gleichwertigkeit der akademischen Studien und Grade (resp. Diplome). Die Gewinnung einiger leitender Gesichtspunkte von practischer Bedeutung wurde durch die Berichte, welche der Präsident der Section, M. Bufnoir und M. Th. Cart im Auftrag des Comité ausgearbeitet hatten, wesentlich erleichtert. M. Bufnoir erörtert in seinem Memorandum die allgemeine principielle Bedeutung des Problems, mit besonderer Rücksicht auf die Praxis des französischen Unterrichtswesens, und bezeichnet schliesslich die speciellen Fragen, deren Lösung einem allgemeinen Bedürfniss gerecht würde. Das Elaborat des Schriftführers der Section, M. Cart, bespricht die Gesichtspunkte, welche für die Facultés des lettres und verwandte akademische Körperschaften und Anstalten von principieller Bedeutung sind. Dies Elaborat bietet vor Allem eine knappe, übersichtliche Darstellung des Entwicklungsganges der französischen Faculté des lettres und vergleicht die gegenwärtige Lage derselben mit dem Zustand der verwandten Corporationen und Anstalten anderer Länder. Der Verfasser bezeichnet schliesslich die Bedingungen und Schranken einer Anerkennung der Gleichwertigkeit der von diesen Anstalten erteilten Grade und Diplome. Er meint, dass sich bei dem Licentiat und bei dem Doctorat in dieser Hinsicht keine schwerwiegenden Bedenken erheben.

Beide Elaborate treten im Ganzen für die allgemeine Einführung eines liberalen Vorgehens ein, weisen aber zugleich auch die Notwendigkeit gewisser Cautelen und Einschränkungen hin.

Die Discussion verfolgte im Grossen und Ganzen die im Elaborat ihres Präsidenten vorgezeichnete Richtung.

Der Präsident forderte zunächst die Vertreter der ausländischen Unterrichtsanstalten auf, über die Legislation und die Praxis der Hochschulen ihrer Heimat Aufschluss zu erteilen. Die betreffenden Fachmänner gaben zunächst über die folgenden Fragepunkte Aufschlüsse: 1. Unter welchen Bedingungen erfolgt die Zulassung zu den akademischen Studien (resp. die Immatriculation ordentlicher Hörer)? 2. Inwiefern gestatten Legislation und Praxis den ordentlichen Hörern der Hochschulen (spec. der Facultäten), einen Teil der vorgeschriebenen Studien an ausländischen Hochschulen zu absolviren? 3. Inwiefern wird die Gleichwertigkeit akademischer Studien und Grade oder Diplome anerkannt; sei es vom «professionellem» Gesichtspunkte (im Hinblick auf die Carrieren, welche die betreffenden Studien und Diplome eröffnen), oder im Hinblick auf das Recht, die begonnenen akademischen Studien an Hochschulen des betr. Landes fortzusetzen und Zeugnisse oder Diplome höherer Ordnung an denselben zu erwerben?

Die Legislation und Praxis der Hochschulen verschiedener Staaten wurde seitens der betr. ausländischen Fachmänner in grossen Umrissen dargestellt. Bei diesem Anlasse schilderte der Verfasser dieses Berichts die Legislation und Praxis der deutschen, österreichischen und ungarischen Universitäten und nahm im weiteren Verlauf der Verhandlungen auch an der Discussion über die allgemeinen Grundsätze einer praktischen Lösung des Problems Teil. Die Mitteilungen der ausländischen Mitglieder boten in ihrer Gesammtheit ein übersichtliches Bild der in den verschiedenen Staaten durchgeführten Systeme. Die eingehenden Aufschlüsse, welche M. Collard, Professor in Louvain, über das Vorgehen der belgischen Universitäten und M. Laskowsky, Professor in Genf, über die Praxis der Genfer Universität erteilten, erweckten besonderes Interesse. M. Laskowsky trat mit grosser Wärme für die Begründung einer möglichst liberalen Praxis ein. Da die Debatte sich schliesslich allzusehr auszubreiten drohte, waren einige Mitglieder in verdienstlicher Weise bemüht, die natürlichen Grenzen derselben festzustellen; so insbesondere M. Gentet, Professor in Genf, der durch treffende Bemerkungen der Debatte ihre praktische Tendenz zu sichern bemüht war und M. Gavard, der die einfachste und klarste Formel für den ersten Grundsatz einer allgemeingiltigen Lösung aufstellte. Die Section erledigte schliesslich die Hauptfragen, welche M. Bufnoir in seinem Memorandum formulirt hatte, durch die Annahme der folgenden Principien, welche im Plenum ohne wesentliche Aenderungen ratificirt wurden.

1. Die Feststellung (resp. fernere Aufrechterhaltung) der internationalen Gleichwertigkeit jener Diplome und Zeugnisse, welche die erfolgreiche Absolvirung der vorschriftsmässigen Secundär-Studien bestätigen und die

Voraussetzung der Zulassung zu den akademischen Studien (spec. der Immatriculirung ordentlicher Hörer) sind, ist jedenfalls anzustreben.

2. Es ist wünschenswert, dass den ordentlichen Hörern der Hochschulen (spec. der Facultäten) die Befugniss, einen Teil des vorschriftmässigen akademischen Lehrcurses an ausländischen Hochschulen zu absolviren, allgemein erteilt werde.

3. Insofern als gewisse akademische Zeugnisse und Grade als Voraussetzung der Erlangung eines Diplomes höherer Ordnung betrachtet werden, ist zu wünschen, dass die Gleichwertigkeit derselben vom wissenschaftlichen Gesichtspunkt überall (ohne Rücksicht auf die Nationalität des Candidaten) nach einer genauen Prüfung der vorgelegten Zeugnisse anerkannt werden. Es ist mithin zu wünschen, dass überall, wo die Zulassung zu einer Prüfung von dem Nachweis der Absolvirung gewisser Vorstudien abhängig ist, Hörer, welche die Vorstudien an ausländischen Hochschulen absolvirt haben, mit Rücksicht auf die anderwärts absolvirten gleichartigen Vorstudien und die von einer ausländischen Anstalt erteilten Zeugnisse, zu der betreffenden höheren Prüfung zugelassen werden.

***

Der Congress wandte sich zum Schluss der zeitgemässen Aufgabe zu, den Socialwissenschaften (die Formel, welche das Comité aufgestellt hat, spricht von «ökonomischen und socialen» Wissenschaften) die rechte Stelle im Studien-System der Hochschulen anzuweisen. Die Debatte knüpfte an ein gehaltvolles Memorandum von M. E. Boutmy an, das nach einer terminologischen Vorbemerkung (in Sachen der Bezeichnung *sciences économiques et sociales)* zunächst die einzelnen Zweige dieses Wissensgebiets, die Hauptphasen ihrer Entwicklung und die neueren Richtungen der wissenschaftlichen Arbeit in grossen Zügen darstellt und nach diesen historisch-methodologischen Bemerkungen die verschiedenen Systeme charakterisirt, welche bei der Organisation des Studiums der Socialwissenschaften in verschiedenen Staaten adoptirt wurden. Der ausgezeichnete Gelehrte beschränkt sich im Allgemeinen darauf, ein klares Exposé über die bisherige Gestaltung der Verhältnisse auf diesem Gebiet zu geben, ohne positive Vorschläge in Sachen des besten Systems zu machen.

Der Präsident der Section stellte eine Reihe von Fragepunkten zusammen, um der Discussion nach Möglichkeit eine praktische Richtung zu sichern. Dieser «Questionnaire» leistete als Leitfaden der Debatte vorzügliche Dienste.

Die Vertreter der einzelnen Länder hatten zunächst über das in ihrer Heimat adoptirte System Aufschlüsse zu erteilen. Die Berichterstatter gaben principiell zu, dass die Organisation der besprochenen Studien im Allgemeinen noch nicht jene Stufe erreicht habe, auf der die Organisation der

herkömmlichen Hauptzweige des akademischen Studiums steht. Andrerseits wurde aber auch auf verschiedene Institutionen hingewiesen, welche bereits einen Charakter haben, der zum grossen Teil dem Ideal eines «Enseignement organisé» entspricht.

Marquis ALFIERI erteilte interessante Aufschlüsse über die Organisation und die Erfolge der Anstalt, welche er in Florenz gegründet hat und die ihrem Vorbild, der *École libre des sciences politiques* zu Paris, nacheifert. M. VAN DER REST, Rector der Universität Bruxelles, schilderte den socialwissenschaftlichen Lehrcurs, der an der genannten Universität in jüngster Zeit organisirt wurde. An diese Auskünfte schlossen sich Mitteilungen über die Einrichtung des Studiums der Socialwissenschaften in anderen Ländern an.

Aus diesem Anlass fiel dem Verfasser dieses Berichts die Aufgabe zu, über die Einrichtungen mehrerer Staaten Aufschluss zu erteilen. Seine Mitteilungen bezogen sich auf die Systeme, welche sich im Laufe der Jahre an den Universitäten der deutschen Staaten eingebürgert haben, auf die Organisation der besprochenen Studien an den juridischen Facultäten Oesterreichs und auf die Einrichtung jener Studien an den Universitäten Ungarns. Der Verfasser glaubte zumal die charakteristischen Merkmale des an den letzteren Universitäten adoptirten Systems, das jenen Studien eine bedeutendere Stellung anweist als die Einrichtungen der erstgenannten Hochschulen, näher beleuchten zu sollen. Es musste vor allem darauf hingewiesen werden, dass die staatswissenschaftlichen Studien (unter welche der Sprachgebrauch die besprochenen Studien subsumirt) an den ungarischen Universitäten bereits eine specielle Sanction haben, welche nicht blos den theoretischen Wert einer wissenschaftlichen Auszeichnung, sondern auch (eben so wie die specielle Sanction der herkömmlichen rechtswissenschaftlichen Studien) einen professionellen Wert hat. Die staatswissenschaftliche (politische) Staatsprüfung und das staatswissenschaftliche Doctorat, welche vor Jahren an den ungarischen Universitäten eingeführt wurden, sind Sanctionen von professionellem Wert, wie die rechtswissenschaftliche Staatsprüfung und das Doctorat der Rechte. Es musste ferner betont werden, dass das Studium der besprochenen Fächer auch als eine Vorbedingung der eigentlichen juridischen Bildung eine recht bedeutende Stellung in dem Studienplan und in der Prüfungsordnung der rechts- und staatswissenschaftlichen Facultäten Ungarns erlangt haben, und dass zwischen beiden Zweigen des Studien-Systems dieser Facultäten durch die Organisation der eben erwähnten Staatsprüfungen und Rigorosen, mehr als an den meisten andern Hochschulen eine Verbindung hergestellt wurde.

Als es sich nun darum handelte, nach der Darlegung der bestehenden Einrichtungen, die allgemeinen Grundsätze einer möglichst zweckmässigen

Organisation der socialwissenschaftlichen Studien festzustellen, traten sehr beträchtliche Meinungsverschiedenheiten zu Tage, welche die Erzielung eines Resultats, das als fester Leitfaden der organisatorischen Arbeit Dienste zu leisten vermöchte, ganz unmöglich machten. Ein Ausgleich der verschiedenen Ansichten wollte nicht gelingen.

Als man an die Aufgabe herantrat, die Grundlage und den Umfang der betreffenden Studien näher zu bestimmen, den Ort derselben in dem Rahmen des Hochschulwesens festzustellen; als man die Frage aufstellte, ob eine der vier alten Facultäten oder eine selbstständige staats- und socialwissenschaftliche Facultät oder eine Fachschule, die ganz ausserhalb des Bereiches der alten Universitäten steht, die besten Garantien für eine allgemein befriedigende Lösung des Problems bieten würde; gingen die Meinungen so sehr auseinander, dass kein concreter Antrag eine Majorität zu erlangen vermochte. Selbst der vermittelnde Antrag des Verfassers dieser Mitteilungen, man möge wenigstens das allgemeine Postulat aufstellen, dass die Organisation eines systematischen Unterrichts und die Feststellung einer speciellen Sanction der socialwissenschaftlichen Studien anzustreben ist, konnte die nötige Unterstützung nicht erlangen.

Die Section beschränkte sich schliesslich darauf, einen ganz allgemein gefassten Antrag anzunehmen, durch dessen Formulirung es M. Dreyfus-Brisac gelang, der Fortsetzung einer aussichtslosen Discussion vorzubeugen. Die Section begnügte sich nämlich, im Sinne dieses Antrags den Wunsch auszusprechen, dass den Socialwissenschaften in Hinkunft eine bedeutendere Stellung in dem Studienplan des Hochschulwesens gewährt werde.

Die Erzielung eines grösseren Resultats gelang auch in der letzten Sitzung des Congresses nicht, in der M. Blondel über Gang und Ergebnisse der Sectionsverhandlungen Bericht erstattete.

Der Ausgang der Sectionsbreatungen hielt den Verfasser dieser Mitteilungen nicht davon ab, im Plenum die Frage zu stellen, ob es nicht wünschenswert und möglich sei, die Richtung, welche bei der Lösung des besprochenen Problems verfolgt werden sollte, wenigstens im Grossen und Ganzen durch Feststellung allgemeiner Grundsätze zu bestimmen. Er glaubte darauf hinweisen zu sollen, dass der Congress den Intentionen, welche zur Aufstellung des Problems geführt und zur Aufnahme desselben in das Programm veranlasst haben, nicht völlig entsprechen würde, wenn er sich darauf beschränken wollte, eine allzu allgemein gefasste Formel (deren Berechtigung principiell nicht bestritten wurde) zu sanctioniren. Es sollte aber auch zugleich dem Vorurteil entgegengetreten werden, dass die Annahme einiger allgemeingıltiger Grundsätze unvermeidlich auch die vollständige Uniformität der Organisation mit sich führen müsste.

Es lag nahe, auf die verschiedenen Systeme, welche sich bisher schon leidlich bewährt haben, auf die Einrichtungen der deutschen, österreichi-

schen und ungarischen Universitäten, auf die selbstständigen Anstalten, die in Frankreich und Italien gegründet wurden und eine erfolgreiche Wirksamkeit entfaltet haben, auf die Organisation der besprochenen Studien an der Universität Brüssel, hinzuweisen. Wir glaubten, im Hinblick auf die hohe Bedeutung, welche jene Studien in dem Zeitalter grosser socialer Bewegungen und Reformen gewonnen haben, die Aufstellung eines concreteren Postulats befürworten und betonen zu sollen, dass die Annahme eines solchen die Benützung verschiedener Mittel und Wege in den Einzelheiten keineswegs ausschliesse. Wir meinten, dass die Aufstellung des Princips, dass im Allgemeinen ein systematischer Studienplan und eine specielle Sanction für die socialwissenschaftlichen Studien (un système complet d'enseignement avec une sanction) festzustellen sei, die Actionsfreiheit in der bezeichneten Richtung nicht aufheben und andererseits einen nachhaltigen Aufschwung jener Studien bewirken würde.

Allein, die Majorität war nicht einmal geneigt, eine so allgemein gehaltene principielle Bestimmung zu sanctioniren, welche im Einzelnen die Wahl verschiedener Massregeln zugelassen hätte. Der Congress begnügte sich damit, die seitens der Section empfohlene allgemeine Formel zu ratificiren, d. i. zu wünschen, dass mehr als bisher im Interesse der genannten Studien geschehe.

* * *

Es erübrigt uns nur noch, der ausgezeichneten Rede zu gedenken, in der M. Gréard die Ergebnisse der gemeinsamen Arbeit schilderte und würdigte. Diese gehaltvolle Rede vermied mit glücklichem Tact die Extreme des Optimismus und des Pessimismus. Der Präsident wies unter allgemeinem Beifall auf den Wert des Ideenaustausches hin und auf den Gewinn, der dem menschlichen Gemüt aus der gemeinsamen Arbeit im Dienste idealer Interessen erwächst.

Zum Schluss erfüllten einige ausländische Mitglieder des Congresses eine schöne Pflicht, indem sie Namens der Versammlung dem ausgezeichneten Präsidenten und seinen verdienstvollen Mitarbeitern den Dank Aller, die an der gemeinsamen Arbeit Theil genommen hatten, aussprachen und zugleich der französischen Regierung für die wirksame Förderung der gemeinsamen Sache dankten. An diese Danksagungen schloss sich der feierliche Ausdruck der warmen Sympathien für die Culturbestrebungen der französischen Nation an, welche bei diesem Anlass nicht nur die Gelehrten der verschiedensten Länder mit allgemein anerkannter Gastfreundschaft empfangen, sondern alle Völker zu einem glänzenden Fest der Arbeit, des Friedens und der Civilisation versammelt hat.

Friedr. v. Medveczky.

DAS IMMUNITÄTSRECHT.

Ein soeben erschienenes umfassendes und grundlegendes Werk* des Reichstags-Abgeordneten Dr. Arthur Jellinek behandelt das Immunitätsrecht, wie es sich in Ungarn entwickelt hat, von seinen ersten nachweisbaren Anfängen bis zum heutigen Tage, und es construirt Form und Inhalt dieses Rechtes ausschliesslich aus den vorhandenen Rechtsquellen, ohne sich auf ausländische Analogien zu berufen, die ja bei staatsrechtlichen Fragen schon vermöge der incommensurablen Natur derselben nicht ins Gewicht fallen können, und ohne sich auf einheimische Vorarbeiten stützen zu können, die in diesem Falle ganz und gar abgehen. Sich streng an erwiesene Thatsachen haltend, braucht der Autor sich auch nicht in gelehrten Hypothesen zu erschöpfen, sondern darf sich darauf beschränken, Documente vorzulegen und aus denselben die allgemeine These abzuleiten. Complicirt wird seine Methode nur dadurch, dass in dem alten ungarischen (ständischen) Landtag das Immunitätsrecht aus anderen constitutiven Elementen bestand, als in dem Reichstage, der sich auf die Grundlage des Princips der Volksvertretung stellte. Vor 1848 setzte sich dieses Recht aus der Redefreiheit und der *salvus conductus* genannten Geleitfreiheit (freiem Geleite) zusammen und war das *persönliche Vorrecht* der Mitglieder beider Ständetafeln, während das Immunitätsrecht der constitutionellen Aera als *die Garantie der Unabhängigkeit des gesammten Parlaments* überhaupt erscheint, das seine Mitglieder gegen allerlei unbegründete Anfechtungen von aussen zu schützen bestrebt ist.

Das Immunitätsrecht der Ablegaten des ständischen Reichstages findet seine gesetzliche Basis in der vorverbőczischen Zeit in den Gesetzen Sigismund's, Mathias' und Vladislav's, während in der nachverbőczischen Epoche zumeist gesetzliche Vorkehrungen gegen Missbräuche der Redefreiheit getroffen werden. Erst die 1791er Gesetzgebung hat diese Redefreiheit in unzweifelhafter Weise gewährleistet und darum war die Aufregung gross, als Baron Nikolaus Vay wegen einer am 17. Juni 1807 im Magnatenhause gehaltenen Rede über königliche Ordre seines Generalsranges verlustig erklärt wurde. Da die Stände dagegen remonstrirten, musste er denn auch über Intervention des Palatins in seinen Rang wieder eingesetzt werden.

Dr. Jellinek behandelt nun auf Grund der Reichstags-Diarien zunächst sämmtliche Fälle in der vorachtundvierziger Zeit, in welchen die Stände Gelegenheit hatten, sich über die verletzte Immunität von Mitgliedern der einen oder der anderen Tafel zu beschweren; er teilt bei jedem einzelnen Falle die disparaten Ansichten mit, die über denselben in den betreffenden Verhandlungen laut wurden und stellt aus denselben die Rechtsgrundsätze fest, die sich im Laufe der Jahrzehnte in diesem Betracht als Residuum der erbitterten Verfassungskämpfe ergeben.

* Tanulmányok a magyar közjogból. A mentelmi jog. Irta Jellinek Arthur. Budapest, Kilian Frigyes bizományában. 1890, 453 S.

Der 1848/49-er Zeitabschnitt und die Periode bis 1867 bilden einigermassen den Uebergang zu der Formulirung des Immunitätsrechtes, wie es heute aufgefasst und gehandhabt wird. Während die 1848-er Volksvertretung keinen Anlass hatte, sich mit der Immunität ihrer Mitglieder zu beschäftigen, in ihrer gesetzgeberischen Thätigkeit aber dieses Recht als vorhanden vorauszusetzen scheint und sich mit demselben daher nur per tangentem befasst, ergab sich im Jahre 1866 bereits ein veritabler Fall der Verletzung der Immunität eines Abgeordneten (Johann Maróthy) in dessen Haus Militär eindrang, um ihn selbst zu verhaften. Damals beschloss das Abgeordnetenhaus (auf Antrag Koloman Tisza's), das freie Geleitrecht seiner Mitglieder aufs eifersüchtigste zu wahren. Uebrigens war schon vorher auf königlichen Befehl das Vorgehen der Militärbehörde annullirt worden und es war dies überhaupt *der letzte Fall*, dass das ungarische Abgeordnetenhaus bemüssigt war, des salvus conductus seiner Mitglieder Erwähnung thun zu müssen. Hingegen war der erste Fall, dass das Abgeordnetenhaus ein Mitglied über Verlangen eines Gerichtshofes auslieferte, der Alexander Csiky's, der über Ansuchen des Erlauer Stadtgerichts am 16. Juni 1866 ausgefolgt wurde. In einem Gesetze aber ist von der Immunität erst in den Ausgleichsgesetzen, und zwar im §. 47 des G.-A. XII : 1867 die Rede, wo den Mitgliedern der Delegationen die volle Immunität zugesichert wird, woraus per analogiam gefolgert wurde, dass auch die beiden Häuser, als deren Ausschüsse die Delegationen erscheinen, nicht weniger Rechte besitzen können, als diese Ausschüsse selbst. Ausdrücklich wird das Immunitätsrecht des Reichstages selbst erst in dem Strafgesetzbuche als zu Recht bestehend und durch dieses nicht alterabel erwähnt.

Den eigentlichen Begriff des Immunitätsrechtes, den Wirkungskreis des Hauses bei Verhandlung von Immunitäts-Angelegenheiten und die hiebei zu befolgenden Grundprincipien hat erst die Commission festgestellt, welche anlässlich des Falles Böszörményi zu diesem Behufe entsendet wurde. Bis zum Falle Böszörményi hatte der Petitions-Ausschuss Gesuche um Auslieferung von Abgeordneten verhandelt und begutachtet, erst seither wurde (auf Antrag Somssich') ein besonderer «aus auf juristischem Gebiete fachkundigen Individuen» bestehender Ausschuss mit der Begutachtung von Immunitäts-Angelegenheiten betraut. Auf Grund der Gutachten dieses Ausschusses und auf Grund der Debatten, die in diesen 25 Jahren über dieses Thema im Fachausschusse und im Plenum des Abgeordnetenhauses geführt wurden, unterscheidet nun der Autor die absolute Immunität, dergemäss das Reichstags-Mitglied dafür, was es als solches innerhalb und ausserhalb des Hauses spricht oder thut, nur von dem betreffenden Hause selbst zur Verantwortung gezogen werden kann, von der bedingten Immunität für Handlungen ausserhalb seiner Eigenschaft als Parlaments-Mitglied, welch letztere Immunität es ist, die von dem betreffenden Hause auch aufgehoben werden kann. Er unterscheidet ferner die materiellen und formalen Erfordernisse der Aufhebung dieses Rechtes seitens eines Hauses der Legislative, er kennzeichnet den Begriff der Vexation in der modernen Distinction als politische und nichtpolitische Vexation und stellt das gesammte Verfahren des Fachausschusses und des Hauses fest. Sehr interessant sind die Rechtsfolgen der Aufhebung des Immunitätsrechtes geschildert. Durch diesen Akt ist nämlich im Sinne der eingebürgerten Praxis nichts weiter geschehen, als dass dem Gerichtshofe gestattet werde, den Straf-

prozess gegen ein Mitglied des Hauses durchzuführen, welch Letzteres aber hiedurch in der Ausübung seiner gesetzgeberischen Rechte noch nicht behindert werden darf. Soll nun ein Urteil an dem Parlaments-Mitglied factisch vollzogen werden, so würde dies zur Folge haben, dass dasselbe an der Ausübung seiner gesetzgeberischen Rechte verhindert werde, und hiezu ist daher ein besonderer Beschluss des Hauses notwendig.

Controvers war es eine Zeit lang, ob die Erlaubniss des Abgeordnetenhauses auch zur gerichtlichen Vorladung eines Abgeordneten als Zeugen notwendig sei, und die Praxis hat in liberalem Sinne entschieden, indem solche Vorladungen freigegeben wurden; nur wurde die Anwendung von Zwangsmassregeln behufs Vorführung eines Reichstags-Mitgliedes von der Aufhebung des Immunitätsrechtes abhängig gemacht. Sehr lehrreich ist auch die Auseinandersetzung über die Stellung des Parlaments zu jedem behördlichen Angriff auf das Immunitätsrecht. Der Autor distinguirt da, ob diese Behörde eine gerichtliche oder administrative war. Im ersteren Falle ist der Justizminister gehalten, auf dem Wege der Ober-Staatsanwaltschaft die Invalidirung des Verfahrens zu betreiben, während im letzteren Falle diese Obliegenheit dem Minister des Innern zufiele, wobei das Haus den betreffenden Ministern die directe Weisung hiezu und zur Anordnung des Disciplinarverfahrens gegen das schuldige Organ erteilen kann.

Das Werk Arthur Jellinek's erschöpft seinen Gegenstand nach allen Richtungen — auch die Immunität der kroatischen Abgeordneten, nicht minder die der österreichischen Delegirten hierzulande und die der ungarischen in Oesterreich wird behandelt und quellenmässig belegt — in einer Weise, dass es einen fast freut, auch eine Lücke constatiren zu können. Dieselbe bestände nämlich in der Ignorirung des erst im vorigen Jahre (G.-A. XXII : 1889) geschaffenen Gesetzes, das etwaige *Conflicte zwischen Immunitätsrecht und allgemeiner Wehrpflicht* beseitigen will und demgemäss während des Beisammenseins des Reichstags (oder der Delegationen) in Friedenszeiten ein Mitglied desselben (der Delegation) zu militärischen Dienstleistungen nur aus freien Stücken und nur mit Einwilligung des betreffenden Hauses einberufen werden kann. Es ist dies eine kostbare Errungenschaft, die jedenfalls erwähnt werden müsste, wenn sie auch erst in kritischen Zeiten praktisch erprobt werden dürfte. Und was wir an dem mit stupendem Fleisse gearbeiteten Werke noch auszusetzen haben, das ist trotz alphabetarischem Sachen- und Personenregister und trotz der streng logischen Einteilung des Ganzen jener Mangel an Uebersichtlichkeit, der mit der deductiven Methode verbunden ist, und der, nachdem nun im vorliegenden Werke eigentlich blos die dogmatische Geschichte der Institution des Immunitätsrechtes vorhanden ist, das Bedürfniss nach einem eigentlichen Lehrbuch oder sagen wir nach einem Katechismus des Immunitätsrechtes, in welchem von allem Quellenmaterial Umgang genommen wird, rege macht. Rege gemacht wird aber auch das Interesse für die vom Autor in Aussicht gestellten nächsten zwei Werke, deren eines unser Verhältniss zu Oesterreich behandeln soll, während das andere das Budgetrecht Ungarns nach der gleichen Methode zu deduciren berufen sein wird. Die bisherigen Leistungen Dr. Jellinek's auf dem Gebiete der juristischen Fachliteratur berechtigen zu der Annahme, dass er das hohe Ziel, das er sich gesteckt, auch glücklich erreichen werde.

GESCHICHTE DES THEATERS IN ARAD

Nur wenige ungarische Provinzstädte können sich dessen rühmen, seit mehr denn einem Jahrhundert der dramatischen Muse ein Heim geboten zu haben. War ja selbst in der Hauptstadt das Theaterwesen um jene Zeit noch in seinen ersten Anfängen und der Sinn der Bevölkerung mehr den rohen Hanswurstiaden und den «Hetzen» zugethan. Der Stadt Arad gebührt der Ruhm, schon um das Jahr 1777 der Schauplatz dramatischer Vorstellungen gewesen zu sein, wie wir dies aus der soeben erschienenen «Geschichte des Arader Schauspielwesens»,* welche Dr. Béla Váli mit emsigem Fleiss aus allen nur auffindbaren Quellen zusammengetragen hat, erfahren und daraus den Schluss ziehen können, dass die schöne, blühende Stadt, deren Bewohnerschaft bezüglich aller Cultur-Institutionen in der vordersten Reihe marschirt, stets das Centrum der Intelligenz des ungarischen Tieflandes vor. An das genannte Jahr knüpft sich das Ereigniss des bedeutungsvollen Besuches, den der Grosswardeiner Oberstudiendirektor Graf Anton Károlyi am 29. Mai der Stadt Arad abstattete und dem zu Ehren die adelige Jugend eine Theatervorstellung gab. Der Prunksaal des Gymnasiums konnte die grosse Schaar der Zuschauer nicht fassen, und so wurde die Aufführung in dem Gebäude des Stadtrates Mathias Strasser veranstaltet.

Die erste Theatergesellschaft, deren Name sich in den Annalen der Stadt vorfindet, war die des Koloman Wolf, welche im Oktober des Jahres 1793 Vorstellungen in deutscher Sprache gab, jedoch wegen geringer Teilnahme des Publikums bald ihre Zelte abbrechen und weiterwandern musste. Desto grösseren Beifall fand die im Jahre 1794 dort gastirende Gesellschaft des «Volfgangus Stephani», von der Vicegespan Emerich Lovász in seinem Berichte vom 6. August 1794 lobend hervorhebt, dass sie nicht nur durch die Aufführung ungarischer Stücke, sondern auch durch ihr sittliches Betragen sich die allgemeinen Sympathien erwarb. Auch in den folgenden Jahren scheint sich die Theaterlust rege erhalten zu haben, und kaum lässt sich ein classischerer Beweis dafür citiren, als die vom 5. Dezember 1798 datirte Aufzeichnung im Tagebuche eines Mitgliedes des Minoriten-Ordens, welche dahin lautet: «Weder Regen, noch Morast, noch Schneegestöber vermag die Menge abzuhalten in die Comödie zu eilen, welche dreimal wöchentlich im Milics-Hause aufgeführt wird». Dieses Milics'sche Haus, in welchem auch später die wenigen Uebriggebliebenen der Ladislaus Kelemen'schen Gesellschaft spielten, soll laut einer mündlichen Tradition eigentlich ein Granarium gewesen sein, das zeitweilig auch als Theatersaal dienen musste. Die Theatercensur wurde damals gar streng geübt, und der Arader Stadtphysikus, der für die Gesundheit der Bewohner und für die Sittlichkeit der Theaterstücke Sorge zu tragen hatte, musste das ganze Repertoire dem Statthaltereirat zur Begutachtung unterbreiten, welcher in der That mehrere Stücke als gemeingefährlich verbot.

* «Az aradi szinészet története 1774—1889», irta Váli Béla, Budapest 1889. Mit mehreren Illustrationen.

Mit der zunehmenden Wohlhabenheit und Zahl der Bevölkerung wurde das Milics'sche Kornmagazin für die Theatervorstellungen zu eng und zu unansehnlich. Da schritt im Jahre 1812 der Arader israelitische Einwohner Jakob Hirschl um die Licenz zur Erbauung eines Theaters ein, die er von Kaiser Franz auch erhielt. Der Kaiser machte dem vortragenden Hofbeamten gegenüber die classische Bemerkung: «Merkwürdig, wenn a Jud' Geld hat, auf was für eine Idee er kommt.» Das neue Theater, welches in der jetzigen Baron Simonyigasse — die ein halbes Jahrhundert hindurch Theatergasse hiess — erbaut wurde, kam erst im Jahre 1820 zur Vollendung. Unterdess wurde noch im Milics-Saale gespielt, und zwar abwechselnd von deutschen und ungarischen Theatertruppen. Besonderen Beifall errang sich die Gesellschaft des David Kilényi, die von Pest über Szegedin und Szabadka nach Arad kam. Ebenso wusste die Truppe des Michael Bándza allgemeinen Enthusiasmus zu erregen, und trotzdem die Preise für jene Zeit ziemlich hohe waren — eine Loge kostete 5 Gulden, ein Sperrsitz 1 Gulden, das Nobelparterre 45 kr., war das Theater doch immer ausverkauft.

Das neue Theatergebäude wurde mit dem deutschen Stücke «Aschenbrödel» eröffnet, doch so oft die Kilényi'sche Gesellschaft eintraf, flogen ihr alle Herzen entgegen. Kein Wunder, sie bot nicht nur ein ausgezeichnetes Ensemble, sondern zählte auch hervorragende Talente, wie z. B. die berühmte Frau Déry, geb. Széppataki, deren Tagebücher bekanntlich die beste Quelle für die ersten Epochen der ungarischen Schauspielkunst bilden, zu ihren ständigen Mitgliedern. Die Schauspieler wurden in Privathäusern einlogirt, jedes Mitglied derselben war ein überall gern gesehener Gast, die Vorstellungen waren stets besucht und am Ende der Saison beschlossen die leitenden Männer des Komitats, auf ihre Kosten die Gesellschaft wieder nach Pest zu befördern. Bald wurde auch unter dem Vorsitze des kön. Rathes Josef Faschó eine Theater-Commission gebildet, welche mit der Regelung des Theaterwesens für die Stadt und das Komitat Arad betraut wurde. Auch der Bürgermeister Dominik Heim wurde den Beratungen zugezogen und beschlossen, das Theater für die Wintersaison einer ungarischen Gesellschaft zu sichern. Gleichzeitig entstand auch eine belletristische Commission, deren Aufgabe es war, die ungarische Literatur zu heben und die Bevölkerung für das ungarische Theaterwesen zu begeistern.

So spielten mit abwechselndem Glück ungarische und deutsche Gesellschaften bis gegen Ende der vierziger Jahre. Eine sehr hübsche Theaterepisode aus jener Zeit ist von einem Mitgliede der Theatergesellschaft des Kilényi und Csabay verzeichnet worden. Es war in den Juni-Tagen des Jahres 1846, als die Truppe zum Arader Markte eintraf, aber zu ihrer unangenehmen Ueberraschung den Platz und das Interesse des Publikums bereits durch den berühmten Taschenspieler Bosco in Anspruch genommen fand. Da galt es einen kühnen Streich zu spielen. Ein Mitglied der Gesellschaft, der Schauspieler Futó, war selbst ein sehr geschickter Prestidigitateur und wusste alle Kunststücke Bosco's ausgezeichnet nachzuahmen. In aller Eile ward ein Stück «Az Ál-Bosco» («Der falsche Bosco») geschrieben und auf dem Theaterzettel angekündigt, dass alle Wunder, die Bosco zeigt, nicht nur nachgeahmt, sondern dem Publikum auch erklärt würden. In hellen Haufen drängte sich die Bevölkerung zu der Vorstellung, Bosco selbst war in einer Loge anwesend, und als Futó in der Maske des anwesenden Zauberkünstlers

erschien und dessen sämmtliche Stücke mit verblüffender Geschicklichkeit producirte und erklärte, jubelte das Publikum und Bosco hielt es für geraten, am andern Tag Arad zu verlassen.

Nach dem Freiheitskriege war es der ebenso reiche, wie freigebige Peter v. Csernovics, dessen gastfreies Haus mit fürstlicher Munificenz die ungarischen Schauspieler aufnahm, dessen kolossaler Reichtum die Mittel zur Entfaltung prunkvoller nationaler Theatervorstellungen bot, welche damals nicht wenig dazu beitrugen, den Patriotismus zu wecken und wach zu erhalten. Heute lebt der einst durch seine Opferwilligkeit und unbegrenzte Freigebigkeit im ganzen Lande berühmte Mann still und zurückgezogen auf der Besitzung eines seiner Verwandten im Temeser Komitat. Als sich seine Vermögensverhältnisse so gestaltet hatten, dass er nicht mehr so grosse Opfer bringen konnte, war es eine Gruppe von Arader Bürgern, welche sich des Theaterwesens annahm und dasselbe nach Kräften förderte. Im Jahre 1874 wurde das neue prächtige Theater erbaut, bei dessen Eröffnung die vornehmsten Kräfte des Nationaltheaters am 21. September des genannten Jahres Andreas Fáy's Lustspiel «A mátrai vadászat» (Die Jagd in der Mátra) aufführten. Bekanntlich wurde das schöne Theater am 18. Feber 1883 ein Raub der Flammen, doch Dank dem Patriotismus der Arader und dem rastlosen Eifer des Bürgermeisters Julius Salacz, wurde der Wiederaufbau bald in Angriff genommen, so dass das neue Theater am 1. Oktober 1885 eröffnet werden konnte.

KURZE SITZUNGSBERICHTE.

— **Akademie der Wissenschaften.** In der Sitzung der ersten Classe am 3. März, über welche wir bereits berichtet haben, legte noch das ordentliche Mitglied Josef Budenz den XXI. Band der von ihm redigirten *Nyelvtudományi közlemények* (Sprachwissenschaftliche Mitteilungen) vor, welcher, der Bestimmung dieser Zeitschrift entsprechend, wichtige Beiträge zur altaischen vergleichenden Sprachwissenschaft enthält. Vor Allem ist das Magyarische durch eine Abhandlung «Die Bildung der magyarischen Laute» von Josef Balassa vertreten; der livische Dialekt der finnischen Sprachgruppe durch Emil Setälä's Abhandluug «Das Livenvolk und seine Sprache»; die vogulische Sprachgruppe durch Bernhard Munkácsi's «Vogulische Dialekte. I.»; die ugrische Sprachvergleichung durch eine Abhandlung von Josef Budenz; die türkische Sprachgruppe durch Munkácsi's «Csuvasische Sprachbemerkungen»; Munkácsi bietet ferner «Neuere Beiträge zu den türkischen Elementen des Magyarischen. II.»; das Osmanische ist durch ein Volksschauspiel in osmanischer Volkssprache von Ignaz Kúnos vertreten; endlich die mongolische Sprachgruppe durch Josef Budenz's «Kurze mongolische Sprachlehre» und «Mongolische Sprachproben».

— In der Sitzung der zweiten Classe am 10. März las das correspondirende Mitglied Josef Jekelfalussy *über die künftige Volkszählung.* Vortragender wirft zunächst einen kurzen Rückblick auf die seit Wiederherstellung der Verfassung durchgeführten Volkszählungen und hebt den Fortschritt hervor, welcher durch die Ermittlung der Nationalitäten-Verhältnisse und die An-

wendung des Systems der Zählblätter bei der zweiten (1880-er) Aufnahme, der ersten gegenüber, erreicht wurde. Die erste dieser Neuerungen ist der Erstarkung unseres nationalen Selbstbewusstseins zu danken. Die letztere war eine Errungenschaft, mit welcher wir dem gebildeten Ausland zuvorgekommen sind. In beiden Richtungen müssen wir die erzielten Resultate auch für die Zukunft bewahren, ja wir müssen dieselben weiter entwickeln und darin wird das mittlerweile erstarkte statistische Landesbureau schon eine festere Stütze bieten. Sodann bespricht der Vortragende in eingehender Weise die Vorbereitung der bevorstehenden Volkszählung, die Wahl der anzustellenden Zählagenten und sämmtliche im Zusammenhange mit der Volkszählung stehenden Fragen. Er hält es für wünschenswert, dass die Abwesenden nach ihrem Aufenthalte im Inlande, in Oesterreich oder im Auslande klassifizirt werden sollen, und constatirt den Fortschritt in Betreff der eingehenderen Erhebung der Wohnungsverhältnisse. Die Altersfrage sollte im Gegensatze zu der am Petersburger internationalen statistischen Congress getroffenen Vereinbarung nicht so lauten: «Wann ist der Betreffende geboren», sondern es sollte gefragt werden: «Wie alt ist der Betreffende?», da der minder Gebildete blos Letzteres im Auge behält. Bei den Confessionen sollten auch die nicht recipirten Religionen aufgenommen werden. In der Frage der Nationalität nimmt er für die Ermittlung der Muttersprache Stellung, doch sollten die anlässlich der 1880-er Aufnahme abgesonderten. «des Sprechens Unvermögenden», jetzt nach der Sprache des Vaters, beziehungsweise des Familien-Oberhauptes in die Nationalitäten-Classen der übrigen Bevölkerung eingetheilt werden. Die kroatische und die serbische Nationalität sollen als vom politischen und ethnographischen Gesichtspunkte verschiedene Nationalitäten einzeln rubrizirt werden. Das grösste Gewicht legt der Vortragende aber auf die Entwicklung der Beschäftigungs-Statistik. Obgleich er nicht hofft, dass wir die Resultate der 1882-er deutschen Berufszählung erreichen werden — worin wir Deutschland schon wegen der mit einer solchen Aufnahme verbundenen Kosten nicht nachahmen können —, könnte doch schon durch die richtige Fragestellung viel erreicht werden. Die Rubriken des Zählblattes müssen derart festgestellt werden, dass Diejenigen, welche dieselben ausfüllen, gehörig orientirt seien, ohne ihre Zuflucht zu den langen und trockenen Instructionen nehmen zu müssen, welche von den meisten Leuten einfach unberücksichtigt bleiben. Die jüngste Volkszählung liess gerade in dieser Beziehung viel zu wünschen übrig. Jetzt, wo die Einbürgerung der Industrie als die aktuellste volkswirtschaftliche Aufgabe anerkannt wird, gehört die eingehende Kenntniss der Beschäftigung unserer Bevölkerung zu unseren wichtigsten Agenden. Aus diesem Grunde wünscht der Vortragende die Aufnahme von sechs besonderen Fragepunkten, indem er auf die Nebenbeschäftigung, das dienstliche Verhältniss, die Qualität desselben, auf die Beschäftigung der Erhalter solcher Personen, welche keinen selbstständigen Erwerb haben, und auf den Umstand Rücksicht nehmen will, ob bei den Industriellen der Brodgeber die Industrie fabriksmässig, handwerksmässig oder häuslich betreibt.

Den zweiten Vortrag hielt das corr. Mitglied Johann Csontosi *über die Corvina-Frage auf dem 1843/44er Reichstage.* Der 1843/44er Reichstag initiirte im Interesse der Bibliothek des Königs Mathias Corvinus eine Bewegung, welche die

Rückerwerbung der in ganz Europa zerstreuten Ueberreste der Corvina für das ungarische Nationalmuseum bezweckte. Diese Bewegung begann in dem Zeitpunkte, wo der Bau des Palastes des ungarischen Nationalmuseums seiner Vollendung nahte und die würdige Einrichtung und Ausstattung desselben das Hauptbestreben des Reichstages, des Palatins und des Königs Ferdinand V. bildeten. Unter dem Einflusse dieses Bestrebens entstand jene denkwürdige Bittadresse, welche der 1843/44-er Reichstag in Angelegenheit der Rückerwerbung der Reste der Bibliothek des Königs Mathias für das Nationalmuseum an den König richtete, und deren möglichste Erfüllung König Ferdinand V. in seinem huldvollen Rescript vom 4. November 1844 verhiess. Unter demselben Datum richtete Se. Majestät an den kaiserlichen Hof- und Staatskanzler Fürsten Metternich einen allerhöchsten Befehl, in welchem derselbe mit Rücksicht auf den Wunsch des ungarischen Reichstages angewiesen wurde, dahin zu wirken, dass die aus der Bibliothek des Königs Mathias stammenden und in den Bibliotheken und Archiven zu Rom. Florenz. Bologna, Berlin vorfindlichen, auf Ungarn bezüglichen Handschriften für das ungarische Nationalmuseum wenigstens in Abschrift erworben werden könnten und im Wege der betreffenden Gesandtschaften Alles geschehe, dass der Wunsch des Reichstages nach Möglichkeit erfüllt werde. In Folge dieses allerhöchsten Befehls wies der kaiserliche Staatskanzler Fürst Metternich in einer Circularnote vom 5. Dezember 1844 die Gesandten der Monarchie in Rom, Paris, London, Berlin, Hannover, Dresden, Florenz an, sich über die in den Bibliotheken zu Rom, Bologna, Ferrara, Florenz, Paris, England, Berlin, Wolfenbüttel, Dresden. Leipzig vorfindlichen Corvina-Handschriften Auskunft zu verschaffen und darüber einen detaillirten Ausweis einzusenden, aus welchem beurteilt werden könnte, von welchen Handschriften, für den Fall dass ihre Rückerwerbung im Wege des Tausches oder Kaufes nicht möglich wäre, Abschriften angefertigt werden müssten. Diese Forschungen und Verhandlungen wurden auch in Angriff genommen und waren drei Jahre lang, von 1845 bis 1847, im Gange. Zu welchen Ergebnissen dieselben geführt und wie weit sie zur Lösung der Corvinafrage beigetragen haben, verspricht Vortragender in einem folgenden Vortrage darzulegen.

Zum Schlusse meldete der Präsident der Akademie eine Spende des Herrn Sigmund Schosberger de Tornya an, der der volkswirtschaftlichen Commission der Akademie zur Förderung ihrer Arbeiten zehntausend Gulden zukommen liess.

— In der Sitzung derselben Classe am 12. Mai hielt das ordentliche Mitglied Thomas Vécsey den ersten Vortrag unter dem Titel: «*Beitrag zur Geschichte des juridischen Unterrichts*». In unseren Tagen, wo der ungarische Unterrichtsminister die Reform des juridischen Unterrichts, ja des gesammten Universitäts-Unterrichts initiirt, ist die Beleuchtung des Unterrichtswesens der Vergangenheit eine zeitgemässe Aufgabe. Vortragender machte die mit den Worten «Omnem rempublicam» beginnende, berühmte, aber bisher nicht wissenschaftlich analysirte Verordnung Justinian's, die goldene Bulle des mittelalterlichen Rechtsunterrichts, zum Gegenstande kritischer Würdigung beim Lichte der historischen Methode. Seine Revue beginnt bei dem Rechtsunterricht der orientalischen Völker und der Griechen und geht sodann zu Rom über, wo das Recht frühzeitig neben der Religion eine selbstständige Herrschaft gewinnt, wo von den Scaevolas angefangen bis zum Hinscheiden des Severus das Recht von Männern gelehrt wurde, welche die starre

Strenge mit der Billigkeit, das Local- und Stammrecht mit dem Rechte der Völker versöhnten und wissenschaftlich bearbeiteten. Die Massnahmen des Constantinus und Theodosius II. bereiteten die Verstaatlichung des Rechtsunterrichts vor, welche Justinianus zur ausschliesslichen machte. In seinem weiten Reiche blieben blos drei Rechtslehranstalten bestehen. Die übrigen hob er auf; aber der Rang der Professoren, welcher seit Theodosius II., nach zwanzigjährigem verdienstlichen Dienste, Comes-Würde erster Classe — dem Range des Gouverneurs und Militär-Obercommandanten der Diöcesis gleich — war, blieb unvermindert. Interessant ist der vom Unterrichtsgegenstande, vom Unterrichtsplane, vornehmlich aber der vom Zwecke und von der Methode des Unterrichts handelnde Teil. Vortragender referirt nicht blos über die Vergangenheit, sondern knüpft an die alten Ideen neue an und denkt auch an die Aufgaben der Gegenwart. Insbesondere interessirt ihn das Schicksal seiner Fachwissenschaft (römisches Recht) im Auslande wie daheim, und er weist stolz nach, dass das römische Recht über die Erde ebenso ausgebreitet sei, wie die Bibel. Sehr lehrreich ist die Mitteilung über die Disciplin und die Beleuchtung der Wirkungen der fürstlichen Verfügungen. In der Culturpolitik sei das Haschen, Schwanken, planlose Experimentiren gefährlich, aber auf ewige Dauer dürfe kein Menschenwerk zählen.

Hierauf hielt das correspondirende Mitglied Ignaz Acsády einen Vortrag über «*Die Aufgaben unserer Industriegeschichte*». Die Abhandlung betont die grosse Bedeutung der Geschichte der Industrie und überhaupt der Wirtschaft aus dem Gesichtspunkte sowohl der modernen praktischen Wirtschaftspolitik, als auch der Wirtschaftslehre. Sie weist auf das ungeheure Material hin, welches uns auf diesem Gebiete aus den verschiedenen Epochen der Vergangenheit überkommen ist, sowie auch darauf, dass für die wissenschaftliche Verwertung dieses Materials bisher blutwenig geschehen ist. Dies konnte auch nicht anders sein, da sich bisher blos die Pfleger unserer allgemeinen Geschichte mit dem wirtschaftsgeschichtlichen Material beschäftigt, unsere Nationalökonomen dagegen dasselbe ganz unbeachtet gelassen haben. Die Abhandlung betont ferner, dass, solange sich nicht die auf dem Niveau der modernen Wirtschaftswissenschaft stehenden Fachmänner für die Geschichte der Wirtschaft interessiren werden, dieses wichtige Wissenschaftsfach keinen höheren Aufschwung werde nehmen können. Vortragender bezeichnet diesfalls vornehmlich jene Fragen, mit welchen sich die Geschichte der Industrie befassen müsste, um der Gegenwart gehörige Aufklärung über die sociale Frage der vergangenen Jahrhunderte zu geben.

— In der Sitzung derselben Classe am 14. April hielt den ersten Vortrag das ordentliche Mitglied Vicepräsident Wilhelm Fraknói unter dem Titel: «*König Mathias' erste Versuche zur Erwerbung des deutschen Thrones 1468—70*». König Mathias überzeugte sich nach den ersten sieben Jahren seiner Regierung von der Unmöglichkeit, die bei seiner Thronbesteigung ins Auge gefassten Aufgaben mit den ihm zu Gebote stehenden Mitteln zu lösen. Ein Teil des Landes stand unter fremder Herrschaft; die missvergnügten Unterthanen konnten stets auf die Unterstützung nach der Krone Ungarns lüsterner Nachbarn rechnen; seine Hoffnung, die Expansion der Türkenmacht aufhalten zu können, war zerronnen. Doch eben in diesen traurigen Erfahrungen erkannte er die Gesetze der geschichtlichen Entwicklung des ungarischen Staates. Seit der Festsetzung der Türkenmacht in Con-

stantinopel war es unzweifelhaft geworden, dass Ungarn, zwischen das occidentalische und orientalische Kaisertum eingekeilt, für sich nicht bestehen könne. Dies bewog Ludwig I. zur Verbindung mit Polen, und die ungarische Nation zur Thronerhebung des Luxemburgers Siegmund und der Habsburger Albert und Ladislaus V. Bei Mathias' Wahl brach die im Gefühle verjüngter Kraft aufbrausende Nation mit dieser Tradition; doch wenige Jahre genügten, die Illusionen zu zerstreuen. Mathias fasste den Entschluss, die Errungenschaften des Sieges der nationalen Reaction durch die Befriedigung der Anforderungen der europäischen Lage zu sichern. Sein darauf abzielendes Bündniss mit dem Deutschen Kaiser blieb fruchtlos, weil Friedrich III. weder fähig, noch Willens war, die deutsche Reichskraft in Ungarns Interesse zu verwerten. Darum fasste Mathias alsbald den kühneren Gedanken, sich selbst auf den Thron des Deutschen Reiches zu schwingen. Auf gleichem Niveau mit der Kühnheit der Conception steht seine Findigkeit in der Wahl der Mittel. Er mochte seine Thatenlust nicht bis zum Tode des Kaisers zähmen, sondern wollte sich bei dessen Lebzeiten zum römischen König wählen lassen, mit welchem Titel die Rechte des Thronerben und Mitregenten verbunden waren. Da aber die Initiative vom Kaiser ausgehen musste, trachtete er ihn von der Aufrichtigkeit seiner Anhänglichkeit und dem Wert seiner Dienstwilligkeit zu überzeugen. Auch strebte er, die deutschen Fürsten zu gewinnen. Anfang 1468 stellten ihm der Papst und der Kaiser als Lohn für einen Feldzug gegen den excommunicirten Böhmenkönig Georg Podiebrad das römische Königtum in Aussicht. Doch brachte der Kaiser Anfang 1469 auf der Regensburger Reichsversammlung die Wahl Mathias' nicht aufs Tapet. Der enttäuschte Mathias schloss nun Frieden und Freundschaft mit Podiebrad unter der Bedingung, dass dieser ihm auf den Kaiserthron helfe, worauf Podiebrad bei dem ihm befreundeten Brandenburger Markgrafen und beim französischen Hofe durch Gesandte die Action in Mathias' Interesse begann. Gleichzeitig trat Mathias in unmittelbare Verbindung mit dem Brandenburger Kurfürsten Friedrich von Hohenzollern, der bei seiner Zusammenkunft mit Mathias in Breslau dessen Antrag, ihm seine Tochter zur Gemahlin zu geben und ein ewiges Bündniss mit ihm zu schliessen, hinhaltend beschied, aber ein Jahresgehalt von 2000 Gulden von Mathias annahm. Das Haus der sächsischen Herzoge gewann er durch die Bestätigung derselben in ihren böhmischen Lehen. Desgleichen schlossen die Mitglieder des Hauses Wittelsbach mit ihm am 2. September 1469 ein Schutz- und Trutzbündniss und versicherten ihn ihrer Unterstützung. Doch das freundschaftliche Verhältniss zu den mächtigsten Dynastien Deutschlands blieb wertlos, so lange der Kaiser seine Absichten auf die Macht nicht unterstützte. Demnach meldete Mathias dem Kaiser seinen Besuch an und hielt, freundlich empfangen, am 11. Feber 1470 einen glänzenden Einzug in Wien, wo er einen Monat lang im herzlichsten Verkehr mit dem scheinbar ganz gewonnenen Kaiser zubrachte. Er erhielt die Hand der kleinen Erzherzogin Kunigunde mit der Bedingung, dass die Vermählung nach zehn Jahren erfolgen solle. Es wurde bestimmt, dass in dem Falle, dass des Kaisers zehnjähriger Sohn Maximilian ohne männliche Erben stürbe, seine sämmtlichen Länder auf Mathias übergehen sollen, und dass Mathias im Frühjahr mit dem Kaiser auf der Reichsversammlung erscheinen solle, wo die Angelegenheiten der römischen Königswahl, der böhmischen und türkischen Feldzüge erledigt werden sollten. Alles war ins

Reine gebracht; da tauchten unerwartete Schwierigkeiten auf und Mathias reiste empört ohne Abschied ab. Er entsagte der Hoffnung, den Kaiser durch ein Verwandtschafts- und Bundesverhältniss für seine Pläne zu gewinnen; doch war er nicht abgeneigt, dessen Einwilligung auch mit Waffengewalt zu erzwingen. Dieser Entschluss bestimmte fortan die Richtung seiner Politik, und seine auf die Verwirklichung derselben gerichteten Anstrengungen bieten eines der ergreifendsten Schauspiele der Weltgeschichte, das Schauspiel eines wahren Titanenkampfes. Vielleicht die grösste der zahllosen, von Mathias zu bekämpfenden Schwierigkeiten war die, welche die Verkennung seiner Absichten im Schosse seiner eigenen Nation erstehen liess, und welche ihm wiederholt mit der Gefahr drohte, während des Kampfes um die Kaiserkrone die ungarische Königskrone zu verlieren. Es schien seinen Unterthanen, ja selbst der Nachwelt, als hätte er die Interessen seiner Nation seiner masslosen Ambition geopfert. Und doch suchte Mathias in Oesterreich und Böhmen, am Rhein und an der Elbe nur die politischen Bedingungen, welche seinem Vaterlande den ihm gebührenden Platz im europäischen Staatensystem sichern sollten.

Hierauf hielt das corresp. Mitglied Professor Paul Hoffmann einen Vortrag über «*Die Specifikation*» (Vermischung, Verarbeitung). Der gelehrte Vorleser ging nach einem längeren Rückblicke auf das römische Recht, auf die Charakteristik des Standpunktes der modernen Wissenschaft und Gesetzgebung über, worauf eine Besprechung und Kritik der bezüglichen ungarischen Literatur und Judicatur folgte. Der dritte Teil des Vortrages enthielt die selbstständige, neue Auffassung des Vortragenden, während der vierte, letzte Teil eine eingehende Kritik der betreffenden Normen des Entwurfes eines deutschen bürgerlichen Gesetzbuches bildet.

— **Die Historische Gesellschaft** veranstaltete am 26. Jänner im Palaste der ungar. Akademie der Wissenschaften zur Erinnerung an die vierhundertste Jahreswende des Todestages des glorreichen Königs Mathias Corvinus, in Gegenwart eines überaus zahlreichen Publikums eine Festsitzung, welche der Präsident der Gesellschaft Graf Anton Szécsen mit der folgenden Rede eröffnete:

Das angebrocheue Jahr 1890 wird mit pietätsvollem Gedenken die vierhundertste Jahreswende des Todes des Königs Mathias feiern, des Todes, welcher in trauriger Weise den Ausgang einer Glanzperiode der vaterländischen Geschichte bezeichnet.

Die Historische Gesellschaft, welche seit Jahren mit Eifer und Erfolg auf dem Felde der Forschung, Datensammlung und Interesseerweckung für die vaterländische Geschichte wirkt, scheint deshalb in erster Reihe berufen, diesem pietätsvollen Gedenken Ausdruck zu geben, und eben deswegen sehen wir mit lebhaftem und doppeltem Interesse dem Hauptgegenstande unserer heutigen Sitzung entgegen, welcher uns zum Ausgangspunkte der Laufbahn des grossen Herrschers, zu dessen Königswahl zurückführen wird.

Die Geschichte des Lebens und der Herrschaft des Königs Mathias ist eine ebenso anziehende, wie schwierige Aufgabe. Die politischen Ereignisse der letzten Jahrhunderte unseres Weltteils haben — wiewohl oft um den Preis langwieriger und sich wiederholt erneuernder Kämpfe — in ihren Endergebnissen in der Regel

Beschlüsse und Schöpfungen zu Tage gefördert, welche den europäischen internationalen Rechts- nnd Staatsverhältnissen für eine längere Zeitdauer eine allgemein anerkannte und verhältnissmässig dauerhafte Grundlage boten, — während die Kämpfe, Friedensschlüsse und Ausgleiche der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts, dieser par excellence Uebergangs- und Vorbereitungsperiode, unaufhörlich wechseln, ohne den Charakter des Provisorischen loszuwerden, weil sie sich in der Regel ausschliesslich auf die naturgemäss schwankende Geltendmachung der unmittelbarsten Folgen der Ereignisse beschränken. Die gesammte soziale und politische Organisation des zu Ende gehenden Mittelalters hatte dem Einfluss der individuellen Factoren des öffentlichen Lebens ein weites Feld geöffnet, welcher Einfluss seinen Ausdruck und seine Stützen in der Macht der hervorragenden Männer und Familien, in den traditionellen — nicht immer präzis umschriebenen — Rechten der ständischen Elemente, in den von einander isolirten, bisweilen einander widerstrebenden Localinteressen fand, und vor welchen das nur erst aufkeimende Gefühl der Solidarität der Factoren und Aufgaben des nationalen und staatlichen Lebens einigermassen in den Hintergrund trat. Die Erkenntniss dieser Solidarität und ihre Zusammenfassung in einer kräftigen Regierungsmacht begann zuerst in Frankreich zur Geltung zu gelangen, wo sie, in ihrer Entwicklung öfter behindert, in späteren Zeiten übertrieben und bis an die Grenze der Willkürherrschaft gesteigert, zwar die freie Bewegung vieler lebensfähiger staatlicher Factoren lähmte, deren bewusste politische Wirksamkeit in den Stürmen der späteren Jahrhunderte oft in verhängnissvoller Weise entbehrt wurde, — aber in ihrer unmittelbaren Wirkung für lange Zeit die Grundlagen des internationalen Uebergewichtes Frankreichs schuf. — Auch König Mathias fühlte dies, — die Idee dieser staatlichen Solidarität hatte im Geiste des Königs tiefe Wurzeln geschlagen; — sein hoher Herrschergeist konnte nicht gleichgiltig bleiben gegenüber der mächtigen Tendenz seines Zeitalters, welche sich ohne Zweifel nicht in der Form der Theorie des späteren historischen Rückblickes äusserte, welche aber mit ihrer natürlichen Kraft — gleichsam unbewusst — auf die für ihre Bedeutsamkeit empfänglichen fürstlichen und staatsmännischen Individualitäten einwirkte. Sowohl auf dem Felde des praktischen, als auch des geistigen Lebens beginnen oft folgenreiche Ideen sich zu entwickeln und zur Geltung zu kommen, bevor das Wort aufgefunden und ausgesprochen worden ist, welches ihr Dasein anzeigt; und in der Regel sind jene Ideen die fruchtbarsten, bei deren Verwirklichung ihre faktische, wenn auch partielle Geltendmachung ihrer theoretischen Determination vorhergegangen ist. Doch wenn die auf die Festigung einer das Gemeinwohl anstrebenden Herrschermacht gerichtete Regierungstätigkeit in König Mathias einen der bedeutendsten Repräsentanten seiner Zeit fand: sichert seinem Andenken einen hervorragenden Platz jene geistige Hoheit, zufolge welcher wir in seinen Massnahmen — wie hart dieselben in einzelnen Fällen auch erscheinen mögen — weder der tyrannischen List und schonungslosen Grausamkeit eines Ludwig XI., noch der selbstsüchtigen Habgier eines Heinrich VII. begegnen.

Es schwebte ihm die Idee einer in der Krone und der Person des Herrschers verkörperten starken Regierungsgewalt vor Augen; aber wenn diese seine Tendenz in diesem Sinne und in ihren äusseren Manifestationen auch nicht streng

verfassungsmässig war, war dies unzweifelhaft ihr Geist, denn sie war allezeit auf die scharfe Erkenntniss, Abwägung und Würdigung des Geistes und der Factoren der Nation gegründet, was in den meisten Fällen seinem Vorgehen die nachträgliche Zustimmung und begeisterte Unterstützung Derjenigen sicherte, die sich anfangs einzelnen seiner Massnahmen und Schritte gegenüber vorsichtig ablehnend verhielten. Auf dem schwankenden internationalen Gebiete seiner Zeit wechselten seine Pläne, Versuche und Bundesgenossen oft, während er auf dem Felde der Landesregierung mit unermüdlicher Zähigkeit und eiserner Consequenz — welche glänzender Erfolg krönte — der Verwirklichung eines Zieles zustrebte: der Schöpfung einer regelrecht organisirten Heeresmacht, der Sicherung des präzisen Ganges der Verwaltung, hauptsächlich aber der unparteiischen Ausübung der Rechtspflege, welche den Mächtigen und den Schwachen, den Reichen und den Armen, den Herrn und den Unterthan gleichmässig in ihren Rechten schützt, oder bei Verschulden mit verdienter Strafe trifft.

Sämmtliche Volksschichten sahen in seiner Person das lebende Gesetz und bewahrten Jahrhunderte hindurch mit der Pietät der Dankbarkeit das Andenken des Herrschers, der ihnen in seiner Individualität jene Rechtsbürgschaften bot, welche die späteren Jahrhunderte in mannigfachen Institutionen zu verwirklichen strebten. Seine äussere Politik hatte, trotz all ihrer scheinbaren Aenderungen, eine beständige Leitidee: Ungarn von dem oft behinderten, aber doch consequent fortschreitenden Gange der westlichen Civilisation nicht zu isoliren und dem Bestande und der Entwicklung des Landes einen mitteleuropäischen Hintergrund zu sichern, welchen die wachsende Kraft der osmanischen Macht doppelt unentbehrlich machte. Wenn trotz der von dieser Seite unmittelbar drohenden Gefahren und trotz seiner mehrfachen siegreichen Feldzüge die Pläne, Versuche, Erfolge seiner letzten Lebensjahre sich nach Westen wandten, so ist die Ursache davon nicht allein in dem Zauber zu suchen, welchen auf den Mann der Renaissance die neu entwickelte westliche und südwestliche Civilisation, vornehmlich angesichts der traurigen Trümmer des Schauplatzes einer zusammenbrechenden Cultur, üben müsste: sondern vorzugsweise in dem staatsmännischen Scharfblick, der ihn erkennen liess, dass die osmanische Macht — vornehmlich seit dem Fall Konstantinopels — die Proportion einer Weltmacht angenommen hat, und dass gegen dieselbe einzelne Nationen ihr Gebiet verteidigen, einzelne Siege erringen können, dass aber die dauernde Besiegung und Brechung derselben nur von der Schaffung einer eine Weltmacht aufwiegenden internationalen Gestaltung zu erwarten war. Die Kreuzzugs-Unternehmungen versuchten diese Aufgabe mit der Inspiration der religiösen Begeisterung zu lösen: das Feuer derselben war aber unter dem Eishauche der weltlichen Interessen und Rivalitäten längst erloschen; und dem König Mathias boten seine persönlichen Erfahrungen überzeugende Beweise, dass er die nochmalige Erweckung einer solchen Begeisterung nicht als entscheidenden und verlässlichen Faktor in seine staatsmännischen und feldherrlichen Berechnungen aufnehmen könne. Nach Westen wandten sich daher seine Pläne, deren Entwicklung in seiner Auffassung die Eventualitäten einer Aktion im Osten nicht ausschloss; aber nur als Folge der entstehenden Ergebnisse und nicht als Vorbedingung derselben.

Die Vorsehung setzte seinem Leben ein vorzeitiges Ziel; Alles, was er

ausser der Regierung seines Reiches im Innern initiirte und verwirklichte, steht als unvollendeter Torso vor der Nachwelt; die Vollendung seiner Pläne, die Art und Weise der Gestaltung seiner Errungenschaften und die Ausgleichung und Verknüpfung derselben mit den Interessen Ungarns ist als ungelöstes Rätsel mit ihm in sein vorzeitiges Grab gesunken; — aber Jedermann fühlt es, und die Geschichte verzeichnet es, dass dieser Torso das Werk eines grossen Fürsten war und dass in ihm nicht blos Ungarn, sondern auch Europa einen der herrlichsten Herrscher seiner Zeit verlor, dessen hervorragende Individualität auch dadurch in einer eigenartigen geistigen Hoheit erscheint, weil des Herrschers Thatkraft und Eifer für das Gemeinwohl, des Feldherrn Tapferkeit und Befähigung, des Staatsmannes tiefe Einsicht und Consequenz seine Bedeutung ebenso wenig erschöpfen, wie die Lorbern seiner Siege oder die glänzenden Erfolge seiner Regierung. Sein Interesse für die Wissenschaft und Kunst, das tiefe und lebendige Gefühl der Wichtigkeit des geistigen Lebens, — Alles, was er auf diesem Gebiete initiirte, plante, schuf, ist eines der vornehmsten Elemente der Widerspiegelung seiner Gestalt. Die Missgunst der Zeiten hat seine glänzenden Bauwerke in Trümmer geschlagen, seine prächtigen Hallen und Säle sind spurlos verschwunden mit all den Kunstschätzen, welche den Hauptschmuck derselben bildeten; die Wildniss bedeckt seinen reizenden und romantischen Garten, seine sorgfältig ausgemessenen und gepflegten Plätze; und in die Winde zerstreut sind die durch ihren Inhalt, wie auch durch die künstlerische Vollendung ihrer Ausstattung wertvollen Bände seiner berühmten Bibliothek. Wenn wir bei den zeitgenössischen Schriftstellern die bewundernde Verherrlichung all dieser Dinge lesen, und die Spuren derselben nur in diesen wenigen Fragmenten und in dem pietätsvollen Andenken der Tradition zu finden vermögen, drängen sich auf unsere Lippen unwillkürlich die wehmütigen Verherrlichungsworte des römischen Autors: «Stat nominis umbra».

Aber aus der Atmosphäre dieses Porträts tritt eine geistige Gestalt hervor, welche die volle überzeugende Macht des Lebens, der Wirklichkeit besitzt, und deren Wirken als Herrscher jener äusserlichen Zeugnisse, welche der Lauf der Zeiten zerstören kann, nicht bedarf; denn es lebt in nie erbleichendem Glanze im Herzen der aufeinander folgenden Generationen und in den Jahrbüchern der vaterländischen Geschichte, welche eine der ruhmvollsten Epochen derselben allezeit mit dem Namen des Königs Mathias bezeichnen und deren Glanz untrennbar mit der begeisterten Anerkennung der Grösse seiner Herrscher-Individualität verknüpfen werden.

Nach dieser mit lebhaftem Beifalle aufgenommenen Rede las Wilhelm Fraknói über *die Jugend des Königs Mathias*, einen Abschnitt aus seiner im Druck befindlichen Mathias-Biographie, den wir demnächst veröffentlichen werden.

WINTERS NÄHE.

Daniel Berzsenyi (1780–1836).

Schon entfärbt sich der Hain, und es verweht sein Schmuck.
Zwischen dürrem Gesträuch raschelt vergilbtes Laub.
Und schon winket uns *kein* rosiges Labyrinth,
Haucht kein Zephyr uns Ambraduft.

Kein symphonisch Concert schallet mehr, und im Hag
Girrt kein Täubchen sein Lied, und wo die Weiden stehn,
Duftet nimmer des Borns liebliches Veilchental:
Trügrisch blinket sein Spiegel nur.

An der Lehne des Bergs lagert das Dunkel stumm.
Keine Traube mehr winkt lächelnd vom Thyrsusstab,
Jüngst noch schmetterte hier schallender Freude Lied:
Nun ist Alles so traurig, todt.

Die beflügelte Zeit, ach! sie entflüchtet schnell,
Und was einst sie erschuf, schwebt ihr am Flügel nach.
Alles ist nur ein Schein: alles entstirbt, verweht,
Wie das kleine Vergissmeinnicht.

Mälig welkt auch der Kranz, der mir das Haupt umgrünt:
Hier lässt, hier mich mein Lenz, — kaum, dass die Lippe noch
Seinen Nektar genippt,— kaum, dass die Hand berührt
Ein-zwei Knospen, die er gestreut;

Lässt mich hier, und dann *nie* kehret die Rosenzeit.
Schon kein Frühling des Alls zaubert sie mir herauf,
Und mein schlummerndes Aug' weckt auch zum Leben nicht
Lolli's goldener Augenstern!

Adolf Handmann.

ECHO.

Paul Szemere (1785–1861).

»Du schweigst, nur Seufzer wehen dir vom Munde,
Nur stumme Tränen netzen deine Wangen,
Die Menschen suchst du auf im Trostverlangen,
Auf dass im Mitgefühl dein Herz gesunde.

O nicht bei ihnen, nicht in ihrem Bunde!
Kalt lässt sie deines Herzens Pein und Bangen,
Nicht kümmert sie's, dass Nacht dein Glück umfangen,
Nicht, was du missest, was dir schlug die Wunde.

Drum lasse sie, die nur die Freude wollen,
Und komm! Hier kann das Herz zum Herzen sprechen.
Schütt' aus den Kummer, der dein Herz will brechen!

Und raubten dir dein Lieb des Grabes Schollen,
Stöhn', mich erweckend, ihres Namens Töne:
Trost wird dir, wenn dein Weh ich wiederstöhne.»

ADOLF HANDMANN.

DAS FREIE SIEBENBÜRGEN

nach Vertreibung der Türken.

(Rhapsodie)

Franz Kazinczy (1759—1831).

Frei atmest du nun, herzteueres Land,
Frei atmest du wieder: es brach unser Arm
  Dein erzenes Joch entzwei!
Hier kamen sie um, hier sanken sie hin:
Es streute auf sie ihr Flammengeschoss
  Die ewige, göttliche Rache!

Nicht streckte uns nieder Gewalt:
Das eig'ne Vertrau'n, es machte zu Sklaven
  Uns in des Heiden Hand.
Er schwor, und wir Guten glaubten sein Wort,
Und er legte den bieder Vertrauenden Stricke,
  Brachte sie listig zu Fall.

Er neidete uns der Gebirge Gold,
Uns die reiche Fechsung der Wiesen
  Und was sich ernährt auf den Feldern;
Ihm wieherten unsere Rosse,
Ihm gaben die Heerden die Wolle,
  Und was er nicht nahm, das stahl er hinweg.

Er führte den Ungar gen Ungar ins Feld,
Und fletschte die Zähne, als seinethalb
Der Bruder gemordet den Bruder;
Mit giftiger Lockspeis' mästete er
Zu Verrätern die hungernden Kinder,
Auf dass, was noch stand, sie zerstörten.

Und wir klagten der Willkür grauses Gebot,
Und wir trugen, doch bebend vor zornigem Schmerz,
Das beschämende, eiserne Joch.
Nicht verliess uns Hunyady's grosser Geist,
Doch auch *wir* nicht Hunyady's grossen Geist,
Und nieder zur Erde klirrten die Ketten.

Hier kamen sie um, hier sanken sie hin:
Es streute auf sie ihr Flammengeschoss
Die ewige, göttliche Rache!
Frei atmest du nun, herzteueres Land!
Herzteueres Land, nun atmest du frei,
Ha, mit dir ist Hunyady's grosser Geist!

ADOLF HANDMANN.

UNGARISCHE BIBLIOGRAPHIE.*

Aschenbrier Antal, A plébániai anyakönyvekről (Ueber die Matrikeln der Pfarreien von Anton Aschenbrier). Budapest, 1890, Szüts, 151 S.

Bartha Béla, Irányelvek a magyarországi kath. egyház autonomiája részére (Leitende Gesichtspunkte für die Autonomie der katholischen Kirche in Ungarn, von Béla Bartha). Budapest, 1890, Kilian, 82 S.

Ballagi Aladár, Colbert (Colbert von Prof. Aladár Ballagi. Zweiter Band). Budapest, 1890. Akademie, 270 S.

Ballagi Géza, Az 1839/40-iki országgyülés visszhangja az irodalomban (Der Wiederhall des 1839/40-er Reichstages in der Literatur von Géza Ballagi). Budapest, 1890, Akademie 103 S.

Békéssy Károly, Kolozsvár közgazdasági multja és jelene (Klausenburgs volkswirtschaftliche Vergangenheit und Gegenwart von Karl Békéssy). Klausenburg, 1889, Horatsik, 73 S.

Beniczkyné-Bajza Lenke, Tüzben (Im Feuer, Roman in zwei Bänden von Helene Bajza-Beniczky). Budapest, 1890, Révai, 164 u. 200 S.

* Mit Ausschluss der mathematisch-naturwissenschaftlichen Literatur, der Schulbücher, Erbauungsschriften und Uebersetzungen aus fremden Sprachen, dagegen mit Berücksichtigung der in fremden Sprachen erschienenen, auf Ungarn bezüglichen Schriften.

Brassai Sámuel, Nézetek a vallás eszméjéről (Gedanken über die Idee der Religion, in drei Abhandlungen von Samuel Brassai). Klausenburg, 1887/88, Lehmann, 16 S.

— — *A jövő vallása* (Die Religion der Zukunft, Vortrag von demselben). Das., 16 S.

— — *Vallás és hit* (Religion u. Glaube, Vortrag von demselben). Das. 16 S.

— — *Melyik az igazi tudomány* (Welches ist die wahre Wissenschaft, Vortrag von demselben). Das., 16 S.

Ciceronis, M. Tullii, De finibus bonorum et malorum libri quinque, ed. Geyza Némethy, Budapest, 1890, Lampel, 176 S.

Dengi János, Tanügyi dolgozatok a középiskolai nevelés és oktatás köréből (Studien aus dem Kreise der Erziehung und des Unterrichts an Mittelschulen von Dr. Johann Dengi). Budapest, 1890, Eggenberger, 162 S.

Fejes István, A sátoralja-újhelyi ref. egyház története (Geschichte der evang.-reformirten Kirche zu Sátoralja-Ujhely 1522—1889, von Stefan Fejes). S.-A.-Ujhely, 1890, Lövy, 249 S.

Felméri Lajos, A neveléstudomány kézikönyve (Handbuch der Pädagogik, von Ludwig Felméri, Prof. an der Universität Klausenburg). Klausenburg, 1890, 686 S.

Fenyvessy Adolf, Die fünfzigjährige Geschichte des Pester Ersten Vaterländischen Sparcassa-Vereines 1840—1889. Im Auftrage der Direktion verfasst. Budapest, 1890, Kilian, 101 S. und Beilagen.

— — Dasselbe im ungarischen Original, 397 S.

— — Dasselbe in französischer Bearbeitung, 92 S. und Beilagen.

Ferenczi Zoltán, Petőfi ismeretlen költeményei (Petőfi's unbekannte Gedichte aus den Jahren 1847 und 1848, mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Zoltan Ferenczi). Klausenburg, 1890, Horatsik, 39 S.

Forst-, Jagd- und Fischerei-Gesetz, Weisskirchen, 1890, Hepke, 121 S.

Fraknói Vilmos, Hunyadi Mátyás király (König Mathias Corvinus 1440—1590, von Wilhelm Fraknói). Budapest, 1890, Ráth. Erstes Heft, 136 S. und zahlreiche Illustrationen.

Gérecz Károly, Villon (Villon, Studie aus der Geschichte der französischen Literatur von Karl Gérecz). Sárospatak, 1890, Selbstverlag, 89 S.

Gindely Antal, Bethlen Gábor fejedelem (Fürst Gabriel Bethlen, von Prof. Anton Gindely). Budapest, 1890, Ráth. Erstes Heft, p. 1—28, mit zahlreichen Illustrationen.

Grünwald Béla, Az új Magyarország (Das neue Ungarn, Graf Stefan Széchényi, von Béla Grünwald). Budapest, 1890, Franklin, 529 S.

Gyalui Farkas, A kopaszság dicsérete (Lob des Kahlkopfs, ungarischer Humor aus dem Jahre 1589, herausgegeben von Franz Gyalui). Klausenburg, 1890, Horatsik 29 S.

Gyárfás Istr. Tih., Pannonia őskeresztény emlékei (Die urchristlichen Denkmäler Pannoniens, Archæologische Studie von Stefan Tihamér Gyárfás). Budapest, 1889, Selbstverlag, 102 S.

Haraszti Gyula, André Chenier (Die Poesie André Cheniers, von Julius Haraszti). Budapest, 1890, Akademie, 162 S.

Heinrich Gusztár, A német irodalom története (Geschichte der deutschen Literatur von Prof. Gustav Heinrich. II. Band: Bis zum Schlusse des XVII. Jahrhunderts). Budapest, 1890, Akademie, XV und 567. S.

Hollán Ernő. Tóth Ágoston emlékezete (Denkrede auf August Tóth von Ernst von Hollán). Budapest, 1890, Akademie, 24 S.

Hörk József, Beszédek és értekezések (Reden und Abhandlungen von Josef Hörk). Kaschau, 1890, Maurer, 269 S.

— — *Az ev. Tisza-kerület püspökei* (Die Bischöfe des evangelischen Theiss-Distriktes, auf Grund von Original-Quellen, von demselben). Das., 126 S.

Hunfalvy Pál, A görög nyelv ügye Magyarországon (Der griechische Sprachunterricht in Ungarn von Paul Hunfalvy). Budapest, 1890, Hornyánszky, 110 S.

Inkey, Alexander von, Der Kossuth-Kultus. Von dem letzten Veteranen der alten Garde. Pressburg, 1890, Drodtleff, 44 S.

Iványi Jenő, A múlt (Die Vergangenheit, dramatische Dichtung von Eugen Iványi). Klausenburg, 1890, Horatsik, 28 S.

Jeszenszky Károly Régi hangok (Alte Klänge, zwölf Kirchenlieder in neuer Ausgabe von Karl Jeszenszky). Budapest, 1890, Hornyánszky, 100 S.

Jókai Mór, A magyar nemzet története (Geschichte des ungarischen Volkes in romantischen Bildern von Maurus Jókai. III. Band). Budapest, 1890, Franklin, 288 S.

— — *Gazdag szegények* (Reiche Arme. Roman in zwei Bänden, von demselben). Budapest, 1890, Révai, 226 und 240 S.

— — *A tengerszemű hölgy* (Die Dame mit den Meeraugen. Roman in drei Bänden, von demselben). Das., 179, 151 und 161 S.

Keleti Károly, Hunfalvy János emlékezete (Denkrede auf Johann Hunfalvy von Karl Keleti). Budapest, 1890, Akademie, 40 S.

Keszler József, Dante Galeottoja (Dante's Galeotto. Ein Bild aus der Geschichte der romantischen Poesie, von Josef Keszler). Budapest, 1890, Révai, 55 S.

— — *Jellem a művészetben* (Ueber den Charakter in der Kunst. Ein Bild aus der französischen Aesthetik, von demselben). Das., 49 S.

Komáromy Ferencz, Alkony-órák (Abend-Stunden. Dramen, Gedichte, Essays, von Franz Komáromy). Klausenburg, 1890, Márton, 272 S.

Konkoly Miklós, Emlékbeszéd Oppolczer Tiradar felett (Denkrede auf das auswärtige Mitglied der Akademie Theodor Oppolczer, von Nikolaus von Konkoly). Budapest, 1890, Akademie, 15 S.

Kosutány Géza, Nevezetesebb bűnesetek (Bedeutendere Strafrechtsfälle, aus dem Archive des Budapester königl. Gerichtshofes dargestellt von Géza Kosutány, II. Band). Budapest, 1890, Lampel, 185 S.

Kuzsinszky Bálint, Aquincum és romjai (Aquincum und seine Ruinen von Dr. Valentin Kuzsinszky). Budapest, 1890, Kilian, 30 S., mit 4 Grundrissen und 3 Illustrationen im Text.

Leopardi összes lyrai versei (Giacomo Leopardi's sämmtliche lyrische Gedichte, ins Ungarische übersetzt und mit einer Studie über den Dichter eingeleitet von Dr. Anton Radó. Herausgegeben von der Kisfaludy-Gesellschaft). Budapest, 1880, Lampel, 210 S.

Lévay József, A sárkeresztúri ref. egyház (Vergangenheit und Gegenwart der reformirten Kirchengemeinde zu Sár-Keresztúr von Josef Lévay). Budapest, 1890, Kókai 198 S.

Máriássy Béla, A magyar törvényhozás és Magyarország történelme (Geschichte der ungarischen Legislative und des ungarischen Reiches von Béla Máriássy. X. Band: Franz Josef I.). Raab, 1890, Selbstverlag, 415 S.

Molnár Viktor, Húsvéti tojások (Oster-Eier, kulturhistorische Studie von Viktor Molnár). Budapest, 1890, Lampel, 88 S.

Müllerdorff E., Erzählungen aus dem Orient. Budapest, 1890, Grimm 142 S.

Nagy Benő, Váradi nők (Grosswardeiner Frauen. Historischer Roman von Benjamin Nagy). Grosswardein, 1890, Pauker, 131 S.

Oláh György, Békés vármegye 1848/49-ben (Das Comitat Békés im Jahre 1848/49, von Georg Oláh). Gyula, 1890, Dobay. Erster Band, 44 S., mit dem Porträt des Barons Béla Wenkheim.

Ortvay Tivadar, A pécsi egyházmegye (Gründung und erste Grenzen der Fünf-

kirchner Diöcese. Historisch-topographische Studie von Theodor Ortvay). Budapest, 1890, Akademie, 84 S. und eine Karte.

Pap Kálmán, A katonai büntető igazságszolgáltatás más államokban (Die militärische Strafgerichtsbarkeit in anderen Staaten von Koloman Pap). Budapest, 1890, Grill 156 S.

Pulszky Franz, Die Goldfunde von Szilágy-Somlyó, Denkmäler der Völkerwanderung. Budapest, 1890, Kilian, 32 S., mit 16 Illustrationen im Text und einer Tafel.

Rudnyay Kálmán, Elbeszélések (Erzählungen von Koloman Rudnyay). Budapest, 1890, Lampel, 200 S.

Sárffy Aladár, A classicusok rhetorikája (Die Rhetorik der Classiker von Dr. Aladár Sarffy). Budapest, Franklin, 160 S.

Schiller költeményei (Schiller's ausgewählte Gedichte, ins Ungarische übersetzt von Karl Szász, Julius Vargha und Franz Váró. Herausgegeben von der Kisfaludy-Gesellschaft). Budapest, 1890, Franklin, 342 S.

Schwartz Ignaz, Zur Geschichte der Medizin in Ungarn. Budapest, 1890, Kilian, 46 S.

Simonyi Zsigmond, Kombináló szóalkotás (Kombinirende Wortbildung von Sigmund Simonyi). Budapest, 1890, Akademie, 43 S.

— — *A magyar nyelv* (Die ungarische Sprache. I. Das Leben der ungarischen Sprache. — II. Der Organismus der ungarischen Sprache, von demselben) Budapest, 1890, Akademie, 2 Bände, 301 und 362 S.

Szabó Károly, Székely oklevéltár (Szekler Diplomatarium. Herausgegeben von Prof. Karl Szabó. III. Band: 1270—1571). Klausenburg, 1890, Stein, 368 S.

Széchenyi Béla keletázsiai utazásának tudományos eredményei (Wissenschaftliche Ergebnisse der Ost-asiatischen Reise des Grafen Béla Széchenyi. Erster Band: Beobachtungen auf der Reise). Budapest, 1890, Kilian, 750 S., mit 175 Illustrationen, 10 Tafeln und einer Karte. (Beilage: ein separater Atlas).

Székely Béla, A párisi életből (Aus dem Pariser Leben. Novellen und Skizzen von Béla Székely). Budapest, 1890, Révai, 228 S.

Szécsi Mór, A szerb-bolgár háború 1885-ben (Der serbisch-bulgarische Krieg im Jahre 1885 von Moritz Szécsi). Budapest, 1890, Grill, 62 S. und 4 Karten-Skizzen.

Szentkláray Jenő, Uti képek a művelt nyugatról (Reisebilder aus dem gebildeten Westen von Eugen Szentkláray). Erlau, 1890, Szolcsányi, 375 S.

Szinnyei József, Magyar irók élete és munkái (Leben und Werke ungarischer Schriftsteller. Im Auftrage der ungarischen Akademie der Wissenschaften von Jose Szinnyei). Budapest, 1890, Hornyánszky. Erster Band, I. Heft, 159 Spalten.

Szirmai Antal, A magyar jacobinusok története (Geschichte der ungarischen Jacobiner, mit Anmerkungen von Franz Kazinczy). Budapest, 1890, Aigner, 109 S.

Szuper Károly naplója (Tagebuch des Schauspielers Karl Szuper, 1830—1850, herausgegeben von Béla Váli). Budapest, 1890, Aigner, 69 S.

Tisza István, Valutánk rendezéséről (Ueber die Regelung unserer Valuta, von Dr. Stefan Tisza). Budapest, 1890, Franklin, 55 S.

Vachott Sándorné, Rajzok a multból (Bilder aus der Vergangenheit, Erinnerungen von Frau Alex. Vachott. II. Band). Budapest, 1890, Aigner, 342 S.

DAS PRÄHISTORISCHE SCHANZWERK VON LENGYEL, SEINE ERBAUER UND BEWOHNER.

ZWEITER THEIL.

Bisher war das ganze Gebiet der prähistorischen Ansiedlung bei Lengyel von einem dichten Wald bedeckt und geschahen die bisherigen Ausgrabungen zwischen den Bäumen desselben. Mit wie vielen Schwierigkeiten der Altertumsforscher inmitten eines Waldes zu kämpfen hat und wie schädlich solche Grabungen den Bäumen sind, welche, wenn auch nicht ausgehauen wurden, so doch in Folge Verletzung der Wurzeln zu Grunde gingen: dies kann nur wissen, wer selbst an solchen Stellen graben liess oder bei seinen Forschungen in Waldterrain geriet. Herr Gf. Alex. Apponyi, dessen Opferwilligkeit die bisherigen Ausgrabungen ermöglichte, brachte, nicht nur um die bisherigen Schwierigkeiten zu beheben, sondern hauptsächlich, um systematische Grabungen zu erleichtern, neuerdings ein ansehnliches Opfer, indem er während des Winters 1884 den ganzen, die Ansiedlung bedeckenden Waldteil ausroden liess.

Mit Beginn des Frühlings 1885 nahmen wir die Grabungen auf nunmehr freiem Terrain wieder auf und konnten selbe jetzt in viel systematischerer Weise fortsetzen, da wir jeden Zoll des Bodens zu durchforschen vermochten. Die bisherigen Schwierigkeiten waren jedoch nur zum Teile behoben, da die Bäume nur gefällt worden waren, während ich die Entfernung der Wurzeln vorsichtshalber selbst übernahm. Das von Pflug und Egge verschonte Waldterrain ist nämlich ein ebenso treuer und sorgsamer Hüter der ihm anvertrauten Altertümer, wie in vielen Fällen der Wassergrund und das Flussbett, wenn auch mit dem Unterschiede, dass die Baumwurzeln neben ihrer conservirenden Wirkung doch auch Vieles zerstören. Es ist auffallend, wie consequent diese Wurzeln den in der Urzeit aufgewühlten Boden suchen und sich dort durch Schädel, Gerippe und morsche Gefässe bohren; auch habe ich oft bemerkt, dass die über tiefen, mit Asche gefüllten Feuerstätten und über Leichen gewachsenen Bäume am besten entwickelt

* Der erste Theil erschien im VIII. Jahrgange dieser *Ungarischen Revue* (1888) und separat in F. Kilians Verlag in Budapest, 70 S. und XXIV Tafeln Illustrationen.

waren. Da sich nun zwischen Wurzeln die meisten Altertümer fanden, musste bei deren Aushebung mit doppelter Vorsicht verfahren werden.

Für die Grabungen des Jahres 1885 hatten wir den Ostrand der Schanze bestimmt und nur in Ausnahmsfällen, bei Besuchen von hervorragenderen Gästen und Fachmännern öffneten wir einige Gräber auf dem inmitten der Schanze befindlichen Leichenfelde.

Den einzelnen, an Funden reicheren Gruben geben wir fortlaufende Nummern, wie auch den Tafeln und Figuren. Indem wir die Funde von 39 Gruben im 1. Hefte beschrieben haben, beginnen wir die Veröffentlichung der Resultate der späteren Ausgrabungen mit Grube

Nr. 40. An dieser Stelle befand sich eine tiefe, tonnenförmige Wohnstätte; um dieselbe und in deren oberem, verschlammtem Teile fanden wir folgende Gegenstände:

Ein 55 Cm. hohes, 40 Cm. breites, mit freier Hand primitiv verfertigtes starkes, grosses Gefäss. Den bauchigen Teil umgürtet ein erhabener, mit Fingereindrücken verzierter Kranz. Obwohl es ziemlich gut rot gebrannt war, hatte eine starke Wurzel dasselbe dennoch zertrümmert.

Einige Gefäss-Bruchstücke mit auswärts gebogenem Rande, durch Abplattungen verziert (Vgl. I. H. Taf. XIII. Fig. 75, 76); aus einzelnen Ränderteilen erheben sich nach Art der in Pilin und Tószeg häufig vorkommenden Gefässe senkrecht stehende, spitze, hornförmige Ansätze (Vgl. I. Taf. XXII. Fig. 164).

Drei mittelgrosse, rote, hartgebrannte und durchbohrte Thonpyramiden, von welchen jedoch nur eine am oberen stumpfen Ende ein vertieftes schiefes Kreuz zeigt.

Ein kegelförmiger, jedoch flacher, durchbohrter schwarzer Senkel Der äussere Teil ist mit geschlämmtem Thon überzogen und geglättet. (Vgl. H. I. Taf. IX. Fig. 4.)

Ein 19 Cm. langer, 7 Cm. starker rauher Thoncylinder, in der Mitte der Länge nach eng durchbohrt. Diese massiven Thoncylinder dienten wahr-
XXV. scheinlich ebenfalls als Senkel und sind in prähistorischen Ansiedlungen
182. keine Seltenheit. Das Nationalmuseum, sowie das oberung. Museum in Kaschau besitzen einige Exemplare von verschiedenen Orten. Schliemann * fand solche in der 3. und 4. Stadt in grösserer Anzahl. Auch in Deutschland kommen sie vor, besonders häufig in den Schweizer Pfahlbauten.**

Ein Hirschgeweih, welches am unteren, dickeren Ende die Spuren eines scharfen Schnittes zeigt, und eine Beinpfrieme, am spitzen Ende polirt, aus einem Tierknochen geschnitten.

Ein winziges Wirtl von 1 Cm. Durchmesser, schwärzlicher Farbe und

* Schliemann, «Ilios» S. 623. Fig. 1200.

** Lindenschmitt. «Die vaterländischen Altertümer» Taf. XXX. Nr. 16. Schliemann a. a. O.

TAFEL XXV.

3. Die Bruchzahlen bedeuten den Theil der Naturgrösse der Figuren, die ganzen Zahlen die Figurennummern.



186 ½

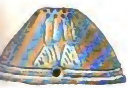


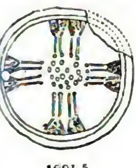
184 ½



183 ½

188a ⅚





188b ⅚



187 ⅔



182 ½



185 ½



189 ½

2. Thoncylinder. — 183. Gefass. — 184, 185, 186, 187. Gefasse mit Kreideeinsätzen. — 188a, b. Gefässdeckel mit Kreide ausgefüllt. — 189. Ausgehöhlter Thonwürfel.

geglättet. Auffallend weit ist die Durchbohrung desselben im Verhältnisse zur Grösse.

Dringt man in der begonnenen Grube tiefer, so zeigt es sich ganz deutlich, dass dies eine in die Erde gegrabene eingestürzte, verschlammte Wohnstätte ist. Die in der Tiefe gefundene grössere Aschenmenge liess genau die kreisförmigen Grenzlinien derselben erkennen. Unter die Asche gemengt fanden wir eine Unmasse rotgebrannter Erde, geglättete Feuerherdstücke und einige gut gebrannte Lehmklötze (Vgl. I. H. Seite 13, Taf. VI, Fig. 6, 7). Die geglätteten, moderigen, groben und rötlichen Feuerherdstücke waren mit einer dünneren Schichte feineren geschlämmten Thons überzogen, welcher sehr hart gebrannt war und eine schimmernde, mattgelbe Färbung zeigte. Hier am Grunde der Wohnstätte fanden wir zerstreut um den Feuerherd folgende Gegenstände:

Eine aus Bein geschnitzte Perle von 3·5 Cm. Diameter, einfach runder Form, wie die der meisten Wirtl. Aus Thon fanden wir solche bereits zu Hunderten, während beinerne bisher nicht vorkamen. Auf allen Seiten zeigt sie starke Brandspuren.

Ein 10 Cm. hohes, 13 Cm. weites, stark rotgebranntes, ganz unversehrtes Gefäss. Die Verzierung besteht aus drei um den Bauch laufenden Furchen und drei nur wenig erhabenen, spitzen Ansätzen ebendort. Der vierte Ansatz ist grösser und durchbohrt, so dass ein von aussen ins Innere
XXV. des Gefässes gehender Canal gebildet wurde, welcher zum Trinken oder
183. besser gesagt zum Schlürfen diente. Solche Gefässe gehören bisher auf prähistorischen Ansiedlungen zu den Seltenheiten. Einige kamen unter den trojanischen[1] Funden vor, sowie je ein ähnelndes Exemplar in Osnabrück und Hildesheim,[2] ferner im Museum zu St.-Germain;[3] bei uns wurde ein solches in der Aggteleker Höhle[4] neben einem Gerippe gefunden.

Ein sehr dünnes, aus geschlämmtem Thon verfertigtes, geglättetes, schwarzes, auffallend hübsch mit Kreideeinsätzen verziertes, unversehrtes kleines Gefäss. Der Unterteil ist ganz rund, so dass es auch schwer steht.
XXV. Oberhalb dieses runden Teiles folgt ein dünnerer, niedriger Hals, der in
184. eine sich stark erweiternde Mündung ausläuft. Es hat nur einen Henkel, der an den Mündungsrand und an den oberen Teil des runden Bauches befestigt ist. Es hat 5 Cm. Höhe und am Bauche 6 Cm. Durchmesser.

Fünf Stück hornförmige, in einer hohen Spitze endigende, senkrecht durchbohrte, grosse Gefässhenkel, deren Bruchstelle glatt gewetzt ist. (Vgl. I. H. T. XII, Fig. 66, 67.)

[1] Schliemanns, «Ilios» Fig. 443, 606, 616, 1126, 1330.
[2] Lindenschmitt, «Die Altertümer unserer heidn. Vorzeit,» H. III. T. 4. Fig. 65, 977.
[3] Mortillet, «Musée préhistorique,» Pl. XCI. Fig. 1106.
[4] Br. Eugen Nyáry, «Az aggteleki barlang mint őskori temető.»

Ein aus rotem Kalkstein geschliffener 5 Cm. breiter Keil; ein kleinerer keilförmig geschliffener Bachkiesel.

Drei kleinere Jaspis-Nuclei; 3 Jaspis-Pfeilspitzen; 14 Stück Späne, wovon 9 aus Jaspis, 4 aus Silex und 1 aus schwarzem Obsidian.

Einige teilweise polirte Arbeitssteine, deren einer ganz schwarz gebrannt ist.

Eine regelmässige, gut gebrannte, oval durchbohrte Thonpyramide. Höhe 12 Cm., Breite an der Basis 7 Cm., am oberen Teile 4·5 Cm.

Ein flacher, kegelförmiger Thonsenkel. Die eine Hälfte ist schwarz, die andere rot gebrannt. Die am oberen Ende gebohrte Oeffnung ist auffallend klein. Höhe 7·5 Cm.

Der knöcherne Zapfen eines Gemshornes und mehrere andere knöcherne Hornstücke, sowie eine Menge Geschirrscherben, zumeist sehr roh, mit Fingereindrücken verziert und sehr dick, häufig auch mit Kreideeinlagen.

Nr. 41. Am Rande der Schanze ist die Urschichte nur von einer dünnen Humuslage bedeckt, welche einwärts immer stärker wird bis zu einer Dicke von 2 M. Bis zur unberührten Urschichte finden sich weder eine Feuerstätte, noch überhaupt Feuerspuren und blos in der schwarzen verschlammten Humusschichte waren folgende Gegenstände:

Zwei unversehrte Gefässchen, zahlreiche Geschirrbruchstücke, beinahe **XXV.**
ausnahmslos mit Kreideeinlagen in der mannigfaltigsten Form und sehr **185. 186.**
geschmackvoll verziert.

Die mit Kreideeinlagen verzierten Gefässe, welche von Hissarlik bis Stockholm überall vorkommen — wenn auch gegen Norden in stets geringerer Zahl — zeigen wesentliche Abweichungen. Diese Divergenz ist ebenso auffallend in der Lengyeler Ansiedlung selbst, wie auch zwischen den hier gefundenen Gefässen und jenen aus nördlichen Gegenden.

Die Lengyeler Gefässe mit Kreideeinlagen sind entschieden zweierlei: 1. solche von ganz vollkommener Technik, geschmackvoll verziert und im allgemeinen Ziergefässe von geringem Rauminhalt, und 2. roh gearbeitete, für Küchenzwecke dienende grössere Gefässe mit primitiven Zieraten.

Erstere sind aus fein geschlämmtem Thon verfertigt, mit dünner Wandung, deren Bruchstelle grau und äussere Oberfläche immer glänzend schwarz ist.

Der Haupttypus der Verzierungen ist folgender: breite weisse, horizontal liegende Bänder, aus denen sich je eine dickere, oder mehrere sehr dünne, nahe aneinander liegende, ebenfalls horizontal parallele schwarze Linien herausheben. Bisweilen zweigen aus diesen Hauptbändern dünnere Bändchen senkrecht gegen den Boden des Gefässes ab. Die ganze Verzierung wird durch eine zickzackförmige, sogenannte Kammverzierung abgegrenzt. Zuweilen finden wir Punkte, meist aber V oder W-Formen an diesen Ge-

fässen, auch unterbrechen letztere häufig die Linien, grösstenteils sind sie aber alleinstehend, mit ziemlicher Abwechslung angebracht. Die mit Kreide auszufüllenden Linien sind mit sehr dünnen Schablonen eingedrückt; bei den breiten Bändern finden wir tiefer eingedrückte, dicht unterbrochene Vertiefungen, welche dazu dienen, die Kreidemasse an diesen breiten Gürteln besser zusammen zu halten. Die von den breiten Streifen sich abhebenden Linien sind sehr dünn und stets tadellos regelmässig. — Die ganze Verzierung verrät grosse Geschicklichkeit und sehr guten Geschmack, so dass der Gesammteindruck, den ein unversehrtes und in den Vertiefungen vollständig ausgefülltes Exemplar auf den Beschauer ausübt, geradezu überraschend ist. Diese Gefässe sind in ihrer Form immer dieselben. Ihr Unterteil ist rund und um sie sicherer stehen zu machen, haben einige am Boden eine schwache Abplattung; der obere Teil des Bauches geht in einen dünneren, kurzen Hals über und endigt in eine sich wieder erweiternde Mündung. Sie haben nur einen Henkel, der vom Rande des Gefässes ausgeht und an den Bauch befestigt ist. Neben der gleichen Form ist auch ihr Rauminhalt (durchschnittl. 8/10 Liter) nur wenig verschieden. Sie sind so vollkommen gearbeitet, dass man meinen könnte, sie seien auf der Drehscheibe verfertigt, aber bei genauerer Prüfung, wenn man ein solches Gefäss zwischen Daumen und Zeigefinger horizontal durchzieht, bemerkt man eine sehr geringe Ungleichheit der Dicke, die bei gedrehten Gefässen nicht vorkommt. Dr. M. Much — der die Lengyeler mit Kreide eingelegten Gefässe ebenso wie die gesammten Funde von Lengyel sich zum genauesten Studium gemacht hat — berichtet mir über diese Lengyeler Gefässe: «Alle diese Gefässe mit ihren unvergleichlichen Kreideeinlagen sind nach meiner festen Ueberzeugung *nicht* auf der Drehscheibe gemacht. Ich habe in meiner Sammlung einzelne Stücke, die noch viel genauer gearbeitet sind und mich lange beschäftigt haben, und die ich schliesslich doch als Freihandgefässe betrachten musste. Welche Geschicklichkeit man dort an den Tag legt, wo die Töpferscheibe beinahe nie in Benützung gelangt, wie z. B. merkwürdiger Weise in den Töpferwerkstätten in Kleinasien noch heutigen Tags, ergibt sich aus Teirichs Bericht über die Thonwaaren-Industrie bei der Ausstellung im Jahre 1873, Seite 62.»

Die zweite Art der kreidegezierten Gefässe zeigt auch schon im Thon grosse Abwechslung, welcher viel gröber ist, als jener der ersteren, meist ungeschlämmt und dickwandig. Sie sind nicht immer schwarz, sondern mitunter braun und rot, d. h. sie behielten die natürliche Farbe des Eisenoxydes, durch den Brand mehr oder weniger belebt. Wenn ihre Verzierung aus Ritzen besteht, so sind diese viel breiter und dringen tiefer in das Gefäss ein, die Linien sind mit freier Hand gezogen, daher krumm. — Diese rauhen Furchen zeigen nirgends gleiche Schablonen, sondern vielmehr grosse Abwechslung. Häufiger finden wir aber Winkelmuster, so zwar, dass

der ausserhalb des Musters fallende Teil tiefer eingedrückt und mit Kreide gefüllt ist, wodurch nicht die Kreideeinlage das Gefäss ziert, sondern dessen Begrenzung das Ziermuster bildet.

Wenn schon das Material und die Verzierungen dieser primitiveren Gefässe Verschiedenheiten zeigen, so gilt dies noch mehr bezüglich ihrer Grösse und Form.

Die beinahe völlige Gleichheit der vorerwähnten kreidegezierten, vollkommeneren Gefässe bezüglich des Materials, der Form, der Herstellungsart, der technischen Vollendung und Verzierungsmuster lässt darauf schliessen, dass diese Gefässe von allgemein beliebter Form und Verzierung kaum hier verfertigt wurden, sondern fabriksmässig hergestellt wurden und im Wege des Tauschhandels hieher gelangten, jedoch aus keiner weiten Entfernung, sondern unbedingt aus den in der Nähe gelegenen prähistorischen Ansiedlungen Ungarns.*

Die gewöhnlichen, zu Küchenzwecken verwendeten, Kreidegezierten Gefässe dagegen scheinen ganz ungeschickte Nachahmungen der ersteren, wahrscheinlich importirten zu sein und ist ihre grosse Verschiedenheit eine Folge der häuslichen Anfertigung. Aehnliche Wahrnehmungen machte ich in den ärmeren ungarischen Gemeinden, wo das Volk noch heute sich ohne Drehscheibe, mit freier Hand sein den häuslichen Zwecken dienendes Geschirr verfertigt. Die für das Geschäft arbeitenden Hafner halten sich an die bei den Käufern beliebten Schablonen, während die vom ärmeren Volke häuslich hergestellten Gefässe nach Massgabe des Geschmackes, des Bedarfes und der Ungeschicklichkeit tausenderlei Abwechslung zeigen. Die Erfahrung, dass der Arme die sozusagen vor Jahrtausenden erfundene Töpferscheibe nicht nur unter den wilden Völkern, sondern auch mitten in Europa noch in der heutigen Zeitepoche der Civilisation zu entbehren genötigt ist, — liefert uns den deutlichen Beweis, eine wie wenig verlässliche Basis uns die Art der Herstellung mit oder ohne Scheibe bezüglich der Bestimmung des Alters der Gefässe bietet.

Die Kreidefüllung in den Verzierungen der Gefässe finden wir in den prähistorischen Ansiedlungen Kärnthens, Oberösterreichs, Preussens, Dänemarks und Schwedens, aber diese typische Form jener aus der Lengyeler

* Unlängst habe ich auf einem andern Gute des Herrn Grafen A. Apponyi in Kölesd (ebenfalls Tolnaer Comitat) eine prähistorische Schanze entdeckt, wo ich in zwei Tagen und mit ganz wenigen Arbeitern 11, in den Löss gegrabene Wohnungen öffnete, welche fast ausnahmslos nur mit Kreide-Einlagen verzierte Gefässe enthielten. Der Kalk oder Kreidestoff war nicht ausgewaschen und machten dieselben einen wundervollen Eindruck. Von diesen erhielt ich beiläufig 50 ganze Gefässe und eine Masse Bruchstücke, welche in Form und Verzierung mit den Lengyeler Gefässen vollkommen übereinstimmen. (Vgl. die Abbildungen »A kölesdi östelep» Irta Wosinsky Mór. Budapest 1889, Fig 1—19.)

Ansiedlung habe ich in keinem der nördlicheren Länder gefunden. Es scheint, dass jede Gegend oder jeder Stamm die Form ihrer eigener Lieblingsverzierungen auch bei den Kreideeinsätzen anwandte, und zwar im Vergleiche mit unseren Exemplaren in recht unvollkommener Ausführung. Die in nördlicheren Gegenden häufig vorkommenden Wellen- und Schneckenlinien, Kreise und Halbkreise in einfacher und concentrischer Form sind mit Kreideeinsatz in der Lengyeler Ansiedlung — bis jetzt wenigstens — unbekannt.

In der eben besprochenen Grube Nr. 41 fanden sich noch: ein unversehrtes Gefäss aus grobem Thon, mit freier Hand geformt, schwarz gebrannt und mit Fingereindrücken geziert, — sowie zwei solche aus feinem Thon, schwarz, geglättet und mit Kreide-Einlagen geziert.

Ein Bruchstück eines am unteren Teile spitz auslaufenden Gefässes. Von solchen spitzen Gefässen war schon im 1. Heft die Rede und ist deren Abbildung auf T. XVI, Fig. 106 zu sehen. Das hier gefundene Bruchstück weicht von den früheren insoferne ab, als dieses bereits gut gebrannt und nicht rot angestrichen, sondern in den unregelmässigen, breiten Furchen mit Kreide eingelegt ist.

Der Bodenteil eines kleinen Gefässes aus feinem Thon, mit dünnen Wänden und von glänzend schwarzer Färbung, dessen Verzierung aus einem tief punktirten Kreise besteht, in dessen Mitte ein ebenfalls punktirtes Kreuz sich befindet; die vertieften Punkte sind mit Kreide ausgefüllt. Eine Bodenverzierung, welche in der prähistorischen Keramik zu den Seltenheiten ge-
XV. hört, kommt hier zum erstenmale vor. Im Terramare bei Parmesan fand
87. man ebenfalls ein Gefässstück mit punktirter Bodenverzierung.[1] Eine kreuzförmige Verzierung kommt an den Gefässdeckeln in Tiryns[2] und an den Spindelknöpfen aus Hissarlik häufig vor,[3] und befindet sich ein ebensolcher in der Sammlung des Gr. Gozzadini zu Bologna, dessen Alter nach einem «æs rude» aus der Zeit König Numa's ins 7. Jahrhundert vor Chr. zurückreicht. Ein Kreuz bildet den Boden sehr vieler Gefässe aus den Pfahlbauten des Laibacher Moores.[4]

Ein sehr kleiner, auffallend schöner Deckel von nur 3 Cm. Durch-
XXV. messer. Die gefurchte Verzierung war mit Kreide ausgefüllt. Den etwas
188.a,b. abgeplatteten oberen Teil hatte man nach der Art der Fingerhüte mit zahllosen Punkten versehen. Nur an einer Stelle des Randes ist ein winziges Bohrloch angebracht, während dies sonst, da man diese Deckelchen in der

[1] Mortillet «Musée préhistorique,» XC. Fig. 1092.

[2] Schliemanns «Ilios.»

[3] Dr. Heinrich Schliemann «Tiryns» S. 160, Fig. 61. Die Verzierung des Kreuzes wurde auch in Farben angewendet, a. a. O. S. 114, Fig. 21.

[4] S. Mitteilungen der Centr. Commis. f. Kunst- und hist. Denkmale Jahrg. 1876.

Regel an das Gefäss befestigte, an beiden Seiten der Fall war, wie man dies u. A. auch unter den Funden der Gombaer * prähistorischen Schanze sehen kann.

Die Befestigung der durchbohrten Stürze mittelst Schnüren an die Seitenwand der Gefässe kommt in Troja sehr häufig vor, doch finden wir auch in den preussischen Sammlungen zahlreiche Beispiele hievon.

Drei kaum nussgrosse, primitiv gearbeitete, unversehrte Gefässchen, von welchen zwei mit Kreideeinlagen verziert sind.

Ein 5·5 Cm. hoher und 4 Cm. breiter, viereckiger, massiver und gutgebrannter Thonwürfel, am Oberteile mit einer Vertiefung von 3 Cm., so dass er ein Gefäss von geringem Rauminhalt bildet. In seine vier geglätteten Seitenflächen sind parallele, sich im Winkel treffende Linien und unförmige XXV.
Mæander in der ungeschicktesten und geschmacklosesten Weise gekratzt. 189.
An allen vier Ecken ist er in der ganzen Länge durchbohrt, so dass er mittels eines durch die vier Löcher gezogenen Fadens getragen werden konnte. Der Boden ist übrigens flach und konnte auf demselben das Gefäss ganz sicher stehen. Da es zum Tragen bestimmt ist, einen ganz geringen Rauminhalt besitzt und dazu massiv und schwer zerbrechlich ist, kann es möglicher Weise als Gifthälter für die Pfeilspitzen gedient haben. Graf G. Wurmbrand fand in Gleichenberg bei der Villa Wickenburg in Gruben-Nestern einen ebensolchen innen ausgehöhlten, mit einer runden Oeffnung versehenen Würfel, von welchem er bemerkt:** «Die Erklärung für das letztere Gerät ist mir nicht möglich, da ich ein Gleiches noch nirgends sonst gesehen».

Ein grösserer Jaspis-Nucleus.

Sechs Stück Späne, von welchen zwei Stück aus Silex, drei aus Jaspis, und einer aus Opal. Der eine Silex-Span ist durch sorgsame Kerbung zu einem Schaber ausgearbeitet.

Zwei Stückchen von einer sehr kleinen Kupferspirale.

Nr. 42. Auf der Ostseite der Schanze auf ziemlich grossem Terrain bildet die unberührte Urschichte drei tiefe Wellenlinien. Es befanden sich daher an diesem Teile hinter einander 2—3 Meter unter dem jetzigen Niveau drei tiefe Gräben, welche jetzt mit schwarzem Humus gefüllt sind. An den Flächen, welche diese drei hinter einander laufenden Gräben von einander trennen, beginnt schon in einer Tiefe von durchschnittlich 35 Cm. die zweite, harte Löss-Schichte. Die tieferen Stellen boten zahlreiche Funde und die hier gefundenen Gegenstände beweisen, dass diese einstigen Vertie-

* Bilderatlas «Antiquitates lapideae et aeneae in Hungaria repertae.» XXIV. Fig. 176.

** G. Graf Wurmbrand «Ueber vorgeschichtliche Funde in Gleichenberg» Separatabdruck aus den Mitteilungen des Naturwissenschaftlichen Vereines 1879. S. 11.

fungen oder Gräben bewohnte Plätze waren, obschon von den in die Erde gegrabenen tonnenförmigen Wohnstätten, wie wir solche an den übrigen Teilen der Schanze, und namentlich in der Nachbarschaft derselben fanden, keine Spur zu sehen war. Gerade, weil diese tiefen Gräben von den übrigen Wohnstätten gänzlich verschieden sind, vermute ich, dass sie von oben mit Zweigen bedeckt, zur Winterszeit benützte Ställe gewesen sein dürften, welche gleichzeitig als Obdach dienten. Als Ackerbauer mussten jene Völker jedenfalls auch Vieh besitzen, für welches wenigstens gedeckte Winterstallungen zu schaffen waren, und wir fanden sonst noch keine anderen Gelasse, welche zu diesem Zwecke geeignet scheinen würden. In Oberitalien* kommen bei Albinea, Rivaltella, Castelnuovo di Sotto, Calerno, Razza de Campeggine in die Erde gegrabene runde Wohnungen vor, welche man für älter hält als die Terramaren und Pfahlbauten. Unter diesen runden Wohnungen fand man auch lange Gräben, welche Chierici für, den Häuptlingen reservirte Plätze hält. Nr. 42 bezeichnet daher die erste wellenförmige Vertiefung, in welcher bis zu einer Tiefe von 2 Meter folgende Gegenstände gefunden wurden:

Zahlreiche Bruchstücke von Gefässen, deren feinere und dünnere mit Kreideeinlagen in unzähligen Variationen und auf die geschmackvollste Weise verziert sind. Von den mit Kreideeinlagen verzierten Stücken gelang es uns zwei sehr zierliche in unversehrtem Zustande auszuheben.

XXVI. 190. Ein anderes, rohverfertigtes, rot gebranntes, massives, nussgrosses Töpfchen, in dessen ganzen Rand nahe aneinander befindliche Furchen gekratzt sind. Einige solche Gefässchen mit gefurchten Rändern besitzt das Museum zu Breslau.

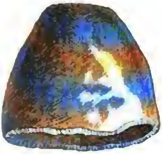
Zwei Stück gut gebrannte, schwarze, runde Thonplatten, in der Mitte durchbohrt. Die Bohrung ist auf beiden Seiten begonnen, daher deren Rand beiderseits weiter als in der Mitte.

Ein winziges, vermutlich nur als Spielzeug gebrauchtes Thonlöffelchen.
XXVI. 191. Der Stiel ist $3^1/_6$ Cm. lang und endigt in eine etwas abwärts gebogene Spitze. Die Mulde des Löffels ist kaum haselnussgross. Solche Löffel, deren Kopf und Stiel aus einem Stück bestehen, gehören in prähistorischen Ansiedlungen nicht zu den Seltenheiten, obschon sie entschieden späteren Ursprunges sind, als jene lampenförmigen, welche in so grosser Anzahl in unserer Ansiedlung vorkamen (vgl. I. Heft Taf. XII. fig. 62, 63), und bei welchen Schale und Stiel getrennte Bestandteile bildeten. Erstere, von vollendeterer Form kommen auch unter Schliemanns Funden aus Hissarlik vor.** Auch im ung. Nat.-Museum finden wir solche aus Pilin und vier ebensolche unbekannter Provenienz. Auch in Szihalom (Com. Borsod) wurden

* Pompeo Castelfranco «Paleoethnologie Italienne; Des fonds de Cabanes.»
** Schliemann «Ilios» S. 457, Fig. 474, 475.

TAFEL XXVI.

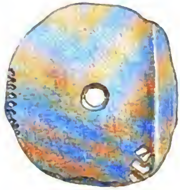
NB. Die Bruchzahlen bedeuten den Theil der Naturgrösse der Figuren, die ganzen Zahlen die Figurennummern.



190 $\frac{2}{3}$

192 $\frac{1}{2}$





194 $\frac{2}{3}$



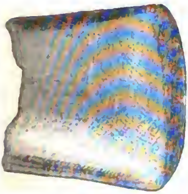
191 $\frac{2}{3}$



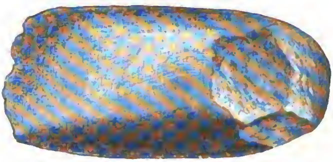
193 $\frac{1}{2}$



198 $\frac{1}{2}$



195 $\frac{1}{2}$



196 $\frac{1}{2}$

190. Gefäss mit gefurchten Rändern. — 191. Thonlöffelchen. — 192, 193. Glockenförmiger Sturz aus Thon. — 194. Durchbohrter Thonscherben. — 195. Bruchstück eines beilförmigen Thongeräthes. — 196. Steinbeil. — 198. Stiel eines Werkzeuges.

ähnliche gefunden.[1] Desgleichen befinden sich solche aus Lunow im Berliner Märkischen Museum, ferner aus Chassey (Saône et Loire) im Museum zu St. Germain.[2] Ein aus Holz geschnitzter zwischen Torf gefundener zu Kopenhagen;[3] ein etwas länglicherer, schmaler von schwärzlichem Thon im Prager Museum. In der mit der Lengyeler Ansiedlung vollkommen übereinstimmenden Schanze bei Rivnáč in Böhmen wurden zwei Exemplare gefunden.[4] Wir finden Analogien auch dieser ganz kleinen Exemplare im oberung. Museum zu Kaschau und eine vollständige Copie des unsrigen wurde in Heidenau[5] bei Pirnau gefunden u. z. mit Fibeln von la Tene Typus. Diese kleinen Löffel aus Thon kommen neben den übrigen thönernen und hölzernen Löffeln auch im Pfahlbau im Mondsee[6] vor.

Fünf Stück am spitzen Ende in Meisselform ausgearbeitete und polirte Hirschgeweihe. Aus Hirschgeweihen verfertigte Meissel kommen in den schweizer Pfahlbauten[7] sehr häufig vor.

Ein aus Hirschhorn gesägtes, münzenähnliches rundes Scheibchen.

Ein aus rotem Kalkstein geschliffener 4 Cm. breiter Keil.

Der Schädelteil eines Bos priscus sammt den beiden starken knöchernen Hornzapfen.

Fünf Stück sehr spitze Beinpfriemen von verschiedener Länge und Dicke.

Ein 7 Cm. langes geschliffenes Marmorstück.

Drei Stück Späne, zwei aus Jaspis, einer aus grauem Quarz.

Zwei Stück spitz endigende, senkrecht durchbohrte Gefässhenkel, deren Bruchstellen stumpf abgewetzt sind.

Nr. 43. In dem zweiten, hinter dem früheren laufenden Graben, etwa 2 Meter tief in verschlammtem, braunem Humus befanden sich:

46 Cm. tief 2 Bronzeringe. Der eine breit und flach ist unversehrt; der andere, aus dünnem Draht verfertigt, fand sich nur zur Hälfte vor.

Am Boden der Grube zahllose Geschirr-Bruchstücke, fast ausnahmslos mit Kreideeinlagen geziert. An den meisten sieht man aber deutlich, dass dies bereits selbst erzeugte Nachahmungen der fremden, kreidegezierten Gefässe feinerer Ausführung sind; der Thon ist nämlich noch immer

[1] Dr. Hampel «Catalogue de l'Exposition préhistorique» S. 34, Fig. 25.

[2] Perrault «Note sur un foyer de la pierre polie du camp de Chassey» z. B. VIII. Fig. 5 cit. Mortillet «M. Pr.» LV. 533. und Nadaillac «Moeurs et monuments des peuples préhistoriques» p. 230.

[3] «Nordisches Museum» in Kopenhagen.

[4] Rivnáč, ein vorgeschichtliches Hradište v. C. Ryzner, ergänzt von Jos. Smolik: Památky archeologické a místopisné XII.

[5] Zwinger Museum in Dresden.

[6] Dr. M. Much's Privatsammlung in Wien.

Mortillet «Musée Préhistorique,» LII, 488.

grob und körnig, daher auch die Gefässwände sehr stark, bisweilen 1 Cm. dick; die Farbe ist nicht schwarz und glänzend, sondern zumeist nur rot und auch ihr Brand unvollkommener. Am besten verrät aber die primitive Nachahmung die Unregelmässigkeit der Kreideverzierungen, da auf diesen die feinen geraden Furchen und regelmässigen Vertiefungen nicht vorkommen.

Vier kleinere unversehrte Gefässe, aber alle ziemlich roh und dickwandig, mit Kreideeinlage verziert. Die Seitenwand des einen ist fast 1 Cm. dick und die Verzierung besteht nicht aus Furchen, sondern aus kleinen vertieften Punkten, welche um den Hals herumgehen.

Ein anderes ebenfalls rauhes, unversehrtes Gefäss mit starken Wänden, rot gebrannt, 14 Cm. hoch, dessen Bauch senkrechte, bis an den Boden gehende Furchen zieren, welch Letztere aber nicht mit Kreide ausgefüllt sind.

Ein 14 Cm. langer, unvollständig gebrannter, glockenförmiger Sturz, oben und unten offen, dessen Seitenwände nach Art eines Seihers dicht durchlöchert sind, an der oberen, schmäleren Oeffnung an beiden Seiten XXVI.
mit hornförmigen Ansätzen, mittelst welcher er bequem gehoben werden 192, 193.
kann. Auf den ersten Blick würde man diesen Gegenstand für einen Seiher halten, da aber die Seitenwände durchlöchert sind, würde er diesem Zwecke nur dann entsprechen, wenn er einen geschlossenen Boden hätte, welcher den zum Durchseihen bestimmten Gegenstand zurückhielte. Das Gefäss vermag nur auf dem unteren offenen Teile von 9·5 Cm. Durchmesser zu stehen und dass es auch so benützt wurde, beweisen die beiden an der entgegengesetzten schmalen Oeffnung von nur 3 Cm. Durchmesser beiderseits angebrachten, spitz auslaufenden Ansätze, welche nur zum Heben des Gefässes gedient haben konnten. Die Durchlöcherung der Seitenwand geschah von aussen nach innen, daher die Ränder der einzelnen Löcher innen abstehen, so dass das ganze Innere einem Reibeisen gleicht und nur die Aussenfläche eben ist.

Dieses sonderbar geformte Gefäss ist bei uns in Ungarn, trotz der bisher in verhältnissmässig wenig prähistorischen Niederlassungen erfolgten Nachgrabungen, nicht ganz unbekannt, wogegen ihrer in der Fachliteratur keine Erwähnung geschieht.*

Ein dem hiesigen ganz gleiches Stück besitzt das Nat.-Museum aus den Funden von Bökény-Mindszent (Csongráder Com.) und aus dem Barser Comitat. Ferner gibt es solche dicht durchlöcherte, jedoch am oberen Teile nicht mit Hörnern versehene Exemplare aus den Funden von Gomba und Szihalom. Ausserdem befindet sich ein Exemplar unbekannter Provenienz

* «Arch. Ertesítő;» I. B. II. Th. S. 202 ist ein Exemplar unter den Funden von Bökény-Mindszent abgebildet.

im Nationalmuseum, welches an der oberen Oeffnung nicht zwei, sondern vier Ansätze hat. Unlängst fand ich in Kölesd (Tolnaer Com.) unter Gefässen, welche mit Kreideeinlagen ausserordentlich mannigfaltig verziert waren, einen dicht durchlöcherten glockenförmigen Sturz vor, der dem Lengyeler Exemplare ganz ähnlich ist.* Sonderbarerweise fand man solche Gefässe weder in Italien, noch in Ober- und Niederösterreich.

Im Prager Museum befinden sich zwar zwei dicht durchlöcherte Exemplare ohne Ansätze, doch weiss man nicht, woher sie stammen. In Dänemark, Schweden und Norwegen sind sie ganz unbekannt. In Deutschland kommen sie zwar vor, aber in ganz anderer Form. Sie haben zwar die Glockenform, aber sie sind nicht seiherartig dicht durchlöchert, sondern mit einigen länglich-viereckigen oder bogenförmigen Löchern durchbrochen, auch haben sie an der oberen Oeffnung keine Hornansätze, sondern sind entweder ganz glatt oder ausnahmsweise mit winzigen durchbohrten Henkeln versehen. Mehrere solche Exemplare besitzt das Breslauer, das Berliner königl. und das «märkische» Museum. — Auch unter den Funden Schliemanns aus Hissarlik** kommt ein dicht durchlöcherter Bronzesturz vor. Ich glaube, und es dürfte meine Meinung hinreichende Wahrscheinlichkeit besitzen, dass diese Gefässe zur Bedeckung von Lampen oder besser Leuchtmaterial dienten, da sie die Flamme gegen den Wind schützten, die dichte Durchlöcherung der Seitenwände der nährenden Luft Zutritt bot und auch einiges Licht durchscheinen liess; am oberen Teile konnte der Rauch und ein Teil der Flamme abziehen; an den hornförmigen Henkeln aber konnte man, ohne sich die Hand zu verbrennen, den heissen Sturz mittelst gabelförmiger Zweige wegheben.

Sieben Stück ausgearbeitete, teilweise geschliffene 5—10 Cm. lange rote Sandsteine.

Zwei halbgebrannte, mittelgrosse, durchbohrte Thonpyramiden.

Vier Stück zu Werkzeugen ausgearbeitete, am spitzen Ende teils rund, teils meisselförmig geschliffene Geweihe. An dem einen 14 Cm. langen Exemplare ist die begonnene Durchbohrung sichtbar.

Ein 6·5 Cm. langer, 5·5 Cm. breiter, an beiden Enden ziemlich gleichmässig abgesägter knöchriger Zapfen eines Gemshornes.

Sechs Stück ziemlich dicke, an einem Ende zugespitzte Beinpfriemen.

Zwei Stück kurze Thonlöffel mit durchbohrtem Stiel. Der eine ist ganz unversehrt, der andere nur halb.

Ein dickes, in der Mitte durchbohrtes Scherbenstück. Das Loch hat 0·5 Cm. Durchmesser. Der Rand desselben ist noch nicht rund geschliffen.

* M. Wosinsky «A kölesdi őstelep» Budapest 1889. S. 5. Fig. 14.
** Schliemann «Ilios» 1427.

Ein anderes solches Stück, rund geschliffen, aber noch nicht durchbohrt.

Eine dritte, aus einem Thonscherben gemachte Scheibe von 4·6 Cm. Durchmesser, mit ziemlich regelmässig rund geschliffenem Rande und in der Mitte durchbohrt. Ursprünglich war es ein kreidegeziertes Gefäss, und sind noch einzelne Teile der Verzierung wahrnehmbar. Diese Thonscheiben sind fast auf allen prähistorischen Ansiedlungen sehr häufig. Ich fand solche in ziemlicher Anzahl in den Museen zu Wien, Prag, Breslau, Dresden, Berlin, Kopenhagen, Stockholm und Athen. Im ethnographischen Museum zu Kopenhagen befinden sich sogar einige Exemplare aus Kalifornien. Bei uns fand man sie in Tiszaug, Szihalom und Magyarád (Honter Com.) — Bei den Ausgrabungen in Hissarlik kommen sie in jeder einzelnen prähistorischen Stadt in grosser Menge vor und sind auch dort aus Geschirrbruchstücken hergestellt, gewöhnlich in der Farbe der Gefässe aus der betreffenden Schichte. Schliemann * glaubt, dass sie beim Weben und Spinnen als Fadensenkel dienten. Ihr Gewicht ist aber sehr unbedeutend.

Drei Stück an der Bohrstelle gebrochene Steinhammer, das eine Bruchstück bildet die Schneide, das andere aber einen halbrunden Rücken.

Ein rund abgestumpfter Spaltestein, welcher ursprünglich ein geschliffener Steinhammer war. Noch jetzt sieht man daran die Bohrstelle.

Zwei Stück mittelgrosse, unvollkommen gebrannte, schwarze, geglättete Wirtl.

Einige gebrannte Lehmplatten vom Feuerherd, deren Oberteil mit geschlämmtem Thon überzogen und geglättet ist. Diese Ueberzug-Schichte ist viel härter, als der untere vermorschende Teil.

Süsswassermuscheln, Eberhauer, und der Unterkiefer eines mit besonders grossen Zähnen versehenen Wiederkäuers.

Nr. 44. Zwei Schritte hinter der vorigen Grube und abermals in einer verschlammten wellenförmigen Vertiefung fanden sich 1·5—2 M. tief:

Sechs Stück Nucleus, darunter drei aus Jaspis, drei aus Silex.

27 Stück Steinmesser, darunter 14 Stück aus Jaspis, 8 aus Silex, 5 aus schwarzem Obsidian. Die Obsidianspäne sind sehr klein, auffallend spitz und scharf.

Sechs Stück Jaspis-Schaber, wovon vier Stück schmal mit geradlinigen Kerben, zwei dagegen dicker mit halbrunder Kerbung.

Eine 10 Cm. lange, schmale, spitzige Pfeilspitze aus Bein.

Eine 3·5 Cm. lange, gespitzte, aber noch nicht geschliffene Beinpfrieme.

Die Hälfte einer unvollkommen gebrannten, durchbohrten Thonpyramide.

* Schliemanns «Ilios», 263.

Eine kleine, halbgebrannte massive Thonkugel.

XXVI. 194. Ein rund geschliffener, in der Mitte durchbohrter, dünner Thonscherben von 3 Cm. Durchmesser.

Ein sehr rohes, halbgebranntes Gefässchen ohne jede Verzierung, etwas über 2 Cm. hoch, 4 Cm. breit.

Zwei Süsswassermuscheln und ein kleiner Bachkiesel.

Ein sehr scharf geschliffenes trapezförmiges Steinbeil, 3·5 Cm. lang, 2·5 Cm. breit, etwas über 1 Cm. dick, am stumpfen Ende gebrochen.

Einige mit Kreideeinlage gezierte Thonscherben. Die Verzierung besteht aus feinen, geraden Linien, Winkeln und Punkten.

Ein Hirschgeweih. Die Aeste sind nur leicht mit stumpfen Steinmessern eingeschnitten und dann abgebrochen. Am dickeren Ende ist die Durchbohrung beiderseits begonnen, aber auch nur mit stumpfen Werkzeugen.

Einige 3 Cm. breite, sehr starke Thierzähne.

Ein unbearbeitetes Hirschhornstück, von allen Seiten mit einer dicken Kalksinter-Schichte umgeben.

Nr. 45. Aus dem gegen Norden liegenden Teile des vorigen Grabens, welcher die Fortsetzung der ursprünglichen wellenförmigen Mulde zu sein scheint, brachten wir folgende Gegenstände zu Tage:

Eilf Stück Späne, wovon nur einer aus Silex, die übrigen alle aus Jaspis. Von diesen ist nur ein einziger zum Schaber ausgearbeitet, und dieser ist in gerader Linie ausgekerbt.

Zwei Stück auffallend grosse Eber-Hauer.

Ein dickes, an beiden Enden mit einem stumpfen Instrumente bearbeitetes Hirschgeweihstück.

Ein rund geschliffenes, in der Mitte durchbohrtes Thongeschirrstück. Die gefurchte Verzierung des Gefässes ist noch darauf sichtbar.

Ein anderes, ebenfalls furchengeziertes, durchbohrtes Gefässstück.

Zwei Stück von Menschenhand ausgearbeitete Bachkiesel.

Zwei Stück unvollkommen gebrannte, kegelförmige, senkrecht durchbohrte Spindelknöpfe aus Thon.

Vier Stück an einem Ende zugespitzte Beinpfriemen.

Zwei Stück zugespitzte, am dicken Ende ungleich zugesägte Werkzeuge aus Hirschgeweih.

Zwei fingerhutgrosse, sehr rohe, aber trotzdem mit Kreideeinlage gezierte Gefasschen; an einem ist sogar eine Henkelnachahmung sichtbar, und ist es am Rande gefurcht.

Ein verzierter, gut gebrannter Thonklotz.

Ein grösseres, geglättetes Wirtl.

Ein senkrecht spitz auslaufender Gefässhenkel, mit abgestumpften Bruchrändern.

Nr. 46. Dies ist eine von dem zweiten langen Graben nördlich liegende Vorratskammer. Wir fanden in einer Tiefe von 250 Cm. eine runde Grube von 2·39 Meter Durchmesser. Sie war mit einem Rohrgeflecht ausgekleidet, und sodann hart gebrannt worden. In dieser mit hartgebrannten Wänden versehenen Grube befanden sich unvollkommen gebrannte, ungeheure Töpfe, welche Nahrungsmittel und Cerealien enthielten. Die Vorratskammer wurde durch Feuer zerstört, da die grossen vielen Scherben zwischen reinem Kohlenstaub lagen. Die gebrannten Thonwände fanden wir natürlich auch in zerstörtem Zustande, doch war ihre Entstehungsart und Grösse deutlich zu sehen. Auf dem Boden des einen Riesentopfes fand sich unter Kohlenstaub etwa 1½ Liter verkohltes Getreide, welches noch vollständig seine Form behalten hatte, denn es waren ganz klar Weizenkörner zu erkennen.

Die uralte Ausübung des Ackerbaues hat die Archäologie bereits mit unzweifelhaften Daten nachgewiesen, und schon in den ältesten Zeiten nimmt der Weizen die erste Stelle unter den Cerealien ein. Im alten Testamente, 2. Buch Samuelis (17. Cap. Vers 27—28.) lesen wir: «Da David gen' Mahanaim gekommen war, da brachten Sobi . . . . und Barsillai ein Gileaditer von Roglim Bettwerk, Becken, irdenes Gefäss, Weizen, Gerste, Mehl, zusammengelesene Aehrenbüschel, Bohnen, Linsen, Grütze . . . . .» Auch im Homerischen Epos wird des Weizens erwähnt, und Schliemann fand bei den Ausgrabungen in Troja häufig in kellerähnlichen Höhlen, in sogenannten «πίθος», riesigen Thongefässen verwahrte verkohlte Feldfrüchte, unter denen kleinkörniger Weizen vorherrschend war.

In Ungarn fand man in Szelevény, Tiszaug, Tószeg, Felső-Dobsza, Szihalom und im Tornaer Comitat auf dem sogenannten Kendertörő und Süveg, sowie in der Aggteleker Höhle * Weizen aus der Neolithepoche. In den oberösterreichischen Pfahlbauten fand man nicht nur Weizen, sondern auch Weizenähren, aus denen der Kern noch nicht gedroschen war, ja sogar aus halbgemahlenem Weizen gebackenes Brot in verkohltem Zustande.** Unter den aus den Schweizer Pfahlbauten, namentlich aus Robenhausen gewonnenen Feldfrüchten fungirt der Weizen an erster Stelle. — Auch im Dresdner Museum sah ich verkohlten Weizen aus den Burgwällen von Schlieben und Koschütz, und sonderbarerweise sind auch an diesen Orten die oberwähnten, durchbohrten und rundgeschliffenen Thonscherben sehr häufig.

Meistens verwahrte man die Feldfrüchte in Gruben und grösseren Gefässen. Für die lange Dauer gewisser avitischer Gebräuche liefert der Umstand einen Beweis, dass noch heute in mehr als einer ungarischen

* Br. Eugen Nyáry «Az aggteleki barlang mint őskori temető» S. 63.

** Belege aus dem Mondsee in Dr. Much's Privatsammlung in Wien.

gebogener Hornzapfen von Bos priscus, dessen Länge, trotz der an beiden Seiten fehlenden Enden 62 Cm., der Durchmesser der stärkeren Seite aber 12 Cm. beträgt.

Nr. 51. Dies ist eine kreisrunde verschlämmte Grube, welche aber kaum als Wohnraum gedient hat, da sie nur 1·50 M. tief ist und dort schon die harte unberührte Schichte folgt. Auffallenderweise hängt sie unmittelbar mit der daneben befindlichen Grube Nr. 52 zusammen, welche sehr tief ist und deren Küchenraum sie zu sein scheint. Hier befanden sich — zerstreut liegend — 17 St. am oberen Ende durchbohrte Thonpyramiden verschiedener Grösse, am oberen stumpfen Ende mit dem vertieften schiefen Kreuze versehen, während nur die eine Seite stärkere Feuerspuren zeigt.

Rot gebrannte Thonklötze in grösserer Menge.

Drei Hirschgeweihstücke, das eine am Ende mit einem scharfen Werkzeuge bearbeitet.

XX VII. Ein mit halbmondförmigem Henkel versehenes, sehr zierliches unver-
197. sehrtes Gefäss; am bauchigen Teile ist es mit drei senkrechten, spitz zulaufenden, und nur als Zierde dienenden Ansätzen versehen. Der vierte, viel grössere Ansatz läuft horizontal und bildet einen Halbmond. Es ist 11 Cm. hoch und hat am offenen Rande einen Durchmesser von 14·5 Cm.

Ein anderes grob gearbeitetes, ebenfalls unversehrtes Gefäss mit fingerdicken Wänden. Dieses besitzt nur einen flachen 2·5 Cm. ausladenden Ansatz, welcher mit zwei Fingern bequem zu packen und als Henkel zu benützen ist. In den Rand der Mündung sind Furchen gekratzt und ebendort an vier entgegengesetzten Seiten je ein fingertiefer Eindruck angebracht. Es hat 11 Cm. Höhe und an der Mündung 18 Cm. Durchmesser.

Ein kurzer Thonlöffel mit durchbohrtem Stiel.

Der obere Teil eines Mahlsteines, dessen eine Seite glatt abgewetzt ist.

Das Bruchstück eines hohen pilzförmigen Gefässes, welches bei Todten niemals fehlt, sonst aber selten gefunden wird.

Nr. 52. Eine tiefe kreisrunde Grube, in deren Mitte eine noch halberhaltene viereckige Feuerbank von 65 Cm. Durchmesser stand. Die einzelnen Stücke der letzteren haben sehr viel Strohgemengsel, unter welchem sich auch Getreidekörner befinden. Nur der obere Teil der Feuerbank ist hart gebrannt, das Innere dagegen verkohlter Schutt. — Die Feuerbank ist vom oberen Niveau gemessen 133 Cm. tief; ringsherum aber lag noch 130 Cm. tief reine Asche. In dieser Grube fanden wir eine Menge verglaster Schlacke, welche sehr der Bronzeschlacke gleicht, doch befand sich diese ausnahmslos in dem glatten Lehmanwurf der Feuerbank und ist eine Folge des starken Brandes, wie man dies auch in Ziegelöfen sehen kann. Um die Feuerbank herum fanden sich in einer Unmasse von Asche:

Fünf unvollständig gebrannte, am oberen Ende durchbohrte Thonpyramiden, deren eine unverhältnissmässig gross.

TAFEL XXVII.

NB. Die Bruchzahlen bedeuten den Teil der Naturgrösse der Figuren, die ganzen Zahlen die Figurennummern.



197 ½



203 ½



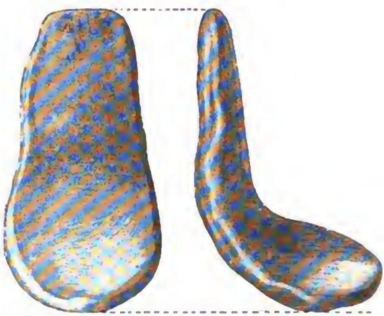
204 ⅔



200 ⅔



202 ⅔



199a ½ 199b ½



201 ½

7. Thongefäss. — 199a, b. Schürhaken aus Thon. — 200. Mit Kreideeinlagen verzierter Fuss eines Gefässes. — 1. Schittschuh. — 202. Kinderklapper aus Thon. — 203. Stiel eines Werkzeuges. — 204. Thonpyramide.

Ein hartgebranntes, mit erhabenen Punkten versehenes Thonstück, welches irgend eine Eckverzierung bildete.

Ein grösserer Jaspis-Nucleus; ein unförmiger, dicker, am oberen Ende rund gekerbter Silex-Schaber; fünf Jaspis- und eine starke Silexklinge.

Eine krystallinische Steinmasse und ein unbearbeiteter Bachkiesel.

Ein stumpfer, an der Bohrstelle gebrochener, polirter Steinhammer.

Die Hälfte eines Gefässes, von dessen Rand die halbmondförmige Verzierung sich senkrecht erhebt.

Drei Stück sehr dicke, grob gearbeitete Topfstürze (Deckel), an deren flachem Oberteil gut fassbare, halbkreisförmige, mit Mergelfurchen verzierte Griffe angebracht sind. (Vgl. H. I. T. XXI. Fig. 163.)

Der obere Teil eines Mühlsteines und ein 14 Cm. langer Steinkeil.

Sechs Stück geschliffene Arbeitssteine verschiedener Form und Grösse.

Ein unvollständig gebrannter Thonlöffel mit kurzem durchbohrtem Stiel.

Der halbkreisförmige Henkel eines Topfdeckels, an beiden Enden mit dicken, dornförmigen Ansätzen versehen, woraus zu schliessen ist, dass man diesen Teil separat zu verfertigen, halb gebrannt in den Sturz zu pressen und erst dann das Ganze zum zweitenmale zu brennen pflegte.

Knochenabfälle von verschiedenen Tieren, ein Hirschgeweih und ein knöcherner Hornzapfen eines Bos priscus.

Ein am unteren Ende abgehacktes Hirschgeweih und ein senkrecht durchbohrter, hornförmiger Gefässhenkel mit an der Bruchstelle stumpf gewetzten Contouren.

Nr. 53. Ein kreisförmiger, 280 Cm. tiefer Wohnraum mit 3 M. Durchmesser, darin:

Ein sehr scharf geschliffenes, trapezförmiges Steinbeil, 6 Cm. lang, 3·5 und 4·5 Cm. breit.

Drei schmale dünne Obsidian- und zwei Jaspis-Messer; eins von den letzteren ist 1 Cm. breit, 7 Cm. lang und sehr scharf; zwei winzige schmale Jaspis- und ein grösserer leberbrauner Opal-Nucleus; zwei breite, am oberen Rande rund gekerbte Schaber, der eine aus Silex, der andere aus Jaspis.

Drei Stückchen einer mit dunkelgrüner morscher Patina bedeckten, sehr dünnen Bronzeplatte.

Eine zerbrochene Bronzenadel, deren kegelförmiger Kopf mit parallel ciselirten Linien verziert ist, 5·5 Cm. lang.

Ein 14 Cm. langes gerades Geweihstück, an einem Ende mit einem Messer zugeschnitzt, und der Unterkiefer eines kleineren Fisches. Unter den tierischen Knochenüberresten wurden Fischknochen bisher selten gefunden.

Zwei mit grösseren Löchern versehene, an der Oberfläche geglättete Wirtl, und zwei hartgebrannte, 9 Cm. lange, durchbohrte Thonpyramiden.

Bruchstücke eines grösseren Mahlsteines, den wir fast ganz zusammenstellen konnten. Diese Mahlsteine bestehen hier, wie in den meisten europäischen prähistorischen Niederlassungen aus einer grösseren, glatten, in der Mitte etwas concaven Steinplatte, auf welcher man mit einem kleineren handlichen Steinstössel das Getreide zermalmte, wodurch man natürlich zwar kein Mehl erhielt, sondern nur Gries, der dann zumeist zu Brei und seltener zu Brot verwendet wurde. Die in den Pfahlbauten gefundenen Mahlsteine sind von derselben primitiven Form, doch ist auch das dort gefundene Brot nur aus halbgemahlenen Körnern zubereitet. Dies macht es erklärlich, dass auch die Zähne der in der Lengyeler Ansiedlung gefundenen Todten zwar gesund, aber sehr abgenützt sind.

Ein 15 Cm. langes Hirschgeweih von 5 Cm. Durchmesser, welches an einem Ende rund herum geschnitzt und ausgehöhlt ist, so dass es den XXVI. 198.
Stiel irgend eines Werkzeuges bildete. Einen ganz ähnlichen Stiel aus menschlichem Radius-Knochen fand Ossowszky in den bekannten neolithischen Höhlen bei Krakau.* Glatt abgesägte und tief ausgehöhlte Hirschgeweihe kommen auch in den österreichischen Pfahlbauten vor, welche aber für Trinkgefässe gehalten werden.**

Nr. 54. Eine 3 M. tiefe und ebenso weite Grube, mit Asche gefüllt; in derselben fand sich:

Eine sehr zierliche, beiderseits durch kleine Kerben geschärfte, 3 Cm. lange Silex-Pfeilspitze von regelmässig dreieckiger Form. Die Ausarbeitung ist ebenso vollkommen, wie die der auffallend schönen dänischen und schwedischen Pfeilspitzen. In der Lengyeler Ansiedlung ist übrigens dies das erste Exemplar einer regelmässig geformten Pfeilspitze.

Zwei winzige spitze Jaspis-Klingen.

Ein 11 Cm. langer, 5·5 Cm. breiter Beinhammer. Das regelmässige runde Loch hat 2 Cm. Durchmesser.

Eine kleinere, gut gebrannte Thonkugel, und zwei rund geschliffene Thonstücke von 6 Cm. Durchmesser, in der Mitte durchbohrt; beide sind aus Bruchstücken eines, mit senkrechten Furchen verzierten Gefässes gemacht.

Zwei unversehrte Gefässe in der gewohnten Form, mit Kreideeinlagen verziert, 7 Cm. hoch.

Ein winziges Gefässstück mit senkrechten Furchen geziert. Bodendurchmesser 1·5 Cm.

* Schriften der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft zu Königsberg XXIV. Jahrg. 1883. Dr. O. Tischler «Die neuesten Entdeckungen aus der Steinzeit im ostbaltischen Gebiet.» S. 96.

** G. Graf Wurmbrand «Ergebnisse der Pfahlbau-Untersuchungen» I. 5. (Separatabdruck aus Nr. 4 und 5. der Mittheil. der anthrop. Ges. in Wien.)

Ein spindelförmiges Thonstück, welches die hohe schlanke Basis irgend eines Gefässes bildete. Die Aussenseite ist mit feinem, geschlämmtem Thon überzogen, welcher geglättet und schwärzlich ist. Sehr gut nimmt sich auf dem schwarzen Grunde die Kreideverzierung aus.

In unmittelbarer Nähe dieser mit Asche gefüllten runden Grube, am nördlichen Rande lagen in einer Tiefe von 60 Cm. vom jetzigen Niveau die untereinander geworfenen Teile eines menschlichen Skelettes, weshalb dessen Lage und Richtung nicht bestimmt werden konnte.

Nr. 55. Dieser ziemlich reiche Fundort bildete eine längliche tiefe Grube, doch konnten deren Ränder nicht genau bestimmt werden. Wahrscheinlich war es eine grabenförmige Wohnstätte, wie jene unter Nr. 42, 43 und 44.

In einer Tiefe von kaum 33 Cm. fanden wir in der schwarzen Humusschichte ein 9 Cm. langes, viereckig geschmiedetes, einer scharfen Ahle ähnliches Bronzewerkzeug, dessen unterer Teil dünner und rund und mit jenem sicherlich in einen Griff gepasst war.

Um ein Bedeutendes tiefer fanden wir folgende Gegenstände:

Einen grossen Jaspis- und einen breiten Opal-Nucleus; 13 Stück Späne, darunter 8 aus Jaspis, 3 aus Silex und ein winzig kleiner aus Obsidian. Ein einziger ist durch Kerbung zu einem halbrunden Schaber ausgearbeitet.

Das Bruchstück einer Beinpfrieme; ein durchbohrtes Hirschhornwerkzeug und ein ringsum geschnitztes Hirschgeweihstück.

Ein als Schaft ausgearbeitetes Hirschgeweih, an welchem jedoch für das Beil noch kein Loch gebohrt ist.

Ein zugespitztes und durchbohrtes Hirschgeweih. Bei der ersten Durchbohrung war es gebrochen, und hat man darunter ein zweites Loch gebohrt.

Ein 10 Cm. langes, 5 Cm. dickes Hirschhornstück, oben ringsum geschnitzt, darin ein nach abwärts gehendes, ausgehöhltes Loch 8 Cm. tief, mit 2 Cm. Durchmesser, so dass es einen Werkzeuggriff bildete.

Ein Hirschgeweih, an dessen dickerem Ende man mittelst schmaler Klingen zahllose Einschnitte begonnen hatte, um es leichter abbrechen zu können.

Die Spitze ist flach geschliffen und in deren Schneide sind schiefe Furchen gegraben, um mit den zwischen den Furchen vorstehenden Spitzen an den Gefässen die aus parallel gekratzten Linien bestehenden Verzierungen herstellen zu können.

Ein kleiner, aber schwerer Wurfstein, drei unbearbeitete Bachkiesel und eine Süsswassermuschel.

Sechs mit Kreideeinlage gezierte, sehr hübsche, unversehrte Gefässe, von gleicher Form wie jene der bisher gefundenen feineren und technisch

TAFEL XXIX.

NB. Die Bruchzahlen bedeuten den Teil der Naturgrösse der Figuren, die ganzen Zahlen die Figurennummern.



214 ⅔



205 ¼



215 ⅔



218 ⅔



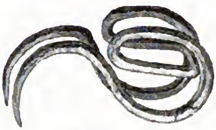
219 ⅝



222 ⅔



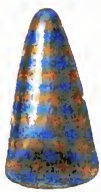
216 ⅔



217 ⅔



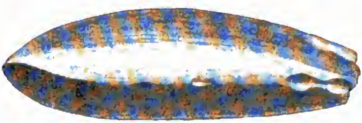
220 ½



223 ½



213 ½



221 ½

205. Thongefäss. — 213. Glättwerkzeug aus Hirschhorn. — 214, 215. Geschliffene Splitter von Eberhauern. 216. Bohrzapfen. — 217, 218, 219. Werkzeuge aus Bronze. — 220. Durchlöchertes Stück eines Feuerherdes. — 221. Steinbeil. — 222. Bohrzapfen. — 223. Nephritbeil.

vollkommeneren Exemplare, d. i. breite Mündung, in der Mitte eingeschnürt, unten bauchig und rund, mit einem Henkel versehen.

Ein grösserer, mit primitiven Kreideeinlagen gezierter Topf aus grobem Thon, mit dicken Wänden.

Ein winziges, mit senkrechten Ritzen verziertes, gut gebranntes Gefässchen, 4·5 Cm. hoch.

Die Bruchstücke von vier unvollkommen gebrannten, durchbohrten Thonpyramiden; ein grosser, schwerer, gut gebrannter Thonklotz und zwei Thonlöffel mit kurzem, durchbohrtem Stiel und 8 Cm. innerer Tiefe.

Ein flacher, gut gebrannter und geglätteter halbkreisförmiger Thon-
XXVII. gegenstand, welcher wahrscheinlich als Schürhaken diente (s. Grube 58), und
199. a, b die Nachahmung einer gekrümmten Hand zu sein scheint. Diesen sonderbaren Gegenstand, der in Lengyel bei den späteren Ausgrabungen noch häufig, und zwar immer in der Asche vorkam — fand ich bisher in keiner prähistorischen Sammlung. Doch wie Lengyel im Allgemeinen sehr viel Analogien mit Tiryns, Mykenae und Hissarlik aufweist, so sind auch diese Schürhaken oder Kellen in Tiryns häufig vorgekommen. Schliemann schreibt diesbezüglich:* «Noch erwähnen muss ich die Bruchstücke der etwa 25 Cm. langen, sehr roh ausgeführten Kellen aus sehr unreinem rötlichem Thon, die ich anfänglich für Füsse grosser Tripod-Vasen hielt und in denen ich erst nach langer Erwägung wirkliche Kellen vermute. Meine Vermutung wurde aber zur Gewissheit, als mir Dr. Ohnefalsch-Richter die Photographie einer von ihm in Soli auf Cypern gefundenen, ganz ähnlichen Kelle zeigte, deren Griff nahe am Ende durchbohrt ist.» Nun solche am Ende des Griffes durchbohrte Exemplare fanden wir auch in Lengyel.

Der 4 Cm. hohe, cylinderförmige, schlanke Unterteil eines Thongegenstandes, oben und unten breiter als in der Mitte. In den Rand der runden
XXVII. Basis sind Furchen gekratzt, etwas höher aber zieht sich ein aus Furchen
200. bestehendes Band herum. In eine Seite des Cylinders ist ein grösseres, rechts und links je ein kleineres Hakenkreuz gedrückt. Diese Verzierung gleicht nur in den Zügen des Kreuzes den sogenannten «swastika» oder «sauwastika», bei welchen die Enden des Kreuzes mit rechts oder links gewendeten Haken versehen sind. Bei dieser Verzierung hat aber das schiefe Kreuz zwar an den beiden oberen Enden geradlinige Haken, doch geht der eine nach rechts, der andere nach links, während jene am unteren Teile bereits halbkreisförmig sind und ebenfalls nach zwei Richtungen abzweigen, so dass das ganze mehr einem X ähnlich ist. Ober dem mittleren, grösseren X befinden sich zwei Punkte, unter demselben aber zwei parallele Linien. Die ganze Verzierung ist mit einer Schablone eingedrückt und mit

* Dr. Heinrich Schliemann «Tiryns» Seite 84.

Kreide ausgefüllt. Am oberen Teile dieses Gegenstandes befindet sich noch ein dünner runder Ansatz, mit dessen Hilfe er an jenen Gegenstand befestigt wurde, dessen Basis er bildete.

Nr. 56. In unmittelbarer Nähe der vorigen Grube fanden sich in ziemlicher Tiefe zerstreut:

Zehn Stück gutgebrannte, durchbohrte Thonpyramiden und einige blos getrocknete Bruchstücke solcher.

Vierzehn Jaspis- und drei Obsidianspäne, sowie vier Jaspis-Schaber.

Eine Menge gespalteter Tierknochen und einige unbearbeitete Hirschgeweihe.

Drei geschliffene Beinpfriemen.

Drei grössere grob gearbeitete, unverzierte Thongefässe.

Nr. 57. Eine 280 Cm. tiefe Grube, welche jedoch weder einen Feuerherd enthielt, noch aber als Wohnung zu erkennen war. In der verschlammten Schichte fanden sich:

Zwanzig Jaspis und vier Obsidian-Messer.

Fünf geschliffene Beinpfriemen.

Zwei mit Kreideeinlagen gezierte, unversehrte Gefässe, und zwar das eine von grobem Thon und roher Verzierung, während das kleinere weder in Bezug auf Material, noch in Bezug auf Regelmässigkeit der Verzierung etwas zu wünschen übrig lässt.

Ein gut gebrannter, kegelförmiger, senkrecht durchbohrter Spindelknopf aus Thon, in dessen oberen Teil sechs Strahlen gekratzt sind. Basisdurchmesser 5 Cm.

Nr. 58. Eine kreisrunde Grube, in deren oberer Schichte sich schon zahlreiche sehr dicke Geschirrstücke, grosse Gefässdeckel, Tierknochen, ja sogar ein menschlicher Schädelteil befand. Wie letzterer hierhergekommen sein mag, weiss ich mir nicht vorzustellen, denn, dass jene Urbewohner Kannibalen gewesen sein sollten, dafür fand ich auch nicht den geringsten Anhaltspunkt. Den Boden der Grube bedeckte 160 Cm. hohe Asche, in welcher folgende Gegenstände gefunden wurden:

Dreiundzwanzig diverse Jaspis- und fünf Obsidian-Messer; drei halbrund gekerbte Jaspis-Schaber und drei geschliffene Beinpfriemen.

Die halbkreisförmige Schneide eines aus weichem Kalkstein geschliffenen 11 Cm. breiten Beiles; ein schöner Steinkeil, 11 Cm. lang, an der Schneide 9 Cm. breit; ausserdem einige Mahl- und Arbeitssteine.

Zwei Stück ziegelrote Eisenoxydfarbe, das eine ist in flacher und langer Form und zeigt an allen Seiten die Spuren der Reibung.

Zwei Stück an der Wurzel ganz regelrecht rund durchbohrte tierische Augenzähne.

Ein krummer Aschenschürer, nach Art jener der Schornsteinfeger aus fingerdickem Thon, hart gebrannt und wie es scheint die Nachahmung

einer gekrümmten Hand. Länge 14 Cm., grösste Breite 6·5 Cm. (S. T. XXVII, Fig. 199. *a) b)*.

Ein 23 Cm. langer und 4 Cm. breiter Schlittschuh aus einem tie-
rischen Beinknochen. Der untere Teil ist in der Länge des Knochens spie-
gelglatt polirt. Der dickere Teil des Knochens wurde nur am Gelenkteile
belassen, an dem gegen die Zehen liegenden Teile aber abgehackt. Um ihn
XXVII. an den Fuss befestigen zu können, ist er an beiden Enden quer durch-
201. bohrt. Durchbohrte und polirte Beinknochen wurden schon in mehreren prähistorischen Ansiedlungen gefunden und es ist ebenso wahrscheinlich, dass diese zu verschiedenen Zwecken dienten, als dass einzelne darunter als Schlittschuhe verwendet wurden, dass also unseren prähistorischen Vorfahren diese Art des Sportes nicht unbekannt war und vielleicht nicht lediglich zum Vergnügen, sondern bei den Winterjagden auch aus praktischer Notwendigkeit betrieben worden ist. Jedenfalls bestimmt am besten die Durchbohrung und die Richtung des Schliffes den Zweck dieser Knochengeräte. Als Netzsenkel wurden Knochen nicht nur in alten Zeiten verwendet, sondern dienen hiezu auch heute noch in einzelnen ärmeren Gegenden unseres Vaterlandes. * Zu diesem Behufe werden sie horizontal an das Netz befestigt, so dass nur der obere Teil der beiden Enden durchbohrt wird und der durchgezogene Faden am Ende des Markkanals herauskommt. Auf diese Weise berührt demnach auch der Faden die Erde nicht, und ist so der Abnützung durch Reibung nicht ausgesetzt. Bisweilen, so bei den nächst Olmütz, ferner in Pommern, Holstein und Holland gefundenen Exemplaren** zeigt der Gelenkskopf des Knochens nur einige tiefe Einschnitte, an welchen er festgebunden wurde. Mitunter ist der Knochen an beiden Enden durch grössere senkrechte Löcher ganz durchbrochen. Solche zwei Exemplare sind im Prager Museum, ferner im Berliner märkischen und im Stockholmer Museum; doch kommen die in letzterem befindlichen schon in Gemeinschaft mit Eisengeräten vor, und wenn sie — was aber sehr zweifelhaft — dennoch als Schlittschuhe gedient haben sollten, so fällt es am meisten auf, dass sie sehr kurz sind, daher nur auf ganz kleine Füsse passen konnten. Bei diesen Netzsenkeln geschieht aber die Abnützung oder Polirung nicht nach der Länge, sondern nach der Breite des Knochens. Ausser der Art, wie der in Grube Nr. 58 gefundene Schlittschuh und die Netzsenkel durchbohrt oder zugeschnitzt wurden, geschah die Durchbohrung bei Schlittschuhen noch dergestalt, dass jener Teil des Knochens, auf welchen die Ferse zu stehen kam, quer durchbohrt, die Schnur in der Markhöhle längs des Knochens durchgezogen wurde, und am andern Ende

* Otto Herman: Ősi elemek a magyar népies halászeszközökben. »Uj Arch. Ért.« B. V. Th. 3. S. 164.

** Hellwald »Der vorgeschichtliche Mensch.« 571.

desselben durch eine senkrecht angebrachte Durchbohrung wieder herauskam. Auf solche Weise sind die unter den Alpárer Funden vorkommenden zwei Schlittschuhe verfertigt.[1] Die in den Museen zu Hannover und Leyden[2] befindlichen Schlittschuhe entsprechen den in den Bezirken Zeeland, Utrecht und Geldern gefundenen polirten Beinknochen; bei diesen ist jedoch das eine Ende des Knochens durch zwei nebeneinander befindliche senkrechte Löcher durchbrochen, während am andern Ende nur ein horizontales Loch in die Markhöhle führt.

An manchen solchen, als Schlittschuhe verwendeten polirten Knochen befindet sich gar keine Durchbohrung, so dass der darauf gestellte Fuss nur daran haftet, aber nicht befestigt wird. Natürlich hebt bei solchen der Laufende die Füsse nicht in die Höhe, sondern schiebt sich mittels in das Eis gestemmter Stöcke vorwärts. Diese Art undurchbohrter Bein-Schlittschuhe wird noch heute in verschiedenen Gegenden des Landes von den Kindern des ärmeren Volkes benützt, so längs des Neusiedlersees, wo die Kinder auf solchen eine staunenswerte Geschicklichkeit entwickeln. Ein mit dem Lengyeler Schlittschuh ganz übereinstimmendes Exemplar (dessen einer Kopf abgehackt und beide Enden mit dünnen Querlöchern versehen sind) ist bis jetzt nicht bekannt.[3] Das Paar hiezu wurde in dieser Höhle nicht gefunden, aber vielleicht gebrauchte man nur einen Fuss, wie es Anfänger noch jetzt zu thun pflegen. Uebrigens — wie Dr. Much mir brieflich mitteilt — «waren nicht alle sogenannten Schlittknochen auch wirkliche Schlittschuhe, sondern bildeten die Kufen von kleinen Fahrschlitten, was namentlich von den durchlöcherten Schlittknochen gilt.[4] Bei diesen scheinen die Gelenkköpfe ganz abgeschlagen zu sein, was der besseren Befestigung wegen geschehen sein dürfte.»

Siebenundzwanzig winzige, gut gebrannte schwärzliche Wirtl, und die Hälfte eines grösseren, sowie ein halbgebrannter, durchbohrter Thonkegel, 7 Cm. hoch, an der Basis 5 Cm. Durchmesser.

Ein am oberen Teile abgebrochenes birnförmiges Gefäss aus Thon; die Basis ist dreiteilig, aber in so kurzen Gliedern, dass das Gefäss nicht XXVII.
darauf stehen kann. Um den massiven Schaft laufen zwei Parallellinien, die . 02.
Seitenwände des Oberteiles aber sind unregelmässig gekratzt.

Das Aeussere ist schwärzlich und glänzend. Eine später gefundene

[1] «Uj Arch. Ertesítö.» B. III. Th. I. S. 157.

[2] Lindenschmitt «Die Altertümer unserer heidnischen Vorzeit.» H. XII. T. I. Fig. 1—4.

[3] Ein aus dem Boden Londons stammender, am Gelenkskopf geschlagener Schlittknochen, doch ohne Löcher, befindet sich in der Privatsammlung Dr. Much's in Wien.

[4] S. «Mittheil. der Anthrop. Ges. in Wien.» Bd. VI. S. 142 und 147. Bd. X. Seite 327.

Kinder-Klapper von gleicher Form liess mich darauf schliessen, dass auch dies kein offenes Gefäss, sondern ein oben halbkreisförmig geschlossenes Klapper-Spielzeug war.

Eine Thonschüssel, an der Innenseite des Bodens mit concentrischen Kreisen geziert, und ein Thonlöffel mit kurzem, durchbohrtem Stiel.

Acht Hirschgeweihstücke, teils unbearbeitet, teils mit Schnittspuren an einem Ende.

Ein durchbohrtes Hirschhorngeräte. Am spitzen Ende ist es gebrochen, am dickeren Ende unregelmässig umschnitzelt.

Zerstreut herumliegend 16 Stück am oberen Ende durchbohrte Thonpyramiden.

XVII. 203. Ein messerartig zugeschnittenes, 18 Cm. langes Hirschhorn. Die Fortsetzung des runden Griffes ist klingenförmig dünn zugeschnitten und diente dazu, ein Holzmesser oder irgend ein anderes Instrument daran zu befestigen, da der dünne Teil durchbohrt ist. Demnach wurden Stiel und Werkzeug nicht ineinander, sondern aneinander befestigt.

Verschiedene Tierknochenreste, darunter Fisch-Rückgratwirbel, Vogelknochen und zwei Stück 18 Cm. lange Eberzähne.

Nr. 59. Dies ist eine regelmässig runde Grube mit reiner Asche und rohen Thonscherben gefüllt, 221 Cm. tief, 244 Cm. Durchmesser. An der Südseite des Bodens lagen im Halbkreise 80 Stück am oberen Ende durchbohrte Thonpyramiden, nicht gerechnet eine Unmasse blos getrockneter, vermorschter Exemplare. Ihre Grösse variirt zwischen 11 und 24 Cm. Höhe und 5—17 Cm. Breite. Der obere stumpfe Teil ist bei 14 Stück mit Finger-
XXVII. 204. eindrücken, bei 7 Stück mit schiefen Kreuzen geziert, bei zweien sind in den durch die Kreuzesarme gebildeten Feldern auch vertiefte Punkte zu sehen. Bei den unvollständig gebrannten, weicheren, kleinen Exemplaren ist das Bohrloch länglich-oval und es ist deutlich wahrnehmbar, dass sie an Fäden hängend gebraucht wurden, welche eine kleine Vertiefung in den weicheren Thon geschnitten hatten.

XXIX. 205. In der Mitte des Bodens der Grube befand sich ein grob gearbeitetes, dickwandiges unversehrtes Gefäss von 12 Cm. Höhe und 11 Cm. Breite. Es hat einen runden Boden, und an der Mündung einen etwas auswärts gebogenen Rand. Die vom Bauche abstehenden vier runden Buckel sind noch mit Fingereindrücken versehen.

Ausserdem befand sich noch am Boden der Höhle ein gut gebrannter
XXVIII. 206 a, b. schmaler langer Thonkörper, der an beiden Enden in senkrecht aufwärts stehende Doppelspitzen endigt. Die Aussenseite ist mit gut geschlämmtem Thon überzogen und geglättet. Der schmale Oberteil und beide Seitenwände sind der ganzen Länge nach mit wellenförmigen, mit dem Finger gezogenen Linien geziert. In jedem einzelnen Bogen dieser Wellenlinien ist ebenfalls mit dem Finger ein Punkt eingedrückt. Der Gegenstand ist

24 Cm. lang, in der Mitte 7·5 Cm., an den Enden aber inclusive der hornförmigen Spitzen 11 Cm. hoch.

Diese Gegenstände zählen bisher in den prähistorischen Ansiedlungen Europas zu den Seltenheiten und kommen in der Fachliteratur meines Wissens nur bei den Schweizer Pfahlbauten vor. Wahrscheinlich wurden sie aber auch sonst nirgends gefunden,[1] oder kamen wenigstens in keine öffentliche Sammlung. Ich selbst habe ausser den hiesigen Exemplaren nur ein solches im ethnographischen Museum zu Kopenhagen gesehen und auch dies gelangte als Acquisition aus den Schweizer Pfahlbauten dorthin. Hellwald[2] gibt die Abbildung eines solchen Exemplares aus den Schweizer Pfahlbauten und ertheilt demselben blos die lakonische Benennung «Mondbild.» Bei Lubbock[3] finde ich über diesen Gegenstand Folgendes:

«Oberst Schwab entdeckte in Nidau (ein Pfahlbau in der Schweiz) über zwanzig Mondsicheln. Dieselben waren aus Thon und ihre gewölbte Seite so abgeflacht, dass sie als Fuss dienen konnten. Sie waren an den Seiten zusammengedrückt und zuweilen einfach, zuweilen verziert und hatten eine Weite von 10—12 und eine Höhe von 6—8 Zoll. Dr. Keller hielt sie Anfangs für Zeichen eines Mondcultus, doch ist es wahrscheinlicher, dass es Kissen waren. Obgleich dies auf den ersten Blick sehr unwahrscheinlich ist und dieselben unserer Meinung nach sehr unbequem gewesen sein müssen, so wissen wir doch, dass verschiedene jetzt lebende Völkerschaften noch heute ganz ähnliche hölzerne Kissen oder Halsunterlagen brauchen.» Das ist Alles, was ich über diesen Gegenstand in der Fachliteratur gefunden habe. Schon der Umstand, dass diese Gegenstände noch nicht eingehenderen Erörterungen unterzogen wurden, beweist deren Seltenheit. Wir stiessen in den weiter folgenden Gruben noch auf mehrere Exemplare derselben. Um einen deutlichen Ueberblick derselben zu gewinnen XXVIII. 206—12.
und vielleicht besser über deren Zweck und Verwendung combiniren zu können, gruppirte ich dieselben in eine Tafel. *Die Form* ist auch bei den bisherigen wenigen Exemplaren sehr verschieden und nur darin stimmen alle überein, dass der schmale, lange, verzierte Thonkörper gewöhnlich flach ist, stets aber eine sichere Basis hat, der obere Teil in der Mitte etwas vertieft und an beiden Seiten in mehr-weniger hornförmige Spitzen endigt. *Die Verzierung* besteht meist aus concentrischen Kreisen und Wellenlinien,

[1] Als Dr. Much diese Gegenstände in Lengyel besichtigte, erwähnte er, in den niederösterr. Ansiedlungen mehrmals ähnliche Thonstücke gefunden zu haben und hält es jetzt für wahrscheinlich, dass jene Bruchstücke von solchen Gegenständen herrühren. Diese «Mondbilder» fand Dr. M. Much unlängst auch zu Stillfried in Niederösterreich. Eine erneuerte Prüfung seiner vorhandenen Bruchstücke bestärkte ihn in seiner Ansicht von der Beschaffenheit derselben.

[2] Hellwald «Der vorgeschichtliche Mensch» S. 575. Fig. 18.

[3] Lubbock «Die vorgeschichtliche Zeit» I. 213.

welche — den Boden ausgenommen — auf allen Seiten mit den Fingern gezogen sind. *Das Material* ist ganz grob, aber stets mit gut geschlämmtem Thon überzogen und ausnahmslos geglättet.

Ein primitives Volk sorgte sicherlich in erster Reihe für praktisch verwendbare Gegenstände und machte sich erst später an die Erzeugung von symbolischen oder Cultusgeräten; daher können wir einer Sache erst dann solche Zwecke beimessen, wenn eine andere, praktische Anwendung ausgeschlossen erscheint. Die Cultusgegenstände wurden zwar immer sorgsam verziert; doch obschon diese Gegenstände regelmässig verziert gefunden wurden und wir deren praktische Bestimmung nicht präcise zu bezeichnen vermögen, da ihre Form diesbezüglich verschiedene Annahmen zulässt, — haben wir doch keinen hinreichenden Grund, sie für Cultus-Gegenstände zu halten. Die Verzierung der Thongeräte mit Fingereindrücken ist übrigens die leichteste und nur wenige grössere Gegenstände blieben hievon ausgeschlossen, denn das Schönheitsgefühl ist eben dem Menschen angeboren, wenn es sich auch in dem subjectiven Geschmacke des einzelnen Individuums manchmal sehr ungeschickt äussert.

Wenn wir nach der Form der in Rede stehenden Gegenstände ihren *Zweck* zu ergründen suchen, so ist dies eine ebenso schwere Aufgabe; aber es ist, wenn man die in Lengyel gefundenen Exemplare betrachtet, einleuchtend, dass sie als Kopf- oder Halskissen nicht zu verwenden sind. Einige breitere Exemplare mit der etwas gewölbten Mitte erinnern zwar an die Kopfkissen aussereuropäischer Völker, doch sind sie meistens so niedrig, ja einzelne sind sogar kaum 5 Cm. hoch, daher als Kopfstützen unzweckmässig; als Halsstützen aber würden sie kaum das Genick des liegenden Körpers erreicht haben. Andere sind wieder oben der ganzen Länge nach so schmal, dass sie fast scharf zu nennen wären, ja einzelne, wie Fig. 207, sind sogar eingekerbt. Bei diesen ist nun die Verwendung als Kopfkissen schon gänzlich ausgeschlossen.

Wichtig und für die Zukunft vielleicht bezüglich des Zweckes dieser Gegenstände Aufschluss gebend könnte der Umstand sein, dass sie in den allermeisten Fällen in Gesellschaft einer grösseren Anzahl Thonpyramiden gefunden werden.

Nr. 60. Diese Grube bildete wahrscheinlich einen Wohnraum, obzwar nicht zu erkennen war, dass sie kreisrund gewesen, wie wir dies bei den meisten deutlich wahrnahmen. Es befand sich darin zwar viel Asche, aber gebrannte Thonklötze und Stücke vom Feuerherd fanden sich nicht vor. Dieselbe war 320 Cm. tief, 298 Cm. lang und 290 Cm. breit, und befanden sich darin:

31 Jaspis- und 2 Obsidianmesser; 9 Jaspis-Schaber; 2 grössere Jaspisnuclei, davon einer dunkelbraun, mit lichtgrünen Flecken, der andere lichtrot, an der Basis abgeflacht.

Ein 2 Cm. breiter Meissel aus sehr hartem Bein, mit halbkreisförmig geschliffener Schneide; drei geschliffene Beinpfriemen, sowie das Bruchstück eines an allen Seiten geschliffenen, braunen Beininstrumentes, 5·5 Cm. lang, 0·5 Cm. Durchmesser.

Ein mit schwarzgrüner Patina überzogenes Gussstück aus Bronze, 1·5 Cm. breit, 0·5 Cm. dick und das Bruchstück einer dreieckigen Bronzeahle, mit glatter, lichtgrüner Patina.

Ein mit Kreideeinlage verziertes Gefässchen, nicht ganz 3 Cm. hoch, oben 3 Cm. Durchmesser, mit in die Seite gekratzten Furchen.

Ein anderes, grösseres, aber in jeder Hinsicht tadellos ausgeführtes Gefäss, mit Kreideeinlage verziert.

Zwei Wirtl und das Bruchstück einer pilzförmigen Todtenleuchte.

Ein am spitzen Ende polirtes Hirschhorn, welches wahrscheinlich zum XXIX. 213.
Glätten der Gefässe gebraucht wurde; zwei zugespitzte und vier unbearbeitete Hirschhornstücke, sowie mehrere Knochenabfälle.

(Fortsetzung folgt.)

ZUR GESCHICHTE GABRIEL BETHLENS. *

I. Bethlens Heirat mit Katharina von Brandenburg.

Bethlen Gábor war nach dem Berichte Khevenhillers schon vor seiner Ehe mit Susanna Károlyi verheiratet, und zwar hatte er die Witwe des siebenbürgischen Fürsten Moses Székely zur Frau genommen, die ihm einen Sohn gebar, der jedoch früh verstarb. Nach ihrem Tode heiratete er darauf die obgenannte Susanna, und als auch sie am 13. Mai 1622 in Klausenburg starb, beschäftigte ihn alsbald der Gedanke einer Wiederverheiratung, aber diesmal sollte nicht Liebe, sondern Politik den Ehebund schliessen. Nicht erst im Jahre 1624, wie die älteren ungarischen Historiker berichten, sondern schon im Jahre 1623 plante er eine Verbindung mit einer Tochter Ferdinands II., und versprach ihm, im Falle dieselbe zustande käme, sich mit ihm gegen alle seine Feinde, selbst gegen die Türken zu verbinden, der katholischen Religion alle Förderung zutheil werden zu lassen, sich um dieselbe «mehr als bisher zu bekümmern und, wenn ers befinden könnte,

* Prof. Anton Gindely hat aus seiner demnächst erscheinenden Fortsetzung der Geschichte des 30-jährigen Krieges jene Theile, welche die Teilnahme Ungarns und Bethlens an diesem Kriege betreffen, in's Ungarische übersetzen lassen, und diese Uebersetzung ist eben unter dem Titel: *Bethlen Gábor és udvara 1580—1629, írták Gindely Antal és Acsády Ignácz* (Gabriel Bethlen und sein Hof 1580—1629 von Anton Gindely und Ignaz Acsády) erschienen. Wir bieten unseren Lesern aus der Originalarbeit des Verfassers die zwei obigen Episoden. Anm. d. Red.

sie vielleicht zu bekennen.» Der Kaiser, den diese Botschaft nicht wenig überraschte, war dem Antrage nicht geneigt, aber die Anerbietungen Bethlens waren so verlockend, dass er ihn nicht schroff abwies, sondern eine Entscheidung unter dem Vorwande hinausschob, dass er sich zuerst bei seinem spanischen Vetter Rats erholen müsse. Thatsächlich benachrichtigte er seinen Gesandten in Spanien von diesem Antrage, und dieser berichtete hierüber an das spanische Cabinet. In der Antwort, die der Herzog-Graf von Olivares, offenbar nach vorheriger Beratung mit dem Könige erteilte, empfahl er die Annahme des Antrages, im Falle Bethlen vorher die katholische Religion annehmen und seinen Besitz, namentlich das Fürstentum Siebenbürgen seiner Frau testamentarisch zusichern würde. Der Kaiser kam aber nicht in die Lage dem Fürsten eine diesen Ratschlägen entsprechende Antwort zu ertheilen, denn Bethlen, der offenbar den aufschiebenden Bescheid für eine Ablehnung seines Ansuchens ansah, hatte mittlerweile den Krieg gegen den Kaiser begonnen. Während der Waffenstillstands-Verhandlungen zu Ende des Jahres 1623 erneuerte er seinen Antrag, und versprach im Falle der Erhörung goldene Berge. Als er auch diesmal nur tauben Ohren begegnete, gab sein Kanzler Kovacsocsi bei Gelegenheit des Friedensschlusses zwar nicht beim Kaiser, aber bei einigen hochgestellten Personen denselben Wünschen unverholen Ausdruck. Man lachte über die Ansprüche des Fürsten, die Kaiserin nannte im Scherz ihre Stieftochter Fürstin von Siebenbürgen, welche Bezeichnung diese mit Unwillen zurückwies und den Fürsten «zum Teufel wünschte». Bethlen erfuhr wahrscheinlich nicht, wie unfreundlich man seine Bewerbungen aufnehme, denn nur so ist es zu erklären, dass er dieselben nicht aufgab, sondern noch klarer mit der Sprache herausrückte. Ende Mai 1624 ersuchte er den Kaiser um freies Geleite für seine Gesandten, die er an deutsche und andere Fürstenhöfe schicken wolle, um für sich eine Braut herauszufinden. Nachdem er auf dieses Gesuch einen günstigen Bescheid erhalten hatte, schickte er den Kovaczocsi mehrmals nach Wien und liess den Kaiser bitten, ihm eine passende Braut bezeichnen zu wollen, an deren etwaigem katholischen Glaubensbekenntniss er keinen Anstoss nehmen wollte. Anderen Personen vertrauten seine Gesandte an, dass die Wünsche des Fürsten auf die Hand der Tochter des Kaisers gerichtet seien, und beriefen sich zur Rechtfertigung derselben auf die Heirat Báthory's mit der Erzherzogin Christine.

Nicht die Rangsverhältnisse liessen die Forderung Bethlens als eine ungeheuerliche erscheinen, denn als Fürst von Siebenbürgen übertraf er die meisten deutschen und italienischen Fürsten an Macht und Bedeutung, wohl aber seine bisherige Politik und seine gebrochene Gesundheit. Er war immer als der grimmigste Gegner des Kaisers aufgetreten, hatte ihn stets aufs Neue angegriffen und nun mutete er ihm zu, dies alles zu vergessen, mit ihm in die innigste Verbindung zu treten, und ihm seine Tochter zu opfern.

Denn als ein wahres Opfer musste diese Heirat schon in Anbetracht der zerrütteten Gesundheit des Fürsten angesehen werden; die mannigfachen geistigen und körperlichen Anstrengungen, sowie seine leidige Trunksucht, der er täglich fröhnte, hatten ihn ganz elend gemacht, so dass er jetzt schon die grössere Hälfte des Jahres auf dem Krankenbette zubrachte. Dazu kam noch der grosse Altersunterschied, Bethlen zählte 43 Jahre, während die beiden Töchter des Kaisers fast noch Kinder waren, die ältere war 14, die jüngere 13 Jahre alt. Die Berufung auf die Heirat des Báthory war schlecht gewählt, da Báthory Katholik war und sich im jugendlichen Alter um die Schwester Ferdinands II. beworben hatte: wenn das Los seiner Gattin sich später wegen seiner persönlichen Verworfenheit unglücklicher gestaltete, als vermutlich die Verbindung einer der Erzherzoginen mit Bethlen gewesen wäre, so konnte man dies zur Zeit der Heirat nicht voraussehen. Trotz aller Gründe für die Zurückweisung Bethlens, traf man in Wien keine rasche Entscheidung, da die Folgen eines abweislichen oder günstigen Bescheides gleich schwer in die Wagschale fielen; im ersteren Falle musste man auf eine gesteigerte Feindseligkeit gefasst sein, im letzteren stand eine Allianz in Aussicht, die sich durch die Vermittlung einer jugendlichen, ihren Mann vielleicht beherrschenden Frau stets inniger gestalten musste, und vielleicht sogar die Bekehrung des Fürsten herbeiführte; wenigstens liessen dies die Gespräche der Gesandten, die in Wien einen innigen Verkehr mit den Jesuiten und namentlich mit dem kaiserlichen Beichtvater angeknüpft hatten, nicht als unmöglich erscheinen. Mit Rücksicht auf diese günstigen Folgen hatte Olivares eben die Verbindung nicht widerrathen und so ist es begreiflich, wenn sie auch Eggenberg nicht ganz von sich wies und nur bedauerte, dass der Kaiser nicht drei Töchter habe, wahrscheinlich meinte er, dass die dritte im entsprechenden Alter zu Bethlen stehen könnte. Der spanische Gesandte, der Graf Ossoña, teilte Eggenbergs Bedenken nicht, er befürwortete die Heirat mit einer der Erzherzoginen, weil die Ruhe und Sicherheit, die man dadurch gewänne, von unschätzbarem Werte sein würde. Als er den Kaiser frug, ob er es zufrieden sei, wenn er gegen Kovaczocsi eine freundliche Haltung annehmen würde, erklärte derselbe: «Ich wünsche um jeden Preis, mir die Freundschaft Bethlens zu sichern.» Infolge dieser aufmunternden Rede trat Ossoña in Verkehr mit dem Gesandten und frug bei seinem Könige an, welche Stellung er in Bezug auf die projectirte Heirat einnehmen solle. Philipp IV. und sein Staatsrat billigten die Heirat, wenn daraus für die Katholiken besondere Vorteile erwachsen würden, und schickten dem Gesandten die gewünschte Instruction. Trotzdem konnte sich der Kaiser für die Heirat nicht entschliessen. Indem er mit dem Gesandten Bethlens in freundlichster Weise verkehrte, ihn sogar einmal versicherte, dass er seinen Herrn wie einen Sohn liebe, — eine Behauptung, deren Unaufrichtigkeit ein Dutzend Bethlenscher Unwahrheiten aufwiegt — erklärte

er, dass er auf seine Wünsche nicht sofort antworten könne, aber er werde eine Vertrauensperson zu ihm schicken und durch dieselbe die Namen einiger passenden Prinzessinen bezeichnen. Noch bevor er dieses Versprechen erfüllt hatte, ersuchte er seine Schwester, die Grossherzogin von Toscana, um die Hand einer ihrer Töchter für Bethlen, aber auch diese wollte nichts von dem Fürsten als Schwiegersohn wissen, und empfahl eine Prinzessin von Modena für die beabsichtigte Heirat.

Vor Ende des Jahres langte der versprochene Gesandte in der Person des Bischofs Sennyey bei Bethlen an und teilte dem Fürsten mit, dass der Kaiser gern bereit sei, ihm eine naheverwandte katholische Prinzessin zur Frau zu geben in der Hoffnung, dass er dann zur Erkenntniss der Wahrheit kommen würde, und deshalb zu dem Grossherzog von Toscana geschickt und sich nach der Beschaffenheit seiner Nichten erkundigt habe. Die Nachricht sei nicht günstig ausgefallen, die ältere leide an einem körperlichen Gebrechen und die zweite sei noch zu jung. Die Aufmerksamkeit des Kaisers sei darauf auf eine Prinzessin von Modena geleitet worden, und diese passe nach ihrem Alter, ihrer körperlichen Beschaffenheit und ihren sonstigen trefflichen Eigenschaften ganz zu dem Fürsten: an ihm sei es nun zu erklären, welche Concessionen er in kirchlicher Beziehung machen und was er für Anordnungen im Falle seines Todes treffen würde. Als Bethlen über diese Prinzessin Näheres wissen wollte, erwiederte Sennyey, sie gehöre der Familie Este an, stamme von den spanischen Habsburgern ab und sei verwandt mit dem Herzog von Savoyen. Sie sei nicht sehr jung, zeichne sich aber durch körperliche Schönheit, Fleiss und Witz aus und verfüge über eine Mitgift von 100,000 Gulden. Bethlen wollte nun über die Bedingungen des Heiratscontractes nähere Aufschlüsse haben; darauf erklärte Sennyey, dass genau bestimmt werden müsse, in welcher Weise für die allfällige Nachkommenschaft und für die Witwe gesorgt, wie der Hofstaat der Prinzessin zusammengestellt sein und welche Vorsorge für die katholische Kirche getroffen werden würde. Am folgenden Tage erklärte Bethlen, dass seine Boten in Wien seine Wünsche und Absichten nicht genau genug angedeutet hätten, nun wolle er dies selbst thun und zu dem Bischof sprechen, als wenn er sein Beichtvater wäre. Nie habe er einen anderen Wunsch gehegt als den, eine der kaiserlichen Töchter zur Gemahlin zu gewinnen. Er sei zwar nicht von königlichem Geblüte, aber er gehöre dem vornehmsten und ältesten ungarischen Adel an und seine Vorfahren seien Woywoden gewesen. Das Hauptgewicht lege er jedoch auf das eigene Verdienst. Der weitere Verlauf der Unterredung ist leider nicht bekannt, jedenfalls scheint es, dass Bethlen die empfohlene Braut ablehnte und offen um die Kaisertochter warb. Als Sennyey zurückkehrte, lobte er den guten Willen des Fürsten, empfahl aber nicht die Annahme seiner Bewerbung, weil auf ihn kein Verlass sei, und er seine Entschlüsse nach dem Gange der Ereignisse in Deutschland ändern

werde. Nachrichten von anderer Seite machen es ziemlich gewiss, dass Bethlen sich damals auf einem Scheidewege befand und eine andere Politik befolgt haben würde, wenn er die Hand der kaiserlichen Prinzessin erlangt hätte. Der Erzbischof von Gran berichtete, dass er schwanke und nicht wisse, auf welche Seite er sich schlagen solle, jedenfalls aber seine, den Katholiken freundliche Haltung nur so lange einhalten werde, als er sich in seinen Hoffnungen auf die Hand der Tochter des Kaisers nicht getäuscht sehen werde. Sein Hofprediger fürchtete den Einfluss einer katholischen Frau und drängte ihn, von den Verhandlungen abzulassen und widerriet sogar in einer Predigt eine derartige Wahl: ein Beweis, dass die katholische Heirat einen Umschwung in seiner bisherigen Politik anbahnen konnte.

Um eine Entscheidung herbeizuführen, sandte Bethlen dem abreisenden Bischof eine zweite Gesandtschaft nach und ersuchte offen um die jüngere kaiserliche Prinzessin, der er 50,000 Thaler jährlicher Einkünfte anweisen wollte. Auch diesmal wies ihn der Kaiser ab und empfahl ihm die Tochter des Herzogs von Nevers, die dem Hause Gonzaga angehörte, also eine Base der Kaiserin war. Dem Bethlen wurde das Portrait der Prinzessin zugeschickt, im Falle sie ihm nicht gefiel, wollte man ihm eine Markgräfin von Baden, die dem katholischen Zweig der Zähringer angehörte, empfehlen. Wir wissen nicht, ob die Prinzessin von Nevers auf die ihr zugemutete Verbindung verzichtete, oder ob, was wahrscheinlicher ist, Bethlen sie nicht zur Frau haben wollte, jedenfalls näherten sich die Heiratsverhandlungen ihrem Ende, denn auf ein nochmaliges Ansuchen um die Hand der Kaisertochter, das er im August (1625) stellte, wurde er abermals abgewiesen. Man suchte den abweislichen Bescheid durch möglichste Freundlichkeit gegen die Gesandten zu versüssen, sie wurden nicht anders behandelt, als wenn ihr Herr der König von Ungarn gewesen wäre; der ungarische Kanzler wich nicht von ihrer Seite, um ja alle ihre Wünsche zu hören und zu erfüllen. Aber abgewiesen wurden sie dennoch, trotzdem sie erklärt hatten, ihr Herr werde sich in diesem Falle um die Schwester des Kurfürsten von Brandenburg bewerben, wodurch sie eine feindliche Allianz in Aussicht stellten.

Thatsächlich hatte Bethlen schon im August 1625 Verhandlungen mit dem Kurfürsten angeknüpft und seinen Leibarzt Scultetus an ihn abgeschickt; noch im selben Monat hielt er durch seinen Artilleriegeneral, den Freiherrn von List, um die Hand der Prinzessin an. Für den Fall, als ihm die Kaisertochter im August zugesagt worden wäre, würde er in Verlegenheit geraten sein, jedenfalls hätte er sich der brandenburgischen Zusage in irgend einer Weise entledigt. Unmittelbar nach Abbruch der Wiener Verhandlungen hielt er durch eine zweite Gesandtschaft formell um die Hand der Prinzessin an. Als sein Antrag günstig beantwortet wurde, richtete er die erste Einladung zu seiner Hochzeit an den Winterkönig, etwas später liess er eine solche

auch an den Kaiser, an den König von Spanien, an Maximilian von Baiern und an fast alle Könige und Fürsten der Christenheit ergehen. Seine körperlichen Leiden, die ihn während des Jahres 1625 mehrere Monate ans Krankenlager fesselten, erreichten jetzt einen hohen Grad. Er litt unerträgliche Schmerzen, die er nur durch starke Einreibungen lindern konnte, hatte häufige Ohnmachtsanfälle, so dass man mitunter glaubte, er würde kaum den Tag überleben. Als er sich endlich erholte, liess er seine Braut durch eine feierliche Gesandtschaft, deren Mitglieder die Herren von Rákóczy, Károly, Mikó und Kassay waren, abholen. Der Kurfürst schickte der Gesandtschaft zehn Edelleute mit einem zahlreichen Küchenpersonale bis an die schlesische Grenze entgegen, um sie auf dem weiteren Wege geleiten und bewirten zu lassen. Leider verfehlte diese Aufmerksamkeit ihr Ziel, da die Gesandten einen anderen Weg einschlugen, als man in Berlin vermutet hatte. Als sie sich dieser Stadt näherten, kamen ihnen der Pfalzgraf Ludwig Philipp und der Markgraf Sigismund von Brandenburg entgegen und begrüssten sie im Namen des Kurfürsten in feierlicher Weise. In Begleitung der ungarischen Gesandtschaft trat darauf die Prinzessin die Reise nach Ungarn an; in ihrem Gefolge befanden sich ihre ältere Schwester, die Herzogin von Braunschweig, der Günstling des Kurfürsten, Graf Adam von Schwarzenberg, und mehrere deutsche Edelleute und Edeldamen.

Die Hochzeit sollte am 22. Februar 1626 in Kaschau stattfinden, da jedoch die Braut auf der Durchreise durch Schlesien erkrankte, verzog sich dieselbe bis zum 1. März. Bei der Hochzeit liessen sich viele der eingeladenen Fürsten vertreten. Die Gesandten aus der Walachei ubergaben dem Bethlen zwei schön geschmückte Rosse, die Vertreter des Sultans überbrachten zwei Pferde und 13 Maultiere mit prachtvoller Zäumung und kostbaren türkischen Waaren, warteten aber den Hochzeitstag nicht ab, weil sich die Ankunft der Braut wegen ihrer Krankheit ins Ungewisse verzögerte. Der Kaiser liess sich durch den Bischof Sennyey vertreten, und dieser überreichte dem Fürsten eine goldene, mit Diamanten besetzte Kette im Werthe von 10,000 Thalern, König Ferdinand III. schickte ein Kleinod im Werte von 6000 Talern, Maximilian von Baiern ein goldenes Waschbecken mit einem Springbrunnen und der Kurfürst von Köln einen silbernen Adler. Auch der König von Spanien stellte sich mit einem Geschenke im Werte von 10,000 Ducaten ein, da dasselbe aber zu spät in Kaschau eintraf, musste es dem Fürsten, der bereits nach Siebenbürgen abgereist war, nachgeschickt werden. Für die überreichten Geschenke dankte Bethlen dem Kaiser nach seiner Gewohnheit in hochtönenden Worten und unterthänigen Dienstanerbietungen, die umsoweniger aufrichtig gemeint waren, je überschwenglicher sie lauteten. Er selbst hatte für seine Braut durch deutsche Juweliere Schmuckgegenstände, deren Wert auf 100,000 Thaler veranschlagt wurde, und kostbare Kleider bei eng-

lischen Schneidern anfertigen lassen und ihr alles bei ihrer Ankunft als Hochzeitsgeschenk überreicht.

Als die Braut am 1. März sich dem Weichbilde von Kaschau näherte, zog ihr der Fürst an der Spitze von 2000 Mann vor die Stadt entgegen, und da fand in einem prachtvollen Zelte die erste Begrüssung statt. Nachdem das Brautpaar über eine Stunde im Zelte zugebracht hatte, setzte sich der Zug gegen die Stadt in Bewegung, die Prinzessin im Wagen, der Fürst zu Pferde. Man bewunderte die Pracht, welche das brandenburgische Gefolge bei dieser Gelegenheit entwickelte; den Wert der Kleidung und des Schmuckes, den der Graf Schwarzenberg trug, schätzte man auf 50,000 Thaler. Die Hochzeit fand am folgenden Tage statt, die Festlichkeiten selbst dauerten eine ganze Woche lang: Feuerwerke, Bälle, Ringelrennen und andere Kurzweil erlustigten die Gäste, Speisen wurden in Hülle und Fülle aufgetragen, allein sie mundeten den Deutschen wegen ihrer absonderlichen Zubereitung nur wenig und auch sonst fühlten sie sich trotz der herzlichsten Aufmerksamkeit und der verschwenderischen Gastfreundschaft nicht besonders behaglich, denn trotz aller Pracht fehlte es an der Vorbedingung für einen feineren Lebensgenuss, nämlich an Bequemlichkeit. Die Herzogin von Braunschweig und ihr Gefolge musste auf Stroh schlafen und das Gemach, in dem man tanzte, war nur mit Oellampen beleuchtet, die einen unerträglichen Gestank verbreiteten, so dass der erste Eindruck, den die Braut von ihrer neuen Heimat bekam, kein bestechender war. Zwischen dem Wohlstand, der Reinlichkeit, Ordnung und Bequemlichkeit, die in Norddeutschland herrschten, und den Zuständen in dem unter dem Drucke der Türken verarmten Ungarn machte sich eben ein gewaltiger Unterschied geltend.

II. Die Erhebung Ferdinands III. auf den ungarischen Thron.

Der Kaiser, dem die Gefahren nicht unbekannt waren, die ihm von Bethlen und den Türken drohten, der aber, seit Waldstein eine neue Armee angeworben hatte, sich freier und mächtiger fühlte, beschloss die Berufung eines Reichstages nach Oedenburg, um seinem Sohne die Krone von Ungarn zu verschaffen und so den Gelüsten Bethlens einen Riegel vorzuschieben. Als die Nachricht davon in Konstantinopel anlangte, bemühte sich der venetianische Gesandte, die Eifersucht der Pforte gegen diese Festigung der habsburgischen Herrschaft wachzurufen. Ungeduldig wartete er auf Nachrichten aus Siebenbürgen, er hoffte, dass Bethlen den Krieg beginnen werde, nachdem er die Erlaubniss dazu von der Pforte erhalten hatte, aber seine Krankheit vereitelte vorläufig alle diese Hoffnungen, und so mussten auch die Türken dem Wahlreichstag ruhig zusehen, wie gern sie ihn auch gestört hätten. Mit der Erhebung seines Sohnes auf den ungarischen Thron wollte der Kaiser übrigens ein Versprechen erfüllen, das er seinem spanischen Vet-

ter Philipp IV. gemacht hatte. Derselbe hatte ihm die Hand seiner Schwester Maria für den jungen Ferdinand nur unter der Bedingung zugesagt, dass seine Nachfolge auf den deutschen, ungarischen und böhmischen Thron gesichert sei. Da dem Kaiser die Heirat sehr am Herzen lag, weil sie ihm die spanische Allianz sicherte, so stimmte er dieser Bedingung zu und deshalb sollte mit der Sicherung der ungarischen Krone der Anfang gemacht werden.

Zur Eröffnung des Reichstages trat der Kaiser die Reise von Wien nach Oedenburg am 13. October an und liess sich teils zu seinem persönlichen Schutz, teils zum Behufe einer grösseren Glanzentfaltung von zwei Regimentern Fussknechten und 2000 Reitern begleiten. Bei dem Einzug in Oedenburg wurde all der Luxus entwickelt, den man damals aufbieten konnte: voran zogen die Pagen, Edelleute, Kämmerer und Räte, dann die Gesandten der befreundeten Mächte, ihnen folgte der Kaiser mit seinem ältesten Sohn zu Pferd und darauf in einer prachtvollen Carosse die Kaiserin in Begleitung ihrer Stiefkinder, des Erzherzogs Leopold Wilhelm und der Erzherzogin Cäcilia Renata. Die Erzherzogin Maria Anna war wegen eines Unwohlseins incognito in die Stadt gefahren. Hinter der Kaiserin folgten gegen fünfzig andere Wagen mit den Prälaten und den verschiedenen Edeldamen. Nachdem der Kaiser eine geraume Strecke vor den Toren der Stadt von dem ungarischen Adel und den Bischöfen begrüsst und von dem Erzbischofe von Agram mit einer Anrede bewillkommt worden war, geschah dasselbe beim Einzuge in die Stadt durch den Bürgermeister, worauf er mit seinem ganzen Gefolge nach der Franziskanerkirche zog. Nach der damaligen Gepflogenheit waren bei der Ankunft des Kaisers in Oedenburg nur wenige Reichstagsmitglieder versammelt, es fehlten die Abgeordneten aus Oberungarn, aus den an Bethlen abgetretenen Comitaten und aus Croatien. Wegen des zu erwartenden grossen Menschenzusammenflusses fanden die mit dem Kaiser einziehenden Gesandten keine passenden Wohnungen und liessen sich deshalb in dem zwei Meilen entfernten Eisenstadt nieder. Nur der baierische Gesandte, Doctor Leuker, machte eine Ausnahme, weil ihm keine Equipage zur Verfügung stand und er auch für schweres Geld keine herbeischaffen konnte. Er zog es deshalb vor, sich in Oedenburg einzumieten, aber es bedurfte der erprobten Genügsamkeit eines an einfache Verhältnisse gewöhnten Mannes, um bei diesem Beschlusse auszuharren, denn in seinem Zimmer fand sich kein verschliessbarer Schrank vor und da er in demselben seine Schriften nicht offen liegen lassen wollte, so schleppte er sie stets in einem Sacke (!) mit sich herum.

Die Propositionen, die der Kaiser dem Reichstag vorlegte, waren dem Ernst des Augenblicks angemessen. Er verlangte Rath von den Ständen, wie die Ruhe in Ungarn gegen revolutionäre Umtriebe gewahrt werden könne, und schlug vor, dass der Ungehorsam künftighin schärfer als bisher bestraft

werde. Neben diesem Antrage, der seine Spitze hauptsächlich gegen die Anhänger Bethlens richtete, forderte er, dass für die bessere Unterhaltung der Grenzfestungen und für die Befestigung von Kanizsa Sorge getragen werde. Zur Aufrechthaltung guter Sitte verlangte er, dass jene, die sich der Polygamie schuldig machten, bestraft und jeder nähere Verkehr mit den Türken verboten werden sollte. Von der Wahl seines Sohnes zum Könige von Ungarn machte er keine Erwähnung. — Der Reichstag ging vorläufig auf die Verhandlung der vorgelegten Propositionen nicht ein, sondern verlangte zuerst die Vornahme der Wahl eines neuen Palatins an Stelle des mittlerweile verstorbenen Thurzó. Der Kaiser hatte keine Lust dies zu bewilligen, trotzdem er sich verpflichtet hatte, unmittelbar nach dem Tode des betreffenden Würdenträgers eine solche vornehmen zu lassen. Die Machtbefugnisse des Palatins waren zu gross, um seine Eifersucht nicht rege zu machen und so suchte er die Stände für die Wahl eines blossen Statthalters unter dem Vorwande zu gewinnen, dass man damit etwas Erkleckliches ersparen könnte, indem der Statthalter nur einen geringen Gehalt beziehen würde, dem Palatin aber 22,000 ungarische Taler ausbezahlt werden müssten. Die Stände liessen sich jedoch nicht überreden, und so musste der Kaiser wohl oder übel die Palatinswahl gestatten. Nach dem gesetzlichen Herkommen schlug er für dieses Amt vier Candidaten vor, zwei Katholiken, Eszterházy und Bánfi, und zwei Protestanten, Nádasdy und Pálfy. Unter den vorgeschlagenen Candidaten überragte Nicolaus Eszterházy in jeder Beziehung alle übrigen Mitbewerber sowohl durch sein Wissen, als seine genaue Bekanntschaft mit Land und Volk und seine vielseitige Verwendbarkeit. Diese Tüchtigkeit, sowie sein Uebertritt zur katholischen Kirche, seine Anhänglichkeit an die regierende Dynastie, die er während des letzten Feldzugs in glänzender Weise bewährt hatte, hatten ihn von Stufe zu Stufe gehoben, bis er endlich die hohe Würde des obersten Richters, des Judex Curiæ erlangte. Durch die Heirat mit der Witwe des Stanislaus Thurzó war er zu einem höchst bedeutenden Besitz gelangt, den er durch Fleiss, Sparsamkeit und Speculation täglich vermehrte. Da der Kaiser ihm den erblichen Grafentitel erteilt hatte, so stand er mit den hervorragendsten Familien im Lande auf gleicher Stufe. Bei der Palatinswahl gewann er nun nicht blos die Stimmen aller Katholiken, sondern auch die zahlreicher Protestanten, wobei aber nicht etwa seine alten Verbindungen und seine Tüchtigkeit, sondern das Geld den Ausschlag gab, denn 60 Stimmen gewann er mit Hilfe von 20,000 Gulden. Es vereinten sich auf ihn 125 Stimmen, während Nádasdy nur 25 erhielt und den beiden andern Candidaten nur je eine zufiel.

In der That, es gab damals Niemanden in Ungarn, der für die höchste Würde besser geschaffen gewesen wäre, wie Eszterházy. Neben den oben geschilderten Fähigkeiten gebot er auch über eine unerschöpfliche Arbeitskraft, er liess sich nicht an den Functionen seiner amtlichen Stellung genü-

gen, sondern erörterte auch in zahlreichen Gutachten seine Ansichten über alle Gegenstände, die mit Ungarn im Zusammenhange standen und machte reformatorische Vorschläge, welche bewiesen, dass er die Uebelstände wohl kannte, unter denen sein Vaterland litt und dass er bei ihrer Heilung thätig sein wolle. Es scheint, dass er schon im Jahre 1622 nach dem Tode des Palatins Forgács um die eben erlangte Würde mit Erfolg sich hätte bewerben können, wenigstens behauptete er dies später gegen den Kaiser und gab als Grund, weshalb er dies nicht gethan, seine Besorgniss vor den Schwierigkeiten der zu übernehmenden Pflichten an. Ob wirklich blosse Bescheidenheit oder andere Gründe hier mitwirkten, wollen wir dahingestellt sein lassen, auf alle Fälle war der Kaiser über das Resultat der jetzigen Wahl sehr erfreut und veranstaltete zu Ehren des Gewählten ein Bankett, welche Auszeichnung der neue Palatin Tags darauf erwiderte, indem er den gesammten Hof zu einem zweiten Bankette einlud.

Auch jetzt liess sich der Reichstag noch nicht in die Verhandlungen über die kaiserlichen Propositionen ein, sondern verhandelte zuerst in altgewohnter Weise über einzelne Beschwerden. Die Stände verlangten die Abschaffung der deutschen Besatzungen aus einigen ungarischen Festungen, erkannten aber an, dass dies nicht augenblicklich geschehen könne; sie klagten, dass die Türken trotz des Friedensschlusses die ihnen nicht gehörigen Orte mit Steuern belegen; sie beschwerten sich über eine zum Teil unrechtmässige Erhebung des dreissigsten Groschens und verlangten endlich die Prägung vollwichtiger Münzen. Der Ton, in welchem diese Beschwerden vorgebracht wurden, bewies, dass der Reichstag von einer gemässigten Mehrheit beherrscht wurde, welche die Beschwerden nicht zu Anklagen gegen die Regierung ausbeuten wollte. Der Kaiser, der weder die Besatzungen abberufen, noch wegen seiner Ohnmacht die Türken zur Ordnung verhalten konnte, dem die Mittel fehlten, um seine trostlosen Geldverhältnisse zu bessern, der folglich keine der Beschwerden gründlich beseitigen konnte, gab gleichwohl dem Reichstage eine entgegenkommende Antwort, die aber denselben nicht befriedigte. — Die Opposition schien sich zu steigern, als jetzt auch die Protestanten mancherlei Klagen erhoben und deren Abhilfe verlangten. Nur dem Einflusse des neuen Palatins und der rechtzeitigen Ankunft der katholischen Kroaten gelang es, der Opposition insoweit Herr zu werden, dass sich der Reichstag mit der zweiten Entgegnung des Kaisers und mit einigen Versprechungen begnügte und dann in die Beratung der königlichen Propositionen einging und zum Schluss einige Steuern bewilligte.

Mittlerweile wurde am Hofe fortwährend die Frage erörtert, ob und in welcher Weise man die Erhebung des Erzherzogs Ferdinand zum König von Ungarn bewerkstelligen solle. Der Kaiser wollte den Antrag nicht selbst stellen, weil er die Gefahr eines abweislichen Bescheides fürchtete, und trug

deshalb dem Erzbischof von Gran, dem neuen Palatin und dem Kanzler auf, die Stände zu sondiren und wenn sie dieselben für die Wahl geeignet fänden, sie zu einem entsprechenden Vorschlag zu vermögen. Die Vertrauensmänner begegneten nur bei den Katholiken rückhaltsloser Zustimmung, bei den Protestanten machte sich entweder Gleichgiltigkeit oder Feindseligkeit geltend, die namentlich durch die Partei Bethlens, die aus den Vertretern der ihm abgetretenen Comitate bestand, genährt wurde. Der Fürst hatte auch eine eigene Gesandtschaft an den Reichstag abgeordnet, die dem Kaiser einen Brief voll überschwenglicher Versicherungen seiner Ergebenheit und Unterthänigkeit überbrachte, daneben aber alle ihre Ueberredungskunst aufbot, um dem Reichstag von der Wahl abzuraten, und die Vertreter der Bethlenschen Comitate sogar mit der Rache des Fürsten bedrohte, wenn sie in die Wahl, zu der sie nicht bevollmächtigt seien, einwilligen würden. Bei ihren Argumenten spielte Polen eine grosse Rolle: dort sei ein Musterstaat und die freie Wahl gesichert, weil dieselbe nie bei Lebzeiten des regierenden Königs vorgenommen werde. Die Bemühungen der Gesandten waren umsomehr von Erfolg begleitet, als auch die Vertreter der königlichen Comitate von ihren Wählern nicht für die Wahl bevollmächtigt waren und deshalb die Vornahme derselben ablehnen zu müssen glaubten. Die Anhänger des Kaiserhauses bekämpften ihren Widerstand mit der Behauptung, dass sie, wenn auch nicht ausdrücklich, die nötige Vollmacht besässen, denn nach ihrer Instruction dürften sie über Gegenstände Beschluss fassen, die zum Besten des Königreiches gereichen. Nichts würde aber mehr zu diesem Besten gereichen, als die Vornahme der Wahl.

Die Opposition der Stände war nicht die einzige Schwierigkeit, welche die Vornahme der Königswahl hinderte; der Kaiser selbst verzögerte dieselbe, indem er nicht schlüssig werden konnte, ob der Wahl unmittelbar die Krönung folgen solle oder nicht. Bei der Krönung musste sich der neue König durch einen Eid zur Aufrechthaltung der politischen und religiösen Freiheiten verpflichten. Ferdinand II. hatte es selbst nur widerwillig und nur dem Drange der Umstände gehorchend, gethan. Die Gewissenslast, die er sich nach seiner Meinung damit aufgebürdet hatte, wollte er seinem Sohne nicht aufladen, sondern ihm freie Hand bei dem Antritt der Regierung lassen. Sein Beichtvater, Pater Lamormain, von ihm um seine Meinung befragt, sprach sich aus demselben Grunde gegen die Vornahme der Krönung aus: es sei genug, wenn durch die Wahl die Succession gesichert sei, denn wenn dann später Ferdinand III. die Regierung antreten würde, könne er vor seiner Krönung eine Aenderung des Krönungseides durchsetzen. Dieser Meinung pflichteten der Erzbischof von Gran, der Fürst von Eggenberg und der Nuntius Caraffa bei. Andere Räte dagegen, es waren dies höchst wahrscheinlich der Palatin und der ungarische Kanzler, verwarfen die Hinausschiebung der Krönung als unheilvoll für die Dynastie, aber ihre

Meinung wurde auch von den Finanzleuten bekämpft, welche die Krönung wegen der damit verbundenen Auslagen verschoben wissen wollten. Dem spanischen Gesandten, dem Grafen Ossuña, der die Krönung als eine jener Bedingungen betrachtete, unter welchen der König von Spanien seine Schwester dem Erzherzog Ferdinand zur Frau geben würde und der sich deshalb für dieselbe aussprach, erwiderte der Kaiser mit dem Hinweis auf den Rat Lamormains.

Ohne einen festen Entschluss gefasst zu haben, erteilte Ferdinand dem Palatin den Auftrag, die Stände um die Vornahme der Wahl zu ersuchen, und da er sich entschloss die Opposition mit denselben Mitteln zu bekämpfen, wie bei der Palatinswahl, so konnte er sicher sein, dass sein Wunsch nur auf einen unbedeutenden Widerstand stossen würde. Als der Palatin den Antrag am 23. November 1625 stellte, stemmten sich nur die Bethlen'schen Comitatsvertreter und einige wenige andere Personen dagegen. Wahrscheinlich hatten aber die der Wahl günstig Gesinnten Nachricht von den am kaiserlichen Hofe herrschenden Differenzen über die Vornahme der Krönung erhalten, und da sie alle, mochten sie Katholiken oder Protestanten sein, keine Willkürherrschaft für die Zukunft begünstigen wollten, so erklärten sie zu gleicher Zeit, dass sie die Wahl erst dann vornehmen würden, wenn der Erzherzog zuvor die Aufrechthaltung aller ihrer politischen und religiösen Freiheiten beschwören würde. Dieser Beschluss traf die Hofpartei ganz unerwartet, bisher hatten alle Könige diesen Eid erst bei der Krönung abgelegt, jetzt sollte dies schon vor der Wahl der Fall sein. Man beschloss sich der Notwendigkeit zu fügen, denn man sah ein, dass, wenn jetzt die Wahl des Erzherzogs verschoben würde, das Misstrauen steigen und die Anhänger Bethlens gewonnenes Spiel haben würden. Man erfuhr zu gleicher Zeit, dass die Vertreter desselben auf seine Rechte als bereits gewählter König hinwiesen, * welchem Hinweise man nur dann mit Erfolg begegnen konnte, wenn der Erzherzog nicht blos gewählt, sondern auch gekrönt würde. Eine der angesehensten ungarischen Damen, die Gräfin Batthiány, unterstützte die feindlichen Bestrebungen Bethlens, indem sie Zwiespalt in die kaiserliche Familie zu bringen suchte und die Kaiserin tadelte, dass sie sich so sehr um die Erhebung ihres Stiefsohnes bemühe und ihren eigenen Vorteil vernachlässige, da ihr als gekrönter Königin von Ungarn, im Falle des Todes ihres Gemals, die Regentschaft bis zu einer Neuwahl zukommen würde. Allein die Kaiserin, die weder ehrgeizig noch intrigant war, hatte nichts eiligeres zu thun, als die Zumutungen der Gräfin zurückzuweisen, und

* Anmerkung. Zur Zeit des bosnischen Aufstandes wurde Bethlen von seinen Anhängern im Jahre 1620 zum König von Ungarn gewählt. Er verzichtete zwar im Jahre 1622 ausdrücklich auf Titel und Rechte, allein er und seine Anhänger liebten es auf diese Wahl hinzuweisen und Rechte aus ihr abzuleiten.

ihrem Gemal diese Unterredung mitzuteilen. Der Kaiser sah jetzt ein, dass er durch längeres Zögern nur die Opposition gross ziehen würde und sich deshalb nicht gegen das verlangte Versprechen, und folglich auch nicht gegen die Krönung stemmen dürfe. Der Palatin beschwichtigte seine letzten Bedenken durch die Vorstellung, dass das Versprechen der Aufrechthaltung der kirchlichen Freiheiten keinesfalls ihre ewige Dauer sichere. Der König sei berechtigt, im Einverständnisse mit dem Reichstage jegliches Gesetz zu ändern; wenn also die Majorität sich einmal gegen den Protestantismus erklären würde, so liege es in seiner Befugniss denselben abzuschaffen.

Nachdem man sich am Hofe über die Krönung verständigt hatte, erschienen die sämmtlichen Reichstagsmitglieder unter der Führung des Erzbischofs von Gran vor dem Kaiser und ersuchten ihn durch den Mund ihres Führers um seine Zustimmung zur Vornahme der Wahl. Ferdinand beantwortete die Ansprache in freundlicher und zustimmender Weise. Am folgenden Tag fand sich der Reichstag bei dem Erzherzog Ferdinand ein, wobei der Erzbischof von Kalocsa das Wort führte und ersuchte, dass der Erzherzog die künftige Wahl unter denselben Bedingungen annehme, unter denen sein Vater gekrönt worden sei, was der Erzherzog zustimmend beantwortete. Man hatte auf kaiserlicher Seite geglaubt, jegliches Hinderniss der Wahl beseitigt zu haben, dennoch ging dieselbe nicht so glatt vor sich, als man hätte erwarten können. Noch im letzten Augenblick strengten die Anhänger Bethlens alle ihre Kräfte gegen die Vornahme derselben an. Die Debatten im Reichstage gestalteten sich so leidenschaftlich, dass man bereits Thätlichkeiten befürchtete. Indessen gelang es den Bemühungen des Palatins, der offen die Frage stellte, ob die Reichstagsmitglieder Ungarn oder Siebenbürger, d. h. Unterthanen des Kaisers oder Bethlens seien, und den oben angedeuteten Geschenken die Stimmung zu beruhigen, so dass endlich die Wahl vorgenommen wurde, nachdem der österreichische Kanzler von Werdenberg das Krönungsdiplom in den Reichstagssaal gebracht hatte. Es umfasste siebzehn Punkte, und betraf die Rechte und Freiheiten Ungarns, namentlich aber die von Mathias im Jahre 1608 und 1609 und von Ferdinand II. im Jahre 1622 erteilten. Der neue König verpflichtete sich ausserdem, in der Zukunft alle Beschwerden, die zu seiner Kenntniss kommen würden, abzuschaffen, die ungarischen Angelegenheiten nur von ungarischen Räten verwalten zu lassen, die Gerechtigkeitspflege ordentlich zu besorgen, dem hohen und niedern Adel und den freien Städten freie Religionsübung zu gestatten, Niemanden, wessen Standes er auch sei, um seiner Religion willen zu bedrücken, die Palatinswahl stets vornehmen zu lassen, die Rechte des Palatins nicht zu schmälern, für die Grenzverteidigung Sorge zu tragen, die Krone nie aus dem Lande zu führen, die Bündnisse mit den benachbarten Ländern, namentlich mit Siebenbürgen und Böhmen aufrecht zu halten, fremdes Kriegsvolk nicht einzuführen und um die Auslösung der

an Oesterreich und Polen verpfändeten Ortschaften sich zu bemühen. Als die Wahl am 27. November 1625 vollzogen war, begab sich der Erzherzog zum Kaiser, dankte ihm für die Erhebung, aber noch inniger dankte er der Kaiserin für die Sorgfalt, mit der sie seine Interessen gefördert hatte. In der That dürfte sich dieselbe um die Beseitigung der mancherlei Schwierigkeiten verdienter gemacht haben, als uns bekannt ist, denn als der venetianische Gesandte sie nach der Krönung Ferdinands III. beglückwünschte, nahm sie offen das Verdienst dieser Erhebung für sich in Anspruch: sie habe alles gethan, was sie habe zu seinen Gunsten thun können, denn sie fühle für ihn eine solche Liebe, als ob sie ihn selbst geboren hätte.

Die Krönung fand am 8. December, am Tage Mariä Empfängniss statt. Vor dem Hause, wo der Kaiser residirte, bis zur Marienkirche, wo die Krönung stattfinden sollte, war eine doppelte Reihe von Soldaten aufgestellt; die eine Seite nahmen die deutschen Truppen, die andere Seite die ungarischen und die städtische Miliz ein. Der Kaiser selbst trat mit seiner Gemalin und seinen Kindern den Zug in die Kirche begleitet von deutschen Reitern und ungarischen Banderien an. Auf die Banderien folgten 50 auserlesene Fussknechte und darauf die Magnaten mit Leopardenfellen geschmückt, in ihrer Mitte die Reichskleinodien führend. Der zu krönende König, der nun folgte, leistete auf dem Wege in die Kirche bei dem Hause des Paul Rákóczi den Krönungseid, in der Kirche salbte ihn der Erzbischof von Gran, dann setzte ihm der Palatin die Krone auf, nachdem er zuvor die anwesenden Stände gefragt, ob sie den Erzherzog zu ihrem Könige annehmen wollten, und darauf eine zustimmende Antwort erlangt hatte. Nach Beendigung des Hochamts und der übrigen Ceremonien kehrte der Kaiser mit seinem Hofstaate in seine Wohnung zurück, der junge König bestieg aber ein Pferd und ritt in festlicher Begleitung mit der Krone und dem Königsmantel angethan vor die Tore der Stadt, bestieg einen Hügel, von dem aus er dreimal das Schwert nach allen Richtungen schwenkte, zum Zeichen, dass er das Reich gegen alle Feinde verteidigen wolle. Nach dieser, durch das Herkommen geheiligten That hatte die feierliche Handlung ein Ende. Was nun folgte, waren Beglückwünschungen, Gastereien und Tänze. Der Kaiser lohnte dem ungarischen Clerus seine bei dieser Gelegenheit bewiesene Treue und Anhänglichkeit, indem er ihm das Recht erteilte, über seine Hinterlassenschaft frei verfügen zu dürfen. Von der vollzogenen Wahl und Krönung gaben der Kaiser und der Palatin dem Bethlen in eigenen Schreiben Nachricht, die der Fürst in jener Weise beantwortete, wie sie seinem unwahren Verkehr mit dem Kaiser entsprach. Er wünschte, dass Ferdinand III. die Krone so lange als möglich zum eigenen Ruhme und zum Wohl der Christenheit tragen, den Frieden bewahren, und in die Fussstapfen seines Vaters treten möge. Wie er selbst dem Kaiser seine Treue bekundet habe, werde er dies auch gegen den Sohn thun und die Verträge heilig halten.

ANTON GINDELY.

ALTE UNGARISCHE MUSIK.

Volkslied und Tanzweise, lange Zeit die Stiefkinder der Tonkunst, von der Aesthetik wenig beachtet, vom schaffenden Künstler hochmütig über die Achsel angesehen, kommen allmälig zu Rang und Geltung. Aehnlich der sogenannten «Speckkammer» der Kunstausstellungen, jenem schmalen Korridor, wo die minderwertigen Bilder, zumeist Skizzen und Radirungen, hängen, für die der Besucher im Vorüberwandeln nur einen flüchtigen Blick hat, war auch die Volksmusik in die Speckkammer verwiesen, nicht für würdig befunden, aus der niedrigen Vorhalle in den hohen Tempel der Kunst eingelassen zu werden. Wie in der Volkspoesie vollzieht sich in neuerer Zeit ein analoger Process in Lied und Tanz: man horcht, wie das Volk in Tönen sich ausspricht, erkennt in seinen einfachen, ungekünstelten Weisen die naiven, unverfälschten Aeusserungen der Volksseele und sammelt sie als wichtige Beiträge zur Erkenntniss des Charakters, des Temperaments, der Anschauungen und des Empfindungslebens der Nation. Höher noch als ihr culturhistorischer Wert ist ihr Einfluss auf Kunst und Künstler anzuschlagen. So wie Lied und Tanz die beiden Grundelemente bilden, aus welchen die Tonkunst von bescheidenen Anfängen zu immer reicheren Formen sich entwickelte, so bleiben sie die reinen Quellen, welche den breiten Strom der Kunst speisen, ihn auffrischen und seinen Lauf beschleunigen, wenn er träge zu werden droht. In ihrer Ursprünglichkeit und kernigen Kraft wirkt Volksmusik immer wieder verjüngend auf die Production und ist dazu berufen, gegen überhandnehmende Unnatur und Künstelei den gesunden Rückschlag herbeizuführen. Die grossen Talente der classischen und romantischen Schule haben den Wert volkstümlicher Musik richtig erkannt, Meister wie Bach, Haydn, Mozart, Beethoven, Weber, Schubert, Mendelssohn hielten es nicht unter ihrer Würde, den naiven Offenbarungen des Volksgemütes zu lauschen, an dem würzigen Erdgeruch dieser bescheidenen Tonblüten sich zu erfrischen, diesen einfachsten Formen durch Erhebung in eine höhere künstlerische Sphäre Schliff und Glanz zu verleihen. Wie oft finden wir Volkslied und Tanz in ihren Instrumentalwerken idealisirt, zu grossen, farbenreichen Gebilden ausgestaltet wieder. Seit Weber's «Freischütz» ist das volkstümliche Element mit vielem Glück auch in der dramatischen Musik eingeführt worden. Lied und Tanz verleihen der Oper nicht nur einen neuen farbigen Schmuck, sondern sind von grösster Bedeutung für die Deutlichkeit des Localcolorits, für Charakterisirung des Schauplatzes und des geschichtlichen Hintergrundes.

Mit dem Erwachen eines kräftigen Nationalbewusstseins, mit der fortschreitenden sprachlichen Einigung wird auch der Volkspoesie und Volksmusik grössere Aufmerksamkeit zugewendet. Alles, was die Alt-

vordern in guten und schlimmen Zeiten bewegte, was Gemüt und Phantasie in höhere Schwingungen versetzte, sie anregte, es in Vers und Ton wiederzugeben, geht nun durch die emsige Hand des Sammlers, der in den unzähligen geflügelten Weisen, die zumeist nur durch mündliche Ueberlieferung von Geschlecht zu Geschlecht sich forterbten, oder in vergilbten Manuscripten begraben sind, die Schätze von Jahrhunderten zusammenträgt.

Unter den europäischen Stämmen hat der ungarische seit jeher einen vornehmen und ganz aussergewöhnlichen Rang behauptet. Es gibt auf dem ganzen Continente keine Musik, die durch ihre höchst merkwürdige Eigenart auf ihren nationalen Ursprung so unzweifelhaft hinweisen würde. Eine ungarische Melodie bohrt sich so sicher ins Ohr, dass sie unter hundert anderen augenblicklich wieder erkannt wird. Sie erhält diesen scharfen ausgeprägten Typus durch die besonderen musikalischen Elemente, aus denen sie sich zusammensetzt. Der ausschliesslich zweiteilige Rhythmus, die Periode von vier zu vier Tacten, der vorwiegende moll-Charakter, die kühne, oft seltsame Modulation; der erweiterte Secundenschritt, aus dem sich später die ungarische Scala entwickelte, der rasche Doppelschlag der Sechzehntel- und folgenden punctirten Achtelnote, die Kräuselung des Halbtrillers: sie sind ebenso viele charakteristische Merkmale ungarischer Musik. So eigenartig wie ihre Rhythmik, Harmonik und der melodische Zuschnitt ist auch ihr Ausdruck. Massvolle Empfindung, fröhliches Behagen, Gemütlichkeit, ruhige Grazie wird man vergebens in ihr suchen. Es ist alles Bewegung, Temperament, Leidenschaft, sinnliche Glut, überschäumende Kraft. So überschwänglich wie im Schmerz ist sie in ihrer Fröhlichkeit. Aus ihrer Klage spricht die wilde Lust am Leide und ihre Heiterkeit hat etwas Dämonisches; sie wird oft unheimlich in dem bacchantischen Wirbel des «Friss». Noch in der gedämpfteren Schwermut der Elegie zucken und wühlen tausend Schmerzen und der harmloseste Humor erscheint durch die Neigung zu scharf gewürzten Accenten und jähen moll-Wendungen in eigentümlich gebrochenem Lichte.

An Musikliebe steht der Ungar den beiden Musik-Nationen par excellence, den Italienern und Böhmen, nur wenig nach, er übetrifft sie jedoch an Vielseitigkeit. Der Italiener neigt mehr zum Gesang, der Böhme zur Instrumental-Musik, der Eine ist geborener Sänger, der Andere geborener Musikant. Der Ungar pflegt Beides mit gleicher Lust. Er berauscht sich an seinen eigenen feurigen Volksliedern und jubelt den prickelnden Tanzweisen seiner braunen Musikanten zu — Fiedel und Cymbal rasten und rosten nicht, wo immer die roth-weiss-grüne Fahne flattert. Auch die ältesten Chroniken wissen bereits von der Sang-und Tanzfreudigkeit des ungarischen Stammes zu berichten. Es sang der Schnitter auf dem Feld, der Hirt auf der Weide, das Mädchen beim Spinnrocken, der Bauer beim Weinkrug, das

Edelfräulein auf hoher Altane, ja man sang nach einer glaubwürdigen Ueberlieferung sogar die — Gesetze, und die Nachkommen der Lulis spielten überall auf, wo es hoch herging, bei Hochzeit und Leichenschmaus, bei Richterwahl und Königskröntung, in Csárda und Kastell.

So Vieles auch die Zeit verweht hat, weist doch die ungarische Volksmusik einen seltenen Reichtum melodischer Schätze auf. Die Zahl der Lieder, die noch im Munde des Volkes lebendig sind und teils in einem begrenzten Landstrich gesungen werden oder im ganzen Lande Verbreitung gefunden, darf auf nahezu dreitausend geschätzt werden. Fast die Hälfte ist durch den Druck vor der Vergessenheit geschützt und in kleineren oder grösseren Sammlungen verstreut. Viel geringer ist naturgemäss die Ausbeute an älterer Tanzmusik. Was nicht durch Notenschrift fixirt wurde, ist unwiederbringlich verloren. Dem Zigeuner-Musikanten erschien seit jeher die Kenntniss des Fünf-Linien-Systems als das überflüssigste Ding der Welt. Erst von dem Zeitpunkte, da an die Spitze einzelner Zigeunerkapellen tüchtig geschulte «Primáse» traten, die den Bogen so gewandt zu führen verstanden, wie die Notenfeder, wird auch diese Literatur reicher und zugänglicher. Wenn auch im achtzehnten Jahrhundert, da die Tanzmusik zu hoher Blüte gelangte, nur weniges im Drucke erschien, so sorgten doch die Verfasser für die Erhaltung ihrer beliebtesten Tänze durch die Niederschrift. Eine solche Manuscriptsammlung, in welcher die bedeutendsten Tanzcomponisten des vorigen Jahrhunderts vertreten sind, ist im Besitze des Herrn Julius Káldy, des ehemaligen Dirigenten des Vereins der Musikfreunde. Er hat nun einen Teil seiner Schätze freigegeben und in vierhändigem Klavierarrangement im Hofmusikalien-Verlag der Firma Rózsavölgyi & Comp. unter dem Titel: «Aus den Schätzen altungarischer Musik» erscheinen lassen. Die beiden Hefte enthalten dreissig Stücke, teils Volkslieder, teils Nationaltänze, die chronologisch geordnet sind und einen Zeitraum von 166 Jahren umfassen. Es ist ein besonderes Verdienst des Herausgebers, dass er die Originalfassung auch in der Uebertragung für das Klavier vollständig getreu wiedergab und bei Stücken, von denen blos die Primstimme erhalten blieb, die Harmonisirung in ebenso feinfühliger wie fachkundiger Weise der Schreibart der betreffenden Epoche anzupassen wusste.

Die Sammlung eröffnen einige Kuruczenlieder (1672—1711), stolze Nachklänge der Rákóczy-Zeit, dieser Glanzperiode des ungarischen Volksliedes. Sie überraschen ebenso sehr durch den Schwung und die Frische der Melodien, wie durch die gedrungene Kraft und Urwüchsigkeit der Empfindung. Durch die meisten geht ein Zug wilden Trotzes, kühner Todesverachtung. Ihre Rhythmik ist von stählerner Festigkeit, das langsame Tempo zeugt von Stolz und kraftvollem Selbstbewusstsein. Zu grösserer Lebhaftigkeit erhebt sich nur der markige Chor: «Herr Gott, schlag' den Fremden nieder!» Im Anschlusse an dieses Lied finden wir das «Hejh!

Rákóczi! Bercsényi!», diese ergreifende, schmerzdurchschütterte Elegie, ein Juwel ersten Ranges. Franz Liszt benützte die Melodie in seiner ungarischen Königshymne, die er 1884 zur Eröffnung des Budapester Opernhauses componirt hatte. Sie wurde bekanntlich damals nicht aufgeführt. Neben feurigen, kriegerischen Weisen finden wir auch Stücke von ruhigerer Fassung, wie den psalmenartigen «Gesang der Flüchtlinge», mit seinen feinen, abgeklärten Harmonien. Auch an kaustischem Humor fehlt es nicht, wie in dem Liede «Patyolat a kurucz», dessen Text die angeborene Neigung zu drastischen Bildern widerspiegelt: «Ein feines Gewebe ist der Kurucz — eine Perle seine Frau. Grober Lein ist der Hajduk, ein Nebel seine Frau. Ein Kalbsmaul ist der Bauer, eine M . . . seine Frau.» Bemerkenwert ist bei einzelnen Liedern die einleitende Triole. Da der ungarische Vers mit der schweren Betonung der ersten Silbe den Auftact, dieses Sprungbrett der Melodie nicht zulässt, so ist hier die vorschlagende Triole, oder auch an ihrer Statt die rapid auffliegende Scala, als rein instrumentaler Auftact gedacht: ein Beweis mehr, dass im Lager der Rebellen der Zigeuner nicht fehlte. Bei sämmtlichen Kuruczenliedern fehlt die Angabe der Autornamen; sie teilen diese Anonymität mit den weitaus meisten Volksgesängen. So leicht es ist, Volksweisen zu sammeln, so schwierig, ja unmöglich ist es, den Namen des Verfassers zu ermitteln. Gewöhnlich verdichtet sich irgend ein Ereigniss, eine lebhafte Empfindung im Munde eines improvisirenden Dorfbarden zu Reim und Melodie. Das Lied, oft ungelenk und holprig, gewinnt alsbald Flügel, flattert von Gau zu Gau, von Dorf zu Stadt, kreuzt sich mit anderen Melodien, streift hier eine alte Wendung ab, nimmt dort eine neue Variante auf, verliert auf der Wanderung Ecken und Kanten und schleift sich endlich so rund, wie der Kiesel in der Bacheswelle. Der Sammler greift es oft in Gegenden auf, die weit entfernt von seiner ursprünglichen Heimat liegen.

Eine interessante Antiquität ist die «Rákóczi-nóta» aus dem Jahre 1709. Sie ist das ursprüngliche Modell des berühmten Rákóczi-Marsches, den hundert Jahre später der Militär-Kapellmeister Nicolaus Scholl, ein gebürtiger Ungar aus dem Tolnaer Comitat, aus einzelnen Motiven componirt hatte. Das Stück erscheint wie eine magere Skizze im Vergleich zu seiner jetzigen glänzenden Fassung und dem prachtvollen Colorit der Berlioz'schen Bearbeitung. Auch die Originalmotive waren nur instrumental componirt, sie erklangen höchstwahrscheinlich zuerst auf der Geige improvisirender Zigeuner und wurden bald von den Pfeifern übernommen, welche sie auf dem Tárogató, einem oboeartigen Instrument, spielten. Die deutsche Uebersetzung «Feldtrompete», wie das Wörterbuch den Tárogató nennt, ist wohl nicht ganz zutreffend. Nach Form und Klangcharakter steht er dem Alt-Bomhart (Bombardo piccolo) am nächsten.

Es folgt eine Reihe von Tanzweisen: Hallgató, Sporntanz, «Springer-

tanz», Palatinalreigen, Krönungsreigen, Werbertanz; ferner Festmusiken, Phantasien und Charakterstücke mit programmatischen Ueberschriften. Man blättert durch ein interessantes Capitel der ungarischen Musikgeschichte. Nur die Besten sind vertreten, hochgefeierte Primáse wie Czinka Panna, Bihari, Lavotta, Csermák, Rózsavölgyi, lauter klingende Namen, die auf allen Lippen schweben, wenn von der Blütezeit des ungarischen Tanzes die Rede ist.

Czinka Panna, die berühmte Geigerin, ist mit einer «Magyar nóta» vertreten (1725), einer Geigenphantasie, deren wechselnde Stimmungsbilder eine gemeinsame poetische Idee verbindet. Bei aller Knappheit der einzelnen Teile muss man die Schärfe und Vielseitigkeit des Ausdrucks bewundern. Das Adagio ist eine tiefempfundene Elegie; in ihrer wehmütigen, leise in sich hineinschluchzenden Klage klingt sie wie eine schmerzliche Erinnerung an entschwundenes Glück. Eine lustige Fanfare, die das Echo lockt, ruft zu Erhebung und Kampf. Die Nachahmung der verschiedenen Trompetensignale und ihres poetischen Widerhalls bot nebenbei Gelegenheit zu einem dankbaren Geigeneffect. Es folgt ein Lassu von mildem, trostreichen Ausdrucke, er stürzt sich kopfüber in ein lebensprühendes, scharf rhythmisirtes Vivo, in welchem die in höchster Lage dahinsausenden Geigenfiguren wohl das Klirren der Sporen und Schwirren der blanken Klingen versinnlichen. Das Ganze ist offenbar eine musikalische Verherrlichung Rákóczi's, des Rebellen. Diese geniale Zigeunerin war gleich fruchtbar als Componistin wie als Mutter. Sie beschenkte ihre Nation mit zahlreichen, leider bis auf einen kleinen Rest verloren gegangenen Tanzweisen, ihren Gatten, einen trefflichen Künstler auf der Viola di Gamba, mit dem completten Personal zweier Musikbanden. Schon in jungen Jahren erfreute sie sich eines weitverbreiteten Rufes, ihr hinreissendes Spiel wurde in lateinischen Oden besungen, auf dreissig Meilen im Umkreise wurde sie zu den Festlichkeiten des Hochadels berufen. Es war ein rührender Anblick, berichtet der Chronist, wenn die ergraute, aber noch immer anmutige Matrone an der Spitze ihres Familienorchesters mit jugendlichem Feuer ihre eigenen, originellen Weisen spielte. Ihr virtuoses, seelenvolles Spiel wurde noch gehoben durch den süssen Ton einer herrlichen Amati. Das kostbare Instrument, ein Geschenk des Cardinals Csáky, wurde nach einer letztwilligen Verfügung mit ihr ins Grab gesenkt.

Lavotta, Bihari, Csermák, Rózsavölgyi, die vielbejubelten Primáse, waren nicht nur vorzügliche Geiger, sondern, mit Ausnahme des Naturalisten Bihari, auch in den musikalischen Disciplinen sattelfest. Wandertrieb und künstlerischer Ehrgeiz führten sie oft über die Leitha. In Wien brachten sie die ungarische Musik zu hohen Ehren. In ihren öffentlichen Concerten entzückten sie die Wiener durch den glutvollen Vortrag ihrer nationalen Tänze und Phantasien; nicht weniger bewunderte Gäste waren sie in den

Soiréen des Hofes und der aristokratischen Gesellschaft. Bihari, der Zigeuner, wohl der genialste unter ihnen, wurde sogar in der Kaiserstadt als «Ungarischer Beethoven» ausgerufen. Er trug es mit heiterer Ergebung. Damals ahnte der gefeierte Künstler das traurige Schicksal nicht, das ihn ereilen sollte. Auf einer Kunstreise stürzte sein Wagen und er brach den linken Arm, der fortan gelähmt blieb. Trotzdem zwang ihm die Not die Geige in die widerspänstige Hand. Er, der mit so hinreissendem Feuer seine Palotáse spielte, dass die Paare entzückt im Tanze innehielten, um seinem Spiele zu lauschen, musste als armseliger Secondegeiger sein Leben fristen. Im «Zrinyi» traf ihn einst eine lustige Magnaten-Gesellschaft, die, ergriffen von der traurigen Veränderung, ihm den lahmen Arm mit Banknoten bedeckte. Das kostbare Pflaster hielt nicht lange. Im tiefsten Elend, gebrochen an Leib und Seele, starb Bihari, 58 Jahre alt. Er wurde im Franzstadter Kirchhofe begraben. Auch seine Rivalen, Lavotta und Csermák, hatten dunkle Lose gezogen. Csermák verfiel durch eine unglückliche Liebe in Wahnsinn, Lavotta hingegen teilte sein Herz zwischen Geige und Flasche. Die runden Ducaten, mit denen ihm die Magnaten die Tasche füllten, rollten als flüssiges Gold unablässig durch seine durstige Gurgel. Zum Schlusse führte er ein unstätes Wanderleben, zog planlos von Ort zu Ort, den Stradivarius in der einen Hand, in der anderen den «Servus humillimus», wie er launig seinen stets gefüllten Kulacs titulirte. In der traubenduftenden Hegyalja entsank ihm Becher und Geige.

Johann Lavotta's Compositionen zeichnen sich durch Frische der Melodie, Natürlichkeit und Kraft des Ausdrucks aus. Er hat mit künstlerischem Geschick Motive aus alten Volksliedern in seine Tänze verwoben und diesen damit einen besonders volkstümlichen Zug und leichte Sangbarkeit verliehen. So klingt gleich das erste Thema des «Hochzeitstanzes» (1793) lebhaft an das bekannte, auch in Budapest vielgesungene Volkslied «Ritka buza» an. Das ganze Stück athmet festliche Fröhlichkeit, der Lassu insbesondere ist graziös geschwungen. Die sich anschliessende «Ugrós nóta» (Springtanz), damals freilich originell, erkennt man als Verlegenheitsschablone für so viele später componirte Friss, wie denn überhaupt viele harmonische Wendungen und melodische Figuren, die auf der Geige Lavotta's, Bihari's und anderer älterer Meister zuerst erklangen, sich als Typen in der Tanzmusik modernster Auflage festgenistet haben. Dass es Lavotta auch an tieferer Empfindung nicht fehlte, beweist das kleine Charakterstück «Erste Liebe» mit seiner süssen, thränenfeuchten Klage. Für die fernere Entwicklung der Harmonik sind seine Tänze von grosser Bedeutung durch die «ungarische Scala», die er vielleicht nicht erfunden, wohl aber zum ersten Male eingeführt. Fälschlich wurde die Neuerung Liszt zugeschrieben, der in seinen Rhapsodien die Scala häufig benützte. Ihre übermässigen Secunden tragen wesentlich zu der satteren exotischen Färbung der unga-

rischen Musik bei, und breiten noch dunklere Schatten über Schwermut und Trauer.

Johann Bihari's Tänze und Phantasien weisen einen verschwenderischen Melodienreichtum auf bei grosser Mannigfaltigkeit der Stimmung. Kein einziges Stück der Sammlung ähnelt in der Melodie dem anderen. Sein Styl ist edel und schwungvoll, das Spiegelbild einer tief empfindenden, poetischen Künstlerseele. Ueber seine Palasttänze und Krönungsreigen ist ritterlicher Glanz gebreitet; stattlich, stolz schreiten seine Melodien einher, in glänzender ungarischer Gala, wie die vornehme Gesellschaft, die sich nach ihren Rhythmen bewegte. Auch in den herberen Werbetänzen (Verbungos) verlässt ihn bei aller Volkstümlichkeit Adel und Feinheit nicht. Ihr Ausdruck ist feurig, kriegerisch, im Friss nicht selten schmeichelnd, eigentümlich lockend, als gälte es, den jungen Rekruten, den die verführerisch glitzernden Thaler des Werbe-Offiziers und der Gratiswein noch nicht kirre gemacht, vollends zu überreden. Auch seine komische Ader ist stark entwickelt. An Proben fehlt es auch in dieser Sammlung nicht, wie z. B. in dem Saltando des «Sechshiebtanzes» (Nr. 12) mit seinem heimlich kichernden Humor, oder im Friss des Palatinus-Reigens (Nr. 19), dessen erstes Thema in capriziösem Staccato dahinhüpft. Ein Seitenstück zu Beethoven's Rondo «Die Wut über den verlorenen Groschen» ist die im persiflirenden Tone gehaltene Elegie mit der Ueberschrift «Bihari's Lied, wenn er kein Geld hatte». Er hat das Stück oft gespielt. Bihari's Compositionen athmen reinen ungarischen Geist; mit fremden, zumeist slavischen Elementen versetzt sind dagegen die Tänze Anton Csermák's, der bei allem Bestreben, magyarisch zu schreiben, doch ein Böhme in Attila und Kalpag blieb. Seine Tänze sind melodiös, ihre reiche harmonische Gewandung verrät den gebildeten, wohlgeschulten Musiker; mit kräftiger Eigenart packt uns kein einziger. Die Neigung zum Variiren, zu arabeskenartigem Umspinnen des Tones, die Häufung von Schnörkelzierat benimmt zudem seinen Melodien die volle Klarheit. Sie sind mehr dem Geiger als dem Tänzer zuliebe geschrieben. Trotzdem erwarb er sich um die Entwicklung der ungarischen Tanzmusik ein bedeutsames Verdienst durch die Einführung des «Friss», den er «Frischka» nannte, als feststehender Musik-Form, die in Tempo und Stimmung sich bereits in lebhafteren Contrast zum «Lassú» stellt. Er zeigt freilich bei Csermák noch einen mehr polkaartigen Charakter. Ein viel ursprünglicheres Talent ist der Vierte und Letzte in der Reihe, Markus Rózsavölgyi. Sein Styl ist reich figurirt, ohne jedoch in Künstelei zu verfallen, seine Melodien erfreuen durch ihr frisches Wangenrot und klaren Fluss. Ausser der Tanzmusik cultivirte er, vielleicht angeregt von dem Beispiel der jungen deutschen Romantiker, mit Vorliebe das kleine Genre des Charakterstückes. Im Grunde genommen sind aber die in der Sammlung enthaltenen sogenannten Stimmungsbilder: «Patriotentreue», «Frohsinn», «Nationale Freu-

denklänge» (letzteres zur Eröffnung des Pester ungarischen Theaters [1837] componirt) nichts anderes als verkappte Werbertänze und Palastreigen mit dem obligaten Lassú, Figura und Friss. Von manchen Verfassern der ungarischen Musikgeschichte wird der Umstand ganz besonders hervorgehoben, dass der «Primás» Rózsavölgyi ein Jude war. In dem kronprinzlichen Werke «Oesterreich-Ungarn in Wort und Bild» findet sich ein Passus, in welchem die Annahme, als ob ein jüdischer Primás eine besonders seltene Erscheinung gewesen, gründlich widerlegt wird. «Es ist nicht überflüssig, zu vermerken», heisst es daselbst, «dass zu jener Zeit der Zigeuner nicht der Einzige war, der die ungarische Musik ausübte, sondern dass er sich mit dem Juden darin teilte, so zwar, dass in mehreren Gegenden gemischte, ja auch rein jüdische Musikbanden thätig waren. Dafür sprechen Csokonai's Verse:

«Sieh, die Toponárer Juden ein jetzt schwenken,
Mit Musik den Schritt zu ihren Plätzen lenken». («Dorothea», I. Buch

und nochmals:

«Hellauf klingts's von Isak's dürrem Holze plötzlich,
Einfällt seiner Bande Kling und Klang ergötzlich». (II. Buch.)

und weiterhin:

«Prächtig schallt jetzt Isak's keckes Fiedelstreichen,
Spielt des Palatinus Weisen ohne gleichen».

Unter Rózsavölgyi hat der Palotás, der Favoritentanz des Adels und der reichen Bürgerschaft, seine höchste Ausbildung erhalten. Er fügte den bis dahin nur üblichen zwei Teilen noch drei oder auch vier andere hinzu, so dass der Tanz eine quadrillähnliche Form gewann, und auch in der That «die ungarische Quadrille» genannt wurde. Die erweiterte Form, mit so reichem Inhalte sie auch Rózsavölgyi zu erfüllen wusste, barg doch die Gefahr der Verflachung in sich. Der neue Palotás mit seinen sechs Tanzfiguren, deren jede wieder zwei Abteilungen hatte, verschlang nicht weniger als zwölf Themen. Solche Melodienverschwendung musste auch die fruchtbarsten Talente bald erschöpfen und die Gattung degeneriren. Von diesem voraussichtlichen Schicksal blieb der Palotás verschont. Der Wirbelsturm der März-Revolution fegte ihn jählings hinweg und in die neue Tanzordnung zog triumphirend der demokratische «Csárdás» ein.

August Beer.

BILDNISSE DES KÖNIGS MATHIAS CORVINUS UND DER KÖNIGIN BEATRIX IN DEN CORVIN-CODEXEN.

(Schluss.)

Unter dem Einflusse des Kriegsruhmes von König Mathias entstand auch der Codex Agathias «de Bello Gothorum», im Besitze der Münchener königlichen und der kaiserlichen Wiener Hofbibliothek (Cod. lat. Monacensis 294 und cod. lat. Vindobonensis 82), in denen wir von dem bisherigen vollkommen abweichende Bildnisse des Mathias und der Beatrix vorfinden. Dieser Codex wurde von Christophorus Persona aus dem Griechischen ins Lateinische übertragen, in zwei Exemplaren ausgestellt, das eine — der Münchener — dem Mathias, das andere — der Wiener — der Beatrix zugeeignet.

Der Münchener Agathias — im Stile der einfacheren Vespasianus-Codexe gearbeitet — hat zwei Titelblätter, von denen das eine die in Prachtrahmen gefasste Widmungsrede des Uebersetzers, das andere seine und des Mathias Miniaturbildnisse enthält. Mathias erscheint in Brustbild, doch in einer von den bisherigen verschiedenen Darstellung. Das Gesicht ist auch hier, wie an sonstigen Bildnissen des Königs, bartlos, doch zeigen die Züge wesentliche Abweichungen von den uns bekannten zeitgenössischen Bildnissen und sprechen dafür, dass der unbekannte Miniator weder nach der Natur, noch nach einer Medaille, sondern nur nach Phantasie gearbeitet hat. Interessant ist jedoch der Kopfschmuck des Bildes, weil er in der ganzen Iconographie des Mathias einzig in seiner Art dasteht. Während nämlich in den übrigen, bis auf unsere Zeiten erhaltenen Denkmälern König Mathias in der Regel mit reichen, blonden, in die Stirne gekämmten, bis an die Schultern reichenden Haaren erscheint, am Haupte teils einen Eichen-, teils einen Lorbeerkranz, noch öfter aber eine offene oder auch geschlossene Krone trägt, deckt hier in der Miniature des Münchener Codex ein schwarzer Hut mit abwärts gestülpter Krämpe sein Haupt; aus dem Hute reichen an beiden Seiten lange, breitgeflochtene, zopfartige Schnüre herab und schmiegen sich derartig an Mathias' Ohren an, dass sie sein reiches, blondes Haar zum Teil verdecken. Auf dem Hute sehen wir eine offene goldene Krone. Aus dem kriegerischen Empfehlungsschreiben des Uebersetzers, wie auch aus dem kriegerischen Inhalte des Werkes zu schliessen, hat der unbekannte Miniator, anstatt Mathias, das Brustbild eines Barbaren-Fürsten in burgundischer Gewandung gemalt, wobei er nicht so sehr auf

die Genauigkeit der Gesichtszüge, als vielmehr auf die stilgemässe Ornamentik des Buches bedacht war. (Beiblatt 24, Facsimile in der Grösse des Originals.)

Bedeutend glänzender als der Münchener ist der Wiener Agathias ausgestattet, der, wie erwähnt, der Beatrix zugeeignet ist und auf seinem Titelblatte auch ihr Bildniss trägt. Die Handschrift wird durch zwei künstlerisch ausgeführte Titelblätter, laubförmige Randverzierungen und polychrome Initialen geschmückt. Am oberen Rande des zweiten Titelblattes erscheint inmitten eines Kranzes das Brustbild der Beatrix, umgeben mit goldenen Strahlen. Auf dem Haupte trägt sie eine offene goldene Krone, ihr Gesicht ist jugendlich, hübsch, ebenmässig, ausdrucksvoll und nicht so voll, wie wir es an ihren späteren Bildern, auf dem Relief der



25. BILDNISS DER K. BEATRIX.
(Agathias-Codex in Wien.)

Ambraser Sammlung oder im Breviarium Vaticanum zu Rom und in den Miniaturen des römischen Didymus-Codex sehen können. Der Miniator des Codex ist wohl unbekannt, doch ist aus dem Charakter der Malerei zu schliessen, dass er den besseren Künstlern beizuzählen sei, der die Königin wahrscheinlich nach einem Bilde aus ihrer Jugendzeit gemalt hat.

Wir bemerken noch, dass auf dem Titelblatte, neben dem Corvin'schen Wappen auch das von Arragonien vorkommt; hieraus folgt, dass die Handschrift Eigenthum der Beatrix war, wie wir hiezu unter den Corvin-Denkmälern mehrere analoge Fälle haben.

Facsimile 25 zeigt das Bildniss in entsprechender Grösse.

Gleichfalls Eigentum der Königin Beatrix war der Corvin-Codex der Wiener kais. Hofbibliothek: Antonii de Bonfinis «Symposion Trimeron de virginitate et pudicitia conjugali» (Cod. Vind. 2365), dessen Titelblatt durch die Wappen der Häuser von Arragon und Hunyad geziert wird. Die Handschrift, wahrscheinlich ein Autograph Bonfins, ist der Beatrix gewidmet und weicht in ihrer Ausstattung vollends ab von allen Denkmälern der

Corvina. Mit ihrer primitiven, plumpen Malerei, die grell von der glänzenden Ausstattung der übrigen, der Beatrix gewidmeten Codexe absticht und mit ihren schwachen Miniaturen verrät sie ganz und gar nicht, dass sie einer Königin bestimmt gewesen sei. Wenn wir noch in Betracht ziehen, dass Bonfin am Hofe des Mathias lebte, mit den Codexschreibern und Miniatoren des Königs zweifelsohne regen Verkehr unterhielt, des weiteren, wie glänzend die von ihm übersetzten, dem Mathias gewidmeten Philostratus- und Averulinus-Codexe ausgestattet sind, wird uns das primitive Wesen dieses, der Beatrix zugeeigneten Codexes umso auffallender. Das Bildniss der Königin kommt im Initiale der Randverzierung des Titelblattes vor, und ist ziemlich jugendlich gehalten. Am linken Rande stehen von den Emblemen des arragonischen Hauses: der Vogel Phönix und das Hermelin. (Nr. 26, Facsimile in gleicher Grösse.)



24. BILDNISS DES K. MATHIAS.

(Agathias-Codex in München).

Auch die Bibliothek des ungarischen National-Museums bewahrt zwei sehr interessante Bildnisse von Mathias und Beatrix, und zwar im Codex-Ransanus: «Epitome Rerum Hungaricarum.» Erst nach dem Tode des Mathias (1490) ausgestellt, seiner Bibliothek daher nicht einverleibt — zählt dieser Codex strenge genommen nicht zu den Corvinianis. Indem aber der Verfasser ihn zur Erinnerung an seinen Aufenthalt in Ungarn für Mathias schrieb, diesem widmete, doch nach dessen Ableben nicht mehr überreichen konnte, und weil auch auf dem Titelblatte die zeitgenössischen Bildnisse — ursprünglich auch die Wappen — des Königspaares ersichtlich sind, — können wir nicht umhin, auch diesen Codex, als den Corvinianis am nächsten stehend, hier zu würdigen. Dass die Wappen später übermalt wurden und aus dem Wappen des Mathias das des Königs Uladis-

laus II., aus dem der Beatrix das Bakocs-Wappen entstand, thut der eigentlichen Provenienz und Bestimmung wenig Abbruch.

Petrus Ransanus, Bischof von Lucerin (Sicilien), hielt sich nämlich als Gesandter des Königs Ferdinand von Neapel am Hofe des Mathias zwei Jahre auf (1488—90); nach seiner Rückkehr schrieb er zur Erinnerung an seinen hiesigen Aufenthalt eine Geschichte Ungarns. Diese Geschichte bildet den Ransanus-Codex. Dem Könige gewidmet, glänzend ausgestattet, das Titelblatt mit den Bildnissen des Mathias, der Beatrix und des Verfassers geschmückt, gelangte es, weil erst nach dem Tode des Königs angefertigt — doch nicht in die königliche Bibliothek. Widmung und Text sind aber von Anfang bis Ende an Mathias als Lebenden gerichtet, der Verfasser schrieb sie daher noch zu dessen Lebzeiten; die Saumseligkeit des Schreibers und Miniators veranlassten die Verspätung und das Ausbleiben des Codex aus der Bibliothek. In den endgiltigen Registern der Corvina kommt er nicht vor.



26. PORTRAIT DER K. BEATRIX.
(Ant. Bonfini Symposion in Wien.)

Nach dem im Jahre 1492 erfolgten Tode des Ransanus kam der Codex an den Dominikaner Joannes aus Palermo, als Verwandten des Ransanus, der ihn, mit neuem Titelblatt versehen, dem Erzbischof von Gran, Thomas Bakocs (1497—1521) widmete. So gelangte das Wappen von Bakocs an Stelle des ursprünglichen Wappens der Beatrix.

Die Wanderung des Codex in nächster Zeit ist unbekannt, doch Thatsache ist, dass Sambucus im Jahre 1558 das Geschichtswerk des Ransanus nach diesem Codex herausgab. Im Jahre 1611 Eigentum des Palatins Georg Thurzó, kam er zu Anfang dieses Jahrhundertes in die Sammlung von Nikolaus Jankovics und mit dieser an die Bibliothek des National-Museums.

Unter so bewandten Umständen halten wir daran fest, dass das zweite Titelblatt, die Hauptzierde des Werkes, mit den prachtvollen Miniaturen von Mathias, Beatrix und Ransanus, noch zu Lebzeiten des Mathias, also vor dem 6. April des Jahres 1490, entstanden sei.

Das Titelblatt besteht aus einer, die Hälfte des Blattes einnehmenden Miniature und einem Text von sieben Zeilen, umgeben mit einer Randverzierung aus Laub und Blumen. Unten die Wappen des Königs Uladislaus und des Erzbischofs Bakocs.

Das Bild verewigt jene Scene, als König Mathias den Petrus Ran-

sanus, den Gesandten König Ferdinands, im Jahre 1488 feierlich empfängt. Mathias und Beatrix sitzen unter einem Thronhimmel, vor ihnen steht Ransanus in vollem bischöflichen Ornat.

Das Paar hat Königsmäntel und offene goldene Kronen. Die Königin lässt ihre Rechte an dem ausgestreckten Arme des Königs ruhen, während ihre Linke den goldenen Apfel an sich drückt. Vor ihnen steht Ransanus in weisser Inful und redender Stellung, mit der Rechten führt er eine Geste nach ihnen, in der Linken hält er ein offenes Buch, als ob er seine Begrüssungsrede demselben entnähme. Hinter ihm drei Personen seines Gefolges.

Die Miniature zeigt das Antlitz des Mathias rund und jugendlich. Seine Haartracht gleicht wohl mehr der des Uladislaus II., doch sind die buschigen Brauen, die breiten Backenknochen und das hervorstehende Kinn seinen sonstigen Bildnissen ziemlich entsprechend. Hingegen ist seine Nase spitz, und in der Mitte breit und gesattelt und zeigt hierin eine Abweichung. Das Bildniss der Beatrix zeigt sie stark idealisirt in jugendlichem Alter. Der Miniator ist unbekannt; aus jenem Umstande jedoch, dass Ransanus den König von Neapel, den entschiedenen Freund und Mäcen der Büchermalerei vertrat, ferner, dass bei Beatrix im Hintergrunde ein auf einem Kissen ruhendes Hermelin zu sehen ist, das als Emblem des arragonischen Königshauses von neapolitanischen Miniatoren benützt zu werden pflegte, sowie aus dem Charakter der Miniaturen glaube ich schliessen zu können, dass es gleichfalls ein Neapolitaner war, der eine hervorragende Episode aus der Regierungszeit des Königs Mathias — den Empfang ausländischer Gesandten — in seiner Miniature der Nachwelt verewigt und hiedurch zur Geschichte seiner Hofhaltung einen sehr wertvollen Beitrag geliefert hat. Unter den Denkmälern der Corvina ist dies das einzige Bildniss, welches den Mathias und die Beatrix nebeneinander auf dem Trone sitzend darstellt; es verdient in jeder Hinsicht, dass unsere Maler und Kunstkritiker sich damit eingehender befassen.

Unter der Miniature ist mit blauen Majuskeln der erste Satz aus der Begrüssungsrede des Ransanus zu lesen:

VENI AD TUAM PRAE | STANTISSIMAM MA | IESTATEM MATHIA | HVNGARORVM POTENTIS | SIME REX ATQVE AD TE | BEATRIX OMNIUM VIRTUTUM | GENERE ORNATISSIMA REGINA |.

Im unteren Teile der Randverzierung sind rechts das Wappen Uladislaus II., links das von Bakocs.

Von diesen war das erste ursprünglich das Wappen des Mathias, das zweite das der Beatrix, wahrscheinlich liess aber der spätere Besitzer den Raben des Ersteren in einen weissen Adler verändern, damit er als Wappen Uladislaus' gelten könne, der zu jener Zeit, als Bakocs in den Besitz des Codex gelangt war, in Ungarn regierte. Das Wappen der Beatrix liess



27. EMPFANG DES RANZANUS I. J. 1488.

(Ransanus-Codex im National-Museum zu Budapest.)

Bakocs einfach übermalen, wovon wir uns bei gründlicher Prüfung überzeugen können.

Das Facsimile dieser Miniature in Originalgrösse sammt den einleitenden Worten der Widmung, der Randverzierung und den beiden Wappen s. Nr. 27.

Der letzte Corvin-Codex in unserem Verzeichniss, der das Bildniss des Mathias bewahrt, ist Joannis Francisci Marliani «Epithalamium» der Bibliothek des «Museo Guarnacci» zu Volterra, selbst den Fachleuten bis in die neueste Zeit unbekannt, bis ihn im Sommer des Jahres 1888 Dr. Eugen Ábel entdeckte. Derselbe hatte nämlich behufs Klarstellung der «Geschichte der ungarischen Humanisten» in den Bibliotheken von Verona, Florenz, Bologna und mehrerer anderer italienischer Städte längere Zeit Forschungen angestellt. So bekam er auch Kunde von dem Corvin-Codex, machte zu dessen Besichtigung eine mehrstündige Wagenfahrt von Pisa nach Volterra, prüfte ihn auf seine Richtigkeit und beschrieb ihn auch im XIII. Jahrgange der «Magyar Könyvszemle» vom Jahre 1888, wo auch die drei charakteristischen Prachtblätter des Codex abgedruckt waren.

Dieser seiner Beschreibung verdankt die Literatur die Kenntniss dieses neuen Codexes, der jenes Epithalamium des Humanisten Joannes Franciscus Marlianus enthält, das dieser zur Feier der geplanten Eheverbindung des Johannes Corvinus mit der Herzogin Blanca di Sforza schrieb.

Bekanntermassen gedieh diese Verlobung, trotz sehnlichen Wunsches des Mathias, nie zur Ehe; der Humanist, der seine Gelegenheitsrede dem König Mathias den 1. Januar 1488 dedizirte, kam wahrscheinlich nie in die Lage, sein Werk überreichen zu können.

Der Codex erfüllte daher nie seine eigentliche Bestimmung, doch als eine vollständig fertige Arbeit, die von der geplanten Ehe als von einer vollzogenen Thatsache spricht, ist er ein interessantes Denkmal einer wichtigen Sache, die, wie bekannt, nie zu Stande kam.

Im Uebrigen gehört diese Handschrift zu den glänzender ausgestatteten Codices; eigentümlich ist, dass an einem Prachtblatte die nebeneinander stehenden Wappen der Häuser Hunyadi und Sforza mit Bändern verbunden erscheinen, deren Bedeutung durch lateinische Disticha erklärt wird. Der Codex hat drei Titelblätter, die alle das Wappen des Hauses Hunyadi führen.

Uns ist besonders das erste Titelblatt wichtig, weil dies im Initiale das Medaillonbildniss des Mathias bewahrt hat, welches wir nach sorgfältiger Erwägung aller Umstände unter den von uns mitgeteilten Bildnissen für das beste und gelungenste halten, das auch dem Relief der Ambraser Sammlung sowie dem Porträt des Wiener Hieronymus-Codex am nächsten steht.

Das Bild stellt Mathias in Medaillongrösse vor, mit entblösstem Halse,

langen Haaren, Lorbeerkranz und Toga. Das Antlitz ist typisch und charakteristisch, voll antiker Ruhe und Erhabenheit; das Alter vollkommen angemessen. Alle ihm eigenthümlichen Züge, die Form des Gesichtes und der Augen, der Brauen und Stirne, am Munde und an dem Kinn, kommen zur Geltung, am charakteristischesten jedoch erscheint die Nase, die in ihrer Mitte ein wenig gesattelt, breit und fleischig endet und unter allen seinen Bildnissen hier am typischesten ist. Das Bildniss steht in einem viereckigen Rahmen, an dessen Rändern folgende Majuskel-Umschrift zu lesen ist:

MATHIAS REX HVNGARIAE BOHEMIAE DALMATIAE.



28. BILDNISS DES K. MATHIAS.

(Jo. Franz. Marliani zu Volterra.)

Vergleichen wir nun dieses Bildniss mit den übrigen von uns mitgeteilten, so sehen wir, dass es beinahe mit jedem irgend einen gemeinsamen Zug hat, im Ganzen genommen jedoch von ihnen absticht und einzig in seiner Art ist.

Den Maler kennen wir ebensowenig, wie das Original der Medaille, nach der es entstanden sein mag; aus dem Umstande jedoch, dass dessen Anfertigung, wie erwähnt, auf das Jahr 1487 fällt, als die Miniaturen des Brüsseler Missale, die Gedenkmedaille des Mathias,* sowie die Marmor-

* Das Facsimile dieser Medaille siehe in unserer ersten Mitteilung: Arch. Ért. 1888, S. 115.

Reliefs der Ambraser Sammlung schon fertig waren; ferner auf Grund der Thatsache, dass Joannes Pruis, der Bischof von Nagyvárad, der als Vertrauensmann des Königs in dessen Auftrage für Johann Corvin um die Hand der Bianca Sforza anhielt, dem unbekannten Miniator gewiss das beste Bildniss des Königs zur Verfügung stellen konnte: ist mit Bestimmtheit vorauszusetzen, dass diese Miniature nach dem besten Vorbilde entstanden ist. Ob dies ein Originalbild, eine Gedenkmedaille, Miniature oder ob es ein Relief gewesen, müssen wir zur Zeit natürlich dahingestellt sein lassen.

Es ist noch zu bemerken, dass nach dem im Mittelalter herrschenden Brauch im Initiale des Codex regelmässig der Verfasser des Werkes und nur ausnahmsweise der Besitzer angeführt wird. In corvinischen Handschriften lassen sich fünf solche Ausnahmsfälle constatiren. Der Andreas Pannonius in Rom, der Alexander Cortesius zu Wolfenbüttel, der Philostratus und das Symposion Ant. Bonfinii in Wien, sowie obiger Joan. Franc. Marlianus zeigen uns, abweichend vom allgemeinen Brauch, im Initiale ihres Titelblattes nicht den Verfasser, sondern die Bildnisse des Mathias und der Beatrix.

Beiblatt 28 zeigt das minder gelungene Facsimile des Volterraner Bildnisses in doppelter Grösse.

Hiermit ist nun das Verzeichniss jener Corviniana erschöpft, die Bildnisse von Mathias und Beatrix bewahrten. Wohl haben wir noch Kenntniss von einem prachtvoll ausgestatteten Corvin-Codex, der ein Bildniss des Königs Mathias enthält, doch nachdem uns zu dessen eingehender Prüfung bisher keine Gelegenheit geboten wurde, müssen wir von seiner Besprechung vorläufig Umgang nehmen.

Nach vorzunehmender Untersuchung, oder, wenn unbekannte Corviniana zum Vorschein kommen sollten, behalten wir uns vor, unsere Mitteilungen durch neue Beiträge zu ergänzen.

Ausser den aufgezählten Corvin-Codexen kennen wir noch folgende zeitgenössische Handschriften, in denen Bildnisse von König Mathias vorkommen:

Joannes de Utino «Chronica» in der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel; eine lateinische Handschrift aus dem XV. Jahrhundert, die die Chronik der ungarischen Könige und ihre gemalten Bildnisse enthält.

Unter diesen finden wir in einer thalergrossen Miniature auch das Bildniss des Mathias, nach einem Holzschnitte der Chronik des Thuróczy. Dasselbe Werk ist auch in deutscher Uebersetzung vorhanden in der Bibliothek der Cistercienser zu Heiligen-Kreuz (Oesterreich) in einer Handschrift des XV. Jahrhunderts, die den König Mathias in einer der Wolfenbütteler ähnlichen Miniature darstellt. Wir haben beide Codexe gesehen und in Vormerkung genommen. Die Bildnisse werden wir bei Gelegenheit vorlegen.



29. BILDNISS DES K. MATHIAS.

(Holzstich der Thuróczyschen Chronik; Brünn 20. März 1488.)



30. BILDNISS DES K. MATHIAS.

(Bemalter Holzstich der Thuróczyschen Chronik; Augsburg Juni, 1488; nach dem Pergament-exemplar der Museal-Bibliothek.)

In der fürstlich Dietrichstein'schen Bibliothek zu Nikolsburg befindet sich ferner in einer Handschrift aus dem XV. Jahrhundert eine zeitgenössische deutsche Uebersetzung der Thuróczy'schen Chronik mit einem Bildnisse des Mathias im Texte. Diese Handschrift kennen wir nur nach der Beschreibung von Dr. Dudik. Hingegen haben wir in der Universitäts-Bibliothek zu Heidelberg jene deutsche Uebersetzung der in Brünn erschienenen Thuróczy'schen Chronik gesehen und genau untersucht, die in einer um das Jahr 1490 angefertigten Handschrift ein blattgrosses, gemaltes Bildniss von König Mathias bewahrt. Die Besprechung dieser Heidelberger, Nikolsburger, Wolfenbütteler und Heiligen-Kreuzer Bildnisse dürfte den Gegenstand fernerer Mitteilungen bilden: hier beschränken wir uns auf die Bildnisse in den echten Corvinianis.

Ausser den geschriebenen Denkmälern der Corvina gehören auch noch diejenigen Incunabula hieher, in denen das Bildniss des Königs Mathias in zeitgenössischem Holzstich vorkommt, denn wir halten es für gewiss, dass diese einen Bestandteil seiner Bibliothek gebildet hatten. Als solche kennen wir:

1. Die Chronik des Thuróczy, gedruckt in Brünn, 1488.
2. Dieselbe, gedruckt in Augsburg, auch 1488.
3. Constitutiones Incliti Regni Ungariæ, ohne Angabe des Druckortes und der Zeit, jedenfalls aber vor 1490 entstanden.

Papierexemplare der zwei ersten Incunabula sind nicht selten. Es besitzen sie unsere drei grossen Bibliotheken in Budapest, sowie auch andere Städte. Seltener sind die Pergamentexemplare, ursprünglich für Mathias, Beatrix und einige der Vornehmsten bestimmt, und nur in wenigen Exemplaren gedruckt.

Von der Brünner Ausgabe des Thuróczy kenne ich überhaupt keines dieser Art. Von der Augsburger Pergamentausgabe hat die Museal-Bibliothek zwei, — das British-Museum ein Exemplar. Auch befindet sich eines in einer Privatsammlung.

Von der dritten Incunabel kennen wir nur ein complettes und ein mangelhaftes Papier-Exemplar in der Bibliothek des National-Museums. Welche Ausstattung diese Exemplare auch gehabt haben mögen, die Holzschnitte mit dem Bildnisse des Königs Mathias blieben in beiderlei Exemplaren dieselben; nachdem es ferner keinem Zweifel unterliegt, dass sie, wenn auch in drei verschiedenen Arten, aber doch in den 1488—90er Regierungsjahren des Mathias angefertigt wurden, sind sie füglich jenen zeitgenössischen Beiträgen zuzuzählen, welche die Iconographie des Mathias bereichern.

Unter diesen Holzschnitten ist das Brünner Exemplar das älteste, das in der am 20. März 1488 in Brünn zur Ausgabe gelangten Chronik des



31. BILDNISS DES K. MATHIAS IN «CONSTITUTIONES INCLITI REGNI VNGARIAE.»
(Incunabel der Musealbibliothek, vor 1490.)

Thuróczy vorkommt und den König Mathias auf einem Trone sitzend darstellt.

Er sitzt in einem langen Königsmantel, der seine Füsse ganz bedeckt, auf einem bankartigen Königsstuhl; in der Rechten das Scepter, in der Linken der Reichsapfel, auf dem Haupte eine geschlossene Krone. Sein Haar ist in die Stirne gekämmt und fällt in langen Locken auf den Kragen seines Mantels. Das Gesicht — bartlos und jugendlich — zeigt gar keinen eigenen Ausdruck. Das ganze Bildniss ist chablonenmässig, nur Haartracht und Bartlosigkeit ergeben eine zufällige Aehnlichkeit. Zeichner und Schnitzer sind unbekannt, deuten aber auf deutsche Schule.

An der linken Seite des Bildes ist mit einer, aus der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts stammenden Schrift folgende ungarische Bemerkung zu lesen: «Oh Mathia ha te mosthan elnel gondunkrol gondolnal.» (Oh Mathias, wenn du jetzt lebtest, fürwahr du sorgtest für uns!)

Beiblatt 29 zeigt das Facsimile in der Grösse des Originals, und zwar der interessanten Randglosse halber nach dem Exemplar der Budapester Universitäts-Bibliothek.

Schöner und ausdrucksvoller ist aber der Holzschnitt der Thuróczy Chronik in der in Augsburg am 3. Juni 1488 erschienenen Ausgabe, der auf der nächstfolgenden Seite nach Blatt «t4» vorkommt und den Mathias gleichfalls auf dem Throne sitzend darstellt.

Wir reproduciren ihn hier im Facsimile 30 in der Grösse des Originals; das Facsimile ist jenem Pergament-Exemplar der Museal-Bibliothek nachgebildet, das noch zu den Corvinianis gezählt wird.

Dieser Holzschnitt, in der Grösse eines ganzen Blattes, trägt am Kopfe die Aufschrift: «De electione dni comitis Mathie in regem» und zeigt uns den König sitzend auf einem Trone mit Lehne ohne Baldachin. Das Bild ist durch zeitgenössische Hand prachtvoll bemalt, wodurch des Königs grünsammtener, mit Hermelin eingefasster Mantel und sein langes, rötlich schimmerndes blondes Haar sich sehr vorteilhaft abheben. Das Haupt schmückt eine geschlossene goldene Krone, die Rechte hält den Herrscherstab, die Linke den goldenen Apfel. Das Gesicht ist jugendlich und bartlos, sein reiches Haar vorn auf die Stirne gekämmt, rückwärts in dichten Locken den Kragen seines Königsmantels bedeckend. Die Züge sind ausdrucksvoll, markirt und zeigen uns den jungen König zu der Zeit, da die Nation ihn als Grafen von Besztercze zu ihrem Könige gewählt hatte. Die buschigen Augenbrauen, die lange, breit endigende Nase, die dicken Lippen und das hervorstehende Kinn kommen auch hier zur Geltung, wenn auch nicht in jenem Maasse, wie auf seinen späteren Bildern, wo sein Gesicht voller, dicker und älter wurde. Kurz, wir sehen hier den jungen König, dessen Bildniss eine grosse Aehnlichkeit hat mit dem im Missale der Wiener Jesuiten vorkommenden Porträt, das im Beiblatt Nr. 1 zu sehen ist.



32. BILDNISS DER K. BEATRIX.

(Philippus Bergomensis: »De Claris et Scelestis Mulieribvs«; Incunabe aus Ferrara 1493.)

Rechts von Mathias befindet sich das Corvin'sche Wappen: das ungarische Doppelkreuz, die Balken, der böhmische Löwe und der Rabe mit dem Ring im Schnabel, doch, offenbar aus Versehen, in umgekehrter Reihenfolge zusammengestellt. Zeichner und Xylograph sind unbekannt.

Der letzte Holzschnitt, der von Mathias in einer zeitgenössischen Incunabel auf unsere Zeiten verblieb, kommt in dem Werke vor: «Constitutiones incliti regni vngarie»; erschienen ohne Angabe des Druckortes und der Zeit, jedenfalls aber vor 1490.

Das Werk wurde auf Kosten des Ambrosius Vydfy de Mohora, Vicecomes des Comitates Nógrád gedruckt, und enthält die unter Mathias gegebenen Gesetze vom Jahre 1486, erschien daher unbedingt nach diesem Jahre, doch noch vor 1490. Druckort, Jahr und Buchdrucker sind nicht benannt.

Die erste Seite des ersten Blattes enthält den schon erwähnten Titel des Buches, unter ihm ist der Holzschnitt, der uns den Mathias zeigt, unter einem Tronhimmel, auf dem Königsstuhle sitzend, mit offener Krone auf dem Haupte, mit Scepter und in dem bis an die Kniee reichenden Königsmantel; zwei Männer in Talar und Barett überreichen ihm ein geöffnetes Buch — offenbar die Constitutiones, und Mathias lässt seine Linke auf dem Buche ruhen. Am linken Rande des Bildes steht sein Wappen, combinirt aus den Insignien Ungarns, Dalmatiens, Böhmens und aus dem Familienraben mit dem Ring.

Auch dieses Bildniss des Königs ist nur conventionell, gleicht daher seinen übrigen natürlich nur in Haartracht und Bartlosigkeit. Zeichner und Xylograph sind unbekannt.

Das beiliegende Facsimile Nr. 31 ist dem Exemplare der Bibliothek des National-Museums nachgebildet.

Dies sind die Bildnisse, die in den geschriebenen und gedruckten Denkmälern der Corvina von Mathias und Beatrix nach unserem besten Wissen auf unsere Zeiten verblieben sind. Wohl hegen wir die Ansicht, ihre Zahl sei durch gegenwärtiges Verzeichniss bei Weitem nicht erschöpft und dass künftige Forschungen uns noch neue Beiträge zuführen werden, doch haben wir, um den gegenwärtigen bibliographischen Stand der Frage zu fixiren, jenes Material zusammengestellt, das wir durch unsere mehrjährigen Forschungen über die Bildnisse des Königspaares aufbringen konnten, wodurch wir den Fachgelehrten einen, wenn auch bescheidenen Dienst erwiesen zu haben glauben. Unsere Mitteilungen sind das erste vollständige Verzeichniss, das, auf Grund geschriebener und gedruckter Denkmäler, sämmtliche zeitgenössische Bildnisse des Mathias und der Beatrix umfasst. Von diesen erscheinen 30 Bildnisse hier zum erstenmal in der bibliographischen Literatur. Dem Kunsthistoriker fällt die Aufgabe zu, sie nach Gebühr zu würdigen; wir glauben die unsrige erfüllt zu haben durch

Sammlung alles dessen, was auf die Iconographie des Mathias und der Beatrix Bezug hat. Dort, wo wir das Gegenteil nicht besonders hervorgehoben, haben wir nach Autopsie geschrieben.

Zum Schluss wollen wir noch eines Holzschnittes der Beatrix gedenken, der in einer im Jahre 1493 erschienenen Incunabel vorkommt. Diese ist das Werk von Philippus Bergomensis: «De claris et scelestis mulieribus», in Ferrara 1493 gedruckt und der Beatrix gewidmet.

Dieses Druckwerk gehört nicht den Denkmälern der Corvina an, denn es entstand drei Jahre nach Mathias Tode. Doch es ist der Beatrix gewidmet, die damals noch lebte, und deren Bildniss der Holzschnitt des ersten Titelblattes bewahrt. Die Königin sitzt in italienisch geschnittenem Kleide auf einem in Renaissancestil gehaltenen Tronsessel und übernimmt von einem Dominikaner ein geschlossenes Buch. Auf dem Haupte eine offene goldene Krone; ihr Gesicht, einigermassen idealisirt, ist nicht so voll und stark, wie wir es am Relief der Ambraser-Sammlung oder auf den Beiblättern Nr. 7 und 9 unserer Mitteilungen beobachten können, doch zeigt es mit Letzteren grosse Aehnlichkeit. Im Hintergrund die Ansicht einer Stadt, hinter dem Verfasser eine nichtssagende Mönchsgestalt.

Beiblatt 32 reproducirt das Facsimile in der Grösse des Originals, dem Exemplare der Museal-Bibliothek nachgebildet.

Wir kennen aus dem Jahre 1493 auch noch einen Mathias-Holzschnitt in der «Hartmann-Schedel'»schen Nürnberger Chronik (auf Bl. CCLII). Doch nachdem er den König mit Vollbart phantastisch darstellt, ausserdem aber eigentümlicherweise die im Texte erwähnten Serapis, Faunus, Berengar und Saladin alle durch ein und denselben Holzschnitt verewigt werden, der auch als König Mathias dient, natürlich mit der jedem gebührenden eigenen Aufschrift, verdient der Schnitt keine ernstere Beachtung.

Hiermit schliessen wir das Verzeichniss der zeitgenössischen Bildnisse des Mathias und der Beatrix. In welchem Verhältnisse diese zu den Gedenkmedaillen, Statuen, Hautreliefs, Gemälden und den historischen Denkmälern über das Königspaar stehen, lässt sich nur nach ihrer genauen Vergleichung mit den Corvin-Codexen ermitteln. Möge dieses Verzeichniss den Fachgelehrten als Erleichterung ihrer diesbezüglichen Forschungen dienen. — Unser Verzeichniss enthält zusammen 32 Bildnisse, und zwar von Mathias 21, von Beatrix 11, Mathias und Beatrix auf einem Bilde 2; Mathias' Bildniss kommt vor auf Gedenkmedaillen 6mal, in gemalten Medaillen 6mal, in Miniaturen 6mal, in Holzschnitten 3mal; Beatrix hingegen: in Gedenkmedaillen 2mal, gemalten Medaillen 6mal. in Miniaturen 2-mal Holzschnitt einmal; Mathias und Beatrix in Miniaturen einmal. Auf drei Bildnissen trägt Mathias Eichenkränze, und zwar auf dem Titelbild des Brüsseler Missale, auf der Bronze-Medaille des National-Museums und am

Relief der Ambraser-Sammlung; 7 Bildnisse tragen consequent den Lorbeerkranz, wie dies an den Beilagen 10, 11, 15, 17, 19, 23 und 28 zu sehen ist. 9 Bilder zeigen offene, 3 geschlossene Kronen auf dem Haupte. Zwei Porträts entbehren jeder Kopfzierde und zeichnen sich nur durch reiches, blondes Haar aus.

Erst die gründliche Vergleichung dieser Bildnisse unter einander, sowie mit den historischen und Kunstdenkmälern versetzt uns in die Lage, uns von den wahren Bildnissen des Mathias und der Beatrix eine Vorstellung zu bilden. Bisher steht nur Folgendes fest: Unter den hier angeführten Bildnissen gibt es kein einziges, das einem anderen in allen Stücken ähnlich wäre. Jedes Bild zeigt einen anderen Mathias, eine andere Beatrix. Selbst jene drei Mathiasbildnisse gleichen einander nicht, die wir in einem Werke von derselben Hand — im Brüsseler Missale von Attavantes — gemalt finden.

Hieraus folgt, dass die angeführten Bildnisse teils real, teils ideal, nachgemalt oder phantastisch idealisirt, aber teilweise auch dem Original entsprechend sind; die besten, dem Originale am nächsten stehend, sind diejenigen, die nach Gedenkmedaillen entstanden sind. Hievon können wir uns am schlagendsten überzeugen, wenn wir die vorgeführten Bildnisse mit jenen Bronze-Medaillen * der archäologischen Abtheilung des National-Museums vergleichen, die von Mathias in zweierlei, von Beatrix nur in einer Ausgabe aufliegen.

JOHANN CSONTOSI.

BERICHT ÜBER MEINE LINGUISTISCHE STUDIENREISE IM LANDE DER WOGULEN.

II.

Am 7. August verliess ich meine unter-losswaer Studienstation: Jåul'-tit-pôl und durch die Mündung dieses Flusses in die Tawda gelangend, erreichte ich am 10. Pelîm. Die Tawda ist eigentlich nur eine Fortsetzung der südlichen Sosswa, wogulisch auch «grosse Sosswa» *(Jäni Taît)* genannt im Gegensatze zu der oberhalb der Losswa-Mündung fliessenden «kleinen Sosswa» *(As Taît)*. Wie am Unterlaufe der Losswa und im Gebiete der «kleinen Sosswa», so wohnten einst auch an der «grossen Sosswa», d. h. im Gebiete der Tawda, Wogulen und Reguly hat aus dieser, gleich so mancher anderen, schon gänzlich russificirten Gegend eine wogulische Tradition

* Siehe das Facsimile dieser Bronze-Medaillen auf Beiblatt 14. sowie in den Jahrgängen 1886, 1888 des «Archäologiai Értesítő».

in dem interessanten Bärenliede: «Der Wald des Dorfes Košmak» *(Käš-mėχ vuor jēri)* aufbewahrt.

Pelīm (vogulisch: *Polem ūš)* ist nach unseren Begriffen kaum mehr als ein Dorf; aber in dieser unbewohnten Gegend ist es doch ein Städtchen, das nicht nur durch seine besondere historische Rolle — als ehemalige Festung und Verbannungsort einiger Staatsgouverneure im vorigen Jahrhunderte —, sondern auch dadurch berühmt ist, dass es den Handels- und Justiz-Mittelpunkt eines grossen Gebietes bildet. Die Einwohner sind zum Teil die Nachkommen der bereits aufgehobenen Kosaken-Garnison, zum Teil sich rasch ablösende Beamte und Verbannte, mit deren Lebensweise ich hier zuerst Gelegenheit hatte mich bekannt zu machen.

Nachdem ich hier meinen verzehrten Speisevorrat durch neue Einkäufe ersetzt hatte, machte ich mich auf den Weg ins Land der unter-tawdaer Wogulen. Dass Wogulen an der Tawda wohnen, konnte ich ursprünglich nur auf Grund von Reguly's Wörterverzeichnisse ahnen, wo bei einigen Daten auch die Bezeichnung «tawdaer» hinzugefügt ist. In Ermanglung literarischer Quellen konnte ich diesbezüglich nur zufällig etwas Sicheres erfahren, als nämlich einmal Russen aus dem Tawda-Gebiete nach Tārėχ-pöėl kamen und nachfrugen: wann ich ihre Wogulen besuchen würde. Von ihnen erfuhr ich, dass unter den zahlreichen russificirten tawdaer wogulischen Dörfern im košuker Wolost noch sieben zu finden seien, deren Bewohner (ungefähr anderthalbhundert Familien) die Sprache ihrer Ahnen behalten haben, und zwar in Čoumitär-poul (russisch: Čandirī), Äχėt-poul (Janjičkowa), Ilpėñ-to-poul (Šajtanskoje), Utjiñ-khuli-poul (Kusjajewa), Säuluñ-poul (Jepsejkowa), Šöu-jä-pöñ-poul (Piljkina) und in Äli-poul (Gorodok). Meine Reise in diese Gegend nahm ich anfangs in einem grossen gedeckten Kahne vor, wozu mir der Wolost drei Ruderer aus Pelīm bestellte. Nach kaum eintägiger Fahrt erschien zu meiner grossen Freude ein nach Süden fahrendes Dampfschiff, eines von denen, welche aus den an der südlichen Sosswa gelegenen Erzbergwerken und Fabriken jeden Sommer einigemal Waaren nach Tjumen führen. Das Schiff hielt auf unser Winken mit Tüchern an, und nahm mich sammt meinem Gepäck auf's Verdeck. Als der polnische Schiffskapitän Possenjicky erfuhr, wer ich sei und in welcher Absicht ich reise, machte er mich seiner Gastfreundschaft teilhaftig und brachte mich nicht nur an das Ziel meiner gegenwärtigen Reise, sondern führte auch mein grosses Gepäck nach Tjumen, wo er dasselbe bis zu meiner Ankunft verwahren liess.

In dem russischen Dorfe Tagilsk stieg ich vom Schiffe, indem ich nicht hoffte, dass ich in dem fünf Werst südlicher gelegenen, wogulischen Dorfe einen schriftkundigen Mann treffen würde, der meinen von der Regierung erhaltenen offenen Brief dem Volke vorlesen und gehörig erklären könnte. Hier, nämlich unter den Russen, ordnete ich vor Allem durch den Starosten

eine Versammlung an, dann liess ich das erwähnte Schreiben vorlesen und forderte auf Grund desselben die Behörde auf, dass sie mich bei meiner Reise unter die Wogulen unterstützen und, wenn nötig, auch zu meinem Schutze bereit sein möge. Nach diesem Vorgehen nahm ich, damit mein Erscheinen eine amtliche Form, respective das nötige Ansehen habe, den russischen Starosten mit mir in das wogulische Dorf Coumitär-poul. Das Volk empfing mich anfangs mit Schrecken; als es jedoch meine Wünsche erfuhr, beruhigte es sich und später stand es auf ganz freundschaftlichem Fusse mit mir. Im Ganzen genommen weilte ich zehn Tage an diesem Orte, in welchem meine Lebensweise im Allgemeinen nicht so unangenehm war, wie z. B. an der unteren Losswa. Das Volk benahm sich hier mir gegenüber ergeben und ehrerbietig; gleich nach der ersten Begegnung stellte es mir den gewünschten Mann in der Person des Mitrij Jeffimoff Kostjin zur Verfügung; ja, als ich einen Märchenerzähler benötigte, fand man für mich auch einen solchen. Auch für reinliche Wohnung und annehmbare Speisen wurde Sorge getragen; täglich brachten sie mir zu staunend billigem Preis verschiedene gute Fische und frisch erlegte wilde Enten.

Die tawdaer Sprache ist so fremdgeartet, so fernstehend von den bislang bekannten wogulischen Dialecten, dass ich in den ersten Stunden meiner Beschäftigung mit ihr des Glaubens war, dass ich in derselben eine neue ugrische Sprache entdeckt habe. Als vorläufige Charakterisirung genüge von dieser Sprache zu bemerken, dass sie in sehr vielen Fällen die ursprüngliche Lautform der Wörter im Gegensatz zum übrigen Wogulentum beibehalten hat, oder dass z. B. den magyarischen Wörtern *eb, kéz* (früher: *këz*) entsprechend wir hier die Formen *ämp, kät* vorfinden, im Gegensatze zu den gemeinwogulischen Formen *āmp, oạmp, kāt, koạt*. In allen wogulischen Dialecten liegt, gleichwie im Magyarischen, der Hauptton auf der ersten Silbe des Wortes: hier ist er veränderlich, indem er auf die letzte und vorletzte Wortsilbe fallen kann. Auch bei den grammatischen Formen finden wir viele eigentümliche und lehrreiche Abweichungen, besonders bei der Verbalsuffigirung. Der Wortschatz ist zwar im Grossen und Ganzen wogulisch, enthält aber in grosser Anzahl auch solche ugrische Elemente, welche nirgends im übrigen Wogulentum enthalten sind und die wir nur im Ostjakischen und Magyarischen wiederfinden. Nebenbei interessant ist dieser Wortschatz durch die grosse Anzahl aus dem Tatarischen entlehnter Culturwörter. Eine aus ungefähr 5000 Daten bestehende lexikalische Sammlung ist das Hauptergebniss meiner Beschäftigung mit dieser Sprache; überdies habe ich noch — wenn auch nicht in grosser Anzahl — auch Texte, besonders Märchen und Rätsel aufgezeichnet. Die besondere, wissenschaftliche Wichtigkeit dieses Dialectes berücksichtigend, hielt ich es schon damals für notwendig, denselben auch auf einem anderen Punkte seines Gebietes, irgendwo südlicher, zu untersuchen. Die Verwirklichung dieser meiner Ab-

sicht musste ich vorderhand aufschieben, da ich infolge der in den verflossenen fünf Monaten vorgenommenen, aufregenden Arbeiten einiger Erholung dringend benötigte. Hiezu geeignet erschien mir die Stadt Jekaterinenburg, wohin mich jetzt der Weg führte.

Am 23. August verliess ich meine tawdaer Station und nachdem ich im Pfarrdorf Kosuk erfahren hatte, dass ich infolge der Communications-Verhältnisse mit Pápai unmöglich zusammentreffen könne, nahm ich meinen Weg nach dem Tura-Fluss. Der Mittellauf desselben führt durch tatarische Dörfer, deren Bewohner — wie mein wogulischer Kutscher behauptete — die dahin verschlagenen fremden Reisenden gewöhnlich ausplündern. Damit wir dieser Gefahr entgehen, richteten wir unsere Fahrt so ein, dass wir die Aulen ungefähr um Mitternacht erreichten, durch welche wir — die Schellen von den Pferden herabnehmend — still hindurcheilten und dann im Galopp weiterfuhren. Die sibirische Polizei ist in den westlichen Districten den ruhestörenden Elementen gegenüber nicht stark genug, so dass in Tjumen und Jekaterinenburg Jedermann einen eisernen Stab mit sich führt und es auch so nicht rätlich ist, sich nachts allein auf die Gasse zu begeben. Diese Zustände finden wir ganz natürlich, wenn wir bedenken, dass Russland den bedeutendsten Teil vom Auswurfe der Gesellschaft hieher schleudert, dem sich dann in den entlegenen Gebieten das seit urdenklichen Zeiten ans Rauben und Stehlen gewöhnte tobolsker Tatarentum würdig anschliesst.

Am 26. August gelangte ich über Tjumen in Jekaterinenburg an, wo ich zwei Wochen vornehmlich mit der Sichtung und Copirung meiner Schriften zubrachte. Da Pápai auch im Laufe dieser Zeit in dem verabredeten, gegenwärtigen Ort unserer Begegnung nicht eintraf, so begann ich mit Bangen die Möglichkeit zu erwägen, dass ihm irgendwo auf der Konda ein Unfall zugestossen oder er auf den Sümpfen verunglückt sei, durch welche sein Fussweg von der Pelymka zu diesem Flusse führte. Um gründlichere Erkundigungen einzuziehen, begab ich mich voll Ungeduld nach Tobolsk, wo wir ohnehin am 16. September erscheinen mussten, um unsere russischen Pässe zu erneuern. Nachdem ich vom Herrn Gouverneur Trojnjicky verständigt worden, dass Pápai in dieser Stadt nicht gewesen sei: erkundigte ich mich auf Amtswege telegraphisch beim tjumener Vice-Gouverneur nach ihm, bei dem sich Pápai nach seiner Rückkehr von der Konda unbedingt hatte melden müssen, um sein aus Pelim dahin überführtes Gepäck sammt den ethnographischen Gegenständen zu übernehmen. Von da kam endlich eine beruhigende Nachricht, dass nämlich Pápai «nach Russland hinausgereist» sei, was nur so hatte geschehen können, dass wir auf dem Tobol-Flusse in entgegengesetzter Richtung reisend, einander umgingen. Zur Erlangung einer eingehenderen Nachricht that ich auch bei der Jekaterinenburger Polizei Schritte; da dies jedoch fehlschlug, blieb mir nichts anderes übrig,

als im Regierungsamte einen Brief an meinen Gefährten zurückzulassen, worin ich ihm vom Plane meiner Winterreise und meinem Wunsche verständigte, mit ihm am russischen Neujahrstage beim Sosswa-Ursprung, in Jugra zusammenzutreffen. Hierauf kaufte ich die zur Winterreise erforderlichen Kleider und andere Gegenstände ein und setzte meinen Weg in der Richtung des Konda-Flusses fort. Zur Eile trieb mich die schon eingetretene Kälte, von der ich mit Recht fürchten konnte, dass sie mir meine weite Stromfahrt nach der neuen Station meiner Studien recht unangenehm machen werde.

Auf dem Irtiš-Flusse nordwärts fahrend, kam ich am 20. September im Städtchen Demjansk an. Dies liegt grade an jenem Punkte des erwähnten Flusses, der zur südlichen Biegung der Konda am nächsten ist. Von hier geradaus in das kondaer Ostjakendorf Bolčarowa reisend, beträgt die Entfernung nicht mehr als 60 Werst, während auf dem Kahne durch die Mündung der Konda aufwärts fahrend, der Umweg ungefähr 400 Werst beträgt. Natürlich lag mir sehr viel daran zu erfahren, ob der gerade Weg unter den jetzigen Verhältnissen wohl möglich sei, indem ich wusste, dass einst auch Reguly denselben unternommen. Der Postmeister von Demjansk, bei dem auch Ahlquist einige Tage lang im Quartier gewesen war, nahm sich meiner Sache mit grosser Zuvorkommenheit an, indem er mir solche Leute verschaffte, die den Weg kannten. Der Aussage derselben konnte man entnehmen, dass nach verschiedenen Kahnfahrten auch ein 40 Werst langer Weg zu Fuss zurückzulegen sei, wobei man bis zum Gürtel in den mit Wassergräsern bedeckten Sümpfen versinkt, über welche die Ostjaken ihre leichten und leeren Kähne zu schleppen pflegen. Einen solchen Weg konnte ich mit einem 2—3 Zentner schweren Gepäck unmöglich antreten, und mit Rücksicht auf die mir bevorstehende schwere Aufgabe schien es ohnehin nicht rätlich meine Kraft auf vermeidbare Reiseschwierigkeiten zu vergeuden. Ich entschloss mich daher den sicheren Umweg einzuschlagen, und reiste auf dem Irtiš bis zum russisch-ostjakischen Dorfe Basjanowa, das 30 Werst nördlich von der Mündung der Konda liegt. Dies war der letzte Punkt meiner bisherigen Reise, woher man noch irgendwie eine Nachricht in die Welt senden konnte; daher benützte ich auch die Gelegenheit — bevor ich mich in einen abgelegenen Winkel der Konda zurückzog — um Nachrichten und Briefe in die Heimat zu senden.

Die erste Eiskruste hatte die stehenden Gewässer schon überzogen, als mein Kahn in die Konda einbog. Bei meiner gehörigen Winterausrüstung war dies weniger belästigend, als der andauernde Westwind, der es meinen Leuten unmöglich machte stromaufwärts zu rudern. Diesem Uebel pflegen sie in diesen Gegenden gewöhnlich so abzuhelfen, dass sie an den Schnabel des Kahnes einen langen Strick binden, an dem dann die Leute am Ufer den Kahn vorwärts ziehen. Auf diese ermüdende und langsame Weise gelangte

ich, nach einer Fahrt von drei Tagen, am 26. September in das erste kondaer Ostjakendorf, nach *Kamėn-pūχėt* (Kamenškija jurti), das an der Mündung des Kama-Flusses liegt. Am Abend des nächsten Tages bereitete mir im Dorfe *χatχan-pūχėt* (Krasnojarsk) mein Hauswirt eine angenehme Ueberraschung, der, obgleich Ostjake, schriftkundig, und was noch mehr, ein gut bestellter Handelsmann war, was beim sibirischen Ugrentum ein sehr seltener Fall ist. Von ihm erhielt ich die erste eingehende Nachricht über meinen Gefährten Pápai, der seiner Studien halber hier sich aufgehalten und ethnographische Gegenstände eingekauft und photographische Aufnahmen gemacht hat. In *Äni-Jėχė* (russisch: Bolčarowa, wogulisch: *Änja-poul)*, einem Pfarrdorfe, konnte ich statt meines bisherigen offenen Kahnes einen gedeckten bekommen, auf den ich jetzt umsomehr angewiesen war, weil sich zu dem heftigen Winde auch ein mit Schnee gemischter Regen gesellte.

Obgleich ich fünf Männer beständig beim Rudern verwendete, ging meine Reise ins Land der kondaer Wogulen doch nur langsam vorwärts. Der erste grössere Ort ist das Pfarrdorf Mot-uś (ostjakisch: Maχėt-voś, russisch: Naχrači), wo die Nabobs der Konda, die Familien der Popoff wohnen. Diese haben sich noch im vorigen Jahrhundert hier angesiedelt und durch redlichen Handel — trotzdem sie Russen waren — die Achtung der Ostjaken und Wogulen errungen. Von ihnen stammt auch Grigor Gawrilowič Popoff ab, der bekannte Uebersetzer des Evangeliums Mathäi und Marci, zu dessen Leben es mir hier, sowie später in Satigi gelang, einige Daten zu sammeln. Demzufolge ward er hier in Mot-uś geboren, wo er auch nach Absolvirung des Tobolsker Seminars eine Pfarrstelle bekleidete. Sein Leben verbitterte ungemein seine eifersüchtige Frau, die ihn angeblich wegen Ehebruches beim Tobolsker Bischof verklagt haben soll. Schwere Busse traf ihn zufolge dieser Anklage: er wurde seiner Priesterwürde als Pfarrer enthoben und als Küster (ponomár) in den abgelegensten Winkel des Kondagebietes, nach Satigi, versetzt. Ungefähr zehn Jahre lebte er dort, seine Zeit hauptsächlich mit Unterricht und Schreiben verbringend. Wahrscheinlich in dieser Zeit verfertigte er auch seine Evangelien-Uebersetzungen, zu welcher Arbeit er sehr geeignet sein mochte, weil die kondaer Popoff's das Wogulische als ihre zweite Muttersprache von Kindheit an sprechen. Nachdem er seine Frau gleich in den ersten Jahren seiner Uebersiedelung zu seinem Sohne, dem Pfarrer des Dorfes Uštj-Lamanškaja im Jišimer Kreise geschickt hatte, begann er ein Eremitenleben zu führen. Er selbst ging auf die Jagd, er selbst kochte sich die Speisen, versah selbst den Samowar und fegte auch selbst seine Stube aus. Angeblich soll er ein sehr thätiger Mann gewesen sein. Seinen dortigen Vorstand, den Pfarrer, den er an Bildung weit überragte, soll er nicht geliebt haben; hingegen benahm er sich dem Volke gegenüber stets sehr freundlich und freute sich, wenn er irgendwo etwas Gutes thun

konnte. In seinem Greisenalter zog auch er zu seinem Sohne und im ehemaligen Pfarrdorfe desselben ruhen seine Gebeine.

Nach einer Kahnfahrt von dreizehn Tagen und fünf Nächten bogen wir am 6. Oktober in den Ökhėt-Fluss ein, von dessen Mündung *Leus-peul* (ostjakisch: Tīwėš, russisch: Leušī), das grösste Dorf des Konda-Gebietes, fünf Werst entfernt liegt. Wegen seiner dichten Bevölkerung hielt ich diesen Ort für meine Studien geeignet, wo seinerzeit auch Ahlquist sich beschäftigt hatte, indem er hier (und später fortsetzungsweise in Tobolsk) mit Hilfe des schriftkundigen Lehrers Maksim Puršin die Popoff'schen Evangelien des Mathäus und Marcus umschrieb. Dieser Mensch meldete sich auch bei mir; ich fand ihn aber meinem Ziele nicht entsprechend, nicht nur wegen seines stotternden Organs, sondern auch wegen seiner geringen Intelligenz und Sprachkenntniss. Im Allgemeinen haben auch meine späteren Erfahrungen bewiesen, dass zur Vornahme linguistischer Studien schriftkundige Dolmetsche am wenigsten geeignet sind, was um so natürlicher ist, wenn wir berücksichtigen, dass die betreffenden in ihrem Kindesalter mit Russen sehr viel in Berührung kommen, die Sprache derselben erlernen und diese als «herrisch» wo nur möglich, gebrauchen; hingegen verachten sie, respective vergessen sie ihre Muttersprache und alles das, was den ihrem Volke eigentümlichen, geistigen Schatz bildet. Mit dieser meiner Meinung stehe ich einigermassen im Gegensatze zu Ahlquist, der während seiner Reise im Gebiete des Ob stets nur schriftkundige Leute suchte. Wie unzweckmässig dies war, beweist die von ihm herausgegebene Textsammlung, in der sozusagen keine Spur von der blühend nordostjakischen Sangeskunde zu finden ist. Ich wandte mich daher lieber an die des Schreibens unkundigen, intelligenten Leute, zu deren Auswahl ich meiner Gepflogenheit gemäss das Volk zu einer Versammlung berief. — Doch war bei dieser Gelegenheit unsere Uebereinkunft gar nicht leicht zu bewerkstelligen, da gerade die Hauptsaison des Fischfangs und der Jagd war, wo nämlich die Fische aus den zur Winterszeit ihnen nicht zusagenden grossen Strömen nach den Quellen der kleineren Flüsse ziehen und in den Wäldern das Eichhorn und der Marder den Winterpelz anlegen. Das Kondaer Volk beschäftigt sich nur hie und da und auch dann nur versuchsweise mit Ackerbau, so dass zur Herbstzeit die Beschlagnahme eines arbeitsfähigen Menschen für den Betreffenden mit so schweren Verlusten verbunden ist, dass er sie später im ganzen Jahre nicht mehr ersetzen kann. Mit Rücksicht auf diesen Umstand traf ich die Vorkehrung, dass ich mir auf dem Wege des «Rates» vier geeignete Männer auswählte, die in einem Zeitraum von 2–3 Tagen einander ablösend, mir zur Verfügung standen. Von diesen muss ich besonders des Wolosten tüchtigen Goloven, Nikolaj Grigorič Kartjin, erwähnen, der nicht nur durch seine eigene Mitwirkung mein Unternehmen förderte, sondern auch aus der Umgebung die Sangeskundigen herbeirief und sie zur Mitteilung aneiferte. Dass gegen-

wärtig auch bei solchem Vorgehen meine Studien ermöglicht wurden, kann ich ausser der Zuneigung des Volkes, grösstenteils dem Tobolsker Gouverneur, Herrn Trojnjicky verdanken, der die Güte hatte, für mich einen offenen Regierungsbrief auszustellen, in welchem er seinen Untergebenen «eifrige und eingehende Unterstützung» («искренное и полнѣйшее содѣйствіе») meines Unternehmens zur Pflicht machte. — Meine Arbeit bestand anfangs in der Revision unserer bisherigen Kenntnisse des kondaer Wogulischen, die ich so erzielte, dass ich die Hunfalvy'schen Wörterbücher der Reihe nach durchnahm, jeden einzelnen Posten der Aussprache gemäss richtig umschrieb, erklärte und, wo es nötig war, mit Redensarten rechtfertigte. So ging ich später auch mit dem Reguly'schen Lexikon vor, und nachdem ich mir auf diese Weise einige Gewandtheit in der Sprache angeeignet hatte, fing ich an, Texte aufzuzeichnen. Gelegenheit hiezu bot mir der aus dem Dorfe Kūsėn̄-pöul (Sapor) zu mir beschiedene Achtajeff, von dem die Variante des Liedes von der Herabkunft des Bären aus dem Himmel herrührt; ferner der alte Buranoff aus Tērės-pöul, von dem ich Betgesänge *(tōrėm-ēri)*, wunderliche und schalkhafte Possen («Das Lied des alten, in eine Ob'sche Gans verwandelten Samojeden», das «Schwägerin-Lied», «Das Lied des Grossnasigen» usw.) und eine der biblischen ähnliche, kosmogonische Sage («Die über den alten Oątėm und dessen Frau handelnde Erzählung») aufzeichnen konnte.

Nach zweiwöchentlicher Beschäftigung setzte ich meine Reise in nordwestlicher Richtung nach Loχ-voąni-pöul (russisch: Satigi) fort. Die Communication führt hier durch einen 70 Werst langen tomėn-See,* der von der Jewra *(Jiwr-Jō)* und mehreren anderen kleinen Flüssen genährt wird und den in beinahe zwei Dritteilen der Ōkhėt-Fluss durchströmt. Zur Herbstzeit wird dieser See ungemein seicht, so dass er mit grossen Kähnen überhaupt unmöglich befahren werden kann; aber auch mit kleinen Kähnen geht es sehr schwer. Eine besondere Sorge von Seiten des Ruderers erheischt es, dass er beständig im Bette des Flusses bleibe, wozu aber eine grosse Achtsamkeit erforderlich ist, indem nämlich infolge der langsamen Strömung des Flusswassers nur schwer die Stellen zu erkennen sind, wo sich der Rand des Flusses befindet und wo das Ried beginnt. Es ist ein rechtes Elend, wenn der Kahn zufällig auf einer Sandbank strandet; denn dann müssen die Ruderer im eisigen Wasser des Flusses so lange hin und her waten, bis sie irgendwo eine tiefere Stelle antreffen. Eine andere Schwierigkeit verursacht das Landen an den Stationen, weil bisweilen das Ufer aus einer Entfernung von 100 Klaftern mit dem Kahne nicht erreicht werden kann. Bei solchen

* Im westlichen Sibirien nennt man russisch: *tuman*, vogulisch: *tomėn* solche Seen, welche von Flüssen durchströmt werden. Solche tuman-Seen kommen häufig vor, so z. B. ausser an der Konda, auch an der Pelymka und Vōl'-jā.

Gelegenheiten legten meine Leute die Ruder gewöhnlich zu einer Art Tragbahre zusammen und schleppten mich auf dieser ans Land. Bei der Kürze der Tage war es unausbleiblich, meine Fahrt auch in die Nacht hinein zu erstrecken, in deren Dunkel ein Verirren gar leicht war. Eines Abends schwenkten meine Leute irgendwie vom Flusse ab und waren gezwungen beinahe bis zur Morgendämmerung im Wasser herumzuwaten, bis sie Land erreichten. Drei Tage lang dauerte diese meine Fahrt, deren Ungemach noch der anhaltende Schneefall und der Mangel an Lebensmitteln vergrösserte, so dass ich als wahren Trost die Glockentöne der Satigier Kirche vernahm, die am Abend des 22. October meinem in der tiefen Dunkelheit herumirrenden Kahne die Richtung wiesen. Grade zur rechten Zeit geschah meine Ankunft; denn am Morgen des nächsten Tages wäre eine Wasserfahrt infolge der sich auf Seen und Flüsse lagernden Eiskruste unmöglich gewesen.

Satigi ist in der Geschichte der Wogulen ein berühmter Ort. Hier nämlich war die Residenz der kondaer Wogulen-Fürsten, deren letzten Sohn Reguly in Tobolsk gesehen und von ihm einiges übersetzte Textmaterial erhalten hatte. Ich fand im Hause des ehemaligen Fürsten ein bequemes Quartier und einer seiner Enkel, der natürliche Sohn seiner Tochter, Ivan Timofejič Satigin, ward mein Lehrer. In dieser Familie haben sich noch einige Reliquien (unter anderm zwei Oelbrustbilder) des letzten Fürsten und seiner Gattin erhalten, welche die Schwester eines St.-Petersburger höheren Officiers gewesen sein soll. Die Lebensweise seiner Nachkommen unterscheidet sich von der der anderen Wogulen nur darin, dass sie etwas mehr russisch ist, weil die männlichen Mitglieder der Familie schon seit einigen Generationen russische Weiber ehelichen. — Zehn Tage lang beschäftigte ich mich auf dieser Station besonders mit Sammeln von Ergänzungen des lexikalischen Materials der kondaer wogulischen Sprache. Nebenbei gelang es mir auch neue Texte zu erhalten: eine «von den unter-kondaer Fürsten» lautende Heldensage, ein kosmogonisches Lied, mehrere Märchen, Frauenlieder, Tierlieder, Rätsel und eine auf den Bärencultus bezügliche ethnographische Beschreibung.

Inzwischen trat auch die strenge Kälte ein und die Eiskruste der Flüsse war zu einer Fahrt auf derselben geeignet. Die Jewra aufwärts reisend kam ich am 2. November in Jiwr-pöal an, von wo aus man auf einem 100 Werst langen, von keinem Menschen bewohnten Tundra-Weg nach Pelîm gelangen kann. Hier wurden wir verständigt, dass die Eisfläche der Tundra für eine Pferdelast noch nicht stark genug sei, was daher komme, dass das unter ihr sich ausbreitende Seegras Wärme entwickele und das gehörige Gefrieren verhindere. Zur genaueren Untersuchung der Sachlage wurden vom Dorfrate Leute entsendet, die den Weg auf Schneeschuhen zurücklegend, womöglich von mir Nachrichten nach Pelîm bringen und die dortige Obrigkeit in meinem Namen ersuchen sollten, mir bis ungefähr zur

Mitte des Weges Wechselpferde entgegenzusenden. Inzwischen quartierte ich mich im Dorfe ein und machte neben weiteren linguistischen Sammlungen von den im Kondagebiete erlangten Texten und Notizen eine Reinschrift. Nach sechs Tagen erschien ein pelīmer Russe im Dorfe, den sein Fischerei-Contract zur eiligen Ankunft hieher gezwungen hatte. Seiner Behauptung nach konnte der Weg bei gehöriger Vorsicht befahren werden, weshalb ich auch die Rückkunft meiner Abgesandten nicht abwartete, sondern mich am nächsten Tage auf die Reise machte. Meine Wogulen stellten mir aus Vorsicht eine aus vier paar Wagen und entsprechenden Leuten bestehende Karawane zur Verfügung, die die gefährlichen Stellen mit ihren eisbrechenden Piken untersuchend, nur langsam vorwärts schritt. Am dritten Tage unserer Reise begegneten wir nicht weit vom Kondinka-Flusse die pelīmer Vorspanne, auf denen ich dann rasch vorwärts schreitend noch am Abend desselben Tages, d. i. am 10. November, in Pelīm anlangte.

Zur Beendigung meiner südwogulischen linguistischen Studien war die Durchforschung nur noch eines Stromgebietes, das der Pelīmka, übrig. Den Lauf dieses Flusses aufwärts schreitend, wäre mein Uebergang zum nördlichen Wogulentum sehr nahe und leicht gewesen, nämlich auf dem Wege der Tāpės-jā, eines Nebenflusses der nördlichen Sosswa, den einst auch Reguly und Ahlquist zurückgelegt hatten. Aber ein noch immer ungelöstes Problem meines Unternehmens, nämlich Reguly's wogulischer Nachlass, machte eine andere Wegrichtung notwendig. Mit der Sprache dieses Nachlasses war ich bezüglich dessen vollständig im Klaren, dass mit Ausnahme der «Pelīmsche Lieder» betitelten Sammlung, jeder Teil desselben an der Sosswa aufgezeichnet worden sei. Aus anderer Gegend, besonders von der Konda herstammend, schienen zwar das *Jiwr-jēri* oder das in Jiwr-poul gesungene Bärenlied, ferner das *Khḁntėñ ḁtėr jēri*, das «von den kondaer Fürsten» handelnde Heldenlied, zu sein: aber unter ersterem steht Reguly's Notiz: «von Jurkina geschrieben», also ist es sicher ein aus dem losswaisch redenden Jewra stammendes Lied; was aber das zweite Lied anbelangt, so steht auch seine Sprache nicht im Einklang mit dem kondaer Dialect. Zu bemerken ist hier, dass vom zweiten Verse «des kondaer Fürstenliedes», vom *Turäšėm vo̥grėm jēri* eine Variante sich in Reguly's Nachlass befindet und zwar mit folgender Notiz: «ein pelīmsches Lied ven Jurkina geschrieben»,* woraus man schliessen kann, dass die aus drei Versteilen bestehende ausführlichere Variante ebenfalls aus einer anderen Gegend, speciell die Mittheilung eines losswaer Mannes ist, die er irgendwo an der Konda gelernt haben mag. Des-

* Dass ein losswaer Mensch kondaer, peli̊mer und jewraer Lieder kann, ist sehr verständlich, wenn wir bedenken, dass auch heutzutage die obersosswaer Jäger die Gebiete der Peli̊mka, Losswa und Konda besuchen, ja als Fischer auch in den Ob hinabrudern.

halb schien es mir zum Zwecke der Erklärung des Reguly'schen Nachlasses geraten, noch einmal an die Losswa zu reisen, wo ich nach den im Sommer gemachten Erfahrungen, wenn auch nirgends anderswo, so in Tārėχ-pöėl jedenfalls auf Erfolg hoffen konnte. Der Plan meiner weiteren Reise gestaltete sich also folgendermassen: ich reise bis zum Gebiete der pelimer Wogulen, von wo ich nach Beendigung meiner Studien mich nach Westen wende und über die tomėn-Seen und Tundrawege des Vōl'-jā (Waglji)-Gebietes setzend, zur Losswa mich wende und auf derselben nordwärts bis Tārėχ-pöėl fahre. Die nördliche Sosswa konnte ich auf Grund dieses Reiseplanes nicht von der Tapės-jā, sondern vom Quellengebiete der Losswa aus erreichen.

Nachdem ich in Pelim die nötigen Einkäufe und Correspondenzen besorgt hatte, reiste ich in fieberhafter Eile dem Norden zu. Am 13. November erreichte ich den tomėn-See der Pelimka, auf dessen nordöstlichem Zipfel die Kirche und das Pfarrhaus von Ober-Pelim erbaut ist. Nachdem ich mich dem Pfarrer Alexander Jevfimijeff Menjšenjin vorgestellt hatte, setzte ich die Reise nach dem Dorfe Rēkw-pöul (Sarečnaja) fort. Hier traf ich gleich am Abend meiner Ankunft in zwei wichtigen Angelegenheiten Verfügungen, indem ich erstens nachts die männlichen Bewohner der umliegenden wogulischen Dörfer sich versammeln liess, zweitens der von hier nordwärts liegenden russischen Colonie aufzutragen gebot, dass ich ihre seit Jahren vernachlässigte Pflicht, nämlich die Instandhaltung des zum Vōl'-jā-Flusse führenden Weges, heuer auf amtlichem Wege zur Sprache bringen werde. Am 15. November in der Frühe erschienen schaarenweis die Wogulen sowohl als auch die Russen und alle brachten eine Flut von Klagen vor. Ich wollte das Volk nicht gleich anfangs durch die Erklärung entmutigen, dass diese Sachen nicht in meinen Wirkungskreis gehören; ich verschob daher die Entgegennahme der Klagen auf den letzten Tag meines dortigen Aufenthaltes. Jetzt aber forderte ich die Wogulen auf, mir einen Sprachlehrer zu stellen; die Russen dagegen wies ich an, den nach Rint-poul führenden, 60 Werst langen Waldweg zu reinigen und von meiner Ankunft der Reihe nach alle Dörfer bis an die Losswa voraus zu verständigen. Wohl wissend, dass das Hauptziel meiner Reise linguistische Forschung sei, kam der Pfarrer der Umgebung zu mir und machte mich aufmerksam, dass sich unter den alten Schriften seiner Kirche auch ein wogulisches Manuscript befinde, das er auf meinen Wunsch bereit sei, zu bringen und mir zu übergeben. Natürlich freute ich mich sehr des Antrages und nach einigen Stunden lag auf meinem Tische ein vergilbtes Manuscriptenbündel, dessen Titel lautet: «Verzeichniss der Uebersetzungen, welche aus russischer Sprache in's Wogulische übertragen hat der Protojijerej (Oberpfarrer) Peter Felicin mit Hilfe Ryčkows, des pelimer, und Popows, des kondaer Küsters» («Реэстръ переводамъ съ русскаго языка на вогулское нарѣчіе, сдѣланное Протоіе-

реемъ Петромъ Фелицыномъ при пособіи Пелымскихъ причетниковъ Рѣчковыхъ и Кондинскихъ Поповыхъ»). Hierauf folgt das Verzeichniss selbst, eine Reihe verschiedener kirchlicher und weltlicher Uebersetzungen in vierzehn Punkten (von denen der dreizehnte: «Das heilige Evangelium der vier Evangelisten») mit folgender Unterschrift: «Kathedral-protojijerej Felicyn, am 12. November 1863.» Das übergebene Manuscript selbst enthält nur die Evangelien des Mathäus, Marcus und Lucas, ferner ein drei Bogen starkes Wörterverzeichniss und andere Kleinigkeiten. Die eingehendere Prüfung wird bald ergeben, in welchem Verhältniss diese Handschrift zu den edirten Popow'schen wogulischen Evangelien des Mathäus und Marcus steht; vorderhand kann ich auf Grund der Vergleichung mehrerer Stellen nur soviel constatiren, dass die beiden Uebersetzungen nicht identisch sind.

Ich bemerke noch, dass die russische Schrift des Grundtextes ziemlich altertümlich ist. Bevor ich dies Manuscript endgiltig zu mir nahm, stellte ich dem pelímer Pfarrer darüber einen Revers aus, worin ich schrieb, dass dies Werk wegen seiner unvollkommenen wogulischen Orthographie für kirchliche Zwecke, d. h. zum Vorlesen aus demselben ganz und gar ungeeignet und höchstens für den Philologen von Interesse sei. Unter den Plunderpapieren der oberpelímer Kirche — so schrieb ich weiter — würde es ohnehin zu Grunde gehen; damit es daher wenigstens für wissenschaftliche Zwecke benützt werde, so nehme ich es mit mir und werde dasselbe nach seiner wissenschaftlichen Aufarbeitung seiner Zeit dem Archiv der heiligen Synode zu St.-Petersburg einsenden, wo mehrere ähnliche Handschriften aufbewahrt werden.

In Rēkw-pöul hatte meine wissenschaftliche Beschäftigung zwei Gegenstände: Verfassung einer Wörter- und Redensartensammlung im pelímer Dialect, ferner die unter dem Titel «Pelímsche Lieder» gruppirten Gesänge Reguly's den Ansprüchen der Philologie gemäss zu transscribiren. Letztere Arbeit war ungemein schwierig; mit Hilfe dreier Dolmetsche habe ich dies Handschriftenmaterial wenigstens zwanzigmal durchgenommen, bis mir der Sinn der Lieder klar wurde und ich dieselben genau transscribiren konnte. Es scheint, als ob Reguly selbst seine diesbezüglichen Aufzeichnungen, die er auch später nicht revidirte, nicht verstanden habe. Hierauf deuten einesteils die im Texte bemerkbaren Lücken; ferner das Zusammenschreiben vieler *einzelner* Wörter und das Trennen ein und desselben Wortes, wie z. B. im *Khąis*-Liede: *tąutem mins* (Reguly's Aufzeichnung) = correct: *tąu te mines* «er ging hin», oder *eät jett tąal jekur* (Rguly's Aufzeichnung) = correct: *ätiettal jekwer* «geruchloser Wurzelknoten».

Bevor ich das Gebiet der Pelímka verliess, erschienen in der That die Wogulen von Neuem bei mir, damit ich sie verhöre und ihre Klagen aufzeichne. Die Beschwerden dieses Volkes scheinen von alten Zeiten her sich

zu vererben, denn als Ahlquist diese Gegend bereiste, wurde auch ihm über ähnliche Zustände geklagt.

Am 22. November trat ich meine Reise der Vōl'-jā̃ (russisch: Vaglji) zu an, welche ein zwischen Pelimka und Losswa und parallel mit diesen fliessender und in die Tawda mündender Fluss ist. Auf dem tomėn-See derselben reisend, gelangte ich am dritten Tage wieder an die Losswa, nach Sint-jä-pöl. Hier machte ich mit der Erklärung der Reguly'schen *Sint-jā̃ oaj roarėm jēri* einen Versuch; aber obwohl dies Lied zweifelsohne von einem hierortigen Gewährsmann herrührt, gelangte ich doch an diesem Orte zu keiner Erklärung. Ich setzte daher meine Reise durch die unterlosswaer russificirten Wogulendörfer dem Norden zu fort. Hier befand ich mich schon auf dem Boden der Civilisation, was sich auch darin offenbarte, dass man mir den grössten Teil meiner Wäsche gestohlen hat. Unzählige Gelegenheit zu dergleichen hätte sich unter den ungebildeten Wogulen geboten; aber ihre Moral hat noch keinen solchen Grad erreicht.

Gross war die Ueberraschung meiner Bekannten, als ich am 20. November zum zweiten Mal in Nikito-Iwdil erschien. Der alte Pēršä, der sich zufällig dort aufhielt, frug mich mit besorgter Miene, ob ich nicht etwa einiger vergessener Worte wegen zu ihnen zurückkehren musste. Sotjinova empfing mich mit Freuden; es schmeichelte ihrem Selbstbewusstsein sehr, dass ich, so viele Länder durchreisend, keinen ihr ähnlichen Lehrer gefunden hatte und schliesslich zurückzukehren gezwungen war, damit ich meine im Sommer unterbrochene Arbeit mit ihr fortsetze. Sie zu gewinnen, war diesmal ein wenig schwierig, einesteils weil sie die Beschäftigung mit den in unbekannter Sprache verfassten Schriften für zu schwer hielt, andererseits aber, weil sie sich für den Winter anderen Leuten zu arbeiten verpflichtet hatte. Trotz alledem gelang es mir doch, sie nach einigen Tagen in ihr Dorf Tārėχ pöėl zu senden, wo wir am 3. December die Transscription der Reguly'schen Lieder in die heutige nord-losswaer Sprache und die Erklärung derselben begannen. Wir nahmen zuerst die leichteren Frauenlieder vor, welche Reguly in seiner Sammlung unter dem Titel: «Vermischte Dichtungen» zusammengefasst hat. Meine Vertrautheit mit dem gesammten südlichen Wogulentum erleichterte unsere Aufgabe im Verhältniss zu der im Sommer vorgenommenen bedeutend, und rasch schritten wir vorwärts zu den Heldenliedern und possenhaften Darstellungen. Bei den Jäger- und Bärenliedern waren wir wegen einzelner dunklen Beziehungen auf Pēršä angewiesen, der einmal ein geschickter Jäger war, einen Teil der Lieder gehört hat und auch Gelegenheit hatte an Bärenfesten teilzunehmen. Zur Vermehrung der mittel-losswaer Texte überschrieb ich gerne einige der Reguly'schen Lieder in Pēršä's Sprache. Schwieriger war die Erklärung der Opferhymnen und der Schöpfungsgesänge, deren mythische Anspielungen der heutigen losswaer Generation unverständlich sind. Ich überschrieb zwar

auch diese, aber ihr Sinn stand erst dann klar vor mir, als es mir später an der Sosswa gelang, mehrere Varianten derselben zu finden und in Begleitung gehöriger Erklärungen aufzuzeichnen. Schwere Stellen und mühsame Stunden kamen natürlich auch bei unserer gegenwärtigen Beschäftigung vor und wiederholt musste ich Tatjana Alexejevna's Ausruf hören: »*jātėl pōjėräkem ąsėn, at ra'ikälėm; kuoss puñkėm jäktäln ti lātiñ at ra'ikälėm*» («du bist mein teueres Herrchen, aber ich verstehe es nicht; wenn du gleich meinen Kopf abschneidest, dies Wort verstehe ich nicht»).

Meine Freude kann man sich denken, als ich am 31. December die Transscription von Reguly's gesammtem südwogulischen Nachlasse und die Revision der von Hunfalvy herausgegebenen nordwogulischen Texte beendigte und nun von der Einwohnerschaft Tąrėχ-pöėl's für immer Abschied nehmen konnte. Endlich waren die sieben Schlösser gesprengt, welche das verzauberte Ideal meines Unternehmens, den so viele Decennien hindurch in Dunkel gehüllten Schatz, vor mir versperrt hatten. — Bei meiner Ankunft in Iwdil kamen dahin grade die oberlosswaer Wogulen mit ihren Fisch- und Pelzwaaren und machten sich gerne anheischig, mich auf die Sosswa nach Jänï'-paul zu führen. Sie machten mich nur darauf aufmerksam, dass sie bald aufzubrechen gezwungen seien, weil ihre seit drei Tagen ungefütterten Rentiere nur in grosser Entfernung von der russischen Ortschaft eine moosige Wiese zum Weiden erreichen könnten. Ich machte daher rasch meine Vorbereitungen, indem ich vor Allem Brot, Rindfleisch, Branntwein, Gries, Kleidungsstücke und kleine Geschenke für die Wogulen einkaufte und dann noch am Abend desselben Tages mich auf den Weg machte. In der Morgendämmerung erreichten wir Tat-tit-paul, wo die leeren Jurten der Jurkin- und Salavar-Familien traurige Zeichen für den Untergang des oberlosswaer Wogulentums sind. Durch das ebenfalls verlassene Päχweñ-tit-paul hindurch reisend, hielten meine Wogulen bei einer einsamen Jurte Rast und liessen ihre Rentiere auf einer nahen Mooswiese frei. Hier brachte ich den ersten Tag des Jahres zu, an welchem ich Zeuge einer wogulischen Opferfeierlichkeit sein konnte. Die Hausfrau opferte heute, ihrem alten Gelöbniss gemäss, den Göttern zwei ihrer Rentiere, ein ganz weisses dem *Numi-Tąrem* («dem hohen Himmel»), und ein geflecktes dem *Pąlėm-Tąrėm* («dem Gotte des Pelim-Flusses»). In der Nähe der Jurte, am Waldesrande, stand schon der «Opferplatz» *(jirχatnė kan)* bereit, auf welchen in den niedergestampften Schnee zwei gabelendige Stangen eingesteckt waren, über die eine Querstange gelegt war. An diese Querstange hängen sie die den Götzchen geweihten *(pupinė nēχėm)* Gegenstände, die sie in einem kleinen Kistchen auf den Opferplatz bringen. Bei gegenwärtiger Gelegenheit waren es folgende Gegenstände: zwei Marderfelle, ein Leinwandhemd, mehrere Leinwandtücher und ein mit Schellenfransen versehenes Seidentuch. In der Mitte des Platzes stand der heilige Tannenzweig *(tir)*, auf dessen Spitze sich auf den Ruf des Schama-

nen *(ńajt)* das Götzchen niederlässt und die Wünsche seiner Gläubigen vernimmt. Zu beiden Seiten des Tannenzweiges waren auf den Schnee eine mit Branntwein gefüllte Trinkschale und eine Branntweinflasche aufgestellt. Die Opferhandlung selbst hatte folgenden Verlauf: der Schamane — Mikhaila Ukladoff — nahm in seine Rechte den an die Hörner der Rentiere gebundenen Strick und sich mit der Linken an das Opfergerüst stützend, rief er abschnittweise in den Himmel hinauf die in meiner Sammlung in mehreren Varianten vertretene Götterbeschwörung *(kaj-saw)*. Nach jedem Abschnitt erscholl eine furchtbar klingende, mit Fussgestampf begleitete Interjection *hūh!* auf diese Art:

Sāt tḁ̄rem jḁ̄χpä χḁ̄n . . . . hūh!
sāt māt jḁ̄χpä χḁ̄n . . . . hūh!
tūr jänit sampä χum . . . . hūh!
Ās jänit pal'pä χum . . . . hūh!

Sieben Himmel umschweifender Khan . . . . hūh!
sieben Erden umschweifender Kahn . . . . hūh!
Teichgrossgeaugter Mann . . . . hūh!
Ob-grossgeohrter Mann . . . . huh!

Nach Beendigung dieser Gottes-Beschwörung und des Gebetes erklärte er, dass *ästes,* d. h. die Schamanen-Ceremonie «fertig» sei — und nun folgte die Schlachtung der Opfertiere, bei deren Beginn er allein den ganzen Branntwein austrank. Jetzt trat der Gehilfe des Schamanen hervor und schlug von hinten mit dem Axthelm auf den Kopf der Rentiere, die gleich auf den ersten Hieb zusammenbrechen. Dann stach der Schamanengehilfe ein langes Messer unter der Schulter des Rentieres in das Herz desselben und fing das heraussprudelnde Blut in einer Holzschüssel auf. Nachdem das Fell der Tiere abgezogen war, folgte das Opfermahl *(puri)*. Die Festteilnehmer stürzen sich mit ihren Messern auf die noch warmen Tierkörper und deren Glieder kleinweise zerstückelnd, tauchten sie dieselben in das Blut und verzehrten so das rohe Fleisch. Nebenan ist auf dem Opferplatze ein grosser Kessel aufgestellt, woher später das gekochte Fleisch als zweite Schüssel verteilt wird.

Gegen Mittag des nächsten Tages setzten wir unsere Reise fort, vor deren Antritt sich mir ein interessantes Schauspiel darbot, wie man nämlich die frei umherweidenden Rentiere zusammentreibt und mit Wurfleinen einfängt. Nach unserer Ankunft in das im Quellgebiete der Losswa gelegene Saw-paul hielten wir abermals Rast. Hier ist nämlich das Heim meiner Leute, von denen ein Teil nun in den Wald ging, um starke Wechselrentiere zur Reise auf der Sosswa zu bringen. Hiebei hatte ich zuerst Gelegenheit, praktisch das häusliche Leben und die Winterbeschäftigung des nördlichen Wogulentums kennen zu lernen, von dem ich bisher nur aus Sotjinova's Be-

schreibungen Kenntniss hatte. Rührend war der Abschied, den meine Wogulen von der sie «nährenden Losswa, von ihrer fischreichen Losswa» *(tēpėñ Lūsm, χulėñ Lūsm)* nahmen. Es war nämlich ihre jetzige sosswaer Fahrt keine geringe Sache; sie gingen nach Jugra, um dem Vertreter des russischen Zaren die Steuer einzuhändigen, und dies ist wahrlich in manchen Jahren mit vielen Unannehmlichkeiten verbunden. Bevor sie daher diese wichtige Reise antreten, bleiben sie mit ihren Rentieren in der Mitte der Losswa stehen, legen daselbst in den Schnee Branntwein und Brezelgebäck, dann sich nach Süden kehrend, sagen sie unter Beugungen den «Heiligen des Losswawassers» *(Lūsm-vit jelpin)* ihr Gebet her:

Rą̄'sä-ke: sāt rą̄ś pattanel,
vōl'ä-ke: sāt vōl' pattanėl,
vit sirpä sāt ą̄ter!
ti sor-vit ą̄lnė akw' śarkä-sūntnė
numėl minnė rakw-sam
tī' patilän!
numėl minnė vōt-sam
tī' sēγėmalän!
jāñkėñ ruśėm, χą̄jiñ ruśėm χalnė
ti mineuw:
ruś naknė ul voss pateuw,
mań'si naknė ul voss pateuw!
nan sis-ją̄räntėl.
nan ma'il-ją̄räntėl,
nē-χal, χum-χal
taγäpanė nē ul voss χą̄ntnūw,
taγäpanė χum ul voss χą̄ntnūw!
pus kātėl, pus la'ilel voss jälnūw!
ti nājiñ paul ąulėn,
ti ą̄trėñ paul-ąulėn
pus kāt, pus la'īl
jūw voss joχtnūw!

Wenn's Sandufer: vom Boden sieben Sandufern,
wenn's Flusskrümmung: vom Boden sieben Flusskrümmungen,
Wassergestaltig sieben Herren!
Auf den Rand branntweinvoller Schale
als in der Höhe schwebender Regentropfen
fallet her!
als in der Höhe schwebender Windhauch
kommet her!
Zu unsren eisigen Russen, schopfigen Russen

gehen wir jetzt:
nicht sollen wir in russische Sünde fallen,
nicht sollen wir in wogulische Sünde fallen!
Eurer Rückenstärke zulieb,
eurer Bruststärke zulieb,
unter Weibern, unter Männern,
anstössiges Weib sollen wir nicht finden!
anstössigen Mann sollen wir nicht finden!
Mit heilen Händen, heilen Füssen sollen wir gehen!
In dieses Weiber bewohnten Dorfes Gegend,
in dieses Herren bewohnten Dorfes Gegend,
mit heilen Händen, heilen Füssen
könnten wir nur heimkehren!

Am 7. Januar gelangten wir an den Ta'ït-Fluss (Sosswa), dessen erstes Dorf Jänï'-paul oder nach der Benennung der Iwdiler Russen *Jugra* ist (nach der der Beresover Russen *Isker*). Mein Erscheinen brachte das Volk in Aufregung; Männer und Weiber drängten sich schaarenweis in die mein Absteigquartier bildende Jurte, den Gesandten des Kaisers zu sehen, der dem Rufe nach die Lieder und Sagen der Wogulen aufzeichnet. Ihren freundlichen Empfang erwiderte ich mit einer kleinen Gasterei, wobei ich erfuhr, dass gewisse Sangeskundige mich bereits erwarteten, mir ihre Wissenschaft vorzuführen. Eine reiche Ernte begann für mich. Tagelang, vom Morgen bis spät in die Nacht hinein, floss das Aufzeichnen der Lieder, mit einer Unterbrechung von kaum einigen Stunden, die ich zur Bereitung der Speisen benötigte. Kavrila Petoris Sontjin, ein blinder Greis, begann die Reihe meiner Gewährsmänner. Von ihm rühren her die grösseren Mitteilunlungen: «Das heilige Lied von der Erschaffung der Erde» (*Ma tārätim jelpiñ ēri̊'*), «Die Sage von der Umgürtung der Erde» (*Ma ēntéptané mōjt*); «Der die Welt besehende Gottessohn» (*Mir-susné-χum Tārém-pĭ'*), oder auch «Goldener Herr» (*Sarńi ātér*), oder nach einer dritten Benennung: «Weibersohns Knäblein» (*Ēkwä-pĭ' piriś*), das Lied von der Herabkunft aus dem Himmel und der Erziehung der also genannten mythologischen Gestalt; ferner ein an ebendenselben gerichtetes Gebet; ferner ein Gebet an «den Wasserheiligen» (*Vit-jelpiñ sātmilä*), ein Bärenwecklied, ein Bärenschwurlied (*Rēs-pāχ-peltañ-χuj mā'és ērγem uj-ńultäspi ēri̊'*), ein Bären unterrichtendes Lied, der Schwank des lahmen Mannes und mehrere Tanzlieder. Von einem seiner Verwandten, dem in Anjä-paul wohnenden Anjissim Kirilič Sotjin rühren her: eine schöne Variante des Liedes von der Herabkunft des Bären aus dem Himmel, das Lied von der Erlegung des Bären durch den «die Welt schauenden Gottessohn», das *χūpēri-χū ēri̊'* betitelte Bärenschwurlied, die dramatischen Stücke von der Tochter des Bergkobol-

des *(Ur mis-χum-ăγi tŭlilėp)* und von dem an's Götzchen nicht glaubenden Jäger *(Kańśiń-ātėr χumin pĭ' tŭlilėp)*. Eines der schönsten Stücke meiner Sammlung ist die Mitteilung des Ilja Pilipič Tasmanoff aus χal-paul: «Der Mann mit den Birkenrindenbundschuhen, d. h. das Lied von der Herabkunft des männlichen Bären aus dem Himmel», dessen Aufzeichnung beinahe einen ganzen Tag dauerte. Der brave Vassilij Kirilič Nomin, der nach unserer losswaer Bekanntschaft im Sommer, das sosswaer Volk im Vorhinein mir geneigt gestimmt hatte, lieferte auch jetzt einige wertvolle Stücke zu meiner Sammlung; so: «Das Lied von der, Erde und Himmel bedeckenden Feuerflut» *(Măĭ tārmĭ' sāsχatilėm ērĭ')*, ein Gebet des «Die Welt schauenden Gottessohnes»; ein Lied vom Ursprung des Elensternbildes (grossen Bär), der Milchstrasse und des Siebengestirns *(Sārp-saw ērĭ')*.

Am Vorabend des russischen Neujahrstages kamen — alter Gewohnheit gemäss — die den Jasak einhebenden Beamten, der Sortingjäer Pfarrer und die mit ihnen reisenden russischen Geschäftsleute an; mit ihnen kam zu meiner ausserordentlichen Freude auch mein Gefährte Karl Pápai. Jetzt erst konnte ich erfahren, wo er sich seit Mitte Sommers herumgetrieben. Einen Tag nach meiner Abreise langte er in Tobolsk an, wo er seine Geschäfte im Regierungsamte verrichtete und dann auf einem der den Irtis und Ob befahrenden Dampfschiffe nach Tomsk reiste. Nachdem er von hier aus seine vorläufige Meldung der Ungarischen Geographischen Gesellschaft eingesandt hatte, fuhr er den Ob abwärts in's Gebiet der ostjakischen Samojeden. Hier erwartete er die Eröffnung des winterlichen Schlittenweges und stellte indessen hauptsächlich über das Verhältniss der Samojeden zu den Ostjaken Forschungen an. Inzwischen gelangte er auch zu interessanten Daten aus dem geistigen Leben dieses Volkes, indem er ihre religiösen Gebräuche und in russischer Sprache auch den Inhalt mehrerer Heldenlieder und Sagen aufzeichnete. Das Studium des ugrischen Ostjakentums begann er an einem bedeutenden Nebenfluss des Ob, am Vas-jugan, wo er sich über einen Monat hindurch beschäftigte. Auch hier schenkte er den Heldenliedern besondere Aufmerksamkeit; aber neben diesen sammelte er noch einiges auf die Sprache bezügliche Material, besonders Culturwörter und zwei Texte. An den Ob zurückkehrend, begegnete er in der Umgebung des Pfarrdorfes Joganskoje herumschweifenden Tungusen, die ihm neues und interessantes Material zu seinen Forschungen boten. Von den Surguter Ostjaken gelangte er langsam zu den Ostjaken im Beresover Gebiete, die Ende December sich an gewissen Orten zur Jasakzahlung zu versammeln pflegen. Diese Versammlungspunkte waren für seine anthropologischen Studien besonders geeignete Orte, weshalb er sich jetzt dem den Jasak einhebenden Sasedatjel anschloss und mit diesem zum Ursprung des Sosswa gelangte. — Das russische Neujahr wurde durch unsere Wiederbegegnung auch für uns ein Festtag, an dem sich uns nach langer Zeit wieder Gelegenheit bot, über

unsere entfernte gemeinsame Heimat, unsere gemeinsamen Gefühle und Bestrebungen in unserer Muttersprache zu sprechen.*

Nach einem kleinen Ausflug, den wir in das bei der Verzweigung der kleinen und grossen Sosswa erbaute Dorf χā̊n-paul, zum Materialien- und Speisen-Magazin der Uralexpedition unternahmen, — verliessen wir am 18. Januar Jäni'-paul. Unser Weg führte uns nun an den Sakw-jā-Fluss (russisch: Sīgva oder Ljapa), an dessen Lauf wir aufwärts reisend zum Pfarrdorfe Sukėrjä-ūs gelangten, welches die allernördlichste wogulische Niederlassung ist. Hier schied ich von meinem Gefährten, dem sich an diesem Orte ausser bei den Wogulen auch noch bei den Syrjänen und Samojeden Gelegenheit zu Studien bot, und gelangte nun allein wieder zurück an die Sosswa. Inzwischen blieb ich des Liedersammelns halber an einzelnen Orten der Sakw-ja stehen, besonders in Muuñ-kēs, χā̊rėm-paul und Soma-paul. Aus den Ergebnissen meines dortigen Sammelns ragen besonders hervor: «Die heilige Sage von der Gestaltung der Erde» *(Mā tēlėm jelpiñ mōjt)*, ferner das Lied des Kriegsgottes in *Muuñ-kēs (χā̊nt-tā̊rem ā̊jkä tērniñ ērχä)*. Als ich an die Mündung der Sakw-jä gelangte, war es für mich interessant die Rückerinnerung des Volkes an Reguly zu hören, der bekanntlich den grössten Teil seiner nordwogulischen Sammlung im Gebiete dieses Flusses angelegt hatte. Man erzählte mir, dass als er von der Tapės-ja her ankam, das gesammte Wogulentum der Sakw-ja im Unterlaufe dieses Flusses fischte, wo unter den wogulischen Birkenrindenzelten auch für ihn ein geräumiges Zelt aufgestellt war. Wie behauptet wird, soll er lange Zeit an diesem Orte gewohnt haben,** während welcher Zeit er besonders Lieder, Sagen und Fischerausdrücke aufzeichnete. Auch noch das blieb in der Erinnerung der Leute haften, dass er seine Gewährsmänner

* Den Tag unserer Wiederbegegnung in Jugra macht noch eine dramatische Vorstellung denkwürdig, welche ich in der mein Absteigquartier bildenden Jurte am Abend vor den versammelten Russen und Wogulen aufführen liess. Mein Gehilfe dabei war Nomin, der die verkleideten und in Birkenrindenmasken erschienenen Darsteller durch seine Weisungen dirigirte. Die Gegenstände der Vorstellung waren dem Leben entnommene Possen, Teufeltänze und ein ernstes Stück: das Lied von der Herabkunft des Bären aus dem Himmel. Das letztere gaben drei Personen ohne Masken, die zu dieser Gelegenheit ihre besten Kleider anzogen, eine Kappe aufs Haupt setzten und einen Gürtel um den Leib legten. Das Lied mit seiner gezogenen und gefühlvollen Melodie sang nur der Mittlere, der inzwischen seine beiden Kameraden an der Hand hielt und mit ihnen zugleich die Hände schwingend vor dem Bärenkopfe Verbeugungen machte.

** Diese Beschreibung kann sich nicht auf Ahlquist beziehen, der von der Tapės-ja herkommend, die Sosswa nur durcheilte und so viel wir wissen, in die *Sakw-jā* nicht einbog. Uebrigens weiss das Volk auch, dass jener Lieder sammelnde Mann seinen Weg hierauf dem Ural zu genommen hat, der demgemäss nur Reguly sein kann.

sehr achtete und einem derselben ein Rentierkalb als Belohnung für seine Mühe schenkte.

Der sosswaer und sigwaer Weg war der mühevollste Teil meiner wogulischen Studienreise. Und hier kann ich bei weitem nicht die Communicationsmittel beschuldigen; denn mit Rentieren geht meiner Ansicht nach die Reise viel angenehmer und schneller von Statten, als mit Pferden oder auf Kähnen. Auch die Rauhigkeit der äusseren Temperatur ist für den Reisenden kein grosses Uebel, denn zur Abwehr derselben stehen Schutzmittel reichlich zur Verfügung; aber uns europäischen Reisenden macht im Winter einen längeren Aufenthalt unter den nördlichen Wogulen die Jurte und die darin befolgte Lebensweise unerträglich. Als ich im Herbste auf der Konda reiste und von Schnee und Wasser todtmüde meine Nachtstation erreichte, stand mir wenn nichts anderes, so doch eine gut geheizte Stube, ein angenehmes Lager und ein einladender Samowar stets zur Verfügung. Hier konnte ich mich ausziehen, meine Kleider trocknen und nach nächtlicher Ruhe an Geist und Leib gestärkt meine Reise fortsetzen. Alles das ist bei den nördlichen Wogulen nicht möglich. Dies Volk hat sich noch nicht bis zur Kenntniss des Ofens erhoben. Seine aus Balken zusammengefügte Winterwohnung, die mit einfacher Baumrinde gedeckt ist und statt durch ein Glasfenster nur durch eine dicke Eistafel (bisweilen gar an der Dachöffnung angebracht) ihr Licht erhält, — ist ein in entlegenem Winkel angebrachter offener Herd, der *šọul* berufen, zu erwärmen. Bei der in Nordsibirien zur Winterszeit herrschenden 35—50 Grad hohen Kälte hat ein solcher Herd eine gar schwache Einwirkung auf die Erhöhung der Wärme in der Stube, besonders in der Nacht, wo Niemand dastehen kann, um Feuer anzulegen und dasselbe fortwährend zu unterhalten. So lange ich in den Jurten zu leben gezwungen war (und dies dauerte einen ganzen Monat hindurch), konnte ich mich nachts nie entkleiden; ja beim Niederlegen musste ich mich ebenso sorgfältig anziehen, als wenn ich eine weite Reise anträte, — und trotz alledem war in den Stunden nach Mitternacht wegen des starken Frostes das Schlafen rein unmöglich. Wenn ich nach geistiger Ermüdung des ganzen Tages mich in siebenfache Kleider angezogen auf die Erde niederlegte, konnte der Schlaf keine so wohlthuende Wirkung haben, wie in ähnlichen Fällen auf der Konda, und nach mehrwöchentlicher anstrengender Arbeit begann sich bei mir Erschöpfung und grosse Aufgeregtheit zu zeigen. Dies beförderten auch noch die erbärmlichen Nahrungsverhältnisse, die besonders nach Verzehrung meiner eigenen Lebensmittelvorräte gar fühlbar wurden. Diese Umstände bewogen mich im Untergebiete der Sakw-jā das Sammeln von Liedern einzustellen und gradaus in meine Raststation zurück zu kehren. Ich machte mich daher in der Richtung der unteren Sosswa auf den Weg und das Pfarrdorf Sortiňjä-ūs passirend, gelangte ich am 30. Januar in Berjosow an.

Meine Studienreise im Lande der Wogulen hatte somit ihr Ende erreicht. Ich durchzog sozusagen sämmtliche von diesem Volke bewohnte Gegenden: die Losswa, Tawda, Konda, Pelimka, die nördliche Sosswa und Sigwa, zeichnete zu jedem Dialect eine gehörige Menge grammatikalischen und lexikalischen Materials auf, enträtselte Reguly's südwogulischen Nachlass und sammelte selbst von den geistigen Schätzen der Wogulen. Jetzt war noch der zweite Teil der ausgesteckten Aufgabe, die Studienreise unter die Ostjaken übrig. Schon bei meiner Ankunft in Berjosow stand es klar vor mir, dass ich diesen Teil meiner Aufgabe keinesfalls in seinem ganzen Umfange lösen könne. Die physische Anlage des europäischen Reisenden kann in einem Zuge die vielen Mühseligkeiten nicht ertragen, welche mit einer nach einander folgenden und den ganzen Kreis der Aufgabe erfassenden wogulischen und ostjakischen Studienreise verbunden sind. Die nördlichen Ostjaken muss man überdies an drei Punkten beobachten: in den Gegenden von Berjosow und Obdorsk, ferner am Kasim-Flusse; die südlichen Ostjaken wieder an sechs Punkten: unterwärts Samarow, in der Gegend von Surgut, an den Flüssen Konda, Vaš-jugan, Vach und Irtisch. Selbst Reguly konnte die ganze Aufgabe in einem Zuge nicht lösen, denn seine Gesundheit verliess ihn, als er das Studium der nördlichen Ostjaken beendigt hatte, und zu den südlichen Ostjaken konnte er gar nicht gelangen. Ahlquist teilte seine ugrische Studienreise sogar in drei Teile, jedesmal mit einer Unterbrechung von mehreren Jahren. Erschwert hätten für mich die ostjakische Aufgabe auch Reguly's ostjakische Lieder. Wenn ich bedachte, wie grosse Mühe mich die Erklärung des südwogulischen Nachlasses gekostet hatte, wo den meisten Texten obendrein Notizen beigefügt waren, wo mir ein ausführliches lexikalisches Material und verständliche wogulische Texte zu Hilfe kamen; wenn ich bedachte, dass ich im ganzen Wogulentum nur eine einzige Sotjinowa gefunden hatte: so zog ich die Möglichkeit in Zweifel, ob es wohl gelingen werde, die ohne jedes erklärende Wort versehenen ostjakischen Texte zu enträtseln. Auf Grund dessen glaubte ich denn, dass zur gründlichen Durchforschung der ostjakischen Sprache, mit besonderer Rücksicht auf die Enträtselung der Reguly'schen Lieder, vorderhand eine vorbereitende und nach Jahren eine zweite eingehendere Studienreise nötig sei. Die Aufgabe der gegenwärtigen Vorbereitungsreise war daher: möglichst reichliches lexikalisches Material und Texte auf je einem Gebiete der nördlichen und südlichen ostjakischen Dialecte zu sammeln. Diese vorläufige Wörter- und Text-Sammlung erleichtert dann sehr die spätere, eingehende Dialectforschung und die Enträtselung von Reguly's ostjakischen Liedern; wie denn die ähnliche wogulische Aufgabe durch das Vorstudium von Reguly's handschriftlichem Lexikon und der von Hunfalvy herausgegebenen nördlichen Texte bedeutend erleichtert worden war. Demzufolge setzte ich den Plan meiner weiteren Tätigkeit also fest, dass ich meine sibi-

rische Reise bis in den Herbst fortsetze und ausser in Berjosow auch noch in Obdorsk und Atlīm Stationen halte. Aber der Mensch denkt, Gott lenkt!

Nach den ersten Verrichtungen in Berjosow begann ich vor Allem die sosswaer und sīgwaer Sammlung und die dazu gehörigen Erläuterungen abzuschreiben. Jetzt erst fühlte ich so recht die Folgen der angestrengten Arbeit der letzten Monate und mit ernstem Bangen blickte ich in die Zukunft, ob sich wohl nicht auch an mir Reguly's Schicksal vollziehen werde? Wie soll ich jetzt meine neue Aufgabe beginnen? Wenn die physische Kraft mich verlässt, so bin ich nicht im Stande, selbst *die* Erfolge für die Wissenschaft zu verwerten, die ich in der That erreicht hatte. Die übertriebene Hingabe der forschenden Leidenschaft, die unmässige Ueberspannung der Kräfte bei den Pflegern der Wissenschaft, sei sie auch sympathisch — wie bei der echten Tragik —: in ihrem Grundwesen ist sie vom Standpunkte des Interesses der Wissenschaft selbst doch nur Leichtsinn und Unvernunft, wie es Unvernunft ist, wenn der Taucher sich auf den Meeresboden hinunterlässt, um Perlen zu suchen und nicht daran denkt, dass er auch zum Aufsteigen Kraft benötigt. Wie grosse Selbstverleugnung es mich auch kostete, in Rücksicht auf meine Erschöpfung musste ich diesmal ganz auf meine ostjakische Studienreise verzichten. Die Sichtung meiner nordwogulischen Sammlung verschob ich auch vorderhand und trachtete während meines ferneren Aufenthaltes in Berjosow, diese Sammlung ohne besondere Anstrengung durch neues Material zu vermehren. Hiezu gaben besondere Gelegenheit die auf dem Gebiete von Berjosow in Erdhütten *(mā-kwol)* wohnenden Wogulen, die von der unteren Sosswa und Sīgwa her übersiedelt sind. Der Erfolg dieser Nachlese ist: aus dem Kreise der Gotteshymnen «das Lied des Alten vom Sosswa-Mittellauf» *(Ta'it-kwot'l ą̄jkä tērniñ ērγä)*, «das Lied des Alten vom Sosswa-Oberlauf» *(Ta'it-tal'ēχ ą̄jkä tērniñ ērγä)*, «das Lied des an der Sakw-jā-Mündung herrschenden Gottessohnes» *(Sakw-sūnt Tą̄rēm-pi ą̄jkä tērniñ ērγä)*, «das Lied des Alten vom Mittel-Ob» *(Ās-kwot'l ą̄jkä tērniñ ērγä)*, «das Lied des Alten aus dem Dorfe Tēk» *(Tēk-ą̄jkä tērniñ ērγä)* und «des pelīmer Gottes Lied» *(Polēm-tą̄rēm (tērniñ ērγä)*. Von den Gottesbeschwörungen, respective Gebeten habe ich aufgezeichnet das «des die Welt schauenden Gottessohnes» *(Mir-susnē-χum, mās̆ter kāstēnē sātiliñ kaj-sąwä)*, das Gebet des «sieben Teufel Herr» genannten Pasēt-Götzchens *(Pasēt-pupi sāt mēnkw ą̄jkä kaj-sąwä)* und zwar in zwei Varianten, ferner das Gebet des «Götzchens aus dem Lapiñ-ūs oder Lopmūs Dorfe» und des auf dem Pelim-Flusse herrschenden Götzchens. Mehrere interessante Bärenlieder, Schwänke, Teufelstanzlieder und Rätsel gelangten hiebei in meine Sammlung.

Während dieser meiner Beschäftigung arbeitete Pápai an der Beendigung seiner ostjakischen Studien. Nachdem er von der Sakw-jā nach Berjosow zurückgekehrt war, reiste er auf dem Ob abwärts und Stationen in der

syrjänischen Ortschaft Mushi, in der ostjakisch-russischen Ortschaft Kuševat haltend, gelangte er bis nach Obdorsk, wo er Gelegenheit hatte, auch Samojeden zu treffen. Mit einer ganzen Fuhr ethnographischer Gegenstände kehrte er von seiner Reise zurück, zu deren Einkauf, sowie überhaupt zur Fortsetzung seiner Winterreise ihm die neuerliche Unterstützung von Seiten des hohen k. ung. Cultus- und Unterrichtsministeriums die Mittel verlieh, sowie jene grossmütige Hilfe, deren er durch Vermittelung des Universitätsprofessors Aurel Török von Seiten des bekannten Mæcenas vaterländischer Wissenschaft, des Herrn Andor von Semsey, teilhaftig wurde.

Am 25. März verliess ich Berjosow, und hiemit begann unser langsamer Rückzug vom Schauplatze unserer Studien. Im ostjakischen Dorfe Atlim traf ich meinen vorangereisten Gefährten an, mit dem wir nun zusammen den Weg fortsetzten und in zehn Tagen Tobolsk erreichten. Hier wurden wir vom Gouverneur Trojnjickij und den dortigen Liebhabern der Wissenschaft gastfreundlich empfangen. Mein Gefährte blieb nun dort auf einige Wochen zurück, um Studien im neueröffneten ethnographischen und archæologischen Museum und in der Bibliothek zu unternehmen: ich aber machte, bevor ich Sibirien endgiltig verliess, meinem alten Plane gemäss noch einen Ausflug zu den tawdaer Wogulen. Bei diesen beschäftigte ich mich nun zum zweiten Mal mit der Vermehrung meiner Wörter- und Text-Sammlung.

Gerade am russischen Ostersonntag reiste ich aus dem Pfarrdorfe Košuk ab, und auf dem zerstörten «Frühlings»-Weg zahlreiche Schwierigkeiten bekämpfend, bog ich zum Tura-Flusse ein. Von hier durch die Städte Tjumen, Jekaterinenburg und Perm reisend, gelangte ich bis zum Kama-Flusse, auf dem ich schon auf dem Dampfschiffe meine Reise bis nach Kasan fortsetzen konnte, wohin ich am 30. April zurückkehrte. Hier beschäftigte ich mich bei gehöriger Bequemlichkeit anderthalb Monate hindurch mit der Sichtung und Abschrift meiner Sammlung. Inzwischen verwendete ich eine besondere Sorgfalt auf das Studium der Frage: wie wir in eine beständige Verbindung mit den im Fache der ungarischen Sprachwissenschaft und Altertumskunde arbeitenden ostrussischen, besonders den Kasaner Gesellschaften treten könnten. Kasan verlassend machten wir uns, um ethnographische und prähistorische Sammlungen anzusehen, auf eine nordeuropäische Rundreise, die durch die Städte Moskau, St. Petersburg, Helsingfors, Stockholm, Kopenhagen und Berlin führend Mitte Juli ihr Ende erreichte.

Dies wäre denn, hochverehrte Akademie, der Verlauf meiner Studienreise im Lande der Wogulen. Zur Vorführung der Resultate, respective zur Vorlegung des Reguly'schen Nachlasses und meiner eigenen Sammlung sei mir vergönnt, eine andere Gelegenheit zu erbitten. Auch bis dahin empfange die hochgeehrte Akademie den Ausdruck meines tiefsten Dankes für ihre

gütige Unterstützung, deren sie mein gegenwärtiges und früheres Unternehmen teilhaftig werden liess. Ich weiss recht wohl, dass dies ein Opfer und mit Hintansetzung so manches tüchtigen und für die vaterländische Wissenschaft wichtigen Unternehmens verbunden war. Umso mehr wünsche ich denn, dass mein Unternehmen den darangeknüpften Erwartungen entsprechen möge, was ich stets mit dem grössten Eifer meines Herzens und mit ganzer Kraft erstrebt habe. Dr. BERNHARD MUNKÁCSI.

KURZE SITZUNGSBERICHTE.

— **Akademie der Wissenschaften.** In der Sitzung der ersten Classe am 2. Juni las zunächst das ord. Mitglied Karl Szász *über Dante's Fegefeuer, Gesang III—IV.* Vortragender hatte in der April-Sitzung der I. Classe die Einleitung zu seiner ungarischen Uebertragung von Dante's «Fegfeuer» und Uebersetzungsproben aus dem I. und II. Gesang vorgetragen, und die Fortsetzung wegen Kürze der Zeit auf eine folgende Sitzung verschieben müssen. Für den heutigen Vortrag hatte er aus jenem Teile des Gedichtes, in welchem die Seelen sich zur Vorbereitung in der Vorhalle des Fegfeuers befinden, drei berühmte Partien auserlesen, von denen uns die erste Manfred, die zweite drei andere Seelen, die dritte Sordello im Gespräch mit dem von Virgil geleiteten Dante vorführt. Vortragender las zuerst nach einander die diesen drei Partien vorausgehenden interessanten erläuternden und kritischen Einleitungen und hierauf die Uebersetzung der Texte. Die Uebersetzung macht den Eindruck der Meisterhaftigkeit und darf als ein bedeutender Gewinn für die ungarische Literatur bezeichnet werden.

Den zweiten Vortrag hielt das correspondirende Mitglied Albert Lehr, welcher eine literarhistorische Abhandlung des Cistercienser Professors Cyrill Horváth über *Pelbart und unsere Codices* vorlas. Verfasser bietet auf Grund eingehenden Studiums und scharfen Urteils eine interessante Charakteristik Pelbart's von Temesvár und unserer mittelalterlichen Literatur. Pelbart von Temesvár repräsentirt in Hinsicht auf die ungarische mittelalterliche Prosaliteratur eine ganze Epoche, in noch höherem Masse als Franz Kazinczy in Hinsicht auf die ungarische Sprachreform. Pelbart ist keineswegs, wie bisher angenommen wurde, der Verfasser der Katharinen-Legende. Seine Thätigkeit hängt mit der mittelalterlichen ungarischen Kirchenberedtsamkeit und der in Prosa erklingenden kirchlichen Lyrik zusammen. Mehr als zwei Drittel unserer gesammten mittelalterlichen rhetorischen Literatur sind Uebersetzungen und Umarbeitungen der Werke des einfachen Franziskanermönchs. Mehr als eilf Codices mit nahezu hundert kirchlichen Reden sind Producte der Pelbart-Literatur. In der mittelalterlichen ungarischen Beredtsamkeit hat Pelbart eine Epoche gemacht, wie Petőfi in der neueren poetischen Literatur. Seine Wirkung gründete sich zunächst auf das Verhältniss seiner Persönlichkeit zu seinem Publikum, sie erstreckte sich aber über die Grenzen seiner Zeit und Heimat auf nachfolgende Generationen und auf

das Ausland. In ihm fliesst der Gelehrte und Redner zu harmonischer Einheit zusammen. Er ist kein selbstschöpferischer Genius; seine Werke sind die Schatzkammer der Ansichten der alten Welt; er kämpfte und wirkte mit fremden Gedanken aus dem reichen Schatze seiner erstaunlichen Belesenheit und schuf eine reiche Fundgrube, aus der eine gewaltige Anzahl von Nachfolgern schöpfte. Seine gedruckten Werke sind Zusammenfassungen der Schriften der grossen Kirchengelehrten. Aus ihnen schöpfen unsere Codices auch die ungarischen Heiligenlegenden; auch unsere erste versificirte Erzählung, die «Katharinen-Legende», weist auf ihn zurück; die ungarischen Uebersetzungen seiner Reden haben viele unserer kirchlichen Hymnen bewahrt; die religiöse Elegie ist auf Grund seiner Werke entsprossen. Es ist Aufgabe der ungarischen Literaturgeschichtschreibung, die grossen literarischen Verdienste Pelbart's in das richtige Licht zu stellen. Sein Name hat seine Stelle an der Spitze unserer mittelalterlichen Kirchenberedtsamkeit.

— In der Sitzung der zweiten Classe am 9. Juni legte das ordentl. Mitglied Alexander Szilágyi *die Berichte des schwedischen Staatsrates Baron Benedikt Skytte über seinen siebenbürgischen Aufenthalt im Jahre 1651/52 vor.* Ein vom Klausenburger Universitäts-Professor, Bibliotheks- und Archivdirektor Karl Szabó jüngst aufgestöberter Aktenstoss, welcher zahlreiche interessante Urkunden zur Illustration der Geschichte Siebenbürgens und seiner diplomatischen Verbindungen mit dem Auslande enthält, gibt dem verdienstvollen Herausgeber der reichstägigen Denkmäler und sonstiger Geschichtsquellen Siebenbürgens Anlass zur Edirung eines neuen Bandes der siebenbürgischen Diplomatarien. Einen Theil dieses Bandes bilden die Berichte des schwedischen Staatsrates Baron Benedikt Skytte, welcher, von der Schwedenkönigin Christine mit der Mission betraut, eine Handelsverbindung Schwedens mit der Pforte anzubahnen, auf seiner über Ungarn und Siebenbürgen nach Konstantinopel gemachten Reise, sich während der letzten Monate des Jahres 1651 und der ersten Monate des Jahres 1652 in Siebenbürgen aufhielt und während dieser Zeit Gelegenheit hatte, im Verkehr mit dem siebenbürgischen Fürstenhofe und den Grossen des Landes sich genaue Kenntniss über die politischen, ausserdem über die socialen Verhältnisse des Landes zu verschaffen und seine Beobachtungen in vier für seinen Hof bestimmten Berichten niederlegte, welche sich in dem obenerwähnten Aktenbündel vorfanden und deren Inhalt Vortragender kurz angab. Wir werden diesen Vortrag und die Berichte des schwedischen Staatsrates demnächst vollständig veröffentlichen.

Den zweiten Vortrag hielt das correspondirende Mitglied Alexander Matlekovits über *die Zollpolitik der österreichisch-ungarischen Monarchie und des Deutschen Reiches von 1868 bis zur Gegenwart und die nächste Zukunft derselben.* Vortragender skizzirt den Inhalt seines diesen Titel führenden, 40 Druckbogen starken Werkes, welches demnächst in deutscher Sprache erscheinen soll. Dasselbe zerfällt in drei Hauptteile: einen historischen, einen kritischen und einen die Zukunft der Zollpolitik Deutschlands und Oesterreich-Ungarns behandelnden. Der erste der sieben Abschnitte, in welche sich das Werk gliedert, gibt die Geschichte der österreichisch-ungarischen Zollpolitik; der zweite Abschnitt die Geschichte der Zollpolitik des Deutschen Reiches von 1868 bis zur Gegenwart;

der dritte Abschnitt liefert eine Charakteristik der österreichisch-ungarischen und der deutschen Zolltarife; der vierte behandelt die Wirkung der Zölle im Allgemeinen und insbesondere in Bezug auf die Preisbildung; der fünfte und sechste beleuchtet das volkswirtschaftliche Ergebniss der österreichisch-ungarischen und der deutschen Zollpolitik; der siebente Abschnitt endlich befasst sich mit der Beantwortung der Frage: welche Zollpolitik in der Zukunft zu befolgen sei? Nach der Ansicht des Vortragenden entspricht den gegenwärtigen wirthschaftlichen, technischen, wissenschaftlichen und Verkehrsverhältnissen einzig und allein der Freihandel. Es ist nicht wahrscheinlich, dass dieses Princip bei den europäischen Staaten schon in der nächsten Zeit zur Geltung kommen dürfte. Sowohl Deutschland als auch Oesterreich-Ungarn haben aber das grösste Interesse, dieses Princip bei den Völkern Europas zur Geltung kommen zu lassen. Mit vereinter Kraft können sie dies leichter erreichen, und sowohl aus diesem Grunde, aber auch ihrer wirtschaftlichen Lage wegen ist es für sie zweckmässig, in eine Zollunion zu treten. Der Abschnitt kritisirt die in letzter Zeit von mehreren Seiten vorgenommene Behandlung der Zollunion-Frage, widerlegt das gegen die Zollunion Vorgebrachte und gibt einen Entwurf der Zollunion.

— In der Plenarsitzung am 23. Juni berichtete das correspondirende Mitglied Johann Csontosi über das *Ergebniss seiner Bibliotheks-Forschungen in Warschau.* Es war schon früher bekannt, dass sich in der gräflich Krazinski'schen Bibliothek in Warschau die Handschrift eines ungarischen poetischen Werkes von Paul Kőszegi, eines Secretärs des Grafen Nikolaus Bercsényi, vom Ende des XVII. Jahrhunderts befinde; es waren auch Schritte zur Erlangung einer Abschrift desselben gemacht worden, doch erfolglos geblieben, da in Warschau kein zur Copirung einer ungarischen poetischen Handschrift aus dem XVII. Jahrhundert befähigtes Individuum aufzutreiben war. Demzufolge entsandte die Historische Commission der Akademie das corr. Mitglied Johann Csontosi als bibliographischen Fachmann nach Warschau, mit dem Auftrage, in der Krazinski'schen Bibliothek eine Abschrift des Kőszegi'schen poetischen Werkes zu nehmen und in dieser, sowie auch in anderen dortigen Bibliotheken und Archiven nach Hungaricis zu forschen. Csontosi's Mission war von Erfolg gekrönt. Die Zuvorkommenheit des gräflich Krazinski'schen Bibliothekspersonals ermöglichte es ihm, binnen zehn Tagen die Abschrift von Kőszegi's umfangreichem poetischen Werke zu vollenden und die Abschrift eines in derselben Bibliothek entdeckten, bisher unbekannten lateinischen Werkes Franz Rákóczy's II. «Tractatus de potestate» anfertigen zu lassen. Ein weiterer Erfolg war folgender: Da er erfuhr, dass die beiden genannten für Ungarn hochinteressanten Handschriften nicht ursprünglich der gräflich Krazinski'schen Bibliothek angehört hatten, sondern erst in den Jahren 1816 und 1819 käuflich für dieselbe erworben wurden, riskirte er die Anfrage, ob die beiden Handschriften nicht im Wege des Tausches gegen interessante Polonica für uns zu erwerben wären? Die Antwort lautete, dass die Bibliotheksdirection an competenter Stelle den Tausch empfehlen wolle und die Annahme des Antrages für gesichert halte. — Vortragender gab hierauf eine ausführliche Beschreibung und Inhaltsanalyse der poetischen Handschrift Paul Kőszegi's. Dieselbe enthält in zierlicher Ausstattung auf 104 Blättern (208 Seiten) ein 792 vierzeilige Strophen

umfassendes, in der Manier Gyöngyösi's abgefasstes Gedicht Paul Kőszegi's, welches dieser anlässlich der Vermählung des Grafen Nikolaus Bercsényi mit seiner zweiten Gemahlin Gräfin Christine Csáky im Jahre 1695 dichtete und welches, ausser seinem literarhistorischen Werte, vermöge einzelner, Sitten und Leben jener Zeit schildernder Partien, bedeutenden culturhistorischen Wert besitzt. Es schildert in sechs Abschnitten oder Gesängen das Leben des Grafen Nikolaus Bercsényi vom Tode seiner ersten Gemahlin Gräfin Christine Drugeth während seiner fünfjährigen Witwerschaft und den Roman seiner Liebe zur Gräfin Christine Csáky, welcher nach manchen Hindernissen in der am 10. Juni 1695 stattgehabten Vermählung seinen glücklichen Abschluss fand. Die ausführlichen Schilderungen einer Bärenjagd in Ungvár, eines Winterfischfanges in der todten Theiss, mehrerer grosser Gastmähler mit genauer Angabe der 50 Gerichte und festlicher Empfänge und Aufzüge enthalten wertvolles culturhistorisches Material.

Hierauf trug der Generalsecretär Koloman Szily die laufenden Angelegenheiten vor. Samuel Brassai dankt für die Gratulation der Akademie zu seinem 50jährigen Akademiker-Jubiläum. Da Moriz Ballagi im September d. J. das 50. Jahr seiner Akademie-Mitgliedschaft vollendet, beschliesst die Akademie eine Jubiläumsadresse an ihn. — Die zwischen der Akademie und dem Unterrichtsministerium seit längerer Zeit schwebende Angelegenheit der Fekésházy-Stiftung fand derart ihre Erledigung, dass das Unterrichtsministerium die Verwaltung dieses zur Prämiirung von Unterrichtsbüchern, welche die Verbreitung der ungarischen Sprachkenntniss fördern, bestimmten Fonds übernimmt, die Akademie aber sich anheischig macht, von Fall zu Fall Gutachten über etwaige zu prämiirende Werke abzugeben. — Bei der am 16. bis 20. August in Grosswardein tagenden Wanderversammlung der ungarischen Aerzte und Naturforscher wird die Akademie durch die Mitglieder Josef Szabó, Johann Fridvalszky, Josef Török und Friedrich Hazslinszky vertreten werden. — Das Temeser Comitats-Municipium erklärt sich mit den bezüglich der Ausarbeitung der Monographie des Comitats Temes von der Akademie vorgeschlagenen Modalitäten einverstanden und bittet um nähere Angaben bezüglich der Zahlungstermine der Comitatssubvention. Die Zuschrift wird der II. Classe zugewiesen. — Auf Antrag der I. Classe wird die bei der letzten Generalversammlung vergessene Ausschreibung des Nádasdy-Preises nachgetragen. Es wird eine poetische Erzählung aus der Sage, Geschichte oder Gegenwart Ungarns von absolutem Wert verlangt. Preis 100 Dukaten. Einsendungstermin 30. September 1891. — Für den dramatischen Kóczán-Preis sind zum Termin (30. Mai) sechs Concurrenzarbeiten eingelangt, deren Devisenbriefe der Präsident in einem Couvert versiegelte. — Zur offenen Concurrenz um den Péczely'schen Romanpreis sind zum Termin (17. Juni) von 5 Autoren Romane eingesandt worden, welche der I. Classe zugewiesen wurden. — Die III. Classe berichtet über die auf Antrag Josef Szabó's stattgehabte Entsendung einer Commission zur Erwägung der Frage der Wiedererrichtung einer Sternwarte an der Stelle der aufzulassenden Blocksberg-Citadelle, wo ehedem die Universitäts-Sternwarte gestanden. Der Bericht wird nach kurzem Meinungsaustausch zur Kenntniss genommen.

— **Kisfaludy-Gesellschaft.** Diese belletristische Gesellschaft hielt am 18. Juni ihre letzte Sitzung vor den Ferien. Nach Eröffnung derselben durch den Präsidenten Paul Gyulai, teilte der zweite Secretär Gregor Csiky mit, dass sich als Verfasser der bei der letzten Preiswerbung mit grossem Lob hervorgehobenen Uebersetzung von Byron's «Kain» Fräulein Helene Győry, die Tochter des früh verstorbenen begabten Dichters und Uebersetzers Wilhelm Győry, gemeldet habe, welche Nachricht mit lebhaftestem Beifall aufgenommen wurde. Hierauf referirte Anton Zichy über die constituirende Versammlung der Csokonai-Gesellschaft in Debreczin, bei welcher er die Kisfaludy-Gesellschaft vertreten hatte.

Nun folgten die Vorträge. Zuerst las Gustav Heinrich eine auf selbstständigen Forschungen beruhende interessante Studie: *Ueber die Anfänge der deutschen Schicksalstragödie.* Die erste deutsche Schicksalstragödie, welcher diese Bezeichnung in jeder Beziehung zukommt, welche auch zur Darstellung gelangt ist und auf die dramatische Production der Zeitgenossen den entscheidendsten Einfluss ausgeübt hat, ist Zacharias Werner's kleine, einaktige Tragödie: «Der 24-te Februar» (1809), in welcher alle wesentlichen und unwesentlichen Elemente der späteren Schicksalstragödie bereits vereinigt sind. Es ist nun eine weit verbreitete, auch von neuesten Forschern wiederholte Anschauung, dass dies Drama und die ganze spätere Flut ähnlicher Producte unter dem Einflusse von Schiller's «Braut von Messina» (1803) entstanden sei, so dass eigentlich der grösste und populärste deutsche Dramatiker für die Auswüchse und Abgeschmacktheiten der deutschen Schicksalstragödie verantwortlich gemacht werden müsste und thatsächlich auch verantwortlich gemacht wird. Professor Heinrich's Studie verfolgt nun den Zweck, nachzuweisen, dass diese Ansicht nicht stichhaltig sei, dass Schiller an den Verirrungen der Schicksalstragiker unschuldig ist und dass diese Dichter, in erster Reihe Werner selbst, der für die Nachfolger massgebend geworden ist, unter ganz anderen Einflüssen stehen. Schon der Stoff des Werner'schen Dramas leitet auf die richtige Fährte. Der Inhalt der kleinen Tragödie ist bekanntlich in der Kürze folgender: Ein junger Mann kehrt nach langer Abwesenheit im Hause seiner Eltern ein, ohne von diesen erkannt zu werden oder sich selbst zu erkennen zu geben. Die mit äusserster Not kämpfenden Eltern ermorden in ihrer Verzweiflung den Fremden, worauf es sich sofort herausstellt, dass der Todte ihr einziger Sohn ist. Diese Geschichte findet sich in deutschen, italienischen und englischen Aufzeichnungen und Bearbeitungen, ohne dass es jetzt schon möglich wäre, die erste Quelle derselben zu bestimmen. Die älteste Aufzeichnung dürfte bei Abraham a Santa Clara («Heilsames Gemisch-Gemasch» 1704) zu finden sein, nach dessen Darstellung die Begebenheit sich im Jahre 1618 zugetragen haben soll. Aber Werner schöpfte nicht aus dieser Quelle, auch nicht aus Vincenzo Rota's italienischer Novelle (1794), sondern, wenn auch nicht unmittelbar, aus Georg Lillo's Tragödie. «Die verhängnissvolle Neugierde» (1736), welche genau denselben Stoff behandelt. Lillo's Stück wurde auch in Deutschland bekannt und oft aufgeführt. Wilhelm Heinrich Brömel († 1808) hat dasselbe zweimal bearbeitet; zuerst in treuem Anschlusse an das Original als Tragödie unter dem Titel «Wilmot und Agnes» (1784) und ein Jahr später als Schauspiel: «Stolz und Verzweiflung» (1785). Das erstere Stück hatte bei der Darstellung, besonders in seinen letzten

Scenen, einen geradezu entsetzlichen Eindruck auf die Zuhörer geübt; deshalb «milderte» Brömel in der zweiten Bearbeitung den blutigen Schluss: der Sohn erwacht, bevor ihn der tödtliche Stahl trifft, und die Handlung endet mit Glück und Freude. Unter dem Einflusse dieser deutschen Bearbeitungen des Lillo'schen Stückes schrieb der bekannte römische Freund Goethe's, Karl Philipp Moritz († 1793), seine kleine Tragödie «Blunt oder der Gast» (1780). Die Handlung dieses mit grossem Geschick componirten, sehr wirkungsvollen Stückes ist mit der Handlung des Lillo'schen Dramas ganz identisch; der wesentliche Unterschied beider Stücke liegt darin, dass in «Blunt» die ganze Handlung als Ergebniss des Schicksales aufgefasst und dargestellt wird. Der Mensch hat keinen freien Willen, der Mensch ist eine jedes Widerstandes unfähige Puppe in der Hand höherer Mächte, der Mensch ist in Folge dessen nicht verantwortlich für seine Thaten — dies die Weltansicht des Verfassers, welche natürlich auch von den Personen seines Stückes getheilt wird. Dieselbe Weltansicht hat bald darauf, und zwar unmittelbar unter dem Einflusse des geistvollen Moritz und seines schnell verschollenen Stückes, der junge Ludwig Tieck in seinen Jugenddramen «Der Abschied» (1793) und «Karl von Berneck» (1795) zur Geltung gebracht. In diesen zwei Stücken finden wir bereits alle Elemente der späteren Schicksalstragödie teils vorbereitet, teils schon ganz entwickelt: nicht nur die Rolle des Schicksals ist dieselbe, auch die äusseren und inneren Motive der Handlung, Scenerie und Charakteristik, Stimmung und Tendenz sind dieselben, wie in Werner's «24. Februar» und in den späteren zahlreichen Producten derselben Gattung. Denn Werner's Stück ist unter den hier skizzirten Einflüssen entstanden: die Handlung stammt aus dem «Blunt» von Moritz, die Auffassung und Weltansicht des Dichters aus demselben Stücke und aus den beiden Jugenddramen Tieck's. In der Werner'schen Tragödie findet sich nichts, was den Einfluss Schiller's beweisen würde; dagegen sind alle wesentlichen Elemente desselben: Handlung, Auffassung, Composition, mit dem Inhalte, der Form und dem Geiste der besprochenen dramatischen Erstlingsversuche von Moritz und Tieck identisch. Dass später Schiller's «Braut von Messina» missverständlicher Weise mit den Schicksalstragödien in eine Reihe gestellt wurde, ist wohl eine Thatsache, aber keineswegs ein Beweis für die oft wiederholte Behauptung, dass eigentlich Schiller der Vater der romantischen Schicksalstragödie sei.

Nach diesem Vortrag meldete der Präsident, dass Frl. Tutsek's auf das Programm gesetzte Novelle eingetretener Hindernisse wegen wegbleibt. An Stelle derselben las Gregor Csiky einige Scenen aus seinem jüngst mit dem Karátsonyi-Preis gekrönten Lustspiele, dessen Held, von Grössenwahn befangen, eine hervorragende politische Rolle spielen will, aber blos aus einer Verlegenheit in die andere geräth und sich fortwährend lächerlich macht. Die prächtigen Verse und treffenden Wendungen des Dialogs verfehlten auch bei der heutigen Vorlesung ihre Wirkung nicht. Die Zuhörer lachten viel und spendeten dem Verfasser reichen Beifall.

L. FEIERLICHE JAHRESVERSAMMLUNG DER UNG. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN AM 11. MAI 1890.

I. Eröffnungsrede des Präsidenten Baron Roland Eötvös.

Geehrte Versammlung! Unsere Akademie hält heute ihre fünfzigste feierliche Jahressitzung. Der Präsident hatte in dieser langen Reihe von Sitzungen immer die Aufgabe, das Feuer der Begeisterung für jene grossen Aufgaben, welche unsere Nation unserer Akademie vorgesteckt hat, von neuem zu entfachen. Und wir haben in der That Ziele, für die wir uns begeistern können. Denn da der Zweck der Akademie die Pflege und Verbreitung der Literatur und Wissenschaft in ungarischer Sprache ist, muss dafür jedes Herz, in dem die Liebe für das Schöne und Wahre, für die Nation und die Menschheit wohnt, höher schlagen. Aber wie auf jede Epoche mit ihren Agenden eine neue Epoche mit neuen Agenden folgt, so ändert sich auch das Arbeitsgebiet, auf dem sich diese Begeisterung am meisten offenbart. Dasselbe war ein anderes in den vierziger Jahren, wo unsere Nation auf den Ruf des grossen Gründers unserer Akademie zum Bewusstsein erwachte; es war ein anderes in den fünfziger und sechziger Jahren, wo unsere Nationalität gegen äussere Gewalt geschützt werden musste; und es wurde ein anderes seit den sechziger Jahren, seitdem wir, nach der Sicherstellung unserer Existenz, ausser der Kräftigung derselben auch streben müssen, eine je hervorragendere Stellung in der Reihe der gebildeten Nationen einzunehmen. Aber mit neuen Epochen kommen neue Menschen, auf den Vater folgt der Sohn, den Staatsmann, den Dichter löst der Arbeiter der Wissenschaft ab und mit ihnen ändert sich auch die Form, in welcher die Begeisterung zum Ausdruck gelangt, wiewohl ihre Quelle immer dieselbe bleibt, die wahre Vaterlandsliebe.

Nach grossen Vorgängern ist heute mir die Aufgabe geworden, dieser Begeisterung Ausdruck zu leihen. Mein Wort kann nicht so gewaltig sein, wie die Rede eines grossen Staatsmannes, es kann nicht so schön sein, wie die Ekstase des Dichters; es wird nicht mehr sein, als der einfache Ausdruck der Ueberzeugung, welche die Beschäftigung mit der Wissenschaft gibt.

Literatur und Wissenschaft sind gleicherweise Sprösslinge idealer Strebungen, der Liebe für das Schöne und Wahre. Die Akademien haben die

Aufgabe, darüber zu wachen, dass die eine wie die andere sich über das Niveau des Bedürfnisses des alltäglichen Lebens erhebe; dass die Literatur nicht blos Zeitungsliteratur, gewöhnliche Romanbibliothek und Schulbüchersammlung sei, die Wissenschaft sich nicht blos mit den unmittelbar nutzbringenden Fragen befasse.

Bei uns erkennen die Meisten die Berechtigung dieser höheren Zwecke der *Literatur* an, aber wahrhaftig, Viele urteilen über die erhabenen Aufgaben der *Wissenschaft* falsch ... Die ungarische Sprache, ungarische Literatur, ungarische Geschichte sind, wie es auch ganz in der Ordnung ist, aus nationalem Gesichtspunkte beliebt; die Naturwissenschaften erfreuen sich einer hinreichenden Popularität, weil Jedermann die Nützlichkeit ihrer Anwendungen einsieht: über die übrigen Wissenschaften dagegen sind Viele der Ansicht, dass dieselben als nicht nutzbringend, blos zum angenehmen Zeitvertreib der Stubengelehrten da sind. Und doch kann unserem nationalen Aufblühen kaum eine grössere Gefahr drohen, als wenn wir den Wert der Wissenschaften nach dem Dienste messen, den sie zur Erreichung des einen oder anderen Nebenzweckes leisten. Denn wie es wahr ist, dass die Wissenschaft eine Macht ist, ohne welche in Europa heute keine Nation bestehen kann, so ist es auch gewiss, dass in der Wissenschaft nur derjenige fortschreiten kann, der die Wahrheit um ihrer selbst willen und nicht aus Nebeninteresse sucht.

Der Genius der Wissenschaft lässt sich ebenso wenig in das Joch spannen, wie der Pegasus des Dichters. Diejenigen, die dies dennoch thun möchten und die Wissenschaften mit dem Masse der materiellen Nützlichkeit messen, preisen die Naturwissenschaften in der Regel auf Kosten der humanistischen Wissenschaften. Sie bemerken nicht einmal, dass sie dabei gar nicht an die Naturwissenschaften, sondern nur an deren Anwendungen denken, die reine Wissenschaft aber, welcher Art immer sie sei, für unnütz erklären. Und doch gibt es ohne Wissenschaft keine Praxis. Heute werden auch die Männer der Praxis in den Schulen der Gelehrten gebildet, und zwar deshalb, weil die Nichtbeachtung der rein wissenschaftlichen Bestrebungen nicht allein die erhabensten Ideale der Menschheit zerstören, sondern auch die Praxis selbst unfruchtbar machen würde. Gerade die Naturwissenschaften beweisen es mit den augenfälligsten Beispielen, dass selbst die sogenannten nützlichen Entdeckungen in der Regel nicht durch diejenigen zu Tage gefördert wurden, die auf dieselben ausgingen, sondern dass sie als Ausflüsse wissenschaftlicher Ergebnisse solcher Gelehrten zu Tage traten, welche selbstlos die abstracte Wahrheit suchten.

Wem hat wohl die Menschheit mehr zu verdanken? denjenigen, die, mit hartnäckiger Ausdauer den Stein der Weisen oder das perpetuum mobile suchend, sie mit einem Male von allen ihren Leiden befreien wollten? oder denjenigen, die, mit der Erforschung der Bewegungen der Himmelskörper

beginnend, langsam, aber Schritt für Schritt fortschreitend, bis zur heute erreichten Höhe der Naturerkenntniss emporgedrungen sind?

Ich möchte nicht missverstanden werden. Es liegt mir fern, zu wünschen, dass sich die Wissenschaft gegen die den materiellen Vorteil der Menschheit fördernden Bestrebungen abschliessen möge; ich wage aber zu behaupten, dass auch auf diesem Gebiete derjenige am meisten auf Erfolg rechnen darf, den das Suchen nach Wahrheit dahin führt. Wie zweifelhaft das Gelingen bei der Jagd nach unmittelbar vorgesteckten praktischen Zielen ist, beweist unter vielen Beispielen vielleicht am augenfälligsten die Phylloxera, deren Verhinderung trotz der viele tausend, ja hunderttausend Francs betragenden Preise bisher kaum gelungen ist. Zu welch' grossen Ergebnissen dagegen andererseits der die wissenschaftliche Wahrheit suchende Gelehrte gelangt, wenn ihn seine Forschung auf das Gebiet der Praxis führt, das hat Niemand glänzender bewiesen als Pasteur, der weit schwerer zugänglichen Organismen als die Phylloxera in den Weg zu treten gewusst hat.

Wissenschaft und Praxis dienen gleicherweise der Förderung des Wohles der Menschheit; aber während die Praxis, unmittelbar auf das Leben wirkend, in der grossen Welt lebt und dort ihren Lohn finden kann, vermag sich die Wissenschaft mit ihren abstrakten Aufgaben nur im kleinen Kreise der Fachmänner zu entwickeln und bedarf der Unterstützung weniger aber wahrer Freunde. Unter diesen Protectoren der Wissenschaft sind die ersten die Akademien.

Auch unsere Akademie hat diesen Beruf. In unserem Kreise mögen alle jene Ungarn ihr Heim finden, welche mehr das Ideal, als das materielle Interesse begeistert, und welche nicht an der Förderung der Erfordernisse des Augenblicks, sondern an der Förderung des Fortschritts der Zukunft arbeiten!

Und nun ersuche ich die geehrte Versammlung, mir auf das Gebiet meines eigenen wissenschaftlichen Faches folgen zu wollen, damit ich ihr dort besser den Weg weisen könne, auf welchem die Wissenschaft zu Ergebnissen führt, und ihr besser die Art und Weise vor Augen führen könne, in welcher die Wissenschaft mit der Praxis in Verbindung tritt.

Man pflegt die Elektricität in ihren mannigfachen Wirkungen die bewunderungswürdigste Errungenschaft der Gegenwart zu nennen. Und sie ist dies in der That.

Wenn Thales von Milet, der wissenschaftlichen Tradition gemäss der erste Elektriker, aus seinem dritthalbtausendjährigen Schlafe erwachte und, in unserer Mitte erscheinend, die hohen, in ihrer Einförmigkeit unschönen Häuser und die langen, regelrechten Gassen unserer Stadt und die auf denselben von Lebenssorgen getrieben aufgeregt dahinwimmelnden Menschen sähe, würde er mit dem Fortschritte des Menschengeschlechtes kaum zufrieden sein, wohl aber würde ihn jener Wagen in Erstaunen

setzen, welcher sich auf der Ringstrasse sowohl vorwärts als rückwärts bewegt, ohne dass er von einem sichtbaren Wesen oder Dinge gezogen wird, — wohl würden seine Augen geblendet werden von jenem, selbst mit dem der Sonne wetteifernden Lichte, welches Nachts aufblitzt, ohne dass die Lampe angezündet zu werden brauchte, — wohl würde er seinem Ohre kaum glauben, wenn er die in meilenweiter Entfernung gesprochene Rede vernähme, und wohl würde er sich darüber nicht genug wundern können, dass Jedermann in Budapest schon heute weiss, was sich heute in Athen ereignet hat. Aber das Verwundern ist nicht Philosophenart. Er würde mich fragen: «Wer macht, was macht alle diese Dinge?» und ich würde ihm antworten: «der Elektromagnet».

Meine Antwort würde seine Verwunderung kaum vermindern, nicht nur deshalb, weil ich ihm griechisch geantwortet habe, sondern noch mehr deshalb, weil er sich an das Elektron, an den Bernstein zurückerinnern würde, welchen auch er selbst vor Jahrtausenden genug oft gerieben hat, um seinen Philosophen-Collegen die Anziehungskraft desselben zu demonstriren; nach kurzer Erklärung aber würde er verstehen, dass wir heute Magnet jenen Stein nennen, welcher, selbst ohne gerieben zu werden, den Eisenstaub anzieht und in welchem er vor so langer Zeit einen belebenden Geist gesucht hat. Er würde nicht wissen, ob ich Spott treibe, oder ob vielleicht dieser verborgene Geist des Elektrons und des Magnets wirklich lebt, wirklich arbeitet?

Aber hierauf würde ich nicht mehr länger zögern, sondern ihm erzählen, auf welche Art aus diesem Elektron und diesem Magnetstein alles das geworden ist, was er eben bewundert hat; ich würde ihm die Sache so erzählen, wie ich sie schlecht und recht, aber mindestens kurz, hier erzählen will.

Ich begann meine Erzählung mit dem Magneteisenstein und dem Bernstein; ich kann noch hinzufügen, dass die Griechen noch einen solchen anziehenden Stein kannten, den sie Lynkurion nannten, aber heute wissen wir nicht mehr, was es war. Der griechische Staat ging aber zu Grunde, und mit ihm verschwanden auch für eine geraume Zeit viele schöne und edle Bestrebungen von der Erde: neue und grosse Staaten entstanden und verschwanden, neue Nationen kamen zur Herrschaft an Stelle der alten, und während dieser welterschütternden Ereignisse kümmerte sich die Menschheit wenig um den Magnet und den Bernstein. Schliesslich hatte sich die Welt doch ausgegohren und setzte Kunst und Wissenschaft wieder in den ihnen gebührenden Platz ein. Es kamen auch solche Männer, die, nachdem sie alle in der Literatur des Altertums aufbewahrten Wissens-Bruchstücke sorgsam hervorgesucht hatten, nun daran gingen, die vor zwei Jahrtausenden begonnene Arbeit fortzusetzen und es versuchten, die Naturgesetze aus der Natur selbst herauszulesen.

Es konnte also auch der Magnet und der Bernstein nicht lange in Vergessenheit bleiben. Aber die zielbewusste und consequente Arbeit, die zu den oben erwähnten Resultaten führte, begann erst um das Jahr 1600.

Ein englischer Arzt, Gilbert, machte den ersten wichtigen Schritt, indem er die Anziehung des Elektron von derjenigen des Magneten scharf unterschied und dadurch diese beiden, bei den Griechen noch als zusammengehörig betrachteten Erscheinungen von einander trennte, obwohl die fortschreitende Wissenschaft dieselben im gegenwärtigen Jahrhundert wieder aufs innigste mit einander verband. Aber Gilbert ging noch weiter; er wies nach, dass nicht nur das Elektron, sondern viele andere Körper unter eben solchen Umständen eine ganz gleichgeartete Anziehung ausüben; er nannte solche Körper elektrische. Er gab dadurch dieser Erscheinung nicht nur einen Namen, sondern er eröffnete damit den Versuchen der Experimentatoren ein neues Feld der Forschung, dessen Ausdehnung damals nicht einmal geahnt wurde. Seitdem fehlt es auch auf diesem Felde nicht an Arbeitern. In der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts hatten die auf die elektrischen Körper bezüglichen Untersuchungen schon so überraschende Resultate gezeitigt, dass sie damals gewiss ebenso grosses Erstaunen hervorriefen, wie heute die Entdeckungen der Gegenwart. Man wusste schon damals, dass die elektrische Wirkung nicht nur an der Reibungsstelle, sondern in gewissen Körpern in einer Entfernung von mehreren hundert Klaftern, ja sogar meilenweit davon, und zwar fast im selben Augenblicke, sich äussert. Wenn man das eine Ende eines Drahtes oder einer leinernen Schnur einer geriebenen Glasstange nähert, so wird der Draht oder die Schnur auch am anderen, weit entfernten Ende eine Flaumfeder oder sonstige leichte Körper an sich ziehen. Mit einem Worte, dieser Draht oder diese Schnur leitet die elektrische Wirkung weit fort.

Die Gelehrten benützten schon damals zur Reibung der Körper Maschinen und sobald sie gelernt hatten, mittelst solcher die Stärke der elektrischen Wirkungen zu steigern, bemerkten sie auch, dass das leise Knistern, welches man in der Nähe von geriebenem Bernstein hört, sich zu einem knallenden, glänzenden Funken steigern lässt, der im menschlichen Körper empfindlichen Schmerz verursacht, und der wie der Blitz zündet und leuchtet.

Ludolf entzündete in der feierlichen Jahresversammlung der Berliner Akademie vom Jahre 1744 mit einem solchen Funken Schwefeläther. Kurze Zeit darauf entlockte Franklin aus der Schnur eines bis in die Nähe der Wolken aufgelassenen Drachen kleine Blitze. Ja noch mehr, er fand nicht nur Mittel die Blitze, die elektrischen Funken der Wolken, auf die Erde herabzuleiten, sondern auch die Elektricität von unseren Häusern wegzuleiten und die Blitzgefahr von ihnen abzuwenden. Diese grossen Entdeckungen geschahen in einem Zeitraume von kaum zehn Jahren. Für den Wis-

senskreis dieser Epoche sind einige launische Zeilen charakteristisch, mit welchen Franklin seinen Freund Collinson zu Tische lud.

«Wir werden einen Hahn von Calcutta mittelst eines elektrischen Schlages tödten, denselben über ein, mittelst Elektricität angezündetes Feuer, auf einem sich elektrisch drehenden Spiesse braten und elektrische Becher auf die Gesundheit der Elektricitäts-Gelehrten von England, der Niederlande, Frankreich und Deutschland leeren, und dann mögen auch die Salven der mittelst elektrischer Batterien abgefeuerten Kanonen erdröhnen.»

Es ist nichts in diesen Worten, was nicht schon damals ausführbar gewesen wäre.

Aber auch auf anderen Gebieten machte die Wissenschaft während der Zeit, in welcher diese Entdeckungen zu Tage treten, bedeutende Fortschritte. Galilei erforschte die Gesetze der Bewegung, Newton folgerte aus den Bahnen der Gestirne auf ihre gegenseitige Anziehung, und seitdem war jeder wahre Gelehrte bestrebt, die irdischen Erscheinungen wenigstens ebenso genau zu erkennen.

Die wichtigste Aufgabe wurde die Erforschung der Bewegung und der in derselben sich offenbarenden Kraft. Gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts machte sich Coulomb an die Lösung dieses Problems auf dem Gebiete der Elektricität; er constatirte, in der Weise der Astronomen, mit Uhr und Winkelmaass in der Hand, dass sich kleine elektrische Körper nach ähnlichen Gesetzen anziehen, wie die himmlischen Körper. Aber die Aufgabe hatte hier in Folge der verschiedenen Form und der oft kleinen Entfernungen der auf einander wirkenden Körper viel verwickeltere Verhältnisse zu berücksichtigen, als diejenigen, die Newton bei den Himmelskörpern vorfand; ja, diese Aufgabe gab den Mathematikern und Physikern bis heute Beschäftigung.

Das fortwährende Anwachsen der in den neuen Versuchen sich offenbarenden Thatsachen und Gesetze erweckte das Interesse nach deren Ursachen immer mehr und mehr. Des Menschen Wissensdrang ruht nie; er sucht Ursache nach Ursache und begnügt sich schliesslich, weil eine befriedigende Endursache nicht zu finden ist, mit Hypothesen und gewöhnt sich im Laufe der Zeiten an dieselben. So kam im vergangenen Jahrhundert Symmer zu der eigentümlichen Hypothese, dass der elektrische Zustand der Körper von besonderen, in ihnen befindlichen Flüssigkeiten verursacht werde, welche, obwohl man ihr Gewicht nicht messen kann, dennoch auf schwere Materien und in schweren Materien Wirkungen ausüben können. Diese Hypothese übernahm auch die Neuzeit, und obwohl wir sie nicht für wahr halten, haben wir uns doch bis zum heutigen Tage so sehr daran gewöhnt, dass wir, wenn wir eigentlich von den Erscheinungen der elektrischen Körper sprechen wollen, gewöhnlich diese Fluida erwähnen. Aber wir haben auch guten

Grund dazu, denn wir konnten auf diese Hypothese eine solche Theorie basiren, die nicht nur eine Uebersicht über die fortwährend wachsende Menge dieser Erscheinungen ermöglichte, sondern auch denjenigen als Fackel diente, die neue, noch in Dunkel gehüllte Pfade der Forschung betraten.

Dieser, bisher kurz skizzirte Entwickelungsgang unserer, auf die Elektricität bezüglichen Kenntnisse zeigt bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts kaum einen Sprung oder eine Unterbrechung; es ist ein stetiges Fortschreiten zur Lösung der richtig gestellten Aufgabe. Wir würden es kaum verstehen, dass die Auffindung dieser Kenntnisse erst so spät geschah, dass z. B. die Römer nicht schon viel früher so weit kamen, wenn wir die Charakterzüge dieser mächtigen Nation und ihres Zeitalters nicht kennen würden. Wir können uns einen römischen Senator oder Feldherrn mit einem Stück Bernstein in der Hand, versuchend Hollundermark-Kügelchen zum Tanzen zu bringen, nicht einmal vorstellen; derlei Beschäftigung war damals Sklavenarbeit, jedoch der Sklave kann wohl ein guter Nachahmer sein, aber seine Fesseln hindern ihn an der freien wissenschaftlichen Forschung. Unser neueres Zeitalter ehrt jegliche Arbeit, heute adelt nicht nur der Staatsdienst, nicht nur die Tapferkeit des Soldaten, sondern auch die geistige Arbeit des Künstlers und des Gelehrten, und heute hat die Kunst und hat die Wissenschaft viele begeisterte Jünger, denn, es ist nicht abzuleugnen, nach dem Adel streben Viele.

Ich kehre zu meinem Gegenstande zurück; ich kam bis an das Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Damals schien es, als ob der Elektricitätslehre keine neuen Thatsachen mehr hinzuzufügen seien; die wissenschaftlichen Ueberraschungen wurden immer seltener — und siehe da, plötzlich verbreitete sich das Gerücht, dass ein italienischer Arzt, Galvani, an gehäuteten Froschmuskeln eigentümliche Zuckungen wahrgenommen hätte, und damit beginnt aufs Neue die Thätigkeit und sie eröffnet in ununterbrochener Reihenfolge eine lange, selbst heute noch nicht abgeschlossene Reihe von Entdeckungen.

Ich versprach Kürze in meiner Erzählung; ich werde mein Versprechen auch einhalten; doch gestatten Sie mir, dass ich mich hier mit einigen Worten in die Betrachtung einiger Details einlasse. Ich werde solche Dinge erwähnen, die heutzutage allgemein bekannt sind, aber ich habe ja Thales vor Augen, und wenn es überhaupt möglich ist, ihn zur Bewunderung und zur Achtung des wissenschaftlichen Fortschrittes unseres Zeitalters zu bewegen, so bietet sich hier gewiss eine geeignete Gelegenheit.

In den Gewässern des Mittelmeeres lebt ein Fisch, Raja Torpedo, welcher bei der Berührung einen ebensolchen, schmerzenden Schlag austeilt, wie der elektrische Funke. Mit der elektrischen Kraft dieses Fisches beschäftigten sich schon mehrere Forscher in der zweiten Hälfte des acht-

zehnten Jahrhunderts, und hieran anknüpfend, auch mit der Elektricität der Tiere im Allgemeinen. Mit dieser Frage beschäftigte sich unter Anderen auch Galvani.

Man weiss nicht genau, wie es geschah, genug es lag einmal in der Nähe von Galvani's Elektrisirmaschine ein gehäuteter Froschschenkel; als Galvani's Gehilfe denselben zufälliger Weise mit seinem Messer berührte, sah er den Schenkel gleichsam wiederaufleben, zucken. Galvani's Neider benützten die Zufälligkeit dieser Entdeckung zur Verkleinerung seiner Verdienste und warfen ihm in satyrischen Versen auch das vor, dass er den berühmt gewordenen Froschschenkel zum Abendessen seiner leidenden Frau bereiten wollte. Forschen wir aber nicht danach, ob die kranke Frau diesen Schenkel verzehrte oder nicht, sondern sehen wir lieber, was der Gelehrte machte. Er wiederholte den Versuch und suchte diejenigen einfachsten Verhältnisse festzustellen, die zu seinem Gelingen unumgänglich notwendig sind, und weil damals die Elektrisirmaschine, die Wolken und der elektrische Fisch die bekannten Elektricitätsquellen waren, so war nichts natürlicher, als sein Bestreben, die Zuckungen des Froschschenkels mit einer dieser Quellen in Verbindung zu bringen. Er setzte die Schenkel den Funken der Elektrisirmaschine aus, hing sie an den Blitzableiter und bemerkte nach verschiedenen missglückten Versuchen wieder eine merkwürdige Sache. Die Froschschenkel waren mittelst Drahthaken an das Eisengitter seines Gartens gehängt, und wie sie der Wind so hin- und herschaukelte, berührten sie das Eisen des Gitters und zuckten dann immer von Neuem. Es geschah dies auch dann, wenn sich am Himmel keine Gewitterwolke zeigte, es wiederholte sich dies auch unter ähnlichen Verhältnissen in seiner Stube. Damit war Galvani zu einem wichtigen Resultate gekommen und er warf nun eine grosse Frage auf. Das Resultat war, dass die Ursache der Zuckungen keine äussere Kraft sein könne, sondern dass dieselbe ihren Sitz in dem vom Froschschenkel, dem Metallhaken und der Metalistange gebildeten geschlossenen Leiterkreise haben müsse, die Frage war nun: wo? Diese Frage beantwortete Galvani falsch. Er, der schon früher die tierische Elektricität überall gesucht hatte, glaubte es auch hier mit einer solchen zu thun zu haben, und hielt die Zuckungen für die Wirkung der in den Froschschenkeln verborgenen Elektricität.

Aber, obwohl falsch beantwortet, die Frage war nun einmal aufgeworfen und die richtige Antwort kam seinerzeit. Volta, der die Entdeckungen des Arztes mit dem Auge des Physikers beobachtete und verfolgte, wies nach, dass die Zuckungen nur dann sicher entstehen, wenn die die beiden Teile des Schenkelpräparates verbindende Leitung aus zwei verschiedenen Metallen besteht; daraus folgerte er, dass zwei verschiedenartige Metalle durch Berührung elektrisch werden und in dieser Eigenschaft auf den zwischen ihnen befindlichen Froschschenkel einwirken.

Hierauf liess er die Froschschenkel bei Seite und legte auf ein Kupferstück feuchtes Papier, darauf Zink und weiter wieder Kupfer, Papier und Zink und so fort, und baute so eine Säule, die berühmte Volta'sche Säule, und bemerkte an deren Enden dieselbe Anziehung, welche das geriebene Elektron zeigt. Es ist dies ein wunderbarer Weg, auf welchem die Untersuchung der Zuckungen des Froschschenkels dahin zurückführte, von wo aus die Elektricitätslehre vor mehr als zweitausend Jahren ihren Ausgang nahm. Aber diese Rückkehr war kein Rückfall. Die Elektricität, die in Volta's Säule der nie versiegenden Quelle der Natur entspringt, trat in ihren Wirkungen in einer die Erwartung weit übertreffenden Macht auf. Verbindet man nämlich die beiden Enden der Säule mit leitenden Körpern, dann gleichen sich, um mit der Ausdrucksweise der Theorie zu reden, die dort angehäuften Elektricitäten aus, und, indem sie von den in der Säule wirkenden Kräften immer aufs Neue ersetzt werden, geraten sie in eine fortwährende Strömung.

Diese Strömung im Leiterkreise leistet in den verschiedenen Teilen dieses Kreises Arbeiten, die in verschiedener Gestalt auftreten, und weil wir auch noch so weit entfernte Stellen in diesen Leiterkreis mit einbeziehen können, so kann diese Strömung fast gleichzeitig bei uns und bei unseren Antipoden Arbeit verrichten. Wir gebrauchen ein gutes Gleichniss, wenn wir diese Erscheinung elektrischen Strom nennen.

Auch das Wasser unserer Flüsse befindet sich im stetigen Kreislaufe; es fällt von den Wolken auf die Erde, erzeugt dort Quellen; viele Quellen bilden Flüsse, die ins Meer strömen; aber die Sonnenwärme bildet wieder Wolken, diese wieder neuen Regen, neue Quellen und so fort. Was verrichtet nun Alles der Fluss während seines Laufes? Er untergräbt Felsen, zerstört und baut auf, treibt Mühlen und Fabriken, und hinterlässt überall, wo ihn sein Weg führte, erkennbare Spuren.

So ist auch der elektrische Strom; ich würde kein Ende finden, wollte ich Alles erwähnen, was er im Stande ist zu leisten. Dies müsste Thales lernen, wenn er darauf neugierig wäre. In der Geschwindigkeit könnte ich ihm kaum mehr sagen, als das, was das Inhaltsverzeichniss eines Buches giebt. Der Strom erwärmt dort, wo er hindurchgeht, und kann daher leuchten; er zerlegt die Körper in ihre Bestandteile und kann daher vergolden, versilbern; er macht das Eisen zum Magneten, und kann daher allerlei Mechanismen in Bewegung setzen. So wie aber in der Natur jede Wirkung mit der dazu gehörigen Gegenwirkung auftritt, so kann auch die Wärme, die Vereinigung der Körper, die Umwandlung des Eisens in einen Magneten, und die Bewegung des letzteren wieder einen Strom erzeugen.

Die Entstehung aller dieser Thatsachen war eine fast notwendige Folge der Entdeckungen Galvani's und Volta's; ebenso wie die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Elektron auf die in Franklin's Zeitalter gefundenen

Wahrheiten führen musste. Ich sage dies in dem Sinne, in welchem ich vom Bergmanne sagen würde, dass er den Schatz, dessen Spuren er entdeckt, gewiss zu Tage fördern werde, denn ich stelle mir einen solchen Bergmann vor, der die gefundene Ader verfolgen kann, und der nicht verzagt, wenn er sie während der Arbeit verfehlt, sondern sich immer aufs Neue an die Arbeit macht und nicht eher ruht, bis er das Ziel erreicht hat. Wie dieser Bergmann, so waren die Gelehrten, die nach Volta kamen; sie folgten der Spur einer reichen Ader und förderten den Schatz zu Tage, aber wie viel vergebliche Versuche und welche ausdauernde Arbeit dies gekostet hat, das kann nur der wissen und richtig beurteilen, der sich nicht mit dem Inhaltsverzeichniss begnügt, sondern sich die Mühe nimmt, das Buch selbst zu lesen.

Fortwährend Schritt haltend mit den Entdeckern der neuen Thatsachen, drangen auch die Vertreter derjenigen strengeren wissenschaftlichen Richtung vor, die, unbefriedigt von der qualitativen Kenntniss der Erscheinungen, deren Grösse mittelst genauer Messungen bestimmten und im Zusammenhange dieser Grössen die in mathematischer Form darstellbare Gesetzmässigkeit suchten. Ihrer unermüdlichen Thätigkeit können wir es verdanken, dass wir heute von einem elektrischen Strom mit eben solcher Leichtigkeit bestimmen können, z. B., wie viel Licht er erzeugen könne, in welcher Zeit er eine beliebig grosse Fläche vergolden könne, wie viel Wagen er ziehen könne und so fort, wie der Ingenieur von einem Bach oder Fluss es berechnet, wie viele Mühlen, Fabriken, und mit welcher Kraft er treiben könne.

Ich kann mich nun über das, was ich noch zu sagen habe, kurz fassen; denn wenn wir gesehen haben, wie der Mensch sich in den Besitz dieser Macht setzte, die auf grosse Entfernungen Wärme, Licht, Bewegung erzeugt: so kann man sich darüber gar nicht wundern, dass er nun auch die Mittel ersann, dort zu wärmen, dort zu beleuchten, dort und so lange zu bewegen, wo und wie er es notwendig hat.

Die Stubengelehrten, oder sagen wir, wie es Physikern besser ansteht, die Laboratoriums-Gelehrten machten selbst die ersten Schritte auf dem Gebiete der Praxis. Das erste elektrische Licht leuchtete einem Gelehrten, der erste elektromagnetische Telegraph diente einem wissenschaftlichen Ideenaustausch, den ersten elektromagnetischen Motor hat vor mehr als sechzig Jahren unser gelehrter College Ányos Jedlik in Bewegung gesetzt. Aber diese primitiven Apparate der gelehrten Männer vermochten die anspruchsvollen Forderungen des Lebens nicht zu befriedigen: unser Stadtmagistrat würde Davy's elektrische Lampe nicht brauchen können, der Gauss- und Weber'sche Telegraph würde die Geduld unserer Zeitungsschreiber auf eine starke Probe stellen, und selbst unser gelehrter Veteran würde kaum weit kommen, wenn er sich auf einen Waggon setzen würde,

den sein Elektromagnet triebe. Es war daher noch genug zu thun übrig, aber was noch übrig war, das wurde nicht mehr die Sache des Stubengelehrten, sondern mit den Bewegungen des Lebens in engerer Verbindung stehender Männer. Diese erkannten die Bedürfnisse ihrer Mitmenschen und fanden in vielen Fällen die lebensfähige Form für die Befriedigung derselben durch die Verwendung der Errungenschaften der Wissenschaft. Der Gelehrte hat stets mit Achtung auf diese Männer geblickt, welche ihr Vertrauen zur Wissenschaft und ihre Begeisterung für die Beförderung des Gemeinwohles, um den Preis unermüdlicher Arbeit und oft grosser materieller Opfer, endlich ihrem Ziele näher führte.

Ich kann an dieser Stelle auch des grossen Verdienstes nicht geschweigen, welches bei diesem grossen Werke auch die Macht des Geldes hatte, jene Grossmacht, mit welcher der Idealist sich so schwer befreundet, welche jedoch gerade auf dem Gebiete der Verwendungen der Elektricität bewiesen hat, dass sie sich für grosse Dinge zu erwärmen, für dieselben Opfer zu bringen vermag.

Wenn Thales alles dies hörte, würde er sicherlich eingestehen, dass er sich getäuscht habe, als er im Magnet und im Elektron einen belebenden Geist suchte; er würde sich überzeugen, dass dieser belebende Geist nicht in diesen Gegenständen, sondern in der Brust jener Menschen gewohnt hat, die den kleinen Anfang zu solcher Grösse entwickelten.

Aber es ist Zeit, dass ich von Thales Abschied nehme; meine Erzählung ist zu Ende. Ich habe den Gegenstand derselben mit Absicht gewählt; ich wollte aus demselben die grosse Lehre abziehen, dass die Wissenschaft, sogar jene Wissenschaft, welche in ihren Anwendungen materiellen Vorteil bringt, nur so wahrhaft fortschreiten kann, wenn ihre Arbeiter die Wahrheit nicht aus Nebeninteresse, sondern von ihrem Wissensdrang getrieben um der Wahrheit selbst willen suchen. Diese unsere Behauptung wird durch jedes einzelne Moment in dem Entwicklungsgange der Elektricitätslehre bestätigt.

Hat etwa das Elektron, der Magnet, oder Galvani's Froschschenkel materiellen Vorteil in Aussicht gestellt? Was hat die mit diesen Dingen sich befassenden Gelehrten Anderes angetrieben, als eine grosse Frage, welche ihrer Lösung harrte? Wenn wir sehen, was diese Gelehrten mit ihrer begeisterten Tätigkeit geschaffen haben, können auch wir uns dem Einfluss jenes Geistes nicht verschliessen, welcher sie leitete, und welcher kein anderer ist, als der Geist der idealen Strebungen des Menschen.

Kunst und Wissenschaft haben gleicherweise dieses erzeugende Princip. Hier hört das Raisonnement auf, hier sind wir bei einem letzten Grunde angelangt. Die Wissenschaft wird nie die Formel finden, mit welcher sie die Notwendigkeit desselben zu beweisen vermöchte. Die Kunst kann ihm in ihren Meisterschöpfungen nahe kommen, aber sie wird die Form, in

welcher sie demselben Ausdruck gibt, nie als vollkommen betrachten können. Ja, die Wissenschaft, die Kunst würde vielleicht aufhören, wenn wir den Schlüssel des Rätsels fänden. Der Verstand hat für sich allein keine schöpferische Kraft, diese kann ihm nur das Herz geben — nicht dasjenige, was der Anatom, sondern was der Dichter Herz nennt.

Wir stehen vor einem Geheimniss, so viel wissen wir; aber dieses Geheimniss selbst aufzuklären, werden wir nie im Stande sein. Im Reich der Geheimnisse dringt der Dichter weiter, als der Naturforscher.

Wer kennte nicht jene herrliche Scene der Hamlet-Tragödie, wo der dänische Prinz Güldenstern eine Flöte reicht und ihn darauf zu spielen bittet. «Ich weiss keinen einzigen Griff, gnädiger Herr.» sagt Güldenstern. «Es ist so leicht, wie lügen,» spricht Hamlet. «Regiert diese Windlöcher mit euren Fingern und der Klappe, gebt der Flöte mit eurem Munde Odem, und sie wird die beredteste Musik sprechen. Seht ihr, dies sind die Griffe.» — «Aber die habe ich eben nicht in meiner Gewalt, um irgend eine Harmonie hervorzubringen; ich besitze die Kunst nicht,» antwortet darauf Güldenstern. «Nun, seht ihr, welch ein nichtswürdiges Ding ihr aus mir macht?» fährt Hamlet fort. «Ihr wollt auf mir spielen; ihr stellt euch, als kenntet ihr meine Griffe; ihr wollt in das Herz meines Geheimnisses dringen; ihr wollt mich von meiner tiefsten Note bis zum Gipfel meiner Stimme hinauf prüfen: und in dem kleinen Instrument hier ist viel Musik, eine vortreffliche Stimme, dennoch könnt ihr es nicht zum Sprechen bringen.»

Geehrte Versammlung! Suchen wir nicht das grosse Geheimniss der erhabenen Strebungen der Menschheit mit List herauszubekommen, übernehmen wir nicht die Rolle der Güldenstern und Rosenkranz, denn diese ist im Stücke unter allen Rollen die hässlichste. Aber deswegen, weil wir den Grund davon nicht angeben können, kämpfen wir nicht gegen die Macht des Ideals, sondern folgen wir lieber seiner aneifernden Stimme, möge es sich in welcher Gestalt immer offenbaren, in der Tapferkeit des Kriegers oder in der Schwärmerei des Missionärs, im Meisterwerk des Künstlers oder in der Schöpfung des Ingenieurs, im Liede des Dichters oder in den Forschungen des Gelehrten!

Damit eröffne ich die fünfzigste Generalversammlung der Akademie.

II. Jahresbericht des Generalsecretärs Koloman von Szily.

Herodot erwähnt im achten Buche seiner Geschichte, in der «Urania» (98), der hellenischen Sitte des Fackelrennens am Feste des Hephaistos. Die Renner sind in bestimmten Entfernungen von einander aufgestellt. Der erste, mit der angezündeten Fackel vom Altar des Hephaistos oder Prometheus Auslaufende, hat dieselbe noch brennend dem zweiten, dieser dem dritten und so weiter bis an das Ende der Reihe zu überreichen.

Auf diese Sitte spielt Lucretius (II, 77. 78) an, indem er also aufseufzt:

> «Inque brevi spatio mutantur sæcla animantum
> Et quasi cursores vitaï lampada tradunt.»

oder in deutscher Uebersetzung:

> «Innerhalb kurzer Frist die Geschlechter der Lebenden wechseln
> Und überreichen wie Renner die Fackel des Lebens dem nächsten.»

Die Fackel, welche die erhabenen Gründer unserer Akademie vor sechzig Jahren am Altare des Patriotismus entzündeten, ist heute schon in der Hand der dritten Generation. Die ersten Fackelträger sanken schon vor 1848 hin, die zweite Generation erlebte noch die Consolidation unserer Staatlichkeit im Jahre 1867, und auch die jetzige ist bald am Ende ihres Laufes. Die Renner treten, die Fackel von Hand zu Hand reichend, nacheinander ab: nur die Fackel möge brennen bleiben, — das heilige Feuer, die Fackel der ungarischen Wissenschaft und Cultur, möge immer heller und heller und in alle Ewigkeit leuchten! — —

Der Gründer unserer Akademie hat in seinen Präsidentenreden öfter von der eigentlichen Bestimmung der ungarischen Gelehrten-Gesellschaft gesprochen, aber niemals so klar und bestimmt, wie in der 1844er feierlichen Jahressitzung: «Unsere Akademie — sagte Graf Stefan Széchenyi 1844 — ist schon ziemlich aus der Mode gekommen, aus der Gunst des grossen Publicums gefallen, aber durchaus nicht, weil sie fehlerhaft errichtet worden ist, denn was einem Teile nicht gefällt, ist darum noch nicht fehlerhaft, und übrigens, wo ist etwas, was nicht der Verbesserung fähig wäre? . . . Unsere Akademie ist — das dürfen wir nie vergessen — eigentlich nicht Zweck, sondern vielmehr blos eines der Werkzeuge unseres Fortschritts, welches, wenn es sich nicht abstumpft oder verschiebt, unsere Sache ebenfalls um je eine Stufe höher jenem Ziele zufördern kann, welches nichts weniger ist, als das nationale Aufblühen. Denn, wenngleich unsere Akademie nie einen politischen Anspruch hatte und auch jetzt nicht hat, hat ja ihre Idee doch aus keinem anderen Grunde Wurzel gefasst und ist sie eigentlich auch zu keinem anderen, als zu dem Zwecke ins Leben getreten, damit unser nationales Sein um einen Hafen, um einen Hüter mehr habe.»

«Aber andererseits muss — wie Baron Josef Eötvös im Jahre 1868 hier an dieser Stelle entwickelte — die Nation sich beteiligen an dem Kampfe, dessen Zweck die Begründung der bürgerlichen Freiheit und westlichen Civilisation in diesem Teile Europas ist; und unsere Akademie muss sich beteiligen an dem grossen Werke, welches in ganz Europa auf dem Gebiete der Wissenschaften für die geistige Befreiung der Völker gethan wird; ja die Nation kann ihre Aufgabe nur insofern lösen, inwiefern wir dieser unserer Pflicht Genüge thun.»

Dieselben zwei Ideen, von denen die eine dem Grafen Stefan Széchenyi

in der Gründung, die andere dem Baron Josef Eötvös in der Leitung der Akademie vorschwebte, leuchten durch die ganze Geschichte unserer Akademie hindurch. Die ungarische Gelehrtengesellschaft hat nie vergessen, dass sie nicht blos ein wissenschaftliches, sondern zugleich ein nationales Institut sein müsse. Sie wusste und weiss, dass sie zugleich zwei Herren dienen müsse, von denen man sagt — was ich indessen nicht glaube —, dass sie in keiner Verbindung, ja nicht einmal in Bekanntschaft mit einander stehen, nämlich der Wissenschaft und der Nationalität. Unsere Akademie hat unzweifelhaft eine viel schwierigere Aufgabe als die ausländischen Akademien, welche weder sprachliche Schranken kennen, noch sich mit jener Art der Wissenschaftsverbreitung befassen, welche von uns die Nation jetzt noch mit Recht fordert. Es ist natürlich, dass unser Fortschritt unter der Wucht dieser doppelten Aufgabe ein langsamerer ist, als er sein würde, wenn wir unsere ganze Kraft auf die eine dieser Aufgaben concentriren dürften. Aber darum schreiten wir auch so vorwärts. Denken wir nur beispielsweise an das Niveau unserer Sprachwissenschaft, unserer Archäologie, unserer naturwissenschaftlichen Abhandlungen vor fünfundzwanzig Jahren, und wir werden sofort einsehen, wie bedeutend wir seit der Consolidation unserer Staatlichkeit auch auf dem Gebiete der Wissenschaften fortgeschritten sind.

Ich habe indessen diesfalls nur die Pflicht, über ein Jahr, über die Thätigkeit der ungarischen Academie der Wissenschaften im Jahre 1889 zu berichten und kann mich auch hier, um die Aufmerksamkeit der g. Zuhörerschaft nicht gleich im Anfang zu ermüden, unter Hinweis auf das verteilte Heft des «Akademischen Anzeigers» (Akademiai Értesítö), nur auf die Anführung der wichtigsten Ergebnisse und bedeutendsten Ereignisse einlassen.

Unsere Sprachgelehrten — um meinen Bericht mit der ersten Classe zu beginnen — haben auch im abgelaufenen Jahre eifrig an der Erfüllung ihrer wissenschaftlichen Aufgaben gearbeitet. In der Wissenschaft der ungarischen Sprache ist das bedeutendste Moment dieses Jahres die Vollendung des ersten Bandes des ungarischen sprachgeschichtlichen Wörterbuches gewesen. Die Redacteure, das ordentliche Mitglied Gabriel Szarvas und das correspondirende Mitglied Sigmund Simonyi, haben binnen verhältnissmässig kurzer Zeit — denn acht Jahre sind für die Redaction eines solchen Werkes in der That eine kurze Zeit — ihrer schwierigen Aufgabe entsprochen, welche darin bestand, aus dem gesammelten Wortschatze der alten Literatur ein möglichst vollständiges Bild der alten Wörter und Redensarten unserer Sprache zu geben. Dieses Wörterbuch wird fortan die verlässlichste Stütze aller auf die Geschichte unserer Sprache und auf das Verständniss unserer alten Literatur gerichteten Forschungen sein.

Im abgelaufenen Jahre hat auch das «Leben und Bau der ungarischen Sprache» (A magyar nyelv élete és szerkezete) betitelte Werk des corr. Mitglie-

des Sigmund Simonyi die Presse verlassen, welches zwei Zwecken zu entsprechen wünscht. Es wendet sich einesteils an das gesammte gebildete Publicum und sucht das Interesse für die Geschichte und das Wesen unserer Sprache zu wecken; andererseits fasst es auch für den Fachmann die hauptsächlichen Ergebnisse unserer sprachwissenschaftlichen Forschungen zusammen und unterzieht unsere gesammte sprachwissenschaftliche Literatur einer eingehenden kritischen Revue.

Ausser der ungarischen Sprache nehmen natürlich die verwandten ugrischen Sprachen die heimischen Kräfte in erster Linie in Anspruch. Auf diesem Gebiete ist das erfreuliche Ereigniss des verflossenen Jahres die glückliche Beendigung der wogulischen Reise Bernhard Munkácsi's. Sie ist nicht allein in ihrem äusserlichen Ablaufe glücklich, sondern auch insofern, als sie eine reiche Sammlung an Sprachmaterial und Volksdichtung ergab. Die wogulischen Texte unseres Reguly sind nunmehr entziffert und der wogulische Sprachschatz, welcher auch für die Vergangenheit unserer eigenen Sprache so wichtig ist, steht uns nun zur Verfügung.

Ein anderer heimischer Sprachforschungsreisender, Ignaz Halász, hat die lexikalische Aufarbeitung seines lappischen Sprachmateriales fortgesetzt. Der finnische Sprachgelehrte Emil Setälä, der sich in der ersten Hälfte des vorigen Jahres in unserer Mitte aufhielt und unsere Sprache lernte, hat schon nach viermonatlichem Studium, hier in der Akademie in ungarischer Sprache einen Vortrag über einen auf dem Aussterbe-Etat stehenden Zweig der finnischen Sprache, über die Sprache der Liven, gehalten und in sehr interessanter Weise die Frage der Sprachmengung beleuchtet.

Josef Budenz hat seine Vergleichung der ugrischen Sprachen untereinander fortgesetzt und sich diesfalls mit den Formen des Personal-Pronomens beschäftigt; ausserdem aber hat er auch eine grammatische Skizze einer dem Ungarischen fernerliegenden altaischen Sprache, der mongolischen, herausgegeben. Ebenfalls eine weitere Verwandte unserer Sprache hat Ignaz Kúnos zum Gegenstande seines Studiums gemacht und die Mitteilung der Ergebnisse desselben mit dem zweiten Bande seiner wertvollen Sammlung osmanisch-türkischer Volksdichtungen fortgesetzt, welcher Volksmärchen und Volkslieder enthält, die ersten von einer kurzen ungarischen Inhaltsangabe, die letzteren von einer vollständigen ungarischen Uebertragung begleitet.

Neben den Arbeiten auf dem Felde der ungarischen und altaischen Sprachforschung ist unsere Akademie jetzt zum ersten Male auch auf dem Gebiete der classischen Sprachen mit einer sehr wertvollen Publication aufgetreten, indem sie die Festus-Ausgabe des ord. Mitgliedes Emil Ponori-Thewrewk veröffentlichte, welche auf der genauen Vergleichung sämmtlicher Handschriften basirt und zu deren Zustandekommen die im Jahre 1877 heimgelangten Corvina-Handschriften den ersten Anstoss gaben. Der Um-

stand, dass das Werk des Festus die Fragmente eines grossen lateinischen Wörterbuches aus der Zeit des Kaisers Augustus aufbewahrt hat, lässt schon ermessen, wie wichtig die kritische Ausgabe dieser Quelle für die Kenntniss der Geschichte der lateinischen Sprache ist. Dies ist das erste grösser angelegte Werk, welches unsere Akademie der Philologie der classischen Sprachen darbietet und auch dieser Umstand hebt das Interesse und den Wert desselben.

Den Corvina-Handschriften oder wenigstens den auf dieselben gerichteten Forschungen unserer Gelehrten verdanken wir auch eine sowohl aus sprachwissenschaftlichem, als auch historischem Gesichtspunkte hochinteressante Entdeckung. Das ordentliche Mitglied Hermann Vámbéry hat nämlich seinen Einfluss am türkischen Kaiserhofe dazu benützt, für die ungarische Akademie der Wissenschaften eine kaiserliche Einladung zu erwirken, welche derselben die weitgehendste Vollmacht zur Erforschung der Ungarn betreffenden historischen Denkmäler erteilt. Die Akademie nahm die Einladung dankbar an und entsandte auf Vorschlag der historischen Commission unter Hermann Vámbéry's Führung eine aus den ordentlichen Mitgliedern Wilhelm Fraknói und Koloman Thaly und den corr. Mitgliedern Eugen Ábel und Johann Csontosi bestehende Fachcommission mit der Instruction, die durch die Gunst des Glückes dargebotene Gelegenheit je eher auszunützen. Gleichzeitig stellte Se. kaiserliche und königliche Majestät, sobald Hochdieselbe von der Expedition Kenntniss erhielt, der Akademie aus der Casse der königlich ungarischen Hofhaltung 6000 fl. zur Verfügung.

Die Commission traf am 21. September in Constantinopel ein. Alsbald öffnete sich ihr die kaiserliche Schatzkammer, in welcher, nebst den in den Feldzügen erbeuteten Wertgegenständen, auch die wissenschaftlichen Schätze verwahrt werden. »Unsere Gelehrten fanden weder die altungarische Bibel, noch die am Hofe des Königs Mathias gesungenen Heldenlieder, noch die Sammlung unserer ungarischen Kirchenlieder, welche ehedem die schwärmende Begeisterung dort vermutet hatte«; aber sie fanden unter anderen zwei slavische Handschriften, in welchen sich für die slavische Sprachwissenschaft und Serbiens alte Geschichte Quellen ersten Ranges eröffneten. Die eine derselben ist ein mit glagolitischen Schriftzeichen in slavischer Sprache geschriebenes Messbuch, welches im Anfang des 15. Jahrhunderts für den Hofgebrauch des bosnischen Bans Hervoja angefertigt wurde; die andere ist die vom Serbenkönig Miljutin II. Uros Stephan im Jahre 1318 für das Kloster Banjska ausgestellte goldene Bulle (Chrisovul). Die serbische königliche Akademie in Belgrad beeilte sich, der ungarischen Akademie der Wissenschaften ihren tiefgefühlten Dank für die Entdeckung des sprachwissenschaftlichen und historischen Schatzes auszusprechen, welcher seitdem bereits in der Edition der bosnisch-herzegovinischen Regierung das Tageslicht erblickt hat.

Die historische Commission der zweiten Classe hat auch im abgelaufenen Jahre die Erforschung, Veröffentlichung und Verarbeitung der ungarischen Geschichtsquellen fortgesetzt, mit Voraugenhaltung jener neuen Richtung der Geschichtswissenschaft, welche die Aufhellung der Wechselwirkung der einzelnen Nationen als ihre Hauptaufgabe betrachtet und nebstdem auf die gründliche Erkenntniss der Entwickelungsgeschichte der rechtlichen Institutionen ein Gewicht legt.

Die Commission beschäftigt sich schon seit anderthalb Jahrzehnten mit der Erforschung und Veröffentlichung der Denkmäler der ungarischen Gesetzgebung und des ungarischen Rechtslebens. Die Sammlung, welche die Acten, Beschlüsse und die Geschichte der Verhandlungen der ungarländischen und siebenbürgischen Reichstage enthält, umfasst bereits 24 Bände, von welchen 10 in der Redaction des ordentlichen Mitgliedes Wilhelm Fraknói und des ord. Mitgliedes Árpád Károlyi auf Ungarn, 14 aber in der Redaction des ordentlichen Mitgliedes Alexander Szilágyi auf Siebenbürgen entfallen.

Unter den im Jahre 1889 erschienenen Publicationen der historischen Commission muss ich zwei auch besonders erwähnen, nämlich das «Alphabetische Namensregister zur neuen Urkundensammlung aus der Árpádenzeit» und das «Namens- und Sachregister zum Archivum Rákózianum». Die Commission hat mit der Veröffentlichung dieser Register einem alten berechtigten Wunsche entsprochen; jetzt besitzen wir wenigstens einen Schlüssel zur leichteren Benützung dieser wertvollen Urkundensammlungen.

Die Vierteljahrsschrift der historischen Commission, das historische Magazin (Történelmi Tár), welches unter Mitwirkung der historischen Gesellschaft erscheint, dient gleichsam als Bindeglied zwischen der Akademie und der historischen Gesellschaft. Diese Zeitschrift ist ein reiches Magazin kleinerer historischer Aufsätze und Beiträge, welchem auch eine bunte Folge historischer Correspondenzen, kleinerer Diarien und culturhistorischer Daten Leben verleiht.

Zur Geschichtswissenschaft muss — wiewohl geschäftsordnungsgemäss der dritten Classe angehörend — auch die kriegswissenschaftliche Commission gezählt werden, welche sich auch im abgelaufenen Jahre ausschliesslich mit Kriegsgeschichte befasst hat. Die Zeitschrift dieser Commission, die Kriegsgeschichtlichen Mitteilungen (Hadtörténelmi Közlemények), schlagen in der Gunst der sich dafür interessirenden Fachkreise immer stärkere und tiefere Wurzeln, so dass sie aus dem Plus der Pränumerationsgelder auch eigene Preise auszuschreiben im Stande ist.

Die Zeitschrift der archäologischen Commission, der sowohl in Hinsicht auf inneren Gehalt als auch auf äussere Eleganz ausgezeichnete «Archäologische Anzeiger» (Archæologiai Értesítő), hat auch im verflossenen Jahre treu seine Aufgabe erfüllt; er hat das sich in immer weiteren Kreisen

für die vaterländische Archäologie kundgebende Interesse nicht nur rege erhalten, sondern auch bedeutend geweckt. Beinahe in allen Teilen des Landes — in Oedenburg, in Szentes, in Novák und Gross-Lehota (Comitat Neutra), in Tószeg (Comitat Pest), in Gyermel (Comitat Komorn), in Kölesd und Lengyel (Comitat Tolna), in Devecser (Comitat Abauj-Torna) — hat die Erforschung der neuerschlossenen oder auch schon früher bekannt gewesenen Grabfelder und Urculturstätten regen Fortgang genommen, ebenso die Weitererforschung der Römerdenkmäler in Aqui cum und Dacien. Das allergrösste Aufsehen erregte der Szilágy-Somlyóer Schatzfund aus der Zeit der Völkerwanderung, welcher aus 28, zum grossen Teile wohlerhaltenen Fibulæ und Schalen besteht, und der grossartige Fund von Apahida: gewaltige silberne Kannen, goldene Armbänder, Spangen und Ringe, ganz ähnlich den in Tournay entdeckten Schmuckobjecten des Frankenkönigs Childerich I. Auch die alte ungarische Kunstgeschichte wurde durch mehrere wertvolle Beiträge bereichert, unter anderen durch die in Német-Ujhely entdeckten Gemälde Johannes Mikó's, eines biher unbekannten ungarischen Malers aus dem 15. Jahrhunderte.

Auch die statistische und volkswirtschaftliche Commission hat sich im abgelaufenen Jahre zu neuem Leben aufgerafft. Ihre bereits nahezu im Einschlafen begriffene Zeitschrift, die Nationalöconomische Revue (Nemzetgazdasági Szemle) hat in der Hand des neuen Redacteurs durch den Eifer der sich um ihn schaarenden Mitarbeiter einen alle Erwartungen überflügelnden Aufschwung genommen. Sie erscheint pünktlich mit reichem Inhalt und unterzieht alle auf die Tagesordnung gelangenden wichtigeren volkswirtschaftlichen Fragen einer gründlichen Discussion.

Die mathematische und naturwissenschaftliche Classe führt, Hand in Hand mit ihrer ständigen Commission und mit der naturwissenschaftlichen Gesellschaft, das gesunde Princip der Arbeitsteilung mit voller Strenge durch, indem sie die Cultivirung der Mathematik und der Naturwissenschaften im Allgemeinen sich selbst vorbehält, die Erforschung und Beschreibung der physischen Verhältnisse des Vaterlandes aber einerseits der mathematisch-naturwissenschaftlichen Commission, andererseits der naturwissenschaftlichen Gesellschaft überlässt, und auch die grosse Aufgabe der Ausbreitung und Popularisirung der Naturwissenschaften der ebengenannten Gesellschaft anheimgiebt, welche in dieser Richtung schon seit Jahren eine grosse Thätigkeit entwickelt. Die dritte Classe betrachtet — hier dem Beispiele mehrerer grosser Akademien des Auslandes folgend — als die Hauptaufgabe der Akademiesitzungen nicht die vollumfängliche Vorlesung der Abhandlungen, sondern die Resumirung und kurze Mitteilung der bedeutenderen Ergebnisse. Nur so ward es möglich, dass die dritte Classe innerhalb eines Jahres — des eben abgelaufenen — in ihren 9 Sitzungen nicht weniger als 51 Vorträge und Mitteilungen auf ihre Tagesordnung setzen konnte, weit mehr — an-

derthalbmal mehr — als die beiden anderen Classen zusammengenommen. Eine auffallende Erscheinung ist es auch, dass von den 51 Mitteilungen nur ein Drittel von Akademikern stammt, zwei Drittel aber von ausserhalb der Akademie stehenden, meist jüngeren Forschern herrühren, welche von früher Jugend an um den Lorber ringen wollen, um einst in die Fussstapfen der abtretenden Veteranen treten zu können.

Von hervorragender Wichtigkeit sowohl den Gegenstand als auch die Methode anbelangend sind die Versuch-Serien des ordentlichen Mitgliedes Andreas Högyes in Bezug auf die «Immunität gegen die Tollwut» und des ordentlichen Mitgliedes Baron Roland Eötvös in Bezug auf die Gravitation. Beide haben in vollem Maasse die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt auf sich gelenkt, und wenn die erstere schon in ihrem ersten Stadium den grossen Preis der ungarischen Academie und die Anerkennung der französischen Fachzeitschriften errungen hat, wird die letztere, sobald sie abgeschlossen ans Tageslicht treten wird, nicht allein in der Bestimmung der localen Grösse der Schwere, sondern auch der Gestaltung der Erde, Daten von einer Genauigkeit liefern, wie man sie bisher nicht einmal zu hoffen gewagt hat.

Im abgelaufenen Jahre erschien unter den Publicationen der Akademie auch ein abgeschlossenes Product vieljähriger ameisenfleissiger naturhistorischer Fachforschung, nämlich die «Monographia Chrysididarum Orbis terrarum universi» des corr. Mitgliedes Alexander Mocsáry, ein Werk, welches als grundlegendes Handbuch fortan in der Bibliothek keines einzigen zoologischen Museums wird fehlen dürfen.

Unter den Gegenständen der Plenarsitzungen will ich nur eines einzigen erwähnen, dessen Gedächtniss die ungarische Wissenschaft eine lange Reihe von Jahren hindurch bewahren und dessen Wirkung sie noch länger verspüren wird, eines Ereignisses, welches überall in die Zahl der Landesereignisse eingereiht würde. Ich meine die von Herrn Andor von Semsey in der Penarsitzung vom 7. October 1889 angekündigte Spende von 100,000 fl. für zehn Preisaufgaben «zum Zwecke der Erforschung des Landes in jeder Hinsicht und der Belebung und Leitung der wissenschaftlichen Thätigkeit». Die gesammte Akademie nahm die bis jetzt ohne ihresgleichen dastehende Spende mit innigem Danke entgegen und constituirte dem Wunsche des hochherzigen Spenders entsprechend eine ständige Commission, welche die allgemeinen Statuten der Semsey-Preisconcurrenz und unter Mitwirkung der Classen der Akademie den Text der zehn Preisausschreibungen feststellte und der gegenwärtigen General-Versammlung vorlegte, von welcher aus dieselben, mit dem gemeinsamen Einreichungstermin 30. September 1895, nunmehr auch schon der Oeffentlichkeit übergeben worden sind. «Es sind noch viele Verdienste zu erwerben übrig — sagte der Barde zum Chor der Jünglinge — wohlan! für euch grünt der Lorbeer; verdient ihn!»

Die Semsey-Preisconcurrenzen werden, wenn auch nicht insgesammt auf den ersten Anlauf erfolgreich, doch in ihren Einzelpartien und schliesslich in ihrer vollen Gesammtheit von unberechenbarer Wirkung sein, nicht allein auf die wissenschaftliche Forschung, in deren Interesse sie die jetzt noch unverarbeitet umherliegenden Daten sammeln und zu einem organischen Ganzen zusammenfügen, die noch nach vielen Richtungen wahrnehmbaren Lücken und damit die Richtung der ferneren Specialforschung anzeigen werden, — sondern auch auf die Verbreitung der wissenschaftlichen Kenntnisse.

In dieser letzteren Hinsicht vermochte die Akademie, wiewohl ihre Statuten ihr auch diese Aufgabe vorsteckten, bisher nicht soviel zu thun, als von ihr das Publicum, aber auch ihr eigenes wohlverstandenes Interesse hätte wünschen mögen. Der Sache der Verbreitung der Wissenschaft diente nämlich nur das von Toldy angeregte und von Csengery ins Leben gerufene Bücher-Verlagsunternehmen, anfänglich mit sehr erfreulichem, später jedoch mit immer mehr abnehmendem Erfolg. Dieser letztere Umstand, insbesondere aber der Wunsch, die Publicationen des Unternehmens in je weiteren Kreisen zu verbreiten, bewog die Bücher-Verlagscommission, die bisherigen drei separaten Serien vom laufenden Jahre angefangen in eine zu vereinigen, die Uebersetzungen vor der Veröffentlichung durch Fachmänner revidiren zu lassen und in jedem Cyclus nur abgeschlossene Werke zu liefern. Diese Massnahmen belebten das ermattete Interesse unseres Publicums von Neuem, so dass der neue Cyclus schon jetzt mehr als doppelt so viel Abonnenten hat, als der frühere hatte, wiewohl in demselben auch im verflossenen Jahre neben den übersetzten, auch so ausgezeichnete Originalwerke erschienen, wie Sigmund Simonyi's «Leben und Bau der ungarischen Sprache» in zwei Bänden und Gustav Heinrich's «Geschichte der deutschen Literatur in der vorclassischen Periode» ebenfalls in zwei Bänden.

Die ungarische Akademie der Wissenschaften hat in Folge jenes engen Verhältnisses, welches dieselbe mit ihrer Gründerin und Erhalterin, der Nation, verknüpft, die Verpflichtung, von Zeit zu Zeit dem Publicum darüber Rechenschaft zu geben, in welcher Weise, mit welchen Mitteln und mit welchem Erfolge sie ihre grosse Aufgabe erfüllt: «die Wissenschaft und Literatur in ungarischer Sprache zu cultiviren und zu verbreiten».

Zu diesem Zwecke bedarf sie eines in kürzeren Zeitintervallen erscheinenden und detaillirte Auskunft erteilenden literarischen Organes, eines wenigstens monatlich erscheinenden Anzeigers, welcher getreulich Rechenschaft gibt, nicht allein über die Sitzungen der Academie, sondern auch über ihre Publicationen und über die mit ihrer Unterstützung erscheinenden Werke und Zeitschriften, und welcher einen fortwährenden Contact zwischen der Nation und ihrer Akademie zu vermitteln vermag.

Dies bewog die Akademie in ihrer Plenarsitzung vom 25. November 1889

zu dem Beschlusse, vom Jahre 1890 angefangen unter dem Titel «Akademie-Anzeiger» (Akadémiai Értesítő) eine Monatschrift herauszugeben, welche die sämmtlichen internen Mitglieder, ferner die Stifter der Akademie, die heimischen wissenschaftlichen Vereine und Anstalten, Lesevereine und Casinos unentgeltlich, Einzelne aber gegen einen geringen Pränumerationspreis erhalten. Diese Zeitschrift wird nicht allein das Publicum hinsichtlich der Wirksamkeit der Akademie orientiren, sondern daneben zugleich ein ständiges Organ jenes Bandes sein, welches die Abonnenten des Bücher-Verlags-Unternehmens mit der Akademie verknüpft. Wenn sich auf solche Weise ein aus mehreren tausend Köpfen bestehendes, aus der Intelligenz des Landes hervorgegangenes Stammpublikum um die Academie schaart, welches nicht nur bei der Abfassung des letzten Willens, im Augenblicke der letzten Einkehr in sich selbst der wissenschaftlichen Bestrebungen seines Vaterlandes gedenkt, sondern auch schon bei Lebzeiten jahraus jahrein sein Interesse für dieselben an den Tag legt, indem es uns unentwegt zum Fortschreiten auf der betretenen Bahn ermuntert und ansporat, dann können wir die Verbreitung der Wissenschaft und Literatur mit voller Kraft in Angriff nehmen. Dieses Stammpublicum wird künftig der Kern sein, um den sich mit der Zeit, nach dem Gesetze der Crystallisation, in immer grösseren Dimensionen die verwandten Elemente concentriren werden.

Aber der Mensch denkt, Gott lenkt!

Vom Gründungsjahre unserer Akademie 1830 bis 1840, also bis vor einem halben Jahrhundert, wurden 204 Männer zu Mitgliedern der ungarischen Gelehrten Gesellschaft erwählt, beziehungsweise ernannt, und von diesen wurde nur 7 durch besondere Gunst des Geschickes das Glück zu Teil, des fünfzigjährige Jubiläum ihrer Wahl zu Akademikern zu erleben: Johann Udvardy-Cherna 1882, Nicolaus Barabás und Lorenz Tóth 1886, Samuel Brassai und Ludwig Kacskovics 1887, Franz Pulszky 1888 und Stephan Szabó 1889. Wieviele unter den Uebrigen spannen ebenfalls noch auf Jahre hinausreichende Pläne, träumten von einer schöneren Zukunft und mussten auf der Hälfte ihrer Lebensbahn abtreten und eine lange Zeit hindurch unausgefüllt gebliebene Lücken hinter sich zurücklassen!

Auch das seit unserer letzten General-Versammlung verflossene Jahr hat unsere Akademie von vielen unserer Genossen, die ihr Stolz und ihre Hoffnung waren, beraubt. Die verstorbenen drei auswärtigen Mitglieder sind ja ein Verlust einer anderen Nation: August Ahlquist, einer der hervorragendsten Arbeiter der vergleichenden ugrischen Sprachwissenschaft und der grösste Lyriker seines Vaterlandes, ein Verlust Finnlands; Wilhelm Giesebrecht, der Classensecretär der baierischen Akademie der Wissenschaften und berühmte Geschichtsschreiber der alten deutschen Kaiserzeit, ein Verlust Deutschlands; Franz Beda Dudik, der auch von unseren vaterländischen Historikern oft citirte Historiograph Grossmährens, ein Verlust Mährens; eines

unserer internen Mitglieder, der südslavische Geschichtsschreiber Ivan Kukuljevics, den wir zur Zeit unserer gemeinsamen Leiden unseren Reihen einfügten, ist zugleich ein Todter Croatiens. Die übrigen zehn Todten dieses Jahres sind ausschliesslich die unsrigen.

Aus der Reihe unserer correspondirenden Mitglieder schieden noch vor den akademischen Ferien Johann Pauer, ein eifriger Arbeiter der ungarischen Kirchengeschichte, einer der letzten Vertreter der Schule Stephan Horváths, und Augustin Tóth, der gelehrte Militär-Ingenieur und Kartograph, deren Andenken die pietätsvolle Verehrung und Freundesliebe in unseren Plenarsitzungen auch bereits durch Denkreden gefeiert hat. Während der Akademieferien geleiteten wir den Veteranen der ungarischen pädagogischen Literatur, einen der eifrigsten Vorkämpfer des Kinderbewahrwesens in Ungarn, Franz Ney, zu Grabe, der bereits vor einem halben Jahrhundert ständiger Mitarbeiter der Zeitschriften «Világ» (Welt) und «Honderü» (Vaterlandslicht) gewesen ist.

All diese Männer standen bereits im Abend ihres Lebens, als sie aus unserem Kreise schieden; ihr Tod erregte zwar schmerzliche Gefühle, war aber nicht erschütternd. Eine desto erschütterndere Wirkung rief der bald nacheinander erfolgte Tod zweier unserer jungen Genossen, Eugen Abel und Géza Antal, hervor, welche bereits eine glänzende Vergangenheit hatten, und nach dem Anfang zu urteilen, Ausserordentliches versprachen. Jener ein mit strenger Gewissenhaftigkeit und trotzdem erstaunlicher Fruchtbarkeit, weil mit eisernem Fleiss arbeitender Jünger der classischen Philologie und ungarischen Literaturgeschichte, dieser ein berufener Meister und glücklicher Förderer der Chirurgie auf theoretischem sowohl als auch practischem Gebiete. Beide waren rein der Wissenschaft und dem Fache ihrer Wahl lebende Gelehrte. Anders das erst in diesem Jahre dahingeschiedene corr. Mitglied Baron Blasius Orbán, dessen Thätigkeit sich zwischen der Geschichte seines engeren Székler Vaterlandes und der actuellen Politik so sehr teilte, dass wir es fast bedauern müssen, dass er nicht bis an sein Ende der Muse der Geschichte treu geblieben ist.

Aus der Reihe unserer ordentlichen Mitglieder schieden seit der vorjährigen General-Versammlung drei unserer Genossen: Friedrich Pesty, seit zehn Jahren Classensecretär der zweiten Classe und Referent der historischen Commission, Verfasser der Werke über die «Burggespanschaften» («Várispánságok») und «Verschollenen alten ungarischen Comitate» («Letünt régi vármegyék») und vieler anderer wertvoller historischer Abhandlungen; Stephan Apáthy, ein gründlicher Schriftsteller und Lehrer des rechtswissenschaftlichen Faches, der Codificator des ungarischen Handels-, Wechsel- und Concurs-Gesetzes, und Eugen Hunyady, der hervorragende Mathematiker, ein in ganz Europa hochgeschätzter Meister der Theorie der Determinanten.

Aus der Reihe der Ehren- und Directionsmitglieder fehlt uns nur ein

einziger Name, aber der Träger dieses Namens war der Stolz der ungarischen Akademie und der ungarischen Nation. Mit tiefem Schmerz haben wir an der Trauer teilgenommen, welche mit dem Tode des Grafen Julius Andrássy die ganze ungarische Nation traf. «Unsere Pflicht wird es sein, jene Geschichte zu schreiben, die er gemacht hat, und diese Geschichte wird ein glänzendes Blatt der Geschichte Ungarns bilden.» Die jetzt lebenden Akademiker werden das Andenken seines fascinnirenden und glänzenden Geistes lange bewahren, sein Porträt aber wird in unserem Porträtsaal neben den Bildnissen des Grafen Stephan Széchenyi, des Barons Josef Eötvös, Franz Deák's und anderer unserer Trefflichen auch der Nachwelt verkünden, dass sein Genie auch hier in der bescheidenen Gesellschaft der ungarischen Gelehrten wohlthätig gewirkt hat. Doch ergeben wir uns in das ewige Gesetz:

«Innerhalb kurzer Frist die Geschlechter der Lebenden wechseln
Und überreichen wie Renner die Fackel des Lebens dem nächsten!»

III. Horatius und Kazinczy.

Mein Vortrag bietet weniger, als sein Titel verspricht. Der eigentliche Gegenstand desselben ist blos eine einzige poetische Epistel, welche Franz Kazinczy vor eben achtzig Jahren an Daniel Berzsenyi gerichtet hat. Zu meiner Entschuldigung dient, dass ich in diesem einen Gedichte den ganzen Kazinczy sehe, mit seiner über allen Parteien stehenden Bildung und seinem parteiischen Geschmack: den Menschen, den Dichter, den Sprachgelehrten und den Kunstkritiker in gleichem Grade. Diese Epistel ist ein später, vielleicht in der ganzen Weltpoesie der letzte Widerhall jener nahezu zweitausendjährigen Epistel, welche Horatius an die Pisonen geschrieben hat. Die horazische Epistel lehrt die Kunst der Dichtung in sinnreichen Epigrammen, in knatternden Hexametern. Diese Epistel haben alle Berge und Täler der europäischen Poesie widerhallt, wie irgend eine ewige Stimme; sie haben sie lateinisch und in nationalen Sprachen, in Versen und Prosa widerhallt, bis zu dem Zempliner Sátor-Berg, an dessen Fusse in den ersten Decennien unseres Jahrhunderts die Hüter- und Führer-Leuchte der neuen ungarischen Bildung brannte. Das Licht und die Wärme derselben empfinden wir auch in der an Berzsenyi gerichteten Epistel. Wiewohl in derselben kein einziges Wort über etwas Anderes, als die Fragen des Geschmackes und der Dichtung steht, vermag doch nur die Kurzsichtigkeit das Interesse derselben auf die Poesie zu beschränken. Grundlegung für Literatur und Kunst, Verbreitung der Wissenschaften, Reform der Sprache, Umgestaltung des literarischen und gesellschaftlichen Tones, Feinheit in Auffassung und Ausdruck, deren höchste Probe und Blüte die Dichtung ist: alles dies sind Fragen der

nationalen Bildung; die nationale Bildung hat aber damals nicht einmal das nationale Leben, sondern die nationale Auferstehung bedeutet.

Diese einfache und oft ausgesprochene Wahrheit erklärt eine auffallende und eigentümliche Erscheinung unserer Literaturgeschichte: die Höhe, auf welcher Apáczai, Bessenyei, Kazinczy und noch einige Andere vor uns stehen. Wir erkennen, verehren und verkündigen als bedeutende Gestalten solche Schriftsteller und Dichter, denen Fachgelehrte und Kritiker Selbstständigkeit und Bedeutung in der Wissenschaft, Originalität und Tiefe in der Dichtung mit Recht absprechen. Das Publicum scheint die ungünstige Meinung zu teilen, und das Andenken derselben ist dennoch im Stande die Nation zu entflammen, wie das Andenken Kazinczy's sie entflammt hat, und die ungarische Schule hält es doch für ihre Pflicht, getreu ihr Andenken zu pflegen und ihre Grösse zu verkünden. Sie möge dies auch allezeit für ihre Pflicht halten! Würden wir wohl im Stande sein, die Geschichte unserer Literatur, ja selbst unsere Literatur, ohne dieselben uns vorzustellen? Ihr Geist ist zur Erforschung der verborgenen Wahrheiten der Natur und des Menschenlebens vielleicht nicht genug scharf gewesen; er ist aber für die Erkenntniss, Verkündigung und Verteidigung der Cultur-Interessen und Bedürfnisse der Nation und der Mittel ihres Fortschrittes desto schärfer und entschiedener gewesen. Ihre Phantasie war nicht genug reich und lebhaft, um unmittelbar zu künftigen Jahrhunderten zu reden; aber die Flamme ihrer Begeisterung hat gezündet, geläutert, geleuchtet, weiter und weiter gegriffen, sie lodert auch heute um uns und führt unsere Augen durch Generationen hindurch zu ihnen zurück. Ihre Bedeutung besteht nicht in dem wissenschaftlichen und poetischen Werte ihrer Bücher, sondern im Ungarthum, in den die Entwickelung und Kräftigung der ungarischen Bildung und des ungarischen Lebens fördernden Ideen derselben. Ich vermöchte sie nicht treffender und kürzer zu charakterisiren, als Kazinczy es eben in der Epistel an Berzsenyi gethan hat: «Sie sind unsterblich in ihrem ungarischen Geiste.» Unsere heillosen Zustände, unsere Isolirtheit und Zerfahrenheit, die Unsicherheit unserer politischen Lage, unsere notgedrungenen Kämpfe um das Brod unseres nationalen Daseins, um unsere Sprache, unser allseitiges Angewiesensein auf unsere eigene Kraft: diese Umstände, die bei anderen Nationen beinahe unverständlich sind, heben ihr Piedestal höher. Dieselben haben uns eine besondere literarische Schule geschaffen: die Schule der Apostel. Die Helden derselben sind nicht grosse Schriftsteller und grosse Dichter; aber dessenungeachtet gehören sie mit Recht zu unseren Kranzträgern. Aus dem Kranze der grossen Gestalten der durch sie ersonnenen, inspirirten, erschaffenen ungarischen Literatur gebührt ein Blatt ihnen; sie haben diesen Boden dazu vorbereitet, dass ihm der Lorbeer entspriessen könne. An ihren Schläfen sehn wir denselben ohnedies mit Dornen durchschlungen. So wirken sie dann auf uns auch mit

dem tiefen Zauber der Poesie, nicht mit ihrer poetischen Grösse, sonder mit der traurigen und erhebenden Poesie ihres Lebenslaufes, welche inmitten der epischen Irrfahrten und tragischen Kämpfe der Nation ihnen als Anteil zufiel.

Kazinczy's Geisteswelt war durchaus nicht von jenen dunklen Schatten umdüstert, in deren Düster sie der in «Széphalom» sinnende Petőfi sah und auch wir sie zu sehen gewohnt sind. Keineswegs, vornehmlich noch zu jener Zeit, im Jahre 1809, nicht, als er die Epistel an Berzsenyi schrieb, wiewohl die Wolken damals bereits dicht an seinem Himmel emporzogen. Seine Uebersiedlung nach Széphalom im Jahre 1806 war auch nicht erst der Beginn seines materiellen Ruins, sondern die Besiegelung desselben. Und er erwähnt mit keinem Worte der gewissenlosen Selbstsucht, die ihn dorthin gedrängt hat; er hat vielleicht gar nicht daran gedacht. Er schildert seinem Freunde Johann Kis und dem Ujhelyer Arcas ganz glücklich die Schönheiten seines neuen Wohnortes: die lachenden Wiesen und Felder, den nahen «heiligen Eichenhain», den das weite Tal umschlingenden Bergeskranz, die freie Aussicht auf die umliegenden Dörfer bis zum Ujhelyer Turme und der Borsier Rákóczi-Ruine, die nahen freundlichen Weinberge, dazwischen den Toronyaer umgekehrten Fächer, die klappernden Mühlen und das fröhliche Leben der Landstrassen. Als ob Horaz gerade diesen Grundbesitz schilderte mit den Worten: Hoc erat in votis modus agri non ita magnus. «Tiber und Præneste können nicht schöner gewesen sein.» In diesem einfachen Seufzer erklingen zugleich Sehnsucht und Zufriedenheit. Die Sabiner Gegend am Fusse des Lucretilis, die Schlucht Digentia, mit ihren einander die Hände reichenden Berggipfeln, ihren Feigenbäumen und Steineichen auf den Ruinen des uralten Vacuna-Tempels, mit ihren Terrassen und Bächen ist unfehlbar romantischer, aber nicht so beruhigend, wie die Gegend von Széphalom.

Unter allen Winkeln des Weltalls lächelst,
Du, mein liebes Széphalom, mir am meisten!

hatte Kazinczy noch 1793, vor seiner Gefangenschaft, gesungen, und jetzt erblickte er in seinem Hieherverschlagensein nicht den Zwang seines bösen Geschickes, vielmehr die Erfüllung seines alten Traumes. Indessen, kaum dass er in sein neues Heim einkehrt, trifft ihn ein Schlag seines Schicksals: sein erstes Töchterchen und bisher einziges Kind stirbt. Sein Herz ist voll Schmerz; aber seine Trauer erscheint ganz in literarische Motive und poetische Bilder umgeschmolzen. Er betet seine Gemahlin an, die sich mit ihm der Entsagung und den Entbehrungen vermält hatte, und hat keine Ahnung davon, dass die von ihm gemalten Familienbilder, welche seine kurzsichtigen Augen für Idyllien halten, uns heute als ergreifende Scenen der Tragödie eines edlen, grossen, armen Frauenherzens erscheinen. Die Gräfin Sophie Török wurde die treue und geliebte Gemahlin Kazinczy's;

eine ganze Literatur blickte auf sie mit Recht mit huldigender Ehrerbietung, Berzsenyi schrieb an sie auch zwei Oden; aber ihren Dichter, der sie verstanden hätte, hat sie bis heute nicht gefunden. In Kazinczy's Herzen erwecken auch seine dicht aufeinanderfolgenden Vaterfreuden keine Sorgen; der Rosenbaum der Liebe blüht ihm. Er blickt auf seine Kleinen nicht mit der Besorgniss der ergrauenden, armen Väter, sondern mit dem Stolze der jungen Gatten. Auf die früh dahingeschiedene und schön besungene Iphigenie kommt, seine Wunde zu verbinden, Eugenie, die ihn damit ganz glücklich macht, dass sie sich zu den Bildern hingezogen fühlt. Nach ihr aber hätte er sich schon einen «Kerl in Hosen», einen Trajan oder Emil gewünscht, und eben zu der Zeit, in der wir ihn aufsuchen, wird ihm seine Sophronie Thalia geboren. Mehr als das Gefühl der Täuschung beschäftigt ihn die Sorge, wie er sein auf die Geburt seines erwarteten Sohnes im voraus verfasstes Gedicht in das genus femininum umwandle. Er begnügt sich nicht mit der Umschreibung; er erleichtert sich auch mit einem Epigramm, in welchem er sagt: es wurden auch die drei Grazien zuerst geboren, und nach ihnen Amor; seine Sophie folge diesem allerclassischesten Vorbilde. Er ist bereits fünfzig Jahre alt und ergraut; aber er nennt sich glücklich, glücklich trotz seiner finsteren Erinnerungen, seiner bedrängten Gegenwart und seiner drohenden Zukunft. Sein Nervenorganismus, seine Gemütsverfassung wird durch seine Aeusserung charakterisirt: seine Augen hätten sich entwöhnt, vor Schmerz zu weinen; sie vergiessen nur in süsseren Gemütserweichungen Tränen. Er war dazu geboren, fortwährend zu opfern und nichts als Opfer zu empfinden. Der Tag liess ihn leicht die Nacht vergessen und in seine Nächte schimmerte immer der Glanz des gestrigen Abendrotes und des morgigen Frührots hinein. «Ich segne ihn, der mich zwischen Schlangen und Drachen und durch alle Schrecknisse der Hölle hindurch geführt hat und mich jetzt belohnt.»

Wir haben keinen einzigen Schriftsteller gehabt, der in dem Grade Schriftsteller und nur Schriftsteller gewesen wäre, wie Kazinczy. Er findet in Bezug auf sich selbst nichts wirklich wichtig, als den Erfolg seiner Schriftstellerei, welche in seinen Augen die Frage der Sprache, des Geschmacks, der Bildung, ja des Schicksals und der Zukunft der Nation ist. Er lebt ganz in diesem Gedanken und in keinem anderen; nur an seinem Schreibtische; alles andere, Gefangenschaft und Armut, ist ihm gleichsam nur ein Traum. «Licht ist mein einziger Götze; immer ist es nur dieses gewesen und immer wird es nur dieses sein», sagt er in seinem Epistel-Fragment an Johann Kis. Seine ernste und exclusive Begeisterung erfüllt ein in jedem Atom künstlerisches Temperament und erscheint vom Gesichtspunkte der kleinen und berechtigten Ansprüche des Lebens als Leichtsinn. Seine Sorglosigkeit ist der Schatten einer grossen und heiligen Sorge. Seine halbhundertjährige Laufbahn im Dienste seines grossen Zweckes zeigt ebensoviel

Eitelkeit als Heldenmut, ebensoviel Kleinlichkeit als eiserne Consequenz. Er ist ein zärtlicher Gatte, ein liebender Vater, ein treuer Freund; aber auch unter den Ereignissen seines Privatlebens interessiren ihn unzweifelhaft am meisten diejenigen, welche dem ausgezeichneten Briefschreiber geeignete Motive bieten. In einem schönen Brief, den er schreibt, begräbt er leicht seine Sorge, und ein lobendes Wort, das ihm wird, lässt ihn schnell seine Drangsale vergessen. Indem er jedes Buch, jedes Gedicht, jedes neue Wort als eine bedeutende That betrachtet und als solche zu betrachten sich angewöhnt, schwindet seine Empfänglichkeit, seine Teilnahme für die Welt andersgearteter Thaten. Seine Muse macht der Krieg nicht verstummen. Wenn wir seine Briefe aus diesem Jahre lesen, so finden wir in denselben, besonders in den an Dessewffy gerichteten, die Nachrichten vom Kriegsschauplatze zwar erwähnt, aber ihr Ton, ihr Styl und die Mannigfaltigkeit ihrer Gegenstände lässt in uns kaum die Vorstellung aufkommen, dass rings um ihn die Monarchie in ihren Grundvesten wankt, Napoleon in Wien residirt und die Kaiserin-Mutter, wenige Stunden von Széphalom entfernt, im Kastell des Grafen Emerich Csáky zu Terebes, die Hände ringt. Wir hören zwar Eines und das Andere von den Rüstungen der Zempliner Insurrection; aber beinahe lauter als das Bedauern über die in der Raaber Schlacht gefallenen Freunde, äussert sich die Entrüstung über die schrecklichen Attentate, welche Alexander Kisfaludy's Kriegsmarsch gegen den Geschmack und Wohlklang verbricht. Während bei Aspern und Wagram die Kanonen donnern, befindet er sich weit mehr in Aufregung über das Schicksal seines eben erschienenen ungarischen Marmontel, seiner im Interesse der ungarischen Sprache nach Deutschland gesandten Preisschrift und seines in der Arbeit befindlichen Rochefoucauld. Er sammelt seinen Kriegsvorrath: seine Epigramme gegen die zopfigen Poeten und zurückgebliebenen Schriftsteller. Er feiert auch Triumphe: er schreibt die ersten ungarischen Sonette und versendet sie als Siegesbulletins nach allen Richtungen der Windrose. Inmitten des Kampfgetöses lauscht er dem Applaus seiner Freunde.

Gerade in den Tagen des Schönbrunner Friedensschlusses, da der Herrscher gezwungen ist einem Teile des Gebietes der ungarischen Krone zu entsagen, im October 1809, plant und schreibt er seine berufene Epistel an Berzsenyi. Sein Schriftstellerruhm strahlte nie heller, seine Autorität war nie fester, sein Primat nie uneingeschränkter, als in dieser Zeit. Mit seinem populärsten Rivalen in der Poesie, Alexander Kisfaludy, den er nie mit wirklich freundlichen Augen anzusehen vermochte, schliesst er einen Waffenstillstand, in welchem er Herr der Situation bleibt. Er hat Himfy (A. Kisfaludy's Pseudonym) im verflossenen Frühling Petrarca's Porträt gesandt, und dieser sendet ihm einen Brief voller Complimente, in welchem er Gessner verhimmelt und dessen Uebersetzer als seinen Meister anerkennt. »Die Götter haben es ihm eingegeben!« ruft Kazinczy aus und schreibt

einen verherrlichenden Artikel über Himfy's Lieder in eine deutsche Zeitung. Seine Stimme wird nicht allein in der Frage der poetischen Sprache, sondern auch in der Frage der Sprachwissenschaft von Gewicht. Im grössten und ergebnissreichsten Kampfe der ungarischen Linguistik, welchen Révai und Verseghi führten, werden seine Aeusserungen als Autorität citirt und in der Einleitung zu seiner Sylvester-Ausgabe nimmt er noch entschiedene Stellung für das Andenken und System des grossen Révai. Im vorigen Jahre hatten sich seine Pester Freunde Stephan Horváth und Vitkovics unter seinen Augen mit dem jungen Paul Szemere, den Kazinczy das «Abbild seiner Seele» nennt, zur Trias verbündet und hielten in ihrem Bündnisse bis zu ihrem Tode mit gleicher Begeisterung an der Person und den Principien des Meisters fest. Kaum ist er heimgekehrt, erwartet ihn eine neue Freude. Die beiden glänzendsten poetischen Sterne der neuen Generation von den beiden entgegengesetzten Enden des Landes reihen sich seinem Kreise an: im October des Jahres 1808 Berzsenyi, im December Kölcsey. Beide eilen, in Gedichten ihrem Meister Weihrauch zu streuen. Er konnte in ihren Worten die Huldigung der Zukunft vernehmen, zum ersten- und letztenmal, tief und uneingeschränkt. Die Herrschaft seines Geistes ist absolut; seine Opposition noch zerstreut und ohnmächtig. Der einzige Mann, den er in der Literatur über sich anerkennt, Báróczi, nähert sich schon seinem Grabe. Der familien- und daheimlose alte Sonderling geht im Jahre 1809, am Feste der Familie und des Daheims, am Weihnachtsabend dahin, eine Familie und ein Daheim zu suchen.

Kazinczy steht an der Spitze der Literatur; er gelangt sozusagen zur Rolle eines Herrschers oder Hohenpriesters. Sein erster Minister ist Johann Kis, den er zum Lohne seiner Treue reichlich mit den Verdienstkreuzen der Complimente überschüttet. In dieser Situation fällt es ihm ein, in kurzer Fassung, gleichsam als poetische Thronrede, seine Gedanken über jenes Ideal der ungarischen Poesie vorzutragen, welches ihm vor Augen schwebt, nach dessen Verwirklichung er selber hinstrebt, wohin er die ungarische Literatur und den ungarischen Geschmack zu führen beabsichtigt. Er schrieb sie in derselben Stimmung, derselben Situation nieder, welche ihn ein Jahr später zum Erlass der an Vitkovics adressirten berühmten poetischen Kriegserklärung gegen die Zurückbleibenden bestimmte.

Die Epistel, von welcher ich jetzt sprechen will, trägt an ihrer Spitze den Namen Berzsenyi's; aber Kazinczy adressirte und sandte sie erst später an denselben. Es bestimmte ihn nicht der Wunsch, den neuen Freund zu belehren oder zu beehren, sondern überhaupt der Drang, sich auszusprechen. Er dachte zuerst an Wolfgang Cserei und teilte demselben am 17. October auch sein Vorhaben und zwei Bruchstücke des Gedichtes mit. Vier Tage später sendet er die erste Ausarbeitung desselben, noch immer mit Cserei's Namen an der Spitze, auch an Berzsenyi. Indessen schon am 13. November schreibt

er an Cserei, dass die Epistel, da sie lauter die Kunst betreffende Dinge enthalte, einem Dichter gebühre; deswegen habe er sie lieber an Berzsenyi adressirt und auch schon abgesandt; er (Cserei) bleibe für später. Trotz dieser Erklärung ist es gewiss, dass der Brief nach Nikla (Berzsenyi's Wohnort) erst zwei Monate später abging. Kazinczy dachte ohne Zweifel schon an Berzsenyi, aber in der Absicht, seine Epistel wirklich an ihn zu adressiren und abzusenden, bestärkten ihn wahrscheinlich erst die neueren huldigenden Zeilen des «Einsiedlers von Nikla». Er erhielt aus Somogy (dem Comitate, in welchem Nikla liegt) in den ersten Tagen des folgenden Jahres 1810 auch zwei Begrüssungs-Gedichte. Das erste derselben war direct an Kazinczy adressirt und es ertönen darin Tiborczens laute, laute, kraftvolle Klagen gegen die auslandsüchtigen ungarischen Herren. Wer sei berufener, sie an ihr Ungartum zu erinnern, als Kazinczy, in welchem «Sokrates freundliche Weisheit sich mit dem Geiste und der schärferen Satire Horazens vereinigen»? «Wo ich rathe, dort gebietest du», schreibt Berzsenyi, in dessen Pulte damals schon seine Ode «Romlásnak indult, hajdan erős magyar» («Dem Verderben entgegengeht der ehemals starke Ungar») ruhte. Sein zweites Gedicht ist an Sophie Török (Kazinczy's Gemahlin) gerichtet, von welcher er wünscht, sie möge «Kazinczy's stolze Krone mit Myrtenzweigen umwinden». Erst nach Empfang dieser Gedichte schickt Kazinczy am 19. Jänner seine Epistel in der letzten Ausarbeitung und schon an Berzsenyi adressirt ab, aber nicht direct an diesen, sondern durch Johann Kis. Einige Zeilen des Begleitschreibens sind überaus interessant: «Seien wir nicht so eitel, mein Freund, zu glauben, dass die Nachkommen das, was wir schreiben, mit religiöser Ehrfurcht betrachten werden. Bei uns dämmert es erst und das Ziel ist entfernt! Wir dürfen aber ohne Hochmut glauben, dass es eine Zeit geben werde, wo die dankbare und gerechte Nachwelt mit Ehrfurcht das Papier berühren wird, auf welches durch unsere Hand der Gedanke unseres Hauptes und das Gefühl unseres Herzens geflossen ist. Biege also die Blätter der Epistel an Berzsenyi nicht zusammen, sondern übergieb sie ihm so, wie ich sie hier sende, und bitte ihn, er möge sie in seiner Brieflade aufbewahren. Seine Nachkommen werden sie einstens vielleicht höher schätzen, als das Pergament ihres Adelsbriefes.» Die einfache und gefühlvolle Seele Berzsenyi's, welche uns in seinen Briefen so anziehend entgegentritt, nimmt die Auszeichnung mit ernster Freude hin und dankt dafür am 28. Februar ohne überschwängliche Dankesphrasen. Ja er ermannt sich, Kazinczy gegenüber diesfalls zum ersten Mal, sogar zur Kritik. Er findet, dass die erste Bearbeitung meisterhaft sei, und dass diese zweite eine grössere Partie und zahlreiche Zeilen jener auf schulmässige Weise verdorben habe. Er wolle jene, «die von unvergleichlichen Schönheiten erfüllte», für seine Nachkommen aufbewahren, die entartete Copie aber übergebe er unerbitterlich den

Flammen. Kazinczy nimmt die Kritik höflich auf und führt die empfohlene restitutio in integrum zum grossen Teil durch.

Der Kern oder Keim der Epistel ist in einem am 14. Juli 1805 an Johann Kis geschriebenen Briefe Kazinczy's enthalten. Der ihn am nächsten interessirende, ihm am wichtigsten scheinende Gegenstand der Poetik ist die Frage der Sprache und Versification: der poetische Ausdruck. Dem übrigen schenkt er, in Theorie und Kritik, wenig Aufmerksamkeit. Er dankt Johann Kis mit überschwänglichen Lobeserhebungen für sein Epithalamium; nach seiner Ansicht hat «die ungarische Lyra himmlischere Klänge noch nie erklingen lassen». Bei dieser Gelegenheit spricht er es, gleichsam als Vorbehalt seiner Principien, aus, dass er wohl auch die reimenden Verse zu schätzen wisse, dass aber die auf griechische Weise geschriebenen denn doch «mit höherer Schönheit tönen»; diesen aber der «neumodischere Klang» der metrisch-gemessenen Reimverse nahe stehe. Dieser poetische oder richtiger verstechnische Eklekticismus duldete immer weniger die kaum als Rhythmus empfundene alte ungarische Versform, und wurde immer mehr für den klangreichen Formenwechsel des Rádai-Verses eingenommen. Er fühlt darin vereint die spielende Delicatesse des gebildeten Westens, die heitere Harmonie des Classicismus und die ernste Schönheit der ungarischen Sprache. In der Berzsenyi-Epistel schrieb er die poetische Geschichte und Theorie dieses vereinenden und wählenden Geschmackes nieder. Er weiht den ungarischen Helikon zur Treue für seine auserwählte Muse. Wer ist diese Muse, von wannen ist sie zu uns gekommen und was verheisst sie uns?

Das Hauptgesetz des Dichters ist der Geschmack; das Gedicht macht nur der rhythmische Wohlklang zum Gedichte. Er sucht nur diese beiden, nach dem Uebrigen frägt er wenig; auch der Begriff des Geschmackes beschränkt sich bei ihm auf die Eleganz und Tonfülle der Ausdrücke. Das Anklammern an Vorbilder oder an Lehren hat, ohne Geschmack, keinen Wert: oder sind die nach Horaz in Anapästen dahinhüpfenden ungarischen Jamben und die nach Gyöngyösi's Weise klappenden, plappenden, schlappenden, tappenden Reime etwa schön? Die Willkür des Vorbildes oder der Lehre ist unvermögend das Schöne unschön, das Unschöne schön zu machen. Der Wohlklang besteht in der Lieblichkeit, Lebendigkeit und Leichtigkeit; Horatius lehrt: «non satis est pulchra esse poëmata, dulcia sunto.» Auch Kazinczy citirt in seinem Gedichte Verse, wie Horaz Zeilen Homers; aber er flicht die Zeilen seines lieben Dayka blos als Beispiel des lyrischen Wohlklanges, nicht der emporschlagenden Flamme ein. Er sagt zwar, dass er «die Rügen der Schulmeister verlache»; dennoch schreibt er auch selbst die Gesetze des Jambus, mit anderen Worten, aber mit demselben Sinne und derselben Strenge, wie Horaz in den über den Trimeter handelnden Zeilen seiner Epistel (Epistola ad Pisones, v. 251—268 «Syllaba longa brevi subiecta vocatur iambus».)

Dieser misst indessen «die Töne nicht blos mit den Fingern, sondern auch mit dem Ohre» (ib. v. 274. «Legitimumque sonum digitis callemus et aure»). Dies ist bei Kazinczy von höchster Wichtigkeit: die Delicatesse, sozusagen, der aparte Geschmack des Ohres. Aber indem er gegen die Willkur der Schule spricht, entfernt er sich in seiner Auffassung, in seinem Geiste noch weiter von der individuellen Willkür, von der Freiheit.

Beglückt ist der, den seine gütige Gottheit
Mit Geduld geleitet auf der eigenen Spur.

Diese gütige Gottheit ist aber eine gemeinsame Gottheit: Hellenis, deren alter Kranz auch schon mit den neuen Blüten des gebildeten Westens prunkt. Sie ist es, welche fernzubleiben mahnt «den niederen Reden des rohen Pöbels», der Manier und Sprache der von Horaz verspotteten «Zwiebel- und Erbsen-Esser» (v. 229. 247—250. 273.). Sie haucht in das ungarische Lied «griechische Reize» und macht über unseren Höhen «hesperischen Himmel» erstrahlen. Unter ihrer Führung können wir nichts Anderes verstehen, als den Rat der Pisonen-Epistel an die Dichter: ihre Offenbarungen, «die griechischen Vorbilder bei Tag und Nacht in den Händen zu haben» (v. 268. 269. Vos exemplaria græca, Nocturna versate manu, versate diurna). Auch Kazinczy kommt zu der Frage dieser horazischen Epistel: «ob ein guter Dichter von Natur geboren oder durch Kunst gebildet werde?» (v. 408. Natura fieret laudabile carmen an arte, Quæsitum est), und stellt in seiner Auffassung auch den Geschmack blos als Ergebniss des Studiums und der Bildung dar, indem er sozusagen die sämmtlichen Quellen desselben im Auslande sucht. Er, in dem die nationale Idee sonst so lebendig lebte und wirkte, hat für die nationalen Elemente und Quellen des Geschmackes nicht die geringste Empfänglichkeit. Auch Horaz schont die rohen Anfänge der römischen Poesie, das Carmen Saliare und Andronicus, nicht; auch Kazinczy ergiesst das volle Maass seines Hohns über die «geistlosen, trägen und tauben» Verse Tinódi's, die er «von Szikszó's Wein erwärmet, dudelte». An Gyöngyösi lobt er nur die Leichtigkeit; aber Zrinyi spendet er, wahrscheinlich auf Grund der Autorität des von ihm entzückten Rádai, auch schon als Verstechniker Anerkennung. Doch auf eine glänzendere Bahn, als dieser ging, rief die Muse der classischen Dichtung unseren Sylvester, dessen Stimme die Tochter Tihanys (das Echo) ergriff und bis zur Tátra und zum Alt hintrug. Missverstehen wir den Phantasie-Flug Kazinczy's nicht: es ist von der Verstechnik die Rede, vom Verhältniss des Hexameters zum Zrinyi-Vers. Aber die hellenische Muse verbarg sich unter dem volksmässigen «heiseren Lautengeklimper», «wilden Huf-Gestampfe», «betrunkenen Zigeunern», bis Rádai sie entdeckte. Georg Kalmár, der «bäurische Pilger», stahl umsonst seine Laute, ihr echterer Ton erklang erst in den Händen der Priester-Trias, bis Hellenis mit ihrem süssen Lächeln, ihrer reizenden Huld

Virág beglückte. Neben ihnen verstummte auch Zrinyi's Leier nicht, aber «Bessenyei setzte ihre zwei Paar Saiten auf ein Paar herab» (die Vierzahl des Reims auf die Zweizahl). So schlugen dieselbe Barcsai, Ányos, Joseph und Adam Teleki, «ein wenig schwer in ihrem Versbau, und doch erfüllt von unnennbaren Reizen».

So kommt Kazinczy in seiner Epistel zu seiner eigenen Zeit und seinem eigenen Kreise. Er hat für jede poetische Richtung seiner Tage ein anerkennendes oder huldigendes Wort; aber nur insoferne er darin den Ton irgend einer fremden, der unsrigen überlegenen Bildung empfindet. Die dem alten ungarischen Vers eingepfropfte französische Art, der originale und dann der dem deutschen eingepfropfte griechische Geschmack, ferner der ganz deutsche Geschmack: alles dies stimmt ihn zu Elogen. Nur eine einzige Richtung und Art verurteilt er uneingeschränkt und in derbem Tone: die Art der Volkstümler, des rohen Pöbelhaufens, der Frösche neben den Nachtigallen, deren Gequacke die stolze Pieride erröthen macht, und den strahlendsten Kranz drückt er auf die Schläfe «der grossen Zierden des Vaterlandes», Dayka's und Kis's, Berzsenyi's und Alexander Kisfaludy's. Insbesondere die ersten beiden sind sein Vergil und Varius. Sein Sentimentalismus und seine Eitelkeit bringen ihn in einen drolligen Widerspruch: Er seufzt, dass «sie nur erst dämmern», das Ziel entfernt sei, ihre Lieder neuere Sänger vergessen machen werden. Plötzlich fügt er hinzu — freilich, nur schon mit Bezug auf Berzsenyi — dass es keine Zeit geben wird, «die seinen Namen ohne Bewunderung nennen würde». Vergebens schmähe sie «der blinde unwissende und der aufgeblasene schelsüchtige Weise» Sprachverderber! Mit diesem Ausbruch stützt sich Kazinczy ganz auf die Autorität des Horaz und seiner *Ars poetica*, in deren die Notwendigkeit und Berechtigung der Sprachneuerung erörternden Zeilen (v. 45—72) er gleichsam das classische Programm und Plaidoyer der ungrischen Sprachneuerung erblickt und citirt. Am Schlusse seiner Epistel lässt er mit poetischer Feinheit und Schwung seine Muse auftreten und sprechen, die ihn am plätschernden Bodrog singend antraf und auf den ersten Blick mit ihren bekannt unbekannten Reizen bezauberte. «Ah, wer bist du? Ich bewundere und liebe dich!» Ihr Name ist Xenidion und Etelka; also ein fremder und ein ungarischer. Dieser zweite Name indessen, der ungarische, ist nur ein solcher gewöhnlicher zweiter Name, der vergessen in der Matrikel bleibt und nur bei feierlichen Gelegenheiten zum Vorschein kommt. Báróczi, «die Biene des neuen Attica», war ihr Pfleger, und sie wendet sich heikelig von der Rede des Pöbels ab. Sie ist bei der hellenischen, römischen, italienischen, französischen und deutschen Muse in die Lehre gegangen. Ihr Lied ist ausländisch und war auch nicht immer das ihrige ihr eigenes; aber die Bildung kann es ungarisch machen. Sie kennt ein einziges Gesetz: das Schöne. Kurz: sie ist das von der neuen Bildung verstandene, geformte,

entwickelte Altertum, der ungarisch redende fremde Geschmack. Dies ist, im dürren Auszug, der Inhalt der Berzsenyi-Epistel, die Theorie Kazinczy's.

Es ist wahrhaftig ein enger Kreis, in dem sich dieses Edict bewegt: der Kreis der Versarten und der geschmackvollen und wohlthuenden Ausdrücke. Kazinczy sagt mit keinem Worte, dass dies nicht die ganze Poesie sei. Für ihn, der vor Allem der Aesthetiker der Sprache gewesen, ist dies jedenfalls ihr wichtigstes Moment, der Prüfstein des poetischen Berufes, der dichterischen Befähigung. Nicht nur in dieser Epistel, sondern in seinen sämmtlichen abhandelnden Schriften, Kritiken, Briefen zeigt er nirgends Neigung, die auf das Wesen der Kunst bezüglichen Fragen, die Poesie in ihren Grund-Elementen und letzten Aufgaben, zu untersuchen. Er spricht von ihnen nur in den grössten Allgemeinheiten und berührt die Kunstgattungen, besonders die sogenannten grossen, mit einer gewissen «zurückhaltenden Würde». Seine kritischen Gesichtspunkte: die Gewähltheit, die Eleganz, die Anmut, der Wohllaut, beziehen sich insgesammt nur auf Wörter, höchstens auf Strophen. In die Erläuterung und Erörterung der Auffassung, Charakteristik, Composition lässt er sich nicht ein. Das Gedicht soll Geschmack, Eleganz, Feuer haben: das genügt ihm. Wenn seine übrigen Werke insgesammt verloren gegangen wären, würde man aus dem Bilde des Kritikers mit ziemlicher Genauigkeit auf das Bild seiner schriftstellerischen Fähigkeit und Thätigkeit schliessen können. Es ist gewiss, dass er Gedichte geschrieben hat: dies ist das wahre Feld der Kunst der Schönrednerei. Würden wir nicht erraten, dass sich seine Dichtkunst auf jene Arten beschränkt, in welchen die Wichtigkeit des Ausdruckes im Verhältniss zur Kürze des Gedichtes zunimmt? Würden wir bei ihm nicht den Cultus der Einfälle, der sinnreichen, reizenden, klangvollen Ausdrücke: Lieder, Sonette und Epigramme suchen, Oden schon weniger? Seine Leichtigkeit ist schwere Arbeit, seine Kürze das Ergebniss langwieriger Mühe. Können wir ihn uns im Felde siegend vorstellen, oder mit in der erhabenen Inspiration des Augenblickes unwillkürlich sich öffnenden Lippen? Diesen Dichter können wir nur vor seinem Schreibtische sehen, lange, lange auf die grünlichen, groben, reinen Papierblätter blickend, auf denen das Morgenrot mehr durchstrichene, als stehengelassene Wörter findet. Würden wir nicht, wegen der minderen Wichtigkeit der Composition, an poetische Episteln denken? Würden wir nicht sicher sein, dass Kazinczy hauptsächlich und in erster Reihe Uebersetzer werden musste, und zwar nicht mit Rücksichtnahme auf die literarischen Verhältnisse, auf die er sich beruft, sondern infolge der Natur und Richtung seines Talentes? Er ist der Künstler des Ausdruckes, nicht des Schaffens; er ist zur Dolmetschung der schaffenden Künstler geboren. Sein vorzügliches Werk, welches er ebenfalls nicht fertig hinterlassen, zu dem er aber den Grund gelegt hat, ist: die ungarische Sprache, welche fähig wurde, die Ideen und Empfindungen der gebil-

deten Welt zu verdolmetschen. In diesem Kreise bewegt er sich als Dichter, als Kritiker, als Lehrer.

Auch Horazen's Pisonen-Epistel ist keine Poetik im wahren Sinne des Wortes; erst Quintilian und nach ihm spätere römische Autoren haben sie *Ars poetica* genannt und sie damit einigermassen in ein falsches Licht gestellt. Was ihre Composition betrifft, ist diese weit mehr capriciös, lose und fragmentarisch, als die der Kazinczy'schen Epistel. Sie hat die für die classische Poetik und Kritik herkömmliche versificirte Kunstform, das Epigramm, nur um einen Schritt weiter entwickelt. Griechische und römische Dichter haben in solchen poetischen Bagatellen, in imaginirten Inschriften auf Kunstgegenstände und Abbilder, beinahe nur in der wirksamen Form des kurzen und treffenden Ausdruckes, die Grössen der Kunst und ihre Schöpfungen schildernd verherrlicht, ihre eigenen Werke erläutert und verteidigt, ihr Publicum gerügt und belehrt, die Stümper verspottet und ihre Kritiker geschmäht. Aus den Epigrammen der griechischen und römischen Anthologien strömt eine ganze Flut von Lichtstrahlen auf die Kunstauffassung der antiken Welt und auf die charakteristischen Momente ihres literarischen Lebens. Horaz hat eine ganze Sammlung solcher die Dichtkunst betreffenden Epigramme in der Epistel an die Pisonen zusammengefügt, ohne sie wirklich in *einen* Guss zu verschmelzen. Er hat wahrscheinlich eine längere Zeit hindurch seine auf die Dichtkunst bezüglichen Gedanken aufgezeichnet und aus denselben bei gegebener Gelegenheit seine berühmte Epistel zusammengestellt. Er näherte sich schon seinem Lebensende. Er fühlte die Last des Alters, welches uns »der Liebe, des Weines, der Laune und endlich auch der Poesie beraubt« (Epistolarum liber II. 2. v. 55—58.). Er war beleibt und bequem geworden, und anstatt den Aufwallungen der Dichtkunst und den Aufregungen der Stadt, ergab er sich lieber dem Schlummer auf der Marmorbank seiner sabinischen Villa oder der stillvergnügten Betrachtung der herrlichen Bilder der Natur vor sich. Ueber sein Alter betrübte er sich nicht. Zufrieden mit seiner Gegenwart, gedachte er dankbar seiner Vergangenheit, welche ihm Ruhm, Freude und diese villula und diesen agellus erworben hatte, diesen lieblichen Aufenthalt mit seinem hagbuchenprangenden Garten, seinem kühlen Bache, seinen sanftansteigenden Feldern und seinen grünen Bergen. Er verdankt sie seiner Poesie, zu welcher ihn ehemals nichts anderes, als seine Armut getrieben hatte. Dann denkt er an Diejenigen, die nach ihm auf seine Weise das suchen werden, was er schon gefunden hat. Wenn er seiner geliebten Muse schon nicht mehr mit seiner alten Glut, seinem Mutwillen, seinen Scherzen huldigen kann, gedenkt er wenigstens dankbar der Freuden, die er ihr verdankt, beschäftigt sich mit ihr in seinen letzten Episteln und lehrt die neue Generation ihr würdig zu dienen. Dies ist die Gesinnung der weisen und guten Alten: die Dankbarkeit der Erinnerung und die Lust zu lehren. Aus

dieser entsprang das zweite Buch seiner Episteln; nicht nur in der Pisonen-Epistel, sondern auch in den beiden vorangehenden Episteln desselben beschäftigt er sich mit den Fragen der Poesie und Literatur. Sie sind seine spätesten, letzten Werke, gleichsam sein Abschied von der Poesie. In der zweiten Epistel erzählt er dem *Julius Florus*, wie er Dichter geworden sei, und wie angestrengt, sorgen- und mühereich der Beruf des Dichters sei, wenn dieser kein Stümper bleiben wolle. Wieviel Mühe hat er nur mit den Wörtern! Er muss die guten alten Ausdrücke aus dem Moder der Veraltung zu neuem Leben rufen und die durch die Praxis geweihten neuen in Curs bringen. Tritt uns da nicht ein begeisterter Jüngling am Fusse des Sátorberges vor die Augen, der über die Mittel und Wege der Schöpung einer neuen Literatur nachdenkend, aufmerksam dem sabinischen Alten lauscht und seine Worte in das Leitbuch seiner Schriftstellerschaft einträgt? Wichtiger ist die erste, an *Augustus* gerichtete Epistel, in welcher er sich gegen den übertriebenen Cultus der alten römischen Dichter wendet, welche es Mode ist zu loben, aber nicht zu lesen. Die Griechen, die sind ewige Muster; aber das geistige Leben des Griechentums hat sich anders entwickelt, als das der Römer. Die übermässige Schätzung der schwerfälligen und ungeschliffenen Alten, blos ihres Alters wegen, ist unvernünftige Affectation. Er gerät immer in Wut, wenn die neuen Dichter geringgeschätzt werden, blos weil sie neu sind. Augustus, dessen Macht aus der notwendigen Entwickelung der Verhältnisse hervorgegangen ist und dem Veralteten gegenüber das Recht des Neuen repräsentirt, müsse auch in der Poesie für das Neue Partei nehmen. Welch wichtige und wie selten erwähnte Aeusserungen sind dies!

Berühmter ist die dritte Epistel, die sogenannte *Ars poetica*, die bekannteste unter den Beredsamkeit und Dichtkunst lehrenden Technai und Artes, ein wahres Magazin kritischer Sprüchwörter. Im wahren Wortsinne ist sie weder ein ganz einheitliches, noch ein rein lehrhaftes Gedicht. Die Umstände seiner Entstehung oder wenigstens Zusammenstellung und Ausarbeitung erklären seinen spöttelnden, scherzenden Ton und seine subjective, beinahe lyrische Färbung. Lucius Calpurnius Piso war ein mit dem Consulat bekleidet gewesener, verdienstvoller und gebildeter Mann. Seine Söhne, wie es scheint, waren von der Manie der unberufenen Dichter befallen oder im Begriffe befallen zu werden. Der Freund ihres Vaters, Horaz, wollte sie durch die Darstellung des Ernstes, der Schwierigkeiten und Gefahren der Dichtkunst und durch grausame Verhöhnung der Poetaster ohne Beruf zur Raison bringen. In der That, er schreckt lehrend und lehrt schreckend. Er sammelt seine Notizen, seine Reminiscenzen aus den Lehren des Aristoteles und vielleicht des Neoptolemus, erweitert eine und die andere, und illustrirt sie mit neuen Bildern; seine Witze lassen neue Funken aus seinem Geiste sprühen; so mag er seine Epistel redigirt oder

zusammengeschweisst haben. Es sind die theoretischen und practischen Momente der Welt der Poesie, wie sich dieselben in dem immer beweglichen Spiegel seines Geistes wiederspiegeln. Es ist eine ganze Masse von, das Wesen und die Technik, die Kunstgriffe und Töne der Dichtung betreffenden feinen Beobachtungen, charakteristischen Bemerkungen, originellen Bildern, richtigen Fingerzeigen, bald mit der Kraft des Schwunges, bald mit den lebendigen Farben der Phantasie, bald mit der glänzenden Präcision des Witzes ausgedrückt. Das Ganze sind lauter treffende Einfälle, aber reine Systemlosigkeit. Jedenfalls besser als die gewaltsamen Versuche Derer, welche dasselbe als ein gewisses System erscheinen lassen möchten, würde der Versuch Desjenigen gelingen, der es in einzelne Epigramme zu zerlegen unternehmen würde. Er würde deren ohngefähr dreissig aussondern können. Die Epistel verdankt es nicht allein ihrer Vorzüglichkeit, sondern eben dieser ihrer Beschaffenheit, dass die Weltliteratur der Poetik kein Buch aufweist, aus welchem, im Original und in Uebersetzung, so viele Citate im Munde der Kritiker leben, wie aus diesem kurzen, wenige Blätter füllenden Gedicht.

Die detaillirte Beleuchtung des Epigrammen-Strausses der Pisonen-Epistel ist umsoweniger notwendig, da dieselbe ohnehin Jedermann bekannt ist. Die meisten Lehren derselben betreffen einen Kreis, welchem Kazinczy, als Dichter und Kritiker, ferne blieb: das Drama. Der Eine von den jungen Pisonen träumte wahrscheinlich vom Ruhm eines dramatischen Dichters. Die psychologische Beleuchtung der poetischen Vorstellungen und Gegenstände, die Principien ihrer Wahl und Gruppirung, die Weisen und Regeln der Charakterzeichnung, das Verhältniss der poetischen Empfindung und ästhetischen Wirkung, die allgemeinen Gesetze der Composition: sind ebenfalls Dinge, von denen wir bei Kazinczy vergebens auf einen Widerhall lauschen. Was als solcher Widerhall einzelner Sätze der *Ars poetica* in der Berzsenyi-Epistel selbst erklingt, habe ich erwähnt. Aber ausser diesem sehen wir in Kazinczy's ganzer kritischen Auffassung und zahlreichen Aeusserungen die Spuren und die Wirkung einer oder der anderen an die Pisonen gerichteten Mahnung. Von der Sprachneuerung, von der Begeisterung für das Griechentum rede ich nicht mehr. Auf Horaz gestützt, schafft er seine Theorie von seinem durch neue Bearbeitung, neue Verdolmetschung eines alten und fremden Gegenstandes oder Werkes erworbenen eigenen Verdienste; auch den in den Molière-Bearbeitungen gelieferten Beweis, mit welch kernigem Ungarisch, welch volksmässigem Geschmack er zu schreiben verstand, wenn er wollte, verdanken wir vielleicht ebenfalls der Horazischen Mahnung: dass der Ton des Werkes dem Charakter der Kunstgattung und der handelnden Personen entsprechen müsse.

Unvergleichlich wichtiger indessen, als alle diese Einzelheiten, sind einige Grundgedanken der Horazischen Poetik, welche mit wechselnder

Erläuterung in verschiedener Beleuchtung und in aber und aber neuen Formeln einen tiefen und allgemeinen Einfluss auf Kunstauffassung und Poesie langer Zeiträume ausgeübt haben. Horaz war der erste fremdsprachige Verkündiger des Dogmas der universellen, für die ganze Welt und für alle Zeitalter geltenden Vorbildlichkeit, Mustergiltigkeit des griechischen Geistes. Sein *Versate diu* wurde ein jahrtausendalter Lehrsatz der Poetik. Sein Blut war von väterlicher Seite vielleicht selbst griechisch, seine Schule Athen; aber seine Sprache war fremd, das erste Beispiel jener zahllosen fremden und neuen Momente, welche auf Hellas, als die Schule aller Poesie, hinwiesen. Aber im Allgemeinen: Horaz wirft auch die grosse Frage auf: ob Schule oder Natur den Dichter mache? ob die Poesie Studium oder Naturgabe sei? und er antwortet zwar, sie sei beides zugleich; aber aus seinem ganzen Gedankengang geht hervor, dass er das erstere, die Schule und das Studium, für wichtiger halte. Sein beissender Spott richtet sich nur gegen diejenigen unter den Einseitigen, die auf ihr Talent allein übermütig sind; gegen die jenseitigen ist er nachsichtiger. Der Urquell der guten Dichtung ist die «richtige Einsicht», das *recte sapere,* der Grundbegriff der Boileau'schen Poetik: la raison. Der dichterische Beruf besteht nicht so sehr in einer mysteriösen Begabung, als vielmehr in der poetischen Gelehrigkeit, Entschlossenheit, Arbeitswilligkeit. Wenn wir nicht blos in der Pisonen-Epistel, sondern unter den sämmtlichen, auf die Poesie bezüglichen Lehren der Satiren und Episteln Horazen's einen höchsten, leitenden Gedanken suchen, können wir diesen kaum in etwas anderem finden, als in dem Wieder- und Wiederbetonen der Wichtigkeit der künstlerischen Sorgfalt. An den ausgezeichneten, zunächst an den griechischen Mustern sich vorbereiten und lernen, Tag und Nacht schwitzen und sich mühen, unablässig feilen und glätten, die Kritik achten, unbarmherzig streichen und wieder streichen, mit der Veröffentlichung jedes Gedichtes neun Jahre warten: dies sind die Garantien des dichterischen Erfolges. Er hat für das Preisen des Glanzes des Olymps nicht mehr Worte, als für die Aufzählung der Schwierigkeiten des hinanführenden Weges. Die Poesie ist bei ihm bereits nicht blos ein Geschenk der Götter, wie in den Volkssagen und bei Homer, sondern eine Belohnung des Studiums, der geistigen Arbeit, und mehr dieses, als jenes.

Es würde eines der interessantesten Studien sein, die Wirkung und Entwickelung dieser Auffassung des Horaz in der ästhetischen und poetischen Literatur genau zu erforschen. Er selbst war ein Mann des Fortschritts und neben den griechischen Meistern auch ein begeisterter Lobredner der Grossen seiner eigenen Zeit, des Vergil und des Varius. Mit seiner Lehre erging es ihm so, wie vielen andern Denkern durch ihre Nachfolger: sie nahmen seine Fundamentallehren auseinander und bauten sie nur an einer Seite weiter. Seine Sätze von den griechischen Mustern und

von der hohen Wichtigkeit des Studiums verhinderten in ihrer Entwickelung das Zurgeltunggelangen anderer, ebenso bedeutungsvoller unter seinen Lehren, welche vielleicht berufen waren, jenen das Gleichgewicht zu halten. So dominirte er vom Morgenrot der Renaissance angefangen bis zu der Zeit, wo in ganz Europa der Hauch des Volkstümlichen zu wehen begann. Bei den Humanisten wird die Poesie gleichsam zu einem Zweige der Wissenschaft, der das Verständniss, die Nachfolge, die Nachahmung der Alten anstrebenden Wissenschaft. Der Dichter wird als ein Gelehrter betrachtet, denn er kann nur durch Studium, durch das Studium der Alten wirklich zum Dichter werden. Auch diese selbst erscheinen der allgemeinen Auffassung in solchem Lichte. An Homers Stelle tritt Vergil; aber mit den herrschenden Ansprüchen und Rechten der unsterblichen Griechen des Horaz. Hieronymus Vida, der berühmte gelehrte Poet und Poetiker der Renaissance, verkündet schon, dass Vergil in seiner *Aeneis* mehr eine Poetik, als Poesie habe geben wollen. Sowie die Fürsten dieser Zeit ihre Stammbäume an die römischen Patrizier anknüpfen, so suchen auch die Dichter derselben die Bürgschaft und Besiegelung ihrer Hoheit in ihrem Anschluss an ihre römischen Vorgänger. So lange sie lateinisch schreiben, sind sie die berufensten und beredtesten Dolmetsche des bewunderten Römertums. Sie sind aber nicht ganz unmittelbare Schüler desselben. Zur Direction ihrer Studien treten nacheinander die Poetiken hervor, an ihrer Spitze Julius Cæsar Scaliger mit seinen gewaltigen Folianten, welche der Poesie nicht zehn, sondern hundert und tausend, nicht blos entwickelte, sondern erdachte Gebote brachten. Der Hochmut und die Streitlust der gelehrten Philologie spielt die Aufgabe des Forschers und Lehrers in diejenige des Gesetzgebers und Herrschers hinüber. Die Poesie, von welcher das Zeitalter Wissenschaft forderte, musste huldigen, und es hatte lange Zeit hindurch den Anschein, als sei nicht die Poesie die Vorbedingung der Poetik, sondern umgekehrt. An die Poetiken schliessen sich die zahlreichen *Margariten* und *Florilegien*, Sammlungen classischer Citate, Beispiele, Bilder und besonders Epitheta, deren je reichlichere Ausbeutung der Poesie nicht blos gestattet, sondern geradezu zur Pflicht gemacht ist. Gebilligt ist die Uebernahme ganzer Zeilen, ja Strophen aus den Werken der Alten. Als Beweis der gelehrten Vorbereitung erntet viel dergleichen Lob, was wir heutzutage Prunken mit fremden Federn nennen würden.

Die herrschende Autorität der Kritik der Renaissance erben und üben, wiewohl unter anderen Entwickelungen, Ronsard, Boileau und Pope, Heinsius, Gottsched und Kazinczy. Durch sie und ihre Genossen treten auch neue Ideen, neue Formen, neue Begriffe auf, und in den Theorien der in nationalen Sprachen erklingenden Poesie regt sich ab und zu auch schon der Flügelschlag des nationalen Geistes; aber alle eilen ängstlich ihn mit der Lehre auszusöhnen. Boileau erklärt, dass der französische Geist im

griechischen und römischen eigentlich sich selbst ehre; Pope aber, dass die Identität der Natur mit Aristoteles und Homer nur der Blinde nicht sehe. Ihre Systeme haben unterschiedene Namen, manche unterscheiden sich auch in ihren Elementen; aber in der durch die Renaissance grossgezogenen horazischen Ueberlieferung stimmen sie überein. Nur Hellenis und Quirina, die griechische und römische Muse, können den wahren Dichterkranz verleihen. Die Form, der Schmuck und die Schönheit der Rede, die künstlerische Arbeit ist von höchster Bedeutung. Zurückhaltend und fremd betrachten sie von der Seite ihrer Regeln und Muster den freieren Flug der Phantasie, die unbekannteren Tiefen des Gedankens, den selteneren Zauber der Originalität. Grosse und originelle Geister durchbrechen ab und zu die Schranken dieser Auffassung; aber sie leugnen es lieber, als dass sie es bekannten, und ändern an der allgemeinen Auffassung im Grunde nichts. Der gute Lope de Vega erzählt in seiner *Arte nuova* klagend, er wisse sehr wohl, dass nur die Regeln der Alten den Dichter zu seinem wahren Ziele führen, er kenne auch die Regeln, aber sein ungebildetes Publicum erlaube ihm nicht ihnen zu folgen. Die in dieser Weise entwickelte und sich geltend machende Wirkung der horazischen Poetik ist an jenem ganzen literarischen Leben erkennbar, welches sich vom Volke, vom profanum vulgus, möglichst abgeschlossen hat. Der Dichter steht zu hoch, um mit demselben irgend etwas gemein haben zu können. Früher hat er sich geradezu als Gelehrter gefühlt, später als Priester des Geschmacks, und dazu hat ihn wieder nur das Studium, das Studium der alten und fremden Grossen gebildet. Als die Scheidewand der lateinischen Sprache fiel, half er sich auf andere Weise, um seine Würde zu bewahren. Wieder Horazen's Anweisung folgend und auf seine Autorität sich stützend, begann er die Sprache seiner Nation derart umzuformen, dass sie in dieser Metamorphose nur die seinige und die der Auserwählten sei. Was an diesem Streben übertrieben, possenhaft und lächerlich war, ist gleichsam von selbst verkümmert; was daran lebensfähig und nützlich war, ist geblieben und blüht, die Lehre überlebend, in deren Namen und unter deren Sanction es gepflanzt worden war. Dem Einflusse dieser Lehre auf das poetische Leben machte die Wirkung der Volkspoesie ein Ende, welche vom siebzehnten Jahrhundert angefangen immer stärker wurde und unter den Namen des Christlichen und Romantischen, des Modernen und Volksmässigen als modificirendes oder geradezu bestimmendes Element auftrat. Wir citiren auch heute mit Recht und oft die unvergleichlich sinnreichen und treffenden Aussprüche der Horazischen Poetik, aber es gibt keine Poesie mehr, welche von dem System beherrscht würde, welches sich aus ihr entwickelt hat und hier kurz skizzirt wurde.

Kazinczy tritt uns im Lichte und Schatten dieses Systems, dieses Ideenkreises vor die Augen. Der Einfluss desselben auf seine Aeusserungen, seine Werke, seine Laufbahn, ja auf seinen Charakter als Schriftsteller und Mensch

ist grösser, lebendiger und deutlicher, als dass ich nöthig hätte, denselben ausführlicher nachzuweisen und zu erörtern. Er ist auch ein grosser Liebhaber Horazens selbst. In seiner Bibliothek, welche er in der That um den Preis beinahe von seinem Munde abgesparter Bissen sammeln muss, finden sich fünf Ausgaben desselben. Er liest ihn fortwährend und erwähnt ihn im Laufe seiner Werke und Briefe öfter als irgend einen unter den classischen Dichtern. Goethe ist sein Abgott, Horaz sein Lehrmeister. Er kennt die Erläuterungen von Mitscherlich, Wieland und Nitsch, er liest auch Vossens deutsche Uebersetzung und die ungarischen seines lieben Virág und Kis. Den letzteren spornt er eifrig zur Uebersetzung der *Ars poetica* an und nennt seine 1811 erschienene Uebersetzung der Horazischen Episteln, zu welchen er Wielands Anmerkungen selbt umarbeitete, «das wertvollste Product» unserer Literatur. In seinen Gedichten, besonders in seinen Epigrammen, sind die Horazischen Motive und Reminiscenzen nicht selten, und manche seiner Episteln schreibt er direct unter seiner Einwirkung. Ich habe von der Berzsenyi-Epistel gesprochen; von seiner an Vitkovics gerichteten Epistel, mit welcher er das Kampffeld betrat, sagt er selbst, dass er darin die mit *Ibam forte via sacra* beginnende Satire nachgeahmt, von der Emil Buczy begrüssenden aber, dass er darin die Epistel an *Julius Florus* vor Augen gehabt habe. Indem seine Freunde in ihren Briefen öfter seinen «Horazischen Geist» erwähnen, lenken sie seine Aufmerksamkeit immer wieder und wieder auf den venusinischen Sänger. Von diesem Geiste hatte er in der That den spielenden Witz, die Neigung zur Satire, das Talent des lebendigen Skizzirens, die Abneigung vor rohen und falschen Tönen, die schwärmende Laune und das leichte Abrechnen mit den alltäglichen Lebenssorgen.

Noch Eines: auch er glaubt mit Horaz unerschütterlich, dass er sich ein «monumentum ære perennius» gesetzt habe. In seinen an vertraute Freunde gerichteten Zeilen gibt er diesem Glauben mehr als einmal Ausdruck, am schönsten vielleicht im Eingange seines am 8. Mai 1802 an Johann Kis geschriebenen Brief. «Mein einziger Götze ist die Unsterblichkeit. Nur sie werde mir zu Teil, und ich entsage gerne allen Freuden des Lebens, ertrage gerne alle Widerwärtigkeiten des Daseins... Gehn wir auf unser vorgestecktes Ziel zu, mein Freund, und nehmen wir die Süssigkeiten unserer Liebe als Gewähr der Unsterblichkeit, welche uns sicher zu Teil wird». Wir sehn hier, wie sich in diesem Glauben seine Eitelkeit und seine Opferwilligkeit in Eins verschlingen.

Am engsten indessen wurde Kazinczy an Horaz durch den Umstand geknüpft, dass er ihn als den urältesten und autoritativsten, weil der ganzen Welt bekannten, Vorkämpfer der Neologie betrachten und citiren konnte. Wir haben gesehen, in welch engem Zusammenhange die Schaffung der sogenannten «höheren Sprache» mit der aus Horaz hervorgegangenen aristokratischen Auffassung der Poesie gestanden hat, wiewohl die Pisonen-Epistel

nicht als Folge solcher Lehren zur Sprachneuerung Erlaubniss erteilt. Was zuerst nur ein Epigramm gewesen, wurde später zum Element eines Systems. Als solches erscheint es bei Ronsard, von dem sich Kazinczy nur darin unterscheidet, dass, während der französische Sprachreformator seine Sprache rein auf griechische und lateinische Leisten schlagen wollte, Kazinczy die Schönheiten sämmtlicher gebildeten Sprachen in die ungarische hineinzuschmelzen wünschte. In seinem Sprachneuerungskampfe zieht er häufig die blanke römische Waffe hervor. In seinen Controversen, Artikeln, Briefen, welche er mit seinen orthologischen oder, wie er sie zu nennen liebt, paläologischen Gegnern und Freunden wechselte, beruft er sich oft und gerne darauf; so auch in seinen zu den «*Tövisek és Virágok*» («Dornen und Blumen») geschriebenen, ungedruckt gebliebenen Anmerkungen. Ja er hat auch die hierauf bezügliche Stelle der Pisonen Epistel (v. 47—72. Dixeris egregie — jus et norma loquendi) in ungereimten Jamben übersetzt und in die ausführliche Besprechung des Wieland-Adelung'schen deutschen Sprachstreites eingeflochten in der *Felső magyarországi Minerva* (*Oberungarische Minerva.* Literarische Zeitschrift) auch veröffentlicht.

Das oberste Gesetz der Sprachreform ist: der Geschmack; dieser ist auch das oberste Gesetz des Dichters. Die Alten sind nicht mehr seine einzigen Meister. Auch die Neueren wirken auf ihn, insbesondere die Deutschen und wenigstens so stark, wie die Classiker. Aber während er sich derart der Wirkung der Entwickelung nicht entziehen kann, treten ihm die Gesetze derselben nicht klar vor Augen. Es vermehren sich im Ganzen die Horazischen Muster, welche für ihn nicht blos mit den fremden und altertümlichen Eigenschaften ihrer Phantasie, ihrer Formen, ihres Ausdruckes massgebend sind. Seine Empfänglichkeit fühlt die Wirkung der neuen Grossen, aber er beurteilt und erklärt sie aus dem Gesichtspunkte der alten Kritik. «Mit den Alten verglichen, gibt es keine Schriftsteller, — schreibt er an Dessewffy; — die Neuen, ausgenommen die in ihrer Schule gebildeten, sind nur Schmierer!» Er bekam von seinen Getreuen viele Complimente, aber ich glaube, dass seinem Herzen kein einziges so wohl gethan hat, wie das von Josef Dessewffy auf die «*Tövisek és Virágok*» (Blumen und Dornen): «Du stichst und stössest so lieblich, wie der Gott von Lampsacus, — aber schone deine Freunde, denn sie sind jungfräulich und du bist Ungar und nicht Grieche». Der Geschmack ist ihm gleichbedeutend mit der Kunst. Die Reinheit der Form, der Schmelz der Eleganz, die nette und doch leichte Gewähltheit, mit einem Worte der Kunstfleiss ist es, worauf auch in seiner kritischen Auffassung das Hauptgewicht fällt. Er sieht im Künstler rein nur den Meister; nicht denjenigen, der empfindet, imaginirt und schafft, sondern denjenigen, der «die Töne mit dem Finger und dem Ohre misst», glättet, bessert, streicht und nicht ruhen kann. Seine Kritik richtet sich nicht gegen die Unberufenen, sondern gegen die Nachlässigen; nach seiner Ansicht ist es die Hauptaufgabe

des Recensenten, «die Schriftsteller von dem nachlässigen Arbeiten abzuschrecken». «Der schönste Lohn eines jeden Werkes der schönen Kunst ist das *Daran-Arbeiten*»; «an einem Schriftsteller ist keine Eigenschaft schätzbarer, als das *Streichen können*»; «das Corrigiren ist das kleinste und das höchste Verdienst des Schriftstellers»; dies lehrt und befolgt er auch. Im berühmten Himfy-Epigramm verfasst er eine neue, ausserordentlich sinnreiche Formel des *Nonum prematur in annum:* die Lehre der grausamsten dichterischen Decimirung. Seine Selbstkritik kommt nie zur Ruhe: seine *Erdélyi levelek* (Briefe aus Siebenbürgen) arbeitet er sechsmal von Neuem um, seine Gessner-Uebersetzung fünfzehnmal, seine Sallust-Uebersetzung weiss er selbst kaum wievielmal. Auf solche Weise wird sein Ohr ausserordentlich delicat, sein Gehör entwickelt sich zu wahrhaft wunderbarer Feinheit; aber er scheint dabei die Schärfe seines Auges, seines in die Tiefe der Dinge sich richtenden Blickes einzubüssen. «Himmlischere Laute» hat noch keine ungarische Leier ertönen lassen, als die des guten Johann Kis. Wie freigebig spendet er seine Elogen leeren formalen Versuchen, und wie kalt und verständnisslos blickt er auf so manchen, vielleicht unvollkommener geschliffenen Diamanten des Gedankens und Gefühls! Berzsenyi's Classicität huldigt er, wiewohl durchaus nicht unbedingt. Seine an Johann Kis gesandte Meinung über Berzsenyi klingt ganz anders, weit kälter, als seine an den Dichter selbst gerichtete jauchzende Beglückwünschung. Sein erstes Wort ist, dass ein Teil dieser Gedichte verbrannt werden müsse, und charakteristisch ist es, dass er von *Psyche* entzückt ist, während er auf die Ode *A Magyarokhoz* (An die Ungarn) geringschätzig herabsieht. Vor Alexander Kisfaludy's romantischem Geiste zieht er sich fast gruselnd zurück, als ob er in ihm das Nahen des künftigen Gegners empfände. Zwischen seinen den Himfy-Liedern gespendeten Complimenten skandirt er in sich das mörderische Distichon des Himfy-Epigrammes: «Hälfte ins Feuer! Aufs Neue die Hälfte! Zum drittenmal auch noch!» Die Unbedeutendheit der *Regék* (Sagen) weiss er nicht oft genug zu wiederholen. Csokonai ist ein poetisches Genie, aber «seine Gedichte sind grässliche Schmierereien», «viele seiner Werke sind reiner Kehricht», *Annales Volusi.* Er ist ihm überaus roh, ungeschliffen, bauerduftig, und im Ganzen unwürdig, mit Johann Kis auch nur zugleich genannt zu werden. Die neue Ausgabe der *Tövisek és Virágok* (Dornen und Blumen), in welcher er das Himfy-Epigramm auf Csokonai anwenden wollte, ist nicht erschienen, aber er hat sich in einem grausamen Spottgedicht Luft gemacht. Nach einer spöttischen Registrirung der Werke Csokonai's, verheisst er dem «eingebildeten Adepten der Poesie»: «ich schwöre, du wirst in Bälde die Tátra der Flugsandebene erklimmen!»

Wahrhaftig, wenn wir auch diese Aeusserungen den Acten des «Arkadier-Processes» beifügen, dürfte uns die Aufregung der Debreziner kaum mehr komisch erscheinen. Kazinczy beeilt sich auch seine allerunbe-

deutendsten Anhänger mit der Anrede Freund zu verpflichten; aber Csokonai, den Lieblings-Dichter der Csombók Sára und des Csombók Jankó, redet er bis ans Ende kalt mit Herr an. Das ist nicht seine Gesellschaft.

Er bedient sich seiner von der Horazischen Ueberlieferung, vom gelehrten Hochmut der Renaissance, von der französischen Hofgunst und von der deutschen schönseligen Empfindelei überkommenen Rechte. Er lebt im Elysium; er hat Apollo und die Grazien in den Augen und auf den Lippen. In der Verachtung des *profanum vulgus* ist er noch fertiger und wortreicher, als Horaz. Er verfasst seine Werke eigens so, dass sie «dem Haufen» nicht gefallen mögen, und «der Beifall des Pöbels dünkt ihn nur Schande». «Der Applaus ist ihm lieber, wenn er von Wenigen kommt.» «Die Poesie reisst uns nicht blos aus der rauhen Wirklichkeit, sondern auch aus dem Volke empor.» Von dem höheren Kreise der durch Geburt, Wissenschaft, Geschmack Hervorragenden nimmt er die Richtung und erwartet er den Aufschwung, den Sieg des ungarischen Idioms, die Förderung der ungarischen Poesie, die Veredlung ihrer Formen, ihres Tones, ihres Geschmackes. Horaz konnte zu Augustus reden; Kazinczy würde es vergebens gethan haben; unter den Augustussen seiner Zeit verstand keiner ungarisch. Er baute denn auf die Mæcenaten und wandte sich mit traditioneller Huldigung an sie. Aber lieber und öfter, mit unermüdlichem Eifer, binnen fünfzig Jahren tausend und tausendmal an die Schriftsteller.

Das grosse Heer seiner Anhänger, Freunde, Schüler aus dem ganzen Vaterlande umgibt ihn mit solcher Pietät, wie irgend ein theokratischer Orden sein priesterliches Oberhaupt, seinen Patriarchen, in dessen Worte die reine Flamme des Gotteswortes lodert. Auch er selbst betrachtet seine Situation als solche und will sie so. Er liebt, sucht, ja schmachtet nach dem Primat, nach dem Weihrauch, der von allen Seiten, von Grossen und Kleinen, reichlich nach Széphalom strömt. So wie er diese Weihrauchspenden empfängt, eilt er sofort dann seinen übrigen Freunden Nachricht zu geben. Er wird bis an sein Lebensende nicht müde, sie immer wieder von Neuem zu schildern. Besonders gern und oft citirt er diejenigen, in denen sein Primat hervorgehoben, eine oder die andere seiner Arbeiten als die beste, in ihrer Art erste, in unserer Literatur bisher ohne Gleichen dastehende erklärt wird. So führt er den Weihrauchfassschwingern immer frische Luft zu. Er erzählt, dass Stephan Horvát eine seiner poetischen Episteln «mit religiösem Cultus adorire», und fügt hinzu: «Ich labe mich an solchem Weihrauch!» Er wünscht, dass man ihm zu Ehren Bäume pflanze, wie man es Klopstocken gethan hat; besonders jenen schlanken, feinen, duftigen fremden Baum, welcher erst kürzlich vom Auslande hereingekommen und im ungarischen Flugsand so gerne Wurzeln geschlagen hat; er nennt Berzsenyi auch seinen Namen: er heisst Akazie. In Martinsberg schnitzt er selbst auf eine Gleditschia seinen Namenszug, und, wie er

schreibt, «ertönte gerade damals die erste Nachtigall, die er in diesem Jahre hörte.» *Crescetis amores!* Wir sehen so viele einzelne Züge dieses Lebens, dieser ganzen Auffassung und so deutlich auf jenen aus Horazens Poetik hervorgegangenen Geist hinweisen, welcher in seinem von der Renaissance und dem Neu-Classicismus erhaltenen System so lange dominirt hat! Nach Kazinczy haben in unserer Literatur noch Viele den Horaz, besonders den Odendichter, übersetzt und nachgeahmt, und zwar auch ihm näher stehende Talente: aber der letzte Repräsentant dieses poetischen Systems, in seiner Gänze, vielleicht im ganzen gebildeten Occident, war Kazinczy.

Aber seien wir nicht pietätlos, was auch öfter, als es die Prahlerei der Gerechtigkeitsliebe glaubt, ungerecht ist. Kazinczy's Wesen ist nicht, durchaus nicht nur dasjenige, was von ihm veraltet ist. Vergessen wir über seinen Schwächen nicht seine Kraft, deren fieberhafte Arbeit und aufopfernde Begeisterung traurige Jahrzehnte hindurch die ungarische Cultur gleichsam auf ihren Schultern getragen hat. Wenn der Weg, welchen er gewandelt, heute bereits verlassen ist, vergessen wir nicht den heiligen Eifer, mit dem, das grosse nationale Ziel, nach dem er auf demselben vorwärtsstrebte. Unsere Wege werden uns durch die Gesetze der Entwickelung vorgeschrieben; auch mit den Wegen der ungarischen Bildung ist dies der Fall gewesen. Maria Theresia wollte unsere Nation auf die Höhe der fremden Bildung erheben, aber um den Preis ihrer Sprache, welche ihr ein Hinderniss unseres Fortschrittes schien. Kazinczy würde auf diesen Handel nicht eingegangen sein. Er war ein begeisterter und unerschütterlicher Ungar und überschüttet Gregor Berzeviczy, der unser materielles Gedeihen im Geiste der grossen Kaiserin plante, mit bitteren Vorwürfen.

> *Dein* höchstes Kleinod ist der Handel, *meines*
> Die Sprache und der Nation Gepräge!

Wie freudig bietet er in den schweren Prüfungstagen der napoleonischen Kriege seine ganze kleine Habe hin mit dem Ausruf: «Mein Alles, damit ich nur Ungar bleiben könne.» Welch tiefen Blick in seine Seele eröffnet uns seine an Dessewffy gerichtete Bitte: wenn er sterbe, möge jener seine verwaisten Kinder zwei Dinge lehren: «ohne Moralität giebt es kein Glück, — der gute Mensch liebt sein Vaterland.» Im Wirrwarr des Weltumsturzes, wo Niemand weiss, was das Morgen bringen mag, trösten er und sein braver Nachbar einander mit flüsternder Vertraulichkeit, dass der gewaltige französische Eroberer überall die Landessprachen achte, und erwähnen geheimnissvoll das Gerücht, dass Lucian Bonaparte mit seiner ganzen Familie schon seit drei Jahren ungarisch lerne. Wie unerschütterlich ist sein Glaube an die Zukunft seiner Nation: «Ich gaube, unsere Sprache und Nation wird auch bis zur Wiederkunft Jesu Christi fortbestehen!» Er wendet sich um die Garantie unseres Fortbestandes nicht

mehr nur an das Ausland. Diese Garantie ist in seinen Augen wohl die fremde Bildung, und zwar in ihrem originalen Geiste und ihren originalen Formen, aber in ungarischer Sprache: das ein Ungarisch redende Fremde. Heute wandeln wir einen andern Weg, begeistern uns andere Ideen; aber auch an der Erweckung dieser hat er einen Hauptanteil. Selbst seine fremd und aristokratisch angehauchte literarische Auffassung hat unserer Sache grosse und bedeutende Dienste geleistet. In der Sprachreform haben wir ihm, trotz seiner Irrtümer, ein solches Mittel, eine solche Bedingung des geistigen Fortschritts zu verdanken, wie, ausser ihm, in unserer ganzen Geschichte Niemandem. Die Feinheit seiner Geistesgaben, die Delicatesse seines Geschmacks, der Reichtum seiner Studien hat zu seiner Zeit mehr als alles Andere auf die Veredlung, Bildung des nationalen Geistes gewirkt, und vergessen wir nicht, dass nur ein gebildeter Geist einen eigenen Weg findet.

Solch auserlesene Günstlinge des Schicksals, wie Petőfi, sind selten; Kazinczy hat seine Herrschaft überlebt. Er hat in seinem ganzen Leben, inmitten seiner erbittertsten Kämpfe, die Harmonie seines Geistes bewahrt, und in seinen literarischen Fehden hat seine Stimme immer so geklungen, wie der Klang des edelsten Stahls in der Schlacht: als Musik. Dennoch ist die Scene, mit welcher seine Laufbahn vor unseren Augen schliesst, tief disharmonisch.

Er ist siebzig Jahre alt, und sieht eine nach allen Richtungen veränderte Welt um sich. Das nationale Princip, welches ihn begeisterte, hat die Nation bereits auf neue, von dem seinigen abweichende Wege geführt. Die nationale Ueberlieferung, Phantasie, Empfindung, Formen erobern Schritt um Schritt das Terrain. Von der entschwebenden Xenidion, der reizenden Muse der Kazinczy'schen ars poetica, schimmert uns nur noch der Schleier entgegen: Vörösmarty's Hexameter. Ausgezeichnete Talente treten auf, Karl Kisfaludy lauschend, Vörösmarty bewundernd, Bajza fürchtend; aber dem heiligen Alten, dem Patriarchen, seinen Ehren-Primat noch belassend. Das literarische Leben, die literarischen Verhältnisse durchdringt nicht nur eine nationalere, sondern eine demokratischere Strömung, fühlbar verschieden von derjenigen, in welcher sich die Dichter noch vor Kurzem einander mit ihren Ahnen vorstellten: Kazinczy, dass er ein Enkel Aba's aus dem Geschlechte Urk oder Muytha sei; Berzsenyi, dass er aus Zrinyi-, Nádasdy- und Gyulafi'schem Blut stamme; Kölcsey, dass er ein echter Abkömmling Ete's sei. Mit dem Geltendwerden des Gewichts und der Kraft des Individuums stürzt auch das traditionelle Princip der literarischen Autorität. Karl Kisfaludy, der die neue Richtung zuerst zum Siege geführt hat, sieht die junge Literatur noch einigermassen als Meister an; aber nach seinem Tode verteilt sich sein Erbe schon unter seine Getreuen, und die alte Ordnung macht einer neuen, der Herrschaft eines Kreises Platz. Damit erreicht auch Kazinczy's nomineller Primat sein Ende. Der Patriarch erscheint im Früh-

ling 1831 in den ersten Sitzungen der Akademie in Pest, und findet sich hier Stirn gegen Stirn mit jenem Neuem, welches der Feind des Alten ist. Er kommt noch nicht ganz hoffnungslos und macht sich noch Illusionen: haben doch die Stände des Comitats Torna noch vor Kurzem seinen Namen geehrt, und die guten Martinsberger Mönche, Isidor Guzmics und Bonifaz Maar an ihrer Spitze, ihn ganz im ehemaligen Ton in ihrem Kreise willkommen geheissen. Er versuchte auch gegenüber den Pester Jungen, mit langer und gewiss ihm lästiger Ausdauer, die alten Mittel des Verbindlichmachens: er überhäufte sie in seinen Briefen mit tönenden Elogen, welche indessen so abgefasst waren, dass sie leicht zurückgezogen werden konnten. Er dachte nicht daran, dass ihre Augen die Natur besser erkennen, als die seinigen, und dass sie die gemachten Blumen von den wirklichen wohl zu unterscheiden wissen.

Die Zeit der überschwenglichen Elogen, der auf Erwiderung wartenden Rosenpfeile war vorüber; sie reizten und berückten Niemanden mehr. Die Jungen gingen mit pietätloser Energie auf ihrem eigenen Wege vorwärts. Kazinczy's ältesten und intimsten Freund, Joseph Dessewffy, hatte Bajza erst vor Kurzem im Conversations-Lexikons-Process niedergeschmettert; jetzt fielen sie schonungslos über ihn her, dass er das deutsche Werk eines ungarischen hohen Geistlichen übersetzt habe. Kazinczy ruft in seinem *Pannonhalmi út* (Reise nach Martinsberg), welchen er am 2. Mai auch der Akademie vorlegt, voll Bitterkeit aus, dass «ihm vor den Sängern des pantherfelltragenden Árpád bereits graue, und dass er sich schäme als ihr College betrachtet zu werden». Er trifft sie in Schedels Wohnung und stösst in einer Scene von wahrhaft dramatischer Kraft und dramatischem Interesse mit Bajza, Schedel und Fenyéri zusammen, die ihm rundweg die Huldigung kündigen. Bajza droht ihm mit einem neuen Angriff, und von den bebenden Lippen des Alten brechen zum erstenmal in seinem Leben Worte der Leidenschaft hervor. Literarische Mordbrenner nennt er sie, deren unzeitigen Hochmut, unverschämte Wildheit und Ungezogenheit nicht die Liebe zur Sache, sondern persönliche Rücksichten zur Flamme entfacht haben. Auch noch einige Tage nachher schreibt er an Kis: «Der zweiundsiebzigjährige Greis und der siebenundzwanzigjährige Jüngling ist in mir vereint, und ich weiss mit Würde zu tödten.»

Er kehrte heim, nicht um zu tödten, nur um zu sterben, mit dem Bewusstsein, dass es mit seiner Theorie, seinem System, seiner Wirkung auf das Leben nunmehr zu Ende sei. Aber er ist nicht ohne Trost gestorben. Die Gegend von Széphalom, welche er vor fünfundzwanzig Jahren so begeistert begrüsst hatte, fand vielleicht mit ihrem freundlichen Lächeln den Weg in sein verdüstertes Gemüt. Es klang vielleicht das Lied einer Schnitterin zu ihm hinein und linderte mit ihrem einfachen, natürlichen und ungarischen Klange seine Wunde, welche die gelehrten Kämpen desselben Klanges ihm

geschlagen hatten. Es kam ihm gewiss in den Sinn, dass wiewohl seine Theorie zusammengestürzt ist, dennoch das siegreiche Lager sein Feuer aus seinem Geiste geholt habe und am Ende doch sein Ideal, die ungarische Cultur, zum Siege führen werde.

Das gigantische tragische Schicksal, welches erhebt indem es niederschmettert, dolmetscht stumm und ergreifend jenes Porträt, welches aus Kazinczy's letzten Jahren das Mausoleum zu Széphalom bewahrt. Der Schmerz des Schlages spricht aus seinem fahlen, altgewordenen, runzelnbedeckten Antlitz zu uns; seine einst so scharfen Augen sehen verständnisslos und unsicher vor sich hin. Er ist ein gebrochener Mann. Aber der verworrene Kranz seines weissen Haares umgiebt sein Haupt, als ob es den verklärten Sieger mit silberner Glorie umgösse. ZOLTÁN BEÖTHY.

IV. Die Renaissance und König Mathias.

Bei jeder Nation erstehen von Zeit zu Zeit grosse Männer, Helden oder Könige, deren romantische Persönlichkeit mit elementarischer Gewalt Einfluss auf die Phantasie des Volkes nimmt, das dann seine liebsten Sagen an ihre Person knüpft, so dass selbst jene, welche den Kampf um das Dasein täglich erneuern müssen, die glänzenden Namen im Laufe des Jahrhunderts nicht vergessen, und zu ihnen als solchen Idealen hinaufblicken, deren Gleiche sie in der Gegenwart vergebens suchen würden.

Ein solcher Glorienschein umgibt schon die Person Johann Hunyady's, des Sohnes eines neugeadelten walachischen Knesen, der trotzdem dass er keine Schulbildung erhalten hatte, durch seine Heldenlaufbahn, Siege und Schicksalsschläge die Sympathie der Nation derart sich sicherte, dass er trotz der Intriguen des Palatins, des Banus und des gewaltigen Grafen von Cilli und von Güssing dennoch Gouverneur des Reiches wurde. Als dann nach der eingetretenen Grossjährigkeit des Königs, dieser und alle Grossen ihn verliessen, war er doch im Stande mit seinen eigenen Männern, und Völkern, welche der Glaubenseifer seines Freundes Kapistran ihm zuführte, Belgrad gegen den Ansturm des Sultans dem Vaterlande und der Christenheit zu retten und das sieggewohnte türkische Heer in die Flucht zu schlagen. Diese Heldenthat erweckte den Enthusiasmus der ganzen Nation; doch an die Stelle des Siegesrausches trat sehr bald die allgemeine Landestrauer, als wenige Wochen nach dem Siege sowohl der Held, als der heilige Mönch zu Grabe geleitet wurden. Der junge König und sein Gross-Oheim Ulrich, der Graf von Cilli, eilen in die befreite Veste, die jetzt Ladislav der Sohn des siegreichen Helden befehligte, um diese für sich zu sichern, und das verhasste Haus Hunyady zu stürzen; doch der klug erdachte Plan misslingt, die Festung öffnet sich nur dem König und seinem

Gefolge, hinter ihnen senkt sich das Fallthor und schliesst die mitgebrachten Bewaffneten aus. Ulrich und Ladislav treffen sich, es kommt zum Streit, sie ziehen das Schwert und Ulrich fällt. Der erschreckte König verspricht Ladislav, dass er den Tod des Gross-Oheims nicht rächen werde, und besiegelt am Altare zu Temesvár vor der Wittwe des Helden mit geteilter Hostie seine Freundschaft mit ihren Söhnen, die er an seinen Hof nach Ofen ladet, wo er dann Ladislav köpfen lässt und Mathias als Gefangenen mit sich nach Wien nimmt. Kurz darauf eilt auch er nach Prag zum Empfang seiner Braut, der französischen Prinzessin, doch vor der Hochzeit stirbt er plötzlich als Bräutigam; gerade damals als der gefangene Mathias ankömmt, den nun Podiebrad, der schon von der Krone träumt, als Gast empfängt. — Elisabeth, seine Mutter und Szilágyi sein Oheim unterhandeln mit den Grossen des Reiches, die gegenüber der allgemeinen Sympathie des Adels es nicht mehr wagen, einen ausländischen Kronbewerber aufzustellen oder ihre eigenen Ansprüche geltend zu machen. Dreissigtausend Adelige versammeln sich auf dem Rákos, wählen und proclamiren ohne Widerrede den noch nicht voll achtzehnjährigen Mathias auf dem Eise der festgefrornen Donau zum König von Ungarn.

In anderthalb Jahren spielte sich dieses gewaltige Epos ab, grossartiger und abgerundeter, als es das Genie des Dichters erfinden könnte. Jede seiner Episoden ist ergreifend, das Interesse steigert sich von Fall zu Fall, es fehlt darin weder die Tragik, noch am Ende die poetische Gerechtigkeit; daher war auch der Eindruck unermesslich, den es auf das Volk machte, und dieser Eindruck wurde noch erhöht durch den Glanz der Regierung des Königs Mathias. Der junge König trat überall, wo es das Wohl des Staates erheischte, den Grossen des Reiches scharf entgegen, besteuerte den auf seine Privilegien so eifersüchtigen Adel, bekriegte glücklich die Türken, die Böhmen, die Polen und die Oesterreicher, hielt in Ofen den glänzendsten Hof Mitteleuropas, suchte die Wissenschaft, die Kunst, die Cultur in Ungarn heimisch zu machen, und in fortwährendem Kampfe mit den Dynasten und den Kirchenfürsten, welche ihn verrieten und das Land bald den Polen, bald den Deutschen preisgeben wollten, wusste er die Würde der Krone zu wahren, bis er endlich in dem eroberten Wien vor der Zeit starb. Kaum hatte er die Augen geschlossen, so trat auch der Zerfall des Reiches ein. Seine Wittwe Beatrix, sein Kanzler Bakocs verrieten sein Vermächtniss; es folgte die feige schmähliche Regierung des willenlosen Uladislaus, die egoistischen Uebergriffe der hohen Aristokratie, gegen welche weder der Bauernkrieg Dózsas, noch die gesetzlichen Bestrebungen des von Verböczy geführten mittlern Adels den Staat zu retten vermochten, so dass endlich das selbstverschuldete Unglück von Mohács eintrat und in seinem Gefolge die Türkenherrschaft und der Bürgerkrieg für volle anderthalb Jahrhunderte, während denen die Erinnerung an die glorreiche Regierung des Königs Mathias durch

die Folie des Jammers der Gegenwart stets neuen Glanz gewann. Das Volk suchte die poetische Geschichte des Königs schon zu seinen Lebzeiten mit zahllosen Sagen und Anekdoten noch schöner zu gestalten. Schon sein Vater Johann Hunyady konnte durchaus nicht der Sohn des walachischen Knesen sein, natürlich war er der Sohn des Königs, der seiner Geliebten einen goldenen Ring zum Wahrzeichen seines künftigen Sohnes schenkte. Als sie aber nach Ofen reiste, entwendete ein diebischer Rabe den glänzenden Ring aus den Händen des spielenden Kindes; nur schwer konnte er wieder erlangt werden, daher Sigmund den Raben mit dem Ringe im Schnabel Johann Hunyady zum Wappen gab. So ward aus ihm der weisse Ritter der Christenheit, wie ihn Philipp Comines, der Minister Ludwigs des XI., in seinen Memoiren nennt. In der Volkssage war Mathias erst vierzehn Jahre alt als er zum König gewählt wurde, doch schon damals entzog er sich der Vormundschaft Szilágyis und nahm die Zügel der Regierung in seine eigene Hand. Gegen die Dynasten beschützte nur er das Volk, das noch heute klagt: «König Mathias ist gestorben; es gibt keine Gerechtigkeit mehr», denn in der Legende ging er verkleidet als fahrender Student unter das Volk und erfuhr auf diese Art seine Leiden. Aber auch in das türkische Lager ging er aus der belagerten Festung Jajcza als griechischer Trödler verkleidet, um es auszuforschen, und verkaufte seine glänzenden Waaren vor dem Zelte des Sultans den Janitscharen. Aus den Mauern Breslaus ging er als slovakischer Bauer in das feindliche Polenlager, und als er Wien belagerte, gelangte er, als Wagnergeselle das Rad vor sich treibend, durch die Reihen der Feinde in die Stadt, um dort seine Anhänger von seinen Plänen zu unterrichten. Schon die Zeitgenossen des Königs nahmen diese Volkssagen für bare Münze, in denen oft auch der Humor nicht fehlt, und schrieben sie als Geschichte nieder. So z. B. gewährte er den Bewohnern von Czinkota, die ihn als fahrenden Studenten bewirtet hatten, ihren heissen Wunsch, dass bei ihnen die Halbe so gross sei, wie anderswo das Maass, aber er hütete sich, auch den Preis davon zu bestimmen. Als ein Bauer ihm die ungewöhnlich grossen Nüsse seines Gartens als Seltenheit zum Geschenke brachte, belohnte er ihn reichlich mit Gold, doch als darauf der geizige Spiessbürger in der Hoffnung eines glänzenden Gegengeschenkes als Zeichen seiner Loyalität ihm eine wertvolle Gabe darbrachte, belohnte er ihn mit den seltenen Nüssen des Bauers. Alle diese und so manche andere Anekdoten erhielten sich mündlich bis auf den heutigen Tag, doch selbst seine Geschichtsschreiber fallen in den Ton der Legende, so oft sie über seinen Glanz und Reichtum berichten und die Anzahl der Bücher seiner berühmten Bibliothek auf dreissigtausend Handschriften ansetzen, was in jener Zeit ganz unmöglich war, oder erzählen, er habe den Bau einer Universität begonnen, in welcher Raum für vierzigtausend Schüler gewesen wäre.

Von Mund zu Mund, von Vater auf den Sohn geht die Sage über, bis

sie zum werten Eigentum des ganzen Volkes und zu seinem politischen Glaubensbekenntnisse wird, und dies selbst dann noch bleibt, wenn die ketzerische Kritik des Geschichtsforschers die viel bescheidenere geschichtliche Wahrheit documentarisch feststellt. Dem Volke fehlt eben der Glaube an diese, es hält lieber an der Sage fest, und verachtet die Kritik, die den glänzenden Schmelz der Poesie von der Geschichte herabreisst. Dies geschieht nicht nur, wenn von Personen der entfernten Vergangenheit die Rede ist, sondern auch wenn die Kritik ihr Seciresser an jene Ereignisse ansetzt, von denen unsere Väter und Grossväter Zeugen waren. Parteizwecke haben die französische Revolution und den Kaiser Napoleon mit einer Glorie umhüllt, die der Eitelkeit der Franzosen derart schmeichelt, dass die öffentliche Meinung sich von allen Jenen abwendet und sie des Landesverrates verdächtigt, welche die Götzen zu stürzen suchen und mit kirchenschänderischer Hand an die Stelle der poetischen Legende die nüchtern prosaische historische Wahrheit setzen. So geht es auch bei uns schon mit unserm Freiheitskampfe, dessen noch jetzt lebende zwei Hauptfactoren im Munde des Volkes die Gestalt des Ormuzd und des Ahriman angenommen haben.

Aber auch die unparteiische Kritik des Geschichtsforschers geht immer fehl, wenn sie die Ereignisse und Personen der Vergangenheit mit dem Maasstabe der heutigen Cultur und der Ideen der Gegenwart misst und vergisst, dass sich Niemand dem Einflusse der regierenden Ideen und der Cultur seiner Zeit entziehen könne, dass Vieles, was uns in der Vergangenheit als Thorheit oder selbst als Verbrechen erscheint, zu seiner Zeit für natürlich, ja selbst für notwendig galt. Die Grundsätze Macchiavellis in seinem «Principe» erregten ebensowenig den moralischen Abscheu seiner Zeitgenossen, wie der gänzliche Mangel des sittlichen Gefühls in der Zeit der Humanistenpäpste bei allen italienischen Höfen, den römischen nicht ausgenommen. Wenn wir also des Königs Mathias Thaten und Pläne beurteilen, können wir nur dann gerecht sein, wenn wir über ihn vom Standpunkte der geistigen Strömungen der Renaissance unser Urteil bilden und ihn nicht von seinem Zeitalter trennen, daher bei ihm nicht den sittlichen Ideenkreis der Gegenwart suchen und seinen Thaten keine solche Motive unterlegen, die nur den Verhältnissen unserer Zeit entsprechen, nicht aber der Auffassung des fünfzehnten Jahrhunderts.

Die Neuzeit hat kaum eine anziehendere, poetischere Epoche, als die Renaissance, während welcher die Werke der alten römischen und griechischen Schriftsteller, die sogenannten Classiker, wieder aufgefunden und in der Gesellschaft nicht nur verbreitet, sondern auch als unerreichbare Muster eines solchen Cultus teilhaftig wurden, welcher dadurch die Grundlage der modernen Civilisation ward, dass noch jetzt das Hauptgewicht des Lehrplans auf die Pflege der römischen und griechischen Sprache gelegt wird. Die Jugend menschlicher Cultur, die unsere Seele bei den Griechen

und Römern stets mit Zaubergewalt anregt, schien noch einmal aufzublühn, die Kunst und das Schönheitsgefühl der Alten, ihre Wissenschaft und Philosophie erneuerte sich und veränderte in jeder Hinsicht jene Weltanschauung, welche seitdem sich entwickelt hatte, dass germanische Völker das westliche römische Reich zertrümmerten und neue Staaten bildeten. Anfangs verfolgte der Gegensatz des Christentums zu dem Polytheismus die heidnische Literatur, Kunst und Lebensauffassung Roms und Griechenlands, und suchte seine Denkmäler und Ideen auszurotten, von denen nur eine stets sich immer wieder aus den Ruinen erhob, die Idee des Reiches, der Weltherrschaft, in Verbindung mit der allgemeinen Herrschaft des Christentums.

Die neuere Civilisation entwickelt sich aus den christlichen Traditionen und den Ideen des Feudalismus, sie konnte daher den Kaiser nicht entbehren. Nach dem Sachsenspiegel setzte Gott zwei Schwerter ein zum Schutze der Völker, das geistliche und das weltliche, den Papst und den Kaiser, die gegenseitig von einander abhängen. Der Kaiser beschützt den Papst, doch er wird erst dann der wirkliche Kaiser, wenn der Papst die Krone auf sein Haupt setzt. Von Nationalität konnte in jenen Zeiten noch keine Rede sein, der Papst hatte Karl den Grossen nicht zum deutschen, sondern zum römischen Kaiser gesalbt, und das Deutschtum der Kaiserkrone wurde erst dann vollständig, als nach dem Erlöschen des Hauses der Hohenstaufen die Habsburger die Rechte des Kaisers auf Italien und die Weltherrschaft nicht mehr aufrecht erhielten, denn die zwei Schwerter hatten in einer Scheide keinen Platz neben einander, der Papst geriet in einen Gegensatz zu dem Kaiser und stützte sich gegen dessen Gewalt einerseits auf die Könige, andererseits auf die Demokratie der italienischen Städte. Zwei volle Jahrhunderte lang dauerte der verhängnissvolle Kampf zwischen dem Kaiser mit seinen ghibellinischen Rittern, und dem Papst mit seinen guelfischen Bürgern. Die Kaiserkrone erhielt erst im Hause Habsburg einen ausschliesslich deutschen Charakter und entsagte seinen alten Kaiser-Prätensionen auf Italien, wo jetzt sowohl in den Städten als bei den Höfen der Anjous und der Arragonier eine neue Weltanschauung sich entwickelte, als die aus dem Dunkel der frühern Jahrhunderte hervorgezogenen Classiker die christlichen Ideen für eine Zeit in den Hintergrund schoben, und der heidnische Cultus der Schönheit selbst in den Vatican eindrang, wo die Humanisten an die Stelle christlicher Askese die Ideen und die Lebensfreude der Augusteischen Zeit einbürgerten und selbst das Hauptthor der Peterskirche nicht nur mit den Bildnissen des Aeneas und der römischen säugenden Wölfin, sondern selbst mit den Gestalten des Herkules und der Leda mit dem Schwane verzierten. Römische Eleganz streifte die germanische Derbheit von den Italienern, deren letzte Spuren die Renaissance verwischte. Damals begann die äussere Cultur der Neuzeit,

der Baumeister baute statt der ernsten Spitzbogen, eckigen Pfeiler und der spitzen Türme, geräumige Kuppeln, anmutige Säulenhallen, lichterfüllte Kirchen und Paläste; der Maler brach die Fesseln byzantinischer Tradition und studirte die Natur, um sie nachzuahmen; seine Kunst ist nicht mehr ausschliesslich der Kirche gewidmet, er malt in den Rathäusern der Städte und den Palästen der Fürsten bewegte Allegorien und mythologische Scenen, in denen die Schönheit der menschlichen Gestalt nicht immer durch die Kleidung verhüllt wird. Das Porträt erscheint wieder in der Kunst wie in den classischen Zeiten, die profane Poesie erhebt ihre Flügel; Aeneas Sylvius schreibt den ersten modernen Roman, Euryalus und Lucretia, dessen Popularität ihn derart erschreckt, dass er ihn als Papst in die Reihe der verbotenen Bücher versetzt. Der gesellschaftliche Verkehr wird feiner und geistreicher, die Frauen sind nicht mehr aus ihm ausgeschlossen, sie verleihen ihm neuen Reiz, Duft und Schmelz. Die Republik Venedig richtet der Catarina Cornaro, nachdem sie die Krone von Cypern an die Signoria abgetreten hatte, einen glänzenden Fürstenhof in Azola ein, bei dem der ernste Cardinal Bessarion und die ausgezeichnetesten Gelehrten, Dichter und Künstler Italiens häufig zu Gaste weilen. Die Frauen der Fürsten von Ferrara, Mantua und Mailand geben den Ton in der italienischen Gesellschaft an, den sie veredeln, Florenz endlich, wo Cosmus der Vater des Vaterlandes und sein Enkel Lorenzo der Fürstliche, ohne fürstlichen Titel, doch als wahre Fürsten regieren, wird zu einem neuen Athen, dem Vaterland der Kunst, der Gelehrsamkeit und des höhern geistigen Verkehrs. Die Kaufherren Italiens vermitteln den Handel des Ostens mit dem Westen, die Lombarden, Genueser und Florentiner Bankherren leihen gegen wertvolles Pfand den Fürsten und Grossen jenseits der Alpen die verlangten Summen und verbreiten die Civilisation; Italien wird der Lehrer, Erzieher und Gläubiger des übrigen Europa.

Doch die Bürger der Handels- und Industriestaaten können nicht zu gleicher Zeit ihre Geschäfte besorgen und ins Feld ziehen, sie führen daher ihre Kriege durch Söldner. Sie nehmen kühne Abenteurer in ihre Dienste, um die sich das gefährlichste Gesindel Italiens schaart, welches weder Vaterland noch Ehre kennt, doch für Sold und Beute sich dem Führer verkauft und nicht fragt wohin der Condottiere es führt. Dieser tritt in den Dienst bald des einen, bald des andern Staates, welchem er bis zum Ablaufstage seines Vertrages treu dient, aber am nächsten Morgen sich vielleicht jenem vermietet, den er gestern bekriegte. Diese Condottieri mit ihren stehenden disciplinirten Truppen haben alle den Wunsch, eine Grafschaft oder ein Herzogtum zu gewinnen und eine Dynastie zu gründen, die Krone sei der Preis des Schwertes, was ihnen manchmal auch gelingt. — Für die gewaltigen Persönlichkeiten dieses Zeitalters ist der Gewinn der Macht das Hauptziel, ohne Rücksicht auf die Mittel, durch welche es erreicht wird.

Wortbruch und Verrat, Verschwörung und Mord sind an der Tagesordnung, der Zweck heiligt ja die Mittel. In der Geschichte gibt es keine Epoche, in welcher der kühnen, selbstbewussten Individualität sich ein so weites Feld für die Erreichung der Gewalt geöffnet hätte, wie in Italien zur Zeit der Renaissance. Alle sittlichen Bande waren gelockert, der Vatican wurde das Nest des Nepotismus, die uneheliche Geburt schloss keinen kühnen Krieger aus der Erbschaft aus, die Fürsten der Häuser Este und Arragonien stammten von den Bastarden der frühern Herrscher.

Italien war das Vaterland des blendenden Glanzes und der finstern Schatten der Renaissance, die in den übrigen Reichen Europas sich erst später verbreitete, zuerst in Ungarn, das seit dem Ende des XIII. Jahrhunderts bis zum XIV. in inniger Verbindung mit Italien blieb. Der Papst konnte stets auf die guelfischen Sympathien der Ungarn gegen das ghibellinische deutsche Kaisertum rechnen. Dantes Beschützer Martel von Anjou, nahm schon zu Lebzeiten Andreas des Dritten den ungarischen Königstitel an, sein Sohn Karl Robert wurde factisch unser König, Ludwig der Grosse führte zweimal ungarische Heerschaaren nach Neapel, das er einige Jahre lang beherrschte. Pipo von Ozora, einer der bedeutendsten Staatsmänner Sigmund's, stammte aus dem Hause der florentinischen Bondelmonte. Eingedenk seines Ursprungs brachte er italienische Kaufleute und Künstler, unter ihnen Masolino nach Ungarn, von wo die Söhne der Grossen bei italienischen Gelehrten die Quelle der Wissenschaft suchten. In der Zeit, als die französischen und spanischen Könige den grössten Teil ihrer Reiche von den Engländern und Arabern zurück zu erobern suchten, in England der Krieg der Rosen wütete und die deutschen Fürsten die Macht des Kaisers zu brechen trachteten, um ihre Hausmacht zu stärken, war der Hof des Königs von Ungarn ein Sitz der modernen Cultur, dessen Glanz nur durch den Hof von Burgund übertroffen wurde.

König Mathias war in jeder Hinsicht der wahre Sohn der Renaissance, in deren Ideenkreis die Legitimität keinen Platz fand und in welcher die Macht und der Erfolg die Grundlage des Rechtes ausmachte. Es ist das Zeitalter der Condottieri, deren ganzes Leben ein Würfelspiel bleibt. Gelingt es, dann sind sie Fürsten und Könige, wenn das Glück sich von ihnen abwendet, gehen sie unter, denn die Gewalt ihrer Persönlichkeit ist die einzige Wurzel ihrer Machtstellung.

Die Individualität, die Herrschaft und die Pläne des Königs Mathias können wir nur vom Standpunkte der Renaissance gerecht beurteilen. Schon in frühester Jugend sah er, dass der böhmische Giskra von Brandeis mit seinen zwanzigtausend Calixtinern, den Ahnen unserer heutigen oberungarischen Panslaven, angeblich zur Verteidigung der Rechte Ladislaus des Nachgebornen gegen Uladislaus den Ersten nach Ungarn kömmt, doch als er einer der Grossen des Reiches wird, kümmert er sich nicht mehr um

seine Mannen, die räuberisch im Lande hausen, bis sie Mathias bezwingt und aus ihren Reihen jenes «schwarze Heer» bildet, welches gesetzlich das stehende Heer des Königs, nicht jenes des Landes war. Er sah, dass Niklas Ujlaky König von Bosnien ward, Podiebrad die Krone Böhmens erlangte, während der Graf von Cilli nicht im Stande war ein Fürstentum zu gründen, und Einzinger in Oesterreich dem Henkerschwerte verfiel. Mathias war daher stets bemüht seine Macht nach Westen auszubreiten, um im Osten sein Reich gegen die Einfälle der Türken verteidigen zu können. Zu diesem Zwecke war er der erste Fürst in Europa, der ein stehendes Heer hielt, und die Grossen des Reichs, so wie der gesammte Adel machten keinen Einwand gegen diese ständige Stütze der Königsgewalt, im Gegenteil waren sie egoistischen Sinnes erfreut, dass der König sie von einem Teil der ihnen obliegenden Pflicht der Landesverteidigung befreie, ohne daran zu denken, dass die Macht der Krone dadurch bedeutend erhöht werde und sie dem König in der auswärtigen Politik freiere Hand liessen.

Da er die Gunst des Papstes brauchte, griff er in dessen Auftrag den böhmischen Ketzerkönig an, eroberte Mähren und Schlesien, und hoffte, dass Kaiser Friedrich ihm in der Erreichung des böhmischen Kurfürstenhutes helfen werde, wodurch die Kaiserkrone Karls des Grossen dem Ungarkönig erreichbar würde. Doch Friedrich war für seine Dynastie besorgt und zog den unbeholfenen polnischen Uladislaus in Böhmen dem genialen Ungarkönig vor. Uns erscheint es jetzt wie eine Fabel, dass der ungarischeste unserer National-Könige Anspruch auf den deutschen Kaiserthron hatte machen können, doch in jener Zeit schien dem Genie nichts unerreichbar, träumte doch der jüngere Zeitgenosse des Mathias, Maximilian, den die Deutschen den letzten Ritter nennen, davon, auf seinem Haupte die Kaiserkrone mit der dreifachen Papstestiara zu vereinigen.

Was übrigens Mathias nicht durch Friedrich erreichen konnte, das versuchte er gegen ihn durchzuführen: er griff Oesterreich an, eroberte Wien und regierte dort über Oesterreich-Ungarn fünf Jahre lang, bis zu seinem frühen Tode.

Wie alle Söhne der Renaissance, vertraute er hauptsächlich seiner gewaltigen Persönlichkeit und kümmerte sich wenig um die Schwierigkeiten, die seinen Plänen sich entgegen stellten. Er bekämpfte sie kühn, und zerschmetterte Alle, die ihm entgegentraten, die Grossen des Reiches und die Kirchenfürsten, aber das Volk hing ihm treu an, als es sah, dass er keine Nachsicht für die hohe Aristokratie und den Junkeradel hatte, welche das Volk bedrückten. Gleich nach seiner Thronbesteigung liess er seinen Oheim und Vormund Szilágyi, der in des Königs Namen regieren wollte, ohne weitere Rücksicht gefangen nehmen, das Volk sah aber darin die Strafe des Gouverneurs für seine harten Eigenmächtigkeiten gegen die Sachsen in Siebenbürgen. Er söhnte sich zwar mit den Garas, den Ujlakys

und Kanizsays aus, doch so, dass der Glanz der Krone keine Einbusse erlitt, und hielt die kleinern Wegelagerer scharf im Zaum. So drohte er dem Grafen Rufus mit dem Galgen, wenn er die Breslauer Kaufherren nicht entschädigen würde, deren Waaren der Graf geraubt hatte, als sie unter seinem Schlosse vorüberzogen. Thúz, den Banus von Kroatien, entsetzte er seiner Stelle; Vitéz, den Primas, Várday, den Erzbischof von Kalocsa, Janus Pannonius, den Bischof von Fünfkirchen, die alle seine Freunde und Ratgeber waren, bestrafte er scharf, als sie seinen weitgehenden Plänen sich widersetzten und den polnischen Kasimir ins Land riefen. Ueberhaupt hatte er kein Glück mit dem hohen Clerus; Beckensloher, den er auf den Bischofsstuhl von Erlau gesetzt hatte, dann sogar zum Primas ernannte, gieng zum Feind des Königs, dem deutschen Kaiser Friedrich über, ja selbst der neue Papst wandte sich gegen ihn. Allein König Mathias trotzte siegreich den Verschwörungen seiner Grossen, den feindlichen Einfällen des Sultans, den politischen Ränken des Kaisers, dem Heere des polnischen Königs, und seine Diplomatie fand Freunde und Verbündete im Herzog von Burgund, im Markgrafen von Brandenburg, in den preussischen Rittern des deutschen Ordens. Mit Waffen bekämpfte er die Waffen, mit Bündnissen die gegen ihn geschmiedeten Coalitionen, — er war der genialste König seiner Zeit.

Bei dieser riesenhaften Thätigkeit fand er noch immer hinlängliche Zeit, seinen Hof auf das Glänzendste einzurichten, Paläste zu bauen und durch italienische Künstler schmücken zu lassen, eine unvergleichliche Bibliothek zu gründen, die Classiker zu lesen, mit Humanisten Briefe zu wechseln, ausländische Künstler und Gelehrte nach Ofen zu bringen und zu beweisen, dass ein genialer Ungar-König, der sich auf das Volk stützt, im Stande sei, seinen Feinden siegreich zu widerstehen und dabei der Krone des heiligen Stephan durch die Unterstützung der Kunst und der Wissenschaft neuen Glanz zu verleihen.

Unsere Generation ist mit der Heilung der frühern Schäden, dem Entfernen der gegenwärtigen Schwierigkeiten und dem Vorbereiten einer schönern Zukunft derart beschäftigt, dass sie leicht die Vergangenheit vergisst. Wenn also unser Clerus es auch versäumt hat, das achthundertjährige Jubiläum der Heiligsprechung König Stephans in der Kirche zu feiern, finden wir es höchst schicklich, die vierhundertjährige Gedächtnissfeier des Todes des grossen Königs wenigstens in der Akademie zu begehen.

Franz Pulszky.

EVOLUTION UND DER KAMPF UMS DASEIN.

Rede des Bischofs Lorenz Schlauch,

gehalten am 16. August 1890 bei Eröffnung der XXV. Wanderversammlung ungarischer Aerzte und Naturforscher in Grosswardein.

Der menschliche Verstand, der in die Tiefe der Dinge einzudringen sucht, beschäftigt sich in der neuesten Zeit sehr eifrig mit der Klärung der Frage: welches jene bewegenden Kräfte seien, welche den Fortschritt des Menschengeschlechtes und somit die Kultur fördern oder behindern und namentlich: welchen Antheil hieran die Naturgesetze und der in denselben gelegene, mit logischer Consequenz wirkende Zwang, welchen Anteil die göttliche Vorsehung und welchen die Freiheit hat, dieses glänzendste Vorrecht der menschlichen Individualität?

August Comte hat die positive Philosophie geschaffen, Herbert Spencer die Theorie der Evolution, Charles Darwin schuf die mit der Entwicklung verbundene Selection und wendete die Idee des von derselben untrennbaren «Kampfes ums Dasein» auf die Phasen des animalischen Lebens an. Aus all dem beginnt eine neue Weltanschauung sich zu entwickeln, ganz verschieden von der bisherigen, weil die positive, nur mit Erfahrungsthatsachen rechnende Wissenschaft nicht stehen bleibt, sondern die allgemeine Herrschaft der materiellen Kräfte auch auf jene Erscheinungen auszudehnen sucht, welche die eigenartigsten Manifestationen der geistigen Thätigkeit und des moralischen Lebens sind. Bresson [1] glaubte in der Entwicklung des intellectuellen, moralischen und socialen Lebens, Letourneau [2] in der Moral die Verwirklichung der Ideen der Evolution aufzufinden; neuestens hat Guyau [3] in einem seiner hinterlassenen Werke die Theorie der Evolution auch auf den Unterricht und die Erziehung angewendet.

Dass die periodisch herrschenden Ideen und Principien grossen Einfluss üben auf das gesellschaftliche Leben und somit auch auf die Cultur und den allgemeinen Charakter derselben, wird Niemand leugnen können, der die geistige und moralische Geschichte des Menschengeschlechtes mit Aufmerksamkeit verfolgt. Die Wissenschaft kann heute nicht mehr vom Leben gesondert werden. In ihrem Kreise entspringt die Idee, doch bleibt sie dort nicht verschlossen; sie tritt ins Leben hinaus, die Geister bemächtigen sich

[1] Les trois évolutions intellectuelle, sociale, morale, par Léopold Bresson Paris, 1888.

[2] L'évolution de la morale, par Ch. Letourneau. Paris 1887.

[3] Education et hérédité, par M. Guyau. Paris 1890.

ihrer, eignen sie sich an und verpflanzen sie in das practische Leben. Hat aber das Leben sich einmal ihrer bemächtigt, dann ist es schwer, die Wirkung abzugrenzen, welche sie schaffend oder zerstörend ausübt.

Die ideale Auffassung des Lebens, welche das Christentum verkündet, hat die christliche Weltanschauung geschaffen; die positive Philosophie, die über die Erfahrung und die sichtbaren Thatsachen nicht hinausgeht, schafft den Realismus der neuen Zeit. Die erstere sucht die Quellen der geistigen und moralischen Entwicklung in höheren Regionen; aus einem aufgestellten ewigen Princip leitet sie die Regeln des menschlichen Lebens ab und sie pactirt nicht mit den unablässig fluctuirenden und rasch wechselnden Erscheinungen der Entwicklung; — die andere, die mit ihrem analytischen System Alles, das geistige Leben ebenso wie das moralische, den zwingenden und unwillkürlich wirkenden Gesetzen der Natur unterwerfen will, stösst das ewige Princip des geistigen Lebens, die höhere Sanction der Moralität um, erniedrigt sie zu einer blossen conventionellen Formel und macht die Gesellschaft zum Tummelplatz roher Kräfte.

Angesichts dieser Richtung der neuesten Wissenschaft handelt es sich nicht darum, welche Weltanschauung siegen und ob Guyau darin Recht behalten werde, dass die (realistische) Entwicklung der sociologischen Wissenschaften der herrschende Charakter des künftigen Jahrhunderts sein werde. Meiner Ansicht nach kann nämlich der ideale Flug des Menschengeschlechtes zeitweilig unter dem Drucke der in der menschlichen Natur stets schlummernden tierischen Neigungen leiden, aber nicht völlig verloren gehen. Die Wissenschaft selbst wird die Reaction initiiren. Die «Agnose» kann nicht der Endzweck der Jahrtausende langen, mühevollen Forschungen der menschlichen Vernunft sein; die Gewalt, der Zwang können nicht Principien der Freiheit sein. Diesen gegenüber wird die auf dem Niveau der Bildung stehende Classe jene Theorie suchen, welche im Stande wäre, sie von dem fürchterlichen Druck der Animalität zu befreien.

Die Frage ist vielmehr die: Welchen Einfluss wird die jetzt um die Herrschaft ringende realistische Weltanschauung auf den Gang der Cultur, auf deren moralischen Wert und auf die Verwirklichung des der höheren Bestimmung der Menschheit ausgesteckten erhabenen Ideals ausüben? Können die Theorien der Evolution und des mit derselben verbundenen «Kampfes ums Dasein» auf das sociale Leben und die hehrsten Manifestationen desselben, auf die geistigen und moralischen Momente übertragen werden?

Das ist's, was ich in knappen Zügen vor dieser glänzenden Versammlung darzustellen versuchen will, indem ich Sie achtungsvoll bitte, meinen in einem bescheidenen Rahmen sich bewegenden Vortrag nicht aus dem Gesichtspunkte der wissenschaftlichen Systematik, sondern vielmehr aus dem der Gruppirung aphoristischer Gedanken zu beurteilen.

I.

Die menschliche Vernunft hat sich vergeblich bemüht, den Ursprung der bestehenden Dinge zu ergründen. Der Endpunkt, bis zu welchem sie nach rückwärts vorzudringen vermochte, ist das Atom. Diesem schreibt sie Kraft, Wärme und Bewegung zu und aus dem Zusammenwirken derselben lässt sie die Geschöpfe entstehen. Indem sie den persönlichen Schöpfer als Urgrund verleugnete, hat sie gestützt auf die Thatsachen der Erfahrung und daraus folgernd die «Monade» als Hypothese hingestellt, welche ihrem Wesen nach noch weniger erklärlich, als der Gottesgedanke fassbar ist.

Indem sie diese Idee als Ausgangspunkt hinstellte, hat sie daraus den Schluss gezogen, dass nachdem die Bewegung eine allem Bestehenden gemeinsame Eigenschaft ist, daraus die Veränderlichkeit entsteht, woraus wieder im Wege der Entwicklung die anorganischen und die organischen Wesen enstehen.

Nachdem sie jedoch weder über den Ursprung der Bewegung, noch über die Art und Weise der Uebertragung derselben, noch endlich über das Ergebniss derselben eine bestimmte Kenntniss besitzt, hat sie sich auf die Erklärung der Erscheinung beschränkt und aus der zahllosen Wiederholung derselben jene bleibenden Gesetze aufgestellt, nach welchen alle bestehenden Dinge sich entwickeln, sich verändern, leben oder vergehen.

Die moderne Wissenschaft ist bei dieser Erklärung der materiellen Erscheinungen nicht stehen geblieben, sondern hat die Gesetze der Bewegung, der molekularen Gruppirung und der damit verbundenen Evolution auch auf die psychologischen und geistigen, sowie auf die Erscheinungen in der Sphäre des Gewissens und der Moral ausgedehnt, und sie schickt sich an, eine sociale Psychologie zu begründen, welche berufen wäre, die bisherige Weltanschauung vollständig umzugestalten.

Für die Wissenschaft ist in allen diesen Erscheinungen nur Eines bleibend, nur Eines unwandelbar: die Materie und deren Gesetze, welche auch das gestige Leben beherrschen. Denn obgleich der Mensch sich von den übrigen Tieren durch die Vollkommenheit seines Nervensystems, durch die Grösse und Beschaffenheit des Gehirns, durch die Entwicklung seiner Organe, durch seine Sprache, Neigungen, Gefühle, durch sein moralisches Selbstbewusstsein und seine Wissenschaft unterscheidet — Erscheinungen, welche Spencer «superorganische» nennt —, ist dennoch auch er den Gesetzen aller lebenden Organismen unterworfen, und da diese Gesetze materielle sind, kann er sich ihrer Wirkung und ihrer Macht selbst auf dem höchsten Grade der Entwicklung nicht entziehen.

Da nun der Mensch nach dieser Auffassung ein rein kosmisches Wesen ist, war die Umgestaltung der Oberfläche der Erde und waren die Verhältnisse, unter welchen er lebte, von Einfluss auf ihn und sein ganzes Wesen.

Die Erde ist nicht durch Katastrophen, sondern durch eine langsame Entwicklung das geworden, was sie heute ist, gleichwie sie auch heute noch fortwährenden Umgestaltungen unterworfen ist. Mit der Umgestaltung haben auch die Lebensbedingungen der auf der Erde lebenden Organismen sich geändert. Manche Organismen vermochten unter den geänderten Verhältnissen nicht mehr zu leben und gingen zugrunde. Spuren haben sie höchstens in vergrabenen Schichten zurückgelassen. Andere stärkere Organismen haben den Unbilden widerstanden, den Veränderungen sich angepasst, in bestimmter Weise individuell selbst verändert neue Gattungen gegründet.

Zwischen derselben Gattung und auch den verwandten Gattungen gab es Kämpfe um den Fortbestand, um die Existenz, um die Vermehrung, kurz: einen Kampf ums Dasein. In diesem Lebenswettbewerb blieben die Stärksten, die Geschicktesten, die mit den besten Eigenschaften Ausgestatteten aufrecht und verbreiteten sich, während die Schwächeren zugrunde gingen. Die Vererbung übertrug dann auch auf die Descendenten jene Eigenschaften, welche dieser Gattung die Ueberlegenheit sicherten.

Die natürliche «Selection», die nur auf die Aufrechthaltung des stärkeren Organismus gerichtet war, die daraus sich ergebende Vielfältigkeit, die Anpassung, die Vererbung bildeten daher jene stufenweise Umgestaltung, welche die Wissenschaft mit dem Namen «Evolution» bezeichnet und aus welcher sie auch den Aufsteig von niederen zu vollkommeneren Organismen ableitet.

Von diesem Gesetze des «Transformismus» war auch der Mensch nicht ausgenommen. Das feinste und vollkommenste Organ des Menschen, das Gehirn, das Werkzeug der schönsten Vorzüge des Menschen: der Gefühle, der Gedanken, des Willens, war ebenso Tausende oder Millionen Jahre hindurch — weil diese dem Transformismus nach Belieben zur Verfügung stehen — der stufenweisen Entwicklung unterworfen. Auch die Embryologie, welche aus der einfachen Zelle binnen wenigen Monaten ein vollkommenes Tier sich entwickeln sieht, war der Paläontologie eine kräftige Stütze; denn was hier im Kleinen geschieht, war auch im Verlaufe von Millionen Jahren im Grossen und Ganzen möglich.

Diese meine gedrängten Ausführungen können nicht den Zweck haben, sich in die Beurteilung dieser Theorie zu vertiefen. Ich will auch nicht untersuchen, welchen Anteil an diesem Gedankengange die Phantasie, die Ahnung, die Hypothese, die zahllosen Vermutungen und folglich die Irrtümer haben, und welchen die Wirklichkeit hat. Ich will die Berechtigung der Wissenschaft nicht in Zweifel ziehen, aus den Thatsachen auf die Ursachen zu schliessen und so bis an den Urquell des Lebens vorzudringen. Es ist dies eine Aufgabe, würdig des menschlichen Verstandes und

Strebens. Gleichsam fascinnirend wirkt auf den Menschen der Gedanke, aus eigener Kraft den Urgrund seines Entstehens, die Entwicklungs-Stadien seines Geschlechtes, die Geschichte seiner gegenwärtigen geistigen Suprematie zu erforschen.

Was ich aber nicht als berechtigt anerkennen kann, das ist das Streben: eine noch in der Wiege liegende, noch nicht ausgegohrene Theorie auf ein Gebiet zu übertragen, wo sie den teuersten Gütern der Menschheit begegnend nur verheerend wirken kann.

Die Anhänger der Evolution gestehen nämlich selbst zu, dass die Umgestaltung der organischen Wesen die äusserste Grenze erreicht hat oder doch wenigstens sehr verlangsamt ist, und dass insbesondere für das Menschengeschlecht die anatomische und physiologische Entwicklung abgeschlossen ist; nur der Entwicklung der geistigen Factoren steht noch ein unermessliches Gebiet offen; aber auch da müssen jene Gesetze herrschen, welche die materielle Evolutien regeln, da ja auch der Geist ein Product der Materie ist, — daher die Theorie der Evolution auch auf den Glauben, auf die Moral, auf die Erziehung und auf das gesellschaftliche Leben anzuwenden sei.

Der Endpunkt der religiösen Entwicklung ist nach ihrer Ansicht die volle Irreligiosität. Der Atheismus ist noch nicht die Irreligiosität. Derselbe tritt, obgleich er einen negativen Charakter hat, theoretisch und practisch dennoch als eine bestimmte These auf, wo dann, wenn Argumente gegen Argumente vorgebracht werden, der Sieg stets nur der gläubigen Seele zufallen kann.

Die letzte Grenze der Evolution ist der Agnosticismus, die vollständige Gleichgiltigkeit gegen jeden religiösen Begriff. Sie anerkennt die frühere und die heutige Berechtigung der bestehenden positiven Religionen als Culturstadien, und darum soll diesen Religionen kein Leid zugefügt werden. Findet Einer seine Seligkeit in der Religion, bedarf Einer derselben, so ist Niemand berechtigt, ihn darin zu stören; es kommt — wie sie meinen — ohnehin die Zeit, da die positiven Religionen von selbst aufhören werden. Renan, der hervorragende Skeptiker unserer Zeit, hat einmal an Saint-Beuve geschrieben: «Fürwahr, ich wollte dem alten Stamme die Seele nicht entreissen, die noch nicht reif ist.» Also der Fortschritt der Menschheit zur Reife wird dem positiven Glauben ein Ende machen. Man braucht den alten Baum nicht erst gewaltsam zu schütteln; die Frucht mag reifen, sie wird dann von selbst abfallen. Der Verfasser des Werkes «Irréligion de l'avenir» sagt, die Vergangenheit der Gegenwart gegenüberstellend, Folgendes: «Oft finde ich an meiner Seite einen Missionär mit schwarzem Barte, mit hartem und scharfem Blick, den manchmal ein mystischer Blitz durchzuckt. Er scheint mit allen vier Weltteilen im Briefwechsel zu stehen; er arbeitet wirklich viel, um Dasjenige aufzubauen, was ich niederzureissen mich

anschicke. Schaden unsere entgegengesetzten Strebungen einander? Warum sollten sie schaden? Warum sollten wir nicht Brüder sein, alle Beide bescheidene Arbeiter in der Förderung der Aufgaben des Menschengeschlechtes? Die primitiven Völker für die christlichen Dogmen zu gewinnen, und diejenigen, die auf den Höhen der Civilisation bereits angelangt sind, von dem positiven Glauben und den Dogmen zu befreien, dies sind zwei Aufgaben, die einander ergänzen und weit davon entfernt sind, einander auszuschliessen. Der Missionär und der Freidenker hegen verschiedene Pflanzen in verschiedenem Boden, arbeiten aber immer an der Entwicklung des Lebens des menschlichen Geschlechtes.»*

Es ist sehr leicht, den Schluss daraus abzuleiten. Der Katholicismus sagen sie — ist ein Uebergangsstadium in dem Fortschritt der menschlichen Cultur, gleichwie der Fetischismus es war. Der Protestantismus, abermals nach ihrer Meinung — ist eine amphibiale Schöpfung, deren Wurzeln in dem alten Boden haften, ein Ringen der menschlichen Seele mit der Inconsequenz; mit der Zeit wird er sich entweder mit der einzig consequenten, grossen, positiven Strömung vereinigen, von der er abgewichen ist, und das Schicksal derselben teilen oder er wird jeden positiven Charakter abstreifen und die Zahl Derjenigen vermehren, die den Agnosticismus als das Endergebniss jeder religiösen Entwicklung betrachten. Der Eine irrt und der Andere irrt, aber, meinen sie, der Irrtum muss respectirt werden. Beide sind menschliche Schwächen, mit denen man vielleicht noch Jahrtausende hindurch wird rechnen müssen.

Es lässt sich nicht leugnen, dass in dieser Theorie nebst der Phantasie auch Logik steckt; ihr Fehler ist der, dass ihr Ausgangspunkt ein völlig falscher ist. Sie schliesst Alles aus, was absolut, bedingungslos und unendlich ist, und acceptirt Alles, was relativ, accomodativ und bedingt ist. Da sie ihr Raisonnement auf ein kosmisches Princip gründet, versinkt sie in den Irrtümern der vollen Animalität und kommt — was gleichsam nicht zu leugnen ist — mit ihrem eigenen Princip in Widerspruch.

«Sei ein selbstbewusster Factor in der Entwicklung des menschlichen Geschlechtes» : dies ist ein Grundprincip der Theorie der Evolution. Wenigstens wird es von Baratte, dem Jünger Herbert Spencer's, so ausgedrückt. Allein, wenn Jemand denkt und das Leben selbstbewusst beurteilt, müssen ihm zwei Dinge auffallen: entweder schaffen die Naturkräfte von selbst den Geist so, dass er von der Natur nicht getrennt werden kann, sondern mit ihr als mit seinem eigenen Producte in einer ursächlichen, unlöslichen Verbindung bleibt, und dann ist die Religion wirklich die psychologische Illusion der Einbildungskraft; oder es steht neben und über den Naturkräften ein unabhängiger, allmächtiger Geist, der jene geschaffen hat, und dann

* M. Guyau: Irréligion de l'avenir. XXV. S.

liegt nicht in der Natur, sondern in dem Geiste das göttliche Moment, dann ist die Religion wahr, weil der Naturalismus falsch ist, dann muss die Religion nicht auf eine natürliche, sondern auf eine übernatürliche Basis gestellt werden. Steht aber — und dies muss ich besonders betonen — das Bewusstsein einmal vor dieser Alternative, dann muss es sich, wie Hartmann ** sagt, »notwendigerweise für die übernatürliche Auffassung aussprechen, weil es nur in dieser die volle Befriedigung seiner Bedürfnisse findet und im entgegengesetzten Falle ohne jeden Zwang seine eigene Resignation unterschreiben müsste«. Das Uebernatürliche ist somit auch nach Hartmann ein unabweisliches Postulat des religiösen Selbstbewusstseins.

Die Theorie der Evolution geht der Erörterung zweier Punkte sorgfältig aus dem Wege. Diese zwei Punkte sind: der Urquell des Lebens und der Endzweck des Daseins. Diese zwei Punkte sind aber das Alpha und das Omega des Universums, ohne welche es unbegreiflich ist. Die Urkraft ist ein Begriff, dessen Wesen unbekannt ist, sie ist als ein impulsiver Factor in der Entwicklung der Dinge denkbar, erklärt aber nicht den Schlussgrund. Die Daten der prähistorischen Entwicklung sind schwankend, die aus derselben abgeleiteten Schlüsse unzuverlässig.

Es gibt ohne Zweifel eine Urkraft, deren Offenbarungen in Raum und Zeit wir wahrnehmen können; allein, welchen Namen immer wir ihr geben: sie löst nicht das Problem des Lebens.

Was ist das Leben? Weder die psychologischen Speculationen, noch das anatomische Messer des Arztes gaben Antwort oder werden jemals Antwort geben auf diese Fragen; denn der menschliche Verstand kann weder das Wesen der Materie, noch das Wesen des Geistes jemals kennen.

Es besteht der Gedanke der Unendlichkeit, doch kann der menschliche Verstand ihn nicht erfassen; und dennoch kann der Mensch ihn nicht los werden; er fühlt ihn stets und je mehr er sich in ihn versenkt, umso mehr verwirrt er sich.

Und wo ist in dem Entwicklungsprocess jener Augenblick, da der Geist sich aus der Materie ausscheidet und den Begriff des Absoluten, jene unaussprechlich erhabenen Eigenschaften der menschlichen Seele schafft, welche mit der Materie nichts gemein haben? Ja, je mehr er die Fesseln der Materie abschüttelt, umso höher erhebt er sich; dagegen beweist die Erfahrung, dass er umso tiefer sinkt und sich den Unvollkommenheiten des tierischen Lebens umso mehr nähert, je fester er an der Materie haftet. Sich in die Natur vertiefend, ist er gezwungen, alle Mängel derselben bewusst zu dulden, ohne sich der Vorteile des unbewussten Tieres rühmen zu können. Er fühlt seine Superiorität über die Natur — dies flüstert ihm seine Würde zu, aber er steht doch nicht ausserhalb derselben — sagen die Freunde

** Entwicklung des religiösen Bewusstseins. S. 274.

der Evolution —, sondern er ist gleichsam das künstlichste Product derselben und kann sich, eng verbunden mit ihr, ihren zwingenden Gesetzen nicht entwinden. Er ist durch die Evolution der Spitzpunkt der Natur geworden. Er ist ein anthropocentrisches Wesen, in welchem der menschliche Körper und der Geist untrennbar verbunden sind; beide haben ein Gesetz, ein Leben, welchem selbst die Ahnung dessen mangelt, dass das menschliche Leben auch einen höheren, zielbewussteren und wertvolleren Charakter haben kann, als blos das natürliche Sein.

Der heil. Thomas von Aquino sagt nach Tertullian vom Menschen: «Anima humana naturaliter christiana», die menschliche Seele ist schon ihrer Natur nach christlich. Die Metaphysiker haben dies in ihre eigene Sprache übertragen. «Der Mensch ist ein metaphysisches Wesen»; und heute kommt die Evolution und stellt, beide über den Haufen werfend, den Menschen als rein kosmisches Wesen hin. Wo ist hier der Fortschritt? Wenn die Entwicklung nach den Evolutionisten bei der Schaffung des menschlichen Organismus stehen geblieben ist und die geistige Evolution ihren Anfang nahm, kann man mit Recht fragen: ob die Evolution darin besteht, dass der Geist wieder unter die Herrschaft der Materie getrieben wird?

Buckle hat als erstes Stadium der geistigen Evolution die Religion, als zweites die Metaphysik und als letztes den Positivismus bezeichnet, die Evolutionisten aber bezeichnen den letzteren als den höchsten Grad der Reife in der Cultur; ist etwa der schwarzbärtige Missionär, welcher sich um den Aufbau der Religion bemüht, gerade deshalb unreifer für die Cultur, weil sein Nachbar an der Demolirung der Religion arbeitet? Wer steht höher? Derjenige, welcher die Würde des Menschengeschlechtes zum Ausgangspunkt nimmt und die Aufgaben der Bestimmung des Menschen in der Aneignung des Schönen, Guten, Erhabenen und in der Entwicklung der edlen, übernatürlichen Gefühle erblickt, oder Derjenige, welcher von kosmischen Begriffen ausgeht, den Menschen als Tier betrachtet, sein Loos blos an die Erde bindet, mit welcher zugleich er sinkt, verkommt, sich auflöst, so dass auch der Mensch gänzlich vergeht, wenn die Erde ein lebloser Planet wird? Welchen Zweck hat dann die geistige Entwicklung? Welchen Wert haben die geistigen Güter?

Den Endpunkt der Entwicklung der Evolution in religiöser Beziehung bildet der Agnosticismus; dieser aber ist in seinem Endresultat nichts weiter als die Verzweiflung darüber, ob das Welt-Universum ein ideales Ziel hat und ob es, da es selbst ein Kind des Zufalls ist, nicht auch selbst dem Zufälligen, dem Unbekannten zutreibt, ohne auf seinem Wege, in seiner Entwicklung von einer liebenden göttlichen Fürsorge begleitet zu werden.

Die Welt kann sich noch Jahrtausende lang drehen, aber das Positive, in welchem Maasse es auch der Wissenschaft zu eigen werde, d. h. in welchem Maasse auch die Wissenschaft realistisch werde, sie wird das Ideal

doch nie entbehrlich machen. Der Realismus wird nie eins werden mit dem Idealismus.

Die Philosophie kann nie zur Religion werden und ist auch nie im Stande dieselbe zu ersetzen, auf welcher Stufe der Entwicklung sie auch stehe. Die Religion hat eine andere Aufgabe; ihr Entwicklungsprocess kann nur intensiv sein, worin die Wissenschaft hilfreiche Hand bieten kann. Die Wissenschaft hat eine andere Aufgabe, ihre Entwicklung ist eine hervorragend extensive; indem sie die Menge der Kenntnisse vermehrt, kann sie doch nimmer die Religion absorbiren, welche hohe Stufe der Entwicklung sie auch erreiche. Comte wollte den Positivismus zur Religion erheben, es ist ihm nicht gelungen — er ist wahnsinnig geworden.

II.

Die Theorie der Evolution, welche die Religion aus der geistigen Entwicklung des menschlichen Geschlechtes als überflüssig eliminirt und die einzige und ausschliessliche Führerrolle für die Wissenschaft occupirt, ja sogar auch den geistigen Factor als Ausfluss der Materie betrachtet, geht auf moralischem Gebiete noch weiter und schliesst aus der moralischen Entwicklung das höhere Moment ganz und gar aus.

Nach dieser Theorie ist der Ursprung der Moralität in der Physiologie, ihre Entwicklung in der Ererbung und Erziehung, ihr Endziel aber im Vergnügen und Genuss zu suchen, welche in der Utilitäts-Theorie ihren Höhepunkt erreichen. Diese Theorie ist also bar jedes höheren idealen Zieles. Letourneau, der diese Gesichtspunkte in seinen in den Jahren 1885/86 gehaltenen Wintervorlesungen entwickelte, umschreibt dieselben in einer seiner Vorlesungen folgendermaasen.

«Wesentlich — sagt er — unterscheidet sich der Mensch nicht von den höheren Tieren. Ihr anatomischer Organismus und ihr physiologisches Leben sind gleich; allein seine selbstbewussten Nervencentren sind höherer Entwicklung fähig. Bei ihm ist ebenso wie bei dem Tiere die Nervenzelle so organisirt, dass sie im Stande ist, die Eindrücke aufzunehmen und zu bewahren; daher kommt es, dass er ausgebildet werden und sich im Wege der Ererbung Neigungen aneignen kann, welche, wenn sie einmal Wurzel fassen, als Norm dienen in den Kämpfen und Widerwärtigkeiten des Lebens.»*

Die Nervenzellen bilden also gleichsam den Sammelpunkt der gewonnenen Eindrücke. Jede Molekularströmung, welche sie durchläuft, hinterlässt mehr minder tiefe Spuren. Durch Wiederholung gelangen diese Spuren in einen organischen Zustand, sie werden stabilisirt und gehen im Wege der Vererbung auf die Nachkommen über. Jeder dieser Spuren entspricht je ein Bestre-

* L'évolution de la moral. Seite 74.

ben, je eine Neigung, je ein Instinct, welche bei Gelegenheit und wiederholt geübt, langsam Dasjenige entwickeln, was wir den Charakter im Menschen nennen.

Die derart erworbenen Bestrebungen, Neigungen und Instincte können durch die Erziehung und durch andere Lebensfactoren sich ändern, ja durch letztere können sogar neue entstehen.

Die heutige Moral ist also auch das Resultat einer langen Evolution, während welcher der Mensch, ausgehend von dem elementarsten tierischen Zustande, sich langsam und stufenweise jene Gefühle, höhere Ideen, private, sociale- und Familientugenden angeeignet hat, deren er sich heute rühmt.

Die temporären Momente der moralischen Evolution sind nach Letourneau die folgenden: auf der ersten Stufe stehen die bestialischen Sitten (phase bestiale). Diese stehen auf keiner höheren Stufe als die Sitten der Schimpanse und Gorillas; ja noch tiefer; denn während der Mensch Menschenfresser war, weiss die Naturwissenschaft von Jenen nichts Aehnliches zu melden. Die zweite Phase bilden die Sitten der Wilden, welche den Cannibalismus noch als Retorsion übten, im Uebrigen aber den Menschen milder behandelten, ihn zum Sclaven machten, aber dem Stammeshäuptling unbeschränkte Gewalt über das Leben der Menschen, der Frau und der Kinder einräumten. An dritter Stelle steht die barbarische Moral, welche sich von der vorerwähnten insofern unterscheidet, als gewisse Traditionen oder hier und dort geschriebene Gesetze den Diebstahl, den Ehebruch und die Menschentödtung als sociale Verbrechen strafen. Die letzte Phase bildet die mercantile Moral, in welcher wir zum Teile auch heute noch stecken — zum Teile, sage ich, denn es wird die Aufgabe der ferneren Evolution sein, die wissenschaftliche, oder besser gesagt: die Utilitätsmoral zu schaffen, einzubürgern und festzustellen. Denn die barbarischen Sitten sind noch nich endgiltig geschwunden, sie sind auch heute noch in den Herzen verborgen. Es ist ein grosser Gegensatz zwischen der Moral, welche die Leute verkünden und preisen, und zwischen jener, welche sie üben. Die Sclaverei ist aufgehoben, aber ihren Platz hat die verhüllte Sclaverei eingenommen: das eherne Gesetz des Arbeitslohnes. Die Menschentödtung ist verboten, aber der Krieg ist erlaubt; man duldet das Duell. Das Gesetz verkündet die Monogamie, aber die Prostitution wird polizeilich geregelt, der Ehebruch aber wird für ein verzeihliches Verbrechen angesehen. Thatsächlich wird nur Einem unbedingte Achtung gezollt: dem Vermögen und dem Gelde, demgemäss die ganze Moral sich richtet. In der moralischen Entwicklung haben ferner als Factoren gewirkt und wirken noch die Vererbung und Erziehung.

Gleichwie sich die physischen Mängel der Eltern auf ihre Kinder vererben, so erben die Kinder auch die geistigen Eigenschaften der Eltern. Oft zeigen sich bei den entferntesten Descendenten Instincte, welche den mora-

lischen Typus längst dahingeschiedener Ahnen bildeten. Das ist das Gesetz des Atavismus. Alexander der Grosse war in seinem 20., Scipio Africanus in seinem 24., Carl XII. in seinem 30., Eugen von Savoyen in seinem 25., Napoleon in seinem 26. Lebensjahre schon ein grosser Feldherr. König Mathias von Ungarn war schon im 18. Lebensjahre ein vollendeter Mann. Bei vielen Gelehrten und Künstlern kann man eine ähnliche Frühreife beobachten, was darauf hinweist, dass diese Eigenschaften ihnen angeboren sind.

Aehnliche Beispiele hat die Criminalstatistik aufzuweisen. Die Neigung zum Diebstahl, Raub, Mord, zur Brandlegung und Trunkenheit sind sehr oft ererbte Verbrechen. Ribot, der eifrige Verteidiger des Vererbungssystems, behauptet, dass unter 80 Individuen, die in gerader Linie von einer verderbten Frau abstammten, ein Viertel der Gerechtigkeit in die Hände fiel, während die übrigen drei Viertel aus Trunkenbolden, Irrsinnigen, Idioten und Bettlern bestanden. * Der Stammvater der Familie Yuke war ein Trunkenbold und im Verlaufe von 75 Jahren stammten von demselben 200 Diebe, 288 Kranke und 90 Prostituirte ab. In der Urzeit wurden ganze Familien als unrein verbannt, die heilige Schrift selbst dehnt das Merkmal der Sträflichkeit bis ins fünfte Glied aus.** Der Turiner Professor Lombroso und seine Schüler basiren das Strafrecht auf die Theorie, dass der Verbrecher ohnehin unverbesserlich sei, dass man ihn daher entweder vernichten oder unschädlich machen müsse.

Wenn daher die von den Ahnen erworbenen und mit der Zeit stufenweise vermehrten Eigenschaften durch Zeugung auf die Nachfolger übertragen werden können, wenn die auf einige Zeit unterdrückten Neigungen in einer späteren Generation wieder auftauchen, so scheint die Conclusion sehr natürlich, dass auf die moralische Entwicklung nur die physischen Gesetze bestimmend wirken, daher auf die Moral nicht die Regeln der Deduction anwendbar sind, nach denen aus einem aufgestellten höheren Princip die Gesetze des Beisammenseins abzuleiten sind, sondern das inductive Verfahren gilt, bei welchem die Gebote des sittlichen Lebens aus Erfahrungsthatsachen abgeleitet werden.

Die Erziehung ist berufen, die durch Vererbung gewonnenen Neigungen zu stabilisiren, dieselben rege zu erhalten und zu entwickeln, ferner neue Eindrücke hervorzurufen, die im Wege der Vererbung als sittliche Bildung höheren Grades wieder weiter vererbt würden. Doch auch hiebei ist, wie bei der geistigen Evolution, jede transscendentale Einmischung ausgeschlossen.

Die neueste Psycho-Physiologie liefert in dieser Richtung sehr schätzbare Daten, wie durch die «Suggestion», als das geeigneteste Mittel, in den Kindern neue sittliche Ideen erzeugt werden können.

* S. Letourneau «L'évolution de la moral.» S. 66.

** M. Guyau, Education et Heredité. S. XIV.

Die Idee der Suggestion entstand aus den Erfahrungen, welche die Männer der Wissenschaft aus dem Hypnotismus gewonnen haben. Im hypnotischen Zustand kann man Ideen, Entschlüsse ebenso eingeben, wie Empfindungen. So kann man z. B. einem Hypnotischen den Auftrag geben, zu einer bestimmten Stunde, bei einer bezeichneten Person einen Besuch zu machen, man kann ihn dazu bringen, seinen eigenen Namen unrichtig zu schreiben, aus einem Buche zu lesen, zu beten, und alles das wird er, wenn er erwacht, in wachem Zustande, mit vollem Selbstbewusstsein, gewissermassen durch einen innerlichen Instinct getrieben, auch vollziehen. Man kann Empfindungen suggeriren, z. B. Erstaunen, Verachtung, Sympathie und Antipathie, Leidenschaften. Doch kann man auch weiter gehen, man kann neue Instincte und moralische Ideen schaffen, die im Centralnerv Wurzel fassen und zur Gewohnheit werden können.

In der Pariser Salpetrière, wo Nervenleidende geheilt werden, haben die Aerzte mit dem Hypnotismus wunderbare therapeutische Erfolge erzielt. Die Morphiomanie wurde auf suggestivem Wege geheilt, ohne dass sich die bei plötzlichem Verbieten des Morphins gewöhnlich eintretenden Wuthausbrüche gezeigt hätte. Ebenso wurde die in Folge des allzu starken Alkoholgenusses eingetretene Trunksucht geheilt. Dr. Delboeuf schuf aus einer furchtsamen Frau eine tapfere, Dr. Voisin aus einer diebischen, faulen und unreinlichen Frau eine gehorsame, ehrliche und fleissige. Guyau weiss dafür zahllose Beispiele anzuführen.

Die psychologische Ursache hievon liegt darin, dass die Idee, welche dem Hypnotischen suggerirt wird, so übermässig auf sein ganzes Nervensystem wirkt, dass sie die anderen Ideen gewissermassen lähmt und der suggerirten Idee die Herrschaft, die leitende Rolle sichert, welche nach dem Principe des Kampfes um das Dasein dann den sittlichen Handlungen die Richtung gibt. Andererseits kann, da im Gehirn der hypnotisirten Person jeder Nerv gelähmt, beziehungsweise eingeschläfert wird, der Arzt durch die Suggestion die Alleinherrschaft der suggerirten Idee sichern.

Das Kind kann, wenn es geboren wird, mehr weniger mit einem hypnotisirten Wesen verglichen werden, das heisst: im Gehirn des Kindes gibt es noch keine Idee, es ist daher zur Aufnahme der Suggestion am geeignetesten. Die Idee, welche im Wege der Suggestion in das Gehirn des Kindes gelangt, macht dort einen tiefen Eindruck und wird durch Wiederholung zu einer solchen Gewohnheit stabilisirt, dass diese auf das ganze Leben auswirkt. Das ganze Geheimniss der Erziehung besteht demnach darin: dass solche Gewohnheiten stabilisirt werden, die den Menschen zu erheben vermögen, ferner diese Gewohnheiten durch das Bewusstsein und die Ueberzeugung zu festigen, dass dieselben wirklich zweckmässig und vernünftig sind.

Diese psycho-physiologische Theorie acceptirt, insofern sie auf die Sittlichkeit angewendet wird, die Vererbung blos als Basis und gesteht zu, dass

der Mensch nicht durch die Geburt, sondern einzig und allein durch die Erziehung tugendhaft wird. Man kann von vererbter Güte, Freundlichkeit, Grossmut sprechen, doch sind das nur Fähigkeiten, noch nicht die Sittlichkeit selbst. Diese ist das Geschöpf der Vernunft, die selbst das Ideal, das sie zu erreichen strebt, concipirt und bestimmt, das Gesetz schafft, dem man gehorchen, die Pflicht, die man erfüllen muss.

Und so wird auch jenes Problem der moralischen Evolution gelöst werden, welches das letzte Stadium derselben, «die Utilitätsmoral», als Endziel betrachtet.

«Zu jeder Zeit und an jedem Orte — sagt Letourneau * — seit die Menschen sich in solcher Menge gruppirten, welche die Bezeichnung Gesellschaft verdiente, haben sie solche sittliche Gesetze angenommen und für sich selbst geschaffen, ohne welche sie entweder zerfallen oder zugrunde gegangen wären. Diese primitiven moralischen Gesetze entstanden aus Zwang, aus der Collision der Bedürfnisse, aus den Begierden, aus dem Erhaltungstrieb u. s. w., mit einem Worte aus der socialen Utilität.»

Einen Schritt weiter, ist laut der Eingebung des Gewissens des gebildeteren Menschen, jede Handlung gut, die für seinen Nebenmenschen nützlich ist und das erhabenste Ideal in der Moral Dasjenige, welches sich das Individuum, die Familie, den Staat vor Augen hält und den Egoismus mit dem Altruismus ausgleicht.

Die Beschränkung des Egoismus und das Wohlwollen Anderen gegenüber verbunden mit der Wonne, mit dem Genusse der Fülle des Lebens bilden das Endziel, dem die moralische Evolution zustreben muss: «Die Wonne, welcher Natur immer sie sei, in welcher Zeit sie auch genossen wird, bildet für Jeden das wesentliche Element jedes sittlichen Begriffes.» **

Aus diesen gedrängten Ideen, welche die constitutiven Elemente der sittlichen Evolution bilden, tritt uns vor Allem der Umstand ins Auge, dass dieses System die allgemeine und die individuelle Moral von jenem erhabenen Piedestal herabstösst, auf welchem dieselbe bislang gestanden, dass sie die höhere Sanction zerstört und an ihre Stelle die ausgebildeten tierischen Instincte setzt, dass sie das Princip leugnet und es durch menschliche Willkür ersetzt, dass die Leidenschaften als berechtigt, die Mässigung als rathsam bezeichnet werden.

Wenn der menschliche Geist in die Urzeit zurückgriffe und sich nur in die Erklärung dessen einliesse, welchen Einfluss auf die sittliche Bildung die Macht des menschlichen Geistes, die Umstände und Verhältnisse, endlich die Erziehung geübt haben, so würde der Mann der Wissenschaft das mit Dank annehmen. Doch das System der Evolution erklärt nicht, sondern schafft,

* S. 446. a. g. O.
** Bresson, «Les trois évolutions.» S. 441.

folgert Thatsachen aus Voraussetzungen, constituirt aus physiologischen Erscheinungen eine solche Psychologie, welche den hohen Flug des Geistes tödtet und denselben an den wilden Instinct als an seine natürliche Quelle fesselt. Sie nimmt die schönsten Eigenschaften des Menschen, seine ästhetisch feinen Empfindungen, wie die Liebe, die Opferwilligkeit, unter das Secirmesser und ist nicht im Stande, sie in einem Princip zusammenzufassen, das dieselben erheben könnte, sondern bildet sich einen Sammelnamen, ein Ideal, das zu den Genüssen derbster Natur berechtigt: die Wonne.

Sie zerstört vollständig das Verdienst der Tugend und die Verantwortlichkeit des Verbrechens. Die Gewohnheit, die Findigkeit, welche sich zu accommodiren versteht, ist das höchste Lob und die Anerkennung der Menschen der schönste Lohn; dagegen darf der Mensch, da er als Verbrecher geboren oder in schlechter Gesellschaft erzogen wurde, nicht bestraft werden und da er demnach entweder in Folge seiner Geburt oder seiner schlechten Erziehung zum Missethäter geworden, fällt er nur aus einem Gesichtspunkte unter Imputation, nämlich aus dem Gesichtspunkte der Gefährdung der öffentlichen Wohlfahrt.

Da es in der Moral ebenso wenig, wie in der Religion absolut Gutes, absolut Edles, absolut Wahres gibt, so existirt zwischen dem Guten und Schlechten kein wesentlicher Unterschied, Alles ist relativ und ändert sich nach der menschlichen Willkür. Das System der Evolution hat in alledem die Behauptungen der Metaphysiker des Altertums mit den Errungenschaften der neueren Wissenschaft erweitert, da schon Leucipp und Demokritos jede Empfindung, ja das Denken selbst von der verschiedenartigen Gruppirung der Atome abgeleitet. Epicur, der auf dieser Grundlage fortschreitet, behauptet, dass die Empfindungen dadurch im Menschen entstehen, dass die ausserhalb des Körpers befindlichen Atome mit den menschlichen Organen in Berührung treten. Aus der Empfindung entstehen die Ideen, aus den Atomen ist das Universum erklärlich und wir müssen uns nicht erst an ein höheres Princip wenden. Ueberhaupt darf man behaupten, dass schon die griechische Philosophie im Grossen und Ganzen ein getreues Bild der heutigen wissenschaftlichen Fluctuationen bietet. Betreffs des Menschen, der Welt, der Ideen und der Grundursachen hat sie vom Materialismus bis zum Idealismus schon alle Systeme erschöpft.

Laut der Evolution wird die moralische Entwicklung bis zur Unendlichkeit fortschreiten und doch anerkennen die Anhänger derselben selbst, dass seit ungefähr zweitausend Jahren die Grundprincipien der Moral sich nicht geändert haben (Buckle), dass dieselbe stehen geblieben, und eben weil ihre Principien heute schon gar keine Wirkung mehr haben, man nach neuen Grundprincipien forschen müsse, auf welchen dieselbe weiter entwickelt werden könnte. Wenn dem so ist, dann musste nach der Theorie der Physiologie auch die Ablagerung in den Zellen stehen geblieben sein, d. h. die Zellen,

welche in den Nerven die gewonnenen Eindrücke stabilisirten, haben seit zweitausend Jahren ihre Thätigkeit eingestellt, denn wir kennen keine neuen Gesetze, welche als Grundprincipien das Moralsystem modificirt und welche im Wege der Vererbung oder auch mit Zuhilfenahme der Erziehung die Sitten gefördert hätten. Es ist nicht genug, dass man eine wissenschaftliche Behauptung einfach aufstellt. Auch die gelehrte Welt ist in dieser Hinsicht sehr skeptisch geworden und bringt selbst den historischen Thatsachen nicht mehr jenes Vertrauen entgegen, dass sie subjective Perception für unerschütterliche Thatsachen ansähe. — Niemals wurde mit der Wissenschaft so viel Missbrauch getrieben wie heute, da man mit den einander widersprechenden, einander vernichtenden Behauptungen und Voraussetzungen selbst den ernsten Denker schwankend macht und das zerstört, was den Seelen heilig und erhaben ist. Die Hypothese selbst besitzt nicht so viel Gewicht, dass sie als unerschütterlicher Beweis dienen könnte, für das was in der geheimen Werkstätte der Natur geschieht und wovon der Mensch wohl eine Ahnung, aber keine bestimmte Kenntniss haben kann.

Noch heute gibt es Völker, die auf der untersten Stufe der sittlichen Bildung stehen. Afrika ist ein ganzer Weltteil, der Millionen und Millionen Bewohner umfasst. Seine klimatischen Verhältnisse, von der heissen bis zur gemässigten Zone, boten die Möglichkeit, dass dort die Cultur sich in derselben Weise entwickle, wie in Europa — weshalb ist es also zurückgeblieben? Weshalb sind nicht auch dort die Gesetze der Evolution zu Tage getreten, wie man dieselben auf die gebildeten Europäer anwendet? Oder haben die Gesetze der Zellenbildung und der Vererbung dort nicht existirt? Diese Völker waren und sind von den übrigen Weltteilen vollständig abgesondert; dort, besonders im Innern Afrikas, unter der unmittelbaren Einwirkung der Natur hätten also die Gesetze der Evolution von selbst und ohne jede Störung wirken können. Weshalb ist dort keine Spur davon? Oder sind die Milliarden von Jahren, welche die Evolution so gern anführt, dort ohne Spur verflossen? Oder sind in China, wo die Civilisation schon lange unbeweglich stehen geblieben ist, die physiologischen Gesetze bei den vierhundert Millionen andere als bei uns? Assyrien, Babylon sind mit ihren religiösen, sittlichen, socialen Begriffen gänzlich verschwunden. Wo ist hier die Continuität der Entwicklung?

Der Hauptirrtum der Evolutionsteorie besteht darin, dass sie die körperlichen Organe als Quelle der Sittlichkeit betrachtet, während sie nur die Träger der animalischen Empfindungen sind; sie erhebt zum Princip, was blos Mittel ist. Da die Seele mit dem Körper im engen Zusammenhange steht, reagirt der Zustand des Körpers, seine Gesundheit oder Krankheit, und schafft entweder regelrechte Functionen oder psychologische Abirrungen. Das Wesen und die Art, wie die Nerven die Eindrücke aufnehmen, leiten und zum Bewusstsein bringen, ist für die Wissenschaft ein Geheimniss. Kann die Folge-

rung bestimmt und sicher sein aus irgend etwas, dessen Wesen und Functionsart ein Geheimniss ist und stets bleiben wird, da das Wesen Eins ist mit dem Princip des Lebens, wohin selbst der gebildetste Geist nicht zu dringen vermag.

Wahrlich, ich weiss nicht, ob Renan nicht recht hat, wenn er sagt: «Die Welt ist nur so lange schön, als der Mensch sie mit seinen Händen nicht berührt; in diesem makellosen Paradiese erscheint das Lächerliche, das Hässliche, der Schmutz erst dann, wenn der Mensch in demselben erscheint.»*

Nach der Evolutionstheorie existirt eine sittliche Weltordnung nicht, in welcher das individuelle Sein des Menschen, der Verlauf seines Lebens und dessen Ziel an ein übernatürliches Princip gebunden wäre. Doch gerade dadurch schwächt, ja vernichtet sie jene starke Grundlage, auf der allein die geistige und moralische Entwicklung möglich ist.

Da ein höheres Ideal ausgeschlossen ist, wird die Cultur blos nach der Notwendigkeit und Möglichkeit des Beisammenseins sich richten; da die äusseren Formen derselben ohne innern Wert sind, wird die Cultur sich blos nach den conventionellen Gesetzen gestalten. Die Harmonie und die Mässigung werden die einzigen berechtigten Factoren im socialen Leben sein, jedoch nur als Lebensregel, ohne welche das Leben unmöglich würde, doch auch diese Lebensregeln werden nur den Wert der practischen Lebensphilosophie besitzen. Alles muss vermieden werden, was dem Anstand widerspricht. Das Gleichgewicht zwischen dem Verstande und der Sinnlichkeit muss erhalten werden, denn durch die Einseitigkeit könnte die Heiterkeit des Lebens leiden. Die Ausschweifung muss gemieden werden, weil sie mit der Selbstbeherrschung im Widerspruch steht. Unordnung und Gesetzwidrigkeit sind abstossend, weil sie das sociale Beisammensein gefährden. Jedermanns schönste Aufgabe ist es, mit sich selber zufrieden, mit seinen Nebenmenschen im Frieden zu leben. Die Glückseligkeit besteht darin, dass der Mensch mit der Natur in Harmonie sei. Alles zur rechten Zeit zu thun, den Anstand stets und überall zu wahren, mit feinem Geschmack und Tact durch's Leben zu wandern: das ist die höchste Wonne des Lebens.

In der Aesthetik ist die Phantasie des Erhabenen den Schwärmern zu überlassen, nur das Angenehme ist gleichzeitig auch das Reale, darauf weisen Natur und Leben selber hin.

Die persönliche Würde und deren Unverletzlichkeit ist nur im Vermeiden des Gewöhnlichen und Niedrigen zu suchen, die Bildung hingegen in der Verfeinerung und Veredlung der Genüsse. Das Leben besteht nicht in der Arbeit und dem Streben, sondern im Genuss, alle wirtschaftliche und politische Wirksamkeit ist nur Mittel zu diesem Zwecke.

Es ist nicht schwer zu erkennen, wie wenig Tiefe und Ernst in dieser Moral liegt. Das ist nichts Anderes, als die Wahrung der Aeusserlichkeiten,

* «Revue des deux Mondes» 1889, S. 730.

neben der die ernste Seite des Lebens entweder gänzlich verschwindet oder zum Spiel herabsinkt. Wenn die Unsittlichkeit nur deshalb schlecht ist, weil sie hässlich ist, dann kann die Strafe auch nur in der Beschämung bestehen, dann muss man das Verbrechen nur deshalb verbergen, damit die Welt nichts davon erfahre. Eine solche Bildung mit ihrem äusseren Firniss fürchtet nur die Lächerlichkeit; den moralischen Ekel, den die böse That erregt, kennt sie nicht.

Die Bildung, welche blos die Natur sucht, und nur im Genuss des Natürlichen die Befriedigung ihrer Begierden findet, führt zum vollständigen Indifferentismus betreffs der Zukunft. Die auf die kurze Dauer des eigenen Lebens beschränkte Glückseligkeit, das «Ich» wird eine so furchtbare Verbreitung des Egoismus herbeiführen, dass die Nächstenliebe zum leeren Worte wird.

Dass bei einer solchen Weltanschauung blos die Nützlichkeit entscheidet, welche die Dinge, ja selbst den Wert des Lebens nur darnach beurteilt, inwiefern dieselben zur Erreichung des Zieles dienen: ist sehr natürlich. Die Utilität ist jedoch nichts Anderes als derber Realismus. Wissenschaft und Kunst besitzen an sich keinerlei Wert, wenn sie keinen Nutzen fürs practische Leben bieten, und deshalb besitzt nach dieser Theorie ein Mongolfier, der nur das von Anderen in selbstloser Bemühung gefundene Princip anwendet, mehr Wert, als Archimedes oder Euklid, Edison mehr als Leibnitz, Descartes und Newton, obgleich er vielleicht ohne diese höheren theoretischen Geister kaum im Stande wäre, seine practischen Erfindungen zu verwerten.

Wenn die Tugend nur vom Gesichtspunkte der Utilität beurteilt wird, dann wird nicht das absolut Gute, sondern die öffentliche Meinung zum Richter über die Moral gesetzt. Moralisch gut ist dann Dasjenige, was mit den im Wege der öffentlichen Meinung festgestellten Begriffen und Gewohnheiten übereinstimmt. Der schwankende Begriff der Ehre wird zur Grundlage des persönlichen Wertes gemacht; sie rein zu erhalten, ist eine der Hauptaufgaben des Lebens, und deshalb ist der freiwillige Tod dem Verluste der Ehre voranzustellen. Das Urteil und die Meinung Anderer gelten mehr als das reine Selbstbewusstsein; — die Ehre ist daher kein positiver Begriff, der von der Reinheit des Selbstbewusstseins bedingt ist, sondern negativer Natur, insofern irgend eine Handlung nach dem Urteile der öffentlichen Meinung und aus dem Gesichtspunkte der herrschenden Gewohnheiten verächtlich ist. Das ist der Gladiatoren wiedererstandenes Ideal, das nach Ehre dürstet, doch leer ist, ein theatralischer Grössenwahn, dessen fixe Idee es ist: in schöner Pose zu sterben, auch mit dem Tode in eitlem Ernste die Mucius Scævola und Curtius nachahmen zu wollen; wenn nur der Applaus des Publicums nicht fehlt.*

* Hartmann, Das religiöse Bewusstsein der Menschheit S. 128. 129 und ff.

Wenn mein Mitmensch nur ein natürliches Wesen ist, das nur von der Natur abhängt und nur dem Zwang dieser Gesetze huldigt, das aller erhabeneren übernatürlichen Rechte beraubt, in seinen tierischen Lebensbestrebungen nur durch die Notwendigkeit des Beisammenseins beschränkt wird, dann kann auch ich mir keine Ansprüche meinem Mitmenschen gegenüber vorstellen, dann ist meine Verantwortlichkeit, doch auch meine Persönlichkeit ist nur illusorisch, auf welche Jedermann nur insofern Rücksicht haben muss, als dies seinen eigenen Interessen entspricht; dann wird die moralische Welt, in welcher der Geist herrschen soll, zur Unmöglichkeit, dann vermag weder ich beim Aufbau dieser moralischen Welt Hilfe zu leisten, noch kann ich Andere zwingen, dies zu thun, denn eine solche sittliche Welt existirt absolut nicht, es gibt nur ein conventionelles Zusammenleben.

In der moralischen Evolution ist die «Moral» demnach nur eine Redensart, denn sie existirt nicht, nur Gebräuche herrschen; es gibt wohl moralische Ausdrücke, doch unter diesen birgt sich nur die Immoralität.

Wenn demnach die Evolution die Menschen damit locken will, dass die Verwerfung der Dogmen noch nicht den Unglauben bedeute, die Zerstörung des Uebernatürlichen und der traditionellen Autorität nicht die Verachtung der Ordnung, welche die Gesellschaft zusammenhält; dass die Leugnung der Offenbarung noch nicht die Negation des Ideals ist, da der Mensch von allen bisherigen Religionen abstrahirend, gewisse religiöse Empfindungen und ein Ideal bewahren kann, dem die Entwicklung zuzustreben vermag: dann reicht sie nur Fetzen von jenem prächtigen Mantel, mit dem die gütige, göttliche Vorsehung die menschliche Nacktheit verhüllt hat, dann brüstet sie sich mit den Trümmern eines grossartigen Gebäudes, welches die Menschheit mit gen Himmel gerichteten Blicken Jahrtausende hindurch gebaut. Doch aus diesen Trümmern lässt sich keine neue Civilisation mehr schaffen, ja das ganze Wesen der Evolutionstheorie ist nichts Anderes, als eine auf die sociale Zerstörung gerichtete Thätigkeit.

III.

Die intellectuelle und moralische Entwicklung bildet die Existenzbedingung des menschlichen Zusammenlebens. Dieselben Grundprincipien, die den beiden genannten Entwicklungen zur Basis dienen, haben daher notwendigerweise auch auf die Gesellschaft ihre Wirkung, nur dass hier jene impulsive Kraft, welche den ergänzenden Teil der Evolution bildet, nämlich «Der Kampf ums Dasein», intensiver, potenzirter auftritt.

Durch die sociale Entwicklung zieht sich als leitende Idee das Interesse des «Individiuums», dessen intellectuelle und moralische Entwicklung das Hauptziel bildet, während die Gesellschaft nur das Mittel ist, so dass nicht

das Individuum um der Gesellschaft willen da ist, sondern umgekehrt; dieser Auffassung hat der Vater der Evolution, Herbert Spencer, selbst Ausdruck gegeben in seiner Abhandlung «Das Individuum gegen den Staat».

Wenn wir uns der Ausdrücke der Physiologen bedienen, so können wir sagen, die Familie bildet die erste Zelle des socialen Körpers. Aus dieser entstehen stufenweise alle anderen lebenden Zellen: die constitutiven Elemente der Gesellschaft. Als die Familien sich an Zahl vermehrten, vereinigten sie sich zu Gruppen, in welchen, die Selbstberechtigung der Individuen in Betracht gezogen, vollständige Rechtsgleichheit herrschte. Die erste Unterscheidung (Differentiatio), das erste Moment der Ungleichheit entstand demnach da, als die Gruppe oder der Stamm sich zur Jagd oder zum Kriege einen Führer oder Häuptling wählte, der auch nach Beendigung derselben seine Macht behielt. Die Herrschaft und der Gehorsam begannen Gewohnheiten zu werden. Hierauf entstanden stufenweise die neuen Unterschiede und die durch die Lebensverhältnisse geschaffenen mächtigen Organisationen, welche in den modernen Staaten, vom Staatsoberhaupt bis zu den untersten Schichten, die Politik, Verwaltung und Justiz umfassen.*

Die erste Erscheinung der socialen Evolution trat 4000 Jahre vor Christus im Fetischismus zutage, bewegte sich demnach vollständig auf religiösem Gebiete, aus ihm entwickelte sich der Polytheismus und die politische Theokratie. Die Wirkung dieser religiösen Auffassungen auf die Gesellschaft äusserte sich darin, dass die Gemeinsamkeit der Frauen aufhört und ihr sittlicher Einfluss beginnt, ebenso das Ansehen der Alten, die Zähmung des Haustiere, die Stetigkeit der Wohnungen, die Feststellung des Eigentums, der Gebrauch der Kleider und damit das Schamgefühl, endlich die Verehrung der Ahnen.

Die Theokratie, welche mit dem Polytheismus gleichzeitig herrschte, bedeutete nicht immer die Herrschaft der Priester, sondern dass das Haupt der Religion auch gleichzeitig an der Spitze des Staates steht und umgekehrt; und als die Gesellschaft bei diesem Punkte der Entwicklung anlangte, gereichte die Theokratie ihr nur zum Vorteil. Sie stabilisirte vor Allem die früheren Errungenschaften in den Kasten. Durch die Vererbung sicherte sie die Continuität der Regierung und das Besitzrecht in den Familien; sie förderte die Anhäufung des Vermögens und dadurch die Möglichkeit der geistigen Beschäftigung, begann die Arbeitsteilung, sicherte die Wohlfahrt des Individuums.

Welche Dienste jedoch auch dieser conservative Charakter des Polytheismus der Menschheit geleistet hat, so hätte er dieselbe doch zur Unbeweglichkeit verdammt. Deshalb trat der fortschreitende Polytheismus an seine Stelle, der das menschliche Geschlecht nach zwei Richtungen ent-

* Bresson, a. g. O. S. 212—3.

wickelte, nämlich intellectuell bei den Griechen, social bei den Römern. Bei den Ersteren hat die Vergötterung der kriegerischen Tugenden einerseits, die Pflege der Philosophie andererseits die Theokratie gebrochen. Bei den Letzteren schuf die Regierungsgeschicklichkeit das römische Recht, als Sammlung jener positiven Gesetze, welche die rechtsgelehrte Welt auch heute noch bewundert. Erbe beider Richtungen ist die heutige gebildete Gesellschaft.

Griechenland besitzt auf dem Gebiete der socialen Entwicklung grosse Verdienste. Acht Jahrhunderte hindurch, angefangen von Homer und Hesiod bis zur Unterjochung durch die Römer, hat Griechenland in Wissenschaft und Kunst den Grund zur westlichen Civilisation gelegt, die Freiheit in den Vordergrund gestellt, die Kastenunterschiede aufgehoben, die Aemter durch Wahlen besetzt, der Unbeweglichkeit des Besitztums ein Ende gemacht. Die Schattenseiten waren: dass jeder Leidenschaft eine besondere Gottheit gegeben und dadurch die Unsittlichkeit sanctionirt wurde, dass es durch den Cultus der Naturkräfte gänzlich materialistisch wurde, dass die Arbeit zur Beschäftigung der Sclaven herabsank, und die Sclaverei durch Gesetzeskraft derart befestigt wurde, dass es schliesslich in Griechenland nur zwei Classen gab: Herren und Sclaven.

Rom hat hauptsächlich der socialen Entwicklung grosse Dienste geleistet. In dem Bestreben, die ganze Welt unter seine Herrschaft zu beugen, tritt zum ersten Male die Idee zu Tage, dass man die ganze Menschheit durch collective Thätigkeit zu einem Ganzen machen müsse: der Kosmopolitismus, der jeden ethnologischen Unterschied niederreisst. Im republikanischen Rom wurde die Religion der Politik untergeordnet, das persönliche Verdienst höher gestellt, als Geburt und Reichtum. Da die Familie auf Monogamie basirt wurde, bewahrte sie des Vaters schrankenlose Autorität, der Frau bislang ungekannten Einfluss auf die Familienangelegenheiten, der Kinder Gehorsam und Ehrfurcht vor dem Alter. Die Soldatentugenden: Mut, Findigkeit, Entschlossenheit und Festigkeit, wurden vor Allem geschätzt. Das würdevolle Gehaben des Bürgers wurde für eine stolze Eigenheit des Römers gehalten. Die Liebe zur Familie, zum Staate und zum Vaterlande wurde gepflegt und die Begriffe bereiteten die Humanität vor, welche eines der Ideale unserer Zeit ist.

Doch konnte das mächtig gewordene Rom dem nicht entgehen, dass sich jene Schwächen zeigten, welche jede menschliche Institution, wie glänzend sie auch sei, nach und nach verdunkeln. Es trat der zügellose Ehrgeiz auf, die Habgier der militärischen Führer und der Niedergang des durch Anhäufung grosser Vermögen gelähmten Verkehrs. Die hieraus entstandenen Wirren, der Kampf der Classen, die Meuterei der Provinz-Gouverneure, das Streben unterjochter Völker nach Freiheit und Unabhängigkeit machte die Vereinigung der Macht in einer Hand notwendig. Das Zeitalter der

Cäsaren, das nach diesen schweren Kämpfen mit Augustus begann, hat trotz der unzähligen Missbräuche und Grausamkeiten der Nachwelt grosse Werke hinterlassen. Handel und Verkehr belebten sich wieder, die grossartigen Bauten, das Aufblühen grosser Städte, die Erleichterung des Verkehrs, die relative Unabhängigkeit der Proconsuln und die hiedurch geschaffenen neuen Centren der Civilisation, die Morgenröte der nationalen Ideen wurden zu ebenso vielen Factoren des menschlichen Fortschritts.

Das Eindringen der Barbaren behinderte zwar die gesellschaftliche Evolution für einige Zeit; aber die Keime der weitern Entwicklung waren in einer geistigen Macht gegeben, welche Jahrhunderte hindurch das Loos Europas und mit diesem die Civilisation selbst in Händen hielt. Und diese Macht war das Christentum, beziehungsweise der Katholicismus. Indem dieser das Erbe des römischen Weltreiches übernahm, hat er sich um die Förderung der Civilisation auch von den Freunden der Evolution anerkannte grosse Verdienste erworben. Er hat an die Stelle der politischen Einheit die religiöse Einheit gesetzt. Ein Glaube, Ein ethisches Gesetz, getragen von einer grossen, geistigen und moralischen Macht, welche ihrerseits wiederum ihre Berechtigung von einer höheren Macht, von Gott, erhalten, musste auf alle Momente der Gesellschaft eine bis dahin ungekannte wohlthuende Wirkung ausüben. Der Glaube, als unverrückbare Basis, die reine Moral, als Lebensprincip, die Verantwortlichkeit vor einem höhern Richter, die Gleichheit, welche alle Menschen als Brüder betrachtet, eroberten die Herzen. Die Abschaffung oder wenigstens Milderung der Sclaverei, die verhältnissmässige Unabhängigkeit der Arbeiter, insbesondere in den Städten, die Unterordnung der kleineren Staaten als Lehen unter ein gemeinsames Staatsoberhaupt und dieses wieder unter das Haupt des Katholicismus, den Papst; die Nächstenliebe, die Barmherzigkeit, die Wohlthätigkeit, welche keinerlei Classenunterschied kannten; die Ritterlichkeit insbesondere dem schwächeren Frauengeschlechte gegenüber, die hieraus entstandene Achtung, Treue und der Zartsinn, die Frauenemancipation, welche die Frau im Familienleben fast gleichberechtigt mit dem Manne machte, — all dies sind Ideen, welche die Freunde der Evolution zu ewigem Danke verpflichten.

Die Principien des Katholicismus herrschten in allen Erscheinungen des gesellschaftlichen Lebens, sie gaben der Wissenschaft die Richtung und beherrschten die öffentliche Meinung; ihren Stempel trug die Philosophie, die Politik; sie haben die Rechtspflege durchdrungen, sie herrschten auf den Tronen, in der Gesetzgebung, auf dem Gebiete der Industrie und des Handels. Der Katholicismus war derart souverän, dass er sozusagen das Blut war, welches im Körper Europa's rollte.

Aber die Zweiteilung der kirchlichen und weltlichen Macht hatte die Idee der Säcularisation in sich geborgen. Papst und Kaiser konnten nicht

ruhig neben einander verbleiben. Der Kampf, der sich hieraus entwickelte, konnte nach den Gesetzen der gesellschaftlichen Evolution nur mit dem Siege des Letzteren enden.

Weiter haben in die Alleinherrschaft des Katholicismus die Wiedergeburt der Wissenschaft, die zur Lehre des Humanismus führte, und das Princip der freien Forschung, welche das Grundprincip des wissenschaftlichen Fortschrittes ist, eine Bresche geschlagen.

Die Reformation, welche die Berechtigung des Individuums auf ihre Fahne geschrieben, hat das heutige Zeitalter vorbereitet und legte den Grund für jene gesellschaftliche Entwicklung, welche in dem Cultus der Humanität ihr Endziel erblickt. Die individuelle und vollkommene Berechtigung der freien Forschung, welche keinerlei Autorität anerkennt und die Dogmen unter die ausschliessliche Kritik der Vernunft stellte, hat naturgemäss zu der heute zu herrschen beginnenden materiellen Philosophie geführt; auf dem politischen und socialen Gebiete aber hat sie im Individuum den revolutionären Reiz gegen die Gesellschaft geweckt, sie hat die sociale Solidarität in ihrer logischen Entwicklung angegriffen, und indem sie die Gleichheit und Volkssouveränetät proclamirte, hat sie als Basis und Regulator des öffentlichen Lebens die «Zahl» hingestellt. Denn dort, wo die gesellschaftlichen Einheiten den gleichen Wert besitzen, zählen diese nicht nach dem Werte des Individuums, sondern nach dem Zahlenverhältniss.*

Die französische Revolution hat aus dieser Lehre die practischen Consequenzen abgeleitet und die Principien, welche sie verkündete, haben ihren Weg durch die Welt gemacht. Die Staatseinrichtungen werden heutzutage mehr minder durch diese Principien beeinflust; die Denkungsweise und die Sitten bequemen sich ihnen an, die Volkssouveränetät tritt an die Stelle Gottes. Die französische Revolution dauert auch heute noch fort, sie ist nicht beendet, und nachdem der Fortschritt nicht aufgehalten werden ann, ist es nur natürlich, dass die positive Wissenschaft berufen sei, auf den Trümmern, welche die Uebertreibung der individuellen Berechtigung aufgetürmt hat, der Menschheit einen neuen, bequemen Bau zu errichten.

Aus den Daten der solchergestalt construirten Culturgeschichte — die ich blos skizzenhaft darstellte — leitet die Evolutionstheorie ihre eigenen Principien ab und glaubt sich berechtigt, dieselben, weil sie die Geschichte der Menschheit auch bisher regulirten, auch auf die weitere Entwicklung anzuwenden.

Ihrer Anschauung nach wird die Gesellschaft von denselben Gesetzen beherrscht, wie das Individuum; denn die Gesellschaft besteht aus gleichberechtigten und gleichen Individuen. Deshalb ist in der gesellschaftlichen Evolution das Wohl des Individuums der Zweck, die Gesellschaft ist blos

* Bresson, ibid. 240—1.

das Mittel zur Erreichung dieses Zweckes. Die Geschichte lehrt auch, dass der Kampf des Individuums gegen die Gesammtheit im politischen Leben den wichtigsten Factor des Fortschrittes gebildet hat. Fast bis zur Vernichtung unterdrückt, gebrochen, trat es fort und fort in den Vordergrund und in seinen tausendjährigen Kämpfen hat es sich heute bereits seine Existenzberechtigung erstritten. Auch unter den unzähligen gesellschaftlichen Factoren hat der Kampf des Individuums, ob es nun als Individuum oder als moralische Einheit betrachtet wird, den Fortschritt geschaffen.

Die Religionssysteme, welche die Menschheit von deren Kindheit an, anfänglich sich diesem Alter der schwachen Auffassung anpassend, später durch die Entwicklung des Intellects vervollkommnet, regiert haben, waren ebenso viele Mittel zur Erzeugung und Förderung der Glückseligkeit des Individuums. Ein sociales Glück existirt nicht, — das Individuum gilt Alles. Im Katholicismus ist das Princip der individuellen Verantwortlichkeit zuerst wahrzunehmen, es ist aber noch immer durch die Last der Dogmen erdrückt. Die Reformation hat die Anerkennung der individuellen Berechtigung erkämpft, — aber nachdem sie selbst als Uebergangsstadium erscheint, kann sie derselben nicht zum vollständigen Siege verhelfen. Das Individuum wird nur dann frei und unabhängig sein, wenn es das Gebiet der positiven Religion vollständig verlässt.

Auf gesellschaftlichem Gebiete hat die Religion keinen Platz mehr, denn eine vorsehungsweise Führung der Menschheit gibt es nicht. In Allem wirkt die der menschlichen Race innewohnende animalische impulsive Kraft, welche sie gleich zwangsweise vorwärts trägt, nicht überall gleichmässig, sondern durch die Selection (Auswahl) dort, wo die Empfänglichkeit für die Civilisation durch die Race, das Klima und durch andere Factoren der Natur vorteilhaft beeinflusst wird.

In der Kindheit der Menschheit, so lange der Organismus noch ein einfacher war, schätzte der Selbsterhaltungstrieb die militärischen Tugenden am höchsten. Die Tapferkeit, der Mut und der Gehorsam standen an erster Stelle. Das individuelle Interesse wurde durch das Zusammenhalten der Massen gesichert. Der Kampf ums Dasein war individuell und zugleich ein öffentliches Interesse.

Später, als der Organismus durch die Differenzirung ein complicirterer wurde, entstanden Classen mit verschiedenen, oft gegenteiligen Interessen, welche ihre Befriedigung innerhalb der Organisation suchten. Die wachsenden Bedürfnisse haben die verschiedenartigen Berufsclassen geschaffen. Die Arbeit, die Industrie, der Handel wurden Factoren in der Entwicklung und diesen entsprechend haben sie neue Tugenden erzeugt, aber auch deren Schatten: die Sünden.

Die Staatsorganismen, welche ihre vollkommene Entwicklung erreich-

ten, vereinigten in sich Alles, was den Fortschritt sicherte. Die Familie als Grundinstitution, das Eigentumsrecht als die Garantie der Existenz, das Capital, die Arbeit als die Mittel zum Wohle, all dies durch die intellectuelle und moralische Erziehung potenzirt, bildet heutzutage jene Elemente, auf welche gestützt die Gesellschaft ruhig ihren Weg nach jenem Endziel fortsetzen kann, welches das vollkommene Glück des Individuums sichert.

Der Fortschritt ist ein unendlicher. Dieser Gedanke ist erhebend für Jeden, der die Menschheit liebt; dieser Gedanke tröstet die Menschen inmitten der Widerwärtigkeiten des Lebens. Wir Alle sind Arbeiter im Dienste einer Idee, welche als Ideal vor den Augen der Glückseligkeit suchenden Menschheit schwebt. Das Elend, der Kampf, die Entbehrung finden darin ihren Lohn, dass Einer für Alle und Alle für Einen um die allgemeine und individuelle Glückseligkeit kämpfen.

Der christliche Philosoph, der all dies hört, liest und studirt, der aber auch die tönenden Worte von der einfachen Wahrheit zu unterscheiden vermag, kann mit Recht fragen: welches sind nun die neuen Ideen, die neuen Wahrheiten, die neuen moralischen Principien, welche die Evolutions-Theorie ans Tageslicht gefördert hat; wo sind die Principien, welche in Folge ihrer Neuheit zugleich besser, schöner, edler und erhabener wären, als jene grossen Wahrheiten, welche das Christentum verkündete? Und ich glaube, er muss eingestehen, dass die Evolution wohl neue Namen geschaffen, aber unfähig war, auch nur eine einzige neue moralische Wahrheit zu entdecken. Sie hat an die Stelle des bewussten, persönlichen, schöpferischen höchsten Wesens die unbewusste, blind wirkende Urkraft, — an die Stelle der liebenden göttlichen Vorsehung die mit der Macht des Zwanges wirkenden Naturkräfte gesetzt; die ethischen Gesetze lässt sie nicht von oben, sondern von unten entstehen; sie kennt nicht den Begriff der Liebe, sondern blos den auf den Nebenmenschen übertragenen Egoismus; das christliche Princip: «Liebe Deinen Nächsten, wie Dich selbst» hat sie durch die Redensarten vom Egoismus und Altruismus ersetzt; sie hat als Princip des Fortschritts nicht den edlen Wettstreit, sondern den rohen Kampf ums Dasein hingestellt; die Lehre des Christentums, welche den Ausgangspunkt und das Endziel des menschlichen Seins in der Wahrheit und Heiligkeit sucht, d. i. welche das Endziel der intellectuellen Entwicklung die ewigen Wahrheiten, der moralischen Entwicklung aber die möglichst grosse Vollkommenheit vorzeichnet, hat sie durch das Suchen der wissenschaftlichen Wahrheien und durch das letzte Stadium der moralischen Entwicklung: durch die Utilitäts-Theorie ersetzt.

Die Evolutionstheorie ist mithin nur darin neu, dass sie jeden höheren Gesichtspunkt ausschliesst; und darum werden durch sie die in der Entwicklung des menschlichen Lebens wirkenden Factoren nicht erhöht, sondern erniedrigt. Ein tieferes Nachdenken macht es zur Unmöglichkeit, in

den menschlichen Handlungen das Wirken einer instinctiven blinden Kraft zu acceptiren, denn diese vernichtet völlig die Freiheit. Die Elemente des geistigen und moralischen Lebens unterscheiden sich nicht quantitativ, sondern im Wesen von den Elementen des Naturlebens. Denn die Idee, welche in fataler Weise auf die Handlungen der Menschen den Stempel der Notwendigkeit drückt, reisst jeden moralischen Begriff nieder, verwischt den Unterschied zwischen Gutem und Bösem, macht die Imputation unmöglich und führt in ultima analysi und in ihrer Endwirkung zur Lösung der gesellschaftlichen Bande.

Die Belohnung der Tugend und die Bestrafung des Bösen bilden ja im Leben keine abgesonderte Erscheinung. In langer Linie können wir die Spuren beider bei den Einzelnen, in Familien und Nationen wahrnehmen. Die Naturkräfte ermüden und verderben nicht; ihre zeugende, bildende, schaffende Fähigheit ist heute dieselbe, wie vor Jahrtausenden; aber neben ihnen sind Nationen ins Grab gesunken, nicht in Folge der Unfähigkeit der Naturkräfte, sondern wegen der moralischen Verkümmerung, der Entartung der Seele und des Herzens. Nicht die rohe Kraft, sondern die geistige Verirrung war hier der Factor.

Auch die Synthesis des Lebens weist uns auf die Betrachtung zahlreicher Erscheinungen hin, welche nicht für das Wirken eines allgemeinen Naturgesetzes, sondern für eine im Geheimen wirkende Hand sprechen, die nicht blind, sondern planmässig den Lebensfaden gesponnen hat. Die Ereignisse des Lebens zeigen auch äusserlich eine wechselvolle, vielgestaltige Form, die unmöglich als der Ausfluss einförmig, stets consequent wirkender Naturkräfte erscheinen kann. Manche dieser Ereignisse bewegen sich eine lange Zeit hindurch unverändert in einer Richtung; andere wieder bewegen sich in engbegrenztem Kreise und kehren bald zu ihrem Ausgangspunkte zurück, und all diese in fortschreitender Richtung oder in wiederkehrendem Kreise sich bewegenden Ereignisse, im Grossen und Ganzen von einer unbekannten Hand nach einem unbestimmten Ziele vorwärtsgeschoben, dienen zur Entwicklung des Lebens der Menschheit. Das eiserne Gesetz fehlt hier gänzlich.

Und auch jene grossartige Bewegung, die den allgemeinen Fortschritt bezeichnet, wie viele Momente weist sie nicht auf, die in das gesetzmässige Nacheinander jeden Augenblick störend einwirken? wie viele als Zufälligkeiten erscheinende Einmischungen und deren Rückwirkung auf die Ereignisse? wie viele übergehende Gährungen? wie viele eigenmächtige Anstrengungen, die der Zukunft eine ganz andere Richtung geben? Den Ursprung, die Reihenfolge, die Wirkung und das Erlöschen all dieser Momente vermag keinerlei Naturgesetz zu erklären.

Vermag die Evolutionstheorie diese allgemeinen Principien nicht umzustossen, so ist sie umso weniger im Stande, den aus der tausendjährigen Entwicklung der Menschheit entsprossenen gesellschaftlichen Ver-

hältnissen die Richtung anzugeben. Hier nützen abstrakte Theorien nichts.

Das practische Leben hat heute die sociale Frage in ihrer ganzen Grösse aufgeworfen. Die Gegensätze zwischen den Classen, dem Individuum und dem Staate, zwischen dem Arbeiter und dem Unternehmer sind so gross, dass die Menschheit bange der Zukunft entgegensieht.

Der klaffende Abgrund zwischen Armut und Reichtum, zwischen Genuss und Elend wird immer grösser. Die Herrschaft des Capitals, das eherne Gesetz, welches den Arbeiter niederdrückt, sind Erscheinungen, deren Ausgleichung die Gesellschaft unbedingt anstreben muss.

Und welchen Lösungsmodus empfiehlt nun die Evolutions-Theorie? Sie kann, wenn sie consequent bleiben will, nur einen empfehlen, jenen, auf welchem ihre Gesetze basiren: «Den Kampf ums Dasein», d. h. den Dingen freien Lauf zu lassen, und die Herstellung des Gleichgewichtes den Naturkräften zu überlassen.

Ich brauche nicht erst zu sagen, zu welchen Missverständnissen die Redensart vom «Kampfe ums Dasein» bereits Anlass gegeben, auch zu solchen, an die der Schöpfer derselben nicht einmal gedacht hat, der vielleicht seine mahnende Stimme dagegen erhoben hätte, dass seine Schüler das durch ihn ausschliesslich auf die Evolution des tierischen Lebens angewendete Princip in solchem Masse auch auf das geistige, moralische, politische und gesellschaftliche Leben übertragen.

Die Verteilung von Leid und Freud im Leben zeigt ein gewisses Mass des Geheimnissvollen, denn es ist schwer zu eruiren, welchen Anteil in Einem und dem Andern die Strafe oder die Belohnung besitzt. Die Theorie der moralischen und rechtlichen Imputation stösst hier auf grosse Schwierigkeiten. Warum ist der Eine glücklich, der Andere unglücklich? In welchem Causalnexus steht Reichtum und Armut mit dem Werte und dem Verdienste des Individuums? Ist etwa die ungleiche Verteilung der irdischen Güter ungerecht, und wenn nicht, wo ist das entscheidende Kriterium der Gerechtigkeit? Fragen, auf die eine befriedigende Antwort weder die national-ökonomische Theorie, noch auch die Naturphilosophie zu erteilen vermag.

Die Wissenschaft, welche der Evolutions-Theorie huldigt, sieht «im Kampfe ums Dasein» jene bewegende Kraft, die die Entwicklung des Lebens der Menschheit förderte und die gesellschaftliche Ungleichheit schuf; und hiedurch hat sie sich mit der bisher geltenden Weltanschauung in Widerspruch gesetzt, derzufolge die göttliche Vorsehung die Geschicke der Menschheit leitet.

Der Unterschied zwischen den beiden Anschauungen ist in die Augen springend.

In der ersteren ruft der Selbsterhaltungstrieb den Kampf hervor, in welchem der Sieg Demjenigen zufällt, der der Stärkere ist; in der andern gleicht eine höhere, wohlthätige Hand die Gegensätze des Lebens aus, wo

nicht die Kraft, sondern die Liebe siegt. Die eine ist ein unbewusst treibender Instinct, die andere ein bewusst versöhnender Genius. In der einen facht der Interessenkampf den Classenhass an und steigert die Leidenschaften, in der andern verkündet die christliche Moral die Ergebung in das verdiente oder unverdiente Unglück.

Es kann nicht zweifelhaft sein, welche von den beiden Anschauungen die edlere ist, welche der beiden Anschauungen der menschlichen Würde und den Geboten der Nächstenliebe mehr entspricht.

Es liegt etwas wie ein Fatum in dem Begriffe des «Kampfes ums Dasein».

Indem er die Menschheit in zwei Teile scheidet, wirft er den schwächern Teil dem Sieg der wilden Macht hin. Reichtum, Rang, Ansehen sind lauter Zufälligkeiten oder höchstens die Beute einer raffinirten Gewalt, an welcher das Gewissen, das Recht und die Liebe wenig Anteil haben. Der Wohlstand kann niemals Gemeingut werden; denn das Gefühl des Uebergewichts der individuellen Kraft kann fort und fort die Harmonie stören. Von diesem Begriffe kann das «bellum omnium contra omnes» nicht getrennt werden. Der Zwang ist sein Urquell, der Zwang ist seine Kampfmethode, der Zwang ist die einzige ausgleichende Macht, welche zwischen den Kämpfenden einen zeitweiligen Waffenstillstand herbeiführen kann.

Und wenn wir auch glauben, dass «der Kampf ums Dasein» den Schlüssel für die Erklärung der herrschenden Uebelstände zu geben vermag, so ist es unmöglich nicht wahrzunehmen, dass die Ungleichheit der Gesellschaft und der Modus des Aufhebens dieses Zustandes immer ein ungelöstes Problem bleibt.

Denn, was bedeutet eigentlich der «Kampf ums Dasein»? Der Wettstreit der rohen physischen oder der geistigen Kräfte, dessen Resultat nur Eines sein kann: der Sieg der Gewalt und der Untergang des Schwächern. Aus dieser Theorie wird die Erhaltung einzelner kräftigerer Racen und das völlige Verschwinden der übrigen in der Tierwelt erklärt; in der Gesellschaft jedoch sichert diese Theorie den Auserwählten der Menschheit das Uebergewicht. Der schwächere Teil der Menschheit stirbt zwar nicht aus; aber er wird elend, und diese Elenden bilden jenen Teil der Menschheit, welcher vom Erbe ausgeschlossen, keinen Platz mehr findet am Tische des Lebens, denn die Stärkeren haben diesen Platz bereits besetzt.

Verfolgen wir nun aufmerksam die natürliche logische Evolution dieses durch den «Kampf ums Dasein» geschaffenen Zustandes, so wird das Problem der socialen Frage in seiner ganzen Grösse vor uns stehen.

Die Gesellschaft in Atome zersetzt schafft naturgemäss abgesonderte individuelle Interessen, welche gegen einander mit besonderen Rechten und Forderungen auftreten. Die in diesem ungleichen Kampfe der Interessen Gefallenen geben ihre Ansprüche auf das Leben und dessen Genüsse nicht auf. Sie fühlen sich frei, gleichwie ihre beneidenswerten, glücklicheren

Nebenmenschen; sie fühlen den Wert der menschlichen Würde ebenso in ihrem Innern, wie jene; sie bilden sich aus, weil die Wissenschaft populär geworden ist, und darum fühlen sie ihren Wert, der sie des irdischen Glücks ebenso würdig macht, wie jene. Werden diese nicht alle ihre Kraft benützen, um die für sie ungünstigen Zustände aufzuheben? Also Kraft gegen Kraft!!

Die Freunde des «Kampfes ums Dasein» stehen also ratlos vor der Lösung des durch den Kampf entwickelten socialen Problems, selbst wenn sie glauben mögen, dass sich aus diesem Prinzip der Ursprung und die Erscheinungen der gesellschaftlichen Ungleichheit erklären lassen.

Es lässt sich zwar nicht leugnen, dass die Naturgesetze mit fataler Notwendigkeit wirken und dass sich auch der Mensch in gewisser Hinsicht deren Wirkungen nicht zu entziehen vermag, da er doch selbst ein Kind der Natur ist.

Es ist nicht zu leugnen, dass sich auch im gesellschaftlichen Leben die Wirkung der Principien nach vielen Richtungen hin fühlbar macht; denn was in der Natur die Kraft, das ist in der Gesellschaft das Princip.

Es kann nicht geleugnet werden, dass es auch in den Regierungssystemen und in den wirtschaftlichen Verhältnissen gewisse Axiome gibt.

Aber es ist dennoch gewiss, dass — wie dies die Geschichte lehrt — der Mensch niemals mit dumpfer Resignation weder vor den Naturkräften, noch vor den gesellschaftlichen Principien sich beugte, — sondern sich in seiner geistigen Erhabenheit über die rohe Kraft oder die fatale Gewalt der Principien emporschwingend, diese in den Dienst höherer Zwecke stellte; er fühlte stets, dass über der Herrschaft der starren Naturgesetze eine höhere moralische Welt existirt, in welcher die mit freiem Willen begangene That und deren Folgen unter moralische Imputation fallen; dass den Scheidepunkt zwischen dem «Mein» und dem «Dein» nicht blos die Kraft, sondern auch das Recht und die Pflicht und die Liebe bilden, welche als ideale Factoren die Schwierigkeiten der Existenz gleichsam verklären.

Die christliche Anschauung und, ich darf es kühn behaupten, auch das Leben, begeben sich dieser starren Theorie gegenüber auf einen ganz anderen Standpunkt.

Sowie die Ideen sich durch Reibungen klären und fruchtbringend gestalten, so erreichen auch die gesellschaftlichen Elemente durch den «Wettstreit» allmälig eine höhere Vollkommenheit und aus diesem Wettstreite geht nicht das Stärkere, sondern stets das Bessere als Sieger hervor.

Aber ganz etwas Anderes ist der edle Wettstreit, in welchem ein freier Mensch mit materiellen Hindernissen, oder ein Freier mit einem Freien kämpft, und etwas Anderes ist wieder die rohe Kraft, die durch den Zwang wirkt. Im Wettstreite kann das Motiv edler, das Ziel, welches zur Thätigkeit anspornt, erhabener sein; aber wo blos der Selbsterhaltungstrieb die Kämpfenden leitet, dort ringen sich die niedrigeren Begierden zum Siege empor.

Im edlen Wettstreite stehen die moralischen Momente im Vordergrunde und die materielle Errungenschaft hat blos innerhalb der moralischen Grenzen ihre Berechtigung; im Kampfe ums Dasein jedoch können die moralischen Gesichtspunkte blos die Bedeutung der Anpassung besitzen. Im edlen Wettstreite wird der unterlegene Teil nicht vernichtet; denn die in der Gesellschaft herrschende moralische Macht ehrt auch im Besiegten den Nebenmenschen und gegen die nur in der rohen Natur wüthende Racenvernichtung reagirt die Liebe.

In dem Unglücklichen oder den Armen könnte man nur dann blos den Besiegten sehen, von Unterdrückten und Zertretenen, die das Opfer des Stärkern und Geschicktern geworden, könnte nur dann gesprochen werden, wenn wir die Gesellschaft blos als ein Räderwerk betrachten würden, in welcher einzig und allein das Interesse die impulsive Kraft repräsentirt; doch wenn wir uns auf einen höheren Standpunkt begeben, wird uns der Kampf der gesellschaftlichen Elemente in ganz anderem Lichte erscheinen.

Einerseits die geistige Ueberlegenheit, die moralische Grösse, die auf den Erfolg der Arbeit so grossen Einfluss übende Intelligenz, der Fleiss, die Macht des Denkens und der Ueberlegung, die günstige Gesammtwirkung der durch sich selbst oder durch Andere geschaffenen Umstände, — andererseits das geringe Talent, die moralische Impotenz, Mangel an Fleiss und Ausdauer, die schlechte Berechnung, die Uebertreibung der gesteigerten Bedürfnisse, Luxus; — dies sind jene Factoren, in welchen — als Keimen — nicht Eine Ursache der Ungleichheit gelegen ist, und aus welchen das Umsichgreifen der gesellschaftlichen Uebel erklärt werden kann, ohne dass es nötig wäre, sich auf die «ultima ratio rerum», die Kraft, zu berufen.

Es kann nicht geleugnet werden, dass in den menschlichen Handlungen und in der gesellschaftlichen Entwicklung im Allgemeinen immer das Interesse aufzufinden ist; das ist aber nur die eine Seite, und zwar die materielle Seite des menschlichen Lebens. Der Selbsterhaltungstrieb bringt naturgemäss einen Kampf hervor, denn indem Interesse auf Interesse stosst, wünscht der kämpfende Teil auf Kosten des Andern sich selbst den Vorteil zu sichern.

Aber die edlere Natur des Menschen liegt eben darin, dass sie in diesen Kampf die moralischen Gesichtspunkte hineinträgt, welche in Folge ihrer göttlichen Natur absoluten Charakters und verpflichtend sind, nicht weil sie die Willkür des Menschen geschaffen, sondern weil sie eine höhere Hand in die Gewissen gepflanzt, dort gepflegt und erhalten hat, und ihnen den mässigenden Beruf überantwortete. Sie stellt die Wahrheit über das Interesse, Recht gegen Recht, begrenzt die starren Interessen, vermittelt die Extreme, um so die Möglichkeit des Beisammenlebens und die Existenz für Jedermann zu sichern; damit die Menschen nicht wie eine Tiergruppe den Kampf gegen einander bis zur Vernichtung und Ausrottung führen, sondern

als vorzugsweise moralische Wesen, als Brüder die Bedingungen des Zusammenlebens von höherem, ethischem Gesichtspunkte feststellen.

«Ich glaube — sagt Henry Georg, — dass der Gedanke der Pflicht im gesellschaftlichen Fortschritte eine grössere Macht bedeutet als der Gedanke des Interesses; dass in der Teilnahme eine grössere gesellschaftliche Kraft ruht als in dem Egoismus. Ich glaube, dass der Urquell und die belebende Kraft jedes wesentlichen gesellschaftlichen Fortschrittes eher darin gelegen ist, das Leben Anderer zu einem bessern, edlern und glücklichern zu gestalten, als darin, nur uns selbst den Genuss sichern zu wollen. Denn das unrechtmässig erworbene Geld kann sich den Egoismus immer erkaufen, so wie es glaubt, dass es sich lohne, sich für denselben in Ausgaben zu stürzen; allein die Selbstlosigkeit vermag es sich nicht zu erkaufen.»

Das gesellschaftliche Gleichgewicht ist heute gestört, und dieser Zustand ist nach dem Zeugnisse der Geschichte immer dann eingetreten, wenn neue Elemente, neue Factoren sich unter den fleissigen Arbeitern des gesellschaftlichen Lebens einen Platz erobern wollten. Aber was die heutige Lage zu einer schwierigeren und complicirteren gestaltet, ist nicht blos die Einfügung dieser neuen Factoren in die Verhältnisse des sich entwickelnden Lebens, sondern der völlige Umsturz der bisherigen Organisation und die Umgestaltung der Gesellschaft auf ganz neuer Grundlage. Die Arbeiterfrage bildet blos einen Zweig der socialen Frage, und wenn der erste Teil auch gelöst sein wird, so bleibt der andere noch immer aufrecht. Denn dieser fasst all das zusammen, was die constitutiven Elemente des bisherigen gesellschaftlichen Lebens bildete: die Religion, die Moral, das Recht, das Eigentum, die Freiheit.

Welches Schicksal die Civilisation erlitte, wenn die natürliche Evolution und die mit derselben in engem Connex stehenden Principien des Kampfes ums Dasein die Hauptrolle im Suchen der Lösungsmodalitäten führen würden, ist leicht zu verstehen.

Kaum ist es möglich, Verhältnisse, die im Laufe von tausend und tausend Jahren sich befestigt haben und ins Blut der ganzen Gesellschaft übergegangen sind, insbesondere dort ohne Gewalt umzugestalten, wo das Zahlenverhältniss entscheidet. Gegenüber den Anstrengungen von Hunderttausenden wird die Existenz von Millionen stets einen riesigen Widerstand bilden.

Es liegt eine tiefe Demüthigung darin, wenn man auf dem heutigen Niveau der Civilisation die unter den gebildeten Elementen gestörte Harmonie nur auf die Weise herzustellen vermöchte, dass wir diese Bestrebungen auch nur im Gedanken auf das Gebiet des tierischen Kampfes verweisen, wo der Sieg stets dem Stärkeren zufällt.

Der menschliche Geist hat sich schon längst von dem Joche der Natur emancipirt; er fühlt sich frei, unabhängig und als Herr der Natur. Es wird

der Evolution nicht gelingen, ihn abermals an die Scholle zu ketten, von welcher ihn der gütige Gott durch den erhabenen Einfluss des Christentums losgerissen hat.

Die Liebe ist das Gesetz Gottes, — es ist absolut und lässt kein Feilschen zu. Die Humanität ist nach der Erklärung der Evolution eine menschliche Phrase, die sich blos dort bethätigt, wo sie mit dem Nützlichen zusammentrifft; sie findet sich mit dem Interesse ab und opfert diesem die Liebe.

Ewige Gesetze regieren sowohl die materielle Welt, wie auch die Geschicke der Menschheit. Geheimnissvoll sind diese Gesetze, deren Schlüssel der menschliche Geist niemals finden wird. Ihre Erhabenheit liegt aber eben darin, dass sie uns zu Gott als den Urquell führen, und dies hebt den Menschen empor.

Denn der Mensch, das Meisterwerk der Natur, das geistige Wunder des Lebens, der gewaltige Schöpfer der Wissenschaft und der Kunst, der Meister der Erfindungen, fühlt auch inmitten der Errungenschaften der Vergangenheit und der Gegenwart, dass der Urquell seiner übernatürlichen Bestimmung nicht in der Natur, sondern in Gott gelegen sei. In diesem, aber auch nur in diesem Lichte ist seine menschliche Würde kein Phantasiegebilde, sein Selbstgefühl keine Ueberschätzung, sind seine Tugenden keine leeren Worte.

Weder das Leben, noch auch der Tod machen ihn der Pflanze oder dem Tiere gleich; zwischen ihm und diesen ist der Unterschied ein wesentlicher. Das Nachtwachen des Gelehrten, die Bitterkeiten des Staatsmannes, der Fleiss der Lehrer, die Sorgen der Eltern, die Opferfreudigkeit der Liebe, die Resignation, das unverdiente Uebergangenwerden, die Geduld der Armut, das Hinopfern des Lebens fürs Vaterland und für die Menschheit: all diese Tugenden sind eines besseren Schicksales würdig, als dass sie in Gemeinschaft mit den Tieren ein Grab und eine Vergessenheit decke.

Ach! würdigen wir das menschliche Leben nicht zum reinen Broderwerb herab! Die Wissenschaft möge nicht mit derben Händen und unberufen das berühren, was das unterscheidende Merkmal der menschlichen Ueberlegenheit und Würde ist: den Idealismus im Fortschritte, welcher sich im Gedanken Gottes concentrirt, — und die Unsterblichkeit der Seele, ohne welche der Grund der menschlichen Existenz ein Unsinn ist.

Idealismus, Unsterblichkeit, das sind die zwei Ideen, welche die Wissenschaft aus dem menschlichen Herzen zu tilgen niemals im Stande sein wird.

MITTELALTERLICHE GRABDENKMÄLER AUS UNGARN.

V.* Grabstein des Johann Tornay. XV. Jahrhundert.

Nördlich von der anmutigen Stadt Torna erhebt sich auf einem steiler gelegenen Hügel eine stattliche Kirche im Spitzbogenstyle. Dort finden wir, eingemauert in der südöstlichen Seite des Sanctuariums, ein aus grauem Sandsteine verfertigtes, durchaus wohlerhaltenes Grabdenkmal, dessen Legende in halberhabenen Minuskeln, die vier Seiten des verbreiterten Schriftenrandes einnehmend (welcher dreimal durch das Wappen unterbrochen und beiderseits mit Leisten eingefasst erscheint), — wie folgt lautet:

hic · iacet · | turne · ianu · s · obii | t · an | no · mcccc · sexto annlii

(Lies: Hic iacet Turne Janus, obiit anno MCCCC. sexto,** ann (orum) LII.)

Derjenige, welchem dieser Denkstein gesetzt wurde, derjenige, welchem das schöne Wappen gehörte, welches das Figurenfeld dieses ehrwürdigen Monumentes schmückt, war demnach Johann Tornay, welcher im Jahre des Heiles 1406 im 52. seines Alters verstarb.

Das Wappen aber lautet in seiner Blasonirung wie folgt: Unter einem freischwebenden Kreuzlein an Schildeshauptstelle zwei geschmälerte Balken. — Kleinod: Hervorbrechender, links unterhalb mit dem Kreuze belegter Eber, die linke Backenseite von oben herab zweimal durchbohrt von einem Saufänger, welcher zuoberst mit einem Kreuze besteckt er-

* Vgl. die Darstellung der ersten vier Grabschriften in dieser *Ungarischen Revue* IX. 1889. S. 642—664.

** Sehr eigentümlich, dass diese lateinische Inschrift mit einem ungarisch geschriebenen Taufnamen zersetzt erscheint. Die vorstehende Jahreszahl betreffend, haben sich bisher verschiedene Berichterstatter verschieden geäussert. — Victor Miskovszky (Arch. Ért. IX. 170) hielt den letzten (vierten) Buchstaben «C» (trotzdem derselbe keineswegs seine Vorgänger überragt), für ein «l», — infolge dessen er sich dann die Zahl 1356 zurechtlegte; Nyáry (Herald. Vezérfonala 76) hingegen vertrat die richtige Lesung von 1406, welche (wie wir im Verlaufe dieses Artikels sehen werden) auch ihre urkundliche Erhärtung findet; aber auch der Gesammtstyl des Wappens weist auf eine spätere Zeit, als auf die Mitte des XIV. Jahrhunderts.

scheint, dann aber versehen ist mit einer dreimal eingekerbten, blätterartigen, beiderseits sich ab- und einwärtsbiegenden Verzierung, deren Abschluss ein Ring bildet, welchem, eine Spanne weiter, ein zweiter, grösserer Ring folgt.

Mit dem vorstehenden Wappen ist unsere classische nationale Heraldik um ein Stück mehr bereichert worden u. z. nach zweierlei Richtungen hin, indem das erstere, was Composition, Styl und Technik betrifft, zu den bisher bekannten gediegensten derartigen Producten unserer lebenden Periode gehört, welches sich ebenbürtig neben den bereits vorgeführten Wappen des Ladislaus Gagyi und Georg Bebek stellen darf; dann aber, weil es die Zahl jener alten ungarischen Blasons vermehrt, deren Haupttypus die Heroldsfigur bildet; jene sichere heraldische Gruppe, welche wie bekannt, eine eben nicht geradezu copiose bei uns genannt werden kann und von welcher noch vor Kurzem behauptet wurde, dass sie, so ziemlich ausnahmslos, ihren allerersten Ursprung im Auslande zu suchen habe.* Wenden wir uns dem Oberwappen, d. i. dem Kleinode (sammt den Decken) zu. Wir kennen die Zusammenstellung desselben bereits aus der Blasonirung; beide Teile aus welchen dasselbe besteht, d. i. Eberkopf sammt Hals sowie der Saufänger, sind tadellos entworfen und ausgeführt.

Wir verstehen es nicht, welche Motive den Freiherrn Albert Nyáry bestimmt haben mochten, diese spitzzulaufende Waffe als «Pilgerstab» aufzuführen,** wo doch die ganze Charakteristik derselben bis in das kleinste Detail, wie nicht minder die Art und Weise der Verwendung auch den Laien keinen Augenblick im Zweifel lassen können, was für einen Gegenstand er denn eigentlich vor sich habe? Diese selbe Waffe (hier ohne Kreuz) kommt im Uebrigen noch einmal, mit demselben Eberkleinode und in derselben Verwendung, auf einem Schlusssteine des Sanctuariums der Tornaer Kirche vor.

Wir haben soeben die heraldische Schönheit des Tornay-Kleinodes hervorgehoben; diese wäre zweifellos noch vermehrt worden, wenn die Höhenverhältnisse desselben zum Schilde nicht übertrieben worden wären, wie dies hier der Fall ist. Dadurch geschah es aber auch, dass das Gesammtwappen im Figurenfelde nicht völlig untergebracht werden konnte und so gezwungen war, in den Schriftenrand hinüberzugreifen. Was die Helmdecken unseres Grabsteinwappens betrifft, so bilden diese eine Fortsetzung (einen Ausläufer) der Kleinodfigur, da sie aus dem Felle des hervorbrechenden Ebers gebildet erscheinen, welch' ersteres durch

* Arch. Ért. X. I. 1889 Febr.-Heft. Pag. 24.

** A Heraldika Vezérfonala, etc.

Einschnitte (Zaddelungen) dann seine eigentümliche Form erhielt; die schönste, weil natürlichste und einfachste Darstellung. Dass diese Art von Decken, bei correctem Vorgange, auf der Aversseite stets die gleiche



GRABSTEIN DES JOHANN TORNAY.

Tinctur mit der Kleinodfigur zu teilen hatten, ist bekannt; ebenso, dass die, um jene Zeit herum sporadisch auftretenden, einfärbigen Helmdecken, nichts anderes zu bedeuten hatten, als dass sie nicht gefüttert waren; die

zweite Deckentinctur, wo diese vorkommt, bedeutet dagegen ausnahmslos, eine Fütterung.

Die Placirung der Decken betreffend, entspricht diese «Ziehung» des rechtsseitigen Theiles derselben nach schräge abwärts der Profilirung des Gesammtwappens. Im Uebrigen sei bemerkt: dass sich die Decken bei Grabsteinwappen in ihrer weitern Anordnung stets den gegeben gewesenen Raumverhältnissen anzupassen, d. h. auch «raumausfüllend» aufzutreten hatten, was eine genügend schwierige Aufgabe zu jener Zeit war, wo die Hauptcharacteristik derselben eben in ihrer Kürze und Einfachheit lag.

Es haben sich Etliche gefunden, welche das vorstehende Geschlecht als vom Genus Aba abstammend bezeichnet haben.* Uns ist bis nun kein Fall bekannt geworden, dass ein Mitglied dieser Tornay auch nur ein einzigesmal in den betreffenden, mehreren alten Urkunden oder aber sonst in gedruckten Werken, als aus diesem Genus entsprossen genannt worden wäre und ist dieser vermutete, bei Nyáry zum Ausdruck gekommene Zusammenhang (gegen welchen übrigens die bestanden gewesenen Güterverhältnisse der Tornays andrerseits nicht sprechen würden) wohl nur allein *darauf* zurückzuführen, dass sowohl das erloschene Geschlecht der Tornay, als auch das Genus Aba (und mehrere Abkömmlinge desselben) die Balken- bezw. Teilungsformation als Hauptschildfigur geführt haben, bezw. zwei Balken. Sehen wir nun, in wie weit Albert Nyáry die Berechtigung hatte, hier von Wappenverwandtschaft zu sprechen und an einen Aba-Nexus zu denken.

Der Umstand allein, dass Johann Tornay einen Eberkopf als Kleinod geführt, während wir diese Figur sonst bei keinem einzigen der vielen uns bekannten Wappen der verschiedenen Abkömmlinge des Genus Aba vorfinden, wäre, bei sonst übereinstimmender Schildfigur, nicht genügend, um die aufgetauchte Frage einer Wappenverwandtschaft der Tornay mit den Aba sofort wieder fallen zu lassen, weil es bewiesen ist, dass in diesen alten Zeiten (überhaupt, wie insbesondere bei uns zu Lande) von feststehenden (erblichen) Helmkleinoden noch kaum die Rede war, — dass der Vater häufig ein anderes Kleinod gebrauchte als der Sohn (oder umgekehrt), dass dieser Schmuck von einzelnen Personen (Personengruppen) nach Geschmack gewählt, vertauscht, ja sogar gekauft und verkauft, in sporadischen Fällen endlich auch als Gnaden-, Amts-, Würden- oder Gerechtsame-Zeichen verliehen oder aufgenommen wurde etc.

Nyáry war demnach vollkommen im Rechte, im vorliegenden Falle

* A Heraldika Vezérfonala, 75. etc.

über das Eberkleinod weg zur Tagesordnung zu schreiten, und dies umsomehr, als es ihm ganz zweifellos bekannt war, dass eben auch die Angehörigen des Genus Aba wiederholt im Kleinode variirt hatten, indem wir beispielsweise beim Palatine Omode (1299) einen Adler und dann wieder später (1336) bei Meister Demeter einen gekrönten wachsenden Mann mit Schwert in der Rechten an Kleinodstelle vorfinden.

Es ist dieses Eberkleinod jedoch nicht das alleinige fremdartige Element, was uns, indem wir die Wappen der Aba-Gruppe und dasjenige des Geschlechtes Tornay vergleichungsweise nebeneinanderstellen, auffällig berührt; denn wir haben ja erst früher gesehen, dass die Hauptschildfigur Tornay auch von einer Nebenfigur begleitet (überhöht) erscheint, d. i. von einem freischwebenden Kreuzlein, wie es bei keinem anderen der vielen uns bekannten Wappen der Nachkommen des Genus Aba bisher noch vorgekommen ist. Auch darüber könnten wir uns im Uebrigen hinwegsetzen (obwohl *zwei* constatirte Divergenzen schon mehr zu bedenken geben) — und etwa auf ein persönliches (oder Gruppen-) Beizeichen schliessen, wenn eben nur *Eines*, das wichtigste Moment, hier wie dort übereinstimmen würde: die Hauptschildfigur. Dass dies aber der Fall oder aber auch nur die Wahrscheinlichkeit für sich hat, das sind wir im Augenblicke ebensowenig in der Lage angeben zu können, als Nyáry das Recht hatte dies zu thun, weil uns die Tincturen des Schildes des hier in Behandlung stehenden Geschlechtes Tornay völlig unbekannt sind.*

Jene Genealogen,** welche die Tornay mit den Tornallyay verwechselt und diese beiden, völlig verschiedenen Geschlechter einer und derselben Abstammung gehalten haben, — machten sich eines nicht geringen Irrthumes schuldig. Es möge daher an dieser Stelle hervorgehoben werden, dass die im XV. Jahrhundert erloschenen Tornay vom Tornaer Comitate, die bis zur Gegenwart noch blühenden Tornallyay aber von Tornallya im Gömörer Comitate ihre Namen abgeleitet und dass diese beiden Geschlechter, von alten Zeiten her, auch völlig verschiedene Wappen geführt haben, bezw. noch gegenwärtig führen, u. z. das erstgenannte wie bereits hier in Wort und Bild bekannt gegeben, das andere aber, in Blau auf einem Dreifels einen gezinnten weissen Thurm, — also ein redendes Wappen, welches dann später noch vermehrt wurde.

Während Iván v. Nagy das zweitgenannte Geschlecht einer eingehenden Behandlung unterzieht, sind wir in der Lage, auf Grund der neuesten Archiv-Forschungen, die hier zusammengestellte Stammtafel der

* Vergl. Arch. Ért. IX. 2. 1889 Aprilheft, Pag. 141, unterer Abschnitt.

** Nagy Iván, Magyarorsz. csal. XI. 260. — B. Nyáry Alb., A Heraldika Vezéronala 76.

Tornay, welche Herr Dr. Desiderius Csánky so freundlich war vor Kurzem noch zu ergänzen, der allgemeinen Benützung zu übergeben.*

N. N.

- **Tekus** 1249–1270. Comes de Sarus.
  - **Stefanus** banus de Kulchow, 1284. Palatinus.
    - **Stefanus** 1293, 1314, 1344.
    - **Lack** 1293.
    - **Leonardus** 1293.
      - **Nicolaus** 1327.
  - **Ladislaus** 1273–1279. Comes de Sarus.
    - **Johannes** de Thurna 1300–1314.
      - **Ladislaus** (Mgr) miles 1314, 1357, 1366.
        - **Ladislaus** 1374.
          - **Johannes** 1401–1406.
      - **Egidius** (Mgr) 1366–68, 1374.
        - **Georgius** 1374.
        - **Gregorius** 1374.
        - **Thomas** 1374.
      - **Nicolaus** 1314.
      - **Johannes** 1366, 1374.
      - Puellæ 1374 jam nuptæ.
  - **Clara** (Benkes de Tornallya).
  - **Dionisius** 1279.
    - **Johannes** 1314.
- **Both** 1249.
  - **Bartholomäus** præpositus Agriensis 1279.
  - **Benedictus** 1279.
- **Baach** 1949.
  - **Johannes** 1279.
  - **Tekus** 1279.

Wir sehen also, dass wir mit der vorstehenden Abhandlung zugleich auch den Denkstein eines letzten Sprossen seines Geschlechtes aus der Vergessenheit wieder an das Tageslicht gezogen haben. — Die Besitzungen dieser Tornay übergingen dann als herrenlos, um das Jahr 1410 herum, an Stefan Berencsi (sowie teilweise auch an Paul Bessenyő de Ezdeghe, der jedoch keine Manneserben hinterliess), — welch Ersterer für sich und seine Nachkommen den Namen »Tornay» aufnahm, nachdem er sich in Torna bleibend niedergelassen hatte.

Csergheö und Csoma.

* Das bei der Familie in Bewahrung stehende Diplom, welches die Wappenerweiterung des Geschlechtes Tornallyay enthält, ist von König Ulászló II. gefertigt, d. d. Budæ festo beati Martini episcopi et confessoris A. D. 1513, und weist auch ein schön stylisirtes Wappen vor. — Es wird in dieser Urkunde (wie textlich angeführt) das althergebrachte Wappen des Johann Thornallay (wie es oben bereits blasonirt), mit dem Wappen seines Verwandten Johann Szapolyay, erbl. Obergespans d. Zips, Wojwoden von Siebenbürgen und Grafen der Székler, erweitert u. zw. mit einem goldgewaffneten, links schreitenden weissen Einhorne, welches rechts von einer linksgekehrten Mondessichel, links von einem achtstrahligen g. Sterne begleitet erscheint.

DIE ULMER SCHLACHT 1805.

Daniel Berzsenyi (1776—1836).

Was hör' ich? An den Pfählen von Árpád's Land
Brüllt Mörserdonner! Grauses Verderben tost,
Wie Murren dichten Sturmgewölks und
Klagendes Heulen der Bosporusse.

Mit einem Schwertstreich streckte sie alle hin
Des Ruhms und Kampfes Willkür, Napoleon,
Zerwarf mit einem Schlag, wie Jovis
Alles zertrümmernder Donnerkeil, sie.

Ich seh' der Heimat Wächter vor Schrecken fliehn,
Ich seh' den wirren Knäul der zersprengten Schaar
Sich drängen dicht, seh' Wiens und Pressburgs
Erzene Tore sich öffnen kampflos.

Oh Schicksal! Tag der Wunder! was geht hier vor?
Winkt keine Hoffnung?! Ungar, die Stunde naht,
Die — meiner freien Seele fremdes
Joch an den trotzigen Hals dir schmiedet.

Achthundert Jahre zogen ob Buda hin,
Der Blitze Feuerregen und blut'ger Gischt
Umsauste dich unzähl'ge Male;
Doch, wie der Kriwan, der streift die Himmel, —

Hast in der Wetter Stürmen gelächelt du.
Dein schreckenfreier Busen umwahrte dich
Mit eh'rner Panzerwand, und tollkühn
Raffend die grimmige Keule, spannte

Mit Riesenkraft dein Arm sich zum Kampfe aus.
Du fochtest tausend Schlachten mit stärkerm Feind:
Geh, führ' der Welt vor Zrinyi's Hochsinn,
Zrinyi's erhabenes Werk: sein Sterben!

Zieh' hin! die Kühnheit sprenget mit sich'rer Faust
Des Fatums reglos starrende Riegel auf
Und bricht mit ihrem Demantschwerte
Leuchtenden Pfad sich zum Ruhmeshimmel.

Adolf Handmann.

SERENADE.

August Greguss.

Wach' auf, wach' auf, Herzliebste mein,
Lausch' meinem nächtlichen Gesang!
Wenn dir im Busen wühlet Pein,
Ruh giebt dir meines Liedes Klang.

***

Wach auf, wach' auf, Herzliebste mein,
Scheuch' fort die Träume, schwer und bang,
Und lächelnd süss, wie Mondenschein,
Lausch' meinem nächtlichen Gesang.

Lausch' meinem nächtlichen Gesang,
Zu süsser Minne lädt er ein
Und stillt der Schmerzen wilden Drang,
Wenn dir im Busen wühlet Pein.

Wenn dir im Busen wühlet Pein,
Und deinen Mut der Schmerz bezwang,
Lausch' meinem Lied, Herzliebste mein,
Ruh giebt dir meines Liedes Klang.

Ruh giebt dir meines Liedes Klang,
Zu süsser Minne lädt es ein,
Drum scheuch' die Träume, schwer und bang:
Wach auf, wach auf, Herzliebste mein!

Adolf Handmann.

UNGARISCHE BIBLIOGRAPHIE.*

Abafi Ludwig, Geschichte der Freimaurerei in Oesterreich-Ungarn. Heft I—III. Budapest, 1890, Aigner, 144. S.

Ábbrai Károly, Brankovics Ilona (Helene Brankovics, historischer Roman von Karl Ábrai). Budapest, 1890, Robicsek, 304 S.

* Mit Ausschluss der mathematisch-naturwissenschaftlichen Literatur, der Schulbücher, Erbauungsschriften und Uebersetzungen aus fremden Sprachen, dagegen mit Berücksichtigung der in fremden Sprachen erschienenen, auf Ungarn bezüglichen Schriften.

Acsády Ignácz, A magyar nemesség s birtokviszonyai (Der ungarische Adel und seine Besitzverhältnisse nach der Schlacht bei Mohács, von Ignatz Acsády). Budapest, 1890, Akademie, 84 S.

Almásy János, Magyar közmondások gyűjteménye (Sammlung ungarischer Sprichwörter von Johann Almásy). Budapest, 1890. Franklin, 379 S. — Die Sammlung enthält mehr als sechstausend Sprichwörter.

Balogh Péter, A görög nyelv kérdése (Die Frage des griechischen Sprachunterrichts von Peter Balogh). Budapest, 1890, Kilian, 67 S.

Beniczkyné-Bajza Lenke, Az élet viharában (Im Sturm des Lebens, Roman von Helene Beniczky, geb. Bajza). Budapest, 1890, Robicsek, 256 S.

Bericht der Handels- und Gewerbekammer in Kronstadt über die geschäftlichen Verhältnisse in ihrem Bezirke im Jahre 1889. Kronstadt, 1890, Zeidner, 134 S.

Brankovics György, A pénz (Das Geld, Roman von Georg Brankovics). Budapest, 1890, Robicsek, 224 S.

Csánki Dezső, Magyarország történelmi földrajza (Historische Geographie Ungarns im Zeitalter der Hunyady von Desiderius Csánki). Budapest, 1890, Akademie, 788 S.

Demkó Kálmán, A felső-magyarországi városok életéből (Aus dem Leben der oberungarischen Städte im XV—XVII. Jahrhundert von Koloman Demkó). Budapest, 1890, Akademie, 290 S.

Erdélyi Pál, Fáy András élete és művei. (Andreas Fáy's Leben und Werke, von Paul Erdélyi). Budapest, 1890, Selbstverlag, 351 S.

Fenyvessy Ferencz, A görög nyelv tanitásának kérdése (Die Frage des griechischen Sprachunterrichts in Ungarn, von Franz Fenyvessy). Budapest, 1890, Révai, 102 S.

Fináczy Ernő. A francezia középiskolák multja és jelene. (Vergangenheit und Gegenwart der französischen Mittelschulen von Direktor Dr. Ernst Fináczy). Budapest, 1890, Lampel, 275 S.

Gaál Karolin, A mai férfiak (Die heutigen Männer, Roman in drei Bänden von Karoline Gaál). Budapest, 1890, Robicsek, drei Bände, 215, 212 und 149 S.

Hoffmann Pál. A specificatio (Die Specification. Privatrechtliche Studie von Prof. Paul Hoffmann). Budapest, 1890, Akademie. 44 S.

Imre Sándor, A középkori magyar irodalom stiljéről (Ueber den Stil der mittelalterlich-ungarischen Literatur von Alexander Imre). Budapest, 1890. Franklin, 103 S.

Kazinczy Ferencz összes munkái. (Franz Kazinczy's sämmtliche Werke. Dritte Abtheilung: Franz Kazinczy's Briefwechsel, herausgegeben von Dr. Johann Váczy, I. Band, 1763—1789). Budapest, 1890, Akademie, 618 S.

Jankó János, Benyovszky mint földrajzi kutató (Graf Moritz Benyovszky als geographischer Forscher. Kritische Bemerkungen zu seiner Reise von Kamtschatka bis Makó, von Johann Jankó jun.). Budapest, 1890, Kilian, 31 S.

Lubrich Ágost, Természetbölcselet (Naturphilosophie, auf Grund der Lehren des h. Thomas von Aquino von Aug. Lubrich. Zwei Bände. I. Vorkenntnisse. II. Die monistische Weltanschauung der modernen Naturphilosophie). Budapest, 1890, Selbstverlag, 460 und 519 S.

Peres Sándor, A magyar népoktatásügy fejlődése (Die Entwickelung des ungarischen Volksunterrichtswesens 1867—1887, mit besonderer Rücksicht auf Paul Gönczy's Wirksamkeit. Gekrönte Preisschrift von Alexander Peres). Budapest, 1890, Selbstverlag, 136 S.

Petőfi Sándor összes költeményei (Alexander Petőfi's sämmtliche Gedichte, auf Grund der Original-Manuskripte und der ersten Ausgaben revidirte Ausgabe, herausgegeben von Adolf Havas). Budapest, 1890, Athenæum, 706 S.

Prém József, Elbeszélések (Erzählungen von Jos. Prém). Budapest, 1890, Grimm, 161 S.

Schvarcz Gyula, Taras, Syrakusa, Akragas demokratiája (Die Demokratie von Taras, Syrakus, Akragas und anderer griechischen Staaten, von Julius Schvarcz). Budapest, 1890, Akademie, 58 S.

Simonyi Jenő, A sarkvidéki fölfedezések története. (Geschichte der Polar-Expetionen von Eugen Simonyi). Budapest, 1890, Kilian, 312 S. und 51 Illustrationen.

Szirmay Antal, A magyar jacobinusok története (Geschichte der ungarischen Jakobiner von Anton Szirmay, mit Anmerkungen von Franz Kazinczy). Budapest, 1890, Aigner, 109 S.

Szabó Aladár, A philosophia jövője (Die Zukunft der Philosophie von Aladár Szabó). Budapest, 1890, Kókai, 26 S.

Szigligeti Ede, Csikós. (Der Csikós, Volksschauspiel in drei Aufzügen von Eduard Szigligeti). Budapest, 1890, Franklin, 139 S.

Szuper Károly szinészeti naplója (Tagebuch des Schauspielers Karl Szuper 1830—1850, herausgegeben von Béla Váli). Budapest, 1890, Aigner, 69 S.

Szvorényi József, Gyakorlati tanácsok a házi és nyilvános nevelés körében. (Praktische Rathschläge aus dem Gebiete der öffentlichen und Privat-Erziehung. Für Eltern und Erzieher in volksthümlicher Darstellung, von Josef Szvorényi). Budapest, 1890, Franklin, 359 S.

Tóth Kálmán, Falusi történetek (Dorfgeschichten von Koloman Tóth). Budapest, 1890, Franklin, 463 S.

Várnai Sándor, A franczia rémuralom története (Geschichte der französischen Schreckensherrschaft, auf Grund der neuesten Forschungen, von Alexander Várnai). Budapest, 1890, Franklin, 286 S.

Wertheimer Ede, Ausztria-Magyarország a XIX. század első tizedében (Oesterreich-Ungarn im ersten Decennium des XIX. Jahrhunderts, auf Grund unedirter Quellen, von Eduard Wertheimer. II. Band, 1. Hälfte: Vom Pressburger bis zum Schönbrunner Frieden). Budapest, 1890, Ráth, 135 S.

«ARTIKEL XXII.»

Von

Dr. Árpád Károlyi.

Ein jeder Kenner ungarischer Geschichte weiss es, dass ich unter obiger Bezeichnung den berüchtigten Gesetzartikel XXII vom Jahre 1604 verstehe.*

Dies ist der Artikel, welchen König Rudolf entgegen den bereits damals giltigen Grundprincipien der ungarischen Verfassung jenem Gesetzbuche vom Jahre 1604 eigenmächtig hinzugefügt hat, welches als Resultat der Verhandlungen des Reichstages mit dem Bevollmächtigten des Königs ursprünglich aus 21 Artikeln bestand. Dies ist jener Artikel, in welchem der König auf das allererste Auftreten der ungarländischen Protestanten in einem Reichstag, als sie wegen freier Ausübung ihres Glaubens sich mit demütiger Bitte dem Throne näherten, eine drohende Antwort erteilt, und die Verhandlungen über eine brennende Zeitfrage, die Gewissensfreiheit, auf dem Reichstage ein für alle Male verboten hat.

Es springt in die Augen, dass dieser Gesetzartikel sowohl vom verfassungsrechtlichen, wie vom politischen und kirchengeschichtlichen Standpunkte aus eine gleich wichtige Offenbarung des königlichen Willens ist.

Der König hat durch denselben jenes Grundprincip der ungarischen Verfassung berührt, nach welchem ein Gesetz nur aus gegenseitigem Einverständniss und durch den gemeinsamen Willen des Königs und der Nation entstehen kann. Und berührt hat er dieses Grundprincip nicht etwa vom Standpunkte moderner verfassungsrechtlicher Begriffe, sondern von dem Standpunkte aus, auf welchem die Anschauungen des damaligen Ungarns basirten, von jenem Niveau betrachtet, auf welches sich die ungarische Verfassung während ihrer Entwickelung im XVI. und XVII. Jahr-

* Diese Abhandlung ist ungarisch im Jahrg. 1889 der «Budapesti Szemle» erschienen. Sie ist ein eigens mit Rücksicht auf den Artikel XXII. v. J. 1604. zusammengestellter Auszug aus dem vom Verfasser im Auftrage der hist. Commission der ung. Akademie der Wissenschaften herausgegebenen, damals noch unter der Presse befindlichen, seitdem aber erschienenen X. Bd. der «Monumenta Comitialia Regni Hungariæ», welcher die Reichstage der Jahre 1602—1604 enthält.

hunderte erhoben hatte. Dies will ich deshalb besonders betonen, weil ich gut weiss, dass der Geschichtschreiber sich dann am gröbsten irrt, wenn er Geschehnisse und Institutionen der Vergangenheit durch die Brillen seiner eigenen Zeit betrachtet und darnach beurteilen will.

Noch grösseres Gewicht hat unser Gesetzartikel für die politische und Kirchengeschichte. Mit demselben hat die königliche Macht die officielle Fahne der Gegenreformation entfaltet; unser Artikel war die brennende Fackel, mit welcher leichtsinnige Hände das ausgeflickte Dach am morschen Gebäude des ungarischen Staates angezündet haben; er war jener Schlachtruf, mit welchem die langen, langen Kämpfe gegen die Protestanten in Ungarn ihren Anfang genommen.

Der König spricht in diesem Artikel aus, dass er, dem Beispiele seiner Vorfahren folgend, sich in vollster Aufrichtigkeit zur römisch-katholischen Kirche bekenne; dass er derselben in Ungarn zur Herrschaft verhelfen, sie von allen Ketzereien reinigen wolle. Bestätigt und erneuert werden ferner durch den Artikel sämmtliche, gegen Ketzer und Ketzereien geschaffene alte Gesetze Ungarns, und mit der Ausführung aller in denselben enthaltenen strengen Strafen wird all' denjenigen gedroht, welche dem königlichen Verbote zum Trotze sich erkühnen würden, die Angelegenheit der Religion auf einem Reichstag zur Discussion zu bringen.*

Die Antwort auf diesen Gesetzartikel war der Aufstand des Stefan Bocskay. Und obgleich der Wiener Frieden von 1606 den mächtigen Orkan bezwungen, die aufgepeitschten Leidenschaften vollständig besänftigt hatte: so konnten doch die Protestanten diesen Artikel nicht so bald und nicht so leicht verwinden.

Die öffentliche Meinung der Protestanten fragte nach dem Schuldigen, nach dem intellectuellen Urheber des Artikels und bezeichnete als solchen jenen Mann, dessen Name als der eines Hofkanzlers unter der Unterschrift des Königs auf dem Gesetzbuche zu lesen ist; jenen Mann, der als eifriger Vorkämpfer der Gegenreformation und — in den Kämpfen zwischen dem Einsiedler-König Rudolf und dem populären Erzherzog Mathias — als Widersacher der nationalen Aspirationen den Protestanten Ungarns so verhasst gewesen, — den neuen Primas von Ungarn Franz von Forgách.

Eine politische Flugschrift, die damals allgemein gelesen wurde und für die Nichtanerkennung des Forgách, als Erzbischof von Gran, agitirt hat, hebt gegen denselben hauptsächlich die folgenden Anklagen:

«Erstens, im Jahre 1603 ging er (Forgách) nach Kaschau, nahm die grosse Kirche der Stadt ab, was dann Grund und Ursache aller Zwistigkeiten ward.»

«Zweitens, im Jahre 1604 fügte er als Kanzler gegen den Beschluss

* Vide das Corpus juris hungarici.

und Willen des Landes einen solchen Artikel den übrigen Gesetzartikeln zu, welcher Grund und Ursache ward aller Kriege, Blutvergiessen und Verwüstungen.»[1]

Und diese schwere Anklage blieb dem Andenken der auch sonst nicht allzu sympathischen Gestalt von Forgách anhaften. Die Tradition übergab sie den folgenden Jahrhunderten, bis sie, in unserer Zeit, die Geschichtsschreiber von derselben übernommen haben, unter ihnen auch derjenige, der diesen wichtigen Moment aus der Vergangenheit Ungarns zuerst eingehender behandelt hat. Ja, der hochberühmte Bischof Ipolyi übernimmt jene Anklage der Protestanten[2] und auf Grund dieser Anklage, dieser Tradition verkündet er, dass Franz Forgách der erste Führer der Gegenreformation gewesen; auf Grund dieser zur Tradition gewordenen Anklage macht er in der Darstellung jener Bewegungen die Person des Franz Forgách zum Mittelpunkt in einer Art und Weise, als ob es ohne diesen geweihten Kämpen des Glaubens nie zu einer Gegenreformation in Ungarn gekommen wäre. Nach Ipolyi war es Forgách, dem die Wegnahme der Kaschauer grossen Kirche zuzuschreiben ist; nach Ipolyi hätten die Protestanten auf dem Reichstage 1604 mit ihren Forderungen deshalb nicht durchdringen können, weil Forgách es war, der sich denselben entgegengestellt, weil Forgách es war, der den König zur Zurückweisung der Forderungen veranlasst hätte. Ja Forgách hätte, nach Ipolyi, die sich jetzt darbietende Gelegenheit zur Schaffung eines neuen Gesetzartikels ergriffen, den er dann selber entworfen und verfasst hätte, und es wäre aus diesem Gesetzartikel XXII des Jahres 1604 nie ein ernsteres Uebel entstanden, wenn es wiederum keinen Forgách gegeben hätte, der fähig war, dem Gesetze mit Energie Geltung zu verschaffen, dem todten Buchstaben Leben einzuhauchen.[3]

Und der Geschichtschreiber unter der Inful analysirt mit scharfer Dialektik die Gründe, welche den Franz Forgách zu diesem verhängnissvollen Schritte veranlasst haben können. Er ist unparteiisch genug, zuzugeben, dass dieses letzte Factum — die Einschaltung des Artikels XXII — von heutigem Standpunkte aus einem Staatsstreiche gleichkomme, als ein Attentat gegen die Verfassung angesehen werden könne; doch macht er uns zugleich darauf aufmerksam, dass Forgách nach dessen eigenen Anschauungen dadurch keinen Verfassungsbruch begangen habe. Ferner könne der Erzbischof wenigstens teilweise auch in dem Umstande Entschuldigung finden, dass «nach den damaligen unentwickelten und mangelhaften

[1] Archiv der Stadt Bartfeld, in einem «Acta diactalia 1605—1618» betitelten Codex.

[2] In seinem Buche über das Leben und Werke des M. Veresmarti («Veresmarti Mihály élete és munkái» 1875.)

[3] Op. cit. S. 44—46.

Formen der Verfassung es nicht mit Gewissheit zu bestimmen sei, in wieferne dieses Vorgehen mit der legislatorischen Praxis in Collision geraten»; ferner darin, dass es noch immer zweifelhaft sei, ob der vielcitirte Artikel ausserhalb des Reichstages in das Gesetzbuch eingeschaltet wurde? — Vom katholischen Standpunkte aus sei nicht der kühne, in dem Artikel sich äussernde Plan zum Beginne der Gegenreformation ein Fehler vom Erzbischofe gewesen, sondern der jähe Angriff, der als vorzeitiger das Handeln Forgách's zum unpolitischen stempele. Trotz alledem bilde Forgách den Mittelpunkt in der Gährung; er sei der entschlossene, kühne Vorkämpfer im anhebenden Kampfe, «seine Persönlichkeit mache die Lage schwieriger»; kein Wunder also, wenn der geistreiche Historiker auf dem bischöflichen Stuhle seinem Forgách jene Fahne in die Hände drückt, welche der grosse Pázmány so siegreich flattern gelassen.

Indess haben die schöne Darstellung und die psychologischen Beobachtungen Ipolyi's nur in der Tradition ihren Grund. Ein sehr schwankender Grund dies, auf welchem sich höchstens eine Hypothese aufbauen lässt, auf welchem aber wir die Wahrheit nie werden kennen lernen.

Die Frage zu lösen, die er ungelöst gelassen, die Zweifel zu zerstreuen, die er aufgeworfen, den Wert der schönen Hypothese zu beurteilen, die er aufgestellt, wird wenigstens teilweise die Aufgabe der folgenden Zeilen sein. Sie werden auf Grund bisher unbekannter Daten Manches über das Zustandekommen der ersten Union der ungarländischen Protestanten erzählen und nebstbei eine schwere Anklage, die Last drückender Verantwortlichkeit dem Andenken Forgách's abnehmen, wenngleich infolge dessen der Erzbischof von seinem allzu hohen Piedestal auf ein etwas niederes wird herabsteigen müssen. Wir werden sehen, wie und wann der berüchtigte Artikel XXII geboren? und eine Antwort erhalten, auf die vor ungefähr 300 Jahren das erste Mal aufgeworfene Frage: wer ist der Schuldige?

* * *

Jener Krieg wider die Türken in Ungarn, den unsere Geschichtschreibung den langen Krieg nennt, und welcher seinen Abschluss im Jahre 1606 durch den Frieden von Zsitvatorok gefunden hat, wütete bereits seit 13 Jahren. Was immer für Verderben diese schier endlose Kriegführung über Ungarn gebracht und wie wahr es immer sei, dass Deutschland nicht so viel unter den Verwüstungen des 30jährigen Krieges gelitten, als unser Land und Volk während dieser 15 Jahre: einen moralischen Nutzen schöpfte Ungarn aus all' diesen Kämpfen doch. Da nämlich fast ein jedes Jahr des «langen» Krieges mit einem, wenn auch noch so winzigen Vorteil für die christlichen Waffen endete: so wurde dadurch die

bereits im Verschwinden begriffene Hoffnung auf Wiederherstellung der Integrität des Landes immer wieder von neuem gestärkt.

Unter all' den Jahren des langen Krieges ist das Jahr 1603 deshalb wichtig, weil die Lage des Königs damals am günstigsten gewesen. Während Franz Nádasdy's Sieg bei Ofen und die Rückeroberung Hatvans, dieses Schlüssels zu Erlau, die Position Rudolf's in dem in engerem Sinne genommenen Ungarn befestigt hatten, kam auch Siebenbürgen, nachdem Moyses von Székely auf's Haupt geschlagen worden war, in den unstreitigen Besitz des Königs, womit dann die Oberhoheit der Türken nicht nur im letztgenannten Lande, sondern auch in der Walachei — wenigstens für einen Augenblick — vernichtet wurde. Jenes Ziel, dessentwegen vor drei Menschenaltern ein grosser Teil des Landes wider den letzten Nationalkönig dem Hause Habsburg die Krone Stefans des Heiligen angeboten hatte, dass nämlich diese mächtige Dynastie dem inmitten der Fluten der Osmanenmacht bereits mit Zusammenbruch drohenden Königreich Ungarn unter die Arme greife, und es mit fremder Hilfe zu neuer Blüte führe, jenes Ziel schien näher gerückt als sonst, ja der König schien auf dieses Ziel im Jahre 1603 sicheren Weges loszugehen. Die Laune des Schicksals, ein wunderbares Zusammentreffen aller Umstände boten, für einen Augenblick, die günstigsten Aussichten jenem Könige, von dem gewiss nicht behauptet werden kann, dass er der geeignetste und würdigste gewesen wäre unter allen Trägern der heiligen Krone Ungarns.

Ein getreues Bild der günstigen Lage bietet uns die Statistik der zum Reichstage nach Pressburg auf den 3. Februar 1604 eingeladenen Stände. Aus dem engern Ungarn erhielten bereits 43 Comitate königliche Einladungen, und ausser ihnen ergingen Regales an die Stände von Kroatien-Slavonien und Siebenbürgen; ferner an 10 Kirchenfürsten, 7 Bannerherren, 39 Magnaten, 8 Capiteln, 7 vornehme, angesehene Adelige, 17 königliche Freistädte und Märkte, endlich an die 7 Bergstädte.

Auf die ungarischen Reichstage jener Zeiten lässt sich der Gedanke, welcher sich in dem alten Sprichworte: «inter arma silent musæ» befindet, ganz gut anwenden. Alle Culturmomente, die im Leben eines Volkes überhaupt denkbar sind: Religion, allgemeine Bildung, öffentliche Verwaltung, Rechtspflege, Volkswirtschaft, oder was immer wurden in unserer Legislative seit den mit den Türken auf Leben und Tod geführten Kämpfen gänzlich in den Hintergrund gedrängt, und insbesondere seit dem «langen» Kriege kennen unsere Reichstage fast keine andere Frage, als die der Landesverteidigung. Die durch die Regierung vorgelegten Gesetzesvorschläge, oder wie sie mit dem technischen Ausdrucke der ständischen Reichstage heissen: «königliche Propositionen», sind nur dieser Frage gewidmet. Die Stände werden zusammenberufen und versammeln sich um die Blut- und Geldsteuer zu bewilligen, worauf sie auseinandergehen, der

Kampf aber bis zum nächsten Reichstag fortgesetzt wird. Kein Wunder also, wenn die königlichen Vorschläge auch für das Jahr 1604 fast ausschliesslich nur Fragen der Landesverteidigung und des damit verbundenen Steuerwesens nach dem herkömmlichen Schema behandeln.

Doch nein, nicht ganz nach diesem Schema!

Denn sie enthalten einen Punkt, der geeignet war, die Grundlage einer durchgreifenden Reform im Kriegswesen einzubetten, indem er die Notwendigkeit der Anfänge eines wohlorganisirten ungarischen stehenden Heeres aussprach.

Nicht ein jeder weiss, dass die damals in Ungarn kämpfende Kriegsmacht aus fünf verschiedenen Elementen sich zusammensetzte, deren erstes die Masse jener fremden Söldner war, welche unter kaiserlichen Befehlshabern die ständige Besatzung von einem Teile der ungarländischen Grenzfestungen, Grenzhäusern bildeten. Das zweite Element bestand aus den gleichfalls fremden Söldnern des kaiserlichen Feldheeres, welches zu Frühjahrszeiten auf vlämischem, deutschem oder welschem Boden angeworben, nach Ungarn geführt, und dort im Lande am Schlusse der Campagne im Spätherbste, wenn die Regierung über das nötige Geld verfügt hatte, (das jedoch nur selten vorkam), ausbezahlt und abgedankt, falls aber kein Geld vorhanden war, im Lande auf die Winterquartiere verteilt wurden.* Das dritte Element des gegen die Türken kämpfenden Kriegsvolkes machte, unter ungarischen Landes- und Berghauptleuten die ungarische Besatzung der Grenzfestungen aus, welche, allerdings nur in der Theorie, einen regelmässigen Sold bezog und verpflichtet gewesen ist, seinen Dienst vor Ablauf eines Jahres nicht zu verlassen. Das vierte Element bestand aus der ungarischen Feldarmee, aus ungarischen Söldnern, der sogenannten Dica-Miliz, welche mit der durch die Stände votirten Kriegssteuer oder Dica jedesmal im Frühjahre angeworben, und im Herbst entlassen ward. Das fünfte Element schliesslich wurde von jenen Schaaren gebildet, welche die Grundherren auf Rechnung des persönlichen «Zuzuges» und des allgemeinen oder Particular-Aufgebotes (Insurrection) unter der Fahne des

* Diese Einquartierung im Winter, die Zeit, während welcher die nichtsthuenden, herrenlosen, unbezähmbaren Söldner auf die Ausbezahlung ihrer Soldrückstände warteten, war für das Volk etwas Entsetzliches. Um nicht Hungertodes zu sterben, raubten und verwüsteten die Söldner alles. Und als man ihnen die Soldrückstände von 2—3 Jahren nach langwierigem Handeln und mit einem Abzuge von 25—50% ausbezahlt hatte, haben sich die in grösseren Truppen heimwärts ziehenden Söldner für diesen gewiss ungerechten Abzug von 25—50% mit den unglaublichsten Erpressungen und Verwüstungen zehn- und zwanzigfach schadlos gehalten. Das Kriegsvolk der Grenzfestungen, ob deutsch, ob ungarisch, trieb es doch nicht so entsetzlich arg.

Comitates auf die Dauer von einem Monate in das königliche Lager zu stellen verpflichtet gewesen.[1]

Während also die Besatzungen der Grenzfestungen, ob deutsches, ob ungarisches Volk, etwas Continuirliches bildeten, vermissen wir bei der Feldarmee dieses Moment des Ständigen, des Fortwährenden beinahe gänzlich. Auf diesen wunden Punkt der ungarischen Landesverteidigung hat der ungarische Kreisobrist Georg von Thurzó, der spätere berühmte Palatin, in seiner Eigenschaft als königlicher Rat hingewiesen, als er vom Erzherzog Mathias, der damaligen Gepflogenheit gemäss, aufgefordert wurde, sein Gutachten über die in die königliche Proposition aufzunehmenden Gegenstände abzugeben. Wie soll denn dieses Heer, meinte Thurzó, im Stande sein, etwas Treffliches zu leisten, wo die Söldner nur auf fünf bis sechs Monate geworben werden, also eher Abenteurer als ordentliche Berufsoldaten sein können. Er riet deshalb, jenes System gänzlich fallen zu lassen, und anstatt der teuren und schlechten Söldner der fünf bis sechs sogen. Sommermonate, tüchtige und geübte Soldaten durch's ganze Jahr zu halten und zu zahlen.[2]

Bei dem Hofkriegsrate fand die gesunde Idee des ungarischen Kreisobristen Widerhall, und kam auf diese Weise in die königlichen Propositionen, als der wichtigste und bemerkenswerteste Punkt der Regierungsvorlagen hinein. Ueber dieselben zu entscheiden war nun der Reichstag von 1604 berufen, als er wegen inzwischen eingetretener Ereignisse, insbesondere aber wegen der stürmischen Sitzungen des niederösterreichischen Landtages erst im letzten Drittel des Monates März eröffnet wurde.

König Rudolf hielt sich bereits seit Jahrzehnten von jedweder Berührung mit seinen Unterthanen gänzlich ferne, weshalb seine königliche Person an den ungarischen Reichstagen gewöhnlich durch einen seiner Brüder, meist durch Erzherzog Mathias vertreten zu sein pflegte, welchen dann der König mit einem regelmässig ausgestellten Vollmacht-Brief versah, um mit den ungarischen Ständen verhandeln und schliessen zu können.[3] Auch jetzt, 1604, war Mathias Repräsentant des fern weilenden Königs, und als solcher hat er am 19. März seinen Einzug in Pressburg gehalten.

Bereits am anderen Tage wurden die Propositionen den versammelten Ständen vorgelegt, sie fanden aber sammt der Thurzó'schen Idee bei denselben einen recht kühlen, ja frostigen Empfang.

Mag dieser Umstand uns noch so wunderlich erscheinen, da mit dem

[1] Von der Kategorie der «Freibeuter», der «freien» Haiduken sehe ich absichtlich ab. Sie würde das sechste Element bilden.

[2] Thurzó's Gutachten vom 11. Dezember 1603 im Wiener Staatsarchiv.

[3] Den Vollmachtsbrief des Königs für Erzherzog Matthias zum Reichstage von 1604 ddo. 2. Febr. 1604, bringt Ed. X. der Mon. Com. Regni Hung. in extenso.

Vorschlage des Hofkriegsrates einem alten Wunsche der Stände hätte entsprochen werden sollen — ein Blick auf die Gemütsstimmung der Abgeordneten erklärt ihn. Wegen der politischen Gravamina, welche zu saniren die Regierung, trotz so vieler Urgenzen nicht fähig gewesen, erreichte die Erbitterung im ganzen Lande den höchsten, bis dorthin nicht beobachteten Grad. Infolge jener reichen Abwechslungen im gährenden öffentlichen Leben des nordöstlichen Ungarns, denen die Nachbarschaft Siebenbürgens stets neuen Nahrungsstoff bot, war die Unzufriedenheit am grössten und wurde daher auch am frühesten in der jetztgenannten Gegend des Landes merkbar, und als auf einen handgreiflichen Beweis dieser Unzufriedenheit, auf einen ganz eigentümlichen Umstand hatte die dortige königliche Finanzbehörde, die Zipser Kammer, die Aufmerksamkeit der Regierung gelenkt.

Jene ungarische Nation nämlich, welche infolge ihres starken staatsrechtlichen Sinnes und ihrer das öffentliche Leben vorziehenden Natur zu den Versammlungen stets eine grosse Vorliebe gezeigt, ist nach den Erfahrungen der letzten Jahrzehnte in möglichst kleiner Anzahl auf den Reichstagen erschienen. Der eine Grund dieser Erscheinung bestand zwar darin, dass die Abgeordneten der nordöstlichen und östlichen Comitate nur auf grossen Umwegen und oft nur unter lebensgefährlichen Abenteuern haben in Pressburg ankommen können, weshalb es sie bereits verdriessen musste, der zu dieser Zeit jährlich abgehaltenen Reichstage wegen ihr Leben und Vermögen fortwährend sozusagen auf's Spiel zu setzen. Doch der andere und eigentliche Grund dieser Erscheinung war jene Erfahrung, dass den Uebeln des Landes abhelfen weder der König, noch der Reichstag können oder wollen und somit derjenige, welcher um das Seine und die Seinigen gegen Türken, Tataren und räuberische christliche Söldner zu verteidigen daheim verbleibe, sich, seiner engeren Gegend und dem Vaterlande viel mehr nütze, als derjenige, der zum Reichstage eilt. So fangen also die oberungarischen Stände an, die königlichen Einberufungsschreiben mit aller Achtung ad acta zu legen, so beginnen sie — ex contumacia, wie die Zipser Kammer meint — den Reichstagen unter nichtannehmbaren, ungesetzlichen Vorwänden fernzubleiben. Mit Recht weist die Zipser Kammer auf die verschiedensten nachteiligen Folgen dieses Fernbleibens, insbesondere aber darauf hin, dass die auf dem Reichstage nicht erschienenen und nicht vertretenen Stände die Beschlüsse desselben nicht nur umgehen, sondern auch angreifen und sich daran gewöhnen, dieselben, als für sie nicht bindend, nicht anzuerkennen.*

Auf dem Reichstage von 1604 erschienen zwar auch die Abgeordneten der östlichen Gegenden in ansehnlicher Anzahl, doch nur um der in ihrem

* Bericht der Zipser Kammer 1603. 5. Dezbr. Wiener Staatsarchiv.

Innern lange unterdrückten, zurückgedrängten Erbitterung nach geschehener Vorlage der königlichen Propositionen Luft zu machen.

Drei Sachen lagen sämmtlichen Ständen schwer am Herzen. Die erste, verhältnissmässig die geringste, augenblicklich aber vom acuten Werte, hatte die Frage des türkischen Friedens gebildet. Es war im Allgemeinen die Anschauung verbreitet, dass der Türke mit den im Gange befindlichen Friedensverhandlungen die Regierung nur zum Besten halte. Es wurde sowohl innerhalb der Grenze, als auch im Auslande allgemein erzählt, — wie uns der in Prag residirende Botschafter der Republik Venedig berichtet — dass es unter dem Vorwande und während der Friedensverhandlungen den Türken gelungen sei, ihre sämmtlichen Festungen (in Ungarn) mit den notwendigen Mitteln auf die möglichst beste Weise zu versehen, und dadurch die christliche Kriegsmacht von der Donau, dieser bequemen Communicationsstrasse abzuschneiden.* Unter dem Drucke der murrenden öffentlichen Meinung beschäftigten sich die Mitglieder des königlichen Rates und die Magnaten eingehender mit der Frage der Friedensverhandlungen und hielten es fürs beste, in ihrem an Erzherzog Mathias überreichten Memorandum die diesbezüglichen Befürchtungen und Besorgnisse des Landes aufrichtig, unverhüllt klarzulegen.**

Ein anderes Gravamen bildeten die Ausschreitungen der Soldatesca und sonstige gesetzwidrige Gewaltthätigkeiten. Altes Uebel, alte Krankheit dies. Seit Jahrzehnten sind und noch ein gutes Jahrhundert hindurch werden dessen die officiellen Actenstücke der ungarischen Reichstage voll sein. Demjenigen natürlich, der jetzt in seinem bequemen Lehnstuhl sitzend mit Ruhe die Blätter der Geschichte jener Zeiten durchblättert, mag das ewige Lamentiren, das ewige Gravamen der ungarischen Stände recht langweilig, kleinlich und unpolitisch vorkommen. Ein altes, abgetragenes Lied die Politik der Beschwerden, die aber damals noch neu gewesen. Räubereien, Verwüstungen, Anzünden elender Strohdächer an erbärmlichen Hütten, oder schön mit Mauern umgebener adeliger Sitze, Schändung der Weiber, der Kirchen und der Gräber, Mord und Todtschlag ohne Ende. Dies erzählen uns die Klagelieder, die gleichzeitigen Acten ..... und darüber haben sich die Stände insgesammt in jener Denkschrift beschwert, welche sie statt einer Antwort auf die königliche Proposition (wie wir's jetzt sagen würden: Adresse an die Krone) dem Erzherzoge Mathias überreicht, und in welcher sie feierlich erklärt haben: falls der Erzherzog nicht im

* Berichte der Abgeordneten der Städte Kaschau und Leutschau vom 14., beziehungsweise vom 19. Febr. 1604. (Archiv der Städte Kaschau und Leutschau); ferner Bericht des venetianischen Botschafters am kais. Hofe 1604. 5. April (Wiener Staatsarchiv, Dispacci di Germania).

** 1604. 28. März. (Wiener Staatsarchiv).

Stande wäre, ihnen die feierliche Versicherung der Sanirung ihres Elendes zu geben, sie den königlichen Propositionen in gar nichts zustimmen, die Ausschreitungen der Soldatesca aber mit Waffengewalt vergelten würden.* Sie wollen das Schwert gegen ebenjene ergreifen, welche berufen waren, sie und das Land zu schützen und zu schirmen! Ist dies nicht eine grausame, beissende Ironie?

..... Doch noch nicht alle Gründe der Unzufriedenheit hatte jene Denkschrift der Stände aufgezählt. Es war noch ein ganz neuer, ein dritter Grund aufgetaucht, plötzlich und unerwartet, aber mit einer so elementaren Kraft, mit der so erschütternden Gewalt einer frischen Beleidigung, dass er fähig war auf einen Augenblick alles andere in den Hintergrund zu drängen .....

Es war dies die Angelegenheit der Religion, die Frage der Gewissensfreiheit.

* * *

Die Zipser Kammer hatte in ihrem, an Erzherzog Mathias gerichteten Berichte vom 5. December 1603 denselben aufmerksam gemacht, dass in den nordöstlichen Comitaten des Landes eine Bewegung in Religionssachen wahrzunehmsn sei; dass Manche aus Hass gegen den katholischen Clerus sich mit dem Gedanken der Abschaffung des Zehenten und der geistlichen Gerichte herumtragen, und um diesen Gedanken auf dem Reichstage von 1604 verwirklichen zu können, sich verschworen hätten, und unter den Magnaten und Edelleuten mit allen Mitteln agitiren.**

Es ist wohl möglich, dass inmitten des allgemeinen Elends und der Armut, als das der Vergewaltigung der Türken, Tataren, heimischer und fremder Söldner preisgegebene Landvolk entflohen, die Ackerfelder unbebaut zurückliess, als wegen absoluten Mangels der arbeitenden Hände die Besitzungen der Grundherren kaum etwas getragen haben; in einer Zeit, wo ein mächtiger Magnat, der sich gegen einen Hochverratsprozess verteidigte und von der Kammer die Aufforderung erhielt, dass sein Prozess fallen gelassen werde, falls er geneigt wäre unter anderem auch 4000 Scheffel Korn zur Verproviantirung des Heeres herzuschenken, diesen «unerhörten» Wunsch mit dem Worte voll Galgenhumor ablehnte, dass er wohl die Gegend kennen

* 25. März 1604. (Wiener Staatsarchiv). Im Bd. X. der Mon. Com. R. Hung. in extenso.

** Decimarum ac sedis spiritualis antiquam et acceptam consuetudinem et exinde religionis negotium quosdam harum partium coniuratos in futura diaeta odiose velle proponere decimasque ipsas tollere, sed et magnates reliquos cum tota nobilitate ad turbandum ecclesiasticum statum et internam quietem non sine seditioso exitio concitare.

wollte, wo er so viel Korn vorfinden möchte;* in einer Zeit, als der Neunte des Grundherrn zu den Einkünften des mittleren Adels soviel wie nichts beitrug; es ist wohl möglich — wiederhole ich — dass inmitten dieser grossen Armut es Viele gab, die also sprachen: «der Zehnte soll eher uns, als den Pfaffen gehören, wir sind ja nicht Getreue der katholischen Kirche, und wenn der Ruthene, der Walache oder der Raitze den Zehnten aus dem Grunde nicht zu zahlen braucht, weil er nicht katholisch ist, wozu sollen ihn unsere Hörigen, d. h. wir, zahlen?» Es ist wohl möglich dass es Viele gab, die so gedacht und dies laut gedacht haben. Da aber ein jeder Edelmann, jeder verständige Bürger und Bauer recht gut wusste, dass ein grosser Teil des bischöflichen Zehnten vom Könige, vom Staate in billige Pacht genommen und dann in natura eingehoben zur Ernährung der Besatzung jener Grenzfestungen dient, unter deren Schirm und Schutz das Volk ungeheurer Gebiete seiner friedlichen Beschäftigung nachgehen kann: so ist es nicht wahrscheinlich, dass die Angelegenheit des bischöflichen Zehnten Grund und Ursache jener Bewegung im östlichen Oberungarn gewesen sei.

Dieselbe ist auf einen ganz anderen Umstand zurückzuführen.

Die Adeligen, die Bürgerschaft und (nach jenem stillschweigend anerkannten, geltenden Principe: cuius regio, illius religio) auch die Hörigen ungarischer, deutscher und slovakischer Zunge im östlichen und Oberungarn waren den Lehren des Protestantismus zugethan, so dass man an den Fingern diejenigen hätte herzählen können, welche dem Glauben ihrer Ahnen, der katholischen Religion treu geblieben sind. Jener gute Wille, den König Maximilian für den Protestantismus bethätigt, hatte eine nahe halbhundertjährige, fast ungestörte Ruhe für die Aposteln und Proselyten der Reformation zur Folge, während welcher Zeit der Protestantismus stark geworden ist. Sowohl bei seinem Auftreten, als während seiner Verbreitung war der Protestantismus in Ungarn bei weitem nicht so anspruchsvoll als anderswo. Bei uns hat die Reformation innerhalb eines gewissen Rahmens sich bewegt, den zu berühren sie weder gewagt hat noch Willens war. Diesen Rahmen aber bildeten die mächtigen, staats- und vermögensrechtlichen Verhältnisse des hohen Clerus. Derselbe war in Ungarn der allererste Stand, er war der Rat des gekrönten Königs, ein Hauptpfeiler des Reiches, Fürsprecher, Gesetzgeber und Verteidiger der Rechte der Nation. Und jenem, fast ohne Ausnahme protestantischen Adel, welcher in der riesigen Diöcese von Erlau wohnte, fiel nicht einmal im Traume ein, über diese staatsrechtliche Stellung des Oberhirten ohne Heerde Zweifel zu erheben,

* Dies war Franz von Petheő. Die ihn betreffenden Schriftstücke im Wiener Hofkammerarchiv unter dem 10. Febr. 1604.

und ebenso beugte er das Haupt vor den «exilirten» Bischöfen von Fünfkirchen und Grosswardein, die in Kaschau wohnten und Hirten ohne Heerde, ohne Hürde und ohne Weide waren. Denn der Bischof war Magnat, Reichswürdenträger, er war das Rückgrat des ungarischen Staatsrechtes. Aber auch Grundherr ist der katholische Kirchenfürst gewesen, gerade so wie der protestantische Edelmann, und zwar nicht nur auf seinen, sein Beneficium bildenden Gütern, sondern auf dem ganzen Territorium seiner Diöcese; denn jenes Recht, auf welches gestützt der Grundherr von seinen Hörigen den Neunten erhob, war um gar nichts stärker und besser als jenes, welchem gemäss der Bischof in seiner Diöcese den Zehnten einheben liess. Und es fiel auch — um nur ein einziges Beispiel vorzuführen — keiner der fünf oberungarischen königl. Freistädte je ein, die beträchtliche Pachtsumme, welche sie für den Zehnten der städtischen Güter zu entrichten pflegten, sei es nur versuchsweise zu verweigern, obwohl man unter ihren Bürgern gewiss keinen einzigen katholischen hätte finden können.*

Die unbedingte Anerkennung der vornehmen staatsrechtlichen Stellung des hohen Clerus in einer Zeit, wo kaum eines der Kirchenfürsten zu sagen vermochte: er hätte unter den Eiwohnern seiner Diöcese viele Glaubensgenossen, in einer Zeit, wo also ihre Diöcesen von Protestanten bewohnt, oder im besten Falle von den Türken occupirt waren; diese unbedingte Anerkennung trug gewiss Vieles zu jenem friedlichen Stande in Glaubenssachen bei, welcher die letzten Jahrzehnte des XVI. Jahrhunderts charakterisirt, und welcher seinen Höhepunkt in jener Erscheinung erreicht, dass der König sogar seine Räte protestantischer Religion in Angelegenheit der Besetzung bischöflicher Stühle befragt, diese aber denjenigen unter den Candidaten empfehlen, den sie wegen seiner kirchlichen und priesterlichen Eigenschaften für den würdigsten halten.**

Es wirkte übrigens noch ein zweiter Factor zu dem Umstande mit, dass es bis zum Ende des XVI. Jahrhunderts Friede war und der Kampf gegen die Protestannten noch nicht entbrannte. Dieser Factor ist in dem Verhalten des hohen Clerus zu suchen. Eine gleichzeitige und sehr competente Persönlichkeit, der beim kaiserlichen Hofe residirende Nuntius, der Bischof von Vercelli, erhebt mit allzugrosser Strenge in einer an den Papst gerichteten

* Der Bischof von Grosswardein, zugleich Präsident der Zipser Kammer, preist sie gerade in dieser Zeit, wie gewissenhaft sie den Pachtzins seit vielen, vielen Jahren entrichten. Sein Bericht vom 14. März 1604 (im Wiener Hofkammer-Archiv).

** So räth Illésházy, der Erzprotestant, die Abtei von Martinsberg dem Bischof von Waitzen, Szuhay zu conferiren und wieder Illésházy ist es, der den Szuhay für das Bistum Erlau vorschlägt (1597). Szuhay erhielt auch thatsächlich diese Diöcese. Siehe des Verfassers Buch über den Hochverratsprocess des Illésházy (Illésházy István hütlenségi pöre).

Denkschrift[1] gegen den ungarischen hohen Clerus eine sehr schwere Anklage, dass nämlich selber nie einen Augenblick gezögert hätte, den Vorteil der Kirche, die Interessen der katholischen Religion für weltliche Zwecke zu opfern. Der Reiz der politischen Macht wäre es gewesen, was ihn verführt hätte und um die obersten Reichsämter (Hofkanzler, Statthalter, Kammerpräsidium etc.) in der Hand zu behalten, am Ruder verbleiben zu können, hätte er gegenüber der Verbreitung des Protestantismus ein Auge zugedrückt und dadurch die Protestanten für sich gewonnen und sich verpflichtet. Und so hätte sich allerdings keiner gefunden, der gegen die, das Steuer der Regierung ambitionirenden Hochpriester-Staatsmänner Stellung würde genommen haben; jedoch nur dem katholischen Glauben sei Schaden aus diesem verkehrten Zustande erwachsen, wo die ungarischen Kirchenfürsten sich statt Seminare und gut vorbereiteter, zur Bekehrung geeigneter Priester nur Parteien und Parteigänger erzogen hätten. «Ja, den Schaden dieser Verhältnisse — so beklagt sich derselbe Nuntius in einem an Georg Basta gerichteten vertraulichen Schreiben — hat nur unsere Religion, welche man pflegen und lehren muss, nicht aber verlangen, dass sie durch irgend ein Wunder die Herzen und Seelen der Menschen erfülle.»[2]

Was der eifrige Bischof der katholischen Kirche mit tiefer Erbitterung seiner Seele sagt, das will ich der Behauptung eines nicht minder eifrigen, aber gewiss geistreicheren katholischen Kirchenfürsten entgegenhalten, und gebe dem letztern Recht. Jene Mitglieder des ungarischen hohen Clerus, welche in der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts teils als königliche Statthalter, teils als Kanzler, als Kammerpräsidenten und Vicepräsidenten, teils als active und am meisten in Anspruch genommene Mitglieder des königlichen Rates «mit soviel Klugheit das Steuer der in zwei Teile zerrissenen unglücklichen Nation geführt haben», diese Kirchenfürsten waren — ich glaube Ipolyi[3] trifft es gut — in ihrem Verhalten durch den Geist der Mässigung und durch Tactgefühl geleitet, als sie, wenn auch nicht immer, doch sehr oft die Augen bei einer religiösen Gährung zudrückten, welche ihrer Auffassung nach wohl eine ungesetzliche, doch noch formlose und nicht agressive Bewegung gewesen, und ihnen als ein Uebergangszustand erschienen sein dürfte.

Die Verhältnisse haben sich aber geändert, als die schnelle Verbreitung der Reformation die katholische Kirche in ihrem Fundamente zu

[1] «De lo stato presente ecclesiastico et politico in Ungaria» (Archiv der Familie Borghese in Rom).

[2] « . . . la quale (=religione) non bisogna aspettare che venga infusa per miracolo negli huomini, ma bisogna insegnarla et aiutarla . . . » 1605. Febr. (Archiv der Familie Borghese in Rom).

[3] Op. cit. pag. 43.

erschüttern drohte; als sich die protestantischen Priester von der bischöflichen Macht gänzlich unabhängig machten, nicht mehr die Bischöfe um Bestätigung ihrer erwählten Senioren (Dechanten) baten; als die Lehren der Reformation — wie Bischof Telegdy gar bitter beklagt — auch in die Residenz der Kirchenfürsten eindrangen, als königliches Mandat und Militärgewalt notwendig wurden, um einzelne Mitglieder des hohen Clerus gegen verwegene Uebergriffe der von Homonnay, von Lónyay und andrer zu schützen, als die eine oder andere protestantische Stadt in ihrem Uebereifer nicht einmal die Lesung einer Messe innerhalb ihrer Mauern dulden wollte, wie z. B. Tokaj, gegen welches der König gezwungen war ein Brachium zu entsenden, damit es die Ausübung des katholischen Gottesdienstes dem Hofkaplane einer verwitweten Frau von Bornemisza de Csernek in deren Stadthause nicht weiter verhindere.*

Geradeso wie wir Ungarn gegenwärtig gleichsam erschreckt dreinsehen, wie die Rumänen Siebenbürgens den ungarisch sprechenden Teil der Bevölkerung immerfort auf engere Kreise zurückdrängen: so waren Regierung und hoher Clerus an der Wende des XVI. und des XVII. Jahrhunderts erschrocken, als sie gewahr wurden, dass die katholische Kirche dem, während des langen religiösen Friedens geräuschlos verbreiteten Protestantismus gegenüber nahe daran ist, den Boden unter ihren Füssen zu verlieren. — Hier galt es handeln, retten was noch vorhanden und zurückerobern, wenn möglich, das verloren gegangene Gebiet. Der den Impuls zum Handeln gegeben, die Schlafenden aus ihrem Schlaf aufgeweckt, den Kampflustigen das Schwert in die Hand gedrückt hat, war ein junger, kaum flügge gewordener Fürst, der spätere Kaiser-König Ferdinand II.; dieser glaubenseifrige Herrscher voll Ueberzeugung und Fanatismus, welchen, wenn er im Mittelalter gelebt hätte, die katholische Kirche schon längst unter ihren Heiligen verehren würde.

Kaum hatte der 18jährige Ferdinand die Regierung der schönen Steiermark übernommen, kaum war er aus Italien vom Besuche des Papstes, von der «sanctorum apostolorum liminum visitatio» zurückgekehrt, als er im Herbste 1598 seine drei berühmten Edicte herausgab, durch welche er die protestantischen Priester und Lehrer der steiermärkischen Städte gezwungen hat, das Land zu verlassen. Dieser Massregel folgte im Jahre 1599 und 1600 die Aufstellung und Exmission jenes Ausschusses, dem als Ziel und Aufgabe die Ausrottung der protestantischen Lehren aus den Kirchen von Steiermark, Kärnthen und Krain vorgeschrieben wurde.

* Diese königl. Mandate an Belgiojoso bezüglich des Joh. Lónyay und Val. Homonnay vom 7. Sept., dann an Belgiojoso und Rueber bezüglich der Stadt Tokaj vom 23. Sept. 1603 im Wiener Hofkammer-Archiv (die letzteren in der «Minutæ Pragenses» betitelten Sammlung).

Das kühne Beispiel war ansteckend und fand auch bei der Regierung des Vetters des jungen Fürsten, des in Prag ein Einsiedlerleben führenden Rudolf Anklang. Einige der aus Steiermark ausgetriebenen protestantischen Priester wurden von Georg Thurzó, dem Generalhauptmann des Kreises diesseits der Donau, auf dessen eigenen Gütern angesiedelt, andern gestattete er in dem unter seinem Commando gestandenen Neuhäusel unter der protestantischen deutschen Besatzung sich niederzulassen. Nun wendet man sich von Prag aus mit harten Befehlen an den protestantischen Magnaten, und fordert von ihm mit strenger Rüge zu wiederholten Malen die Vertreibung jener Unglücklichen «die — wie das königliche Mandat meint — unsere heilige Religion mit ihren ungewaschenen Mäulern schimpfen.»* Bald taucht der Gedanke auf, dass man bei der Besetzung königlicher Aemter nur Katholiken berücksichtigen dürfe, — und in der That, als man dem in einem Hochverratsprozesse verwickelten Personal Johann Joó das königliche Personal-Siegel abnimmt und nach einem neuen Personal sucht, ist bereits die Hauptforderung, dass er «gut katholisch» sei. Endlich aber pflanzt die Regierung die Fahne der Gegenreformation in jenen Erlässen ganz unverhohlen auf, in welchen der Erzbischof von Kalocsa, Martin Pethe, die Bischöfe von Erlau und Grosswardein, Szuhay und Migazzi, dann die Jesuiten von Sellye aufgefordert werden, zu den kaiserlichen Commissären in Siebenbürgen deutsch und ungarisch verstehende eifrige und gelehrte Priester zu senden, denn der König sei entschlossen, den alten Glanz der katholischen Kirche in dem in seine Macht gelangten Lande herzustellen und die gottlosen Ketzereien auszurotten.»**

Diese Erlässe der Regierung enthielten ein Programm. Es ist klar, dass nach Siebenbürgen Ungarn an die Reihe kommt, wo Bischof Szuhay von Erlau mit der eisernen Hand, Forgách mit dem Mutwillen eines Grandseigneurs und der fanatische Zalatnoky nicht nur mit Bereitwilligkeit auf den Anfang des Kampfes warten, sondern dazu sogar den König aneifern.

Einem Forgách, damals noch Bischof, schuf jener Umstand eine günstige Lage, dass vielleicht doch in seiner Diöcese die meisten Katholiken waren, insbesondere aber, dass er vermöge seiner vornehmen Herkunft und Verwandtschaft gegen den protestantischen Adel am ehesten rücksichtslos auftreten und vorgehen durfte, auf die protestantische Aristokratie am

* Königl. Mandate an Thurzó 1603 14. Sept., 8. Oktober. Wiener Hofkammer-Archiv (... in sanctam religionem nostram catholicam perverso more suo plenis buttis illotisque faucibus impune invehantur...)

** Die kön. Mandate vom 28. Dez. 1603. eben dort. (« ... Nihil prius aut magis habeamus in votis, quam ut redacta ad obedientiam ... ipsa Transsylvania ... impias ex illa hæreses extirpare ... possimus.»)

wenigsten Rücksicht zu nehmen brauchte. Wie er es anfing und wie er es fortsetzte, darüber haben andere berichtet.[1]

Einem Georg Zalatnoky wieder, dem «exilirten» Bischof des von den Türken besetzten Fünfkirchen, dem Manne, von dem wir sonst nicht viel wissen und dem auch diese Zeilen helfen mögen aus der unverdienten Vergessenheit hervorzutreten — gaben die absolute Reinheit seines Charakters, seine asketische Sittenstrenge und jener schwärmerische Idealismus, von welchem er über den Beruf der katholischen, allgemeinen Kirche so erfüllt gewesen, wie wenig Bischöfe vor und nach ihm,— Lust und Kraft zum Kampfe. Jenem Kirchenfürsten, der die Candidatur des jungen Grafen Erdődy für den Bischofsstuhl von Syrmien dem Hofe gegenüber damit ablehnt, dass zuerst der junge Graf lernen müsse, was Arbeit, Geduld, Demut und Kampf gegen die Versuchungen der Welt heissen, und wenn er diese Tugenden, die er gemäss dem heiligen Berufe eines Bischofs, andere zu lehren gezwungen sein wird, selber werde erlernt haben, dann erst möge er auf einen Bischofsstuhl aspiriren: — diesem Kirchenfürsten, welcher in der Blütezeit eines rücksichtslosen Nepotismus mit einer so heiligen Schwärmerei an der Idee der Pflichterfüllung hängt, ich sage, diesem Kirchenfürsten hat sein tiefer Glauben und seine feste Ueberzeugung wenigstens den Anschein des Rechtes gegeben, dem Könige im Jahre 1603, wo kaum einige katholische Magnaten in ganz Ungarn aufzufinden waren, zu raten, dass er den Beschlüssen des Tridentiner Concils gemäss nur solche zu den Reichsämtern zulasse, welche über ihren katholischen Glauben feierliches Bekenntniss abgelegt haben und dass er diesen Tridentiner Artikel zum Landesgesetze mache![2]

Und vollends Stefan Szuhay! Was soll ich über diesen Mann von eisernem Willen und unbezähmbarer Ambition sagen, der in jenem Kreise, in welchem er thätig war, nur der erste sein wollte und sein konnte, der, wo er etwas anfing, stets mit der schroffsten Unbeugsamkeit auf sein Ziel lossteuerte, welcher also, sobald er die Peitsche in die Hand nahm, um mit ihr die gottverleugnenden Ketzer zu geisseln, dieselbe auch nicht früher weglegte, als bis ihm nur mehr der Stiel allein in der Hand zurückblieb.[3] Auf seinen Ratschlag, auf seine Zuflüsterungen hat der König im Herbste 1603 jene «Inquisition» verordnet, deren eingestandener und teilweise auch wirklicher Zweck die Controle der administrativen und finanziellen Verhältnisse der Freistädte war, welcher aber in erster Reihe dahinzielte, wie

[1] Ipolyi in seinem oben citirten Werke.

[2] Das Votum des Zalatnoky vom 8. Dez. 1603, im Bd. X. der Mon. Com. R. Hung.

[3] Ueber Szuhay s. mein Buch «Illésházy István hűtlenségi pöre» (Stefan Illésházy's Hochverratsprocess.)

der Protestantismus aus diesen seinen warmen Nestern auszutreiben wäre. Bereits im Dezember 1603 erhoben die fünf oberungarischen Bundesstädte, nämlich: Kaschau, Eperjes, Bartfeld, Leutschau und Zeben, in ihrem, an die Zipser Kammer gerichteten Gesuche Protest gegen diese Inquisition.*

Und wenn sich die Kunde von dieser Absicht in ganz Oberungarn ververbreitete, wenn von den an Thurzó erlassenen Befehlen Gross und Klein sprach, wenn das rücksichtslose Auftreten des Forgách einem jeden bald bekannt war, und wenn man endlich auch das erfuhr, was der König mit den Protestanten in Siebenbürgen will: ist es — frage ich — ein Wunder, dass die Zipser Kammer in den nordöstlichen und östlichen Comitaten des Landes religiöse Bewegung wahrgenommen?

Und dass die Protestanten jener Gebiete nicht ohne Grund unruhig gewesen, das haben die Folgen, insbesondere aber die Angelegenheit der grossen Kirche zu Kaschau bald gezeigt.

Nachdem die Türken die Residenz des Bischofs und Capitels von Erlau, die schöne Festung eingenommen hatten, war durch Gesetzartikel 38 v. J. 1597 dem obdachlos gewordenen Capitel mit Einwilligung der Stadt Kaschau dieselbe als neue Residenz zugewiesen worden. Die katholischen Gäste nahmen im Schosse der protestantischen Stadt einen bescheidenen Platz ein. Alle Kirchen, darunter auch die schöne gothische, befanden sich in den Händen der Bekenner des neuen Glaubens und die Mitglieder des Capitels waren gezwungen, für den Gottesdienst mit einer kleinen, engen, bedeutungslosen Kapelle zufrieden zu sein. Szuhay, den Bischof von Erlau — obgleich er selber als Kammerpräsident in Pressburg sass — hat dieser Umstand nicht ruhen lassen. Sein Rechtsgefühl war sehr stark verletzt dadurch, dass die geweihten Hallen in jenem erhabenen Hause Gottes, das glaubenseifrige katholische Könige und Königinen zum Glanze, zum Ruhme und zur Verherrlichung der katholischen Religion haben erbauen lassen, die verhassten Lehren der Ketzer widerhallen. Alle Hebel setzte er in Bewegung, um die grosse gothische Kirche von den Bürgern der Stadt für sein Capitel auf gute Weise zu bekommen, und als seine vielfachen Bemühungen ohne Erfolg blieben, wendete er sich um die Mitte 1603 an die letzte Zuflucht, an den apostolischen König, indem er denselben flehentlich

* Die hierauf bezüglichen Schriften im Wiener Hofkammerarchiv. Der Zweck der «Inquisition» wird in einem Bericht der Zipser Kammer vom 17. März 1604 (sub 19. April im Hofkammerarchiv) verraten; doch berichtet auch Clementis der Stadtnotär von Leutschau darüber, als er am 6. Febr. 1604 aus Pressburg schreibt, dass dort die Inquisition mit der Vertreibung der prot. Geistlichen ihren Anfang genommen und dass die Stadt in dieser Angelegenheit eine aus 16 Mitgliedern bestehende Deputation nach Wien an Erzherzog Matthias abgeordnet habe. Szuhay urgire die schonungslose Fortsetzung der Inquisition umsomehr, — «aber es wird Gott ihn wohl zu stürzen wissen», meint Clementis. (Archiv der Stadt Leutschau).

bat, die schöne Kirche durch ein königliches Machtwort an das verwaiste Capitel übergeben zu lassen. Und König Rudolf hat die Erfüllung der Bitte unter der Bedingung zugesagt, dass Szuhay solange mit Geduld warten möge, bis der neue kaiserliche General für Oberungarn, der den königlichen Befehl im Notfalle auch mittelst Brachium ausführt, ernannt sein wird.[1] Einige Wochen später hatte der König vom Erzherzog Mathias das Gutachten der ungarischen Räte darüber eingefordert, ob, nachdem man nicht ohne wichtigen Grund unliebsamer Bewegungen als Folgen dieser Gewaltthat sich versehen könne, die Wegnahme der Kaschauer Kirche vor oder nach dem Reichstage von 1604 geschehen soll?[2]

Ich weiss nicht was Erzherzog Mathias und der ungarische Rat dem Könige geraten haben. Sicher ist nur so viel, dass Szuhay seinen Willen auch jetzt, wie immer, durchsetzt; denn König Rudolf trägt in seinem Befehle vom 8. November 1603 Jakob Grafen Barbiano von Belgiojoso, dem inzwischen nach Kaschau ernannten kaiserlichen General auf, in Gesellschaft der Bischöfe von Grosswardein (Migazzi) und Fünfkirchen (Zalatnoky), den Stadtrichter und den Rat in Kaschau zur Uebergabe der grossen Kirche aufzufordern, und falls die Aufforderung keinen Erfolg hätte, die Kirche mit Militärgewalt wegzunehmen. «Benütze die in Deinen Händen befindliche Macht — also spricht der Kaiser-König — wie es gebührt, setze das Capitel in den Besitz der Kirche mit bewaffneter Gewalt ein; damit wirst Du ein gottgefälliges Werk vollbringen.» Dem entsprechend erhielt auch die Stadt Kaschau ein Befehlsschreiben von der ungarischen Hofkanzlei vom 19. November, welches diese auf eine Weisung des geheimen Rates (am 7. November) erliess.[3] Ja, um den Rat von Kaschau um so leichter zum Gehorsam zu bringen, wurde sogar dem Bischofe von Neutra, unserem Forgách, der (wie das an ihn gerichtete königliche Schreiben sagt) eben zu dieser Zeit wegen Familienangelegenheiten in der Gegend bei Kaschau sich aufhielt, anbefohlen, bei der Uebergabe der Kirche die Person

[1] «Laudamus quidem — schreibt K. Rudolf an Szuhay am 9. Juli 1603 — et amamus pium Devotionis Tuae zelum ... neque officio deesse nostro velimus, quin restitutionem dictæ ecclesiæ serio iniungamus. Cum vero nullus hoc tempore illis in partibus præfectus aut generalis capitaneus adsit, qui mandata nostra fideliter et cum auctoritate exequatur: exiguam Devotio Tua moram donec generalis eo capitaneus, quem iam designavimus, advenerit, patienter feret.» ... (Wiener Hofkammer-Archiv.)

[2] «A pio et iusto — schreibt K. Rudolf an Erzh. Matthias am 19. Sept. 1603 — nihil alienum dictus episcopus (Szuhay) Agriensis petit et nos quam maxime cuperemus ut religioni catholicæ eiusque incrementis in illis partibus regni nostri Hungariæ superioribus ... optime esset prospectum; ... tamen veremur in hisce belli motibus ne huiuscemodi improvisæ mutationes aliquas turbas forte moveant, quæ non facile postea sedari queant ... » (Wiener Hofkammer-Archiv.)

[3] Die Mandate und die Aufforderung des Geh. Rates im Wiener Hofkammer-Archiv.

des Erlauer Bischofs zu vertreten, da denselben wichtige Amtsagenden der ungarischen Kammer in Pressburg zurückhielten.[1] So kam nur zufälligerweise Franz Forgách nach Kaschau, wo Belgiojoso am 7. Jänner 1604 spät Abends die Schlüssel der grossen Kirche dem tödtlich erschrockenen Richter und Rat abnahm, nachdem er die seit frühem Morgen über diese Sache im Rathause sich berathschlagenden, und mit dem gewaltthätigen General nicht handeln wollenden Stadtväter mit einigen auf dem Marktplatze aufgestellten Kanonen terrorisirt hatte. Die Kirche wurde erst am andern Tage eingeweiht, bei welcher Gelegenheit Forgách, ebenfalls in Vertretung des Szuhay, die heilige Messe las.

Seit diesem Tage aber wurden die protestantischen Geistlichen und Lehrer in jener Stadt, welche bis dorthin die stärkste Veste der Reformation gewesen, unterdrückt und verfolgt. Der übereifrige Belgiojoso — den Ratschlägen des Szuhay, des Zalatnoky und des aus der Geschichte Siebenbürgens genug gekannten Jesuiten-Provincials Alfons Carillo folgend — nahm den Protestanten überhaupt alle Kirchen weg, gestattete ihnen den Gottesdienst nicht einmal in Privathäusern, verbot ihren Pastoren das Taufen, Trauen und Begraben, ja er forderte sogar den letzteren einen Revers ab, wo sie sich verpflichten mussten, die Stadt in spätestens sechs Wochen zu verlassen.[2]

Gleichzeitig mit diesen Thatsachen wurde über Szuhay's und Belgiojoso's Aneiferungen an den Erzbischof von Kalocsa und königlichen Statthalter, Martin Pethe von Hetes [als Donatar der Zipser Probstei ein königlicher Befehl erlassen, die evangelischen Priester aus dem ganzen Gebiete dieser Probstei, also vom ganzen Zipser Boden und noch weiterem Gebiete wegzutreiben, die Kirchen aber zu Zwecken der katholischen Religion zu übernehmen.[3]

Auf dieses hin haben die fünf Bundesstädte Oberungarns ihre Gesandten unverweilt nach Prag zum Könige abgeschickt, um ihn, beziehungsweise die Regierung zur Rücknahme dieser Massregeln zu veranlassen. In ihrem langen wirklich demütigen Gesuch beriefen sie sich darauf, dass eine solche Unterdrückung der Gewissensfreiheit nur den materiellen Verfall der Städte nach sich ziehen könne, was dann sowohl dem Könige als dem Lande zum Schaden gereichen würde. Sie wiesen darauf hin, dass die Könige Ferdinand und Maximilian ihnen ohne jedwede Schwierigkeiten

[1] Das kön. Mandat an den ung. Hofkanzler ddo. 26. Dez. 1603. Ebendort.

[2] Die ausserordentlich interessanten Berichte des Belgiojoso über die Wegnahme der Kaschauer Kirche und die damit zusammenhängenden Geschehnisse liess der ausgezeichnete Forscher Hofrat von Fiedler aus dem Wiener Staatsarchive für seine grossartige, den Aufstand des Bocskay betreffende Sammlung sämmtlich copiren.

[3] 1604. 3. Jänner (Archiv der Stadt Leutschau).

gestattet hätten, ihre Religion auf Grundlage der aus der Geschichte der ungarländischen evangelischen Kirche wohl bekannten Confessio pentapolitana frei auszuüben, weshalb die fünf Städte es auch jetzt für gut hielten, diese Confession dem Herrscher vorzulegen. Was aber insbesondere die grosse Kirche von Kaschau betrifft, so beriefen sie sich darauf, dass die Stadt von Anfang an im friedlichen Besitze derselben gewesen wäre, ihr Patronatsrecht noch niemand in Zweifel gezogen hätte, umsoweniger, als die Stadt nach drei grossen Feuersbrünsten die abgebrannte Kirche ein jedesmal als ihr Eigentum aufbauen hätte lassen. Auch die Clausel des Gesetzartikels 38 vom Jahre 1597 führten die Kaschauer in's Treffen. Dieser Artikel bezeichnet — wie ich's bereits erwähnt — mit der Zustimmung der Stadt Kaschau letztere als Interims-Residenz für das obdachlose Capitel von Erlau, und da die Mitglieder des Capitels in der Stadt nur Gäste, nur Söllner sind, so hebt die Clausel ganz besonders hervor: «salvis libertatibus ipsius civitatis permanentibus.» Dieser Ausdruck — meinten mit Recht die Kaschauer — sichere der Stadt sämmtliche ihre Freiheiten, folgends auch die Religionsfreiheit und den Besitz der grossen Kirche auch während des dortigen Aufenthaltes des Erlauer Capitels, wogegen in der That seit 1597, also sieben Jahre hindurch keinerlei Attentat versucht worden sei.

Was half aber all' dies den Gegenargumenten eines Zalatnoky, Belgiojoso oder gar eines Szuhay gegenüber?

«Nunc paulo majora canamus» — sprach der eiserne Bischof von Erlau, der fest entschlossen war, seine ganze Diöcese gründlich zu »epuriren»*, die niedere Geistlichkeit zu reformiren, ja er ging mit der bei ihm gewohnten Consequenz bis zum Aeussersten. Er zauderte nicht viel, traf den Nagel auf den Kopf und richtete sein Augenmerk auf die Hochschule der Kalviner in Sárospatak. Mit der vollsten Wärme seines Fanatismus riet er dem Erzherzog Mathias die Wegnahme derselben und versuchte diesen Rat damit zu motiviren, dass die früheren Pfandbesitzer der grossen Herrschaft Sárospatak, welche, wie gesagt, nur Pfandinhaber und nicht Eigentümer gewesen wären, diese Hochschule aus den Einkünften der zur Herrschaft gehörigen Patronats-Kirchen und aufgelassenen Klöster gestiftet hätten, weshalb es nur billig wäre, dieselbe in eine, die Lehren der katholischen Kirche verbreitende Hochschule umzugestalten.**

* Seine diesbezügliche Eingabe an Erzherzog Matthias vor dem 13. Febr. 1604 im Wiener Hofkammerarchiv.

** «Nec sane prætereundum est — sagt er in seiner jetzt citirten Eingabe — divinitus data occasione suis Maiestatibus, illud etiam calvinisticum seminarium Patakiense, ex proventibus monasteriorum et aliarum ecclesiarum contra divinum numen et authoritatem cæs. Maiestatis per priores possessores dictæ civitatis Patakiensis solummodo inscriptitios et pignoratitios seu feudatarios erectum; cuius loco facile

Aber trotz diesen hochfliegenden Plänen waren sowohl Szuhay wie Zalatnoky und Belgiojoso ernstlich besorgt, dass es den Bürgern der fünf Städte gelingen werde, während der sechs Wochen, auf welche Zeit nämlich Belgiojoso, um den Schein der Billigkeit zu wahren, die Vertreibung der evangelischen Lehrer und Priester aufschob, beim Hofe irgend ein günstiges Decret zu erwirken. Sie waren deshalb entschlossen, auch dieser Möglichkeit vorzubeugen. Belgiojoso riet dem König, Szuhay aber dem Erzherzog Mathias, der Hof möge bis zum Ablaufe der sechs Wochen den städtischen Abgesandten überhaupt gar keine Antwort ertheilen lassen, damit, sobald der ausgesteckte Termin abgelaufen sein wird, Priester und Lehrer ohne Hinderniss aus der Stadt getrieben werden können und das unter den Fittigen Seiner Majestät begonnene, heilige Werk einen wirkungsvollen Abschluss finden möchte.[1]

Und diesen Rat nahm man in Prag an. Kein Wunder also, wenn Bitten und Flehen der städtischen Abgeordneten nichts nützten, wenn sie vor den zurückgezogen lebenden Herrscher nicht einmal vorgelassen wurden; obgleich sie noch viele Monate hindurch in Prag verblieben, und mit Bitten und Versprechen, mit Geld[2] und Geschenken versuchten durch bestechbare Räte ein halbwegs günstiges Decret oder wenigstens eine Audienz zu verschaffen. Und obgleich der eine oder andere der deutschen Räte, oder der einflussreiche königliche Sekretär der ungarischen Hofkanzlei ihnen hie und da einen guten Erfolg in Aussicht stellten, so hatten schliesslich doch diejenigen geheimen Gönner der armen städtischen Abgesandten Recht gehabt, welche sie sowohl beim Wiener als beim Prager Hofe darauf aufmerksam machten, dass hier Geld, Zeit und Mühe verloren seien, ihren Absendern nur und lediglich der ungarische Reichstag, die Eintracht und das einmütige Vorgehen der ungarischen Stände helfen können.[3]

celebre aliquod collegium fundari possit in medio quasi et umbilico totius superioris Hungariæ loco et amoeno et oportuno . . . »

[1] «Pro desiderio igitur dicti domini capitanei — schreibt Szuhay weiter — et necessitate quoque id ipsum requirante istis nunciis Cassoviensibus nullum plane tamdiu dandum est responsum, sed solummodo res proroganda tamdiu, donec constitutus terminus elabatur et prædicatores iuxta obligamina sua et sub poena capitis per se ipsos sibi inflicta eiiciantur aut sponte exeant. Postmodum quoque nihil concedendum est, sed res cœpta et autoritate Suarum Maiestatum sancte inchoata fortiter et strenue prosequenda atque manutenenda . . .»

[2] Coraduzzi, deutscher Reichsvicekanzler, ein sehr einflussreiches Mitglied des geh. Rates, erhielt vom Stadtrichter von Kaschau 400 Ducaten als Geschenk. Bericht des Nuntius nach Rom 7. Febr. 1605. (Archiv der Familie Borghese. Rom.)

[3] Der Stadtnotär von Leutschau berichtet vom 6. März 1604 aus Prag: «Es ist im Augenschein, dass uns Ihrer Majestät geheime Räte mit allem Fleiss und studio aufziehen.» Nur der ungarische Reichstag könne da helfen, und wenn auch dieser nichts zu erreichen wüsste, «so würde es geschehen sein nicht allein um die

Sie, die Städte, sollen sich also an den Reichstag, an diese Gesammtheit der adeligen, comitatischen Stände um Hilfe, um Unterstützung wenden? Ach, eine wie bittere Pille dieser wohlgemeinte Rat gerade jetzt ist, wo wegen einer finanziellen Frage die fünf Städte und der Adel der umliegenden Gegend einander gegenüber auf einem feindlichen Fusse stehen, ja, was noch mehr ist, der Faustkampf sich vor den Thoren der Städte thatsächlich täglich erneuert!

Es ist unbedingt notwendig, mit einigen Worten jenen Grund zu würdigen, aus welchem zwischen Adeligen und Städter in so kritischer Stunde dieses feindliche Verhältniss erwachsen ist.

Der Grund war das Recht der «loca depositionum». Dieses Recht, oder richtiger Privilegium, wie bekannt bestand darin, dass es nur dann gestattet war, ein gewisses Gebiet des Landes, dessen Handelsemporium die betreffende, privilegirte Stadt bildete, mit Waaren durchzuziehen, durch dieses Gebiet mit denselben Waaren in's Ausland zu fahren und vom Auslande durch dieses Gebiet Waaren ins Land zu bringen, wenn der fremde Kaufmann die Transito- oder Import-Artikel einem Bürger der betreffenden Stadt verkauft, die Export-Artikel aber ebenfalls von einem Bürger der betreffenden Stadt ankauft. Der Zweck sothaner Privilegien war bekanntermassen, dem Handelsverkehr eine bestimmte Richtung zu geben, ihn auf einem gewissen Gebiete zu centralisiren und die städtischen Elemente des Landes zu stärken.

Für den Handel mit Polen waren eben die fünf Bundesstädte Oberungarns diejenigen, welche das Privileg der «loca depositionum» besassen. Die polnischen Kaufleute fingen am Ende des XVI. Jahrhunderts an dieses Privileg nicht zu berücksichtigen, indem sie die verschiedensten Sachen, insbesondere aber Fassweine in Oberungarn eingekauft und selbe mit Vermeidung der fünf Städte schön nach Polen hinausgeführt haben. Die fünf Städte erhoben gegen diese immer mehr zunehmenden Missbräuche, gegen diese empfindliche Schädigung ihrer Interessen am Reichstage von 1599 Klage,* worauf die Stände, den Beschwerden der Städte zustimmend, den Gesetzartikel 33 vom Jahre 1599 schufen, welcher verordnet, dass die polnischen Kaufleute angehalten werden müssen, sich an das Privileg des «loca depositionum» der Städte zu halten.

Der etwas zu bündig und unklar verfasste Artikel aber wurde vom Adel des östlichen Oberungarns, für dessen Weine die polnischen Kaufleute die besten Abnehmer waren, ganz anders ausgelegt, als von den Städten. Der Edelmann gab zu, dass er seine Waaren, die Fassweine behufs Verkaufs in

armen Städte, sondern auch um das ganze Land» (Archiv der Stadt Leutschau, wo aus Clementis Feder mehrere interessante Berichte aus Prag vorhanden.)

* Monum. Com. R. Hung. Bd. IX. p. 202.

die Stadt bringen müsse, doch meinte er, er könne sie dann in der Stadt wem er wolle verkaufen. Und er verkaufte sie direct dem polnischen Kaufmann, der ihm dafür um etwas bessere Preise anbot, als der städtische Bürger, und der dennoch einen günstigeren Kauf mit dem Edelmann abschloss, als er mit dem Bürger, dem Zwischenhändler abgeschlossen hätte, da der städtische Bürger ziemlich grossen Nutzen aus dem Zwischenhandel zu ziehen pflegte, einen Nutzen, welcher dann, wenn der polnische Kaufmann die Weine direct vom Weingutsbesitzer erwarb, zwischen Käufer und Verkäufer sich teilte. Somit ist es natürlich, dass zwischen städtischen Bürgern und Wein verkaufenden Adeligen auf Schritt und Tritt Reibungen vorkamen und die ungarischen und Hofkammern von beiden Seiten mit Klagen und Beschwerden überschwemmt wurden. Nicht ohne Interesse ist es, dass sich die Kammern für den freien Handel aussprachen, da sie daraus mehr Nutzen für den Fiscus hofften, und dass sie somit gegen die ganz klaren Privilegien der Städte, gegen die offenbare Essenz dieser Privilegien der Gesetzauslegung der Adeligen zustimmten.* Dachten aber einmal die Kammern so, dann kann uns nicht Wunder nehmen, wenn es den nordöstlichen Comitaten auf dem Reichstage von 1603 gelungen, die Reichsstände von der Richtigkeit ihrer Auslegung zu überzeugen und zu erwirken, dass in das auf die königlichen Propositionen erteilte Antwortschreiben der Stände ein diesbezüglicher Punkt eingeschaltet wurde, demzufolge die «loca depositionum» zwar «berücksichtigt werden sollen», aber «einem jeden freistehe seine Waaren in dieselben behufs Verkaufs hineinzuführen, und drinnen um die möglichst vorteilhaftesten Preise anzubringen.»**

Nimmt nun diesen eingeschobenen Punkt der die Person des Königs vertretende Erzherzog an und wird er dadurch zum Beschluss, so ist es um den Handel der oberungarischen Städte geschehen. Die drohende gemeinsame Gefahr hat die Abgeordneten sämmtlicher Städte dazu bewogen, dass sie in der darauffolgenden Sitzung gegen diese Auslegung des Gesetzes, gegen diese Confiscation ihrer Privilegien Protest erhoben haben. Gleichzeitig reichten sie auch beim Erzherzoge ein Gesuch ein, in welchem sie weitläufig ihre Privilegien und das Verderben dargelegt haben, welches die ungesetzliche Wegnahme des Privilegs der loca depositionum für die Bürgerschaft sämmtlicher Städte bringen würde. Ihre Gründe leuchteten sowohl dem Erzherzoge, wie den ungarischen und Wiener Kammern ein, doch vermochten sie nicht die Stände weicher zu stimmen. Die Verhandlungen zwischen Reichstag und Regierung über diesen Gegenstand führten

* Bericht der Pressburger Kammer vom 24. Jänner 1603 und darauf der Indorsatbescheid der Hofkammer. (Wiener Hofkammer-Archiv).

** Antwort der Stände auf die kön. Propositionen 20. März 1603. Mon. Com R. Hung. Bd. X.

schliesslich zu einem Compromiss, dessen Resultat ein Gesetzartikel von unglaublichem Concept, ein Monstrum, ein Non-sens wurde, dessen erster Teil die Privilegien der Städte bestätigt, und somit dem zweiten Teil ins Gesicht schlägt, welcher das ausspricht, was die Stände wollten, das heisst, einem jeden stehe es frei, seine Waare in die loca depositionum hinein zu führen und dortselbst wem immer zu verkaufen.

Es liegt auf der Hand, dass solch' ein Absurdum die Städte nicht zu beruhigen vermochte. Beim Schlusse des Reichstages erhoben sie dagegen vor dem Palatin-Stellvertreter Istvánffy (dem berühmten Historiker) feierlichen Protest, und richteten ausserdem ein Gesuch nach Prag an den König. Es blieben auch ihre Schritte nicht ohne Erfolg; denn gelegentlich der Sanctionirung hat der König den fraglichen Artikel mit einer solchen Clausel versehen, welche dessen Wirkung gänzlich vernichtete. * Allein dem Uebel ist durch dieses Vorgehen des Königs nicht abgeholfen worden, denn die dem Artikel beigegebene Clausel löste die Frage nicht, sie liess sie nur in Schwebe. Es war nirgends ausgesprochen, dass die Auffassung des Adels unrichtig oder der Standpunkt der Städte richtig sei; demzufolge sich ein unsicherer, ungewisser Zustand bildete, den die Parteien zu ihrem eigenen Nutzen ausbeuten wollten, und während dessen der Kampf der entgegengesetzten Interessen in praxi zu wildem Hass entartete. Die städtischen Bürger bethätigten einen zähen Widerstand und hielten die mit ihren Weinfässern ankommenden Adeligen bei den Stadtthoren auf. Schlägereien, blutige Raufereien waren auf der Tagesordnung, und während die Comitate nicht um Haares Breite von ihrer Auslegung zurückweichen wollten, ergriffen die Hofbehörden und Erzherzog Mathias entschieden die Partei der Städte, und entwarfen nach einem Ratschlage des Secretärs der ungarischen Hofkanzlei im vorhinein den Plan, wie für den Fall, dass die Stände im Jahre 1604 einen Artikel gegen dieses Privileg der Städte beschliessen würden, dieser Artikel, gleich dem von 1603, durch eine angehängte Clausel verschoben, oder wie der königliche Secretär meinte, «honesta dilatione» vereitelt werden möchte.**

* * *

* Die Actenstücke, welche das hier Erzählte belegen, werden zum Teile in meiner historischen Einleitung zum Reichstage von 1603 citirt, zum Teile sind sie im Bd. X. der Mon. Com. R. Hung. abgedruckt.

** Bericht des Erzherzogs Matthias vom 28. Jänner 1604 und ein Gutachten der ung. Hofkanzlei 1604 (März ?) Beide sind im Bd. X. der Mon. Com. R. Hung. abgedruckt.

An einen Reichstag sollen sich also die fünf Städte in ihrer bedrängten Lage wenden, dessen massgebendste Factoren gerade den Comitatsadel repräsentiren? An einen Adel, gegen welchen sie wegen der Rechte der loca depositionum gerade jetzt den bittersten Kampf führen? Und wenden sollen sie sich gegen König und Regierung, also gegen die Protectoren der Städte an die Comitate, an diese Feinde der Städte?

Aber auch ein anderer Umstand schreckte die Bürger der fünf Städte zurück, gerade in Religionssachen in dem Reichstage ihre Stütze zu suchen. Die meistenteils lutherische städtische Bürgerschaft hat im Bewusstsein der absoluten Erhabenheit und Reinheit seines Augsburgischen Bekenntnisses die meistenteils kalvinischen Comitatsstände mindestens als Schwärmer bedauert, wenn nicht verachtet. Und als in diesen sorgenvollen Tagen des religiösen Bedrängnisses sich sogar Kaschau, von deren Bürgern die ungarisch redenden zu den Anhängern Kalvins gehörten, an Polykarp Leyser, an diesen berüchtigten anti-kalvinischen Prediger des Dresdner Hofes um geistlichen Trost wendet; als die fünf Städte in ihrem an den König gerichteten und früher bereits erwähnten Gesuche, gestützt auf die «Confessio pentapolitana feierlich wiederholt erklären, mit den «Sacramentariern», «Arianern» und «Kalvinern», mit all' diesen auf Irrwege geratenen Unglücklichen nichts gemein zu haben: gerade in selber Zeit sollen sie eben dieselben Verdammten und Verirrten um Hilfe und Unterstützung angehen?

Es dürften wohl mit Ausnahme des einzigen Kaschau, wo Kalviner und Lutheraner in bester Eintracht neben einander lebten, die Gemeindeväter sämmtlicher Städte grossen Seelenkampf ausgestanden haben, bis sie vor der zwingenden Not ihre Häupter beugten und ihre nach dem Reichstage ziehenden oder bereits in Pressburg wartenden Abgeordneten wohl nur ungern und langsam, allmälig, aber schliesslich dennoch angewiesen haben, die Comitate um ihr Wohlwollen in Sachen des Glaubens, um ihre Hilfe und Unterstützung in Angelegenheit der Kaschauer Kirche und der Gegenreformation zu ersuchen.

Die Abgeordneten der Städte kamen diesem Auftrage noch vor der Eröffnung des Reichstages mit dem besten Erfolge nach, denn die Comitatsstände sagten ihre Unterstützung mit der grössten Bereitwilligkeit zu.* Die Freude darüber war vorläufig eine allgemeine, sogar die der Regierung völlig unterworfenen, gleichfalls protestantischen Bergstädte jubelten und fassten Mut. «In diesem Landtag — schreibt der Abgesandte von Neusohl an einen «ehrbaren» Rat nach Hause — wird man wunderlich Ding hören und ich hoffe, man wird es mit der Verfolgung wohl bleiben lassen und nicht also fortschreiten wie man's zu Kaschau angefangen.» Die Frage war

* Berichte der Abgeordneten der Städte Neusohl, Kaschau und Leutschau aus Feber und März 1604 in den betr. städtischen Archiven.

nur die, von welcher Art die versprochene Unterstützung sein soll, wenn einmal der Reichstag eröffnet werden wird. Die Städte würden es am liebsten gehabt haben, wenn die Stände für sie petitionirten, denn so erhielte das Gesuch der Städte ein würdiges, gewichtiges Pendant. Und hätte die Religionsangelegenheit die Stände nicht näher und tiefer interessirt, so würde ihnen diese Art der Unterstützung gewiss zugesagt haben. Wir dürfen aber nicht vergessen, dass die protestantischen Comitatsstände in der Frage schon für sich interessirt gewesen, denn was gestern mit den Freistädten geschah, konnte sich morgen in den Comitaten wiederholen. Und deshalb wünschten sie zu einem radikalen Mittel zu greifen.

Sie sprachen deshalb in ihren Conferenzen aus: der Knoten sei mit einem Hieb zu lösen, sie werden die Städte nicht nur unterstützen, sondern noch weiter gehen; sie werden die Verhandlungen über die königlichen Propositionen gar nicht zulassen, bis nicht der die königliche Person vertretende Erzherzog sie alle der unbedingten Religionsfreiheit gebührenderweise versichert hat, und wollte der Erzherzog dies nicht thun, so werden sie den Reichstag einfach verlassen.* Anders haben die protestantischen Stände übrigens gar nicht handeln können; denn in ihren, von den Comitats-Congregationen erteilten Instructionen stand klar und bündig, dass die Angelegenheit der Religion vor allen anderen Angelegenheiten zu verhandeln und zu sichern sei. Natürlich ist es aber, wenn sie, wo sie ihre Hilfe den Städtischen zusagten, von diesen auch verlangten die, die Sicherung der Religionsfreiheit anstrebende Forderung der Comitatsstände bei der Abstimmung mit ihren Vota zu unterstützen und bis zum Schlusse fest an sie, die Comitatsstände zu halten.

Ein Teil der Abgeordneten der Städte, die wohl gewohnt waren zu gehorchen, nicht aber gegen die Regierung zu opponiren, schrack vor diesem Verlangen der Comitate zurück. Gegen Seine Majestät stimmen! Vom Herrn Personal namentlich aufgefordert! Der Gedanke allein sei schrecklich! Und zwar um so schrecklicher, als die guten Städte der irrigen Meinung waren, dass sie sich nur auf die Comitatsabgeordneten verlassen könnten; in die protestantischen Magnaten hatte nur das einzige Kaschau Vertrauen gehabt; die übrigen Städte bemühten sich um die Unterstützung der Herren gar nicht.** «Ihr *(der Comitate)* Rat — schrieben die Abgesandten

* Die Abgeordneten von Kaschau berichten am 4. März: « . . . die Spanschaften haben (den Städten) vermeldt, dass sie eher zu nichts greifen wollen, sie haben denn von Ihrer Majestät ein Bescheid wegen der Religion.» Vom selben Tage berichten die von Bartfeld: «Denn sie (die Comitate) haben es des gestrigen Tages (3. März) beschlossen: so er (der Erzherzog) es nicht thun wird: so wollen sich aufmachen und davon . . . »

** Berichte der Abgesandten von Kaschau und Bartfeld 15. März.

von Bartfeld nach Hause — ist gar gefährlich; denn sie haben uns zugesagt: sie wollen neben uns halten; aber wollen haben, dass, wenn es per voces wird gehen, so sollen wir auch neben ihnen zugleich respondiren... Sie will es sich uns nicht gebühren, dass wir uns dergleichen wider Ihre Majestät auflehnen sollen; denn wie will sich das schicken: wir ersuchen Ihre Majestät mit vielfältigen Flehen und grossen Unkosten, hier aber sollen wir auch Ihre Durchlaucht *(den Erzherzog Mathias)* mit einer Supplication ersuchen, und was wir nicht können durch gracia erhalten, sollen oder wollen es mit Gewalt haben?»[1] .... «Dasselbig ist uns beschwerlich und sehr gefährlich; denn es wissen Eure Würden *(die Magistratsräte)* was sie *(die Comitate)* für Geschrei auch haben, wer gibt auf sie so Achtung, als man auf die Städte Acht gibt? Unser Vornehmen ist nicht trotzen, noch auf- und dahin fahren, sondern bitten und suppliciren... denn wir müssen bedenken, dass wir gemeine Stadt nicht in grössere Not und Gefahr und Schaden brächten...»[2]

Es entstand eine grosse Bewegung unter den Abgeordneten der Städte. Die von Bartfeld waren unentschlossen, die Leutschauer meinten, es wäre vielleicht besser, die Angelegenheit der Religion auf dem Reichstage überhaupt nicht vorzubringen, — sie schrieben endlich nach Hause um neue Weisungen. Doch waren die Stadtväter weder in Bartfeld, noch in Leutschau so kleinlaut, wie ihre gar umsichtigen Abgeordneten in Pressburg, und insbesondere was Leutschau anbelangt, machten hier die zahlreichen Berichte des Stadtnotars, welcher ein Mitglied der zum Könige nach Prag entsendeten Deputation war, lebhaften, tiefen Eindruck. Michael Clementis, dies der Name des wackeren Notars — wurde dessen, was er in Prag während einiger Wochen mitmachen musste, herzlich satt. Er sah und war empört darüber, wie die Deputation mit leeren Worten hingehalten, an der Nase herumgeführt wurde. Getreu und ausführlich berichtete er über diese Sachen seiner Vaterstadt und bat die Stadträte, den Abfall der städtischen Abgeordneten von den Comitatsständen um keinen Preis zuzulassen. Wer dies rate, sei ein Betrüger und Feind der Städte — meinte er. «Die Glock ist nun gegossen über alle Städt, ja über das ganze Land» und «werden die Städt neben dem Land jetzund in diesem Vorhaben säumlich, träg und feig erfunden werden, alsdann hernachher wird es viel zu spät sein.»[3]

Die Ratschläge des braven Clementis blieben nicht ohne Erfolg; der politische Sinn der Stadtväter trug den Sieg über die Furcht davon und es gelang auch das ängstliche Bartfeld zu beruhigen. Einhellig beschlossen die städtischen Abgeordneten, sich in Angelegenheit der Religion an die

[1] Die Abgesandten von Bartfeld am 4. März (Städtisches Archiv, Bartfeld).
[2] Dieselben am 15. März. Ebenda.
[3] Clementis aus Prag 8. März 1604. (Archiv der Stadt Leutschau.)

Comitatsstände fest anzuschliessen, und so sah sich nach der Verlesung der königlichen Propositionen Erzherzog Mathias der ersten Union der Lutheraner und Kalviner, der Städte und der Comitate gegenüber.

Ein sehr bemerkenswerter Wendepunkt in der Geschichte der Reformation in Ungarn! Denn von diesem Augenblicke an hielten die beiden Sekten der Protestanten durch die blutigen Kämpfe und Leiden zwei Jahrhunderte hindurch fest zusammen. Und ein sehr bemerkenswerter Wendepunkt ist dies auch in der Lebensgeschichte der Nation, denn der bis dorthin völlig fremde städtische Bürger, dessen Widerwille gegen all' das, was ungarisch war, noch vor einem Vierteljahrhundert die Entrüstung der Comitatsstände hervorrief, wird von diesem Augenblicke an Bruder und Compatriot der Ungarn.

Es ist gerade Frühjahr geworden, als — am 21. März — die comitatischen und städtischen Abgeordneten nach Verlesung der königlichen Propositionen im Franziskaner-Kloster zusammen kamen und gemeinsam beschlossen, in die Verhandlungen der Gesetzesvorschläge solange nicht einzugehen, bis der Erzherzog sie der freien, friedlichen Ausübung ihrer Religion versichert hatte. Und als am andern Tag nach dieser kurzen Sitzung der Reichstag, beziehungsweise das Unterhaus wieder zusammentrat, wurde an sie vom katholischen Johann Lippay, dem neuen Personalis als Vorsitzenden die Frage gerichtet, ob sie bei ihrem gestrigen Beschluss verbleiben wollten, wobei die Stände zur namentlichen Abstimmung aufgefordert wurden. Bei dieser Abstimmung sonderte sich die kleine Partei des katholischen Clerus von den übrigen ab, die die Mehrheit bildenden protestantischen Stände aber verblieben beim gestrigen Beschluss, ja sie sprachen noch aus, in diesem Sinne ein Gesuch an den Erzherzog einzureichen.*

Diese Bittschrift wurde am nächsten Tage bereits fertig und nebst jenem Gesuche, welches die fünf oberungarischen Städte an Erzherzog Mathias am 24. März eingereicht hatten, den Ständen vorgelegt, welche darauf, ebenfalls im Plenum, auch die an den Reichstag gerichtete separate Bittschrift der Kaschauer übernahmen.** Wie sehr und wie ausschliesslich

* Die Abgeordneten von Bartfeld berichten vom 26. März: «Da hat Herr Personalis des andern Tags (22. März) einen jeden insonderheit per voces befragt: wollen sie in ihrem Proposito fortfahren oder nicht? Da haben sich die Pfaffen und ihr Anhang abgesondert; der mehrer Theil aber hat sich zur augsburgischen (!) Confession lassen schreiben, wie denn sie neben den Städten heftig halten und bis auf dato das Ihrige gethan haben ...» (Archiv zu Bartfeld.)

** Ebenda. — Das Gesuch der Kaschauer wird von Mich. Zsilinszky in seinem Buche: «A magyar országgyűlések vallásügyi tárgyalásai» (Die Verhandlungen der ungar. Reichstage über Religionsangelegenheiten) Bd. I. S. 245, nach einem im Archiv der reformirten Hochschule zu Debrezin befindlichen Exemplare im Auszuge

die Angelegenheit der Religion die volle Aufmerksamkeit der Stände in Anspruch genommen, und wie sehr ihnen in diesen Tagen alle andern Sachen gleichgiltig gewesen, davon mag uns das folgende Beispiel erzählen. Eben in derselben Sitzung, in welcher die Bittschriften der Protestanten und Städte vorgelegt, beziehungsweise entgegengenommen wurden, waren auch die Gesuche des Stefan Illésházy und des Johann von Joó an den Reichstag um Befürwortung ihrer Angelegenheit in einem Hochverratsprozess eingereicht. Es ist allgemein bekannt, welch' grossen Staub diese beiden causes celèbres der damaligen Zeiten aufgewirbelt, und in welch' mächtige Bewegung die Gemüter von Pressburg bis über den Königssteig versetzt haben. Doch siehe, jetzt, als die Gesuche der beiden Herren vorgelegt werden, weisen die Stände dieselben zurück. Jene eclatante Verletzung der adeligen Freiheit, der Sicherheit des Lebens und Vermögens, um welche sich die beiden Bittschriften drehen, wird kaum bemerkt, kaum beachtet, wenn es heisst, die Sache der Gewissensfreiheit zu verhandeln.

Indessen haben die Parteigänger der Regierung alles versucht, um die Stände versöhnlich zu stimmen, von ihrem Beschlusse abzubringen. Gar hitzige Debatten entbrannten in dieser Abends abgehaltenen Sitzung, die Stände liessen aber nicht nach. Sie wählten, im Gegenteile, einen Ausschuss, dessen Aufgabe war, das bereits erwähnte Gesuch der sämmtlichen protestantischen Stände den Magnaten mitzutheilen, und hernach dem Erzherzog Mathias auch mündlich verdolmetscht zu überreichen.*

Und das Gesuch, das erste seiner Art, wurde am 25. März, gleichzeitig mit jenem Gravaminalschreiben, in welchem die Stände um die Zügelung der Ausschreitungen der Soldatesca baten, thatsächlich überreicht. Unter den vielen Schicksalsschlägen, von welchen das Land heimgesucht wird und wurde — sagen die Bittsteller unter Anderem — erbittere sie am meisten, dass sie in jener Religion, deren freie Ausübung bisher weder von Seiner Majestät, noch von dessen Vater und Grossvater verhindert worden sei, jetzt «über Ratschläge Mancher» gestört werden. Man nehme ihre Kirchen weg, man treibe ihre Priester fort und setze ihnen solche ein, die gegen ihr Gewissen wären. Da all' dies nur Hass und Hader eben in einer

mitgetheilt. Mir ist es, leider, nicht gelungen, eine Abschrift dieses Exemplars erhalten zu können.

* Die Abgeordneten der Stadt Leutschau schreiben am 24. März: «Heunt umb 6 Uhr ist die Landschaft sambt den Städten alsbalt zusammenkommen ins Kloster. *(Die Sitzungen wurden nämlich im Franziscaner-Kloster gehalten).* Es sind Supplicationen fürkommen wegen Joó Jannsch und Eliasházi, ist aber vom Land keine angenommen worden; allein die Religionssachen sammt der Kaschauer Supplication. Ist ein gross Geschrei gewest, denn viel Widerpart ist; allein sie durchaus zu den Artikeln nicht schreiten wollen, sie sind derwegen der Religion etwa versichert. Haben auch alsbald einen Ausschuss gemacht, für die Barones und Ihre Durchleuchtigkeit dasselbe mündlich fürzubringen . . . »

Zeit anfache, da Eintracht im Lande gegen die Türken am notwendigsten wäre, so bäten sie, als überwiegende Majorität der Stände, den Erzherzog recht demütig, für sie beim König ein gutes Wort einlegen und sie für die Zukunft der freien Ausübung ihres Glaubens versichern zu wollen. Unterschrieben aber war die Bittschrift: «Ordinum et statuum regni Hungariæ pars potior.» [1]

In einem bescheideneren und demütigeren Ton hätten die Stände auch dann nicht schreiben können, wenn nicht hitzige, leidenschaftliche Debatten, sondern glatte Discussionen dem Einreichen des Gesuches vorausgegangen wären. Trotzdem nahm der Erzherzog das Schriftstück mit den klaren, durchaus nicht verhehlten Beweisen seines Missfallens, ja seines Zornes entgegen. [2] Erzherzog Mathias war viel zu viel aufgeregt, als dass er sich hätte ganz beherrschen können; was uns insoferne kein Wunder nehmen darf, als er vor seiner Ankunft in Pressburg mit den protestantischen Ständen Niederösterreichs auf dem Landtage in Wien erbitterte Kämpfe hatte ausfechten müssen, da dieselben, gerade so wie jetzt die ungarländischen, wegen Religionsbeschwerden nichts von der Annahme, beziehungsweise Erfüllung der landesfürstlichen Propositionen und Wünsche wissen wollten. [3] Um aber die kostbare, verlorene Zeit nach Möglichkeit einzubringen, war er bestrebt, sowohl die Beschwerdeschrift der (ungarischen) Stände, als auch das Gesuch der Protestanten rasch zu erledigen; infolge dessen seine Antwort auf beide Schreiben den Ständen bereits am 26. März vorgelegt wurde.

Die Antwort des Erzherzogs auf die Bittschrift der Evangelischen war durchaus nicht geeignet, die Gemüter zu beruhigen. Davon, dass er selbst als mit Vollmachten versehener Vertreter des Königs die Stände der freien, Ausübung ihrer Religion zu versichern willens wäre, enthielt die Antwort nicht einmal die leiseste Anspielung. Dass er die Angelegenheit dem Könige vorlegen werde, dies versprach allerdings der Erzherzog; dieses Versprechen war indess an eine Bedingung geknüpft, welche einerseits auf die Verschiebung der Angelegenheit zu zielen schien, andererseits aber mit ihrer feinen

[1] Orig. im Wiener Staatsarchiv. Abgedruckt im Bd. X der Mon. Com. R. Hung. u. zw. aus der oben citirten hochwichtigen Actensammlung des Herrn Hofrates von Fiedler, der die Güte hatte, mehrere sehr wichtige Actenstücke zur Geschichte des Reichstages von 1604 für den oft erwähnten zehnten Band der Mon. Com. R. Hung. abzutreten, welche dann im Bande als solche bezeichnet sind. Ich fühle mich veranlasst, meinem wärmsten Danke an Herrn Hofrat v. Fiedler auch hier Ausdruck zu verleihen.

[2] Die Abgeordneten der Stadt Bartfeld berichten vom 26. März: «... welche (die Supplication) Ihre Durchlaucht mit betrübtem, zornigen Gemüt hat vernommen.»

[3] Ein Bericht des Erzherzogs Mathias an Rudolf vom 13. März 1604. (Wiener Staatsarchiv.)

Ironie die protestantischen Stände in Verlegenheit bringen wollte. Der Erzherzog verlangte nämlich von ihnen, sie mögen die ihnen abgenommenen Kirchen aufzählen, das Gesuch einzeln unterfertigen und dabei erklären, von welchem Glauben, welcher Religion sie wären? — Sonderbare Frage: welcher Religion? Erklären sie sich für Christen, für Evangelische, dann sind sie ja Katholiken und haben somit gar keinen Grund, gegen die katholischen Priester zu klagen. Die Benennung Protestanten war noch damals in Ungarn im heutigen Sinne nicht im Gebrauch. Antworten sie, sie seien Lutheraner, Kalviner: so ist es klar, dass sie einen sterblichen Menschen dem Heiland gegenüberstellen, und offenbar dass sie Ketzer sind.[1]

Ich wiederhole es, diese Antwort des Erzherzogs war durchaus nicht geeignet die Gemüter zu beruhigen. Und Mathias würde gewiss nicht den Mut gehabt haben, die Opposition, das Trotzen der Stände mit einer solchen Antwort herauszufordern, wenn er nicht hätte sein Vertrauen auf ein Mittel setzen können, welches in der That sicher gewirkt. Auf das andere Schreiben, auf die Beschwerdeschrift versprach er nämlich den Ständen mit Bestimmtheit, in jedem einzelnen Falle die strengste Untersuchung gegen die Schuldigen einzuleiten, und hätte schon jener warmes Mitleid verratende, wirklich wohlwollende Ton, in welchem der Erzherzog von den Leiden des Landes und vom Elend des Volkes sprach, die Stände nicht zu überzeugen vermocht, so wirkte auf sie umsomehr die Bestrafung eines räuberischen Wegelagerers, eines Vallonen-Obristen und seiner Offiziere, welche wegen ihrer unglaublichen Ausschweifungen in Tyrnau enthauptet wurden; andererseits waren die Stände auf Grund jener Daten, die ihnen bei mündlichen Verhandlungen mitgeteilt wurden, gezwungen anzuerkennen, dass der Hof — wenigstens in der allerneuesten Zeit — nach Kräften bestrebt gewesen, durch die Befriedigung der unausbezahlten Söldner den entsetzlichen Ausschreitungen derselben vorzubeugen.[2] Und als Mathias die Stände in warmen Worten bat, zu bedenken, wie spät der Reichstag habe angefangen werden können, wie schon der Beginn des Krieges gegen die Türken vor der Türe sei, wie sehr es daher notwendig wäre ihre Absicht fallen zu lassen und in die Verhandlungen der Propositionen endlich einzugehen,[3] so hatte dieses Bitten seine Wirkung auf die Stände nicht verfehlt. Die Protestanten trotzten noch zwei Tage lang, was eine ziemlich grosse Spanne Zeit im Leben jener zwei bis drei Wochen dauernden Reichstage

[1] Antwortschreiben des Erzherzogs (Wiener Staatsarchiv), abgedr. in Mon. Com. R. Hung. Bd. X.

[2] Bericht des Clementis vom 6. Februar. Dann die Berichte des venetianischen Botschafters vom 5. Jänner und 22. März (Dispacci di Germania, Wiener Staatsarchiv.)

[3] Das Rescript des Erzherzogs an die Gravaminal-Schrift der Stände habe ich gleichfalls im Bd. X der Mon. Com. R. Hung. abdrucken lassen.

war; während dieser Zeit aber versäumten die Magnaten, die kaiserlichen und die Kammerräte, sowie der königliche Personalis nicht, die Stände zu trösten und zu überreden. Und nicht ohne Erfolg. Der Geist der Versöhnung hatte gesiegt. Die Protestanten — es sei ihnen zu Ehre gesagt — beugten sich schliesslich vor den Forderungen des Patriotismus, sie willigten in die Vornahme der Propositionen ein. «Trotz den erhaltenen Wunden leben in uns die Tugenden des Patrioten und der gute Wille — so motivirten sie ihren diesbezüglichen Beschluss in einer späteren Schrift — und obwohl unsere Weisungen uns die Erledigung der Religionsbeschwerden vor allen anderen Angelegenheiten vorschreiben, haben wir der Vornahme der königlichen Propositionen dennoch zugestimmt; doch wollen wir nicht zweifeln, dass wir in der Sache des Glaubens von Seiner Majestät den erwünschten und mit Rücksicht auf die Interessen des Landes nützlichen, ja notwendigen Bescheid bestimmt erhalten werden.»*

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, in diesen Zeilen die Verhandlungen des Reichstages von 1604 zu verfolgen, und wenn wir weiter oben bei einem Punkte der königlichen Propositionen, bei der Frage der Landesverteidigung etwas länger verblieben sind, so haben wir es nur gethan, weil es uns geboten schien hervorzuheben, dass sogar diese wichtige Frage durch die Angelegenheit der Religion bei Seite geschoben ward. Wir wollen aus der Geschichte dieses Reichstages nur das ganz kurz berühren, was sich auf die Protestanten bezieht. Dabei müssen wir mit der offensten Anerkennung betonen, dass, sobald einmal der Geist der Versöhnung in ihren Gemütern die Oberhand erhalten hatte, er sie auch nicht mehr verliess. Geschickt und zutreffend, doch in versöhnlichem Tone und würdevoll antworteten sie auf das ironische Reskript des Erzherzogs. Sie beriefen sich dabei auf ihre Friedfertigkeit jenen entgegengesetzten Weisungen gegenüber, die sie — wie früher gesagt — von ihren Wählern erhalten hatten und behaupteten — was auch der Wahrheit entspricht — dass die Einwendungen des Erzherzogs auf das Gesuch durchaus nicht das Wesen der Sache berührt. Es sei — meinten sie — gar nicht notwendig, das Gesuch einzeln zu unterschreiben, da jede Gespanschaft damit einverstanden sei. Auch ihre Religion zu nennen schämten sie sich nicht; doch sei auch dies ganz überflüssig, da es das ganze Land wisse, wie ihr Glauben mit den Lehren Jesu und der Apostel identisch sei. Endlich suchten und bäten sie um keine anderen

* Nach einem Berichte des Abgeordneten der Bergstadt Schemnitz vom 8. April hat man den comitatischen Ständen zureden wollen, «sie sollen derentwegen (*wegen der Religion nämlich*) unbekümmert sein, denn Ihr Majestät nit sie, sondern die Städt würde visitieren und reformiren lassen». Dass aber dieses Zureden bei den Comitatsständen ohne Erfolg blieb, erzählt der Abgeordnete der Bergstadt Schemnitz selber. (Archiv der Stadt Schemnitz.)

Kirchen als diejenigen, in deren friedlichem Besitze sie seit dem Beginne der Herrschaft der Habsburger in Ungarn gewesen seien. *

Und dem würdevollen Ton dieser zweiten Bittschrift entsprach auch die Haltung der Evangelischen. Denn obgleich Erzherzog Mathias noch immer zögerte, sie der freien Ausübung ihrer Religion zu versichern, legten sie dennoch dem Gange der Reichstagsverhandlungen kein Hinderniss in den Weg; sie förderten vielmehr denselben, dem Wunsche des Erzherzogs gemäss, nach besten Kräften. Ihre loyale Haltung nützte aber ihnen gar nichts. Die Reichstagsbeschlüsse waren durch das einhellige Vorgehen des mit königlichen Vollmachten versehenen Stellvertreters des Königs und der geduldigen Stände bald fertig, sie wurden auch verlesen, am 8. April wurde sogar der Reichstag durch den Erzherzog geschlossen; aber die bis zum letzten Augenblick hoffenden Evangelischen erhielten auf ihre zweite Bittschrift keine, weder zusagende, noch ablehnende Antwort mehr. Den Gesetzen und dem Brauche des Landes gemäss blieb für sie nur eine Zuflucht übrig: die feierliche Protestation. Und die enttäuschten Stände waren bemüssigt zu diesem Mittel zu greifen. Erhebend mag wohl die Scene gewesen sein, als die protestantischen Stände vor dem Statthalter des Palatinal-Amtes, dem bereits erwähnten Geschichtschreiber Niklas Istvánffy am 8. April vollzählig erschienen, um folgenden Protest zu erheben: In Anbetracht dessen, dass sie vom Erzherzog noch immer keinen beruhigenden, und die Religionsfreiheit sichernden Bescheid erhalten hätten, obgleich sie, entgegen ihren von den Comitatsständen erhaltenen Instructionen, nur unter dieser Bedingung die Verhandlungen der Propositionen zugesagt haben, und in Anbetracht des weiteren Umstandes, dass sie auf diese Weise nur zu viel Grund hätten, für die Zukunft gewaltsame Massregeln zu befürchten, seien sie bemüssigt feierlichst zu erklären, dass sie nicht die Urheber etwa eintretender Störungen sein wollen, ihre Rechte aber gegen jedwede Gewalt in Glaubenssachen, gegen jedwee Wegnahme von Kirchen zu verteidigen wissen werden.**

Und diese feierliche Erklärung ist die ernste Ouverture zu jener Tragödie gewesen, die unsere Geschichte unter dem Namen «Aufstand des Bocskay» kennt.

Die evangelischen Stände waren nach diesem Protest auseinandergegangen; wir aber müssen eine kleine Reise nach Prag antreten, denn hier

* Auch dieses zweite Gesuch der Protestanten vom 8. April habe ich im Bd. X der Mon. Com. R. Hung. abdrucken lassen. — Auszüge aus beiden Gesuchen gibt Zsilinszky op. cit. I. 247. uff.

** Dieser Protest wurde von Alexander Szilágyi im *Történelmi Tár*, Jahrg. 1878, pag. 700, mitgeteilt.

sollte noch mit den gemeinsamen Beschlüssen des Erzherzogs und der Stände etwas ganz seltsames geschehen.

* * *

Aus dem Umstande, dass König Rudolf sich von den ungarischen Reichstagen — ebenso wie von den deutschen — consequent zurückhielt und seine königliche Person durch Andere vertreten liess, entwickelte sich eine ganz merkwürdige Sache auf dem Gebiete unserer Gesetzgebung. Der König bestätigte nämlich die Reichstagsbeschlüsse nicht so, wie sein Vertreter sie ihm vorgelegt, sondern nahm an denselben, falls er's für gut fand, über Anträge der Hofbehörden Abänderungen vor. Dieses Vorgehen hatte in der bis dorthin befolgten Praxis,* in dem bis dorthin entwickelten Geist der ungarischen Verfassung keinen Grund und kann nur etwa auf jene allerdings verfehlte Theorie zurückgeführt werden, dass, weil nicht der König selbst, sondern blos sein Bevollmächtigter mit den Ständen verhandelt habe, es sich dem Auftraggeber, dem König gezieme, die Beschlüsse zu superrevidiren. Wie verfehlt aber, oder besser gesagt, wie absolut rechtswidrig diese Theorie war, dies zeigen jene Auftragebriefe, in welchen Rudolf dem Stellvertreter seiner königlichen Person die vollste Macht zu den Verhandlungen und Beschlüssen erteilt und die Bestätigung, die Sanctionirung der auf diese Weise zustandegekommenen Beschlüsse feierlich verspricht.**

Die ununterbrochene Reihe dieser verfassungswidrigen Modificationen eröffnet eine dem 27. Gesetzartikel des Jahres 1597 zugefügte Clausel. Der Artikel verfügt, dass der Fiscus keine frühzeitige, gewaltsame, illegale Beschlagnahme solcher Güter sich erlauben möge, auf welche er sub titulo devolutionis Ansprüche erhebt. Der König beliess nun den Artikel im Gesetzbuche, machte ihn jedoch bei der Sanctionirung durch eine Clausel unwirksam, in welcher er erklärt, den Artikel noch überlegen und darüber erst nach Vernehmen seiner ungarischen Räte entscheiden zu wollen. Mit den Gesetzen des Jahres 1598 geschahen bereits mehrere, wenn auch minder wichtige Modificationen, weshalb die Stände den Vertreter des Königs, Erzherzog Mathias im Jahre 1599 heftig angegriffen haben. Trotz alledem zögerte der König keinen Augenblick, sein vermeintlich gutes Recht gerade

* Ipolyi irrt sich, als er auf den Artikel 34 v. J. 1563 hinweist. Conf. Mon. Com. R. Hung. Bd. IV, pag. 437—38.

** Die gebräuchliche Formel lautet also: «... dantes Eius Dilectioni (dem betr. Erzherzog) plenam et omnimodam facultatem et potestatem cum universis statibus ... agendi, tractandi, consultandi ac etiam definiendi et concludendi de omnibus iis, quæ ad publicum ... bonum ... pertinere videbuntur. Promittentes nos ea omnia, quæ hac ratione tractata et definita fuerint, rata, grata, firmaque et accepta semper habituros ...»

bei dem Gesetzbuche des Jahres 1599 in einem erhöhten Maasse in Anspruch zu nehmen, indem er vier sehr wichtigen Artikeln der Beschlüsse (Art. 31, 35, 39 und 43 vom Jahre 1599) durch die beliebte Clausel: er werde über sie nach reiflicher Ueberlegung entscheiden, die Wirksamkeit genommen hat. Der darauf folgende Reichstag vom Jahre 1600 tritt nun noch entschiedener gegen diesen Abusus auf. Die Stände demonstrirten zuerst damit, dass sie den Erzherzog einfach ignorirt und erklärt haben, direct mit dem in Prag sitzenden König verhandeln zu wollen. Und als sie von dieser Absicht abgebracht waren, erklärten sie feierlich, dass die mit dem Erzherzoge, als bevollmächtigten Vertreter des Königs gemeinsam vereinbarten Beschlüsse gerade von derselben Giltigkeit seien, als ob sie mit dem Könige vereinbart worden wären, weshalb der König kein Recht habe, an denselben irgendwelche Veränderung vorzunehmen. Den König hat aber dies nicht im mindesten gehindert, die Beschlüsse des Jahres 1602 ebenfalls zu modificiren. Und obgleich der Reichstag von 1603 mit dem königlichen Personalis an der Spitze dem jungen Erzherzog Maximilian Ernst einhellig erklärt hatte, dass, wenn noch nur ein einzigesmal so etwas vorkommen sollte, dem Vollmachtsbriefe des Königs kein Glauben mehr geschenkt, kein Vertreter der Person des Königs mehr anerkannt werden, sondern der König bemüssigt sein werde, in eigener Person mit den Ständen zu verhandeln, und obgleich in Anbetracht dieses Umstandes der jugendliche Erzherzog seinen kaiserlichen Vetter um die unveränderte Sanctionirung der mit ihm gemeinsam vereinbarten Beschlüsse flehentlich gebeten hatte, wiederholte dennoch der König sein gewohntes Vorgehen bei den Artikeln dieses Jahres in einem noch viel grösseren Masstabe als je. Denn bis dorthin ist, wie die vorigen Beispiele zeigen, meistens die Anwendung einer Entkräftigungs-Clausel in Mode gewesen; bei der «Schlusschrift» des Jahres 1603 geschah aber noch etwas anderes, indem eine ganze Menge von Beschlüssen einfach ausgemerzt, und die Artikel auf diese Weise amputirt, ganz unglaublich verkürzt der königlichen Sanctionirung unterworfen wurden.*

Ja, als ein Glück muss es bezeichnet werden, dass man nicht noch weiter gegangen ist. Gut, dass der König aus eigener Machtvollkommenheit den Beschlüssen keinen solchen Punkt beigab, worüber die Stände überhaupt keinen Beschluss gefasst hatten. Gut, dass er kein Gesetz proprio motu schuf. Denn die Prager Hofkammer hat den König in Angelegenheit gewisser Zehnten zu solchem Schritte veranlassen wollen, und dass man davon überhaupt abstand, ist nur dem königlich ungarischen Secretär zu verdanken, welcher sich auf die Praxis der ungarischen Hofkanzlei berufen hatte, wonach nur gestattet wäre, den in den Beschlüssen bereits befindlichen

* Sehr lehrreich ist diesbezüglich, die Originalbeschlüsse mit den sanctionirten Artikeln zu vergleichen. Siehe Bd. X. der Mon. Com. R. Hung. sub. No. XXXIX.

Artikeln etwas wie eine Clausel hinzufügen, oder etwas wegzunehmen oder endlich die Artikel zu corrigiren, nicht aber so was beizugeben, worüber die Stände gar nichts beschlossen hätten.* Auf diese Weise nur ist die eigenmächtige Einschaltung eines neuen Gesetzartikels im Jahre 1603 weggeblieben, — wohl nur um solche Verfassungsverletzung im Jahre 1604 auszuführen.

Als nämlich Erzherzog Mathias die am 8. April vereinbarten Beschlüsse nach Prag gesendet hatte und dieselben dort, nach dem eben jetzt erwähnten Missbrauch unter die Superrevision des geheimen Rates gekommen waren, hat diese oberste Hof- und Regierungsbehörde gegen drei Punkte desselben Einwendung erhoben und den Secretär der ungarischen Hofkanzlei zum Paralysiren der Giltigkeit dieser drei Punkte aufgefordert. Tibertius Himelreich, der Secretär, wendete dabei — sit venia verbo — den Modus des Todtschlages mittelst Clausel an, indem er zu diesen drei Punkten (welche uns hier näher nicht interessiren, und welche im Gesetzbuche die Artikel 16, 17, 18 bilden) folgendes einschob: «Seine Majestät werde sie allergnädigst prüfen und über sie, nach Umständen, so weit es möglich, allergnädigst entscheiden.»

Nachdem dieses solchergestalt in Ordnung gebracht war, gab Himelreich, einem alten Brauche gemäss, den einzelnen Punkten der «Schlussschrift» d. i. der Beschlüsse der Stände Titel oder Aufschrift und versah sie mit laufenden Nummern; vor den Anfang der Beschlüsse setzte er die gebräuchliche Einleitungsformel: «Nos Rudolphus . . . . . .» etc. hin; nach dem letzten, dem einundzwanzigsten Punkt oder Artikel aber die gebräuchliche Bestätigungsformel: «Nos itaque . . . . . .» etc. Auf diese Weise ist er mit den, der Sanctionirung zu unterwerfenden Artikeln fertig geworden, fügte also dem Hefte als Datum den 1. Mai bei, an welchem Tage nämlich der König die Artikel unterschreiben solle und liess dann das Ganze schön reinschreiben. Eben war er im Begriffe das bereits fertiggestellte Mundum an den geheimen Rat zu übersenden, damit der Vicekanzler des deutschen Reiches, in seiner Eigenschaft als Referent des geheimen Rates, selbes dem Könige behufs Unterschrift vorlege, als er vom geheimen Rate die Aufforderung erhalten hatte, sich zu äussern, ob nicht der letzte, also der 21. Artikel der Schlusschrift, in welchem der unlängst wegen seiner Räubereien und Gewaltthätigkeiten durch die Stände proscribirte Niklas Segnyey mit Rücksicht auf seine militärischen Verdienste von denselben Ständen begna-

* «Und ich waiss nie — schreibt der Secretär der k. ung. Hofkanzlei an die Prager Hofkammer ddo. 7. April 1603 — dass man etwas geändert oder schriftlich einbracht hätte, was im Schluss (= Beschlüsse der Stände) nit einkommen. Aber Articulos corrigiret, darzue gethan (nämlich eine Clausel) oder gar ausgelassen, ist wol bräuchig . . . »

digt wird, gemäss einer am 1. Mai datirten Zuschrift der Prager Hofkammer zu streichen wäre, da man es vorläufig nicht wissen könne, ob diese Begnadigung dem Aerar — in Anbetracht der zu confiscirenden Güter des Segnyey — keinen grösseren Schaden verursache.[1]

Uns kann es hier gar nicht interessiren, mit welchen Argumenten Himelreich während der folgenden 2—3 Tage das Belassen des fraglichen Artikels verteidigt hatte. Genug: der geheime Rat stimmte den Argumenten des ungarischen Secretärs bei, und der auf Segnyey bezügliche Artikel verblieb als letzter im Mundum. Es fehlt also blos die Unterschrift des Königs, als im letzten Augenblicke wiederum ein neues Hinderniss aufgetaucht ist.

Vom Erzherzoge Mathias erwartete der König über alles, was in Religionssachen auf dem Reichstag geschehen, einen erschöpfenden Bericht. Dieser Bericht war am 1. Mai noch nicht in Prag,[2] doch kam er bald nach diesem Tage an. In diesem Bericht machte der Erzherzog den Vorschlag, der König möge in einem unter die Artikel aufzunehmenden neuen Artikel das Vorbringen und die Verhandlung von Religionssachen auf den Reichstagen für die Zukunft gänzlich verbieten.

Dieser Bericht des Erzherzogs Mathias ist nicht vorhanden; ich vermochte ihn nirgends aufzufinden.[3] Dass aber dieser Vorschlag darin enthalten war, das wissen wir aus einer Quelle allerersten Ranges, aus einem weiter unten folgenden Schreiben des königlich ungarischen Hofkanzleisecretärs.

Was mag denn den Erzherzog, der bis dahin gewiss nicht im Rufe eines gar guten Katholiken gestanden, und von dem im Jahre 1608 der Nuntius sogar zu melden wagt, er sei kalvinisch geworden,[4] auf diesen einseitigen, confessionellen Standpunkt gestellt haben? Was mag ihn, der bis dorthin und später erst recht, so viele Beweise seines politischen Tactgefühles, seiner vernünftigen Denkungsweise gab, zu diesem unpolitischen Schritte verführt haben?

Sehen wir von der verfassungsrechtlichen Frage — die dem Erzherzoge

[1] Bericht der Prager Hofkammer an den geheimen Rat vom 1. Mai 1604.

[2] Die Prager Hofkammer schreibt am 1. Mai: «Die Handlung mit der Religion ist kein Kammersachen und weil dieselbe noch auf verrere Ihrer Fürstl. Durchlaucht Gutachten beruht, werden Ihre Majestät sich alsdann, wann dasselbe hereinkombt, darüber gnädigst zu entschliessen wissen.»

[3] Ich habe ihn in den Wiener Staatsarchiven, ferner eine eventuelle gleichzeitige Abschrift in den Staatsarchiven in Florenz und Turin, hauptsächlich aber im Vaticanischen und im Borghese'schen Archiv in Rom, doch überall ohne Erfolg gesucht.

[4] Bericht des päpstlichen Nuntius vom 11. Febr. 1608. (Archiv der Familie Borghese, Rom.)

als eine rein formelle Sache erschien — ab, so werden uns, glauben wir, drei Umstände den Vorschlag des Erzherzogs erklären können.

Erstens hat man in den Regierungskreisen, nach allgemeiner Auffassung, die Sache der Religion als Privatangelegenheit betrachtet. Eine ganz merkwürdige Probe dieser Auffassung wird von der Wiener Hofkammer geliefert, als sie auf jene (bereits einmal erwähnte) Warnung der Zipser Kammer reflectirt, dass man gegen die in Oberungarn bemerkbaren Religionsbewegungen auf dem Reichstage von 1604 Vorsichtsmassregeln vorschlagen sollte. Es wäre dies gar nicht notwendig, meinte die Wiener Kammer, weil diese Angelegenheit, da gänzlich Privatsache, nicht auf einen Reichstag, sondern auf anderem Wege zu erledigen sei.* Dieser Auffassung gemäss waren die Evangelischen nur factiöse Schreier, nur Störenfriede des gemeinen Wohls, als sie wegen der Glaubenssache, also wegen einer reinen Privatangelegenheit die Verhandlungen über öffentliche Angelegenheiten so sehr behindert hatten. Dieser Auffassung gemäss war es unumgänglich notwendig, der Wiederholung solch eines Vorgehens mittelst einer Gesetz-Verfügung vorzubeugen.

Zweitens war es in den Regierungskreisen allgemeine Auffassung — und dieser Auffassung lieh das Princip des «cuius regio, illius religio» eine breitere Grundlage, — was immer mit Kaschau geschehen möge, das gehe die Comitatsstände gar nichts an; denn Kaschau als königliche Freistadt, habe den König zum Grundherrn, der Grundherr aber mache in Religionssachen mit seinen Hörigen was er wolle, gerade so, wie der erstbeste adelige Grundherr in seinem Dorfe diesbezüglich frei schalten und walten könne. Besonders scharf wurde diese Auffassung der Regierung bei der Wegnahme der Kaschauer grossen Kirche von dem gewaltthätigen Belgiojoso den herumliegenden Comitaten gegenüber betont, um dieselben zu beruhigen, dass der König mit ihnen und mit ihren Hörigen gar nichts vorhabe, und was er thue, nur als Grundherr der Stadt Kaschau thue. ** Stefan Báthory von Ecsed, diese Hauptsäule der Evangelischen in ganz Oberungarn, hätte dieses Princip so sehr unverletzbar gehalten, dass er — nach Belgiojoso — den ihn um Hilfe anflehenden Kaschauern die Antwort erteilt hätte: er wollte sich in ihre Sache nicht einmischen, denn das Recht des Königs, mit Kaschau in Religionsangelegenheiten nach Gutdünken vorzugehen, wäre ebenso unbestreitbar, als das seinige und das der übrigen adeligen Grund-

* Gutachten der Wiener Hofkammer 26. Dez. 1603. (Wiener Hofkammer-Archiv.)

** «Avvisai li comitati — schreibt Belgiojoso in einem sein Verhalten recht fertigenden Memorandum im Jahre 1605 — che sebene V. Maestà havera introdutto in Cassovia la religion cattolica, come in sua peculiar città, non era però per innovar ad essi comitati alcuna cosa nella religione ...» (Archiv der Familie Borghese, Rom.)

herren in ihren eigenen Besitzungen.[1] Derselben Meinung haben die ungarischen Räte katholischer Religion in jenem Votum Ausdruck verliehen, von welchem noch weiter unten die Rede sein wird. Schliesslich will ich noch in dieser Beziehung auf die Antwort des Grafen Belgiojoso verweisen, welche dieser an die gegen die Wegnahme der Kaschauer Kirche protestirenden Stände des Partiallandtags von Gálszécs erteilt hatte. «Ist etwa Seine Majestät nicht frei, mit seinen Hörigen nach eigenem Ermessen zu handeln? — herrschte sie der General an. — Hat er vielleicht nicht die Berechtigung in seinem Gute solche Priester zu halten und zu dulden, die ihm genehm sind? Derjenige von Euch, der ein Dorf sein Eigen nennt, darf vielleicht in demselben nicht machen was er will? Oder schreiben vielleicht Eure Hörigen Euch Euer Vorgehen vor?»[2]

Da nun den Grundherrn auf seinem Gute, in seinen Rechten und rechtmässigem Thun und Handeln stören und verhindern zu wollen gesetzwidrig sei: so läge auf der Hand, wie rechtswidrig die Protestanten auf dem Reichstage vorgegangen und sei daher — so dachte Erzherzog Mathias — nur natürlich, wenn der König einer ähnlichen Möglichkeit für die Zukunft vorbeugt und diejenigen mit Strafe bedroht, welche sich geneigt zeigen, die grundherrlichen Rechte des Königs einzuschränken.

Drittens und hauptsächlich haben das Votum und die Ratschläge der katholischen Mitglieder des königlichen (ungarischen) Rates am meisten auf Erzherzog Mathias eingewirkt, als er dem Könige jenen Vorschlag empfahl. Als der Erzherzog dieses Votum seinem am 14. April geschriebenen und die Beschlüsse des Reichstages analysirenden Berichte (welcher sich demgemäss mit der Religionssache noch nicht beschäftigt hat) beigelegt hatte, bemerkte er vorläufig blos, es sei eine so gute «Meinung, die ich auch nicht zu verbessern weiss.»[3] Die katholischen Räte gaben in diesem vom 6. April datirten Votum dem Erzherzoge in der Frage Rat, was und wie man auf die oben berührte zweite Schrift der Protestanten zu antworten hätte, wobei sie ihre Ansicht über die ganze Affaire überhaupt darlegen.[4] Erbarmungslos zergliedern da die katholischen Ratsherren — unter denen aber mit Ausnahme des Grafen Thomas Erdődy und des neubekehrten Siegmund Forgách keine vom weltlichen Stande gewesen — beide Bittschriften der Evangelischen. Sie leugnen vor Allem, dass die Protestanten das Recht hätten,

[1] «Bathori Istvan — schreibt Belgiojoso in seiner jetzt citirten Denkschrift — ricercato da quei di Cassovia di prender la loro protettione, rispose non volersi intramettere, soggiongendo che Vuostra Maestà potea dispor della città di Cassovia tanto liberalmente circa la religione, quanto egli e gli altri nobili di loro luoghi . . .»

[2] Aus dem Berichte der an Belgiojoso abgesandten Mitglieder des Gálszécser Landtages. Mon. Com. R. Hung. X. Seite . . .

[3] Den Bericht habe ich im Bd. X der Mon. Com. R. Hung. abgedruckt.

[4] 1604. 6. April. Abgedr. ebenda.

sich «regni pars potior» zu nennen, denn — meinten die Räte — das Haupt des Reiches, der König, sei doch katholisch, ebenso viele Glieder des Reichskörpers, wie z. B. Magnaten und Comitate im Westen, Kroatien-Slavonien, dann Städte wie Oedenburg, (!) Pressburg, (!) Tyrnau und Skalitz.* Mit Rücksicht auf diesen Umstand leugnen sie ferner, dass die Comitatsinstructionen alle so lauten würden, wie die Protestanten es behaupten. Sie verweisen ferner auf den Umstand (wie ich's schon hervorgehoben) dass Seine Majestät ausser der königlichen Städte noch nirgends, also auf keinem adeligen Gute irgend eine Kirche wegnehmen hätte lassen, obgleich «ihm als absolutem Herrscher die dazu dienenden Mittel nicht abgehen würden.»** Habe er Kirchen wegnehmen und dem katholischen Gottesdienst zurückgeben lassen, so habe er dies auf seinen eigenen Gütern, in den königlichen Städten gethan, und als Grundherr dieser Städte auch frei thun können; es dürfe auch Niemand die Hände Seiner Majestät binden, denn wenn das möglich wäre, so würden ja durch die Autorität der Rang und Stand des Königs unter den des einfachsten adeligen Grundherrn sinken, der auf seinem Gute ungehindert walten könne. Auch das sei nicht wahr, meinten die Räte weiter, dass die Vorgänger Seiner Majestät die Vorfahren der Bittsteller friedlich in ihren Ketzereien hätten fortleben lassen; dagegen spreche der vierte Artikel im zweiten Decret des Königs Wladislaw II., welcher die Ketzer als Hochverräther betrachte, und insbesondere seien da die unter Ferdinand I. teils gegen die Glaubensneuerung, teils in directem Interesse der katholischen Kirche geschffenen Gesetze aus den Jahren 1548, 1550, 1552 und 1556. Dann betonen die Räte, dass es gar nicht wahrscheinlich sei, dass Seine Majestät als katholischer König gegen die Interessen seiner eigenen Religion die Ketzerei der Bittsteller schützen würde.

Sie reden dem Erzherzoge zu, den König zu bewegen, dem Beispiele der alten ungarischen Könige zu folgen, die der katholischen Religion zulieb sogar blutige Kriege geführt hätten, und bei seiner, auf die Verbreitung der katholischen Religion zielenden Entschliessung zu verbleiben. Man brauche sich gar nicht zu fürchten — so schliessen sie das merkwürdige Memorandum — dass die sothane Verbreitung der katholischen Religion den Frieden des Landes stören würde, denn «der grossmächtige Gott wird Eure Majestäten, die so fleissig für das Seelenheil Ihrer Unterthanen sorgen, gewiss helfen» und wenn auch anfangs Schwierigkeiten auftauchen sollten, so dürften dieselben bald ausgeglichen werden.

Ob der Erzherzog in einem solchen Grade katholisch gewesen, dass das

* Starke Uebertreibung, wenigstens was die Magnaten und Comitate und die Städte Oedenburg und Pressburg anbelangt.

** «Non deessent media Suae Maiestati, uti absoluto principi . . .»

Votum der katholischen Räte von religiösem Standpunkte aus auf sein Gemüt einwirken musste? dies können wir nach dem früher Gesagten durchaus nicht behaupten. Allein es hat auf ihn bei diesem Votum jener Umstand gewiss mächtig gewirkt, dass er für seine die königlichen Vorrechte und Rechte betreffenden Anschauungen in den königlichen Räten verlässliche Stützen fand und hätte er nur einen Augenblick noch gezweifelt, so würde ein separates Votum des Stephan Szuhay diesem Zweifel ganz sicher ein Ende bereitet haben. Szuhay hatte dieses Gutachten über ausgesprochenen Wunsch des Königs[1] betreffs des Gesuchs der Kaschauer (und nicht der protestantischen Reichsstände) zwei Tage nach dem jetzt mitgeteilten Memorandum der katholischen Räte dem Erzherzoge Mathias eingereicht. Das Gutachten des Szuhay[2] bot dann weiter die Basis einer zweiten Aeusserung der königlichen Räte katholischer Religion, welche nur das separate Gesuch der Kaschauer zum Gegenstande hat, die Behauptungen der Kaschauer von Satz zu Satz zu widerlegen sucht und die königlichen Rechte noch eifriger verteidigt. Wie sollten nun die beiden Vota den Erzherzog in seiner Ansicht nicht bestärkt haben, dass die ungarischen Protestanten ebenso im Unrechte wären, wie ihre niederösterreichischen Glaubensgenossen, welche Schritt auf Schritt nur Ungelegenheiten dem in ihrer Mitte lebenden Erzherzoge verursacht haben? Wie sollten sie nicht die Ueberzeugung in ihm erhärtet haben, wonach die Religionsdebatten vom Reichstage für die Zukunft auszuschliessen wären?

Die Art und Weise, dass dies durch einen vom Könige eigenmächtig eingeschriebenen Gesetzartikel geschehe, wird dem Erzherzoge gewiss wenig Sorgen verursacht haben, als er jenen Antrag nach Prag schrieb, wenn er über den Modus überhaupt nachgedacht hat. Er war bereits auf den Reichstagen von 1598, 1599 und 1600[3] ein nur zu sehr zäher Verteidiger der Theorie, dass dem Könige vollstes Recht zustehe, die Reichstagsbeschlüsse vor der Sanctionirung zu corrigiren. Und wenn es seit Jahren in Mode war, einzelne Artikel aus den Beschlüssen auszulassen, andere hingegen mittelst Clausel ungiltig zu machen, warum sollte der König — so wird Mathias gedacht haben — nicht um einen Schritt weiter gehen, warum sollte er einen ganz neuen Artikel den Reichsbeschlüssen nicht einschalten dürfen? Ich glaube auch nicht, dass sei es der allmächtige Khlesl, sei es der in ungarischen

[1] Erzherzog Mathias schreibt in seinem Berichte an den König vom 14. April 1604: »dieweilen aber Ew. Majestät vorher darüber (über das Gesuch der Kaschauer) den Stephanum Szuhay ... zu vernehmen begehrt ...«

[2] Dieses Gutachten ist nicht vorhanden, wohl aber die zweite Aeusserung der kath. Räte vom Erzbischof von Kalocsa am 16. Mai eingereicht. (Wiener Staatsarchiv.)

[3] Siehe die Verhandlungen gedachter Reichstage in den histor. Einleitungen des Bandes IX der Mon. Com. R. Hung.

Sachen bei Mathias besonders einflussreiche Szuhay deshalb in ihm Besorgnisse erweckt haben würden.

Am königlichen Hofe zu Prag hat man, vor dem Einlaufen des erzherzoglichen Berichtes, den ungelegenen Debatten über Religionssachen auf Reichstagen auf eine andere Weise steuern wollen. Und bei dieser Absicht waren die katholischen Gefühle des Königs gleichfalls nicht Ausschlag gebend, denn diejenigen, welche den nervenkranken Herrscher in diesen Zeiten näher kannten, konnten ihn alles nur nicht einen eifrigen Katholiken preisen. «Mich macht ganz traurig zu sehen — schreibt der päpstliche Nuntius in einem Berichte, den ich hier nur beispielsweise aufführe* — wie dieser Herrscher (Rudolf) in dem Wahne lebt, es hänge sein Heil davon ab, ob er mit den Ketzern auf gutem Fusse stehe.» Und Khlesl erzählte, dass Rudolf sich absprechend über Erzherzog Mathias geäussert habe, weil der Erzherzog aus den Oesterreichern Katholische machen wolle, «obgleich auch die Akatholiken sehr brave Leute seien.» Ja, der kranke Kaiser-König seie überhaupt allen religiösen Handlungen gründlich abhold, welche Abneigung in ihm durch die Beschäftigung mit der Schwarzkünsterei, Necromantie erzeugt worden sei. ** Es konnten somit katholische Gesichtspunkte nicht gewesen sein, welche den König bei den geplanten Präventivmassregeln geleitet haben, sondern die Absicht, teils seine grundherrlichen, teils seine Majestätsrechte zu betonen und zu verhindern, dass während der König in private Rechtssphäre nicht eingreift, die Evangelischen durch ähnliche Scenen und Auftritte versuchen, die rechtmässige Ausübung der königlichen und grundherrlichen Macht einzuschränken. Der Modus aber, in welchem man in Prag die Wiederholung des Auftrittes der ungarländischen protestantischen Stände zu verhindern wünschte, war — wie gesagt — ein ganz anderer als der von Erzherzog Mathias vorgeschlagene. Ein anderer und gesetzmässiger Modus, dass nämlich die königliche Hofkanzlei in, an die einzelnen Komitate gerichteten Befehlsschreiben die Inscenirung der den Religionsbewegungen des Reichstages von 1604 ähnlichen Vorgänge verbieten möge. Das war des ungarischen Hofkanzlei Secretärs, des alten Tiburtz Himelreich Vorschlag und Standpunkt.

Als dann der Bericht des Erzherzogs Mathias in Prag eingelangt war, liess der deutsche Reichsvicekanzler Dr. Corraduzzi, ein sehr einflussreiches Mitglied des geheimen Rates, den ungarischen Secretär zu sich rufen, um ihm den Vorschlag des Erzherzogs mitzuteilen. Himelreich, getreu jener gerade von ihm bereits betonten Praxis der königlich ungarischen Hofkanzlei,

* «Mi afflige il veder che questo principe vogli credere, che la sua salute sià il star bene con li heretici.» Vom 7. Febr. 1605. (Archiv der Familie Borghese, Rom.)

** Bericht des päpstlichen Nuntius am kaiserlichen Hofe, 31. Jänner 1605. (Archiv der Familie Borghese, Rom.)

wonach man die Reichtagsbeschlüsse kürzen, modificiren und durch Hinzufügung von Clauseln ungiltig machen wohl dürfe, solche Sachen dagegen, worüber die Stände gar nichts beschlossen hätten, einzuschalten durchaus nicht berechtigt sei, riet von der Annahme des erzherzoglichen Antrages ab und empfahl seinen eigenen. Corraduzzi liess aber nicht nach. Dieser gute Herr, von dem wir wissen, dass er ein Jahr darauf, 1605, seinem Herrscher die Zulassung der Gewissensfreiheit in Ungarn riet *, bis der päpstliche Nuntius ihn zwang, seine Ansichten über diesen Punkt zu ändern, dieser gute Herr war noch im Jahre 1604 ein sehr eifriger Katholik, und obgleich er die vom Richter der Stadt Kaschau erhaltenen 400 Dukaten schön in die Tasche steckte, unterliess er nicht, die sich ihm vertrauenden armen Abgesandten der oberungarischen Städte recht hochmütig anzulassen. Ja, ja, sagte er ihnen, wie Clementis, der städtische Notär von Leutschau berichtet, es «haben weder Ihre Majestät, noch Ihr Herr Vater Maximilianus, noch Ferdinandus ..... wohl und recht daran gethan, dass sie die ketzerische Religion unter uns bis dato geduldet; es müsse nun solche einmal ausgerottet werden, ist viel besser, es verderben dabei eine Hand voll (verstehet hiermit die armen Städt), denn dass die römisch-katholische Kirche in Finsterm müsste mausen ...» ** Gewiss ähnlich und vielleicht noch viel unverblümter wird der brave Herr vor Himelreich gesprochen haben, als er dem seinen Standpunkt verteidigenden Secretär den Bericht des Erzherzogs übergab und ihm riet und zuredete, den Bericht mit nach Hause zu nehmen, zu Hause durchzulesen und darauf hin die ganze Sache noch einmal wohl zu überlegen.

Und Tiburtz Himelreich, der alte Secretär, nahm die Schrift, setzte sie unter den Arm, ging mit ihr nach Hause, las sie zu Hause durch und überlegte sich die Sache nochmals genau.

Er ist sein Lebelang — und er diente bereits über 30 Jahre — ein eifriger Verteidiger königlicher Rechte den Ständen gegenüber gewesen; ein guter Kenner der Rechte der Nation, ein Anwalt derselben, wenn es ohne Unannehmlichkeiten hat sein können: hie und da aber gegen die nationalen Aspirationen recht feindlich gesinnt. Für letztere Thatsache liegt uns ein schöner Beleg gerade aus 1603 vor, wo er jenen Punkt der Reichstagsbeschlüsse, welcher unter anderem auch die Erweiterung des Wirkungskreises des ungarischen Rates forderte, noch vor der königlichen Sanction mit folgender Motivirung empfahl: «Das ist ihnen (den Ungarn) zu bewilligen unmöglich, dass sie absolute das hungarische Regiment dirigiren und

* Die Berichte des päpstlichen Nuntius vom kaiserl. Hofe aus Jänner und Febr. 1605. (Archiv der Familie Borghese, Rom.)

** Bericht des Clementis aus Prag, am 29. März 1604. (Archiv der Stadt Leutschau.)

alle gute Ordnung confundiren sollen».[1] Einem also denkenden alten Bureaukraten, der dazu noch ein nicht blos eifriger, sondern geradezu bigotter Katholik war, mag gewiss nicht allzu grosse Ueberwindung gekostet haben, jenes bis'chen Recht, welches er bis dahin gegen die königliche Allmacht zu verteidigen noch für gut fand, schön aufzugeben und die Sache so zu überlegen, wie's der mächtige Vicekanzler verlangt hatte.

Tiburtius Himelreich nimmt vor seinem Schreibtische Platz, fertigt das Concept eines Gesetzartikels an und schickt es dem Vicekanzler zu. «Ich habe — schreibt er dabei — die Angelegenheit der Religion mit Ew. Excellenz gestern nur oberflächlich besprochen; doch sobald ich in meiner Wohnung angekommen das Schreiben seiner Hoheit des Erzherzogs Mathias sammt den diese Sache betreffenden übrigen Schriftstücken fleissig und aufmerksam durchgelesen und die Angelegenheit erwogen gehabt hatte: so musste ich meine Meinung notwendigerweise ändern und dem Wunsche und Ratschlage Seiner Hoheit zustimmen. Denn, wenn wir die Stände durch königliche Mandate zurechtweisen wollten, würden vielleicht die Komitate solche Mandate gar leicht ad acta legen, die einmal angefangene Sache aber im nächsten Reichstage wieder hervorholen. Ausserdem ist es auch notwendig dass diejenigen, die sich nicht gescheut haben, öffentlich zu sündigen, auch ihre Strafe öffentlich *(nähmlich durch den Gesetzartikel)* erhalten, um, so oft ihnen dieser Artikel vor die Augen tritt, ihre ungeschickte That errötend bereuen zu müssen. Ich habe deshalb, meinen bescheidenen Fähigkeiten gemäss, den Gesetzartikel verfasst und darin, was notwendig ist, auch die kurze Geschichte dieser Angelegenheit gegeben. Ich unterbreite ihn jetzt dem weisen Urteile Ew. Excellenz. Wenn es Euren Excellenzen, den Herren vom geheimen Rate gefallen sollte, diesen Artikel den übrigen anzuschliessen, so werde ich ihn, sobald ich den Auftrag erhalten werde haben, der Ordnung nach einzufügen wissen. Ich muss aber von Ew. Excellenz recht frühzeitig eine Antwort haben, denn solange diese Antwort aussteht, kann ich den Artikel nicht unter die Presse geben.»[2]

Das beigeschlossene Concept aber war nichts anderes als der Gesetzartikel XXII vom J. 1604, doch noch ohne Aufschrift.[3] Und dass Corraduzzi und der geheime Rat dieses Concept des ungarischen Secretärs ohne Veränderung angenommen, gutgeheissen haben, ist dadurch bewiesen, dass es Gesetz wurde.

Als nachher Himelreich die zustimmende Antwort des geheimen Rates erhalten hatte, gab er vor allem dem von ihm verfassten Artikel einen

[1] Die Randglossen des Himelreich an einem Berichte der Prager Hofkammer an den geheimen Rat vom 7. April 1603. (Wiener Staatsarchiv.)

[2] Das (lateinische) Originalschreiben im Wiener Staatsarchiv sine dato. Abgedruckt im Bd. X der Mon. Com. R. Hung. sub No. XL.

[3] Beilage zum ebenjetzt citirten Schreiben Himelreichs.

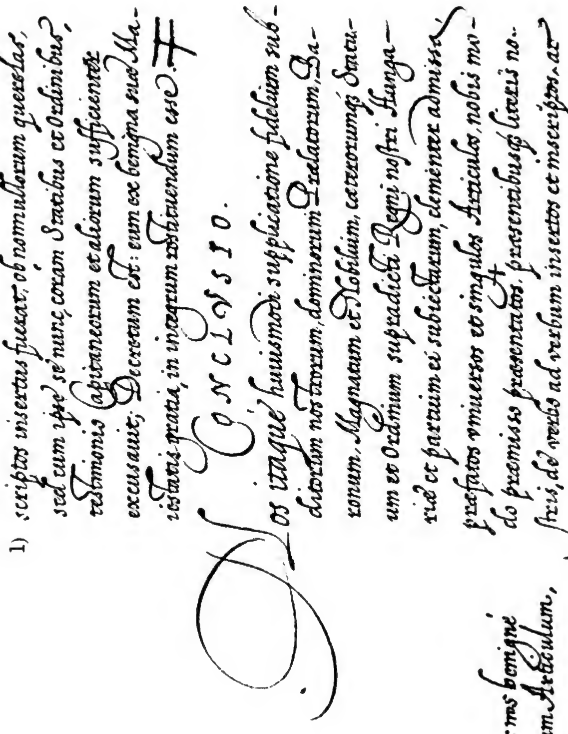
Titel oder Aufschrift, liess die bereits in Artikeln eingeteilten Beschlüsse sammt dem neuen, als letzter d. i. als zweiundzwanzigster, hinzugefügten Artikel durch den Notär der Kanzlei Gregor Dömölky noch einmal schön abschreiben, wobei er nicht vergessen hat in die sanctionirende Conclusion (*«Nos itaque. . .»* etc.) neben den üblichen Ausdruck *«praefatos universos et singulos articulos nobis modo praemisso praesentatos»* mit Rücksicht auf den neuen Artikel noch den Ausdruck *«simul et ultimum per nos benigne et necessario additum articulum»* einzuschalten. Das Datum vom 1. Mai hat Himelreich auch bei diesem neuen Mundum belassen und schickte hierauf das Schriftstück dem Corraduzzi zu, damit dieser das Gesetzbuch vom König unterschreiben lassen könne. Als nun der König den ihm vorgelegten Gesetzartikeln durch seine Unterschrift die Genehmigung erteilt gehabt, da nahm Himelreich jenes andere mundirte Exemplar hervor, welches er am 1. Mai anfertigen lassen, um es dem Könige zur Unterschrift vorzulegen, welches aber, wie wir sahen, nur einundzwanzig Artikel enthielt. In diesem Exemplar setzte er zu Ende des Artikels XXI ein Zeichen [1] in der Form eines Doppelkreuzes (⫨) welches auf einen mit einem eben solchen Zeichen versehenen eingelegten Papierbogen verwies, auf welchen dann der Artikel XXII niedergeschrieben wurde.[2] Er vergass auch bei diesem Exemplar nicht, den Ausdruck *«simul et ultimum per nos benigne et necessario additum articulum»* in die Conclusion unter dem Zeichen eines Kreuzes auf den Rand des Schriftstückes einzuschalten (vide das Facsimile). Mit all'dem schön fertig, schickte er dieses Exemplar in die Buchdruckerei, damit die zu druckenden Artikel davon gesetzt werden. Man sieht dies ganz genau teils an den mit braunrotem Stift geschriebenen Zeichen, mit welchen der Setzer — wie's noch heute in Gebrauch — den Text des (geschriebenen) Exemplares an jenen Stellen bezeichnet hatte, an welchen die eine gedruckte Seite endet, die darauffolgende aber beginnt; teils an jenen, gleichfalls vom Setzer mit demselben Stift gemachten Ziffern, welche den Seitenziffern (der Seitenzahl) des gedruckten Exemplares entsprechen.[3]

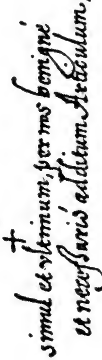
Das Gesetzbuch trägt das Datum des 1. Mai; doch sahen wir, dass die Sanctionirung nicht am ersten Mai erfolgte. Wann hat also der König den Beschlüssen des Reichstages 1604 die Genehmigung durch seine Unter-

[1] Siehe das erste Facsimile, welches den Schluss des Artikels XXI mit diesem Zeichen und den Anfang der unmittelbar darauffolgenden Conclusion veranschaulicht.

[2] Siehe das zweite Facsimile, welches den Anfang des mit dem Zeichen des Doppelkreuzes auf einem besonderen Bogen geschriebenen Artikels XXII veranschaulicht.

[3] Siehe das zweite Facsimile, wo aber die braunrote Farbe des besagten Zeichens und der Ziffer 17 durch die Photographie schwarz wiedergegeben erscheint. Die ganze Manipulation ist am Originalexemplar (Wiener Hofkammerarchiv) absolut deutlich ersichtlich.





FACSIMILE

1) von jenem Theile des Gesetzbuches v. J. 1604, in welchem Art. XXII. eingeschaltet wurde
2) vom Anfange des Art. XXII.

(Nach dem im Wiener Hofkammerarchiv befindlichen Original.)

2)

Ut Religionis negotium in publicis tractatibus
et Dictis nemo temere moveat.

ART. XXII.

Postremo, Siquidem "ad Maiestatem suam Caesaream atque Regiam" tum ex relatione "perlatum est, tum vero"
supradicti Serenissimi Principis domini Matthiae, Archiducis Austriae: fratris sui charissimi, tum vero ex binis sue Maiestati transmissis Supplicationibus eorum, qui sese potiorem Statuum et Ordinum Regni Hungariae partem indigetarunt, non sine admiratione, tanquam rem hactenus inusitatam et plane nouam, displicenter intellexit, quid illi de turbatione ipsorum Religionis, ademptione suarum Ecclesiarum et prouentuum, ac submotione Ministrorum verbi, siue Concionatorum suorum, tam scripto, quam oretenus eius Serenitati proposuerunt et explicarunt, atque insuper ab eius Serenitate intercessionem ad Sacram Maiestatem

ex binis, per

schrift erteilt? Wir sind in der Lage, sagen zu können, dass sowohl dies, als die eben jetzt beschriebene Manipulation des Himelreich mit dem älteren mundirten Exemplar des Gesetzbuches nach dem 6. Mai vor sich gegangen ist. Die Prager Hofkammer hat nämlich am 6. Mai dem geheimen Rate [1] eine Bitte der Zipser Kammer befürwortend vorgelegt, wonach jener Punkt der Reichstagsbeschlüsse, welcher zur Begleitung der durch Oberungarn ziehenden kaiserlichen Kriegstruppen die Zipser Kammerräte als Civil-Commissäre bestellt, als eine für die Kammer höchst beschwerliche Verfügung dahin abzuändern wäre, dass wie es für Niederungarn bestimmt ward, auch in Oberungarn die Komitatsstände verhalten seinen, die notwendigen Civil-Commissäre aus ihrer Mitte beizustellen. Da der ständische Beschluss durch den Artikel XIII vom Jahre 1604 in der That im Sinne des Wunsches der Zipser Kammer modificirt erscheint, so ist es gewiss, dass die Sanctionirung der Artikel erst nach dem 6. Mai vor sich gegangen sein kann. [2]

* * *

Dies ist die Geschichte jenes berühmten Artikels XXII vom Jahre 1604, welcher sich auf eine ungewöhnliche, gesetz- und verfassungswidrige Weise in die Beschlüsse der Reichsstände hineingeschlichen hat und in welchem der König die Protestanten so scharf verurteilt, Religionsangelegenheiten auf dem Reichstage vorzubringen so strenge untersagt.

Wer ist also der Schuldige?

Gewiss nicht Franz Forgách. Ihn hat man gar nicht gefragt, er hat von der Einschaltung des Artikels von vornherein gar nichts gewusst; er hat nur die gedruckten Exemplare und vielleicht das (nicht mehr vorhandene) Original-Exemplar, dies aber erst nachträglich, unterschrieben.

Auch König Rudolf, den kranken Mann kann billigerweise der Vorwurf nicht treffen; er hat an einen so weit gehenden Schritt nie gedacht, er wäre ja auch mit der Versendung scharfer königlicher Mandate zufrieden gewesen.

Die Hinzufügung des Artikels XXII geschah über Ratschlag und Betreiben des Erzherzogs Mathias; den Artikel selbst aber hat Himelreich verfasst.

Erzherzog Mathias hat gewiss eine grosse Schuld wettgemacht, da er, als ehrlicher Makler in der Rolle des Vermittlers zwischen König und Nation in jenen blutigen Kämpfen des Bocskay'schen Aufstandes sich abgemüht hat, welche zum Teile wegen dieses Artikels entbrannt sind.

[1] Wiener Staatsarchiv.

[2] Dem facsimilirten Originalexemplar des Wiener Hofkammerarchivs ist auch die Modificirung des Artikels XIII auf einem separaten Blatt Papier beigeschlossen.

DER FUND VON APAHIDA.*

Am 14. Juli 1889, so erzählt Professor Finály, kam Alexander Magyary, der Apahidaer Pächter in Begleitung von zwei Zigeunertaglöhnern zu mir. «Herr, sagte Magyary, diese guten Leute haben Altertümer gefunden, wenn sie Ihnen passen, kaufen Sie sie für das Museum.» Damit nahm er aus dem zusammengehaltenen Schurze des Taglöhners eine schwarze Weinkanne und stellte sie auf den Tisch vor mir. Ich nahm die Kanne in die Hand und als ich auf allen vier Seiten Reliefdarstellungen sah, dachte ich zunächst an gegossenes Eisen, doch da der frische Bruch der Kanne weiss erglänzte und ich ihn mit der Lupe untersuchen wollte, sagte Magyary schmunzelnd: «Ich bitte, das ist reines Silber», damit stellte er das entsprechende Paar der Kanne auf den Tisch, dann die abgelösten Henkel beider, und das abgebrochene Mundstück der Einen, und mit den Worten «es ist auch Anderes da» legte er eine ganze Reihe blendender Goldschmuckgegenstände mir vor. Als sich mein erstes Erstaunen gelegt hatte, begann ich zu fragen, wo diese Schätze gefunden wurden. In der Schottergrube von Apahida war die Antwort, worauf ich die bloss wallachisch redenden Zigeuner genau ausfragte und Folgendes erfuhr:

«Vorgestern nachmittag traf die Keilhaue bei dem Schottergraben auf einen harten Gegenstand und brach seine Seite, wir befreiten ihn von allen Seiten, es war die Kanne, deren eine Seite gebrochen ist; das Bruchstück zerfiel aber in Splitter, nur ein Fragment konnten wir retten, dann forschten wir vorsichtig weiter und fanden, was wir hier bringen. Es fehlt nichts, Alles was wir fanden, ist da.»

Auf meine Frage, ob diese Gegenstände in einem Gefässe verborgen waren, sagten sie, dass sie an rostiges Eisen genagelte Holzstücke fanden, und meinten auf meine Frage, ob dies ein Sarg gewesen sei, dies sei wohl möglich, denn es waren Menschenknochen dabei. «Und der Schädel?» Den haben wir begraben. «Wisst Ihr es wo?» Wir wissen es.

Wisst ihr auch, dass man einen Schatzfund nicht verheimlichen darf? Worauf Magyary sagte, er wisse es und habe schon die Anzeige bei der Behörde gemacht. Auf seinen Rat waren sie gleich zum hiesigen Goldarbeiter Alexius Szathmáry gegangen, der das Metall der Probe unterwarf und den Fund schätzte. Die Schätzung ergab nach seiner Aufzeichnung folgendes:

* Auf Grund eines Artikels von Prof. Heinrich Finály, des verdienstvollen Custos der Alterthümer im Siebenbürgischen Museum zu Klausenburg.



I. ERSTE SILBERKANNE VON APAHIDA.



II. ZWEITE SILBERKANNE VON APAHIDA.

Das Gewicht der Silbergegenstände 225¼ Lot, Metallwert 1 frt 20 kr., Altertumswert 10 fl. per Lot.

Das Gewicht der Goldgegenstände 262½ Dukaten, Metallwert 5 fl. 60 kr., Altertumswert 10 fl. per Dukaten, daher Metallwert in Summa 1776 fl. 30 kr., Altertumswert 5176, zusammen 6952 frt 30 kr.

Ich sah gleich, dass ich diesen Fund nicht auslassen könne, da Szathmáry erbötig war, sofort 6000 fl. dafür auszuzahlen. Es war daher keine Gelegenheit zum Feilschen da, und als ich auch darüber sicher wurde, dass der Fundort kein Privatbesitz sondern Gemeindegrund ist, versprach ich die Zahlung des Preises mit 6952 fl. und nahm den Fund gleich in Besitz, mit der Bedingung, dass die Verkäufer sich verpflichten, die Reste des Sarges und den Schädel einzuliefern, auch nicht weiter zu graben, bis ich selbst an die Fundstätte komme, um alle Einzelheiten genauer aufzunehmen.

Da aber die Nachricht vom Schatzfund, natürlich in das Zehnfache vergrössert, sich schon verbreitet hatte, ergriff den Dorfrichter, die Pfaffen, den Pächter der Schottergrube und seinen Werkführer das Fieber des Neides und der Gewinnsucht, sie betrachteten die glücklichen Finder als Diebe, welche die Gelegenheit des Schatzfindens ihnen geraubt hatten, erlaubten auch nicht, dass diese noch einmal dahingehen um den Schädel zu suchen, und in der Voraussetzung, dass wo so viel gefunden wurde, noch mehr verborgen sei, begannen sie mit fieberischer Hast den Fundort durchzuwühlen, so dass, als ich dort anlangte, es schon unmöglich war, die Fundstätte, ihre Lage, Ausdehnung und Tiefe genauer zu bestimmen. Bei dieser Schatzgräberei kam noch ein Schmuckfragment und ein Goldring ans Tageslicht, und es fand sich, dass das Grab kaum zwei Meter tief sein konnte, denn weiter hinab rieselte überall Wasser hervor, während der Fund noch im trocknen Schotter gemacht wurde. Es ist eine Seitengasse des Ortes, die am Ostrande des Kirchhofes sich hinzieht. — Ich konnte nur noch einige Sargfragmente und einige Knochen erhalten, und musste damit zufrieden sein.

Der Fund, der jetzt im Siebenbürgischen Museum aufbewahrt wird, besteht aus folgenden Stücken:

Zwei beinahe vollkommen gleiche silberne Weinkannen (Oinochoe) (erste und zweite Tafel) 31 cm. hoch, beide beschädigt. Der massive Henkel hat sich an beiden losgelöst, die Zeit hat das befestigende Metall-Lot aufgezehrt, die zum Daumendruck dienende Spitze des einen Henkels ging verloren.

Oben am Halse der vierseitigen Weinkanne sehen wir an jeder Seite eine reiche klassische Palmette, am Bauche je ein tanzendes Paar, stets eine bekleidete Bacchantin und ein Faun verschieden gruppirt, Nachahmungen der bekannten bacchischen Tänze auf den grossen römischen Marmorvasen, — Compositionen, die auf die dionysischen Bildwerke des Scopas zurückgeführt werden. In Hinsicht der Technik entscheidet sich Finály,

obgleich die Dicke des Metalles 2 Millimeter nicht übersteigt, wegen seiner Brüchigkeit doch für den Guss, es ist aber getriebene Arbeit, das Silber wurde nämlich im Grabe zu Chlorsilber, wie dies so häufig der Fall ist. Finály erinnert für die vierseitige Gestalt der Kanne an die glatte Silberkanne von Altofen, die im Arch. Ért. publicirt wurde, für die Form des Henkels an die Goldkanne von Petreossa, die dem Schatze Athanarichs (369—382) zugeschrieben wird. Offenbar sind die zwei Silberkannen alten Ursprungs und stammen noch aus klassischer Zeit.

Vom Goldschmucke erwähnen wir zuerst den maschenförmigen Bandschmuck in der Mitte der dritten Tafel, zu welchem auch das Fragment an der linken Ecke unzweifelhaft gehört. Dieser Schmuck ist aus einem doppelten dünnen Goldblechbande gearbeitet, dessen Breite zwischen 15—25 Millimeter wechselt. Das obere und untere Blechband wird durch dünne Goldstifte verbunden, so dass zwischen den beiden Bändern noch ein anderer Gegenstand, vielleicht dickes Leder (?) Platz hatte, denn die Stifte sind 7½ mm. lang. Ein plattgeschlagener Draht bildet den Saum, den derselbe Draht befestigt; wo er jetzt fehlt, zeigen die sichtbaren Löcher, dass er dagewesen ist. Es ist klar, dass dieses Schmuckstück nicht ganz sei, mehr wurde aber nicht gefunden; die Frage ist jetzt, wie konnte er ursprünglich gewesen sein.

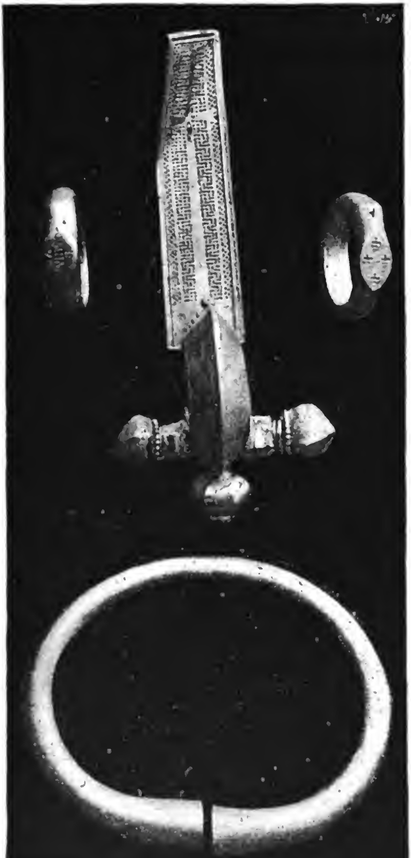
Die Dünne der Goldbänder bezeugt nach Finály's Auseinandersetzung, dass dies kein selbstständiger Schmuck sein konnte, und da die Drahtverzierung am Saume beider Bänder die gleiche ist, war er dazu bestimmt, von beiden Seiten gesehen zu werden; es war also kein Gürtel, kein Kleidungsstück. Da im Grabe keine Pferdeknochen gefunden wurden, ist auch der Pferdeschmuck ausgeschlossen. Es bleibt daher kaum etwas anderes übrig, als an einen Kopfschmuck zu denken, da wir aber nicht wissen können, wie gross und welcher Gestalt die fehlenden Stücke waren, können wir selbst darüber kein Urteil fällen, ob er in seiner ursprünglichen Gestalt sei. Die drei Goldblechbruchstücke auf derselben Tafel gehören keinesfalls zu ihm, es fehlt bei dieser der Drahtsaum, dagegen sind sie mit gestanzten Knöpfchen eingesäumt. Da sie an den Enden durchgeschlagen sind, ist es klar, dass sie an ein Gewand angenäht waren.

Auf der vierten Tafel sehen wir unten ein glattes massives Armband aus einem runden Goldreif gebildet, der an beiden offenen Enden etwas dicker wird. Es ist die aus vielen Funden bekannte Form des Armbandes der Völkerwanderungszeit. Der innere längere Durchmesser ist 7·3 cm. lang, der kürzere 5·1 cm., die Dicke des runden Goldreifes beträgt 6 mm., an den beiden Enden 11 mm.

Auf der fünften Tafel sehen wir fünf Gehänge. An eine 5—12 seitige Goldhülse, an deren oberer Fläche zwei goldene Drahtösen sich befinden, während jede der Seiten durch einen feurigen edlen Almandin verziert ist,



III. GOLDSCHMUCK VON APAHIDA.



IV. GOLDENES ARMBAND, FIBULA UND FINGERRINGE AUS GOLD VON APAHIDA.

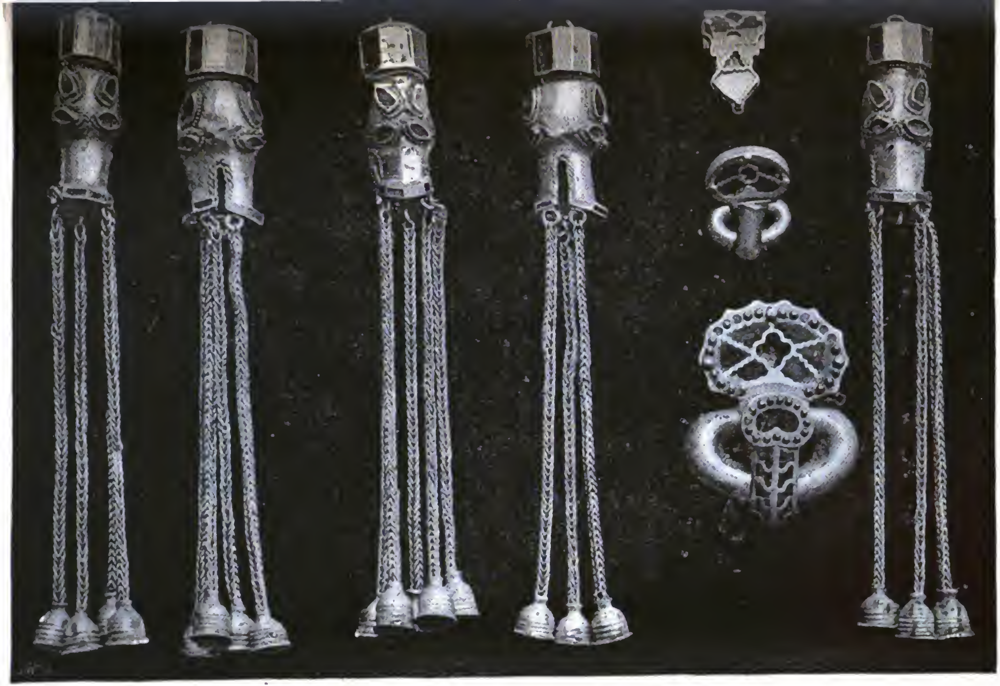
schliesst sich durch eine dünne Perlenschnur getrennt stets eine eigentümliche Goldverzierung an, die zwei miteinander verbundene halbe Schweinsköpfe darstellt, die Augen, die Ohren und Rüssel durch schöne edle Almandine in Zellengoldschmiedwerk belebt. In dem Rachen dieser Schweinsköpfe sind stets fünf Goldöhrchen, von denen geflochtene Goldkettchen herabhängen, die am unteren Ende geschlossene Glöckchen tragen. Doch nur an einem Exemplar sind alle fünf Kettchen unversehrt, an zweien sind nur viere, an zweien nur drei geblieben. Die ganze Länge des Hängeschmuckes ist 15 cm., wovon auf die Hülse 1·5 cm., auf die Schweinsköpfe 3·5 cm., auf die Kettchen 11 cm. fallen. Es sind, wie auch Professor Finály bemerkt, die Anhängsel eines Kopfschmuckes, die καταστεια der byzantinischen Kronen, wie wir sie an der Stephanskrone und an der Kopfverzierung der Kaiser auf ihren Münzen sehen.

An diese Gehänge schliesst sich die herrliche Schnalle an, die wir auf derselben Tafel, und in der Seitenansicht hier im Texte sehen. Es ist eine in ihrem Detail noch reichere Wiederholung der Prachtfibel aus dem Grabschatze König Childerichs des Ersten in Tournay, die allen Forschern aus den Werken Chifflets, Abbé Cochets und Lindenschmits wohlbekannt ist. Das Feuer des edlen Almandinschmuckes wird auch hier wie an der Verzierung der Gehänge durch die hellpolirte Goldfolie der Fassung erhöht, die geriffelten Säulchen an der Trommel der Schnalle sind aus Amethyst geschnitten.

Aehnlich, doch einfacher und weniger reich verziert, ist die kleinere Goldschnalle und der kleinere Gegenbeschlag auf derselben Tafel. Die Analogien zu diesen Schmuckstücken finden sich ebenfalls im Grabschatz Childerichs des Ersten.

Auf der vierten Tafel sehen wir über dem Armband zwei einfache massive Goldringe. Der eine gleicht einem Siegelringe, in dessen flaches Blatt vier griechische Kreuze eingestochen sind, er scheint ganz neu zu sein, man sieht keine Spur der Abnützung an ihm. Der andere wurde erst bei der späteren Schatzwühlerei gefunden, entspricht in seiner Gestalt vollkommen dem ersten, ist aber aus blassem Golde gearbeitet und stark abgenützt. Auf seinem Blatte sehen wir unter einem kleinen griechischen Kreuze mit schönen römischen Buchstaben den Namen OMHARVS rechtläufig, also nicht zum Siegeln bestimmt, es ist offenbar der Name des Besitzers.

Es folgt, wie Professor Finály bemerkt, das schönste und interessanteste Schmuckstück dieses Schatzes, eine grosse goldene Gewandspange in der Gestalt der spätrömischen ┬ Fibeln, wieder eine grössere und reichere Wiederholung der berühmten Gewandspange aus dem Grabe Childerichs des Ersten, mit demselben höchst seltenen Verschluss des Dornes durch eine Schraube des einen Endknopfes. Der ganz gerade Körper der Fibel bildet eine dreieckige Säule aus Goldblech, an allen drei Seiten mit reicher Mäander-

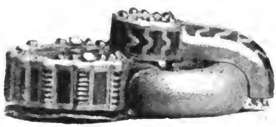


V. GOLDGEHÄNGE, GOLDSCHNALLEN UND GOLDBESCHLAG AUS APAHIDA.

verzierung in durchbrochener Arbeit geschmackvoll ornamentirt; auf der Hauptfläche bildet diese Verzierung ein glattes lateinisches Kreuz. Diese Säulenhülse des Dornes ist oben durch ein dreieckiges Goldplättchen ge-



UNTERE ANSICHT DER GOLDFIBULA VON APAHIDA.



SEITENANSICHT DER GOLDSCHNALLE VON APAHIDA.

schlossen, welches bloss in der Mitte ein Loch zeigt, durch welches der Dorn, der das Gewand zusammenhielt, durchgesteckt, und dann durch den einen angeschraubten Fibelknopf versichert wurde.

Da bei diesem Grabschatze keine Spur von Waffen gefunden wurde,

wird es wahrscheinlich, dass es ein Frauengrab war, und der Ring mit dem Mannesnamen Omharus vielleicht der Trauring war.

In Hinsicht auf das Zeitalter des Grabes ist die vollkommene Analogie der Prachtschnalle und der Prachtfibel mit jenen des Grabschatzes Childerichs des Ersten entscheidend, der 481 zu Tournay begraben wurde. Zu dieser Zeit herrschten, wie Jordanes berichtet, die Gepiden im alten Dacien, welches von ihnen den Namen Gepidien erhielt. Professor Finály denkt an die Ostgothen, die 488 nach Italien wegzogen, doch das Zeugniss des Jordanes ist massgebend; er erzählt, dass bei dem Zusammensturz des Hunnenreiches nach dem Tode Attilas (453) die Ostgothen am Plattensee sassen, die Gepiden dagegen Dacien als ihr Erbe betrachteten und dies Land bis zur Zeit des Verfassers (530) ungestört besitzen. Der Apahidaer Grabschatz ist daher ein Gepidenschatz.

In Hinsicht der Frage, wo dieser prächtige Goldschmuck verfertigt wurde, der dem Grabschatz des Frankenkönigs so auffallend gleicht, schliesst sich Professor Finály im Gegensatz zu Lindenschmit, dem Gr. Lasteyrie und Abbé Cochet, der Ansicht Labarte's an, der zufolge alle schöneren Schmuckstücke der Völkerwanderungsgräber aus Bysanz stammen, und als die üblichen Neujahrsgeschenke, *strenae*, welche auch Jordanes erwähnt, zu den germanischen Fürsten der Barbarenländer gelangten.

DIE MISSION DES BISCHOFS LONOVICS IN ROM.

Ein Beitrag zur Geschichte der gemischten Ehen.

Im Mittelalter umfasste der Kampf zwischen Staat und Kirche die höchsten Machtfragen; in unserem Jahrhundert wird er auf dem scheinbar geringeren, doch wesentlich ebenso wichtigen Gebiete der Schule und der Ehe durchgefochten. Die Einrichtung der Familie, die Erziehung der Jugend sind die Mittel, durch welche die geistliche sowie die weltliche Gewalt die Menschheit ihren Ideen zu gewinnen, zu unterwerfen streben.

Ungarn stand in diesen Fragen immer in engem Zusammenhang mit den vorgeschritteneren Völkern Westeuropas. Ladislaus der Heilige und Koloman räumten den Reformen Gregor's VII. einen Platz in ihrem Gesetzbuche ein. Die Geschichte der Reformation und Gegenreformation bei uns ist nur ein Teil des allgemeinen europäischen Wettstreites und nur in Verbindung mit diesem klar. Endlich verschafften Maria Theresia und Josef II. den Rechten des Staates auch der Kirche gegenüber so viel Geltung, breiteten den Wirkungskreis ihrer Macht auch auf das rein kirchliche Gebiet in dem

Maasse aus, sahen besonders die Schule so rein als Politikum an, wie irgend ein Herrscher des Zeitalters der Aufklärung. Durch das Toleranz-Edict, besonders aber durch den XXVI. und XXVII. G.-A. des Reichstages 1790—91 sicherte der Staat die Rechte und die Gewissensfreiheit der anderen christlichen Confessionen gegenüber der herrschenden römischen Kirche. Seitdem bestand im Ganzen Friede; Katholiken wie Protestanten setzten die alte Feindseligkeit beiseite und wirkten gemeinsam im Dienste der nationalen Interessen.

Dieser Eintracht machte im vierten Decennium dieses Jahrhunderts die Frage der gemischten Ehen ein Ende, die letzte, welche bis zu unseren Tagen einen wahrhaften Kampf zwischen den Verteidigern des kirchlichen Standpunktes und den Verfechtern der staatlichen und confessionellen Gleichberechtigung heraufbeschworen hat. Auch dieser Kampf steht nicht vereinzelt da. Er befindet sich in engster Verbindung mit den Zwistigkeiten, welche die gemischten Ehen in Deutschland, besonders in Preussen hervorriefen, dessen König, Friedrich Wilhelm III., 1837 genötigt war, den renitenten Erzbischof von Cöln Droste v. Vischering, später auch den Erzbischof von Posen Dunin gefangen nehmen zu lassen.

Als die öffentliche Meinung bei uns immer stärker das Verfahren der Geistlichkeit in dieser Angelegenheit angriff, sandte der ungarische Episcopat den durch Religiosität, Wissenschaft und Beredtsamkeit ausgezeichneten Bischof von Csanád, Josef Lonovics, nach Rom, um in seiner schwierigen Lage, da seine bürgerliche Schuldigkeit mit seiner oberhirtlichen Pflicht in Conflict zu geraten schien, vom Heiligen Stuhl die sichere Richtung zu erhalten. In Oesterreich verursachten die gemischten Ehen ebenfalls Schwierigkeiten und so betraute die kaiserliche Regierung ebenfalls den Bischof von Csanád mit ihrer Vertretung zur Erlangung der geeigneten Verordnungen. Lonovics führte über diese Verhandlungen, welche sich vom Juli 1840 bis Mai 1841 hinzogen, ein Tagebuch, und zwar diesseits der Alpen in lateinischer, in Italien und Rom in ungarischer Sprache. Die Mitteilung dieses Tagebuches, welches nebst den dazu gehörenden Correspondenzen und Actenstücken die vornehmste Quelle dieser Arbeit bildet, verdanken wir der Freundlichkeit des Kalocsaer Domherrn Dr. Johann Hopf, der einst durch lange Jahre und auch während der Zeit des Exils der in die intimsten Geheimnisse eingeweihte Secretär und vertraute Freund des genialen Bischofs gewesen.

I.

In Ungarn war der §. 15 des G.-A. XXVI: 1790/91 in Betreff der zwischen den Katholiken und Protestanten zu schliessenden gemischten Ehen massgebend: Die aus gemischten Ehen entsprossenen und fernerhin

abstammenden Kinder folgen, wenn der Vater katholisch ist, dessen Religion, wenn die Mutter katholisch ist, so dürfen nur die Söhne der Religion ihres Vaters folgen. Solche Ehen müssen immer vor dem katholischen Pfarrer geschlossen werden, welcher aber unter keinem Vorwande Schwierigkeiten machen darf. Daraus erhellt, dass dieses Gesetz sowohl in Betreff der Religion der Kinder, wie in Bezug auf die Art der Eheschliessung der katholischen Kirche günstig war. Allein während es dieselbe in ihrer sozusagen herrschenden Position befestigte, sorgte es auch dafür, dass der allzu grosse Eifer der katholischen Priester seine Vollziehung nicht erschwere, wie dies dem Heiratspatent des Kaisers Josef gegenüber, besonders seitens des Bischofs von Rosenau, Anton Andrássy, versucht wurde. Das Siebenbürger Gesetzbuch sicherte die Gleichberechtigung der Confessionen mit viel mehr Nachdruck. Nach diesem (G.-A. LVII und LVIII : 1791) folgen die Kinder von Ehegenossen verschiedener recipirter Religionen in Bezug auf die Religion dem Geschlecht ihrer Eltern. Später wurde auch ausdrücklich erklärt, dass die aus gemischten Ehen stammenden Söhne in der Religion ihres Vaters, die Töchter aber in der Religion ihrer Mutter getauft und erzogen werden sollten.

Lange Zeit blieb der Friede unter dem Schutze dieser Gesetze ungestört. Der Wettstreit der beiden Kirchen zerstörte die Ruhe der Familien, in deren Innerem sie sozusagen zusammentrafen und einander die Hände reichten, nicht. Die katholischen Priester strebten höchstens an, dass die unter ihrer moralischen Führung stehende Braut von ihrem Zukünftigen protestantischen Glaubens die Erklärung erhalte, dass er bereit sei, seine Kinder beiderlei Geschlechtes in der römisch-katholischen Religion erziehen zu lassen (Revers). Diese Reversalen verursachten zwar viele Reibungen, verstiessen jedoch streng genommen gegen kein Gesetz, insofern dieses ihre Geltung nicht anerkannte. Im Uebrigen pflegten die katholischen Priester ihre Teilnahme an den Ceremonien der Trauung, welche gesetzlich in ihrer Gegenwart vollzogen werden musste, nicht zu versagen, ja sie hielten nicht selten Ansprachen an die Ehegenossen.

Die seit 1830 in Belgien und Deutschland aufstrebende neue katholische Richtung machte dieser Praxis bald ein Ende. Es gab immer mehr Priester, welche den gemischten Ehen ihren Segen versagten, es sei denn, dass sie das kommende Geschlecht der Kirche durch einen Revers sichern konnten. Immer heftiger zog man auf der Kanzel und im Beichtstuhl gegen Diejenigen los, welche, den körperlichen Leidenschaften nachgebend, keinen Anstoss nehmen, mit Jemandem ein Bündniss einzugehen, der vom wahren Glauben abtrünnig geworden ist. Wie es in der Geschichte unserer hohen Geistlichkeit oft vorkommt, waren die Fahnenträger dieser äussersten Richtung nicht der gewöhnlich gemässigtere Primas und die Erzbischöfe, sondern ein Suffraganbischof Franz Lajcsák, früher Bischof von Rosenau,

dann von Grosswardein. Sein Vorgehen erregte schon auf dem Reichstage von 1832—1836 grosse Aufregung und die katholischen Stände selber, Edmund Beöthy und Franz Deák an ihrer Spitze, zogen scharf gegen die Intoleranz der Bischöfe los. Ein Beschluss konnte aber nicht zu Stande kommen, denn die Magnaten widersprachen jedem hierauf bezüglichen Vorschlag. Auf dem Reichstage von 1839—1840 wurde diese Angelegenheit wieder verhandelt und nun gelang es schon, besonders den Grafen Széchenyi und Dessewffy, die Magnaten zum Nachgeben zu bewegen. Der angegriffene Stand der hohen Geistlichkeit, den Primas an der Spitze, da er die früher befolgte milde Praxis nicht länger fortsetzen konnte, denn diese hatte schon ein allzu grosses Missfallen in dem durch neue Kampflust beseelten, neue Eroberungen begehrenden Rom und in der religionseifrigen katholischen Welt verursacht — erliess ein Rundschreiben, in welchem er, die ganze Institution der gemischten Ehen verdammend, die Geistlichkeit warnt, dieselben zu segnen und sie auf blosse passive Assistenz beschränkt. Ihre blosse Gegenwart ohne die Erteilung des Segens kann zwar die Giltigkeit der Ehe nicht beeinträchtigen, welche nicht einmal vom Trienter Concil bezweifelt wurde, sie wird aber vielleicht im Stande sein, von einem solchen, durch die Kirche öffentlich missbilligten Bündnisse Diejenigen abzuschrecken, in denen irdische Rücksichten die Anhänglichkeit zum römischen Glauben noch nicht vollständig erstickt haben. Mit diesem Rundschreiben und mit einer am 2. Juli 1839 nach Rom gerichteten Adresse verliessen die ungarischen Bischöfe das bis dahin befolgte, den Gesetzen entsprechende versöhnliche Verfahren und schlossen sich der «ecclesia militans» an. Im Uebrigen konnte ihre Isolirung nur so lange aufrecht erhalten werden, so lange der römische Hof entweder ihre Praxis nicht kannte oder, da er sie nicht hindern konnte, deren Kenntniss sozusagen «dissimulirte».

Die Bischöfe selber, insbesondere eben Lonovics, gestanden später, dass die passive Assistenz nicht zum gewünschten Ziele führe. Hingegen sah ein grosser Teil der Stände darin eine Gesetzverletzung. Das Gesetz vom Jahre 1790 schrieb ja nicht nur die Gegenwart des katholischen Priesters vor, sondern dass dieser die Schliessung der gemischten Ehen in keiner Weise erschweren dürfe. Und trotzdem waren der Hirtenbrief des Bischofs Lajcsák, wie das Rundschreiben des Primas Kopácsy darauf abgesehen. Der Domherr Georg Fejér schrieb zur selben Zeit ein Buch «de mixtis matrimoniis», in welchem er die gemischten Ehen auf's strengste verurteilt, und dieses Buch erfreute sich der Protection des hohen Clerus. Es ist kein Wunder, dass die meisten Municipien, das Pester Comitat voran, zur Heilung dieser religiösen Beschwerden Adressen an den König richteten. Es erhellte, dass das Gesetz den neuerdings aufgetauchten Schwierigkeiten gegenüber unzureichend und ohnmächtig sei.

Weder die hohe Geistlichkeit, noch die Regierung konnte die fieberhaft

erregte Stimmung des Landes unberücksichtigt lassen. Da erstere nicht einmal auf die Unterstützung der katholischen Laien rechnen konnte, so musste sie darauf gefasst sein, dass die einzelnen Comitate sie belangen und auf Grund des G.-A. XIV : 1647 auch verurteilen werden, welcher die Verletzungen der Religionsgesetze, einerlei ob von geistlicher oder weltlicher Seite, mit einer Geldstrafe von 600 Gulden ahndet. Die Regierung konnte nicht leugnen, dass der Clerus mit dem Gesetze, folglich auch mit der königlichen Macht in Widerspruch geraten war, durfte aber ihre sicherste Stütze der Opposition nicht ausliefern. Unter solchen Umständen richtete Fürst Metternich, der zum Schlusse des Reichstages nach Pressburg kam, sein Augenmerk auf Lonovics, den er zur Ueberwindung dieser Schwierigkeiten für fähig hielt. Der Episcopat hielt sofort nach Schluss der Diät, am 14. Mai, eine Sitzung, in welcher er beschloss, sich um Anleitung an Rom zu wenden. Die Adresse an den Papst verfasste Lonovics, den sodann das Vertrauen des Primas und der Bischöfe, seiner Collegen, auch zur Leitung der Unterhandlungen erlesen hat. Er übernahm den schwierigen Auftrag bereitwillig.

In Wien hatten die Verhandlungen mit der Curie schon früher begonnen. Fürst Metternich hielt dabei nicht blos die Interessen Oesterreichs vor Augen, sondern auch die des damals befreundeten Preussen, wo die Frage der gemischten Ehen schon zu einem so heftigen Zusammenstosse zwischen Kirche und Staat geführt hatte. Man musste einen modus vivendi ausfindig machen, wie der katholische Priester den staatlichen Gesetzen, ohne die kirchlichen zu verletzen, Folge leisten könnte. Die österreichische Bureaukratie hielt sich an das Ehepatent Josef's II. und an das bürgerliche Gesetzbuch, welche die interconfessionellen Verhältnisse mannigfach gegen den Wunsch der Geistlichkeit regelten. Beim Hof dagegen gelangte die streng katholische Richtung zur Geltung, besonders seitdem Kaiser Franz, dann der präsumptive Thronerbe Franz Carl bairische Prinzessinen zu ihren Gattinen gewählt. Kaiser Franz sprach auf dem Todtenbette seinen Wunsch aus, dass die kirchliche Gesetzgebung im Sinne der Forderungen des Vatikans geändert werde, und dieser Wunsch galt als wichtiger Bestandteil seines politischen Testamentes. In derselben Richtung wirkten mit grossem Einfluss die Kaiserin-Witwe, die regierende Kaiserin und die Erzherzogin Sophie. Die katholische Kirche erscheint neu belebt, ihre Stellung nach den in Deutschland und England errungenen Erfolgen stärker als je seit dem westphälischen Frieden. Schon träumten Viele von der Auflösung des Protestantismus, oder von dessen Aufgehen in der Mutterkirche. Das Haus Habsburg konnte an der Spitze dieser Weltbewegung grosse politische Resultate erzielen, wie es ja durch das Concordat später diesen Schritt auch that. Fürst Metternich stellte auch schon dem Heiligen Stuhl bedeutende Zugeständnisse in Aussicht, wenn er in der Frage der gemischten Ehen versöhnlich vorgeht und die Stellung seiner Regierung nicht erschwert. Von

ihm konnte man die radicale Lösung dieser Frage in dem Sinne, dass er diese Ehen den Civilbehörden zuweise, wie dies ja schon in mehreren katholischen Ländern gebräuchlich war und auch im Wiener Staatsrate empfohlen wurde, nicht erwarten.

Den Standpunkt der Curie lernen wir besonders aus einer anfangs 1840 an den Kaiserhof gerichteten Note kennen. Sie klagt darüber, dass die kaiserliche Regierung Verfügungen fordere, welche ihrer Natur nach geeignet seien, die Disciplin zu schwächen. Dennoch ist sie, in Anbetracht der Schwierigkeiten der kaiserlichen Regierung, nicht abgeneigt, über die Massregeln zu verhandeln, «welche innerhalb der Grenzen ihrer unverletzlichen Pflichten und ohne die Principien zu schädigen, von denen sie nicht abweichen kann, den Forderungen der Zeit und des Ortes entsprechen und so der kaiserlichen Regierung Genüge leisten.» Von der im Concil von Trient vorgeschriebenen Form abzuweichen, ist unmöglich. Wenn die Erklärung vor dem protestantischen Seelsorger zur Validität der Ehe genügt, verliert der katholische Teil die Verbindung mit seinem Seelenhirten und ist so der Gefahr, verführt zu werden, in zu grossem Maasse ausgesetzt. Die passive Assistenz muss gehörig aufgefasst werden. Sie ist die Fortsetzung der ernst, aber erfolglos an den katholischen Teil ergangenen Mahnung. Da sie die Validität der Ehe sichert, kann sie in solchen Fällen angewendet werden, die nicht zu verhindern sind.

«Die Akatholiken und solche Katholiken, die, erfüllt von Leidenschaft und einem ihrer Religion fremden Geiste, dennoch einen solchen Bund der ehrwürdigen Riten der katholischen Religion für würdig erachten, den sie, das Heiligtum schändend, gegen die Principien und die Disciplin dieser Kirche einzugehen wünschen, können ihr nicht geneigt sein. Doch der wahre Katholik kann sie nicht mit Antipathie betrachten; sie dient als Damm gegen die gemischten Ehen und kann den akatholischen Teil zur Erfüllung jener Bedingungen bewegen, ohne welche die Kirche ihren Segen zurückhält.» Zu den Verhandlungen ist die eingehende Kenntniss der Verhältnisse der kaiserlichen Provinzen und Ungarns nötig, welche nur durch die Bischöfe erlangt werden kann. — Es ist klar, wie sehr der Papst mit diesen Worten die frühere Praxis der ungarischen Bischöfe verurteilt, wie er ihr neueres Verfahren gutheisst und Lonovics' Mission den Weg bahnt.

Diese fand auch in Wien Anklang. Nach der Erklärung Metternich's im Staatsrat (30. Juli) «ist Lonovics die geeignete Persönlichkeit, dem römischen Hof die gehörige Einsicht in die Lage der Dinge zu bieten, welche dort so oft mangelt.» Mit ähnlichem Lob überhäuft ihn die von dem Primas im Namen des Episcopates von Ungarn und seiner Nebenländer ausgestellte Vollmacht. «Geruhen Ew. Heiligkeit die durch ihn vorzubringenden Bitten gnädig anzuhören und Alles, was für die Erhaltung der katholischen Kirche im Vaterlande und zwischen den protestantischen Mitbürgern im Herrn zu-

gestanden werden kann und den Principien der katholischen Religion nicht widerspricht, mit väterlicher Fürsorge zu gestatten und auf diese Weise der Kirche und ihren Dienern unter den täglich heranwachsenden Gefahren Hilfe zu leisten.» Er nimmt seinen Weg über Pest, wo der Erzherzog Palatin in einer langen Unterredung den staatlichen Standpunkt befürwortet und hat in Wien mehrere eingehende Besprechungen mit dem Staatskanzler Metternich.

Der Fürst ist sozusagen päpstlicher als der Papst. Er zieht gegen die Josephinische Gesetzgebung los, welche von febronianischen Ratgebern dem gläubigen gutkatholischen Kaiser, der aber nicht logisch zu denken wusste, aufoctroyirt wurde, und bekennt als Hauptzweck seines Lebens die Erfüllung des auf die Kirche bezüglichen letzten Willens des Kaisers Franz. Stolz weist er auf die durch die Kirche in Deutschland errungene triumphirende Position hin, vor welcher auch der König von Preussen (Friedrich Wilhelm IV.) sich beugt. Er fordert den Bischof auf, er möge dem Heiligen Stuhl seine tiefste Huldigung darbringen und seinen innigsten Wunsch ausdrücken, je eher die der Kirche nicht günstigen Gesetze ändern zu können. «Meine Principien werden in Rom gebilligt, ich bitte nur, man möge auch mir nachgeben, wenn ich diesen die Thatsachen zu accommodiren suche.»

Lonovics fasst die Hauptpunkte der Unterhandlung in Folgendem zusammen: 1. Gesetzlich müssen die gemischten Ehen vor dem katholischen Pfarrer geschlossen werden. Wenn der protestantische Bräutigam sein Recht über die Erziehung seiner Kinder nicht aufgeben will, ist die passive Assistenz notwendig, wenn man die Ehe nicht unmöglich machen will. Dazu ist aber die Einwilligung des Heiligen Stuhles notwendig. 2. Der Entwurf des letzten Reichstages, dem gemäss die gemischten Ehen immer vor dem Pfarrer des Bräutigams geschlossen werden, schliesst die passive Assistenz aus. Da aber das Concil von Trient die Gegenwart des Pfarrers zur Giltigkeit der Ehe für wesentlich erklärt, wäre der vom protestantischen Pfarrer gesegnete Bund für den katholischen Teil zwar in bürgerlicher Hinsicht giltig, nicht aber nach kirchlichem Recht. Das Letztere wäre nur durch päpstliche Dispensation zu erzielen und gerade die Erwirkung dieser Dispensation bildet den Hauptgegenstand dieser Unterhandlung. Es wäre erwünscht, diese Dispensation schon jetzt zu erteilen, denn sonst könnte Se. Majestät in die Lage kommen, ein dem canonischen Recht widersprechendes Gesetz zu sanctioniren. 3. Das kirchliche Gesetz verbietet die gemischte Ehe im Allgemeinen auf Grund des «impedimentum disparitatis cultus.» Die Dispensation hat sich Rom vorbehalten. Da es aber in Ungarn und den Erbländern bis jetzt nicht Gebrauch war, wenn kein anderes Hinderniss obwaltete, nach Rom zu appelliren, wäre dies auch für die Zukunft beinahe unmöglich und jedenfalls sehr odios. 4. In dem erwarteten Breve solle direct erklärt werden, dass der katholische Pfarrer jene gemischten Ehen, bei denen durch Siche-

rung der katholischen Erziehung der Kinder den Principien der Kirche Genüge gethan wird, in aller Form zu segnen habe. In einem am 2. November aus Innsbruck an den Primas gerichteten Schreiben bemerkt Lonovics, er sehe klar, der Hauptzweck seiner Sendung sei, den Papst zur Anerkennung der Validität der vor den protestantischen Geistlichen geschlossenen gemischten Ehen zu vermögen.

Wie geringfügig scheinen diese Fragen und wie tief greifen sie doch in den Kreis jener Macht ein, welche mit den ihr anvertrauten Schätzen der Kirche so sparsam haushält, welche nach dem Dichterwort nur nehmen kann, nicht geben, und welche stets eine bedeutende Gegenleistung fordert, auch wenn sie das Geringste von Dem aufgeben soll, was sie für ihr Recht hält!

II.

Unter Papst Gregor XVI. leitete damals Lambruschini als Staatssecretär die Angelegenheiten der Kirche. Einem so gewiegten Unterhändler gegenüber, der sich zugleich auf die imposante moralische Autorität des Heiligen Stuhles stützen konnte, führte nur ein Weg zum Ziel: man musste beweisen, wie sehr das Zaudern oder gar das Weigern des Papstes die wichtigsten Interessen der Kirche gefährde. Darin bestand eigentlich das diplomatische Werk Lonovics', dessen glücklicher Erfolg ebenso für seine Geschicklichkeit zeugt, als für seinen Patriotismus und seine politische Einsicht.

Das Tagebuch enthält auch Bemerkungen über den Eindruck, den die ewige Stadt auf den feinfühlenden, tief religiösen Reisenden machte. Dem gesellschaftlichen Leben, das damals in Rom so rege war, blieb er fern, er besuchte blos die Cardinäle, die zur Entscheidung seiner Angelegenheit beitragen konnten. Dem Papst stellte er die in Rom befindlichen Ungarn vor, wobei der Heilige Vater bei Graf Anton Szécsen bemerkt, wie schön die ungarische Tracht sei. Die Unterhandlung bleibt immer der Hauptgegenstand. Wir können nicht in alle die Wendungen und Verkettungen eingehen, ohne die eine diplomatische Verhandlung nicht denkbar ist, am wenigsten beim Vatican. Wir beschränken uns auf das für den Gang und den Erfolg der Mission Wesentliche.

Am 27. November machte Lonovics zuerst beim Papst seine Aufwartung in Begleitung des kaiserlichen Gesandten Grafen Lützow. Der Papst hob den die Kniee beugenden Bischof auf, umarmte und küsste ihn. Lonovics trägt dann den Zweck seiner Sendung vor, übergibt die Bittschrift des Episcopats und erklärt sich glücklich, dass es ihm beschieden sei, bei dieser seit Jahrhunderten nicht vorgekommenen Gelegenheit, wo die ungarischen Oberhirten ihre Treue und Huldigung gegen den apostolischen Stuhl bezeugen können, Dolmetsch ihrer Gefühle zu sein. Der Papst ist gütig und freundlich, doch im Versprechen sehr zurückhaltend. Es ist wahr, dass sein Vorgänger Benedict XIV. die von uns gewünschte Concession den in Holland

wohnenden Katholiken erteilte und Pius VIII. diese auf Preussen ausdehnte. Dort wohnen aber die Katholiken inmitten einer protestantischen Majorität. Anders müsse es sich in einem Lande verhalten, wo die Beschlüsse von Trient gesetzliche Kraft haben. Diese Erklärung des Papstes stimmt beinahe wörtlich mit der Meinung Jarcke's überein, der, ein gewesener Protestant, nun in der Wiener Staatskanzlei die extrem kirchliche Richtung vertrat und zur Unterstützung des Bischofs nach Rom gesandt wurde. Auch Graf Lützow, dessen Széchenyi mit so wenig Lob gedenkt, war gleicher Ueberzeugung. Die Standhaftigkeit des Bischofs von Csanád ist umso mehr anerkennenswert, als er in den Männern, die ihrer weltlichen Stellung nach in höherem Maasse als er berufen gewesen wären, für den Staat und das bürgerliche Gesetz Partei zu ergreifen, keine Stütze fand. Der Staatssecretär bestimmte zum Unterhändler den gelehrten Prälaten Brunelli, der Papst war jeden Donnerstag bereit, mit dem Abgesandten des ungarischen Episcopates sich zu besprechen. Bei diesen Gelegenheiten erzählte der Greis gern von seinen Jugenderinnerungen, berührte die Tagesereignisse, zeigte seine genaue Kenntniss der Literatur, besonders wenn diese mit den neueren Errungenschaften der Kirche sich beschäftigte. So erwähnt er auch den damals in der «Edinburg Review» erschienenen Essay Macaulay's über das Papsttum. Vor Allem aber betont er seine conservative Ueberzeugung, die ihm geboten habe, Lamenais und die sich an ihn wendenden Polen abzuweisen. Wie wenig Dank wüssten ihm die Fürsten dafür, besonders der Kaiser von Oesterreich, der die Josephinische Kirchengesetzbung nicht blos aufrechterhalten, sondern auch auf seine italienischen Länder ausgedehnt habe.

Es geht noch eine Woche dahin, bevor, am 5. December, die Verhandlungen mit Brunelli beginnen. Lonovics legt die Vorgänge in Ungarn dar, erklärt die Adressen der Comitate, die dem Primas schon mit Absetzung drohen, und beruft sich auf die Aussprüche der Curie, welche die nicht nach der Trienter Formel geschlossenen Ehen wohl als verboten bezeichnen, deren Giltigkeit jedoch anerkennen. Die passive Assistenz führt nicht zum Ziele, sie kann blos dem Indifferentismus Vorschub leisten, und für die Folge wird das geplante Gesetz sie ganz ausschliessen. Seine Forderungen fasst er in folgende Punkte: Möge Se. Heiligkeit auch uns gewähren, was sie in Baiern (1832) und was Pius VIII. schon früher den rheinischen Diöcesen in Preussen gestattete: *a)* dass die Brautleute gemischter Religion, die ohne Revers eine Ehe einzugehen wünschen, ohne Nennung ihrer Religion aufgeboten werden sollen; *b)* dass der Pfarrer nach dreimaligem Aufgebot ein Zeugniss ausstellen könne, des Inhalts, dass kein Hinderniss bestehe, als das des Glaubensunterschiedes; *c)* dass eventuell auch die passive Assistenz angezeigt sei; *d)* dass, wenn auch nebenbei, erklärt werde, dass die nicht nach der Trienter Formel zu schliessenden gemischten Ehen zwar nicht erlaubt, aber giltig sind (illicita, sed valida); endlich *e)* soll die

zu erlassende Bulle, um jeder Agitation vorzubeugen, in je gemässigteren Ausdrücken abgefasst sein. Brunelli hat gegen diese Punkte wenig auszusetzen und rät dem Bischof, er möge mit seinen stärksten Gründen nicht sogleich hervortreten, sondern selbe für später aufbewahren. Der Unter-Staatssecretär Capaccini findet nur den Punkt *d)* bedenklich; der Staatssecretär antwortet ausweichend. So steht es dem Höherstehenden immer offen, seinen vielleicht zu nachgiebigen Subalternen zu desavouiren. Nur Eines ist Allen gemeinsam, vom Papst bis zum Prälaten: die ewige Klage gegen die Josephinischen Gesetze. «Oesterreich nimmt sich in Bosnien der Katholiken an, weil dort Josephs Gesetze nicht eingeführt sind.» (24. December.) Diese sind nicht nur an und für sich schlecht, sie verleiten auch die akatholischen und schismatischen Mächte, die Kirche in ihren Rechten zu verkürzen. Der Papst will die Forderungen besonders aus dem Grunde nicht gewähren, weil das Beispiel leicht Vielen als Muster dienen könnte. «Die politischen Massregeln sind den Umständen gemäss wandelbar und veränderlich, aber der apostolische Stuhl kann seine Beschlüsse nicht zurückziehen, diese müssen für ewige Zeiten ihm und der Kirche als Richtschnur dienen.»

In diesem Geleise bewegt sich die Unterhandlung schwerfällig fort. Lonovics tritt mit einem neuen Motiv gegen die passive Assistenz hervor. Die Griechisch-Nichtunirten betrachten die Ehe ohne Segen weder als Sacrament, noch als giltig, so dass bei ihnen die passive Assistenz gar keinen Sinn hat. Wir müssen uns in erster Linie an den katholischen Teil halten, antwortet der Papst. Es steht ihnen ja frei, später in die nichtunirte Kirche zu gehen. Das ist ja die Gefahr, bemerkt Lonovics, wenn wir selbst gezwungen sind, den katholischen Teil mit dem andern in die nichtkatholische Kirche zu weisen. Ferner kann der Staat sich nicht mit einer Verfügung begnügen, nach der die eine Ehehälfte ihre eigene Ehe nach den Satzungen ihres Glaubens nicht für rechtskräftig halten kann. Wider die gegen die kaiserliche Regierung vorgebrachten Beschwerden kann Lonovics sich auf Thatsachen berufen, besonders auf die vor zwei Jahren in Tirol geschehene Vertreibung der protestantischen Zillertaler. Es ist augenscheinlich, dass der Papst von Anfang an viel zuvorkommender für Ungarn als für Oesterreich ist. Es ist auch nicht schwer, den Grund davon zu finden. Der Druck der öffentlichen Meinung in Ungarn war so kräftig, dass man nicht zweifeln konnte, er werde früher oder später ein Gesetz durchsetzen, das den Beschwerden der Protestanten ein Ende setzt. Wenn also der Papst nicht nachgibt, schadet er nur seiner eigenen Kirche. In Oesterreich dagegen ist seine Macht so befestigt, der Wille und die Kraft der Regierung, ihm zu widerstehen, so gering, dass er hoffen kann, in kurzer Zeit auch ohne Concessionen von seiner Seite zum Ziele zu gelangen. Diese Bemerkung ist vielleicht nicht blos für diese Unterhandlung richtig.

Lonovics nimmt, wenn es notwendig ist, den wissenschaftlichen Kampf

selbst mit dem Papste auf. So z. B. wenn er am 7. Jänner 1841 vor dem Heiligen Vater erörtert, dass der Beschluss des Concils von Trient über die Ehen blos die Disciplin und nicht das Dogma betrifft; wenn er den Papst davon überzeugen will, dass das Concil selbst diese Beschlüsse nicht auf die Protestanten auszudehnen gedachte, endlich, wenn er bestreitet, dass in Ungarn, trotzdem es «Regnum Marianum» genannt werde und der Clerus dort so viele Vorrechte geniesse, die römische Kirche wirklich die herrschende sei. Viel durchschlagender als diese wissenschaftlichen Gründe musste die Bemerkung sein, «dass wenn der Heilige Stuhl die geforderte Erklärung abzugeben sich weigert, es nicht unmöglich ist, dass auch in meinen Landsleuten, nach dem Beispiele Englands und Frankreichs, die Idee der Civilehe auftaucht.» Es zeugt für die Wissenschaftlichkeit und das Rechtsgefühl des Papstes, dass er in solche Disputationen einging und sie nicht übel nahm. Noch kräftiger wurden alle diese Fragen in den an den Staatssecretär gerichteten Denkschriften behandelt, in denen er die gegen seinen Standpunkt aufgestellten Gründe widerlegt, und unter welchen besonders die vom 14. Jänner 1841 ein schönes Denkmal seines Wissens und seines lateinischen Styls ist. Die Beweisführung zerfällt in zwei Teile. Politisch gesprochen, müsste es in Ungarn die grösste Agitation hervorrufen, wenn der Heilige Stuhl die Validitätserklärung nicht erteilte. Die Katholiken werden aufschreien, dass die Curie Ungarn in diesen schwierigen Verhältnissen das versagt, was sie anderswo zugestanden und wovon sie das Gegenteil nie behauptet hat. Die Protestanten hätten Grund zu zürnen, dass der Papst dadurch ihre Ehen zu Concubinaten stemple. Da bisher die zur katholischen Kirche übergetretenen Protestanten nie recopulirt wurden, stünde selbst die Legitimität der aus solchen Ehen entsprossenen Kinder und ihre Erbfähigkeit in Gefahr. In Rücksicht auf die Kirche, fährt er fort, könne es keinem Anstand unterliegen, die Validität auszusprechen, da ja die gemischten Ehen nicht unter die Trienter Formel gehören, und an ihrer Giltigkeit nach den Erklärungen der Päpste Benedict XIV. und Clemens XIII. ohnedies Niemand zweifelt. Diese haben es ausgesprochen, dass für die Protestanten sowohl in Anbetracht ihres Wohnortes als der Gesellschaft, der sie angehören, die Formel von Trient nicht bindend ist, dass sie in den gemischten Ehen in Folge der Einheit und Untrennbarkeit des Contractes diese Ausnahmsstellung auch der katholischen Hälfte mitteilen, selbst wenn diese an einem Orte wohnt, wo die Formel für sie bindend wäre. Dieses gilt aber nicht blos für die Holländer, sondern für die Protestanten und für die gemischten Ehen im Allgemeinen.

Brunelli gibt die Gewichtigkeit der angeführten Gründe zu, wird aber in seinen Versprechungen immer zurückhaltender, da die Frage ja bald vor die Congregation der ausserordentlichen Kirchenangelegenheiten komme, die berufen sei, darüber zu referiren. Der Staatssecretär spricht noch am

4. März in ermutigender Weise. Der Heilige Vater müsse als guter Arzt die Heilmittel den Krankheiten anpassen. Da die unter der Regierung Sr. Majestät stehenden Länder in bürgerlicher und kirchlicher Hinsicht verschieden sind, muss auch der Beschluss des Heiligen Stuhles diesem Unterschied entsprechen. Seine Meinung sei, dass der Zustand Ungarns und das Verhältniss der Confessionen in diesem Lande eine besondere Rücksicht verdienen, und deshalb für dieses Reich das Geforderte gewährt werden solle, was aber für Oesterreich nicht gelte. Lonovics bittet ihn, er möge die Sache beider Länder nicht trennen, und durch eine ungünstige Antwort Metternich nicht beleidigen, der so viel für die Kirche gethan. Im Ganzen sieht der Bischof frohen Mutes dem Bescheid entgegen. Am 13. März berichtet er dem Primas, dass er die endgiltige und günstige Lösung der Frage binnen längstens drei Wochen erwarte.

Plötzlich ändert sich die Lage. Brunelli, dessen Referat der Congregation schon vorliegt, äussert sich sehr geheimnissvoll. «So viel aber konnte ich mit nicht wenig Betroffenheit seinen Worten entnehmen, dass der Papst selbst für Ungarn meine Vorschläge nicht genehmigen wolle. Meine Befürchtungen nahmen umso mehr zu, als ich von dieser Entfremdung des Papstes auch von anderer Seite unterrichtet worden bin.» (20. März.) Eine Woche später hielt er seine letzte, langwierige Conferenz mit dem Staatssecretär ab. Am 1. April versichert ihn der Papst der baldigen befriedigenden Lösung. Endlich, am 5. April, verständigt ihn Lambruschini, der Papst habe schon entschieden, und zwar in einem für Ungarn günstigen Sinne.

III.

Den Schlüssel zu diesen Schwankungen, sowie die Erklärung der am Ende doch günstigen Erledigung bieten uns die Vorgänge in Ungarn.

Was der Reichstag von 1839—40 nicht beendigen konnte, den Abschluss der Religionssache, nahmen die ihre Thätigkeit auf alle Gebiete des politischen Lebens selbst mit Ueberschreitung ihres Wirkungskreises ausbreitenden Comitate in Angriff. Das Comitat Pest sprach sich schon im Juni 1840 gegen den Hirtenbrief der Bischöfe aus und forderte in einer Adresse an den König die Sanirung seiner Beschwerden. Viele Comitate folgten diesem Beispiele. Man sprach schon davon, den Primas und die Bischöfe in Anklagezustand zu versetzen. Wir erwähnten schon, dass man die den Bischöfen gehorchenden Pfarrer vor einen besonderen Gerichtshof lud. Am weitesten ging das Comitat Borsod, das für die Säcularisation der Kirchengüter und deren Verwendung zu Erziehungszwecken seine Stimme erhob. «Pesti Hirlap», das Organ Kossuth's, das gerade 1841 seine Laufbahn begann, teilt in den meisten Nummern Berichte über die Comitatsversamm-

lungen und ihre Resolutionen mit, um durch diese die noch Zögernden anzueifern.

Die Sendung Lonovics' war nicht eben geeignet, die Gemüter zu beruhigen. Man hielt es für ein Attentat gegen die Unabhängigkeit des Staates, wenn die Regierung in einer so hochwichtigen Sache mit einer fremden Macht, dem Papste, verhandelt, und zwar durch einen Bischof, der doch nicht unparteiisch sein könne. Uebrigens sei die Unterhandlung ohne dies nichtig. Die Entscheidung könne nur dem Reichstag zukommen, dessen Berufung, um der Agitation ein Ende zu setzen, täglich stärker gefordert wurde. Wir können alle diese Reden und Resolutionen nicht mitteilen und begnügen uns, auf die sehr eingehende Adresse des Zalaer Comitates, die aus Franz Deák's Feder floss, zu verweisen. *

Am nächsten berührte Lonovics die Resolution des Temeser Comitates, welche er nicht ermangelte, sogleich zur Darstellung seiner bedrängten Lage und der Gefahr des ungarischen Episcopates dem Staatssecretär mitzuteilen, obzwar er ja nach Metternich's Versicherungen gewiss sein konnte, dass dieselbe nie zum Vollzug gelangen werde. Der Oberstuhlrichter Sabbas Vukovics (der spätere Justizminister der Revolution) ermahnt den Bischof, «seinen sowohl an Form wie an Inhalt gesetzwidrigen Hirtenbrief, dessen Befehle schon mehrere Pfarrer schuldhaft nachgekommen, binnen des gesetzlichen Termines von viermal fünfzehn Tagen um so gewisser zurückzuziehen, als sonst der Fiscus gezwungen wäre, Ew. Excellenz vor dem gemäss Art. XIV: 1647 ernannten Gerichtshof zu belangen.» Interessant ist noch ein geheimer Bericht über die Sitzung des Comitates Pest vom 3. Februar. Die ungeheuere Mehrheit nimmt Partei gegen die Bischöfe. «Die Liberalen handeln und denken durch die oben angeführten Gründe geleitet; — die den königlichen Interessen wirklich Ergebenen, wenn sie es auch nicht öffentlich äussern, denken und sprechen im vertrauteren Kreise, dass durch das Beginnen der Bischöfe die königlichen Rechte, welche hinsichtlich keines Punktes in den Gesetzen so klar entwickelt sind, als in religionariis, beeinträchtigt werden.» Selbst ein Geistlicher, Horarik, erhob gegen die Bischöfe seine Stimme. «Die Animosität wird durch diese Religionsstreitigkeiten immer mehr angefacht und man befürchtet, dass dieselbe für die katholische Kirche ausser sonstigen Folgen auch noch die haben dürfte, dass viele Katholiken zum Protestantismus übergehen; ja die Protestanten verkünden bereits, dass nur das Beispiel bedeutender, Namen habender Männer notwendig sei, um zahlreiche Uebergänge zu veranlassen; Keiner wolle der Erste sein, habe sich aber dieser gefunden, dann werde die Zahl seiner Nachahmer desto grösser ausfallen.»

Die Bischöfe traten nicht so einheitlich der Bewegung entgegen, als

* Deák Ferencz beszédei. (Reden Franz Deák's.) Herausgegeben von Em. Kónyi. Bd. I, S. 470—477.

dies der Heilige Stuhl erwartet hätte. Gerade als der Kampf wegen der Hirtenbriefe hin und her wogte, geschah es, dass der Bischof von Siebenbürgen die Ehe zwischen dem Protestanten Georg Komáromy und der Gräfin Eulalia Csáky persönlich segnete.

Diese Thatsachen mochten auf den Vatican einen gewissen Druck ausüben. Lonovics selbst gedenkt in seinem Tagebuche in elegischer Stimmung seines möglichen Märtyrertums. «Diese sind die eigentümlichen Verhältnisse Ungarns, welche Heilung erfordern.» Auch die Ende März wahrnehmbare Schwankung findet in ihnen ihre Erklärung. Der Nuntius in Wien, Fürst Altieri, berichtete nämlich in dem Sinne nach Rom, als ob die Aufregung in Ungarn sich schon legen würde. Schon hätten sich fünf Comitate für die Bischöfe erklärt. Wozu also nachgeben, wenn Ungarn selbst dies nicht fordert?

Ein Bericht der ungarischen Hofkanzlei vom 26. März, den Fürst Metternich sogleich nach Rom beförderte, kam gerade zur Zeit, diese Hoffnungen herabzustimmen. Alle Versammlungen befolgen das von Pest gegebene Beispiel, das Eingreifen der weltlichen Gewalt in die kirchlichen Angelegenheiten wird immer drohender, die Verlegenheit des Clerus und der Regierung nimmt von Stunde zu Stunde zu und letztere muss umso mehr auf den Abschluss der Unterhandlungen in Rom dringen, als es die allgemeine Forderung der Comitate ist, die Sache im Reichstage zu verhandeln. Nur solche Comitate, wo die Regierung überwiege (Heves, Szepes, Sáros) hätten dagegen protestirt, und selbst diese sind unverlässlich.

Was that aber in dieser Frage die Regierung? Hatten denn nur die Comitate und die Bischöfe zu entscheiden?

Wie in allen anderen Fragen der Epoche von 1825 bis 1848 liess auch in dieser die Regierung die Initiative sich entwinden. Die Ereignisse finden sie unvorbereitet: sie ist unfähig, einen energischen Entschluss zu fassen. Noch im April 1839 gebietet sie den Vollzug des G.-A. XXVI : 1790, sie thut aber dann keinen Schritt gegen die diesem zuwiderhandelnden Bischöfe. Ebenso wenig hält sie die Comitate zurück. Sie gestattet, dass Unruhe im Lande angefacht werde und setzt dieser weder durch Aufrechthaltung des alten, noch durch Schaffen eines neuen Gesetzes Schranken. Diese Schwäche konnte keine andere Folge haben, als dass die Opposition auch auf diesem Gebiete das thun musste, was der Regierung zukam. Diese Unthätigkeit kam nicht blos der ungarischen Opposition, sondern in gleichem Maasse dem päpstlichen Stuhle zugute. In einer Frage, in welcher das Land immer autonom Beschlüsse gefasst, musste man die Curie als Schiedsrichter anrufen. Man gestattete den Bischöfen, von dem Gesetze abzuweichen, dem sie so lange Zeit hindurch gefolgt, und von Rom die Anleitung zu erwarten, wie sie ihren Pflichten nachkommen sollen.

Von der kaiserlichen Regierung lässt sich kaum Besseres sagen. Man

wusste zu gut, wie wenig Metternich gegen den bei Hof herrschenden Geist, den seine Gemahlin, die Gräfin Melanie Zichy, auch in seiner Familie eingebürgert, vermöge, als dass man sich beeilt hätte, ihm zu Willen zu sein. Seine Briefe beweisen seine Unentschlossenheit und der hohe Ton, in dem er spricht, kann diese nicht bemänteln. «Ich erlaube mir nicht an dem Success zu zweifeln», schreibt er Mitte Februar. «Der Fehler der Römer ist, weit zu wenig Kenntnisse der eigentümlichen Stellungen im Auslande zu besitzen. Das Princip kann und muss stets als die Grundlage der Handlungen hoch und heilig erhalten werden; die Anwendung des Principes allein fordert Beweglichkeit und um selbe zweckmässig zu regeln, gehören Kenntnisse, welche in Rom häufig mangeln. Den Umtrieben in Ungarn liegt viele Unwissenheit zu Grunde; wenn der Papst und der Kaiser einmal einverstanden sind, so kann der Letztere laut die Stimme erheben, was bis dahin unmöglich ist. Der Episcopat wird seinerseits eine feste Stütze in dem vereinten Ausspruche der beiden obersten Gewalten finden und sich das, was zum radicalen Schwindel gehört, von dem, was auf blosser Unkenntniss dessen, was die Sache selbst betrifft (beruht), trennen. Die Frage der gemischten Ehen lastet auf allen Reichen, wo die Bevölkerung in religiöser Hinsicht gespalten ist; die Mittel der Hilfe müssen aber nach dem Localbedürfnisse geregelt werden.» Als Rom trotz dieser Orakelsprüche noch immer zaudert, spricht er am 28. Februar verständlicher. «Wenn die Regierung nicht bald ihre Stimme in Ungarn erheben kann, so kann dies unberechenbare Folgen nach sich ziehen, nicht blos Unruhen, sondern auch Apostasie in den höheren und niederen Ständen. Setzen Sie dies in meinem Namen energisch den Männern auseinander, die am Ende nur das wollen können, was wir fordern, aber aus verwerflichen Gründen gerade dort zaudern, wo jeder verlorene Tag Gefahr bringt.»

Am tiefsten geht das lange Schreiben vom 26. März sowohl auf die ungarischen Angelegenheiten, als auf das Verhältniss des Fürsten zu Rom ein. «Es gibt nämlich Leute, welche in dem Kampfe, welchen heute der Episcopat in Ungarn besteht, eine Verkräftigung des religiösen Sinnes zu finden glauben und hoffen, dass der Sieg hiedurch nur kräftiger zu Gunsten der Kirche ausfallen dürfte. Diese Leute irren sich, indem sie einer Abstraktion huldigen. Sie kennen weder das Land, noch die schädliche Einwirkung, welche die sinnlosen Reden in den Comitaten und die Congregationsbeschlüsse weit über die Grenzen des Reiches üben. Im nördlichen Deutschland z. B. treten bereits Verteidiger der preussischen Eingriffe unter dem letzten König auf, welche dieselben als milde Massregeln zu beschönigen trachten, indem sie dieselben in Vergleich mit Anträgen katholischer Gesetzgeber stellen, denn wer kann in der Ferne die gehörige Linie zwischen den Gesetzmachern in Ungarn ziehen?» Interessant ist die Bemerkung über den römischen Hof: «Wenn die oberste Regierung der Kirche allerdings im Aus-

spruche der Principien die Unfehlbarkeit in Anspruch zu nehmen befugt ist, so lässt sich dieselbe Bürgschaft nicht auf den Gang der Männer, welche zu Rate gezogen werden, ausdehnen. Auf deren Gang wirken vielartige Einflüsse ein, als da sind der angeborne italienische Geist und eine bedeutende Unkenntniss der Lage der Dinge im Auslande. — Zwei Unzukömmlichkeiten sollten den dortigen Geschäftsmännern (wären sie zugleich Staatsmänner) nicht entgehen und diese sind die unvermeidlichen Vermutungen, als wüsste Rom nicht, was es will und wollen soll, oder als bestünde Streit zwischen dem Kaiser und dem Papst. Nun sind aber die beiden Vermutungen falsch; es gilt hier nicht das Dogma, sondern die Handlungsweise, und es kann kein Streit bestehen dort, wo der Kaiser den Papst um Hilfe zum vereinten Besten des Staates und der Kirche angeht.»

»Man begreift nicht zu Rom, warum der König in Ungarn nicht handelt? Statt dieses nicht zu begreifen, sollte man dem König hiefür Dank wissen. Er handelt nicht, weil er die Hilfe des Kirchenoberhauptes in Aussicht stellt; weil er den Episcopat in geschlossener Reihe zu erhalten wünscht und sich durch die Einheit des Episcopats mit dem Heiligen Stuhle und der Krone die geschlossene weltliche und geistliche Kraft sichern will.» Kann der König von Ungarn seiner Stellung mehr vergeben, als diese Worte ausdrücken, die nur die Unthätigkeit und Unfähigkeit seiner Regierung beschönigen? Das aber hat Metternich redlich verdient, dass man ihm in Rom glaube. Wenn er klagt, dass er nicht verstanden wird, lag die Ursache mehr in ihm, als in der Unwissenheit der Cardinäle.

IV.

Das Ergebniss der Verhandlungen ist in dem Breve vom 30. April 1841, an den Primas und die beiden Erzbischöfe von Ungarn gerichtet, enthalten. Zuerst wird das frühere Verhalten des Episcopats gerügt, dann mit Freude seiner Umkehr gedacht. Da aber die Umstände so zwingend waren, war es richtig, die passive Assistenz vorzuschlagen. Diese wird gestattet, der katholische Pfarrer kann auch in dem Falle, wo der akatholische Teil auf die vorgeschriebenen Bedingungen nicht eingeht, der Trauung assistiren, jedoch blos als Zeuge. Auch in diesem Falle ist es erwünschter, wenn die Copulation vor dem katholischen Pfarrer vor sich geht, als wenn man sich an den häretischen Seelsorger wendet. Der Pfarrer kann, nachdem die Brautleute ihre Einwilligung ausgesprochen, die Ehe als giltig in die Matrikel aufnehmen.

«Es thut uns von Herzen weh, dass wir diese Toleranz auch auf ein durch seinen katholischen Glauben so ausgezeichnetes Land ausdehnen mussten und bekennen feierlich vor Gott, dass nur der Grund uns dazu geleitet oder vielmehr gezwungen hat, damit wir dadurch die katholische

Kirche vor noch grösserem Schaden bewahren. Ihr müsst bestrebt sein, dahin zu wirken, dass diese den gemischten Ehen eingeräumte Duldung beim katholischen Volke die Pietät gegen die diese Ehen missbilligenden Kirchengesetze nicht mindere.» Ein wahres Meisterwerk der päpstlichen Diplomatie! Strenge, starre Aufrechterhaltung der Principien, dabei Sinn für die Notwendigkeit des Augenblickes. Der ganze historische Geist des Vaticans gibt sich in diesen Zeilen kund. Die neuere Entwicklung wird besonders dadurch gekennzeichnet, dass die Kirche, als sie gezwungen ist, sich mit dem Staate auseinanderzusetzen, die innere Mission, die Beeinflussung der Gemüter und Gewissen umso stärker sich zur Aufgabe stellt.

Das Breve wird durch eine von dem Staatssecretär erlassene Instruction ergänzt. Wenn, was Gott verhüten möge, trotz aller Ermahnungen eine solche Ehe doch zu Stande käme, sollen die Bischöfe und Pfarrer sie klug dissimuliren und für giltig halten, obgleich sie verboten sind (prudenter dissimulanda et quamvis illicita, pro validis habenda), wenn kein anderes canonisches Hinderniss obwaltet.

Auf diese Weise ward der Weg zum modus vivendi eingeschlagen. Der §. 2 des G.-A. III: 1844 erklärt auch die gemischten Ehen für gesetzlich, welche vor protestantischen Geistlichen geschlossen wurden, und zwar rückwirkend für den Zeitraum vom 15. März 1839 (dem Datum des Grosswardeiner Hirtenbriefes) bis zum 10. November 1844. Dieses Gesetz bedeutet unzweifelhaft in Vergleich mit dem von 1790—91 für die katholische Kirche eine Abnahme ihrer dominirenden Stellung. Den meisten Einfluss auf diese Veränderung muss man dem Zeitgeiste zuschreiben. Doch wäre das Gesetz kaum so rasch und so glatt durchgegangen, wenn der Episcopat nicht selbst durch die Reverse und die passive Assistenz den für ihn nach seiner eigenen Aussage so günstigen Boden des Gesetzes verlässt und dadurch die ganze öffentliche Meinung, sozusagen ohne Glaubensunterschied, gegen sich in's Feld ruft.

Fürst Metternich, der des Erfolges so sicher war, musste sich für Oesterreich mit viel geringeren Zugeständnissen begnügen. Als Lonovics nach Abschluss der ungarischen Angelegenheit auf die Erfüllung der Wünsche der österreichischen Regierung drang, erklärte der Heilige Vater rundweg, dass er dies nicht thun werde (sia certo Monsignore che non lo farò). Umsonst wies Lonovics darauf hin, wie viel vom Wohlwollen des kaiserlichen Hofes erwartet werden könne, wenn man diese Sache günstig erledige. Wohlfeileren Kaufes kann man mehr, als der Heilige Stuhl von dort erlangen kann, nicht gewinnen. Der österreichischen Regierung ward weniger zugestanden, als Baiern im Jahre 1832. Es wurde die blosse passiv Assistenz gestattet. Daran trug aber Metternich selbst die Schuld. In seiner ersten Denkschrift hatte er nämlich entweder die passive Assistenz oder die Dispensation von der Trienter Formel gefordert. Der Papst fand es,

wie Brunelli erzählte, nicht für recht, dass er, wo das bürgerliche Gesetz über die gemischten Ehen der Kirche einigermassen günstig sei, darüber hinausgehe. Und selbst diese Concession gait nur für das Gebiet der deutschen Erbländer, denen der 16. Punkt der Bundesacte volle bürgerliche Gleichberechtigung der christlichen Bekenntnisse sicherte. Für Galizien, auf welches die Krone Ungarns noch Anspruch machte, stellte der Staatssecretär die für Ungarn eingeräumten Zugeständnisse in Aussicht.

Als der Bischof von Csanád im Juni 1841 sein Vaterland wiedersah, konnte er auf ein verdienstvolles Werk zurückblicken. Es ist keinem einzelnen Manne gegönnt, die aus dem Verhältniss der Kirche zum Staate sich ergebenden Probleme endgiltig zu lösen. Er hat aber Alles vollbracht, was in seiner Macht stand, um den innern Frieden seines Vaterlandes unter Wahrung der Ansprüche des geistlichen Standes herzustellen.

Heinrich Marczali.*

DAS PRÄHISTORISCHE SCHANZWERK VON LENGYEL.

(Fortsetzung).

Nr. 61. In der Nähe der vorerwähnten Wohnstätten fanden sich in der schwarzen Humusschichte zerstreut:

Fünfzehn Jaspis-Messer; ein Jaspis-Schaber; zwei grosse, breite Jaspis- und ein kleinerer Silex-Nucleus.

Das Bruchstück eines kleinen, 2 Cm. breiten, stumpfen, geschliffenen und durchbohrten Steinhammers. Das Bohrloch ist unverhältnissmässig gross, da es einen Durchmesser von mehr als 1 Cm. hat.

Ein länglich viereckiges, sehr regelmässig geschliffenes Steinbeil, 6 Cm. lang, 3·5 Cm. breit.

Ein in der ganzen Länge geschliffener und an einem Ende geschärfter Beinmeissel, 6 Cm. lang, 2 Cm. breit.

Ein flaches, polirtes und geschärftes Beininstrument, 1·5 Cm. breit, 6 Cm. lang, sowie ein zugespitztes Hirschhornstück.

Ein 9 Cm. langes Hirschhornstück. Das eine Ende ist gespitzt, das andere bildet die Geweihrose, in der Mitte ist eine viereckige Vertiefung gemeisselt, wahrscheinlich als Beginn der Durchbohrung. Ausserdem zwei unbearbeitete Geweihe und der knöcherne Hornzapfen eines jungen Bos priscus.

Zwei Splitter von geschliffenen Eberhauern. Der Schliff geschah längs
XXIX. 214, der Schneide. Man fand schon in mehreren prähistorischen Ansiedlungen
215. solche Stücke, so wurden u. A. bei uns in der Aggteleker Höhle solche

* Aus dem Octoberheft (1890) der «Budapesti Szemle» (Budapester Revue).

Exemplare in der Nähe von Gerippen gefunden. Im Nationalmuseum befindet sich eines aus Tiszaug, im Berliner kön. Museum aus Robenhausen. Ferner kamen sie, wenn auch selten, in Sachsen[1] vor, häufiger aber in den oberösterreichischen Pfahlbauten.[2] In Frankreich sind diese meist durchbohrt und wurden als Schmuck getragen.[3]

Ein stöpselähnlicher Gegenstand aus Thon. Derselbe ist schwärzlich und glatt polirt, mit parallel eingekratzten Linien versehen, 4 Cm. hoch und hat am oberen breiteren Teile einen Durchmesser von 4·5 Cm.

Zwei grössere Wirtl, zwei kurze Thonlöffel mit durchbohrtem Stiel und ein hornförmiger, senkrecht durchbohrter Gefässhenkel, an der Bruchstelle stumpf abgewetzt.

Ein halbfertiger Schlittschuh aus einem dicken Knochen. Der untere Teil ist etwas polirt, aber nicht durchbohrt. (S. XXVII. 201.)

Zwei fingerhutgrosse, rohe Gefässchen ohne jede Verzierung, 2 Cm. hoch, 3 Cm. Durchmesser; und ein ebenso kleines, kegelförmiges, unten concaves Deckelchen.

Ein sehr rohes, dickwandiges, mit senkrecht eingekratzten Linien verziertes Gefäss. Die Seitenwand ist unmittelbar ober dem Boden durchbohrt, so dass die Flüssigkeit herausfliessen konnte. Dasselbe hat 3 Cm. Höhe und 4.5 Cm. Durchmesser.

Drei kleine, mit Kreideeinlagen verzierte unversehrte Gefässe und zwei sehr grosse, roh gearbeitete, ebenfalls unversehrte Töpfe ohne Verzierung.

Eine durchbohrte runde Thonscheibe von 7 Cm. Durchmesser, welche jedoch nicht aus einem Gefäss-Bruchstück verfertigt ist, und ein glatter Arbeitsstein.

Nr. 62. Ein deutlich erkennbarer tonnenförmiger Wohnraum, 220 Cm. tief, 320 Cm. lang, 264 Cm. breit. Darin befanden sich:

Zwanzig Jaspis- und zwei Obsidianmesser, zwei Jaspisschaber und drei grössere Jaspisnuclei.

Sechs am oberen Ende durchbohrte Thonpyramiden und vier glattpolirte Wirtl.

Ein Messer aus Eberzahn, zugeschärft, und ein Polirwerkzeug aus Bein.

Ein dünnes Bronzeplättchen, in dessen Mitte sich eine winzige canalförmige Vertiefung befindet. Daneben zwei dünne Bronzedrähte, welche in den Canal des Plättchens passen.

Rohe Thonscherben fanden sich in dieser Grube in Menge, doch kein einziges unversehrtes Gefäss.

Nr. 63. Nahe den Wohnstätten fanden sich in der oberen Schichte zerstreut:

[1] Das Dresdener «Zwinger-Museum» besitzt einige Exemplare.
[2] Dr. Much's Privatsammlung in Wien.
[3] Mortilet «Musée préhistorique» LXIII. 617.

Siebenzehn Jaspis- und ein Obsidianmesser, drei Jaspisschaber und sieben diverse Nuclei.

Ein zugespitztes, am dicken Ende umschnitztes Hirschhornwerkzeug.

Drei sehr hübsche, mit Kreideeinlagen nett verzierte, unversehrte Gefässe und zwei Wirtl.

Drei unbearbeitete Bachkiesel und mehrere Knochenstücke.

Eine 18 Cm. lange, sehr spitzige, in der ganzen Länge rund geschliffene Beinnadel; nur am Kopfe liess man die ursprüngliche eckige Form des Knochens, welcher durchbohrt ist.

Nr. 64. In der oberen Schichte zerstreut:

Ein grosser Jaspis-Nucleus und ein zum Abschlagen von Klingen verwendeter viereckiger Spaltstein.

Sechs am oberen Ende durchbohrte Thonpyramiden und zwei hornförmige, senkrecht durchbohrte grosse Gefässhenkel, deren einer an der Bruchstelle glatt abgewetzt ist.

Das Bruchstück einer pilzförmigen Todtenleuchte und ein durchbohrtes, rundgeschliffenes Thonstück.

Ein runder, schwerer Wurfstein; zwei Bachkiesel; drei unbearbeitete Hirschgeweihe und der knöcherne Hornzapfen eines Büffels.

Nr. 65. In der oberen Schichte zerstreut:

Sechzehn Steinmesser und fünf Nuclei, darunter einige aus sehr schönem, grüngestreiftem Jaspis und ein viereckiger Spaltstein.

Ein Messer aus geschliffenem Eberzahn und eine geschliffene Beinpfrieme.

XXIX. Ein 4 Cm. langes, trapezförmiges, geschliffenes Steinbeil.

216. Ein elipsförmiger flacher Thonhenkel.

Ein stöpselähnlicher Steincylinder in der Form eines stumpfen Kegels welcher aus der Durchbohrung eines Steinhammers herrührt. Derselbe hat an einem Ende nicht ganz 2 Cm., am andern nicht ganz 1·5 Cm. Durchmesser. An den vielen parallelen dünnen Furchen erkennt man die Spuren der Bohrung mit Sand. (Der Zeichner hat dieselben an der Abbildung nicht kenntlich gemacht).

Lange Zeit hielt man die Durchbohrung der Steinbeile ohne Metall für unmöglich; diese Bohrzapfen beweisen aber das Gegenteil. Die Durchbohrung geschah derart, dass man feuchten Sand oder Körnchen eines härteren Gesteins teils mit cylinderförmigen, massiven, teils aber mit röhrenförmigen, innen hohlen Holz- oder Knochenstücken rieb, wie z. B. mit einem markhältigen Röhrenknochen. Wenn man die Reibung mit röhrenförmigen Instrumenten vollzog, so wurde das Beil nur an jener Stelle vertieft, wo dasselbe durch die massiven Teile der Röhre berührt wurde und entstand daher nur ein dünner, runder Ring, in dessen Mitte sich ein Cylinder von der dem Innern der Röhre entsprechenden Breite erhob. Sobald dieser Bohr-

zapfen sich verlängerte, wetzte sich das zum Reiben verwendete Röhrenstück innen und aussen ab: die Aussenseite durch die Wände des Bohrloches, die Innenseite durch den emporstehenden Zapfen. Wenn nun die Bohrung nicht mit hartem Metall, sondern mit Holz- oder Beinröhren geschah, so wetzte sich natürlich die Röhre innen und aussen in sehr beträchtlicher Weise ab und dies immer mehr, je länger die Reibung dauerte, so dass die Aussenfläche zurücktrat, die Röhre sich dagegen erweiterte.

Dies hat zur Folge, dass das Bohrloch an jener Seite des Beiles, an welcher die Bohrung begonnen wurde, stets etwas breiter ist, als an der entgegengesetzten. Der Bohrzapfen dagegen ist am Anfange des Bohrloches etwas schwächer und verbreitert sich, je länger die Reibung dauert. Daher stammt der an beiden Seiten verschiedene Durchmesser des Bohrloches und die stumpfe Kegelform des herausgefallenen Zapfens.

Bisweilen begann man aber die Bohrung an beiden Seiten und wenn man tief genug gedrungen war, schlug man den mittleren Teil durch.

Die halbfertigen Exemplare und die herausgefallenen Steinzapfen bieten den klaren Beweis für diese Art der Durchbohrung. Ich hatte Gelegenheit diese Bohrung der Steingeräte genau zu prüfen in den ausländischen, namentlich in den dänischen und schwedischen Sammlungen und fand, dass zumeist röhrenförmige Geräte verwendet wurden, wenngleich die Art der Bohrung selbst in einem und demselben Lande verschieden war.

Die Steingeräte im Museum zu Göteborg (Schweden) sind grösstenteils nur von einer Seite durchbohrt u. zw. mittelst Holz- oder Beinröhren, was der verschiedene Durchmesser des Bohrloches und die Kegelform des Zapfens beweisen. Es gibt aber auch Bohrzapfen, die nicht kegel- sondern cylinderförmig sind und der Durchmesser des Beil-Loches beiderseits gleich; diese Bohrung und Zapfen entspringen der Bearbeitung mit einer Metallröhre. Ich sah übrigens ebendort einen grösseren Steinkegel, welcher noch überdies der Länge nach durchbohrt ist, dessen Zweck und Anfertigung ich mir aber nicht zu erklären vermochte.

Im Museum zu Stockholm befinden sich einige halbfertige Aexte, deren innenstehender Zapfen spitz ist, ein Zeichen, dass dieser durch den inneren weichen Teil des massiven Holzcylinders gebildet wurde. An andern Exemplaren ist die Bohrung beiderseits begonnen. Im Allgemeinen wurden die meisten nur an einer Seite u. zw. mit einem röhrenförmigen Instrumente angebohrt, nur ist es auffallend, dass trotz der ziemlich grossen Sammlung der durchbohrten Steingeräte, doch nur vier Stück solche herausgefallene Bohrzapfen vorhanden sind.

Dasselbe nahm ich auch in der riesigen Sammlung von Steingeräten zu Kopenhagen wahr.

Das Berliner Museum besitzt nur zwei halbdurchbohrte Steinäxte, deren eines ein halbfertiges, trichterförmiges Loch hat, daher mit einem

massiven Gegenstande gebohrt wurde, das andere dagegen mit einem röhrenförmigen; diese sind aber, sowie die meisten ganz fertigen Steingeräte dänischen oder schwedischen Ursprunges.

Im Prager Museum befinden sich zahlreiche Exemplare mit unterbrochener Bohrung, und sieben Stück Bohrzapfen von stumpfer Kegelform. Die fertigen Exemplare sind meist mit röhrenförmigen Werkzeugen gebohrt. In den oberösterreichischen Pfahlbauten fand man weder halbfertige Steinbeile, noch Bohrzapfen und wenn dies einen Schluss zulässt, so muss man annehmen, dass dort keine Steingeräte verfertigt wurden. Dagegen fand man solche häufig in den niederösterreichischen[1] und schweizer Pfahlbauten.[2] Das ung. Nationalmuseum besitzt mehrere Exemplare von Steingeräten, bei welchen die Bohrung mit röhrenförmigen Werkzeugen begonnen und unterbrochen worden war, und von Bohrzapfen. T. Ortvay[3] zählt noch zehn andere Zapfenfunde aus verschiedenen Gegenden des Landes auf.

Wie wir es an den meisten in- und ausländischen Steinwerkzeugen im Allgemeinen sehen, war auch bei den in Lengyel gefundenen die Art der Bohrung mittelst röhrenförmiger Werkzeuge vorherrschend. Diese letztere Art ist, wenn auch nicht natürlicher, so doch practischer und vollkommener, da die Röhre weniger Steinmasse entfernt, als ein massiver Cylinder und daher auch die Procedur eine schnellere ist.

Der hier gefundene Bohrzapfen ist ein untrüglicher Beweis für die lokale Erzeugung von Steingeräten.

Nr. 66. Eine, von der ausfüllenden Humusschichte sich sehr schön abhebende Wohnstätte, doch erstreckte sich auch um dieselbe herum die Humusschichte viel tiefer, als sonst. In dem Wohnraume befanden sich:

Dreiundzwanzig diverse Jaspis- und fünf sehr schmale, lange Obsidianmesser, sowie sieben Jaspisschaber und ein grosser Jaspis-Nucleus.

Ein elipsförmiger, geschliffener, flacher Kalkstein und zwei unbearbeitete Bachkiesel.

Fünf geschliffene Beinpfriemen und ein hornförmiger Gefässhenkel mit abgestumpfter Bruchstelle.

Drei halbgebrannte Thonpyramiden. Nur an einem befindet sich oben das gebräuchliche schiefe Kreuz.

Ein an der oberen Fläche geschliffener Sandstein, 7 Cm. dick, 18 Cm. lang. Die geschliffene Fläche ist ganz mit roter Farbe überzogen, welche

[1] In Dr. M. Much's Privatsammlung (Wien) befinden sich ausser 3 Bohrzapfen (1 aus Nieder-Oesterreich, 2 aus Böhmen) noch 7 Steinhämmer mit unvollendeter Bohrung.

[2] Mortillet «Musée préhistorique,» LIII. Fig. 506, aus den Museen zu Zürich und Wien.

[3] Dr. Theodor Ortvay «Ursprung und Alter der prähist. Steinwerkzeuge». H. I. S. 61.

eine Platte bildet. An der rauhen Seite klebt eine weisse Kreide- oder Kalkmasse.

Eine Geweihwurzel mit ziemlich glatten Schnittspuren.

Ein Geweihstück; das dicke Ende ist abgeschnitten, die Bohrung daran begonnen und bis zur halben Dicke ausgeführt, die Spitze ist als Meissel ausgearbeitet.

Ein Hirschgeweih; das dicke Ende ist zugeschnitten, das dünne Ende gespitzt, aber nicht polirt.

Ein 37 Cm. langer Geweihast, am dicken Ende 2·5 Cm. stark. Er ist am dicken Ende ganz glatt geschnitzt; oberhalb dieses Schnittes befindet sich eine Sägespur von 3 Mm. Breite und Tiefe.

Ein 23 Cm. langes Hirschgeweih, an beiden Enden zugeschnitten; dasselbe hat ausserdem in der Mitte zwei tiefe Sägefurchen.

Ein riesiger Hornzapfen von 16 Cm. Durchmesser, welcher nahe der Wurzel in eine glatte Halbkugel endigt. Derselbe ist wahrscheinlich noch dem lebenden Tiere abgebrochen und in dieser Form verwachsen.

Zehn kurze unbearbeitete Spitzen von Hirschgeweihen.

Nr. 67. In der tiefer gelegenen Humusschichte um die vorige Wohnstätte herum befanden sich zerstreut:

Sieben Stück grosse Jaspis-Nuclei; dreizehn diverse Jaspis- und zwei Obsidianmesser; drei Jaspisschaber.

Sieben polirte Beinpfriemen; ein sehr spitz geschliffenes Hirschgeweihende und eine kleine Süsswassermuschel.

Ein Messer aus Eberzahn. Nicht nur die Schneide ist scharf geschliffen, sondern auch der obere Teil nach Art der Schaber ausgearbeitet. Dasselbe ist 7 Cm. lang und bis 1·5 Cm. breit.

Eine sehr lange Beinnadel, am dicken Ende abgebrochen und dennoch 13 Cm. lang. Die ganze Nadel ist geschnitzt und geschabt, aber nicht polirt.

Ein flaches Polirwerkzeug aus Bein, 8 Cm. lang, bis 2 Cm. breit. Das dicke Ende ist zugeschnitzt, die schmale Seite halbkreisförmig geschliffen.

Ein grösserer, am Rande 5 Cm. dicker Sandstein, dessen obere und untere Fläche zum Poliren von Steingeräten verwendet wurde. Aus diesem Grunde ist er an beiden Seiten concav und derart abgenützt, dass seine Dicke in der Mitte nur 0·5 Cm. beträgt, wo er auch gebrochen ist.

Nr. 68. Zerstreut in der Humusschichte fanden sich:

Vier grosse Nuclei, zwölf diverse Jaspis- und drei schmale, lange Obsidianmesser, sowie vier Jaspisschaber. Eines der Steinmesser ist am unteren Ende viel schmäler zugearbeitet und man sieht, dass es in einen Griff gepasst war.

Fünf polirte Beinpfriemen und eine Süsswassermuschel.

Zwei Wirtl und eine hartgebrannte Thonpyramide.

Zwei Hirschgeweihe, am dicken Ende umschnitten.

Das Bruchstück eines Steinwerkzeuges aus grauem Marmor und ein flaches, geschliffenes, 1·5 Cm. breites Sandsteinstück, in der Breite an zwei Stellen durchbohrt.

Nr. 69. Eine, sich von der übrigen Erde deutlich abhebende, kreisrunde Grube, in welcher keine Spur von Feuer, daher auch keine Asche gefunden wurde, die also ausschliesslich als Wohnraum benützt worden war; dieselbe stand aber in unmittelbarer Verbindung mit einem daneben befindlichen, ebenso tiefen Feuerherde. Im Wohnraume fanden wir:

Fünf grössere Nuclei; neunzehn Jaspis- und vier schmale Obsidianspäne; fünf Jaspisschaber.

Zwei Jaspismesser, deren unterer Teil in einer Länge von 11 Mm. viel schmäler geschnitten ist, um sie in einen Griff zu befestigen.

Ein sehr scharf geschliffenes Steinbeil, der Breite nach abgebrochen.

Ein Steinwerkzeug in der Form eines rechtwinkligen Dreieckes, 3·5 Cm. lang.

Ein Messer aus Eberzahn, 4 Cm. lang, 1 Cm. breit.

Ein 8 Cm. langer Beinmeissel, das eine Ende scharf geschliffen, das andere stumpf abgehackt.

Zwei schwarze, geglättete, unversehrte Gefässe; das eine unverziert, das andere mit feinen Furchen und Kreideeinlage geziert.

An der Nordseite dieses Wohnraumes fanden wir eine andere runde Grube von gleichen Dimensionen, in welcher sich eine Unmasse Asche und darin zertreut 8 mittelgrosse, gutgebrannte Thonpyramiden befanden. Nur an einer dieser letzteren fanden wir das gewöhnliche schiefe Kreuz vertieft. Ferner fand sich eine Menge Scherben von grossen Gefässen. An der Seitenwand eines grossen, rotgebrannten Gefässes ist ein halbmondförmiger Henkel angebracht, an einem anderen sitzt am Rand ein senkrechter spitzer Ansatz. Zwischen Asche und Thonscherben fanden wir noch eine grössere Menge Abfälle von Tierknochen und Gerätschaften, aber nur vier Steinklingen und eine polirte Beinpfrieme.

Dies war der erste Fall, welcher uns die Ueberzeugung schaffte, dass die Feuer- oder besser Küchenräume von den Wohnräumen getrennt waren. Diese beiden Gruben waren ausnahmsweise mit einander verbunden; immer aber befanden sich die entsprechenden Räume nahe bei einander.

Nr. 70. In einer ziemlich tiefen Humusschichte zerstreut, in welcher sich jedoch weder Asche, noch gebrannte Thonstücke befanden:

Fünf grosse Jaspis-Nuclei und auf einem Haufen 23 Silexmesser, welche durch den Einfluss des Feuers ganz weiss geworden waren.

Das Bruchstück einer gelben, rot angestrichenen pilzförmigen Todtenleuchte; ein kleineres, rotgebranntes Wirtl und ein Fischkiefer.

XXIX. Ein viereckiges, aus dickem Bronzedraht verfertigtes, in der Form von
217. zwei liegenden «S» gebogenes Kratzwerkzeug. Es endigt in zwei, von einan-

TAFEL XXIX.

B. Die Bruchzahlen bedeuten den Teil der Naturgrösse der Figuren, die ganzen Zahlen die Figurennummern.



214 $\frac{2}{3}$



205 $\frac{1}{4}$



215 $\frac{2}{3}$



218 $\frac{2}{3}$



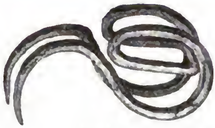
219 $\frac{5}{6}$



222 $\frac{2}{3}$



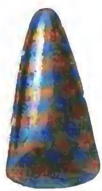
216 $\frac{2}{3}$



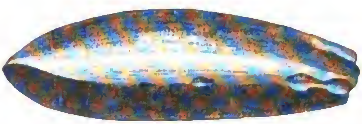
217 $\frac{2}{3}$



220 $\frac{1}{2}$



223 $\frac{1}{2}$





213 $\frac{1}{2}$

221 $\frac{1}{2}$

. Thongefäss. — 213. Glättwerkzeug aus Hirschhorn. — 214, 215. Geschliffene Splitter von Eberhauern. — . Bohrzapfen. — 217, 218, 219. Werkzeuge aus Bronze. — 220. Durchlöchertes Stück eines Feuerherdes. — 221. Steinbeil. — 222. Bohrzapfen. — 223. Nephritbeil.

der 2·7 Cm. entfernten Haken und geht in gleicher Entfernung parallel in den übrigen Krümmungen des Drahtes. Das den spitzen Haken entgegengesetzte Ende ist so gebogen, dass man es nicht zusammendrücken kann und wenn es — wie dies wahrscheinlich — zum Einkratzen der Gefässverzierungen diente, blieben die beiden spitzen Enden immer in gleicher Entfernung; es ist 6·4 Cm. lang.

Nr. 71. Um die Wohnstätte Nr. 69 herum zerstreut:

Zwölf Stück Hirschgeweihspitzen, wovon jedoch nur drei zugearbeitet u. zw. an der Spitze geschliffen, sowie fünf geschliffene Beinnadeln.

Ein kleines, trapezförmiges Beil aus grünem Stein, 3·5 Cm. lang, an der Schneide 3 Cm., am Kopfe 1·5 Cm. breit.

Zwei Jaspis-Nuclei, 16 Jaspismesser, 1 Jaspisschaber, 2 schmale, sehr scharfe Obsidianspäne. Das eine Jaspismesser ist am unteren Ende für den Griff schmäler zugearbeitet.

Nr. 72. Auf einer Fläche von einigen Klaftern im Humus zerstreut:

Ein grosser Jaspis-Nucleus; neun Jaspis- und ein Obsidianspan.

Sieben diverse polirte Beinpfriemen, ein flaches Beinwerkzeug, an einem Ende halbkreisförmig geschliffen und ein unbearbeitetes Hirschgeweih.

Ein kleines, aus körnigem Thon rotgebranntes Gefäss, 3 Cm. hoch; im Hohlraume hat kaum ein Finger Platz.

Ein Löffel aus mit Sand gemengtem Thon, 5 Cm. tief, sammt dem kurzen durchbohrten Stiele 10 Cm. lang, 3 Cm. breit.

Das Bruchstück eines geschliffenen Steinhammers. Er ist an der Bohrstelle gebrochen und wurde dann zum Farbenreiben verwendet, da ein sehr hellroter Farbstoff in dünnen Plättchen daran klebt.

Nr. 73. Tief am Grunde der schwarzen Humusschichte zerstreut:

Zwei Jaspis-Nuclei; 18 Jaspis- und ein Obsidianmesser.

Vier polirte Beinpfriemen und ein unbearbeitetes Hirschgeweih.

Zwei Bruchstücke von geschliffenen Steinhämmern, beide an der Bohrstelle gebrochen.

Eine gebrochene Schüssel, welche ich aber zusammenstellen konnte, mit auswärts gebogenem und durch mehrfache Abplattungen verziertem Rand. Auch am Bauche befinden sich drei Abplattungen. Den Henkel bildet eine 3 Cm. lange, horizontal stehende und in derselben Richtung durchbohrte dünne Röhre, durch welche nur ein Faden gezogen werden kann.

Ein kurzer Thonlöffel mit durchbohrtem Stiel und ein an der Bruchstelle abgestumpfter, hoher, hornförmiger Gefässhenkel.

Nr. 74. Dies scheint einst ein freier Feuerherd gewesen zu sein; nicht sehr tief fanden sich unter massenhaften Stücken von Feuerherd, Asche und aufgebrochenen Tierknochen:

Ein grosser Jaspis-Nucleus und 22 Jaspismesser.

Vier stumpfe, polirte Beinpfriemen.

Ein 4·5 Cm. breites Kalksteinstück; an der glatten Oberfläche befinden sich drei tiefe Furchen, welche wahrscheinlich zum Poliren von Beingeräten dienten.

Eine 11 Cm. breite, ovale, glatte Steinkugel, welche man zum Reiben irgend eines weissen Stoffes verwendete, da Kreide oder Kalk daran klebt ähnlich wie wir bisher schon an manchen Steinen rote Farbe fanden.

Geschliffene Bruchstücke eines grossen Mahlsteines und eines flachen Sandsteines.

Drei stark gebrannte Thonpyramiden und mehrere hornförmige, senkrecht gebohrte Gefässhenkel.

Ein sehr grob gearbeitetes, rotgebranntes, grosses und unversehrtes Gefäss und sehr viele Bruchstücke aus grobem, körnigem Thon. Von diesen sind mehrere hellrot bemalt, während kein einziges mit Kreideeinlagen verziert ist.

Nr. 75. Oberhalb der Lössschichte war hier der Humus nur 45 Cm. stark und in dieser geringen Tiefe befanden sich:

Eine 12 Cm. lange Bronzenadel; den umgedrehten kegelförmigen Kopf umlaufen parallel gefurchte Linien.

Drei Silex-Messer.

Ein 15 Cm. langer, sehr schöner Meissel aus Hirschhorn. Ein Ende bildet die Geweihrose; er selbst ist der ganzen Länge nach geschliffen und polirt.

Nr. 76. Eine deutlich erkennbare, regelmässig kreisrunde, tonnenförmige Wohnstätte; darin befanden sich:

Teils im Wohnraume, teils ringsherum 9 Nuclei, 42 Messer und 12 Schaber, grösstenteils aus Jaspis und nur ausnahmsweise aus Silex.

Sechs diverse geschliffene Arbeitssteine und ein runder, schwerer Wurfstein.

Ein 10 Cm. breiter, rechteckig geschliffener Kalkstein, längs dessen Mitte sich zwei parallele, 1·5 Cm. breite, abstehende Streifen ziehen. Es dürfte dies die Hälfte einer Gussform gewesen sein.

Eine kleine, gut gebrannte Thonkugel und einige grosse, schwere Thonklötze.

Drei polirte Beinpfriemen, ein Wirtl und ein unbearbeiteter Bachkiesel.

Ein grob gearbeiteter Thonlöffel mit kurzem, durchbohrtem Stiel; ein rundgeschliffenes, aber nicht durchbohrtes Thonstück und drei hornförmige grosse Gefässhenkel aus weisskörnigem roten Thon, mit abgestumpfter Bruchstelle.

Ein cylinderförmiger Becher aus Thon, mit flachem Boden von 5·5 Cm. Durchmesser.

Zwei kleine, schwarze, glatt polirte Gefässchen, 4 und 6 Cm. hoch; an dem Bauche des einen befinden sich sehr kleine, durchbohrte Buckeln.

Zwei mit senkrecht eingekratzten Linien verzierte, unversehrte Gefässe und ein anderes grob gearbeitetes Gefäss, dessen wagrecht stehender Ansatz durch Fingereindrücke halbmondförmig gebogen ist.

Einige grosse, schwere Gefässdeckel, oben mit halbkreisförmigen, dicken Handhaben versehen.

Unzählige Thonscherben, Knochenabfälle, unbearbeitete Hirschgeweihe und ein am dicken Ende gesägter Gemshornzapfen.

Am Boden des Wohnraumes, neben der Seitenwand 21 Thonpyramiden, von welchen zwei am Oberteile das schiefe Kreuz, eine aber Fingereindrücke hat, während die übrigen glatt sind.

Wie in der Grube Nr. 59 fand ich auch hier wieder nebst den zahlreichen Thonpyramiden 4 Exemplare des halbmondförmigen, angeblich als Halsstütze verwendeten Thongegenstandes längs der Seitenwände des Raumes, aus sehr bröcklichem Thon, weshalb zwei Stück gänzlich zerfielen und
XXVIII. nur die anderen zwei zusammengeklebt werden konnten. Wie die übrigen
209. a, b, Exemplare, sind auch diese aus grobem Thon, doch ist die Aussenseite mit gut geschlemmtem Thon überzogen und geglättet. Die Verzierung des einen ist an beiden Seiten gleich, besteht aus einer ~ förmigen Linie zwischen zwei Kreisen mit einem Punkte in der Mitte (Würfelaugen), alles mit dem Finger gezogen. Es ist 28 Cm. lang, an den Enden 15·5 Cm., in der Mitte 11·5 Cm.
XXVIII. hoch, an der Basis 10 Cm., am halbrunden Teile aber 7 Cm. breit. Das
211. a, b, zweite Stück ist ganz gleich dem eben beschriebenen, nur besteht die Verzierung aus sechs Kreisen, mit einem Punkte (Würfelaugen). Unlängst fand man in Oedenburg (Ungarn) «ein aus Thon verfertigtes, reich verziertes Idol, welches eine auf vier Füssen stehende Mondsichel vorstellt;»* dieses sogenannte Idol, welches den Mondsicheln in Lengyel ganz ähnlich ist, war auf einer Seite mit einer glänzend schwarzen harzigen Masse überzogen, auf der anderen Seite aber der Thon in seiner natürlichen Farbe gelassen.**

Nr. 77. Eine ovale, deutlich erkennbare Wohnstätte, vom jetzigen Niveau 220 Cm. tief, 320 Cm. lang, 2·64 Cm. breit. Darin waren:

Bruchstücke von sehr dünnem Bronzedraht und Bronzeplättchen.

Sechs Jaspis-Nuclei, 17 Jaspis- und 2 Obsidian-Messer, 5 Jaspisschaber.

Drei polirte Beinpfriemen, ein polirter Beinmeissel und vier glatt geschliffene Wirtl.

Ein Schaber aus Eberzahn, geschliffen und geschärft.

* Archäologiai Értesítő 1888 B. VIII. H. 2. S. 149.
** Archäologiai Értesítő. 1888. october S. 359.

Ein grosser Topfdeckel, an dessen Bruchstelle deutlich zu sehen ist, dass die halbkreisförmige Handhabe separat verfertigt und schon halbgebrannt mit den beiden spitzen Ansätzen in den rohen Deckel gedrückt und mit demselben abermals gebrannt wurde.

Achtzehn gutgebrannte, mittelgrosse Thonpyramiden.

Zahlreiche Tierknochen, Geweihstücke und eine Unmasse Thonscherben, aber kein einziges unversehrtes Gefäss.

Nr. 78. Eine von der eingestürzten und verschlämmten Erde sich deutlich abgrenzende kreisrunde Grube, welche ohne Zweifel als Wohnstätte diente. Dieselbe hatte 197 Cm. Durchmesser und war 179 Cm. hoch, was ich aber nur nach dem Bogenanlauf zu berechnen vermochte, da sie eingestürzt war. Im Wohnraume steht im Kreise eine 27 Cm. hohe und 23 Cm. breite, in die Seitenwand gegrabene Bank, welche ebenso als Stellage, wie als Sitz dienen konnte. Ungefähr in der Mitte des Bodens der Grube fanden wir eine grünlichblaue Metallschlacke, doch ist mir deren Ursprung ganz unerklärlich, da in der Grube durchaus keine Asche oder Kohle vorfindlich war. Im Rücken der Erdbank lag eine sehr wohl conservirte, mit lichtgrüner Patina überzogene 10·5 Cm. lange Bronzenadel. Dieselbe hat keinen Kopf, dagegen ist sie am dicken Ende zwischen parallel laufenden Linien mit ciselirten Zickzackstreifen geziert.

Ausserdem fanden wir: Fünf Jaspismesser; ein trapezförmiges, 5·5 Cm. langes geschliffenes Beil aus weisslichem Stein; das Bruchstück eines anderen schwarzen, schön polirten Steinbeiles und einen mit brauner Patina überzogenen, 13·5 Cm. langen, 4 Mm. dicken Kupfermeissel, welcher XXIX.
nur an einer Seite flach, an der anderen aber convex ist. Ein Ende ist scharf, 218.
das andere stumpf, doch zeigt dieses stumpfe Ende keine Spur von Schlägen, sondern vielmehr, dass es hier gebrochen ist. Der Meissel ist massiv und durch starkes Schmieden verfertigt.

Nr. 79. Ein ovaler, einem Bienenkorbe ähnlicher Wohnraum, von dessen innerer Wandfläche sich die darin befindliche Erde rein abhob. Derselbe ist 231 Cm. tief, 359 Cm. breit, und 351 Cm. lang. Noch bevor wir den Boden der Wohnstätte erreichten, fanden wir 67 Cm. tief in dem verschlämmten Humus eine gedrehte eiserne Angel, welche ich nur der treuen Aufzählung der Gegenstände wegen hier erwähne, da dieselbe mit den übrigen dort gefundenen Geräten in keinem Zusammenhange steht.

In der Tiefe der Wohnung fanden wir Folgendes:

Fünf Jaspis-Nuclei, 15 Jaspis- und 2 Obsidian-Messer, 4 Jaspisschaber, 3 polirte Beinpfriemen.

Ein 5 Cm. langes, 3 Mm. breites flaches Bronzegerät, an beiden Enden meisselförmig scharf geschmiedet. Die eine Seite teilt sich durch zwei XXIX.
parallel eingestemmte Furchen in drei abstehende Zähne. Dieselbe diente 219.
wahrscheinlich zur Herstellung der gekratzten Verzierungen an den Ge-

fässen und es giebt auch wirklich Gefässe, an welchen wir eine aus drei parallelen Ritzen bestehende Verzierung finden.

Die Röhre einer kleinen pilzförmigen Todtenleuchte, 11 Cm. lang, am unteren offenen Ende 7 Cm., am oberen geschlossenen Ende 4 Cm. Durchmesser.

Das Bruchstück der Seitenwand eines seiherartig dicht durchlöcherten Gefässes, wahrscheinlich eines solchen Sturzes wie sub Nr. 43 schon erwähnt. (Vgl. XXVI, 192, 193.)

Ein glattes Stück vom Feuerherd, welches noch im rohen, ungebrannten Zustande an fünf Stellen durchbohrt wurde. Es mag unter dem
XXIX. 220. Feuerherde eine Grube gewesen und Asche durch die Löcher hinabgefallen sein. Ein ebensolches dickes durchlöchertes Herdstück besitzt das National-Museum aus der prähistorischen Niederlassung bei Szelevény. Die Ausgrabungen im Jahre 1888 gaben Aufklärungen über diese mit grossen Löchern durchbrochenen dicken Thonplatten, welche der mittlere Teil eines sehr grossen ofenförmigen Gefässes sind.

Zwölf diverse gut gebrannte Thonpyramiden, doch hat nur ein kleineres Exemplar derselben das gewöhnliche vertiefte schiefe Kreuz.

Zwei grössere geglättete Wirtl und ein am unteren Ende abgesägtes Hirschgeweih.

Einige Arbeitssteine, Eberzähne, zahlreiche Geschirr-Bruchstücke und Küchenabfälle.

Nr. 80. Nicht in einer Grube, sondern zerstreut um die Wohnräume herum wurden gefunden:

Das Bruchstück eines geschliffenen Steinwerkzeuges, an dessen Seiten dicke Eisenoxyd-Farbe klebte.

Sieben Nuclei, 23 Jaspis- und zwei Obsidianspäne; 9 Jaspisschaber.

XXIX. 221. Ein gurkenförmiges, 17 Cm. langes, 5 Cm. dickes, prächtig geschliffenes Steinwerkzeug, nicht durchbohrt und an einem Ende geschärft. Diese Art der Steinbeile kommt bei uns wenigstens selten vor. Ich kenne solche aus dem Berliner märkischen Museum, einige aus Robenhausen und auch im National-Museum befinden sich einige Exemplare. Keines derselben ist durchbohrt. In Dänemark, Niederösterreich, Mähren, Böhmen kommen sie schon häufig vor, und zwar in allen Grössen, zuweilen in wahren Prachtstücken.

Ein aus einem Bachkiesel geschliffenes Stück, welches zum Farbenreiben verwendet wurde.

Ein geschliffenes, aber in Folge langen Gebrauches an vielen Stellen abgesprungenes Beilstück, welches zum Reiben roter Farbe diente.

Das Bruchstück einer stumpfen Steinaxt.

Die Hälfte eines 2 Cm. breiten, scharfen, geschliffenen Steinbeiles

auch dieses war dick mit roter Farbe belegt, welche man damit gerieben hatte.

Ein unförmiges, aber bearbeitetes Steinstück und ein anderes, viereckiges, aber noch unvollendetes Steingeräte.

Die Mulde eines Thonlöffels; eine sehr kleine Thonpyramide und einige schwere Thonklötze.

Ein flaches Rad aus Thon. An der Bohrstelle ist es beiderseits convex.

Ein von der Durchbohrung eines Beiles herrührender Steinkegel. Derselbe ist 1·5 Cm. lang und hat an einem Ende 1·5 Cm., am vorderen 1 Cm. Durchmesser.

Ein ebensolcher Steinkegel, aus weicherem Sandstein und bedeutend grösser als ersterer. Länge 4 Cm., Durchmesser 1·5 Cm. XXIX. 222.

Ein sehr schönes dreieckiges, nicht durchbohrtes, sondern in einem Schaft zu befestigendes Beil aus einem grünen Steine. Die Länge misst 8 Cm., an der Schneide ist der Stein durchscheinend. Ich habe dieses Stück in Wien analysiren lassen, und es stellte sich heraus, dass es wirklich Nephrit ist, ähnlich jenen Stücken, welche das Hofmuseum aus Zala-Apáthi (Ungarn) besitzt, nur ist das Lengyeler Beil etwas dunkler. XXIX. 22.

Ein zwischen Kalksinter festgeklemmtes Jaspismesser.

Ein winziges, rotgebranntes und sehr dünn durchbohrtes Wirtl von nicht ganz 1 Cm. Durchmesser.

Ein sehr grob gearbeiteter, unförmiger Thondeckel. Der untere Teil ist concav, der obere endigt in einem Knopf. Höhe 2 Cm., am unteren concaven Teile 3·5 Cm. Durchmesser.

Eine sehr dünn durchbohrte Thonkugel von 3 Cm. Durchmesser; zwei andere ebenfalls durchbohrte, aber bedeutend grössere Exemplare.

Ein schwarzes, geglättetes grosses Wirtl ohne Verzierung.

Ein sehr kleines Gefäss, mit Kreideeinlage verziert, in welchem kaum ein kleiner Finger Platz hat.

Die abgesprungene Schneide eines Steinbeiles.

Zwei mit dunkelgrüner Patina bezogene Bronzeplättchen, deren eines eine kreisrunde Vertiefung hat.

Ein sehr grob gearbeitetes, kugelförmiges, am Bauche mit Buckeln versehenes Gefäss, mit enger, runder Mündung.

Nr. 81. In dem gelben Löss zeigte sich eine mit schwarzem Humus gefüllte tiefe Ader, doch war auch nach deren Reinigung nicht zu erkennen, ob es ein Graben oder eine Wohnstätte gewesen sei. Darin fanden wir:

Einen ganz unversehrten, glockenförmigen Thonsturz, wie sich ein solcher schon in Grube Nr. 43 befand. Die beiden Hörner an der oberen Oeffnung sind mehr hakenförmig als an letzterem Exemplar (s. XXVI, 192), auch ist der untere Teil breiter. An diesem sah man ganz deutlich, dass es nur als Sturz verwendet werden konnte. Es ist 11 Cm. hoch,

hat an der unteren Mündung 11 Cm., an der oberen dagegen 2·5 Cm. Durchmesser.

Ein halbfertiges Steinbeil; dasselbe ist an der Schneide zwar fertig,
XXX. 224. am Kopfe aber ungeformt, auch der Schliff ist noch oberflächlich. Die Durchbohrung ist mittelst eines röhrenförmigen Werkzeuges von einer Seite begonnen und bis zur Mitte des Beiles gedrungen, was der darin befindliche Zapfen beweist. Das Beil ist 10·5 Cm. lang, das Bohrloch hat einen Durchmesser von 1·5 Cm. Im Allgemeinen sehen wir an den im Auslande gefundenen halbfertigen Steinäxten, dass man die Bohrung schon an den halbfertigen Stücken begann und erst nach Vollendung dieser den Schliff besorgte. Wahrscheinlich setzte das Anbohren diese Geräte dem Bruche aus, wodurch die immerhin schwierige Arbeit des Schleifens verloren zu gehen drohte.

Zwanzig Stück teils Silex- teils Jaspis-Messer und ein Löffel aus Thon mit kurzem durchbohrtem Stiel.

Ein kugelförmiges, unversehrtes Gefäss mit drei durchbohrten und verzierten Henkeln. Die Verzierung besteht am oberen Teile aus Kreideeinlagen, am unteren aus Ritzen. Dasselbe hat 16 Cm. Höhe, und am Bauche 18 Cm. Durchmesser.

Nr. 82. Um das Gräberfeld befanden sich zerstreut:

Ein gut erhaltener Dolichocephalen-Schädel, dessen oberer Teil abgehauen ist und nirgends aufgefunden werden konnte. Möglicherweise geschah diese Verstümmelung absichtlich nach dem Tode des Individuums, und ist eine Art von Trepanation, wo die Calvaria als Reliquie verwahrt wurde.

Eine Axtfassung aus Hirschhorn, an welchem das grössere, für den Stiel angebrachte Loch senkrecht viereckig, das wagrechte für die Aufnahme der Axt dienende dagegen kreisrund ist. Die Länge der Fassung beträgt 11 Cm.

Ein 4 Cm. langer, 2 Cm. breiter, sehr regelmässig geschliffener Beinmeissel.

Ein 6 Cm. langes, 3 Cm. breites, 2·5 Cm. dickes Steinbeil. Der Kopf ist viereckig, die schief geschliffene Schneide etwas breiter.

Ein trapezförmiges, flaches, an der Schneide schief geschliffenes Steinbeil, 7 Cm. hoch, oben 3 Cm., unten 5 Cm. breit.

Ein geschliffener Kalkstein und ein mit Kalk überzogener, unbearbeiteter Bachkiesel.

Ein Span von einer geschliffenen Steinaxt und zwei geschliffene Werksteine.

Drei Jaspisnuclei; ein 7 Cm. langes, 2 Cm. breites, schön gespaltenes Jaspis-Messer; ein dünner Obsidianspan und zwei Bruchstücke von geschliffenen Steinbeilen.

Ein nur an einem Ende geschliffener Beinmeissel, aus einem längeren Knochenstück.

Eine spitze Beinpfrieme und eine andere flache, an beiden Seiten gespitzte, jedoch nicht durchlöcherte Beinnadel, 7 Cm. lang.

Zwei gut gebrannte Wirtl, eines davon mit concentrischen Kreisen, in deren Mitte mit einem schiefen Kreuz und Punkten verziert. Diese Verzierung ist tief in den Thon gekratzt.

Ein längliches und an der Oberfläche geglättetes Thonstück von 9 Cm. Durchmesser und eine mittelgrosse Thonpyramide.

Ein dickwandiges, rohes Gefäss, 22 Cm. hoch, am oberen Teile ebenso breit. Die Verzierung besteht aus einem Kranz mit Fingereindrücken, an dessen Bruchstücken man sieht, dass er separat angefertigt und in das noch nicht gebrannte Gefäss gedrückt wurde. In gleicher Weise wurden in niederösterreichischen Ansiedlungen Sonnenräder als Verzierungen an die Seitenwände der Gefässe geklebt.

Ein in der Mitte bauchiges schwarzes Gefäss mit langem Hals und schmalem Boden ohne Verzierung.

Ein 11 Cm. hohes, becherförmiges Gefäss, mit senkrechten Kratzfurchen verziert.

Ein hartgebrannter langer runder Thonblock, der Länge nach dünn durchbohrt. An der Aussenseite hat er drei Längenfurchen und diente wahrscheinlich an einem Faden hängend als Senkel.

Ein tierischer Unterkiefer, im Kieferwinkel (angulus mandibulæ) durchbohrt. Das Loch, dessen Durchmesser kaum 1 Cm. misst, rührt wahrscheinlich von der zum Tödten gebrauchten Waffe her.

Ein Stück einer dünnen Bronzeplatte und ein gegossener Bronzering von 1·4 Cm. Durchmesser.

Zwei Süsswassermuscheln; zwei sehr starke Eberhauer; ein grosser Hornzapfen des Bos priscus und vier unbearbeitete Hirschgeweihe.

Ein dickes, stark nach abwärts gekrümmtes Bruchstück des Randes eines aus reinem Graphit verfertigten Gefässes. Solche Graphitgefässe mit ähnlichem dickem Rand kommen in Ungarn, Kärnthen, Niederösterreich, Schlesien, Mähren und Böhmen vor.* Zu bemerken ist jedoch, dass die reinen Graphitgefässe aus dem Mittelalter stammen, daher mit der Urgeschichte in keinerlei Zusammenhang stehen.

Nr. 83. Um die vorigen Wohnstätten herum zerstreut:

Ein Bronzestück, etwas über $^1/_2$ Cm. dick.

Zwei kleine Jaspisnuclei, 19 Jaspis-, zwei Obsidian- und ein Silex-Messer; zwei halbrund gekerbte Schaber.

Ein ganz und ein halb erhaltenes pilzförmiges Thongefäss mit hoher

* Mayers «Gurina» S. 73.

Röhre. Das unversehrte Exemplar war mit roter Farbe verziert und sieht man deren Spuren noch jetzt. Die Röhre ist 13 Cm. lang. Am oberen, geschlossenen Ende ist die Röhre etwas enger, als am unteren offenen Ende, wo sie einen Durchmesser von 8 Cm. hat.

Zwei winzige Gefässchen; der kleine Henkel des einen ist durchbohrt und die äusserst feine eingedrückte Verzierung mit Kreidemasse ausgefüllt.

Neben einander liegend vier durchbohrte, rund geschliffene Thonscherben; zwei derselben stammen von Gefässen mit Kreideeinlagen, zwei dagegen von solchen mit eingeritzter Verzierung. (S. XXVI, 194.)

(Fortsetzung folgt.) MOR. WOSINSKY.

KURZE SITZUNGSBERICHTE.

— **Akademie der Wissenschaften.** In der Plenarsitzung vom 6. October begrüsst Präsident Baron Roland Eötvös die nach Ablauf der Ferien zahlreich erschienenen Mitglieder zum Beginne der neuen Arbeitszeit. An die heute in Arad stattfindende Feier der Enthüllung des Denkmals jener Männer erinnernd, welche für die Ehre der Nation zu sterben wussten, mahnt er, dass wir für die Ehre der Nation zu leben und zu arbeiten wissen müssen, auf dem Gebiete der Wissenschaft eifrig den geistigen Fortschritt derselben fördernd.

Den ersten Gegenstand der Plenarsitzung bildete der *Bericht über die Roman-Concurrenz um den Péczely-Preis,* verfasst von Karl Vadnay, vorgelesen von Árpád Berczik. Die Akademie hat auch in früherer Zeit die Wichtigkeit des modernen Epos durch die Auszeichnung und Wahl der hervorragenden Romanschriftsteller Baron Nikolaus Jósika und Baron Sigmund Kemény anerkannt. Dass sie bisher über keinen Preis für hervorragende Leistungen auf dem Gebiete der Romandichtung verfügte, hatte seinen Grund darin, weil die Preisstifter vor Allem die Hebung der dramatischen Literatur für notwendig erachteten. Jetzt, nachdem für das Drama ohnehin durch mehrere Preise gesorgt ist und dasselbe auch bedeutende Fortschritte gemacht hat, hat sie es an der Zeit erachtet, den früher historischen Dramen zuerkannten Péczely-Preis im Sinne der Stiftungsurkunde in einen Preis für historische und sociale Romane umzuwandeln. Die Preisrichter Zoltán Beöthy, Árpád Berczik und Karl Vadnay haben an zwanzig, in den Jahren 1885—89 erschienene Arbeiten unserer bedeutendsten Romanciers der Prüfung unterworfen und sind zu dem einstimmigen Beschlusse gelangt, den Preis von tausend Goldgulden dem Roman Jókai's: «Die Frau mit den Meeraugen» zuzuerkennen. Die Preisrichter haben, bei der ersten Gelegenheit, die sich eben bot, einen Roman durch einen Preis auszuzeichnen, sich neben den Vorzügen des genannten Romans zu dieser Preiszuerkennung auch durch die Erwägung bestimmen lassen, dass Jókai die ungarische Romanliteratur seit vier Jahrzehnten durch eine Menge hervorragender Werke bereichert und derselben nicht blos daheim, sondern auch im Auslande Achtung und Bewunderung, in

der Weltliteratur eine hervorragende Stelle verschafft hat. Der preisgekrönte Roman, von welchem Referent eine ausführliche Analyse gibt und der seinerzeit in deutscher Uebersetzung im Feuilleton des «Pester Lloyd» erschienen ist, glänzt, wenn man von einigen Schwächen in der Composition und Charakterzeichnung absieht, durch Vorzüge der Darstellungs- und Erzählungskunst, welche den nicht mehr jungen Dichter in jugendlichster Schöpfungskraft zeigen und den Roman in die Reihe seiner besten Schöpfungen erheben. Neben demselben fand die Jury sich verpflichtet, auch anderer Romane, die in diesem Jahrescyclus so von Jókai selbst, wie auch von Gregor Csiky, Albert Pálffy, Koloman Mikszáth, Fräulein Stephanie Wohl, Frau Sigmund Gyarmathy erschienen, auszeichnend zu gedenken.

Hierauf referirte der Generalsecretär Koloman Szily über die laufenden Angelegenheiten. Vor Allem gedenkt er in einem warmen Nachrufe der wissenschaftlichen Verdienste des am 31. August dahingeschiedenen Historikers Karl Szabó, worauf die II. Classe beauftragt wird, für die Denkrede auf den unerwartet Heimgegangenen zu sorgen. Dann zählt er die während der Ferien an die Akademie ergangenen Einladungen zur Teilnahme an verschiedenen Feiern auf, so zur Feier der Enthüllung der Büste des Barons Joseph Eötvös, bei welcher die Akademie durch den Präsidenten und Generalsecretär vertreten war; zur hundertjährigen Feier der Geburt Kölcsey's in Szatmár, bei welcher Gelegenheit Paul Gyulai die Festrede hielt und die Akademie vertrat; zur Feier der Enthüllung des Denkmals für die 1849 gefallenen Märtyrer in Arad, bei welcher Franz Pulszky die Akademie vertritt; zur Feier der Porträt-Enthüllung des Dichters Emerich Madách am Neográder Comitatssitze Balassa-Gyarmat, welche in der zweiten Hälfte des October stattfindet und bei welcher Ivan Nagy und G. Kacskovich die Akademie vertreten werden. — Der Enkel Franz Kazinczy's, Valentin Becske, übersendet der Akademie auf deren Ansuchen die hinterlassenen Handschriften seines Grossvaters mit Ausschluss jener, deren Veröffentlichung derzeit noch nicht statthaft ist. — Am 30. September lief der Einsendungstermin für sechs akademische Preiswerbungen ab. Um den Teleki'schen Preis für eine Tragödie werben 26, um den Farkas-Raskó-Preis für ein patriotisches Gedicht 33, um den Bulyovszky-Preis für eine Ode 21, um den Preis der Ersten Allgemeinen Assecuranz-Gesellschaft für eine «Geschichte der Valuta in Italien» eine Arbeit. Die Devisenbriefe werden durch das Präsidium versiegelt. Schliesslich that der Generalsecretär Meldung über die während der Ferien eingelangten Büchersendungen und erschienenen akademischen Publicationen.

In der hierauf unter dem Vorsitze Paul Hunfalvy's stattgehabten Sitzung der ersten Classe hielt das ordentliche Mitglied Josef Budenz einen linguistischen Vortrag: *«Beitrag zur Kenntniss der jurak-samojedischen Sprache.»* Im Jahre 1882 wurde im Budapester Tiergarten als ethnographische Schaustellung eine aus fünf Personen bestehende, von der Kaninischen Halbinsel stammende Samojeden-Gesellschaft gezeigt. Vortragender benützte die Gelegenheit zum Studium der Sprache derselben und zeichnete aus dem Munde des Einen, des alten Kanyikow, mit dem er in russischer Sprache conversirte, auch verschiedene samojedische Sprachtexte auf. Vortragender entwickelt die hauptsächlichsten Eigen-

tümlichkeiten der Sprache dieser Texte, zufolge welcher dieselbe dem westlichen Dialecte des Samojedentums, dem sogenannten Jurak-Samojedischen angehört. Die Texte wird Vortragender nebst Glossar und grammatischem Abriss demnächst veröffentlichen.

— In der Sitzung der zweiten Classe am 13. October las das ordentliche Mitglied Julius Schvarcz eine staatswissenschaftliche Studie über *den Rechtstitel der wissenschaftlichen und literarischen Celebritäten auf die Oberhaus-Mitgliedschaft in der Verfassungsgeschichte der europäischen Staaten, mit besonderer Rücksicht auf die spanische Fundamentalgesetzgebung.* Die Delegirten der Universitäten sitzen sowohl im englischen Unterhause, als auch in den Oberhäusern mehrerer deutschen Staaten nicht als wissenschaftliche oder literarische Notabilitäten, sondern als Interessenvertreter über grosse Vermögen verfügender Körperschaften. Die wissenschaftlichen und literarischen Notabilitäten hat, noch vor der Schaffung des 1831-er französischen Pairskammergesetzes, die 1808-er spanische Verfassung und noch mehr das 1834er «Estatuto Real» in die Cortes eingeführt; die 1812-er, 1837-er und 1845-er spanischen Constitutionen ignoriren dieselben, teils aus ochlokratischen, teils aus reactionären Beweggründen, aber die 1869-er spanische Verfassung, und ebenso die 1876-er spanische Constitution sichern denselben wieder Sitz und Stimmrecht. Dasselbe thut auch die Verfassung des Königreichs Italien. Das 1878-er portugiesische Gesetz und die 1888-er portugiesische Verfassungsrevision geben denselben Weg, welchen 1888 auch die holländische Verfassungsrevision betreten hat. Das 1867-er Fundamentalgesetz des Kaisertums Oesterreich behält dem Herrscher das Recht vor, aus der Reihe der Notabilitäten der Wissenschaft Oberhausmitglieder zu ernennen. Dasselbe Recht erteilt dem König auch unsere 1885-er Gesetzgebung, wenn auch nicht mit solch entschiedener Offenheit, sondern mit dem in der Allgemeinheit gehaltenen Rechtstitel der dem gemeinen Wohl geleisteten Dienste. Vortragender beleuchtet im Verlaufe seines Vortrages eingehend jedes einzelne verfassungsgeschichtliche Moment, mit besonders grosser Ausführlichkeit den Einfluss der Sieyès-Napoleon'schen, sowie auch der Verfassung Napoleon's III. auf die spanische Verfassungspolitik, und schliesst seine Abhandlung mit einer Betrachtung über die Aussichten der Herrschaft der Intelligenz.

Hierauf las das correspondirende Mitglied Ludwig Szádeczky eine Abhandlung des Fiumaner Professors Aladár Fest über *die Uskoken und Venetianer in der Geschichte Fiumes.* Die Abhandlung handelt in ihrem ersten Abschnitt von den Uskoken, diesen ehemals gefürchtetsten Piraten der Adria, im Allgemeinen, im zweiten von den Berührungen der Uskoken mit Fiume, im dritten von den Angriffen Venedigs auf Fiume am Ende des XVI. und Anfang des XVII. Jahrhunderts, im vierten von dem culturellen, commerziellen und kirchenrechtlichen Verhältnisse Fiumes zu Venedig in der Uskokenzeit. Die Abhandlung behandelt eine interessante Partie aus der Geschichte Fiumes und zugleich der österreichisch-ungarischen Machterweiterung auf der Adria gegenüber dem mächtigen Venedig.

— In der Plenarsitzung am 27. Okt. las das ord. Mitglied Andreas Högyes eine *Denkrede auf das ordentliche Mitglied Koloman Balogh.* Denkredner beleuch-

tet erschöpfend das Leben und Wirken dieses vor zwei Jahren dahingeschiedenen hervorragenden Mitgliedes der Akademie, indem er zugleich den Entwicklungsgang der vaterländischen ärztlichen und naturwissenschaftlichen Cultur von Beginn der 60er Jahre bis zur Gegenwart skizzirte, auf dessen Gestaltung Koloman Balogh's wissenschaftliche und literarische, sowie auch medizinisch-unterrichtliche Thätigkeit mächtig eingewirkt hat. Koloman Balogh wurde 1835 in Szolnok geboren, wo sein Vater beim Salzamt eine höhere Stelle bekleidete. Nach beendigtem Gymnasial- und medizinischem Universitätsstudium wurde er 1859 Doctor der Medizin und Assistent des berühmten Professors Czermak, 1863 Privatdocent an der Budapester Universität, in demselben Jahre Professor an der Klausenburger chirurgischen Anstalt; 1867 kehrte er an die Budapester Universität als Professor der theoretischen Medizin zurück; 1872 wurde ihm die Professur der Arzneimittellehre übertragen, in welcher er bis zu seinem Tode 1888 verblieb. — Balogh's literarische und selbstständige Forscherthätigkeit war in mehreren Zweigen unserer medizinischen und Naturwissenschaften bahnbrechend, so in der experimentellen Pathologie und Therapie, in der pathologischen Histologie, in der experimentellen Physiologie. Er schrieb die erste ungarische allgemeine Krankheitslehre und Arzneimittellehre, sowie den grossen Commentar zur ersten ungarischen Pharmakopöe und das erste wissenschaftliche Handbuch der Physiologie; ausserdem entwickelte er 26 Jahre hindurch als Hauptmitarbeiter der Medizinischen Wochenschrift (Orvosi Hetilap) eine ausgedehnte journalistische Thätigkeit. Er spielte ferner eine thätige Rolle im Budapester kön. Verein der Aerzte, dessen Vicepräsident, später Ehrenmitglied er war. Seine Thätigkeit trug wesentlich dazu bei, dass der Verein in wissenschaftlicher Hinsicht in den letzten 15 Jahren dergestalt aufblühte, dass er mit jedem ausländischen concurriren kann. Eine rege Thätigkeit entwickelte er ferner in der kön. Naturwissenschaftlichen Gesellschaft, deren Vicepräsident er war, und in der III. Classe der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, die ihn 1864 zum correspondirenden, 1874 zum ordentlichen Mitgliede wählte. Ebenso nahm er an der grossartigen modernen Umgestaltung unseres medizinischen Unterrichtswesens beträchtlichen Anteil. — Denkredner würdigte eingehend die riesige literarische Thätigkeit Balogh's vom Gesichtspunkte der vaterländischen und allgemeinen medizinischen Literatur, die Bedeutung seiner Lehrthätigkeit aber vom Gesichtspunkte der Entwicklung unseres medizinisch-naturwissenschaftlichen Unterrichtswesens. Er charakterisirte ihn ferner als Privatmann und schilderte sein langwieriges Nierenleiden, welches 1888 mit seinem Tode endigte. Balogh hat ein Alter von 53 Jahren erreicht, aber die Wirksamkeit dieses kurzen Lebens hat sowohl den Umfang als die Ergebnisse anbelangend die Wirksamkeit eines langen Lebens aufgewogen.

Hierauf meldete der Generalsecretär Koloman Szily mit warmem Nachrufe den am 25. October erfolgten Tod des corr. Mitgliedes Joh. Udvardi-Cserna und teilte sodann die laufenden Angelegenheiten mit. Der Handelsminister bewilligte die portofreie Beförderung der Publicationen der Akademie und übersendet seine Instruction in Betreff der Manipulation der Bibliothek des statistischen Landesbureaus. Der Unterrichtsminister übersendet die Abschrift der im

spanischen königlichen Staatsarchiv vorhandenen Urkunden von ungarisch-historischem Interesse. Das Oedenburger Lyceum lädt die Akademie zu der am 5. November anlässlich der Centennalfeier der Ungarischen Gesellschaft stattfindenden Denkfeier für deren Gründer Johann Kiss ein. Die Akademie wird durch das correspondirende Mitglied Andreas Domanovsky, den vieljährigen Präsidenten dieser Gesellschaft, bei der Feier vertreten werden. Die III. Classe beantragt eine Zuschrift an die dänische Akademie in Betreff einer Abschrift der auf die Expedition Hell-Sajnovics zur Beobachtung des Venusdurchganges bezüglichen Schriftstücke. Der Antrag wurde angenommen. Die in Angelegenheit der Wandfresken des Prunksaales entsendete Commission bittet, dass sie aus den Reihen des Directionsrates durch Graf Alex. Apponyi, Graf Béla Széchenyi und Graf Aurel Dessewffy, aus den Reihen der Akademiker durch Anton Zichy, Béla Czobor, Karl Pulszky und Julius Pasteiner ergänzt und aus der Reihe der Künstler an Anton Ligeti's Stelle Julius Benczur berufen werde. Wird bewilligt. Die in Angelegenheit der Publication der Jahrbücher entsandte Commission beantragt, diese Angelegenheit vorläufig in Schwebe zu lassen. Wurde angenommen. Die Bibliotheks-Commission legt je einen Antrag betreffend die Wiederherstellung des Bücherverlagsamtes und die Regelung der den vaterländischen Schulen gewährten Begünstigungen vor. Diesen Anträgen entsprechend beschliesst die Akademie: 1. Die Wiederherstellung des Verlagsamtes im Akademiepalast vom 1. Jänner 1891 angefangen, dessen Leitung sie unter der Oberaufsicht des Generalsecretärs vorläufig auf ein Jahr einem besonders befähigten, vorläufig nicht genannten jungen Buchhändler anvertraut, welcher ausser fixem Gehalt (1200 fl.) 33% von dem Verkaufspreise der Publicationen erhält; 2. die Zusendung des akademischen Anzeigers an sämmtliche Unterrichtsanstalten ohne Unterschied der Kategorie gratis, der übrigen Publicationen um ein Fünftel des Ladenpreises oder alles dies mit Inbegriff des Büchereditions-Unternehmens um den jährlichen Pauschalbetrag von 10 fl. — Baron Max Chlingensperg-Berg übersendet der Akademie ein Exemplar seines Prachtwerkes über die Reichenhaller prähistorischen Ausgrabungen. Die Akademie beschliesst, dem Spender zu danken und als Gegengabe ihre archäologischen Publicationen anzubieten.

GLOSSEN ZUR BULGARISCHEN ZAREN-GENEALOGIE.

Beitrag zur Kenntniss der ungarisch-bulgarischen Beziehungen.

Nicht ohne ein Gefühl von Unsicherheit übergebe ich nachfolgende Blätter der Oeffentlichkeit . . .

Die Genealogie der Slaven, namentlich jene der südslavischen Dynastieen, ist meines Wissens ein brachliegendes Feld der heutigen deutschen genealogischen Literatur; ihre Kultivirung bietet, ganz abgesehen davon, dass die Erforschung welches unbekannten Gebietes immer eine lohnbringende Arbeit ist, in Anbetracht gewisser politischer und kultureller Strömungen unserer Tage das regste Interesse; ein erfolgreiches Studium auf diesem Felde ist ein Verdienst.

Slavische Genealogie verlangt, um gekannt und verbreitet zu werden, dieselben Bedingungen, welche die heutige, kritisch-systematische Geschichtsforschung an die Beleuchtung welches geschichtlichen Thema's immer stellt; auch hier ist mit dem Schutte unbeglaubigten Wustes und von den Altvorderen übernommener Mähren gründlich aufzuräumen und an dessen Stelle die Resultate kritischen Quellenstudiums und urkundlicher Zeugenvernehmung zu setzen.

Wer sich dieser Aufgabe unterziehen will, muss somit Alles auf dieses Thema Bezug habende und zugängliche, chronistische und urkundliche Material zu Rate ziehen und da dasselbe grösstenteils in slavischen Idiomen spricht und schreibt, versteht es sich von selbst, dass der Forscher seine diesbezüglichen Quellen auf heimatlichem Boden in ihrer Muttersprache befragen muss.

Freimütig gestehe ich, dass es mir — so sehr ich nach Möglichkeit bestrebt war, meine Aufgabe auf die vorgeschriebene Weise zu lösen — gelegentlich der Bearbeitung meines heutigen Themas, nicht immer und überall vergönnt war, aus dem Borne der Quellen zu schöpfen. Dass mir dies leider aus meinen individuellen Verhältnissen entspringende, zumeist materielle Hindernisse erschwert, kann mir nicht zur Entschuldigung dienen; wem der Weg, der zu den Quellen führt, aus welchen Gründen immer, versperrt ist, suche sich ein zugängliches Feld für seine Bestrebungen.

Wenn ich es nun doch wage, nachstehende Blätter zu veröffentlichen, diene mir Folgendes als Schutzbrief.

Die Grossen auf dem Gebiete der Geschichtsforschung sind bekanntlich in genealogicis sehr indolent. Zwischen ihnen und Forschern meinesgleichen besteht der Unterschied, dass *sie* an der Quelle sitzend, keinen Durst verspüren, während *wir* vor Sehnsucht nach der Quelle verdursten. Verirrt sich aber einmal Unsereiner auf der Suche nach der Quelle oder löscht er seinen Durst ausserhalb ihres Gebietes, so sind die Grossen sofort bereit, den Weg zur Quelle zu zeigen und hie und da bieten sie auch aus deren Borne den Labetrunk. *Der Irrtum des Einen dient dem Anderen zur Anregung und das Endergebniss ist doch immer ein Gewinn für die wissenschaftliche Forschung.*

Wenn ich in folgenden Blättern auch nur auf die Existenz von *Lücken* aufmerksam mache und Manches als unaufgehellt dahinstelle, was ohne mein Wissen bereits geklärt ist oder leicht geklärt werden kann, bin ich zufriedengestellt. Das Gefühl meines Zurechtgewiesenseins wird durch die meinerseits indirekt herbeigeführte Richtigstellung mancher Fragen verwischt werden.

1. Von der Urzeit bis zu den Mortagoniden.

Ueber die Vorgeschichte der Bulgaren haben wir einen griechischen und einen noch nicht lange entdeckten einheimischen Bericht. Letzterer gibt ein Verzeichniss der Bulgarenfürsten von der Urzeit bis 765 n. Chr. Er hat nachstehende Reihenfolge der Regenten:

1. *Avitochol*, aus der Dynastie Dulo, regierte 300 Jahre.
2. *Irnik*, ein Duloide, regierte 150 Jahre.
3. *Gostun*, ein Usurpator aus dem Stamme Jermi, reg. nicht über zwei Jahre.
4. *Kurt*, ein Duloide, den Griechen als Kuvrat (Krovat) bekannt, 60 Jahre.
5. *Bezmèr*, Duloide, 3 Jahre.

Die Regierung dieser 5 Fürsten soll 515 Jahre (164—679) gedauert haben.

Kuvrat hinterliess nach dem Chronisten Nikephoros Gregoras fünf Söhne, die die väterliche Herrschaft unter sich geteilt und die Anführer fünf verschiedener Horden geworden. Die Söhne hiessen Batai, Kotragos, Asparuch und zwei Anonymi. In Nikephors Bericht liegt aber insoferne ein Anachronismus, als die Trennung der Bulgaren in einer viel früheren Zeit erfolgt ist.* Historisch ist der Fürst der Donaubulgaren *Isperich*

* Jireček, Geschichte der Bulgaren 1876, pag. 12.

(Asparuch) im 7. Jahrhunderte. Er regierte etwa von 640—700. Ihm folgte als

7. Fürst *Tervel* (Terbeles) 700—720, der für die dem Griechenkaiser Justinian II. geleistete Hilfe 705 den Titel eines Cæsars erhielt.

8. Ein Duloide unbekannten Namens 720—748.

9. *Sevar* 748—753 (Die beiden Letzteren nach dem einheimischen Berichte).

10. *Kormisos* (Kormesios) 753—760, ein Usurpator aus der Familie Ukil. Unter seiner Regierung brachen innere Unruhen aus, die mit der Niedermetzelung der Duloiden endeten, worauf

11. *Telec* (Teletzes), ein Jüngling aus der Familie Ugain, 760—763 folgte. Er wurde von seinen Unterthanen nach einer gegen die Griechen verlorenen Schlacht getödtet.

12. *Sabin*, der Schwiegersohn des Kormisos, schloss mit den Griechen Frieden, wurde deshalb von den Bulgaren enttront und floh mit Weib und Kindern zum Kaiser (763—764).

13. *Bajan* setzte den Frieden dennoch durch. Gegen ihn erhob sich ein Prätendent Umar aus dem Hause Ukil, der aber nach 40 Tagen aus dem Lande vertrieben wurde. Mit diesem Gegenkönige endigt der einheimische Fürstenkatalog.

14. *Tokta* fand seinen Tod in einer Schlacht gegen die Griechen 765.

15. *Cerig* (Telerig) hatte glückliche Kriege gegen die Griechen, entfloh aus uns unbekannten Gründen 777 nach Konstantinopel, nahm daselbst das Christentum an und erhielt mit dem Titel eines Patriziers die Hand einer kaiserlichen Prinzessin. Ihr Name ist unbekannt, wir wissen nur, dass sie eine Verwandte der Kaiserin Irene war; diese selbst stammte aus Athen.

16. *Kardam* führte glückliche Kriege gegen die Griechen.

17. *Krum* (Krumas, Krummus), der gewaltigste aller Bulgarenherrscher, führte glückliche Kriege gegen die Griechen und starb plötzlich am Blutschlage am 13. April 815. Von ihm kennen wir einen anonymen Bruder, der Adrianopel eingenommen.

18. Auf Krum folgte nach einer Version *Cok* (Tsokos), nach einer anderen *Dukum*, diesem

19. *Diceng*, der, als er blind geworden, von den Seinen getödtet wurde.

20. Mit *Omortag (Mortagon)* beginnt die erste genealogisch sich aneinanderreihende Dynastie in Bulgarien. Der Begründer derselben heisst bei den Byzantinern Crytagon, Mutragon, Ombritag, während Eginhard und Hermann Contractus ihn Omortag nennen.

2. Die Mortagoniden.

Mortagon tritt vor 820 auf; er stand mit Byzanz auf freundschaftlichem Fusse und schwang sich für kurze Zeit zum Oberherrn der Slaven in Pannonien auf. Wir besitzen von ihm ein Denkmal in Gestalt einer 1858 entdeckten Inschrift, wo sein Name als Giom. Omortag und Omortag-Kan (in griechischer Sprache) erscheint.

Nach Konstantin Porphyrogennetos wäre Omortags Nachfolger *Presjam* gewesen. Nach dem Erzbischofe von Ochrida, Theophylaktos, hinterliess Mortagon drei Söhne: Nravota (Eurabotas) oder Voin (Boinos), Zvinica (Zbenitse) und Malomir. Letzterer erhielt den Tron und richtete Nravota hin, weil dieser das Christentum angenommen.

Fürst Boris. I.

Nach Konstantin Sohn Presjams, nach Theophylaktos Sohn des Zvinica,* Enkel Mortagons. Stieg um 852 auf den Tron. Gleich zu Anfang seiner Regierung bekriegte er die Griechen, Serben, Kroaten und Franken. Die serbischen Vlastimiriden schlugen ihn. 864/5 nahm er über Vermittelung des griechischen Kaisers Michael III. das Christentum an; nach dem kaiserlichen Paten erhielt er nun den Namen Michael. Nach 36jähriger Regierung legte er um 888 die Herrschaft nieder und gieng in ein Kloster. 892 sah er sich aber gezwungen, das Kloster zu verlassen und die Tronfolge zu ändern. Er starb 2. Mai 907.

Wladimir.

Jedenfalls Boris' ältester Sohn; geriet während des von seinem Vater mit den Vlastimiriden geführten Krieges in serbische Gefangenschaft. Sein Vater übergab ihm um 888 den Tron, sah sich aber genötigt 892 den Ausschweifenden abzusetzen und den Tron dem jüngeren Simon zu übergeben.

Zar Simon.

Jüngerer Sohn des Boris. Wurde nach der Christianisirung seines Vaters zur Erziehung nach Konstantinopel gesandt; gelangte 893 zur Regierung und ist in der Reihe der Bulgarenherrscher unstreitig der bedeutendste.

Unter ihm begannen die ersten Berührungen der Bulgaren mit den *Ungarn.* Kaiser Leo rief nämlich die Letzteren gegen Erstere zu Hilfe. Simon musste nach drei Schlachten sich einschliessen, während seine Gegner sein Reich verheerten (893); als aber die Ungarn heimzogen, eilten ihnen die Bulgaren nach und schlugen sie in ihren Steppen. Um sie noch

* Zvinica hatte noch eine ungenannte Tochter, die ihren Bruder zum Christentum bekehrt haben soll.

unschädlicher zu machen, überfiel er, während die Männer in Pannonien kämpften, die in Bessarabiens Steppen unter schwacher Bedeckung zurückgebliebenen Familien der Abwesenden, die er teils tödtete, teils gefangen nahm.

Nach glänzendem Siege über die Griechen nahm Simon den Titel eines Zaren der Bulgaren und Selbstbeherrschers der Griechen an. Die Kaiserkrone erhielt er aus Rom.

Inmitten mannigfacher Kämpfe mit Serben und Kroaten starb Simon am 27. Mai 927.

Seine erste Gattin ist unbekannt; sie gebar ihm einen Sohn Michael; die zweite Gattin war eine Schwester des Boljaren Georg Sursubul; sie gebar drei Söhne: Peter, Johann, Benjamin (Bojan).

Michael, der älteste Sohn, wurde wahrscheinlich auf Anstiften der Stiefmutter oder des bei Simon viel geltenden Sursubul von der Tronfolge ausgeschlossen und in ein Kloster gesteckt. 927 trat er aus dem Kloster als Führer der mit Peters Regierung Unzufriedenen hervor, starb aber sehr bald.

Von Bojan erzählt der Chronist Liutprand,* dass er den Ruf eines gewaltigen Zauberers besessen, und lässt sich aus dem Style der Stelle schliessen, dass er um 950 (als der Chronist dies geschrieben) nicht mehr am Leben war.

Johann zeigte sich in der Folge mit seines Bruders Peter griechischer Politik nicht zufrieden und empörte sich; von den Seinigen dem Kaiser Roman ausgeliefert, erhielt er von Letzterem einige Güter zur Apanage und eine adelige Armenierin zur Gattin; um aber gegen Peter stets als Schachzug benutzt werden zu können, behielt ihn der Kaiser an seinem Hofe.

Zar Peter I.

Stand Anfangs unter der Vormundschaft seines Oheims Sursubul; er dürfte sich somit noch in sehr jugendlichem Alter befunden haben.

Peters Regierung ist der Beginn des Sinkens der bulgarischen Macht. Ausser zahlreichen inneren Unruhen hatte er Kämpfe mit den Griechen zu bestehen, die nicht zu seinem Vorteile endeten.

Er starb am 30. Jänner 969.

Seine Gemahlin war eine kaiserlich griechische Prinzessin. — Kaiser Romanos (Lekapenos) I. hatte einen Sohn Christoph, der am 20. Mai 921 zum Mitkaiser gekrönt wurde und im Aug. 931 starb. Dessen und seiner Gemahlin Sophie (einer Tochter des Niketas Magistos) Tochter war Maria.

Das feindliche Auftreten der Griechen nach des Zaren Simon Tode bewog den Regenten Sursubul durch Aufgeben der jahrhundertelangen griechenfeindlichen Politik und durch Anschluss an Byzanz seiner auf nicht

* Antapodosis III. 29.

zu festem Fusse stehenden Regentschaft eine kräftige Stütze zu geben. Umsomehr schien ihm dies nötig, als Kaiser Roman sich neuerdings zu einem Feldzuge gegen Bulgarien rüstete.

Der Regent schickte nun im Einverständnisse mit dem jungen Zaren den Mönch Kalokir — einen Armenier von Geburt — heimlich nach Konstantinopel und bot dem Kaiser Frieden, Freundschaft und einen Heiratsts-Allianzantrag. Der Kaiser schickte sofort zwei Bevollmächtigte auf einem Schnellsegler in den bulgarischen Hafen von Mesembria, worauf denselben eine feierliche bulgarische Gesandtschaft nach Griechenland folgte. Unter den vom Regenten Sursubul geführten Mitgliedern befand sich auch Simon, der Bruder einer gewesenen bulgarischen Fürstin. Als die Deputation die kaiserliche Enkelin zum Entzücken schön gefunden, wurde Peter aufgefordert, sofort in Person nach Konstantinopel zu kommen.

Konstantin Porphyrogennetos, der junge Mitkaiser Romanus' und eigentliche Erbe der Alleinherrschaft nach seinem Vater Leo VI., sah in dieser Allianz eine Verstärkung des Hauses Romanos' und opponirte mit seinen Anhängern mit Berufung auf ein Verbot Konstantins I. gegen diese Heirat einer kaiserlichen Griechin mit einem Barbaren; sie wussten auch den Clerus für sich zu gewinnen. Roman setzte sich aber über alle Einwendungen hinweg, da die Bulgaren als Christen keine Barbaren seien, da durch diese Heirat viele Gefangene ihre Freiheit erhielten und Prinzessin Maria denn doch nur die Tochter des im Range tiefer stehenden Mitkaisers sei. Ja Roman setzte sich so sehr über Ceremoniell und Hofetiquette hinweg, dass er dem ankommenden Peter entgegengieng und ihn umarmte. Nun unterzeichneten Beide den Friedens- und Heiratskontrakt.

Am 8. Oktober 927 fuhr die Braut, begleitet vom Patriarchen Stefan und vom Protovestiar Theophanes als Brautführer und sämmtlichen Ministern in die ausserhalb Konstantinopels befindliche Marienkirche «an den Quelen»; der Patriarch segnete hier das Brautpaar ein und setzte demselben die Hochzeitskronen auf, deren eine über dem Bräutigam von Sursubul, deren andere über der Braut vom Protovestiar gehalten wurde. Nun wurden prächtige Vermählungsfeierlichkeiten und Festmähler abgehalten, gelegentlich welcher sich schon die politischen Folgen der Allianz darin manifestirten, dass die bulgarischen Gäste, trotz der formellen Nichtzustimmung des Kaisers, auf Christophs Gesundheit früher tranken, als auf jene des im Range höher gestandenen Konstantin.

Nach einiger Zeit reiste das junge Paar nach Bulgarien, Maria betrübt ob des Abschiedes von Vaterland und Eltern, aber zugleich gehoben von dem Bewusstsein, Beherrscherin der Bulgaren zu werden. Selbstverständlich führte sie eine wahrhaft kaiserliche Ausstattung mit sich.

Als vier Jahre später ihr Vater gestorben, reiste sie — diesmal schon von drei Kindern begleitet — abermals (sie that dies nämlich nach ihrer

Verheiratung öfters, um die Beziehungen beider Höfe durch ihr unmittelbares persönliches Eingreifen zu heben) nach Hause, bei welcher Gelegenheit sie von ihrem Grossvater wieder reichlich beschenkt wurde.

Marias Todesjahr ist unbekannt; *sie starb vor 969.** Diese Ehe hatte zur Folge, dass zwischen Bulgarien und dem griechischen Hofe ca. 40 Jahre hindurch ein freundschaftliches Verhältniss gewaltet, dass der bulgarische Kaisertitel griechischerseits offiziell anerkannt wurde und dass Byzanz an Bulgarien einen Jahrestribut zahlen musste.

3. Des Zaren Peter Kinder.

a) *Zar Boris II.*

931 brachte Zarin Maria ihre drei Kinder nach Konstantinopel; Boris dürfte das älteste gewesen und somit um 928 geboren worden sein. Seit 946 wurde er über Konstantin Porphyrogennetos' Verlangen mit seinen zwei Brüdern am Hofe in Konstantinopel erzogen. 967 kam Boris mit seinem Bruder Roman abermals — diesmal als Geissel — nach Griechenland. Nach dem Tode Peters wurde Boris als II. seines Namens nach Bulgarien geschickt, um den unterdessen die Herrschaft an sich gerissenen Sismaniden entgegengestellt zu werden; es gelang Boris auch wirklich sich zu behaupten. Als im Sommer 969 der Russenfürst Svjaetoslav sich der bulgarischen Hauptstadt Prêslavec bemächtigte, gerieth Boris in seine Gefangenschaft und wurde durch des Siegers Erzieher Svênald bewacht. Aus seiner Gefangenschaft befreite ihn im Frühjahr 971 der Griechenkaiser Johann Tzimisches nach seinem über Svjaetoslav erfochtenen Siege. Aber mit seiner Zarenherrlichkeit war es zu Ende. Nikephor liess ihm und seiner Familie zwar alle Ehren zukommen, nahm ihn aber nach Konstantinopel mit und hiess ihn hier die Zeichen seiner Kaiserwürde niederlegen. Er verlieh ihm zum Ersatze die Würde eines Magisters des Reiches (Armee-Oberkommandant.)

Als nach Johann Tzimisches Tode († 976) sich in Bulgarien Regungen zur Abschüttelung der griechischen Herrschaft bemerkbar machten, flüchtete sich der in Konstantinopel internirte Boris. Da er es aber versäumt hatte, seine griechische Kleidung mit einer bulgarischen zu vertauschen, wurde er unterwegs von einem ihn für einen Griechen haltenden Bulgaren in einem Walde erschlagen.

Boris' Familienverhältnisse sind unbekannt. Wir wissen zwar, dass

* Nach Skylitzes hat Peter mit Nikephoros Phokas (Sommer 967) Frieden geschlossen, als seine Gattin Maria (die nach Luitprand Irene heisst) schon gestorben war. Nach Hilferding I. 113 hat Maria das freundschaftliche Verhältniss mit Byzanz 35 Jahre hindurch gepflegt; sie wäre somit 962 gestorben.

Kaiser Nikephor im Sommer 967 gelegentlich des mit dem Zaren Peter geschlossenen Friedens eine Wechselheirat zweier bulgarischer Prinzessinen mit zwei byzantinischen Prinzen einleiten wollte; ob aber auch Boris eine Griechin zur Gattin hatte, ist unbekannt.

b) *Prinz Roman.*

Jüngerer Sohn Peters; wahrscheinlich um 930 geboren und nach dem griechischen Kaiser Roman I. benannt. Seit 946 wurde er mit seinen Brüdern über Verlangen des Kaisers Konstantin in Konstantinopel erzogen. Im Frieden 967 wurde er mit Boris abermals nach Konstantinopel geschickt. Nun teilte er die Geschicke seines älteren Bruders, bis sie nach Kaiser Johanns Tode Beide aus Griechenland flüchteten. Roman, der noch auf Johanns Befehl in Konstantinopel entmannt wurde (Frühjahr 971) — daran trug der Geheimkämmerer Josef Bringas Schuld — gelangte zwar ins bulgarische Lager, musste aber seinen Tronansprüchen entsagen und nur als Unterthan der Sismaniden gelten und froh sein, dass ihn Zar Samuel zum Commandanten in Skopje ernannte. Hier blieb er bis zum Jahre 1002. Als damals Kaiser Basilius II. gegen den Zaren Samuel zu Felde zog und Letzterer den Rückzug antrat, überlieferte der Enkel des grossen Zaren Simon (dessen Namen er auch dem seinigen anzufügen pflegte) den wichtigen Platz dem Erbfeinde seines Vaterlandes. Für diese verräterische That erhielt der letzte Mortagonide die Patrizierwürde und das Kommando in der Stadt Avidos in Kleinasien.

Romans fernere Geschicke sind unbekannt.

c) *Anonyme Kinder.*

Aus dem Umstande, dass Zarin Maria schon 931 mit ihren drei Kindern in Konstantinopel erschienen, und aus den Friedensverhandlungen von 967 schliessen wir mit Bestimmtheit, dass Zar Peter ausser Boris und Roman noch mehrere Kinder gehabt. Engel * spricht von *drei* Prinzen, die 946 behufs Erziehung zum griechischen Hofe geschickt wurden.

Die beiden bulgarischen Prinzessinnen, die Kaiser Johann 967 für zwei byzantinische Prinzen erbeten, sind zweifellos Peters Töchter. Den Namen derselben kennen wir nicht, wissen aber, dass sie mit Boris und Roman nach Konstantinopel gezogen.

Die beiden griechischen Prinzen, um die es sich damals gehandelt, sind die nachmaligen Kaiser Basil II. und Konstantin IX. Da Beide zu jener Zeit noch unerwachsen waren (Basil war 957, Konstantin 961 geboren; ihr Vater, Kaiser Romanus II. † 15. März 963), und die Söhne Peters zumeist auch nur ihrer Erziehung halber an den griechischen Hof geschickt wur-

* Geschichte der Bulgaren in Mösien, Halle 1797, pag. 363.

den, liegt es auf der Hand, dass auch die Prinzessinnen sich noch im Kindesalter befunden und somit Peters Töchter sein dürften.

Aus der Heirat derselben ist Nichts geworden. Kaiser Basil II. blieb unvermählt und als Konstantins Gemahlin kennen wir Helene, die Tochter des Alypios.

Die Stammtafel der Mortagoniden gestaltet sich also nach dem Bisherigen folgendermassen:

Fürst *Mortagon* (Omortag), vor 820.

Nravota (Vojin) Christ, durch Malomir getödtet.	Zvinica.	Fürst *Malomir* (Presjam ?).	
Boris I. (Michael) um 852, reg. bis 888, wo er ins Kloster geht, † 2. Mai 907.		Tochter.	
Fürst *Wladimir* 883—892.	Zar *Simon* 893, † 27. Mai 927. Gem. 1. Unbekannt, 2. Schwester des Georg Sursubul.		
1. Michael, † um 929 muss ins Kloster.	2. Zar *Peter I.* 927, † 30. Jun. 969. Gem. 8. Okt. 927 Maria, Tochter des griechischen Mitkaisers Christoph, † um 962.	2. Johann lebt in Griechenland. Gem. eine Armenierin.	2. Bojan † um 950.
Zar *Boris II.* † um 976. Gem. unbekannt.	Roman u. 976—1002. Kommandant in Skopje, dann in Avidos.	Sohn (?).	2 Töchter.

4. Die älteren Sismaniden.

Wie wir bereits wissen, hatte die durch des Zaren Peter Vermählung inaugurirte griechenfreundliche Politik eine tiefgehende Gährung im bulgarischen Volke wachgerufen. Nachdem die von den Brüdern des Zaren geleitete Erhebung niedergeschlagen war, stellte sich um 963 ein Boljar, des Namens Šišman, mit seinen vier Söhnen, an die Spitze der Opposition. Šišman gelang es die westlichen Provinzen Bulgariens von den östlichen zu trennen, so dass unter dem «Zaren Šišman I.» in Makedonien und Albanien ein neues Zarentum entstand; es gab von damals an ein östliches und ein westliches Bulgarenreich.*

Šišman I.** stammte aus der Burg Tirnova an der Jantra am Fusse des Balkan und wurde nach der Erhebung gegen Peter I. zum Zaren (West-Bulgariens) proklamirt. Seine Geschichte ist uns kaum bekannt; die Byzantiner erwähnen ihn überhaupt nicht; nach der Urkunde do. 994 hätte ihn sein Sohn Samuel geblendet; der Wüterich gieng aber noch weiter und liess

* Jireček 173 nach Drinov, der diese Thatsache zum ersten Male gründlich aufgehellt.

** Die Byzantiner kennen diesen Namen nicht; Anna Komnena VII. 3. nennt den Vater des Zaren Samuel: Mokros; doch kennen wir diesen Namen aus einer dalmatinischen Urkunde do. 994 (ap. Farlati, Illyr. sacr. III. 111), wo Samuels Vater heisst: probum dominum Chisticolum justum Sismanum imperatorem.

den Geblendeten, als er einmal sein väterliches Ansehen gebrauchen wollte, erdrosseln.

Wir kennen weder Šišmans Eltern, noch seine Gattin, noch sein Todesjahr; die öfters erwähnte Urkunde spricht nur von seinem Bruder, dessen Nachkommen wir am Schlusse dieses Kapitels kennen lernen werden.

Šišman hatte vier Söhne.

1. Zar David.

Dieser älteste Sohn (und wahrscheinlich auch Nachfolger) Šišmans wollte nach des Zaren Peter I. Tode (969) beide Bulgarien mit einander vereinigen, musste aber das Terrain Boris II. überlassen. Davids Leben ist uns unbekannt. Schon zu Beginn des Auftretens seiner Familie wurde er von nomadisirenden Walachen zwischen Kastoria und Prespa, an einer «schöne Eichen» genannten Stelle erschlagen. Sein Volk verehrte ihn hernach als einen Heiligen. Ein Bild von ihm befindet sich im Rylkloster.*

2. Moses.

Als die Erhebung der Šišmaniden gegen die Griechen bereits auf das Gebiet von Adrianopel sich erstreckt hatte, belagerten die Bulgaren die Stadt Seres. Moses, des Zaren Šišman zweiter Sohn, leitete die Belagerung und wurde hierbei durch einen von der Mauer der belagerten Stadt geschleuderten Stein erschlagen.

Seine Familienverhältnisse sind unbekannt.

3. Prinz Aron.

Dieser soll Gelüste gezeigt haben, mit den Griechen auf freundschaftlichem Fusse zu stehen, wahrscheinlicher ist es aber, dass er die Regierung in seinen Händen concentriren wollte; — wegen des einen oder des anderen Vorhabens liess ihn Samuel, sein jüngster Bruder an einem 14. Juli in Rametanica** erschlagen. Die Chronik spricht zwar davon, dass blos ein einziger seiner Söhne am Leben geblieben, doch treten — wie wir sehen werden — zwei derselben: Johann Vladislav Gabriel und Alusian nach seinem Tode als fungirende Personen auf.

4. Zar Stefan Samuel.

Dass dieser Zar diese beiden Namen geführt, ist chronologisch und auf andere Weise sichergestellt. Die damaligen Bulgaren haben manchmal (z. B. Arons Sohn) sogar drei Namen geführt.

* Jireček 189.

** Weder das Jahr seines Todes, noch die Lage dieses Ortes ist bekannt.

Samuel war der jüngste Sohn Šišmans. Nachdem er Vater und Bruder getödtet, blieb er von 976—1014 Alleinherrscher Bulgariens. Die Zarenkrone erhielt auch er aus Rom. Seine Regierung ist eine ununterbrochene Kette von Kriegszügen gegen den Griechenkaiser Basilius II. Der erste Feldzug begann und endete für Samuel glücklich 981. Der zweite begann 996 und endete 1002 mit einer namhaften Schmälerung von Samuels Reiche. 1014 brach der dritte und letzte Krieg aus. Er endete am 29. Juli mit der Gefangennahme von 15,000 Bulgaren, die Basil blenden liess. Jedem Hundert von ihnen gab er einen Einäugigen zum Führer und schickte sie so in ihre Heimat. Als sie Samuel erblickte (13. September 1014), stürzte er ohnmächtig zusammen; zur Besinnung gelangt, verlangte er einen Trunk Wasser, verfiel darauf in Herzkrämpfe und starb zwei Tage nachher am 15. Sept. Am 24. Oktober gelangte die Nachricht seines Hinscheidens zu den Ohren Basils. Samuels Tod war seinerzeit ein so wichtiges Ereigniss, dass selbst der italienische Annalist Lupus Protospatha (ap. Muratori III. 41) ihn verzeichnete.

Bald nach seiner Tronbesteigung (jedenfalls vor 981) eroberte Samuel Larissa und nahm eine ihm hier als Gefangene zugeführte schöne Griechin, deren Namen unbekannt ist, zur Frau. Von ihr stammen wahrscheinlich alle seine Kinder: vier Töchter und zwei Söhne.

5. Samuels Kinder.

a) Prinzessin Kosara.

Die romantische Geschichte dieser Prinzessin kennen wir aus der allerdings nicht sehr kritischen Chronik des sogenannten Presbyters von Dioklea. Der Kern der Erzählung liegt darin, dass Johann Wladimir, der König des serbischen Dioklea, um 996 von Samuel gefangen und mit seiner Tochter Kosara vermählt wurde. Hören wir hierüber den Chronisten.

«Indessen wurde der König Wladimir in Prespa, der Hauptstadt Samuels gefangen gehalten. Tag und Nacht fastete und betete er und in einem Gesicht erschien ihm der Engel des Herrn, welcher ihn stärkte und ihm weissagte, er werde mit ihm sein und Gott würde ihn endlich aus dem Gefängnisse führen . . . Gestärkt durch die Erscheinung des Engels, widmete sich Wladimir noch mehr dem Fasten und Beten. Da ereignete es sich, dass die Tochter des Kaisers Samuel, Namens Kosara, sich im Herzen demütigte, und erhoben vom heiligen Geist, zu ihrem Vater ging und ihn zu bitten begann, er möge ihr erlauben, mit ihren Dienern hinzugehen und den Gefangenen das Haupt und die Füsse zu waschen. Als sie die Erlaubniss hierzu erhalten hatte, ging sie in das Gefängniss und that das gute Werk. Sie sah Wladimir und sah seine Schönheit, seine Ruhe und Einfachheit, sie sah auch, dass er erfüllt war mit Verstand und göttlicher Weisheit und

sie beschloss mit ihm zu sprechen, und seine Rede däuchte ihr süsser als Honig und Ambrosia. Und so, nicht aus schlechter Begier, sondern aus Mitleid über seine Jugend und Schönheit und weil sie hörte, dass er ein König und königlichen Geschlechts sei, fühlte sie Liebe zu ihm und entfernte sich, nachdem sie sich vor ihm verneigt hatte. Sie beschloss aber, ihn aus den Fesseln zu befreien, gieng zum Kaiser, warf sich ihm zu Füssen und sprach: «Mein Vater und Herr! ich weiss es, dass Du die Absicht hast, mir einen Mann zu geben, wie es die Sitte mit sich bringt, und demnach, wenn es Deiner Majestät gefällt, gieb mir jetzt den Wladimir, Deinen Gefangenen, zum Manne, oder wisse, dass ich eher sterbe, als einen anderen Mann heirate.» Der Kaiser Samuel aber, der seine Tochter sehr liebte und ausserdem wusste, dass Wladimir von königlichem Geschlecht sei, freute sich sehr über ihre Rede und versprach, ihre Bitte zu erfüllen. Und er sandte sofort nach Wladimir, und als sie ihn im Bade gewaschen und ihm königliche Kleidung angezogen hatten, liess er ihn zu sich führen und ihn liebevoll ansehend, küsste er ihn vor den Magnaten seines Reiches und gab ihm seine Tochter. Als er deren Hochzeit nach kaiserlicher Sitte gefeiert hatte, erhob er Wladimir zur königlichen Würde, erstattete ihm sein Land und das väterliche Königreich zurück und gab ihm noch das Gebiet von Durazzo dazu. Darauf sandte er zu Dragomir, dem Oheim Wladimirs, und liess ihm sagen, er möge von den Bergen herabsteigen und nach Trebinje in sein Land zurückkehren, sein Volk wieder um sich versammeln und sein Land damit bevölkern; was auch alles geschah.»

Minder romantisch klingt die Erzählung einer anderen einheimischen Quelle, die trotz ihrer Anachronismen dennoch manchen historischen Kern bietet.*

Nach dieser Quelle wäre Wladimir, als seine Erziehung vollendet war, von seinen Eltern mit der Tochter Samuels vermählt worden. Er folgte seinem Vater in der Beherrschung Dalmatiens und Albaniens.

Die griechischen Berichte erzählen, dass Samuel eine seiner Töchter an Wladimir, den Herrscher von Podgorje verheiratete und dass Wladimirs Herrschaft bis nach Durazzo gereicht habe.**

Kosaras fernere Geschichte gibt der Presbyter von Dioklea in folgenden Umrissen:

Sobald Johann Vladislav den bulgarischen Tron bestiegen, liess er den König Wladimir zu sich laden. Kosara warnte ihren Gemahl und erinnerte ihn an die Schandtat, die Vladislav an ihrem Bruder begangen.

«Lass mich hingehen — sprach sie, — ich will sehen und hören, von

* Lebensbeschreibung Wladimirs, cit. ap. Hilferding (deutsche Ausgabe) II. 43.

** Der Kern aller dieser Darstellungen liegt darin, dass Wladimir mit der Hand der Bulgarenprinzessin Nord-Albanien als Vasall Samuels erhielt.

welcher Art der neue (bulgarische) Kaiser ist. Wenn es ihm gefällig ist, so mag er mich tödten, damit Du nur am Leben bleibest.» Und so reiste die Königin mit Genehmigung ihres Gatten zu ihrem Cousin, der sie zwar mit Ehren und Freundlichkeit, aber mit falschem Herzen aufnahm. Und er schickte hierauf abermals eine Gesandtschaft an Wladimir, er liess ihm ein goldenes Kreuz als Zeichen des Schwures übergeben und ihm sagen: «Was hegst Du Zweifel und willst nicht zu mir kommen? Deine Gemahlin befindet sich bei mir, und es ist ihr nichts Böses widerfahren, sondern sie ist im Gegenteil von mir und meinem Hofe mit Ehren aufgenommen worden. Nimm meinen Schwur mit dem Kreuze an und komme zu mir, damit ich Dich einmal sehen kann; dann magst Du mit Ehren und Geschenken in Gemeinschaft mit Deiner Gemahlin in Dein Land zurückkehren.» Wladimir liess sich durch dies und durch eine neuerliche, aus geistlichen Würdenträgern bestehende Deputation zur Reise verleiten. Vladislav hatte unterdessen an verschiedenen Stellen einen Hinterhalt legen lassen, doch kam Wladimir trotzdem unversehrt an den Hof des Bulgarenzaren. Dieser, erbittert über das Misslingen seines Anschlags, liess nun den Gast durch gedungene Mörder in einer Kirche zu Prespa erschlagen. «Und die Gemahlin des seligen Wladimir beweinte ihn lange Zeit unter vielen Tränen, wie man es nicht mit Worten beschreiben kann. Der Kaiser erlaubte seiner Cousine, den Leichnam ihres Gemahls zu nehmen und ihn zu begraben, wo es ihr gut schien. Da nahm Kosara den Leichnam des seligen Wladimir und brachte ihn in die Stadt Krajna... Kosara aber... trat in den Nonnenorden und lebte fromm und heilig bei dieser Kirche (wo Wladimirs Leichnam ruhte) bis an ihren Tod und wurde daselbst zu Füssen ihres Gemahls begraben.»

Johann Wladimir wurde am 22. Mai 1015 von dem Bulgarenzaren Johann Vladislav ermordet. Kosara's Los ist unbekannt.

b) Ašots Gemahlin.

In dem im Jahre 996 zwischen Samuel und den Griechen ausgebrochenen zweiten Kriege besiegte Samuel den griechischen Obercommandanten Gregor Taronites, einen Armenier von Geburt; bei dieser Gelegenheit geriet Ašot, Gregors Sohn, in bulgarische Gefangenschaft, als er über Befehl seines Vaters sich auf einem Recognoszirungsmarsche befand.

Die Byzantiner erzählen nun eine zweite Auflage der romantischen Geschichte Kosara's. Eine zweite, ungenannte Tochter Samuels verliebt sich in den gefangenen Ašot und erklärt, sich zu tödten, wenn ihr Vater sie von dem Geliebten trennen sollte. Samuel gab notgedrungen auch zu dieser Verheiratung seine Zustimmung und erhob, im Vertrauen auf das nun inaugurirte Verwandtschaftsverhältniss, seinen neuen Schwiegersohn zum Commandanten der wichtigen Küstenfestung Durazzo. Sein Vertrauen wurde

aber nicht nur seitens Ašots, sondern auch seitens der eigenen Tochter aufs schändlichste getäuscht.

Ašot gelang es, seine Gattin zur Flucht nach Griechenland zu bewegen. Als Helfershelfer bei der nun zu inscenirenden Verräterei fungirte ein sicherer Chrisilios, einer der Vornehmen Durazzo's. Durch dessen Unterstützung gelang es nämlich dem jungen Ehepaare, sich auf ein griechisches Schiff, welches den Hafen von Durazzo blokirte, heimlich zu begeben. Beide langten glücklich in Konstantinopel an und brachten ein Schreiben des Chrisilios an den Kaiser, in welchem er die Uebergabe Durazzo's versprach, wenn ihm und seinen beiden Söhnen der Patriciertitel verliehen werde. Kaiser Basil bewilligte sofort den wohlfeilen Preis und Durazzo gelangte durch diesen Verrat in griechische Gewalt. Einer dieser Söhne des Verräters, Nicolaus «der Bulgare», war später griechischer General in Asien und kämpfte 1033 bei Babylon mit den Persern.

Ašot und die Bulgaren-Prinzessin gingen selbstverständlich auch nicht leer aus. Ašot erhielt Titel und Rang eines griechischen Magisters, die Czarentochter wurde Obersthofmeisterin der Kaiserin Helene (Schwägerin Basils).

c) Zwei anonyme Töchter.

Weder Namen derselben noch ihre Geschichte sind bekannt; wir wissen nur, dass sie Anfangs 1019 dem Triumph-Einzuge Basils II. in Konstantinopel zur Staffage dienten.

d) Prinz Trojan.

Diesen kennen wir aus dem Berichte des Byzantiners Bryennios (lib. 1. cap. 2, lib. 3. cap. 6) als den Schwiegervater eines Prinzen aus dem Hause Dukas; es war dieser Andronikos, der mit den Dukas auf folgende Weise verwandt ist:

N. Dukas.

Kaiser Konstantin XI. geb. 1007, reg. seit 1059, † Mai 1067. Gem. Eudokia Dalassena.		Johann, Caesar. Oberkommandant in Asien um 1072, um dieselbe Zeit ins Kloster. Gem. Maria, Protobesiaria.			
Kaiser Michael VII. 1071, Mönch 25. Okt. 1078. Gem. Maria, Prinzessin von Iberien.	Konstantin, Gegenkaiser 1078/9. † 18. Oktober 1082.		*Andronikos* † 1078. Gem. *Maria, Tochter Trojans v. Bulgarien.*		
Konstantin (Porhyrogennetos), geb. 1074, Mitkaiser 1081, † jung. Verl. 1. 1076 Helene, Tochter Robert Guiscards v. Apulien 2. 1083 Anna, Tochter des Kaisers Alexius I.	Johann General 1090.	Michael Protostrator. — Nikephoros.	*Irene* geb. 1065. Gem. 1077 der Kaiser *Alexius* I. aus dem Hause der *Komnenen*, geb. 1048, Kaiser 1081, † 15. Aug. 1118.	Anna Gem. Georg Palaeologos.	Theodora Nonne.

e) Ein natürlicher Anonymus.

Der Name dieses natürlichen Sohnes Samuel's, sowie seine Geschicke, sind unbekannt. Als sich die Czarin Maria 1018 dem siegreichen Kaiser Basil II. in dessen Lager vor Ochrida, in Begleitung der gesammten anwesenden Šišmanidenglieder vorstellte, befand sich dieser natürliche Sohn Samuel's unter denselben. Hilferding's Vermutung, er dürfte damals noch minderjährig gewesen sein, hat alle Berechtigung.

f) Zar Gabriel Roman Radomir.

Aeltester, von der Larissanerin geborener Sohn Samuels. Nahm 996 an dem bulgarisch-griechischen Feldzuge Teil und gelangte dabei in Lebensgefahr. Nikephoros Vestes, der griechische Commandant, überfiel Nachts das sich sicher wähnende Bulgarenheer und richtete ein fürchterliches Gemetzel an (an den Ufern des Spercheios zwischen Othrys und Oeta). Samuel und Gabriel versteckten sich unter den Leichen und entwichen erst im Schutze des nächtlichen Dunkels.

In der am 29. Juli 1014 gefochtenen Schlacht von Bêlasica rettete Gabriel seinen Vater, indem er ihm mit starker Hand Bahn brach, ihn auf ein Pferd hob und glücklich nach Prilep brachte.

Nach Samuel's Tode bestieg er 1014 den Tron, — von dem er während der kurzen Zeit seiner Regierung nur unglückliche Kämpfe gegen Basil aufzuweisen hatte. Es hat auch alle Wahrscheinlichkeit, dass griechische Hände im Spiele waren, als ihn sein Vetter Johann Vladislav, Sohn des vor Jahren getödteten Aron, Anfangs 1015 auf einer Jagd bei Petrsko, nahe von Ostrovo, erschlug.

Gabriel's ungenannte Gemahlin wurde kurz nach ihrem Gatten gleichfalls getödtet.

Aus dieser Ehe kennen wir fünf Söhne und zwei Töchter:

a) Einer der Söhne wurde gleichzeitig mit der Ermordung seiner Eltern geblendet. Jedenfalls war er der ältere und ist er geblendet worden, um unschädlich gemacht zu werden. Seine fernere Geschichte ist unbekannt,

b) Peter Dêljan * ist Gabriel's zweiter Sohn. Als 1040 sich, in Folge einer durch die Serben bewirkten Niederlage der Griechen in Bulgarien eine antigriechische Bewegung bemerkbar machte, gelang es dem Prinzen, den griechischen Händen zu entrinnen. Als er im Sommer 1040 zu Nisch

* Nach Kedrenos hätte sich Deljan nur fälschlich für Gabriels Sohn ausgegeben und wäre er wirklich nur der Sohn eines kriegsgefangenen Bulgaren aus Konstantinopel. Domherr Rački (ap. Jireček 203) bemerkt dagegen sehr richtig, dass die Bulgaren nach 20 Jahren die Sismaniden kaum so vergessen haben dürften, um sich so lange täuschen zu lassen. Der Name lautet altserbisch Dêjan, neubulgarisch Deljo.

erschien, begrüsste ihn das Volk freudig als Zaren. Dêjan führte das begeisterte Volk von Sieg zu Sieg, befreite sich auf edlem Wege von einem neben ihn aufgestellten Zaren des Namens Tichomir und nahm den zu ihm geflüchteten, verwandten Prinzen Alusian als Mitregenten auf; dies war sein Verhängniss.

Nach der Niederlage der Bulgaren vor Thessalonich trat zwischen Dèljan und Alusian eine Spannung ein; Alusian liess Ersteren zu sich einladen, berauschte ihn und beraubte den Hilflosen seines Augenlichtes. Der blinde Held geriet in griechische Gefangenschaft und schmückte 1041 des Kaisers Triumphzug. Seine Familien-Verhältnisse kennen wir nicht.

c) Die übrigen drei Söhne Gabriel's sind unbekannt. Ihre Anzahl ist nur aus dem Familien-Verzeichnisse der Šišmaniden bekannt, welche im Frühjahre 1018 dem Kaiser Basilius II. vor Ochrida ihre Huldigung entgegenbrachten.

d) Von den Töchtern war die Eine an Stephan Vojslav, König des serbischen Diokles (reg. 1034—1050) vermählt. Sowohl ihr als ihrer Schwester Name ist unbekannt.

6. Aron's Nachkommen.

a) Zar Johann Vladislav.

Dieser Sohn Aron's wurde gelegentlich der durch Samuel ins Werk gesetzten Niedermetzelung seiner Familie auf Bitten des Prinzen Gabriel (nachmaligen Zaren) verschont. Vladislav erwies sich undankbar; griechenfreundlich gesinnt und durch Kaiser Basil II. wahrscheinlich ermuntert, ermordete er seinen einstigen Lebensretter und bestieg 1015 dessen Tron.

Er sollte sich desselben nicht lange freuen. Kaiser Basil erklärte auch ihm den Krieg und im Frühjahre 1018 fiel Johann Vladislav, der letzte Zar aus dem Hause der älteren Šišmaniden, vor Durazzo. (Der Presbyter von Dioklea lässt ihn bei der Tafel durch die Erscheinung des von ihm ermordeten Serbenfürsten Johann Wladimir sterben.)

Die Abstammung seiner Gemahlin Maria ist unbekannt. Nach dem Tode ihres Gatten schloss sie sich der griechenfreundlichen Partei an und brachte an der Spitze der gesammten in Ochrida anwesenden Glieder der Šišmaniden dem griechischen Sieger ihre Huldigung dar. Anfangs 1019 schritt sie vor dem Sieger, als dieser im Triumphe seinen Einzug in Konstantinopel hielt. Hier erhielt die Zarin die Würde einer «Zosta», d. h. einer kaiserlichen Kleider-Aufseherin . . . . Unter Kaiser Romanus III. wurde sie, des Einverständnisses mit ihrem angeblich rebellischen Sohne Fružin verdächtigt, aus Konstantinopel nach Thrakien verwiesen.

Johann Vladislav hatte sechs Söhne und sechs Töchter:

a) Nach Johann Vladislav's Tode fand sich eine Partei, die sich zur verzweifelten Gegenwehr gegen die Griechen entschied. Einer der Leiter derselben war Prinz *Fružin* (griechisch Prusianos), Vladislav's Sohn.

Mit zwei — ungenannten — Brüdern floh er auf den steilen Berg Tomor bei Berat; als er aber das Erfolglose seines Unternehmens sah, stieg er von der Höhe des Berges und ergab sich zu Dêvol mit seinen zwei Brüdern der Gnade des Kaisers. Basil ernannte hierauf Fružin zum Magister, die beiden anderen Prinzen zu Patriciern.

Fružin, unter Roman III. Gouverneur von Dalmatien, beteiligte sich 1029 an den byzantinischen Hofintriguen * und wurde deshalb durch Roman in ein Kloster gesteckt, dann geblendet.

b) Von den übrigen fünf Söhnen Johann Vladislav's ist uns nur noch Einer — *Aron* — dem Namen nach bekannt. Es unterliegt keinem Zweifel, dass sie alle entweder Militär-Würden oder Civilämter in Griechenland inne hatten und mögen sie die Stammväter mancher gräcisirter Familien geworden sein.

Aron speciell kommt um 1044 unter Kaiser Konstantin Monomachos als Präfect einer Provinz in Medien vor; 1057 finden wir ihn als Aron Dukas in Diensten des Kaisers Michael Stratiotikos gegen dessen Rivalen Isak Komnenos, der eine Schwester Aron's zur Gemahlin hatte. Aron kämpfte für Michael bei Nikæa, wo er den linken Flügel des kaiserlichen Heeres commandirte; er nahm sogar Isaks General Romanos Skleros gefangen, konnte aber Isak dennoch den Sieg nicht entreissen (Sommer 1057). — Aron ward der Stammvater einer vornehmen byzantinischen Familie, die seinen Namen aufrechterhielt.

c) Von Vladislav's sechs Töchtern ist uns dem Namen nach nur eine einzige, *Katharina* ** bekannt. Diese vermählte sich vor 1057 an den vornehmen Griechen Isak Komnenos, der am 8. Juni 1057 zu Kastamon zum Gegenkaiser ausgerufen und am 1. September desselben Jahres zu Constantinopel zum Kaiser gekrönt wurde. Ende 1059 wurde er von heftiger Krankheit befallen und da sein Gewissen die Art und Weise, wie er zur Herrschaft gelangt, nicht als die richtige erkannte, abdicirte er December 1059 und ging ins Kloster Studium, woselbst er 1060—1061 seine Tage als Pförtner beendete.

Katharina und ihre Tochter Maria hatten schon vordem die Stille des Klosters aufgesucht; ihre ferneren Geschicke sind unbekannt. Ausser der Tochter hatte Katharina noch einen Sohn Manuel (Isak Komnenos = Isak's Sohn), der aber nicht zur Regierung gelangte.

* Er stand nämlich auf Seite der Prinzessin Theodora gegen deren Schwager Kaiser Roman III.

** Andere halten sie für eine Tochter Samuels.

b) Prinz Alusian.

Im September 1040 erschien dieser jüngere Sohn Aron's in Peter Dèljan's Lager bei Ostrovo. Alusian war nach der Besiegung Bulgariens von Kaiser Basil mit der Patricierwürde bedacht worden und es war ihm gelungen sich glücklich aus Griechenland zu flüchten, um dem sich erhebenden Vaterlande seine Dienste anzubieten und sich daselbst — eine Krone zu erhaschen.

Dèljan nahm den Oheim mit offenen Armen auf und da derselbe als griechischer Stratege in Theodosiopolis (in Armenien) ein tüchtiger Militär war, erklärte er ihn zu seinem Mitregenten und schickte ihn an der Spitze von 40,000 Mann gegen Thessalonich. — Als die Unternehmung fehlschlug und 15,000 Bulgaren ihr Leben dabei einbüssten, kam Alusian dem zu gewärtigenden Missvergnügen Dèljan's und der Bulgaren dadurch zuvor, dass er Dèljan mit Hilfe einiger Spiessgesellen blendete und bei Zeiten dafür Sorge trug, seine in Griechenland verscherzte Gunst sich wieder zu verschaffen.

Während seines Strategentums in Theodosiopolis hatte er Manches von Johann, dem Bruder des Kaisers Michael IV. zu leiden; er erpresste von ihm viel Geld und raubte ihm seine Frau, eine schöne Armenierin; deshalb floh Alusian, als armenischer Diener verkleidet, durch alle Provinzen Griechenlands, nach Bulgarien.* Nach seiner Unthat wussten seine Freunde ihn bei Kaiser Michael reinzuwaschen; er verlieh ihm die Würde eines Magisters und sandte ihn nach Konstantinopel.

Um 1068 kommt Alusian noch als griechischer Commandirender in Armenien vor.

Später wird ein Samuel Alusianus Vestarcha erwähnt, der eine Schwester der Eudokia Dalassena, der Gemahlin des Kaisers Konstantin Dukas, zur Gattin hatte; er war vielleicht unseres bulgarischen Alusian Sohn.

7. Die Pincij-iden.

Bei Farlati III. 111 (auch ap. Wenzel VI. 29/12) kommt do. 9. Februar 994 folgende (lateinisch geschriebene) Urkunde vor: ».... als der kirchenräuberische und gesetzlose Kaiser Stephan (= Samuel) im Lande der Bulgaren und in den übrigen Ländern herrschte. Siehe ich Pinčij habe es aufgezeichnet und für unsere Nachkommen niedergeschrieben, dass wir, als Verwandte des Kaisers Stephan, ihn öfters wegen seiner Uebertretung tadelten; denn er hatte seinen Vater, unseren Oheim (patruum), den rechtschaffenen und Christum verehrenden, gerechten Kaiser Šišman geblendet. Deswegen

* Zur Legitimirung seiner sismanidischen Abstammung zeigte er den Bulgaren ein Familienmerkmal: ein schwarzbehaartes Muttermal am rechten Ellbogen.

hat er uns Brüder und Verwandte aus dem Vaterlande verjagt, nämlich aus Bulgarien und der Stadt Tarnov, und verlogene und aufrührerische Menschen emporgehoben. Sein blinder Vater machte ihm aber wegen unserer Vertreibung Vorwürfe; er erdrosselte ihn jedoch und verblieb unter dem väterlichen Fluche. Wir jedoch kamen nach Nisch und gelangten von da durch Kroatien zu dem durchlauchtigen und rechtschaffenen König Dszilav; und er nahm uns gütig auf und unterstützte uns als guter und wohlwollender Herr und gab uns in der Vorstadt Klisch (= Klissa) eine Wohnung. Hier sind wir auch geblieben und haben den wahren katholischen Glauben nach der Lehre der römischen Kirche angenommen.

Und ich Pinčij habe mit meinen Brüdern Armonius, Pollemius, Johann, Coelestin, mit unserer Schwester Murca und unseren Neffen Tetralus, Martin, Alexander, Johann, Paulinus, Georg, Pankraz und mit meinem Sohne Ples Fürsprache gepflogen und bestimmt, Geld unter uns zu sammeln, welches wir dem Ples übergaben, um damit ein gottgefälliges Werk zu verüben: er solle nämlich eine Kirche zu Ehren des Erzengels Michael, des heiligen Apostels Peter und des seligen Bischofs Martin erbauen; wir haben beschlossen. dass jeder Nachkomme unseres Stammes Etwas zur Bereicherung dieser Kirche beizutragen habe u. z. etwas Beständiges: einen Acker oder ein Haus; wir haben dies gethan, dass diese Kirche ein Andenken unseres Hauses und unserer Familie sei, dass Gott sich uns und unseren Nachkommen hilfreich erweise, und dass Niemand sonst Besitzer oder Verwalter dieser Kirche und ihrer Güter sei, als unsere Nachkommen oder Erben in männlicher Linie, oder auch in weiblicher. Wenn aber Jemand aus unserer Familie Priester, Presbyster oder Mönch werden sollte, soll Einer nach dem Anderen diese Kirche besitzen; wenn aber von uns keiner Presbyter oder Mönch sein sollte, so soll unser Stamm einen Geistlichen zum Caplan erwählen . . . . .»

Sub 13 ap. Wenzel l. c. do. 1. August 1000 «in Regno Croatiæ gubernante Domino Dircislavo inclyte Rege» wird diese Stiftung detaillirter umschrieben.

Die in der Urkunde gegebenen genealogischen Daten bedürfen keines Commentars; hier sei nur noch bemerkt, dass die Mitglieder dieses aus Bulgarien vertriebenen Šišmanidenzweiges einige Jahrhunderte hindurch die Patrone der genannten Kirche gewesen sind. Ob sich die Nachkommen Pinčij's oder seiner Brüder in eine genealogische Kette aufnehmen lassen, kann ich nicht bestimmen.

Nach dem Bisherigen stellt sich also die Stammtafel der älteren Šišmaniden auf folgende Weise dar:

| N. N.

Zar *Šišman I.* um 963, † vor 994. — Sohn

Zar *David.* — Moses. — Aron † durch Samuel. — *Zar Stefan Samuel* Gem. eine Griechin aus Larissa. — Pinčij geht mit seinen Geschwistern u. 994 nach Kroatien. (Sohn: Ple·.) — Armonius, Pollemius, Johann, Coelestin, Murca — Tetral, Martin, Alexander, Johann, Paulin, Georg, Pankraz.

Zar *Johann Vladislav*, 1015, † Frühjahr 1018. Gem. Maria, wird kais. Kleiderbewahrerin in Griechenland, † nach 1029. — Kinder. — Alusian 1018 Patrizier, Strateg in Theodosiopolis, geht 1040 nach Bulgarien, wird 1040 Magister, ist um 1068 griechischer Kommandirender in Armenien. Gem. eine Armenierin. — Zar *Gabriel Radomir Roman* 1014. † Anf. 1015. Gem. † 1015. — Trojan (Maria Gem. Andronikos Dukas, † 1082.) — Nat. Sohn. — Kosara Gem. Johann Wladimir, Fürst von Dioklea, † 22. Mai 1015. — Tochter Oberst-hofmeisterin der Kaiserin Helene. Gem. Ašot, Befehlshaber von Durazzo, Magister. — 2 Töchter.

Sohn geblendet 1015. † nach 1018. — Peter Deljan 1040 in Bulgarien, geblendet durch Alusian, 1041 in griechischer Gefangenschaft. — 3 Söhne. — Tochter Gem. Stefan Vojslav, König von Dioklea, † um 1050. — Tochter.

Fružin wird 1018 griechischer Magister, dann Gouverneur von Dalmatien, 1029 Mönch und geblendet. — Sohn, Sohn (durch Kaiser Basil II. 1018 Patrizier.) — Aron (Dukas), um 1044 Praefekt einer Provinz in Medien. 1057 General des Kaisers Michael Stratiotikos. Stammvater der Familie Aron. — 2 Söhne. — Katharina, geht ins Kloster. Gem. vor 1057. Isak Komnenos, nachmaliger Kaiser, † 1060/1. — 5 Töchter.

8. Asěniden.

1. *Titulatur.* Die bulgarischen Herrscher führten zur Blütezeit des Reiches den Titel «car»; dieser ist mit dem lateinischen Imperator identisch und entstammt dem lateinischen «cæsar».

Der Kaisertitel der Herrscher von Bulgarien wurde nicht nur von Serben und Russen, sondern auch von Griechen und Italienern anerkannt. Die Griechen nennen ihn «basileus»; in venetianischen, genuesischen und neapolitanischen Urkunden heisst der Zar Bulgariens ausdrücklich «imperator».*

Der päpstliche Hof und Ungarn haben hingegen nur in seltenen Fällen den Herrschern Bulgariens diesen Titel zukommen lassen. In päpst-

* Bongars, Gesta Dei per Francos II. 72. Asěn II. hat hier den Titel «imperator Exagorarum» (Zagoria = Bulgarien).

In dem Vertrage des Zaren Johann Alexander mit den Venetianern do. 1352 heisst es: «per la dio gratia imperator del Zagora, de Bolgari e de Giresi» (Ljubić III. 246. Mon. Slav. Merid.)

lichen Urkunden ist der Bulgarenzar bis 1204 nur «nobilis vir», nach 1204 «rex», 1237 wieder nur «nobilis vir, dominus Bulgarorum», hingegen heisst er 1291 «imperator Bulgarorum illustris»[1], 1337 wieder «rex». — König Andreas II. von Ungarn nannte seinen Schwiegersohn Johann Asěn II «imperator».[2] Rostislav v. Macsó nannte sich gleichfalls «imperator» etc.

Schon der erste Asěnide, Peter III. wurde 1186 zum Zaren der Bulgaren und Griechen gekrönt.[3] Michael Asěns Münzen (den venetianischen nachgebildet) haben die lateinische Inschrift: «Michael Asenus imperator».

2. *Abstammung.* Zu Engels Zeiten wusste man nicht einmal, ob die Asěniden aus königlichem oder Boljarengeschlechte stammen. Zar Johann sagt dem Papste, dass seine Familie einem edlen romanischen Hause entstamme, doch dürfte er wahrscheinlich nur auf die römische Abstammung seiner Nation angespielt haben. Dass er sich nicht für einen Sprossen der früheren Zaren gehalten, glaubte man zu Engels Zeiten damit zu beweisen, dass dieser Johann die Könige der Bulgaren Peter und Simon nicht seine Ahnen, sondern nur seine Vorgänger in der Regierung nannte. Niketas (in Isak) nennt die Asěniden Abkömmlinge königlichen Hauses.

Heute haben wir urkundliche Belege dafür, dass die Asěniden Nachkommen der alten Bulgarenzaren, gebürtig aus Trnovo, der Wiege der älteren Šišmaniden, sind.[4]

3. *Die ersten Aseniden.* Vater und Mutter der drei ersten Asěniden und deren Geschwister sind unbekannt.

a) *Johann Asěn I.*

Bulgarien stand seit 1018 unter byzantinischer Herrschaft. Als der Griechenkaiser Isak II. (a. d. H. Angelos) 1185 seine Vermählung mit der

[1] Theiner, Mon. Hung. I. 375.

[2] Schreiben des Königs ap. Theiner I. 21.

[3] Ansbert (fontes rer. Austriacarum V. 54): «Kalopetrus itemque a suis dictus imperator Græciæ.» Gregor IX. 1237 21/5. «dilecto filio nobili viro Assano Domino Blachorum et Bulgarorum salutem» Wenzel II. 61. No. 30, 65. No. 33 do. 1/6. 1237. 1245 Innoc. IV. an Koloman: «Illustri Colomanno in Bulgaria imperanti.» Wenzel, II. 179 No. 109. 21. März.

[4] Schreiben Innoc. III. do. 27/11. 1202 an Johann (ap. Wenzel VI. 229/146): «nobili viro Caloiohanni Domino Bulgarorum et Blachorum» . . . «jam pridem nobilitatem tuam per nuncium et litteras nostras duximus visitandum, ut . . . majores ad te nuncios postmodum mitteremus, qui tam te, *qui ex nobili Romanorum prosapia diceris descendisse* . . .» «Expedit enim tibi . . . *ut sicut genere sic sis etiam imitatione Romanus, et populus terrae tuae, qui de sanguine Romanorum se asserit descendisse*» Schreiben des Papstes an den König von Ungarn do. 1204 ap. Theiner Monum. Slav. mer. I. Nr. 57: «Prævalentibus Grecis Bulgari perdiderunt regiam dignitatem, quinimo compulsi sunt gravi sub jugo Constantinopolitano servire, donec novissime *duo fratres, Petrus videlicet et Johannitius de priorum regum prosapia descendentes*, terram *patrum suorum non tam occupare*, quam recuperare cœperunt.»

ungarischen Königstochter Margarethe feiern wollte, schrieb er zur Bestreitung der Kosten eine Steuer aus. Da diese zumeist die bulgarische Bevölkerung mit der vollsten Wucht traf, brach unter den mit dem byzantinischen Joche schon längst unzufriedenen Bulgaren eine Empörung aus, an deren Spitze sich die bereits erwähnten Brüder Asĕn und Peter stellten. Asĕn übernahm die militärische Leitung des Aufstandes, während Peter sich den administrativen Teil der neuen Wendung vorbehielt. Im Jahre 1186 erklärten sich beide Brüder als Zaren der Bulgaren.

Da Asĕns zweiter Nachfolger den Namen Johann führt, und Asĕns Sohn unter dem Doppelnamen Johann Asĕn vorkommt, ferner weil Asĕn selbst auch als Zar Johann Asĕn figurirt, *ist es nötig, ihn in der Zarenliste der Bulgaren als Johann Asĕn I. zu führen.*

Sein Geburtsort ist Tirnowa; das Jahr seiner Geburt ist unbekannt. Da er aber unmündige Kinder hinterlassen und sein zweiter Bruder Johann noch 1188 in sehr jugendlichem Alter an den griechischen Hof gekommen, dürfen wir mit Bestimmtheit annehmen, dass Johann Asĕn in der Vollblüte seiner Jahre, 1186 den Zarentron bestiegen.

Sein Tod erfolgte nach 9-jähriger Regierung [1] in seinem Palaste zu Tirnowa durch Mörderhand (s. Ivanko).

Seine Gemahlin heisst Helene. Ueber ihre Familienverhältnisse ist Nichts bekannt; da sie aber als Nonne den Namen Eugenie angenommen,[2] hat sie ihren Gatten überlebt. — Im Jahre 1188 geriet sie gelegentlich eines Feldzuges ihres Gatten gegen den Kaiser Alexius III. in byzantinische Gefangenschaft, doch ist sie jedenfalls nach dem damals geschlossenen Waffenstillstande wieder freigelassen worden. Ueber ihre Schwester (s. Ivanko).

b) *Peter II. (III.)*

Bruder Johann Asĕn's I.; beteiligte sich an dem Befreiungswerke seines Vaterlandes 1186; wurde gleichfalls zum Zaren der Bulgaren und Griechen gekrönt, und leitete, während sein älterer Bruder sich am Schlachtfelde befand, die Verwaltung des Landes. Nach Consolidirung der Verhältnisse begnügte sich Peter mit einem Teilfürstentume[3] (um Prĕslav und Oveč), aus dem er, auf die Nachricht von Johann Asĕns Ermordung, gegen Tirnova

[1] Akropolita cap. 12 p. 23, ed. Bonn; — Radulf de Diceto in imag. Hist. n. 1189 erzählt, dass Johann Asĕn durch das Anlegen eines vergifteten Kleidungsstückes gestorben sei, so habe man es in der Oeffentlichkeit circuliren lassen.

[2] Gründungsurkunde des Patriarchats zu Tirnowa ap. Wenzel VIII. p. 341 seqq. «Zarin Helene (Eleni novaja), Mutter des Zaren Asĕn Johann, als Nonne (auf Erden Engelsgestalt annehmend) Eugenia.»

[3] Ansbertus 24: «Preterea Bulgarie in maxima parte ac versus Danubium, quousque mare influit, quidam Kalopetrus Flachus (=Walache) et frater eius Crassianus (=Assan) cum subditis Flachis tyrannizabat».

rückte. Peter wurde nun Alleinherrscher und nahm seinen jüngeren Bruder zum Mitregenten an. Schon 1197 wurde er von einem Bulgaren ermordet.[1]

Da in Bulgarien bereits von 927 bis 30. Jänner 969 Peter, Sohn des Zaren Simon, auf dem Throne gesessen,[2] ist der Asěnide Peter als seines Namens der II. zu führen.

Von einer allenfallsigen Ehe und von Kindern Peters haben wir keine Kenntniss.

c) *Zar Johann.*

Bulgarische Quellen und Briefe an den Papst nennen ihn «Kalojan» (Kalo-Joannes [3]); sonst kommt er als Joannitius, Johann, Joannitzas (bei Villehardouin), Joannitzes vor.

Er war der jüngste der Asěnidenbrüder. — In jungen Jahren kam er 1188 — damals, als seine Schwägerin Helene von den Griechen gefangen genommen wurde — als Geissel an den Hof von Byzanz. Kaiser Isak II. ernannte ihn zum Oberststallmeister, doch waren die Hofsitten nicht geeignet, dem wilden Sohne Bulgariens den griechischen Hochmut annehmbar erscheinen zu lassen. Johann entkam in seine Heimat und wurde nach Johann Asěns Ermordung von seinem Bruder Peter zum Mitregenten erhoben. Ein Jahr später — 1197 — wurde er Alleinherrscher Bulgariens.

Um sich gegen den ihn anfeindenden Ungarnkönig Emerich mit mehr Nachdruck und ersichtlicherer Legitimität halten zu können, wandte sich Johann an den Papst Innonenz III. um Verleihung der Kaiserkrone.[4] Am

[1] Akropolita cap. 12.

[2] Im Jahre 1073 wurde der Prinz Konstantin Bodin, Sohn des Serbenkönigs Michael, von den unter byzantinischer Herrschaft stehenden Bulgaren zum Zaren proclamirt, wobei er den Namen Peter angenommen. Da er noch im Dezember desselben Jahres in einer gegen die Byzantiner geschlagenen Schlacht gefangen genommen und der Aufstand gedämpft wurde, kann er nicht als Zar Peter II. betrachtet werden. Will man seine Proclamation zum Zaren als eine legitime und sein kurzes Wirken als Regierung betrachten, müsste der Asěnide Peter allerdings als der III. dieses Namens gezählt werden.

[3] Kalo-Joannes heisst soviel als Johann der Schöne. Engel meint aber, es sei dies eine von Johann selbst ausgegangene Verdrehung des «Skylojoannes.» Diesen Beinamen hatten ihm nämlich die Griechen gegeben, um damit seine gegen die besiegten Griechen an den Tag gelegte Grausamkeit zu bezeichnen (= Johann der Hund). Nach seinen Siegen über Byzanz legte er sich selbst gern den Namen «Romäoktonos» (Römer-Griechen-Tödter) bei. Er spielte hierbei auf den Kaiser Basilius Bulgaroktonos an.

[4] Aus den zahlreichen, zwischen ihm und dem Papste hierüber gewechselten Schreiben seien nur folgende hervorgehoben:

Wenzel VI. 201. do. 1199 «nobili viro Johannicio» (bitte ihn, seinen Gesandten freundlich zu empfangen).

8. Nov. 1204 wurde er durch den päpstlichen Gesandten, den Kardinal Leo Brancaleone (ernannt 1200 † 1230) mit grossem Pompe zum Könige gekrönt; trotzdem nannte er sich aber immer «Imperator».

Johann's Tod wird mannigfach angegeben, doch beruht dies zumeist auf legendenhafter Reinwaschung der an seinem Morde Beteiligten. Bei der Belagerung der Stadt Thessalonichi (1207) schlich sich der General Manastras, ein Kumane, Nachts in Johanns Zelt, stach dem schlafenden Zaren eine Lanze in die Hüfte und suchte das Weite. Als der Verwundete einen Hilfsschrei ausstiess, kehrte Manastras aus seinem nahe gelegenen Zelte zurück und simulirte vor dem Zaren den Ueberraschten und als ihn der Zar direct des Mordes anklagte, spielte er das Ganze auf eine Hallucination aus. Am anderen Tage Abends (etwa am 8. October) * verschied Johann unter entsetzlichen Schmerzen. Nun wurde mit möglichster Eile und mit Geschick das Gerücht ausgesprengt, der h. Demetrius, der Schutzherr Thessalonichis, habe aus Mitleid für die Stadt den grausamen Feind getödtet. Der Umstand aber, dass der Mörder ein Kumane gewesen und dass des Zaren kumanische Gattin sich sofort nach ihres Gemahls Tode mit dessen Neffen vermählt, lassen es mehr als wahrscheinlich erscheinen, dass Manastras mit Gutheissung der Zarin nnd des Neffen gehandelt.

Von Johann's kumanischer Gemahlin wissen wir nur, dass sie ein geiles Weib gewesen und sich nach ihres Gatten Tode mit dessen Neffen Boril vermählt.

Von Johann's etwaigen Kindern haben wir keinerlei Kenntniss.

d) *Zar Boril.*

Er kommt als Borilas, Burile, Burus (bei den Franken), Boris, Phrobilas, Phrorilas. Vorylas (bei Akropolita) vor. **

L. c. 227 do. 1202 Antwort des Zaren «Ego Caloiohannes Imperator Bulgarorum et Blachorum» (er bittet die Kaiserkrone).

L. c. 229. do. 27. Nov. 1202. Antwort Innocenz' III. darauf «nobili viro Calioiohanni Domino Bulgarorum et Blachorum».

L. c. 256. do. 1203 unterwirft sich Johann dem Papste «Calojoannes Imperator Bulgarorum».

L. c. 260, hierauf bezügliche Antwort des Papstes.

L. c. 265. do. 24. Febr. 1204 Krönungsbulle Innocenz' III. für Calojoannes.

L. c. 277. do. 1204 huldigt Johann der römischen Curie.

L. c. 281. do. 1204 ähnlichen Inhaltes.

L. c. 284. do. 1204 hierauf erfolgte Antwort des Papstes.

L. c. 316. do. 25. Mai 1207 fordert der Papst den Zaren Johann auf, mit dem Kaiser von Konstantinopel Frieden zu schliessen.

* Jireček, Geschichte der Bulgaren, Prag 1876, pag. 243.

** In einer Urkunde do. 2. Febr. 1210 (6718) nennt er sich Boril. Er bestätigt in dieser Urkunde (ap. Wenzel VIII. 438) den «Synodik» und verdammt die Bogomilen.

Er ist der Sohn einer Schwester der ersten Asěniden, deren Namen uns ebenso unbekannt ist, wie der ihres Gatten.

Aus seinen Familienverhältnissen ist uns bekannt, dass er nach Johannes Tode dessen kumanische Witwe geheiratet und dass er eine Tochter gehabt. Da Kaiser Heinrich von Konstantinopel — von allen seinen Verbündeten verlassen und auf Borils Hilfe angewiesen — sich um 1213 mit dieser, ob ihrer Schönheit berühmten Prinzessin, — sie hiess Maria (auch Irene) — vermählte, können wir dieselbe nicht als eine Tochter der Kumanin betrachten, weil sie zur Zeit ihrer Vermählung bestenfalls sich erst im 6. Lebensjahre befinden konnte. *Sie muss also aus einer früheren Ehe Borils stammen,* deren Einzelheiten uns aber vollkommen unbekannt sind. Kaiser Heinrich stammt aus dem Hause der Grafen von Flandern und Hennegau und ist am 11. Juni 1216 gestorben. Seine erste Gattin war Agnes, Tochter des Markgrafen Bonifaz von Montferrat; sie starb 1207. Maria's Schicksale sind uns unbekannt.[1] Einige beschuldigten sie, dass sie ihren Gatten vergiftet habe, sie hatte ihn also überlebt.

Boril hatte zu Ende seiner Regierung mit dem Sohne Johann Asěn's I. zu kämpfen. Es kam dahin, dass sich Boril in Tirnova einschliessen musste und nach vergeblichem Widerstande die Flucht ergriff; er wurde eingefangen und 1218 geblendet. Ueber die Zeit seines Todes ist Nichts bekannt.

e) *Despot Slav.*

Er kommt als Oslaw, Sthlabos, Esclas vor. Karl Hopf[2] nahm ihn als Svaetoslav (altbulgarisch Svetslav) an: die bereits erwähnte Gründungsurkunde des Tirnovaer Patriarchats, auch unter dem Namen Pomenik (Namen aller Jener, zu deren Erinnerung ein ewiger Nachruf gehalten wurde) bekannt, nennt ihn aber ausdrücklich Slav («Slavu despotju vêčnaja pamet»). Auch heisst es in einer Urkunde do. 1228[3] «totam terram de Sclave.»

Slav ist ein Vetter Boril's; ob er der Sohn von Boril's Vatersbruder, oder ob er mit Boril nur durch des Letzteren Mutter verwandt gewesen, ist unbestimmt. Jireček entscheidet sich für das Letztere.

Nach Boril's Thronbesteigung errichtete Slav von dem Bergschlosse Melnik aus ein selbstständiges Fürstentum in der Rhodope, welches er durch kluge Benützung der Umstände und durch geschicktes Anschmiegen an die jeweilig herrschenden Faktoren zu behaupten wusste.

[1] Engel in seiner Geschichte der Bulgaren, Halle 1797, lässt p. 407 Heinrichs Gattin eine Tochter des Zaren Kalojan und schon 1209 vermählt sein.

[2] Geschichte Griechenlands vom Beginn des Mittelalters bis auf unsere Zeit in Ersch und Grubers Encyklopaedie, Band 85 und 86.

[3] ap. Ljubić, Monumenta spectantia hist. Slav. mer. III. 402, cit. v. Jireček l. c. 244.

Als nach der Schlacht bei Berrhoea (am 31. Juli 1208) das gegen Boril siegreiche Frankenheer sich den Grenzen des Slav'schen Gebietes näherte, warf sich Slav in die Arme des siegreichen Kaisers Heinrich, der ihm Ende 1208 den Titel eines Despoten und seine eigene natürliche Tochter — deren Namen unbekannt ist — zur Gemahlin gab. — Engel (l. c. 409) gibt an, dass Slavs erste Gattin, *eine Verwandte des Asan* (Johann Asěn II.), um 1222 gestorben sei. Mir ist es nicht gelungen, diese Verwandte der Asěniden ausfindig zu machen; sollte sie aber existiren, so ist die Möglichkeit vorhanden, dass die Vetterschaft Slavs mit Boril auf die mit den Asěniden verwandte erste Gattin Slavs zurückzuführen sei; denn zwischen Heinrichs natürlicher Tochter und zwischen Johann Asěn II. lässt sich keine Verwandtschaft supponiren.[1]

Als Theodor Angelos sich 1222 Thessalonichs und Adrianopels bemächtigte, war seine Macht so gross, dass er den Kaisertitel angenommen und seinen Nachbarn ein furchtbarer Gegner geworden. Slav musste sich ihm anschliessen und zum Siegel des neuen Bündnisses sich mit ihm verschwägern. Wenn wir Engel glauben, war Slav damals verwitwet. Seine aus Theodors Hand erhaltene neue Gemahlin war die Tochter des Bruders von Theodors Gemahlin, die selbst aus dem Hause der Petraliphas stammt.[2]

Mit dem im April 1230 erfolgten Sturze Theodors und der Machtvergrösserung Johann Asěns II. verschwindet Slav vom Schauplatze.[3]

f) *Ivanko.*

Zar Johann Asěn I. hatte vernommen, dass einer seiner Verwandten, des Namens Ivanko (Johann), die Schwester der Zarin Helene (also Johann Asěns Schwägerin, — ihr Name ist unbekannt) verführt habe. Erbost über die Entehrung seines Hauses (Engel meint: über die Blutschande) beschied er den Verführer Nachts in seine Burg ad audiendum verbum. Der von der

[1] Ueber die Ehe mit Heinrichs Tochter siehe: *Hopf* 220, Akropolita cap. 24, Henri de Valenciennes cap. 2. 9. 11. (Villehardouins Memoiren ed. Wailly, Paris 1872, 309. 331) cit. von Jireček 244.

[2] Das mächtige, mit den griechischen Kaiserhäusern vielfach verschwägerte Archontengeschlecht Petraliphas hat zum Stammvater den Provençalen Pierre d'Aulps (d'Alpibus), welcher als einer der ersten Anführer des Heeres Bohemunds Prologo in Macedonien eroberte, sich im byzantinischen Reiche später dauernd festsetzte und grosse Besitzungen bei Didymotichon in Thrakien erwarb. Vgl. die treffliche Abhandlung meines Freundes Konstantin A. Christomanos, »Abendländische Geschlechter im Orient» im Jahrbuche 1888 der Wiener heraldischen Gesellschaft, pag. 77.

Ausser Theodors Gemahlin kennen wir u. A. noch eine Theodora Petraliphа als Gemahlin des 1271 gestorbenen Despoten Michael II. von Epiros.

[3] Jireček meint, er sei wahrscheinlich als einer der vornehmsten Höflinge Asěns gestorben. Im Pomenik wird ihm unter den Zaren und ihren Höflingen ein ewiges Andenken gelesen.

bösen Absicht des jähzornigen Zaren unterrichtete Ivanko kam dem ihm mit dem Schwerte entgegentretenden Zaren zuvor, indem er ihm das heimlich mitgebrachte eigene Schwert in den Unterleib stiess.

Man sah in der Sache auch einigen politischen Hintergrund. Einerseits sollte der seit 1196 in bulgarischer Kriegsgefangenschaft befindliche Sebastokrator Isak Komnenos durch das Versprechen, Ivanko mit seiner Tochter Theodora zu vermählen, diesen zum Königsmorde angestachelt haben, andererseits wurden die Tronaspirationen des Mörders nach Johann Asěns Tode manifestirt; denn noch in derselben Nacht wurde Tirnova von Ivankos Parteigängern besetzt. Der herbeieilende Peter II. entsetzte — da das von Ivanko erbetene griechische Hilfsheer schon bei seinem Einrücken in die Balkanpässe sich zerstreute — die Hauptstadt, worauf sich Ivanko auf geheimer Flucht in byzantinischen Schutz begab.

Hier wurde er mit offenen Armen aufgenommen; man gab ihm den Namen Alexius und verlobte ihn mit der Prinzessin Theodora Komnena. Kaiser Alexius III. hatte nämlich eine Tochter Anna, die in erster Ehe mit jenem Sebastokrator Isak Komnenos vermählt war, der — wie oben erwähnt — im Jahre 1196 in bulgarische Gefangenschaft geraten und daselbst wahrscheinlich noch im selben Jahre gestorben war. Aus dieser Ehe stammte die Prinzessin Theodora.

Ivanko war mit der ihm zugedachten Ehre nicht zufriedengestellt. Theodora war erst ein unreifes Mädchen, ihm schien die Mutter, die junge Witwe Anna begehrenswerter. Der griechische Hof, dem diese Verbindung nicht genehm war, suchte den Ungestümen abzulenken, indem er ihn als Commandanten einer Heeresabteilung nach Philippopel schickte, wo es ihm auch gelang, seine bulgarischen Landsleute zurückzuschlagen. Durch seine militärischen Erfolge kühn geworden und in seinen Erwartungen vom Hofe nicht unterstützt, empörte sich Ivanko gegen den Kaiser und verband sich mit dem Zaren Kalojan. Den gegen ihn gesandten griechischen General Manuel Kamytzes, einen Neffen des Kaisers nahm er gefangen und überlieferte ihn an Kalojan. Als nun seine kriegerischen Erfolge den Griechen höchst gefährlich zu werden begannen, half sich der Hof mit dem alten Mittel des Verrates und der heimtückischen List. Kaiser Alexius wusste den gefährlichen Mann durch Friedensvorspiegelungen zu sich zu locken, nahm ihn gefangen und liess ihn blenden (1200). Sein ferneres Schicksal ist unbekannt; er ist jedenfalls bald nach seiner Blendung aus dem Wege geräumt worden. — Seine Gattin Theodora hat sich — wie wir sehen werden — bald wieder vermählt.

Ueber die Verwandtschaft Ivanko's zu den Asěniden äussert sich Akropolita dahin, dass Ivanko ein Vetter Johann Asěns gewesen sei.* Engel

* Du Cange, Illyricum vetus et novum, Pressburg 1746, pag. 106.

nennt ihn gleichfalls Asěns Vetter, meint aber, er sei wahrscheinlich Asěns Schwestersohn gewesen. Auf der Stammtafel der Aseniden lässt er sich nicht gut unterbringen. Nach dem serbischen Historiker Raitsch hatte er einen Bruder Demeter, der dem Zaren Johann viel zu schaffen machte.

g) *Dobromir Strež.*

Bei Niketas (Sathas, Bibl. græca I. 90.) heisst er Dobromeros Chryses, Kaiser Heinrich nennt ihn Stratius. Ueber seine Verwandtschaft mit den Aseniden haben wir folgende Angaben: König Stefan Nemanjics von Serbien in seiner Biografie Stefan Nemanja's cap. 17 nennt ihn: «Cara bližiku (einen Verwandten — propinquus —) sego.» Der serbische Chronist Theodosij nennt ihn: «Užika (consanguineus) Kalojana cara.» Kaiser Heinrich nennt ihn: «Nepos Joannicii»; somit dürfen wir ihn einen Neffen Kalojans nennen; doch wissen wir nicht, ob er sein Bruders- oder Schwestersohn gewesen. Letzteres ist wahrscheinlicher.

Strež war beim Ausbruche der von den Aseniden geleiteten Revolution den Byzantinern treu geblieben und hatte dieselben gegen Johann Asěn I. militärisch unterstützt. Als Befehlshaber des von steilen Felsen umringten Bergschlosses Strumica fiel er aber von den Griechen ab und führte von dem noch unzugänglicheren Prosěk aus ein selbstständiges Regime. Als alle Bezwingungsversuche des Kaisers Alexius III. an den natürlichen Verschanzungen des Gegners scheiterten, fand es der Kaiser geraten, das obere Macedonien dem Empörten zu überlassen und demselben, um ihn dennoch einigermassen an die Interessen der kaiserlichen Familie zu knüpfen, die Tochter seines Neffen Manuel Kamytzes zur Gattin zu geben. Dass Strež bereits im Besitze einer Gemahlin war, bot der Hofpolitik kein Hinderniss; sie wurde sicherlich gewaltsam von ihrem Gatten getrennt, damit dieser des Protostrator Kamytzes Schwiegersohn werde (1199).

Als Manuel Kamytzes 1200 in Ivanko's, dann in Kalojan's Gefangenschaft geriet, kaufte ihn sein Schwiegersohn Strež los; da aber der Kaiser das hiefür erlegte Lösegeld Letzterem nicht ersetzen wollte, verband sich Kamytzes mit Strež und machte einen feindlichen Einfall in Thessalien. Als nun Strež 1201 mit dem Kaiser Frieden geschlossen, erhielt er dieselbe Theodora Komnena, die des Ivanko Gemahlin gewesen, zur dritten Gattin; hieraus liesse sich schliessen: 1) dass Ivanko 1201 wohl nicht mehr am Leben gewesen und 2) dass des Kamytzes Tochter sicherlich schon gestorben war, denn mit einer dem kaiserlichen Hause verwandten Dame dürfte man denn doch nicht so gewaltsam verfahren haben, als mit Strež's erster Gemahlin.

1205 wurde Strež aus Prosěk durch Kalojan verjagt und ein sicherer Šisman daselbst zum bulgarischen Statthalter eingesetzt. Strež suchte bei dem serbischen Grossfürsten Stefan Nemanjic Zuflucht. Stefan unter-

stützte den Flüchtigen, so dass dieser nach Kalojans Ermordung Sišman verdrängte und seine bisherige Herrschaft erneuerte. Doch der undankbare Strež, der im Frühlinge 1211 von den Franken geschlagen wurde, suchte sich mit dem Reste seiner Truppen einen Regress an seinem Wohlthäter Stefan von Serbien. Als es dem Bruder des Grossfürsten, dem Hieromonachen Sabbas nicht gelungen war, den Angreifer auf gütlichem Wege zu beruhigen, fiel Strež plötzlich von Mörderhand. Freilich liess man auch hier überirdische Mächte die Hand im Spiele haben.

Strež's Gebiet am Mittellaufe des Vardar wurde noch lange als ein Ganzes betrachtet: noch 1228 wird urkundlich «terra, que fuit de Straces» * erwähnt. Der Pomenik sagt dem Sebastokrator Strež ein ewiges Andenken nach. Von Strež's allenfallsiger Nachkommenschaft, sowie von dem Schicksale seiner Gattinen haben wir keine Kenntniss.

9. Zar Johann Asěn II.

Seine Eltern sind Zar Johann Asěn I.** und dessen Gattin Helene (als Nonne Eugenia).

Beim Tode Johann Asěns I. 1196 waren dessen zwei Söhne Johann Asěn und Alexander noch unmündig; deshalb gelangte Kalojan zur Regierung. Nach dessen Ermordung war selbstverständlich der junge Johann Asěn der nächste Tronerbe. Da sich aber Boril, — wie wir wissen — durch Vermählung mit Johanns Witwe offen als Prätendent manifestirte, fanden es die Erzieher und Vormünder der beiden Prinzen angezeigt, mit denselben ins Ausland zu flüchten. Dass sie sich nach Russland gewendet, davon wissen die russischen Annalen Nichts.

Johann Asěn war aber im Auslande nicht unthätig geblieben. Im Jahre 1210 kehrte er an der Spitze der im Auslande geworbenen Hilfstruppen in seine Heimat zurück und bemächtigte sich gleich nach der ersten dem Boril abgewonnenen Schlacht des ganzen Landes, während sich Boril in Tirnova verschanzte. Nach siebenjährigem Kampfe fiel auch diese letzte Stätte Borils und Johann Asěn II. bestieg 1218 den Bulgarentron als unbestrittener Alleinherrscher. Seine Regierung ist die glanzvollste aller Bulgarenzaren; gleich ausgezeichnet durch politische und kriegerische Erfolge, wusste sich Johann Asěn II. durch hervorragende Eigenschaften des Gemütes ein ehrendes Andenken in den Tafeln der Geschichte zu sichern.

* Ljubić Monumenta III. 402.

** Inschrift am Dome zu Tirnova: «Im Jahre 6738 (1230 nach Chr.) Ich Joannes Asěn, Selbstbeherrscher der Bulgaren, der Sohn des alten Asěn (Syn starago Asěnê caré) im 12. Jahre meiner Regierung.» Helene's Mutterschaft bezeugt der Pomenik. Einige halten Johann Asěn II. irrigerweise für einen Sohn Kalojans.

Sein Tod erfolgte bald nach dem Erscheinen eines Kometen im Juni 1241.[1]

Seine Gattinen.

a) Die Gründungsurkunde des Tirnovaer Patriarchats führt nach der Zarin Helene (der Mutter Johann Asěns II) noch folgende zwei Frauen an:

«Zarin *Anna*, die *Anisia* genannt wird»

«die andere Zarin Anna, Gattin des Zaren Asěn.» Diese beiden Frauen, des Namens Anna, lassen sich auf der Stammtafel der Aseniden nicht leicht unterbringen. Es ist möglich, dass eine der Beiden (u. z. die später Anisia genannte) die Gattin des Zaren Peter II. († 1197) oder dessen Neffen, des Zaren Boril gewesen, denn die nach October 1207 an Boril vermählte Kumanin war sicherlich Borils zweite Gemahlin, da Boril's Tochter Maria (Irene) schon um 1213 an den Kaiser Heinrich von Konstantinopel vermählt wurde und man doch nicht annehmen kann, dass sie von der vor 6 Jahren verheirateten Kumanin geboren worden sei; — somit bleibt für die «andere Zarin Anna, Gattin des Zaren Asěn» nichts übrig, als sie zur ersten Gattin unseres Johann Asěn II. zu erheben, es wäre denn, dass sein Vater Asěn der Aeltere (vor Helene, denn diese dürfte sich erst nach dem Tode ihres Gatten ins Kloster begeben haben) noch eine andere Gemahlin gehabt. Jireček l. c. 268 teilt diejenige Anna, die man auch Anisia nannte, Johann Asěn II. als erste Gattin zu. Am leichtesten lässt sich die Frage lösen, wenn wir annehmen, es sei Anna schon 1218 nicht mehr am Leben gewesen, oder dass Johann Asěn, um eine zweite Ehe einzugehen, sich von ihr geschieden und dass sie etwa im Kloster den Namen Anisia erhalten.[2]

b) Mit Bestimmtheit wissen wir, dass Maria, die älteste Tochter des Ungarnkönigs Andreas II. 1219 an Johann Asěn II. versprochen und dass die Ehe 1220/1 vollzogen wurde. Vgl. 10.

c) Nach Marias Tode heiratete Johann Asěn II. die blendend schöne *Irene*, Tochter des in seiner Gefangenschaft befindlichen Exdespoten Theodor von Epiros aus dem Hause der Angeli und einer Petralipha.

Manche setzen diese Ehe auf 1240. Dieses Datum ist sehr unwahrscheinlich. Wir kennen aus Irene's Ehe drei Kinder[3] und wissen dass Johann Asěn bereits im Juni 1241 gestorben. Wenn sich Irene erst 1240 vermählt hat, konnte sie im Laufe eines einzigen Jahres schwerlich Mutter dreier Kinder geworden sein. Es ist also entschieden richtiger, die Ehe auf 1237/8 zu setzen.

Irene hat ihren Gatten überlebt und heisst als Nonne Xenia. Ihre

[1] Albericus 578. «circa festum S. Joannis Assanus rex mortuus est.»

[2] Jireček führt folgende Quellen zur Kenntniss von Johann Asen II. Gattinen an: Albericus 578, Synodik (altbulg.) 52, Euthymij und Akropolita.

[3] Akropolita c. 38. 39.

Schicksale nach 1241 sind unbekannt. Wir wissen nur, dass sie für ihren unmündigen Sohn Michael die Regierung geführt.

Als Kaiser Vatatzes 1246 nach einem mit den Bulgaren geschlossenen Frieden gegen Thessalonich zog, gelang es ihm, den Despoten Demetrius Angelos gefangen zu nehmen. Auf Bitten Irene's, der Schwester des Demetrius, entgieng dieser der ihm zugedachten Blendung und Irene wurde unbehelligt in die Bulgarei entlassen.[1]

10. **Zarin Maria,** Gemahlin Johann Asěns II.

Bei Alberich, im Synodik und bei Euthymij heisst sie Anna; bei Akropolita Maria.[2]

Sie ist die Tochter des Königs Andreas II. von Ungarn und der Gertrud von Meran.

Schier in seinem Werke über die Königinen Ungarns setzt die Geburt dieser Prinzessin auf Ende 1205, weil er ihre Eltern sich erst Anfangs 1205 vermählen lässt. Da aber dieses Vermählungsjahr unrichtig ist, kann man es auch nicht als Maria's Geburtsjahr annehmen.

Wir wissen, dass Papst Innocenz III. in einem do. 5. November 1203 an Andreas (II.) gerichteten Schreiben diesem verspricht, dass er, im Falle als ihm (nämlich Andreas) ein Sohn geboren werde, dessen Erbe gegen etwaige Anfeindungen seines Oheimes Emerich verteidigen wolle. Da aber der damals erwartete Sohn nicht geboren wurde (Béla IV. kam erst 1206 zur Welt) und Elisabeth, die zweite Tochter Andreas II. erst 1207 das Licht der Welt erblickte, können wir mit Bestimmtheit annehmen, dass jenes in der Urkunde do. 5. Nov. 1203 signalisirte Kind die Prinzessin Maria gewesen und dass ihre Geburt Ende 1203—Anfangs 1204 zu setzen ist.

1219 hatte sie ihr Vater dem Bulgarenzaren Johann Asěn II. zugesagt. Als nämlich Andreas in diesem Jahre aus Palästina zu Lande in seine Heimat zog, hielt ihn Johann Asěn an und erpresste von ihm das Versprechen, ihm seine älteste Tochter Maria zur Ehe zu geben.[3]

[1] Engel 417.

[2] Pistorius in seiner Genealogie der Könige Ungarns nennt sie Anna, eine Tochter Béla's IV.

[3] *Thomas*, Erzdechant v. Spalato, *Histor. Salonitana* cap. 26: «Hernach gelangte er (Andreas) nach Verlassen des griechischen Gebietes nach Bulgarien, wo er von Occan, dem Könige der Bulgaren aufgehalten wurde und nicht eher die Erlaubniss zur Weiterreise erhielt, als bis er ihm sichere Garantien bot, ihm seine Tochter zur Gemahlin zu geben.»

Urkunde bei Theiner, Mon. Hung. I. 21 ad. 1219: «Cum Azeno Bulgarie imperatore mediante nostra filia matrimonium celebravimus.»

Dieses Verlangen Asěns war von so vielen politischen Rücksichten geboten, dass ihn eine allenfallsige Verstossung seiner ersten Gattin davon nicht zurückgehalten hätte.

Die Zaren Bulgariens hatten sich nämlich, so lange sie sich der lateinischen Kirche ergeben zeigten, der Gnade der Päpste zu erfreuen. Als sie aber begannen, wieder mit der griechischen Kirche zu liebäugeln und der päpstliche Stuhl sich in seinen Erwartungen getäuscht sah, predigten die Päpste offen Kreuzzüge gegen Bulgarien und forderten Ungarns Beherrscher direkt auf, sich Bulgariens zu bemächtigen. Dies war der eine Grund, warum Johann Asěn II., der nach dieser Richtung viel zu fürchten hatte, eine Verschwägerung mit dem Ungarnkönige suchte.

Der zweite Grund ist in den damals bereits bestandenen und dem Bulgarenzaren wohlbekannt gewesenen Verschwägerungsverhältnissen Andreas II. zu suchen.

Bevor er noch nach Bulgarien gekommen, hatte er schon seinen Tronerben mit der Tochter des nikäischen Kaisers Theodor Laskaris (I.) verlobt. Er selbst, Andreas II. war durch seine Gemahlin Jolanthe Schwager des byzantinischen Tronfolgers Robert von Courtenay und zudem hatte Kaiser Theodor I. von Nikaea 1219 die Schwägerin des Ungarnkönigs, Maria, die Schwester Jolanthe's geheiratet. Mit einem Manne verschwägert zu sein, der auf so vielfache Weise mit den griechischen Herrscherfamilien liirt war, musste dem Bulgarenzaren als das non plus ultra einer günstigen Politik vorschweben.

Maria's Vermählung erfolgte eben, als der neue Kaiser von Konstantinopel, Robert von Courtenay, auf dem Wege in seine Residenz, in Ungarn ausruhte. Da Robert im Frühjahre 1221 in Konstantinopel ankam (Manche setzen seine Krönung auf den 25. März, Andere auf den 25. Mai 1221), lässt sich Maria's Vermählung mit mehr Sicherheit auf Jänner—Februar 1221 als auf Ende 1221 setzen. Die junge Zarin behielt ihren katholischen Glauben, was aber die orthodoxe Kirche nicht hinderte, ihr ein ewiges Andenken nachzusingen.

Anfangs 1237 begleitete Maria ihren Gatten nach Adrianopel, als dieser mit dem Plane umgieng, sich seines bisherigen Bundesgenossen, des nikäischen Kaisers Johann Vatatzes, zu entledigen; jedoch schon bei der Belagerung der dem Vatatzes gehörigen Stadt Tzurullon in Thrakien (nach März 1237) erhielt Johann Asěn die Kunde, dass seine Gemahlin, sein Sohn und der Patriarch von Tirnova an einer Epidemie gestorben seien.*

* Georg Logothetta: «Als die Feste Tzurullum belagert wurde, meldete man dem Asěn, dass seine ungarische Gemahlin plötzlich aufgehört habe, unter den Lebenden zu wandeln.»

Dass Maria um diese Zeit gestorben, bezeugt auch Thomas, Erzdechant von Spalato in Hist. Salonit. cap. 26.

Urkundlich wissen wir, dass Béla IV. sie am 7. Juni 1238 in einem Schreiben an Papst Gregor IX. «felicis recordationis» nennt.*

(Schluss folgt.) MOR. WERTNER.

BENEDIKT SKYTTE'S BERICHTE 1651 UND 1652.

Unter dem Titel «Siebenbürgen und der nordöstliche Krieg» ist im Verlage der ungarischen Akademie der Wissenschaften eine Sammlung von Urkunden unter der Presse, in welcher die Berichte des schwedischen Gesandten Benedikt Skytte in ungarischer Uebersetzung erscheinen werden. Der Herausgeber dieses Werkes, Alexander Szilágyi, hatte von diesen Berichten aus Carlsons «Geschichte Schwedens» Kenntniss. Aber Carlson erwähnt dieselben blos, ohne ihren Inhalt zu reproduciren. Um in den Besitz dieser wichtigen Urkunden zu gelangen, wandte sich Szilágyi an Herrn Baron Taube, den trefflichen und zuvorkommenden Director des schwedischen Reichsarchivs (mit dem er durch Vermittlung Dr. Árpád Károlyi's bekannt geworden war), der so freundlich war, eine deutsche Uebersetzung derselben zu besorgen.

Skytte's Gesandtschaftsberichte sind so interessant, dass sie auch den deutschen Lesern vorgelegt zu werden verdienen. Zum Verständniss derselben dürften die folgenden einleitenden Bemerkungen genügen.

Johann Krausz, der Chronist Schässburgs, erzählt von Skytte, dass dieser, trotzdem er schwedischer Staatsrat d. h. Minister gewesen, einige satyrische Schriften gegen die Königin Christine veröffentlichte, in Folge dessen er in Ungnade fiel und sein Vaterland verlassen musste. Es ist ganz wahrscheinlich, dass diese Nachricht in Ungarn und Siebenbürgen verbreitet war, denn woher hätte sie Krausz sonst genommen? Thatsächlich war das Märchen blos ersonnen, um die Wahrheit zu verbergen; denn Benedikt Skytte war keinesfalls in Ungnade gefallen, im Gegenteil, er reiste eben im geheimen Auftrage der Königin Christine und ihres Staatsrates. Dass er incognito reiste und seine wirklichen Ziele mit grosser Vorsicht geheim hielt, das ist auch aus den Berichten ersichtlich, die er an Königin Christine sandte und deren Inhalt oder Ton keinesfalls darauf schliessen lassen, dass dieselben von einem in Ungnade gefallenen Beamten herrühren.

Zwischen Schweden und Siebenbürgen war im Jahre 1644 ein engeres Bündniss zustande gekommen, dessen Folge die 1645-er mährische Expedition des älteren Georg Rákóczy war. Bei Gelegenheit dieser Expedition ge-

* Raynald ad. 1238, n. XII.

Jireček 261 setzt die Belagerung von Tzurullon und Maria's Tod auf 1239. Die Urkunde Béla's IV. spricht entschieden dagegen.

schah es, dass Sigmund Rákóczy mit dem Prinzen Karl Gustav, dem späteren Könige von Schweden, bekannt wurde; — mit dieser Expedition war aber auch das schwedische Bündniss zu Ende. Berührungen zwischen der Krone Schweden und Siebenbürgen gab es wohl auch später, doch waren diese Berührungen zum Teil blos Höflichkeiten, zum Teil hatten sie den Zweck, die Aufnahme Siebenbürgens in den westphälischen Frieden zu erwirken und gewisse finanzielle Forderungen des Fürsten zur Geltung zu bringen. Aber mit dem Tode des Fürsten Georg I. hörten auch diese Berührungen auf und erst im Jahre 1650 richtete Fürst Sigismund bei Gelegenheit einer Wiener Gesandtschaft an den Residenten Schwedens in Wien einen Brief, welchen dieser beantwortete.

Zu dieser Zeit mag die schwedische Regierung auf den Gedanken gekommen sein, eine merkantile und politische Verbindung mit der Türkei anzubahnen und zu diesem Zwecke einen verlässlichen Menschen zum Studium des Ostens zu entsenden. Die Wahl fiel auf den Baron Skytte, oder wie er zuweilen genannt wird, Schütten, der wirklich der geeignete Mann für eine solche vertrauliche Mission war. Er kam als einfacher Tourist nach Wien und liess sich hier durch den schwedischen Residenten orientiren. So wurde er hier auch mit Rákóczy's Leuten Jonas Mednyánszky und Andreas Klobusitzky bekannt, die ihn nach Sárospatak wiesen, resp. begleiteten, von wo er weiter nach Siebenbürgen zu reisen beabsichtigte.

Von seinen an die Königin und an Oxenstierna gerichteten Berichten haben sich nur vier erhalten, von seinen Briefen sogar nur ein einziger an Klobusitzky. Aber diese Aktenstücke enthalten sehr wertvolle Daten über die damaligen Siebenbürger Verhältnisse. Skytte war sehr schnell mit zahlreichen ungarischen und siebenbürgischen Herren bekannt geworden, trat zu denselben in ein freundschaftliches Verhältniss und verliess, wie es scheint, das Land nicht mit unangenehmen Eindrücken; wenigstens darf man dies daraus schliessen, dass er auch noch nach Jahren, nachdem er Siebenbürgen verlassen, dem Fürsten gerne Dienste leistet.

Schon in dieser Zeit warf der grosse nordöstliche Krieg, der nach wenigen Jahren ausbrechen sollte, seine Schatten voraus. Ein Vorspiel desselben war der kosakisch-polnische Krieg, der Polens Sturz und Russlands Grösse vorbereitete. In diesem Kriege spielte auch der ältere Fürst Georg eine Rolle und zwar als Verbündeter der Kosaken, und nach seinem Tode trat sein Sohn Georg II. an seine Stelle. Skytte kam gerade in dem Augenblicke nach Siebenbürgen, als die Kosaken unterlagen und Polen sich siegreich behauptete.

Skytte's Begleiter war Klobusitzky, mit dem er am 25. Oktober 1651 in Patak eintraf. Hier traf er mit Sigismund Rákóczy zusammen, von dem er schon in seinem ersten Berichte vom 29. Oktober mit Begeisterung spricht. «Dieser Fürst», so schreibt er der Königin, «ist ein gelehrter, verständiger,

discreter und braver Herr, und auch Ew. k. Majestät und dem allgemeinen Besten der Evangelischen gut affectionirt.» Skytte begann bereits mit ihm über ein engeres Bündniss zwischen Schweden und Siebenbürgen zu verhandeln und referirt auch sofort hierüber an die Königin. Am 29. Oktober war er in Abschieds-Audienz bei Sigismund und ging nun, mit einem eigenhändigen Empfehlungsschreiben desselben nach Grosswardein, um hier mit dem Fürsten zusammenzutreffen. Aber hier blieben sie nur kurze Zeit; der Fürst eilte nach Weissenburg, um die für die frühverstorbene Gattin des Prinzen zu veranstaltenden Trauerfeierlichkeiten vorzubereiten, wobei er die eingehenderen Verhandlungen mit Skytte fortsetzte. Am 11. November war er in Tasnád und bat von hier aus Klobusitzky, alle an ihn aus Schweden gelangenden Sendungen ihm nach Weissenburg (an Bisterfeld) nachzusenden. Hieher kam auch der Fürst, worauf die Verhandlungen zwischen dem Fürsten und dem schwedischen Staatsmanne thatsächlich begannen.

Abgesehen davon, dass der Hof durch den Tod der pfälzischen Henriette in tiefer Trauer war, kam Skytte zu gelegener Zeit. Rákóczy war fortwährend, allerdings mit grösster Vorsicht bestrebt, sich den Weg zum polnischen Throne zu ebnen. Aus alter Familien-Tradition, aber auch geleitet durch seinen eigenen Ehrgeiz, arbeitete er darauf hin, eine gewisse Suprematie über die kleineren Staaten des Orients zu erringen, wobei ihm ein so mächtiger Staat, wie Schweden, in diesen Bestrebungen von grossem Nutzen sein konnte. Diesen ganzen Plan, mit allen seinen interessanten Einzelheiten, enthält der Bericht Skytte's vom Januar 1652.

Doch Skytte's Sendung blieb erfolglos. Königin Christine war schon zu dieser Zeit halb entschlossen, dem Throne zu entsagen, und die inneren Verhältnisse Schwedens gestatteten diesem Staate keine energischere orientalische Politik.

Hier folgen nun Skytte's interessante schwedische Berichte in S. Bradéns deutscher Uebersetzung.

I.

Grossmächtigste Königin,
allergnädigste Frau!

Nachdem ich aus Wien E. K. Mt. von meiner Reise hierher nach Siebenbürgen mit dem Legaten, Globoschitsky genannt, und aus Lednitz dem Secret. Tungell am 3. October von meiner Ankunft hierher geschrieben hatte, bin ich seit dem 15./25. October endlich gut hierher in Sárospatak angelangt, und habe schon drei Tage die Ankunft des Fürsten von Siebenbürgen, Sigismund Ragotschis hier erwartet, welcher mich gestern zu sich abholen lassen und mich sehr gut bewirtet hat, nachdem er durch Globoschitsky von dem Berichte unseres Residenten und dem meinigen vernommen hatte, dass ich ein schwedischer Edelmann wäre, der nur aus Lust sich diese Länder und Constantinopel anzusehen reiste, und hat

Befehl gegeben, man möchte mir dazu alle gute Adresse geben, besonders an seinen Herrn Bruder, den Fürsten Georgio Ragotsky, welcher zu meinem Glück nur 13 Meilen entfernt ist, bei einer Stadt, Vardin genannt, und welcher binnen Kurzem wieder in Siebenbürgen hinein reisen wird, nachdem er vor einer Woche hierher angekommen ist, hauptsächlich um seinen Bruder über den Tod dessen seliger Gemahlin, Schwester des Churfürsten von der Pfalz, zu trösten. Den genannten Fürsten habe ich auch im Namen E. K. Mt. begrüsst, doch gesagt, dass mir kein Auftrag darüber gegeben wäre, da meine Reise hierher ungewiss gewesen, dass ich aber wüsste, dass E. K. Mt. und die schwedische Krone das Wohlergehen des Ragotskyschen Hauses und Siebenbürgens höchlich wünschten, und mir Briefe von Ihrer guten Affection und Recommendation gewiss würden mitgegeben haben, wenn meine Reise sicher gewesen wäre; da ich der Unsicherheit wegen erst in Wien meine Resolution fassen konnte. Wollten sie mich aber damit betrauen, was zum Besten sowohl E. K. Mt. und des Reiches als zu ihrem eigenen Besten gereichte, wäre ich obligirt solches getreu und unterthänigst E. K. Mt. zu berichten; und ohne Zweifel würden E. K. Mt. entweder mir oder jemanden anders Euren ferneren Willen hierüber brieflich kundgeben lassen. Dieser Fürst, da er ein gelehrter, verständiger, discreter und braver Herr und auch E. K. Mt. und dem allgemeinen Besten der Evangelischen gut affectionirt ist, hat er mir auch entdeckt, dass der König von Polen mit einigen Rigensern Correspondenz hätte (deren Namen sein Bruder kenne, wie er meinte), dass, sobald das polnische Kriegsheer sich der Stadt annäherte, sie diesem die Stadt Riga überliefern wollen, und wäre der böhmische Graf, welcher im Namen des Königs diese Parthie führen sollte, neulich bei ihm disgustirt (da der König die Salzgruben, die er in Polen verpachtet, confiscirt hätte, wegen einer Reise, die derselbe Graf einmal hierher in Siebenbürgen gemacht hätte) und von dem Herzog von Siebenbürgen jetzt nach Ragusa geschickt worden, um sich dort einzuschiffen, mit dem Befehl, nicht allein diese Conjuration E. K. Mt. zu entdecken, sondern auch über mehrere Sachen zu tractiren, worüber ihm vollständige Instructionen gegeben waren, was ich bei seinem Herrn Bruder vernommen, zu welchem ich mich heute, w. G., begebe, und werde von dort aus über alles weiter avisiren. Er bat mich auch, E. K. Mt. mit seinem guten und demütigen Dienste zu grüssen und zu erzählen, dass er und sein Herr Bruder nichts höher wünschten, als die Freundschaft E. K. Mt., rieth auch, wir möchten mit der türkischen Pforte einen näheren Correspondenten halten, und wenn nicht eine Alliance, doch jedenfalls Handels- und Freundschaftstractaten haben; und wo nöthig wäre, könnte man ja immerhin in loco nähere Consilia fassen, welche uns jetzt stets aus den Händen gehen, weil, bevor man nach Schweden schreiben und von dort Briefe zur Antwort bekommen kann, ein halbes Jahr und die Occassionen verlaufen; wir könnten vom Handel allein mehr profitiren als die Legationsspesen kosten würden; als Beispiel führte er den Herzog von Churland an, welcher mit ihrer Hilfe in Constantinopel vier oder fünf Schiffe verkauft hätte. Somit würde auch der römische Kaiser uns mehr in Deutschland respectiren, wenn er wüsste, dass wir mit dem Oriente und mit ihnen stets in einer guten Correspondenz lebten, und könnten dadurch viele Anschläge der Jesuiten verhindert werden, wo jetzt die Papisten im Gegenteil häufig zu unserer Präju-

dice Sachen darstellen. Poloniæ statum wäre turbatissimum, und möchten wir auf Preussen ein Auge halten, wozu sie uns verhelfen wollten. Sie hätten sich noch nicht resolvirt Polen zu attaquiren, doch sobald sich eine Gelegenheit darböte, wollten sie solche nicht versäumen, da die Cosaquen und vornehmsten Herren mit ihnen correspondirten; der König von Polen liesse auch seine besten Sachen nach Marienburg führen, er wäre körperlich ganz verdorben und könnte lange Zeit nicht leben. Die Cosaquen hätten zwar mit den Polen Frieden geschlossen, sed pacem suspectam, und mehr aus Noth für dieses Jahr, da Krankheiten auf beiden Seiten sie getrennt hätten. Der Türke hätte gewiss gegen den Kaiser etwas vor, und fast alle Hungaren wären disgustirt, auch die Evangelischen und viele Katholischen in den Erbländern des Kaisers. Der Kaiser hätte durch Hatzfeldt gesucht, die vota der Churfürsten für die Wahl seines Sohnes zum römischen König zu gewinnen, hätte aber noch keine Stimme bekommen, woher er keinen Reichstag so bald halten wollte, sondern hätten alle Churfürsten sich zum nächsten Reichstag referirt. Gegen Polen und den Kaiser hätten wir keinen besseren Alliirten als sie da Frankreich katholisch und jetzt in einem bürgerlichen Kriege verwickelt wäre. Der Herzog von Siebenbürgen aber wäre evangelisch und hätte ausser seiner Macht über Siebenbürgen, worüber er absolut wäre, Turcam faventem und hätte alle Evangelicos und einen guten Theil Catholicos in Hungern und Polen sowie in mehreren Erbländern des Kaisers auf seiner Seite. Es wäre zu bedauern, dass man beiderseits nie eine besondere Person dazu benutzt hätte, die Correspondenz und Consilia zu besorgen; dazu wäre aber noch Zeit, sie würden es ihrerseits an nichts fehlen lassen, in allem zu cooperiren; die letzten Bünde, welche sie mit Gallia und Suecia gemacht hätten, hat er mir auch in originali geschickt und gezeigt, dass wir (sic!) obligirt wären, Turcæ consensum pro bello continuando zu erhalten, welchem wir nicht einen Brief, noch weniger eine Legation senden, ja nicht einmal 300 Reiter haben leihen wollen zur Besänftigung einer Meuterei in Cassan, da pacta uns doch einige 1000 zu geben obligirten; ebenso hätte ihnen Gallus weder das Geld bezahlt noch weniger durch ihren dortigen ordinairen Legaten bei der türkischen Pforte ein Wort einlegen wollen, damit sie den Krieg mit uns continuiren möchten; woraus sowohl der Türke als sie geschlossen haben, dass sie verachtet wären und zu anderen Consilia haben greifen müssen. Riethen auch, wir möchten wegen der Gefahr, welche von Polen und dem Kaiser droht, uns mit einander besser verbinden. Ich versprach, dies alles E. K. Mt. schreiben zu wollen, und dass ich nicht daran zweifelte, E. K. Mt. würden solche Ordres ertheilen, welche zur Vertheidigung und Verbreitung des allgemeinen Besten dienten. Die Tractate in Lübeck würden, sagte er, keinen Effect erzielen, und wären spanische Ambassadeurs dahin gereist, vorzüglich um solche zu verhindern. Ein Gesandter vom Herzog von Holstein soll auch vor einiger Zeit nach Persien hier durchgereist sein; doch werde ich über seinen weiteren Auftrag mich besser erkundigen. Die Beerdigung der seligen Fürstin soll hier am 12. December stattfinden, und wird sie hier sehr vermisst; heute bin ich wieder abgeholt worden und zur Mahlzeit gebeten, wo die Wittwe des seligen Ragotsky (welche hier regiert und fürstlichen Staat hält) auch mit zu Tische sass, welche ich auch ebenfalls grüsste und ihr die Affection E. K. Mt. in generalibus zusicherte, excusirend, dass E. K. Mt. von meiner

Reise nichts wusste und daher mich mit keinen Particularbriefen oder Ordres versehen hätte, und zweifelte ich nicht, dass E.K. Mt. die erste Gelegenheit benützen wollten, von ihren guten Offerten und ihrem freundschaftlichen Anerbieten Gebrauch zu machen, da sie mich insbesondere gebeten haben, E. K. Mt. mit ihrem demüthigen Dienste und getreuester Affection zu grüssen; was ich auch zu thun versprochen habe. Ob nun E. K. Mt. diese Occasion benutzen will und einen ihrer Minister hierher oder nach Constantinopel senden, welcher pro re nata mit Instructionen versehen wäre, alle Occasionen zum Besten E. K. Mt. wahrzunehmen, lasse ich E. K. Mt. und dem Reiche unterthänigst anheimgestellt bleiben. Ich meine noch in diesem Winter bei guter Zeit nach Constantinopel zu kommen, um dort bis zum nächsten Frühlingstage zu verbleiben und den nächsten und sichersten Weg heimwärts zu nehmen, falls mir E. K. Mt. inzwischen nichts anderes zu befehlen geruhen, und können Briefe E. K. Mt. an mich wohl zum Residenten Herrn Biörneklou geschickt werden mit einem Duplicat an den französischen Gesandten in Constantinopel, was Mr. Charut am besten bestellen könnte, wenn E. K. Mt. solches wünschen. Ich bin immer ebenso willig als schuldig, den Befehlen E. K. Mt. an allen Orten nachzukommen, und wünsche ich indessen E. K. Mt. Gesundheit und langes Leben, glückliches und ruhiges Regiment und empfehle mich selber der hochersehnten Gnade und Gunst E. K. Mt., treulich und unterthänigst verbleibend bis in meine Sterbestunde

E. K. Mt.

unterthänigster und treuester
Unterthane und Diener
Bengt Skytte.

Aus Saros-patac den 19./29. Oct. 1651.

P. S.

Grossmächtigste Königin.

Nachdem ich meinen Brief geschlossen hatte, wurde ich hinaufgeholt, um Principi Sigismundo Ragozio zu valediciren. Er bat mich fernerhin E. K. Mt. zu grüssen und E. K. Mt. seiner und seines Bruders constanter Affection versichert zu halten, schrieb auch mit eigener Hand (was ich in originali hiermit sende) den Namen desjenigen auf, welchen sie an E. K. Mt. gesandt haben, um die Conjuration einiger in der Stadt Riga mit dem König in Polen zu entdecken; und ist er vom Kaiser zum Reichsgrafen gemacht worden, heissend: Johannes Veichosdne a Vretzowetz S. R. I. Comes; derjenige, welcher Guillelmo Orfetti heisst, ist ein Kaufmann in Cracau, und meint er, dass man, wo E. K. Mt. fernerhin jemand nach Constantinopel oder nach Siebenbürgen senden will, am besten einen Wechsel von Danzig an diesen Guilelmo, welcher in Cracau ist, machen lassen könnte und war erbötig, wenn derselbe Kaufmann sich verpflichtet, ihm in Cracau Geld auszuzahlen, dasselbe Geld und zwar nach Ordre E. K. Mt. in Constantinopel und im Orient zu zahlen; doch dürfte es nicht Geld E. K. Mt. heissen, sondern im Namen des Kaufmannes gehen. Wenn nun E. K. Mt. im Orient etwas seltenes einkaufen lassen wollen, möchten E. K. Mt. diese Gelegenheit benutzen, da dieselbe mir als die beste erscheint; wo auch E. K. Mt. mir hierüber einen Befehl geben

wollten, möchte ich sehr wünschen, dass dieser bald käme, und werde ich demselben treulich nachkommen. Er versprach auch, unserem Residenten in Wien zu schreiben und mit ihm nova ex his et vicinis locis zu communiciren, diesen um dasselbe ersuchend. Wenn E. K. Mt. auch geruheten solches dem Residenten zu befehlen, wäre es von Nutzen; sonst senden sie einen zum nächsten Reichstag in Polen, und wollen sie ihm auch befehlen, alles mit demjenigen zu communiciren, welcher [von] E. K. Mt. entweder secreto oder publice dort anwesend wäre und sich bei ihrem Envoyé gemeldet hätte. Mit Venetien, meinte er, würden die Türken gewisslich Frieden machen; da — — — — — * jetzt neulich wieder die Türken gewonnen haben nach Sie — — — — * desto besser den Kaiser attaquiren — *

Er gab mir auch einen Handbrief an seinen Herrn Bruder, den Fürsten von Siebenbürgen, und sagte, er wolle binnen 8 Tagen nachfolgen und noch weiter über alle Sachen mit mir conferiren; fragte auch, welches Amt ich bei E. K. Mt. hätte. Ich gab zur Antwort, dass ich in Cancellaria, pro Consiliario Aulio gedient hätte, aber diese Reise darum allein machte, um eine bessere Experienz zu bekommen, E. K. Mt. und meinem Vaterlande besser dienen zu können in allem dem, was zum Besten ihrer Conjunction mit uns und gegenseitigem Wohlergehen gereichen könnte. Dies behagte ihnen sehr gut.

a tergo:

præsent. Stockholm 5. December 1651 über Wien.

II.

Hochwohlgeborener Herr,
Hochverehrter Patronus!

Ich hoffe, dass meine letzten Briefe aus Wien und Lednitz vom 30. September und 3. Oct. datirt, Eurer Excellenz geliefert worden sind. Später bin ich am 15. Oct. Gott sei Dank, gut hierher angelangt, mit optima occasione eines vornehmen Mannes und Gesandten, Namens Globoschitsky, und hatte das Glück, dass der Herzog von Siebenbürgen selbst vor 8 Tagen 13 Meilen aus Siebenbürgen angekommen ist, so dass ich hoffe binnen etwa 3 Tagen bei ihm sein zu können, um weiter durch Siebenbürgen nach Constantinopel befördert zu werden, und den Winter und das Frühjahr dort zu verbringen und dann den nächsten und sichersten Weg heimwärts zu nehmen. Ich bin hier von seinem Bruder, Sigismund Ragotsky, bestens bewirthet worden, und ist mir hier in verschiedenen Conferenzen de Cæsare entdeckt worden, dass er keinen Reichstag früher halten will, bevor er dessen versichert sei, dass sein Sohn Rex Romanorum werde, zu welchem Zwecke er Hatzfeldt zu allen Churfürsten gesandt, aber eine abschlägige Antwort bekommen hätte, und dass diese Angelegenheit auf einem Reichstag behandelt werden müsste. Aus Polen erzählte er, dass der Friede mit den Cosaquen zwar geschlossen,

* Fehlt im M. S.; ein Stück des Briefes ist weggerissen.

aber [pax] fucata wäre, und dass aller Zorn gegen den König gerichtet wäre, welcher aus Furcht alle seine besten Mobilien nach Marienburg führen liesse, und ginge hier ein Gerücht, dass er schon weggelaufen sei, welches doch nicht continuire. Mit Ragotsky haben die vornehmsten Herren und 3 Episcopi eine gute Correspondenz und hält er sich bereit, bei dem ersten motu in Polen hineinzurücken, uns Preussen und mehr noch in Aussicht stellend, falls wir mit ihnen gemeinsame Sache thun wollten; er hat auch beabsichtigt, zum nächsten Reichstag in Polen einen Envoyé zu senden, und wird diesem befehlen, demjenigen, welchen wir dahin schicken würden, über alle consilia der Polen gegen uns Aufschluss zu ertheilen, und als eine Probe seiner sincerität gegen uns enthüllte er mir, wie einige Rigasche Bürger mit den Polen gegen uns conspirirten, die Stadt Riga zu übergeben, sobald ihre Armee dort angelangt wäre; er schrieb auch den Namen dessen auf, welcher derselben Partei angehörend, jetzt in Ungnade bei dem König gefallen wäre, wegen einiger Salzwerke, welche ihm verpfändet und wieder weggenommen wären, unter dem Prätexte, er hätte auf einer Reise nach Siebenbürgen gegen den Polen und den Kaiser gestempelt. Er erdreistet sich dann nicht länger in Siebenbürgen zu verbleiben, da er von dem Kaiser Citation erwartet nach Wien zu kommen, oder seiner Güter verlustig gehen wird; statt dessen reist er nach Ragusa und von dort nach Schweden, um daselbst dem König die Stempelungen der Polen gegen uns und die Conjuration nebst ihren Namen in der Stadt Riga zu entdecken; und schrieb mit seiner eigenen Hand dessen Namen auf, was ich K. Mt. geschickt habe. Er ist vom Kaiser zum Comite S. R. Imperii gemacht worden und heisst Johannes Veichosdne à Vrezovetz Bohemus natione. Es wäre gut, wenn man secreto von diesen Bösewichten Wind bekommen könnte, auch auf Riga besser achtete und dort für jeden Fall erfahrene Officiere hätte. Der Fürst behauptete mit Sicherheit zu wissen, dass aus den Lübecker Tractaten nichts werde, und dass der spanische Gesandte in Polen dieselben umgeworfen hätte. Er war auch erbötig, wenn K. Mt. jemand in Constantinopel oder bei ihnen halten wollte, die Mittel dazu in Constantinopel auszulegen, da ein Kaufmann in Cracau, Guillelmo Orfetti mit Namen, dem Herzog das Geld in Cracau wieder zu bezahlen versprach, und könnte man von Danzig aus solches leicht ausführen; er war auch der Ansicht, dass die Veneti mit dem Türken bald Frieden schliessen würden, besonders da sie ihn zur See neulich geschlagen hätten; übrigens sagte er, dass die vornehmsten dort insgeheime evangelische Männer, und dass in einem ganzen Kloster in Venetien alle evangelisch wären, die Kleider aber und der Name wären papistisch. Er behauptete, keinen besseren Bundesgenossen und Freund gegen den Kaiser und gegen Polen haben zu können als diese; insbesondere da die Galli papistisch und jetzt unter einander uneinig wären. Sie hätten absolut das ganze Siebenbürgen in ihren Händen; ferner wäre der Türke ihnen günstiger als jemals einem principi Transilvaniæ; abgesehen davon, dass alle Evangelici in Ungarn, Polen und den Erbländern des Kaisers von ihnen dependirten, ausgenommen ein grosser Theil Papisten, welche libertatem communem liebten und sich wohl unterstehen würden, vom Kaiser Ungarn zu erobern, wo sie nur von dem türkischen Kaiser Erlaubniss erhielten, und sind legati Transilvaniæ vor 3 Wochen mit tributo annuo und Präsenten nach Constantinopel gereist; und hoffe ich sie dort zu

finden, hiemen et partem veris Constantinopoli zu passiren und dann den nächsten und sichersten Weg nach Hause zu kommen, falls ich von K. Mt. keine Ordres erhalten sollte. Der Fürst rieth sehr, wir möchten durch Legation und Briefe mit dem Türken correspondiren, sich wundernd, weshalb wir solches schon längst nicht gethan hätten, da alle anderen Christiani magni principes es gethan, und wenn wir zu Anfang nur commerciorum prætextum benützen wollten, riethe er dazu, da der Herzog von Churland es auch gesucht und erhalten und darauf 4 oder 5 Schiffe verkauft hätte. Er sagte, dass Polonus und Cæsar uns mehr respectiren würden, wenn sie wüssten, dass wir mit dem Türken correspondirten, sonst bedienten sich häufig die Papisten unserer Saumseligkeit bei dem Türken und machten daraus böswillige Impressionen und verhinderten vieles, was geschaffen werden könnte, wo nur einer immer mit Autorität dort residirte, welcher im Nothfalle für alle vorkommenden Occasionen instruirt wäre. Er meinte auch, dass der Profit, welchen wir auf den Commercien mit dem Türken haben könnten, wohl die Kosten einziehen und vermehren würde, die man auf einer Legation dahin hätte; sie wollten uns auch allerlei gute Adresse daselbst geben. Der Fürst versprach binnen 8 Tagen seinem Bruder nach Varadien folgen zu wollen, um dort weiter mit mir über alle Sachen zu sprechen. Von dort werde ich auch nächstens ausführlicheres schreiben und empfehle ich indessen E. Ex. Gottes gnädigem Schutze und mich selbst Eurem constanti veteri et perfecto amori treulich und fleissig Euer Excellens'

treuer und stets dienstwilligster Diener

Bengt Skytte.

Eure Exs. geruhen Euere sämmtlichen Mitcollegen in Lübeck zu grüssen mit meinem willigen Dienste, sowie auch besonders Mr. Chanut, an welchen ich von Varadien aus schreiben werde. Wenn E. Excells an mich schreiben wollten, könnte es geschehen entweder so, dass die Briefe an Mr. Börneklou geschickt werden, oder schickte sie Mr. Chanut zum legato gallico [in Constantino *]poli, und dass die Adresse an mich . . . . * Mr. Henry Hagens.

Der Name desjenigen, welcher Königl. Majt. den Rigaschen Verrath entdecken wird, ist Johannes Veichosdne à Vrezovetz sacri romani imperii comes, bohemus. Der Fürst hat seinen Namen mit eigener Hand geschrieben. Ignoscat video me in litteris idem nomen scripsisse; sed celeritas discedendi et Hungarorum fecit ut repetam non repetenda, secreta tamen sint.

III.

Grossmächtigste Königin,
Allergnädigste Frau!

Am Ende des vergangenen und am Anfang des neuen Jahres wünsche ich E. K. Mt. mit diesen wenigen Zeilen, doch von einem treuen und unterthänigen Herzen, Gottes des Höchsten Gnaden und Segen, eine lange und beständige Gesundheit und ein ruhiges und glückliches Regiment sowie all sonstiges ewiges und

* Ist im Manuscript weggefressen.

irdisches Wohlergehen, innig und demüthig. Mit meinem letzten Briefe, von Alba Julia datirt, sowie mit den vorigen aus Tasnad, Patacs und Lednitz in Ungarn, welche Briefe hoffentlich gut angelangt sind, habe ich E. K. Mt. einigermaassen über den Zustand in diesen, zwar etwas weit entlegenen, doch aber nichtsdestoweniger höchst importirenden Örtern, berichtet. Und da ich, auf einen Courier aus Constantinopel mit meinem Passe wartend, gegen meinen Willen bis auf diese Zeit hier habe bleiben müssen, habe ich mich beflissen, nicht nur mir das Land anzusehen, sondern habe mich hauptsächlich über die beiden hier wohnenden und regierenden Fürsten, sowie auch über die anderen vornehmsten Herren erkundigt, insbesondere über ihre Inclination an E. K. Mt. und deren Staat, und habe ich sie um so mehr als früher affectionirt befunden, als sie herausmerken, dass der Kaiser den vorigen Frieden weniger gut einhält, besonders in Hungarn, wo man immer neue Ursachen macht die Evangelischen zu unterdrücken, zu welchem Zwecke man starke Garnisonen in die evangelischen Städte einzulegen bemüht ist, wogegen dieselben und das Land sich hartnäckig sträuben, wie auch neulich Cassau sich dagegen mit Macht gesetzt hat. Ausserdem sind auch alle Papisten, am meisten in Ungarn, mit dem österreichischen deutschen Regiment ganz unzufrieden, und alle suchen dagegen Schutz und Hilfe; besonders Palatinus Hungariæ Palfi, dessen Brief an den Fürsten dieser mir selbst gezeigt hat. Überdies hat die Pforte ein grosses Misstrauen gegen den römischen Kaiser gefasst, vorgebend, dass er nichts anderes suchte als ihren Untergang, und, wie der Fürst mir selber sagte, würde er bald einen Krieg gegen den Türken anfangen, und zwar aus folgenden Gründen: 1. Da der Kaiser in ganz Deutschland Frieden hätte; 2. auch so viele erfahrene Kriegsobersten und Soldaten, welche er sonst nicht contentiren könnte, ohne ihnen einen neuen Krieg zu geben; 3. könnte er auch mit der Türkensteuer die Macht der Evangelischen in Deutschland schwächen, sowohl in Mannschaft als in Geld, und damit seine Erbländer und Reiche erweitern; 4. glaubte auch sich entschuldigen zu können, keinen Reichstag in Deutschland zu halten, oder wenigstens alles, was den Evangelischen zuträglich wäre, bis zum Ende des türkischen Krieges auszusetzen; 5. wären dadurch sowohl Städte als Stände in Ungarn zu schwächern, so dass sie dem Hause Österreichs sowie der böhmischen Krone erblich unterworfen werden möchten und die evangelische Religion hier ausgerottet sein könnte; 6. wären zu benutzen die grossen Victorien der Venetianer gegen den Türken zur See, welche dieser gänzlich quittirt hätte, und wo die Venetianer jetzt allein Meister wären; 7. auch wären zu benutzen die Minorennität des türkischen Kaisers und die grossen Jalousien und Hass, welche noch zurückgeblieben sein könnten zwischen den Janitscharen und Spahis und anderen türkischen ministris; 8. der Kaiser meinte auch keine Division weder von Frankreich wegen dessen Uneinigkeit unter sich, noch von Schweden infolge der Apprehension, worin dessen Krone schweben müsste des polnischen Königs halber, welcher, vom Kaiser und von Spanien, sowie auch von den Jesuiten unterstützt, mit aller Gewalt direct oder indirect seine Polen in einen Krieg mit uns zu bringen suchte, obwohl die Republik eher zum Kriege gegen den Türken riethe, was E. K. Mt. aus dem eigenen Handbriefe des Fürsten an mich (worin er mich zu sich einladet) ersehen werden. Ausserdem schreibt auch vorgenannter Palatinus

Hungariæ an diesen Fürsten in demselben Geiste, was mir der Fürst selber aus dem Ungarischen verdolmetschte. Gratulamur Polonis de pace a Cosaccis obtenta, optamusque, ut in bellum contra Turcas erumpat; sed cum Rex Poloniæ amicitiam fœdusque arctius cum Rege Daniæ et Electore Brandenburgico inierit, Suecorum bello impedietur. Der Fürst behauptete sicher zu wissen, dass der König sowohl einen wenig reputirlichen Frieden mit den Cosaquen gemacht hätte, als auch um Danzig herum sich so lange Zeit aufgehalten, zu keinem anderen Zwecke, als seinen Anschlag gegen Riga ausführen zu können, worüber ich E. K. Mt. schon verschiedene Male unterthänigst geschrieben habe; und dadurch die Polen gegen ihren Willen in den Krieg gegen E. K. Mt. zu ziehen, wenn der Anschlag nicht gelinge, und mit ihrem Willen, wenn er gelinge, da E. K. Mt. weder einen so vornehmen Ort verlieren wollten noch leiden möchten, dass der König von Polen E. K. Mt. gegen pacta auf diese Weise nachginge; und die Polen würden ihn [s. den Ort] auch nicht aus den Händen lassen, wenn sie einmal darüber Meister werden könnten, quocunque modo. Der Fürst sagte auch, dass von Bresovich, von welchem ich vorhin geschrieben, noch keine Nachrichten angekommen wären, ob er wohl in Ragusa, noch weniger in Venetien angelangt wäre; obwohl er zwei Bürger aus Alba Julia mit sich hätte und, wie er meinte, sie ihm nach Venetien gefolgt wären; es wäre auch zu befürchten, dass er seinen Frieden mit dem Kaiser zu machen suchte, da sein Onkel neulich gestorben, und ihm dadurch grosse Güter zugefallen wären, was seine Reise an E. K. Mt. verhindern könnte. Doch wäre er heimlich in seinem Herzen lutherisch und E. K. Mt. hoch affectionirt, da E. K. Mt. ihn aus dem Gefängniss bei Prag befreit und ihn beschenkt hätte. Er [s. der Fürst] hätte auch versprochen, solches niemandem mitzutheilen, bevor er selbst einträfe; aber der Freundschaft mit E. K. Mt. wegen hätte er mir es entdeckt, in der Meinung, E. K. Mt. würde ihm, wenn er käme, nichts desto weniger alle Gnaden und Dankbarkeit beweisen und assecurirte ich ihm, dass E. K. Mt. solche magnifice zu belohnen pflegten, welche E. K. Mt. kleinere Dienste geleistet hätten, und würden E. K. Mt. also eine so importante Action noch weniger unbelohnt bleiben lassen. Da auch der Fürst sich so weit gegen mich ausgelassen hat, dass, wenn einer mit Instructionen von E. K. Mt. käme, er sich nicht allein auf einen Bund mit E. K. Mt. einlassen wollte, um den deutschen Frieden zu erhalten, sondern auch gegen den König von Polen und die polnische Krone, wenn K. Mt. mit ihnen in Krieg gerathen sollten, und dass der türkische Kaiser E. K. Mt. aus der Tartarei, der Moldau und der Walachei, sowie mit seinen eigenen Türken beträchtliche Hilfe leisten sollte, wo E. K. Mt. mit ihm Freundschaft schliessen wollten, also bat er mich E. K. Mt. eine so wichtige Angelegenheit zu recommandiren, aus nachfolgenden Gründen: 1. Hätten E. K. Mt. jetzt die beste Gelegenheit, bessere Conditionen sowohl im Handel als Auctorität und Freundschaft bei der Pforte zu gewinnen, infolge der Reputation, welche E. K. Mt. und die schwedische Krone gegen den Kaiser in Deutschland erworben hätte. 2. Hätten die Kaiserlichen dem Türken Furcht eingeflösst, als hätten E. K. Mt. nichts anderes im Sinne, als gegen sie Krieg zu führen, sobald E. K. Mt. in Deutschland etwas mächtig würden, und sie daher nie mit Briefen oder Boten hätten würdigen wollen, wodurch sie eher die Progresse E. K. Mt. in Deutschland zu verhindern als zu

verhelfen gesucht hätten. 3. Der Kaiser hätte aber den Türken jetzt auf's höchste irritirt, indem er ihm nicht nur nicht das Geld bezahlt, das der Kaiser ihm verspräche, wenn er von E. K. Mt. Ragotsky zurückforderte, sondern vielmehr dem Türken gedroht und von ihm die 4000 Dörfer verlangt, welche vor wenigen Jahren der Türke in Ungarn und Slavonien gegen die Pacten in Contribution gesetzt hätte, und welche er auch nicht wieder abgeben würde, ausser gegen Gewalt, da die türkische Religion es mit sich führte, nur mit Schwert das zurückzugeben, was mit Schwert gewonnen wäre; und hätten die türkische Milice und die Officiere aus denselben Dörfern ihr grösstes Einkommen und würden sie nicht ohne Gewalt lassen, obwohl der türkische Kaiser ihnen solches auferlegte. Auch könnte der deutsche Kaiser ihnen keineswegs mit Ehren weichen, da der Türke solches stets zum Prætext benutzte, mehr gegen die Pacten einzunehmen, welches ausser dem von mir jetzt aufgezeichneten Grunde den deutschen Kaiser zum Kriege gegen den Türken und dadurch den Türken zu einer um so grösseren Affection gegen uns bewegen sollte. 4. Da Frankreich in einem bürgerlichen Kriege verwickelt und unter Minorennität oder einem jungen unerfahrenen König wäre, so könnte dessen Respect als der höchste im Christenthum, und welcher dem Hause Österreich balancirt, also auf E. K. Mt. derivirt werden. 5. Könnten E. K. Mt. immer den tartarischen Chan, die Fürsten von der Walachei und der Moldau (ausser Siebenbürgen, welches vom Türken absolute am meisten dependirte) in Eurem Dienste halten, vorzüglich gegen die Polen und andere Nachbaren, wo E. K. Mt. mit dem Türken Freundschaft schliessen, und könnte solches mit wenig Geld bei der Pforte verrichtet werden. 6. Würden E. K. Mt. einen desto grösseren Respect sowohl in Tractaten als sonst dem Kaiser und den Polen, ja sogar auch den Moscoviten gegenüber erzielen, wenn sie wüssten, dass E. K. Mt. sich mit der Pforte gut ständen und mit derselben in Correspondenz wären. 7. Würde die Freiheit in der Trafik E. K. Mt. mehr einbringen, als was die Spesen E. K. Mt. in der Pforte kosten würden. 8. Würden sich die Türken zu einem Kriege gegen den deutschen Kaiser leichter resolviren, falls sie der Freundschaft E. K. Mt. versichert wären; der Fürst zeigte mir auch einen Brief, den er während der Mahlzeit vom Voivoden in der Walachei erhielt, dass der vornehmste türkische Gesandte, welcher vor . . . . * Jahren nach Wien geschickt worden wäre, binnen Kurzem zuerst zu ihm, dann nach Siebenbürgen kommen würde, und schliesslich von hier zum deutschen Kaiser reiste; und sagte dabei (s. d. Fürst), dass der türkische Kaiser Siebenbürgen noch nie mit einer solchen grossen Legation beehrt hätte, (da diejenigen, welche hierher gesandt werden, um die Steuer abzuholen, nur gemeine Kerle wären und hauptsächlich von den Bassen geschickt, eher Geschenke entgegenzunehmen, als etwas grosses hier zu verrichten) hat auch sogleich einen Courier nach der Walachei abgefertigt, um einer so solemnis legationis causam zu erfahren. Und da ich fragte, was der Fürst wohl conjecturiren möchte, dass deren Auftrag wäre, antwortete er, dass nach seiner Meinung der Türke jetzt völlig im Sinne hätte gegen den deutschen Kaiser Krieg zu führen, nachdem er seine Pratiquen genau beobachtet hätte, und demgemäss [s. der Türke] nicht so sehr Wallachi

* Die Zahl vom Verfasser ausgelassen.

mentem gegen sich und den deutschen Kaiser (welcher [s. Wallachus] gänzlich von ihm dependirte, da sein Herr Vater ihn gegen Moldaviæ principem bei dem Fürstenthum erhalten hätte, welcher es mit List eingenommen und daher Siebenbürgen alienior gewesen wäre, wollte aber auch seinen Favorem mit einer Legation suchen, welche binnen kurzem aus der Moldau hier erwartet würde) als die seinige [s. mentem des Fürsten] exploriren wollte. Diese Resolution wäre unter anderem auch seinen Legaten vom türkischen Kaiser gegeben worden, dass er [s. d. Fürst] im Kriege gegen Deutschland Generalissimus werden sollte und über alle Voivoden und Bassen in der Walachei, der Moldau, Ungarn, Sclavonien, Bulgarien und Bosnien zu befehlen haben sollte, und dass alles, was er mit ihnen in Ungarn einnähme, zum Fürstenthum Siebenbürgen gehören sollte, was ein Mittel wäre, dass ganz Ungarn ohne Feindlichkeiten sich an Siebenbürgen schliessen würde, da sie dazu schon inclinirten, sehend, dass diejenigen, welche dazu gehörten, mit dem Türken in gutem Frieden und allerlei Freiheit im Handel, Wandel und Ackerbau sässen; dagegen diejenigen, welche dem deutschen Kaiser in Ungarn unterworfen wären, täglich vom Türken geplündert, gefangen genommen und gequält würden, so dass die Ranzon eines Edelmannes häufig mehr kostete, als der ganze Tribut, welchen Siebenbürgen dem Türken leistete; auch böte der deutsche Kaiser dem Türken keinen Widerstand, weil er keine ungarischen Reiter und Fussvolk bezahlte oder besoldete (welche infolge dessen am meisten durch Räuberei und Herumstreifen bei den Türken sich ernährten, welche letztere dadurch täglich Veranlassung bekämen, die Ungaren ihrerseits zu überfallen und ihnen zehnfach wieder zu bezahlen, wodurch ganz Ungarn verarmt werde) und die wenigen Deutschen, welche in den Garnisonen wären, wären am meisten zu Fuss oder schwer gerüstet, so dass der Türke schon wieder nach Hause käme, bevor sie zu Pferd gestiegen wären; ausserdem könnte der deutsche Kaiser nicht gut die Ungaren vertheidigen, sowohl weil sie meistens evangelisch wären, als sie sich auch dagegen setzten, ihn als Erbherrn annehmen zu wollen, da sie zu den Deutschen einen nationalen Hass hegten, und eine Obrigkeit von ihrer eigenen Nation, eigenen Sitten und eigenen Sprache verlangten, wobei dieser Fürst ihnen am angenehmsten ist, da er eher ein Ungare als ein Siebenbürger ist; 2. da er ausser diesem seinem Fürstenthum die vornehmsten Festungen und Pässe in Ungarn hat; 3. besitzt auch den grössten Geldschatz, welchen ein Fürst heutzutage besitzen soll, und welcher, wie man mir versichert, über 10 Millionen ausmachen soll, und liegt dies Geld in Patac und Monkatz in Ungarn aufbewahrt; ausserdem wird mit seiner Frau Mutter jährlich noch zu einer halben Million gesammelt, und sind darauf keine Spesen; diese Mittel hält er in Bereitschaft, um damit entweder die polnische oder die ungarische oder beide Kronen zu gewinnen; da der Fürst einen grossen Anhang in Polen hat, hauptsächlich von Evangelicis, welche jetzt neulich in Bestrich zusammen gewesen sind und sich verpflichtet haben, dass ein jeder evangelische Edelmann sich persönlich bei dem nächsten Reichstag in Polen bewaffnet einstellen soll, um eine Antwort auf ihre schon eingereichten, immer aber zur Seite geschobenen Klagepunkte abzuholen; auf ihrer Seite steht Radziwil, dessen Autorität nach dem Tode Viesnewitschis die grösste in Polen ist, da er die Cosaquen fast allein zum Frieden gebracht hat; er steht auch mit

diesen und den anderen von der griechischen Religion in einem guten Vertrauen, sowohl da die Religion beider von Pontificis angefochten wird, als da er insbesondere eine græcæ religionis uxorem, die Tochter des Fürsten der Moldau, hat. Sonst wird hier confirmirt, dass die Cosaquen wieder auf's neue die Polen angegriffen und über 300 Mann von ihnen erschlagen haben sollen; dagegen sollen die kolmacschen Tartaren zu 10000 Mann die chriemschen Tartaren überfallen und in Nagay einen grossen Theil von Volk und Vieh weggenommen haben; und der chriemsche Kaiser, fast dreimal stärker, hat sich nicht erdreistet, ihnen Widerstand zu leisten; sie sollen fürchterlich gross von Gliedern sein, allerlei rohes Fleisch essen und ganz in Harnisch bewaffnet sein; selbst die Weiber ziehen mit den Männern zum Streit hinaus, wie dem hiesigen Fürsten von den Tartaren erzählt wurde, was ich auch von denjenigen, welche aus der Tartarei vor Jahren nach Schweden kamen, erfahren zu haben mich erinnere; die polnische Krone würde diesem Fürsten sehr gut anstehen, und wo E. K. Mt. in einen Krieg gegen Polen geriethen, und er E. K. Mt. assensum hierzu erlangen könnte (wie er Electoris Brandenburgici [assensum] schon in omnem eventum haben soll) glaube ich wohl, was er mit uns theilen würde, was uns am nächsten zu Statten käme, so dass Polen gegenüber, gegen Livland wohl Preussen und ein Theil Litthauens quittirt werden könnte, und würde, wie er meinte, Radziwil nicht so sehr E. K. Mt. widerstehen, da er auch mit ihm in guter Correspondenz stände. Der Fürst sagte auch, dass E. K. Mt. in Deutschland werben liessen, wovon ich keine Kenntniss zu haben antwortete. Der Fürst gab auch den Rath, wir möchten nicht all zu sicher sein und uns etwa auf den Kaiser und Polen verlassen, sondern uns darauf gefasst machen, dass uns dieselben gern aus Deutschland wieder heraustreiben würden, sobald sie ihre Allianzen und Anschläge formuliren könnten. Wir sollten uns daher mit den unsrigen beeilen, da, wenn die Zeit einmal verlaufen, solches desto schwieriger und mit weniger Effect und Nutzen zu Wege zu bringen wäre; wenigstens, meinte er, möchte man einen Anfang machen und mit dem Türken über eine Freundschaft und Handelsallianz tractiren, und dabei demjenigen, welchen E. K. Mt. dazu zu gebrauchen geruheten, eine Instruction und Vollmacht geben, weiter tractiren zu können, je nach dem wie es die Verhältnisse und die Zeiten am besten verlangen würden, so dass er nicht immer nach neuen Instructionen nach Hause zu schreiben hätte. Derjenige, welchen E. K. Mt. in Constantinopel halten möchten, müsste nach Ansicht des Fürsten, mit Vollmacht versehen sein, nicht allein mit dem Türken zu tractiren, sondern auch mit dem tartarischen Chan, mit der Wallachei, mit der Moldau und mit ihm selbst, da er die Pforte immer berücksichtigen müsste. So wäre es auch mit den Zaporogischen Cosaquen, deren Gesandten, welche vor einiger Zeit hier waren, sich fleissig über Gelegenheit und Wege nach Schweden von hier aus erkundigt hätten, vorgebend, dass sie nichts höher fürchteten, als E. K. Mt. Waffen gegen sich, und nichts höher erwünschten, als die Gunst oder wenigstens die Neutralität E. K. Mt. Der Unsicherheit der Wege halber hätte ihnen der Fürst von jener Reise abgerathen. Sie könnten auch leicht wieder in Harnisch gebracht werden, und wäre es mit den Polen aus, wenn E. K. Mt. und er gegen sie zusammen halten wollten, da auch die Evangelischen in Polen und viele andere Unterdrückten sich bald finden lassen würden,

so würde auch die ganze fremde Mannschaft in Polen bald überlaufen, da sie von den Polen schlecht tractirt worden wären, und hätten sie sie gern alle herunterhauen wollen, da sie vom König beauftragt wären, eher dem Polen als den Cosaquen zu schaden, wenn der König es nicht mit einer Bitte verhindert hätte; doch wären die Erbitterung und das Misstrauen auf allen Seiten zurückgeblieben. Er möchte auch gern erfahren, ob E. K. Mt. es dulden würden, dass der Pole gegen die Pacten E. K. Mt. den rechten Titel verweigert, und jetzt dadurch die Tractate in Lübeck leichtsinnig ohne Erfolg verlaufen lassen hätte, ausser den Stempelungen, die er dem Waffenstillstand zuwider gegen Riga vor hätte; glaubte infolge dessen, dass, da E. K. Mt. einen triftigen Grund dazu hätten, entweder Satisfaction zu verlangen oder auch mit Waffen sich zu rächen, E. K. Mt. das letztere wählen würden. Und da ich antwortete, die Intention E. K. Mt. nicht zu kennen, auch keine Instruction hierüber erhalten zu haben, bat er mich, ich möchte E. K. Mt. solches mittheilen lassen, und wo man jemanden, mit Instructionen versehen, hierher zu ihm schicken wollte, dann wollte er bei dieser und mehreren Occasionen beweisen, dass E. K. Mt. keinen treueren und nützlicheren Freund und Alliirten (für solchen hielte er sich noch) als ihn selbst haben könnten, für welches ich ihm dankte, und meinte auch, dass E. K. Mt. solchermassen gegen ihn handeln würden, und versprach ihm, mit meinem eigenen Boten E. K. Mt. dies alles schreiben zu wollen, damit E. K. Mt. sich nachher über alles desto besser resolviren könnten; und wo E. K. Mt. jemanden hierher senden wollten, welcher diese und Orientis status Consilia und Veränderungen beobachten könnte, zu E. K. Mt. und des Reiches avantage und zum Schreck derer Feinde, dann wird dieser mein Ausgeschickter am besten die Wege und Gelegenheiten kennen, wie man hierher und nach dem Oriente am besten kommen und senden könne, allein es wäre nothwendig, dass alles ganz geheim gehalten werde, da der kaiserliche General in Cassau, Vesseliny, schon verbreitet hat, dass ich darum allein hierher gekommen wäre, um Siebenbürgen zum Kriege gegen Polen zu überreden, wo doch der Fürst mehr dazu inclinirt, und ich ihm nicht, sondern er mir allein, remotis arbitris aliis, ausser seinem Herrn Bruder (welcher nicht nur Verstand, sondern auch Mittel und Muth besitzt, Coronam Poloniæ zu ambiiren) darüber gesprochen hat. Und da Kemin Janus, welcher über die ganze hiesige Armee General ist und nächst dem Fürsten im höchsten Aestim und vom ganzen Lande favirt, auch höchst discret ist, und seine Affection und Treuheit gegen E. K. Mt. und die schwedische Krone hoch lemoignirt hat, wäre es wohl auch anzurathen, dass er mit Brief oder Gruss von E. K. Mt. honorirt würde; so auch ein gewisser Bisterfelz, aus Palatinatu Germaniæ gebürtig, welcher häufig in Commissionen in Galliam, Germaniam und anderswohin benutzt worden ist, und welcher seines Vaterlandes und seiner Freiheit halber particeps und moderator von allen Consilien hierorts ist, hat auch den Lehnbrief auf eine Pension von dem seligen Feldmarschallen Torstensson, und wo E. K. Mt. dieselbe auf seinen Sohn übertragen und dies bestätigen zu lassen geruheten, würde ihn solches sehr verpflichten, E. K. Mt. hier zu dienen und es zehnfach zu vergelten. Sonstige Umstände remittire ich, damit mein Brief E. K. Mt. nicht zu lästig und zum Lesen zu lang werde, der mündlichen Relation meines Ausgeschickten, werde auch so-

wohl von hier als auch von Constantinopel aus (von wo ich mit der ersten Gelegenheit zur See nach Hause zu reisen beabsichtige, wo mir E. K. Mt. nicht binnen kurzem andere Ordres zuschicken) E. K. Mt. den Verlauf der Sachen advisiren und mich in allen Ländern, Occasionen und Örtern beweisen zu sein und zu verbleiben E. K. Mt.

unterthänigster und treuester
Diener und Unterthane
Bengt Skytte.

Aus Clausenburg in Siebenbürgen
den 2/12 Januari a. 1652.

IV.

Grossmächtigste Königin,
Allergnädigste Frau!

Nachdem ich meinen vorigen Brief zugemacht hatte, erhielt der Fürst hier aus Constantinopel und Ungarn Briefe, welche er mir communicirte, mir confirmirend, was ich in meinem letzten Briefe geschrieben, nur mit dem Unterschied, dass diese türkischen Gesandten nicht zum deutschen Kaiser gereist wären, sondern um alle Festungen, welche an ihn grenzen, zu besehen und für dieselben nöthige Sorge zu tragen, da man hier an einen beständigen Frieden nicht glaubte. In der Türkei wäre alles still und ruhig. Der Französische Gesandte hätte auch betr. des Passes für mich Zusage erhalten, worauf ich hier warten müsste. Vom Banio von Sclavonien, sowie auch von Forgatz, Generalen über die ungarische Armee, hätte er Advis bekommen, dass der Kaiser einige hätte reizen wollen, welche ihn hier mit einem Kriegsheer überfallen sollten, und mit dem Bescheid, dass wo sie etwas ausrichten könnten, der Kaiser sie unterstützen und mainteniren wollte; wenn dies aber missglückte, sollte es heissen, als ob es dem Kaiser unwissentlich geschehen wäre; sagte auch, dass der König von Polen und seine Adhärenten uns in Livland und auf Ösel in derselben Weise zu tractiren beabsichtigten. Solches möchte man sich nicht gefallen lassen, sondern, wo sie erscheinen, sie so verfolgen, dass der Kaiser darauf nicht Seide spinnen könnte, da seine Ehre und Reputation darauf ankäme, so wie auch Sicherheit gewinnen, dass man nicht immer derartig fixirt und überfallen werde. Er hätte viel vom Kaiser gelitten, welcher doch in vielen Stücken den Frieden gebrochen hätte; er hätte einen Courier nach Wien geschickt und immer protestirt, sobald etwas verbrochen wäre, damit er desto mehr Fug und Recht hätte, wenn sich eine Gelegenheit böte solches zu rächen. Er wollte sich vom Kaiser künftig nicht mit 7, noch weniger mit 2 Grafschaften, was sein seliger Herr Vater gethan hätte, begnügen lassen. Er wollte den Kaiser verlassen. Als er vor einem Jahre seinen Gesandten in Wien hatte, hätte er [s. d. Kaiser] ihn bei dem Türken angegeben, als wollte er gegen diesen einen Bund stiften; der Türke hätte aber solches nicht geglaubt, sondern ihm entdeckt, dass der deutsche Kaiser alle Evangelischen in Ungarn unterdrücken wollte, und den Anfang mit Edenburg, einer schönen lutherischen Stadt dicht bei Wien, machte. Kein deutsches Volk wäre von den Ungaren hinter der Donau aufgenommen worden, sie wären

dagegen und ständen mit ihm in gutem Vertrauen. Er gäbe auch einer Menge von diesen Wartegelder, am meisten allen Officieren, welche seinem Herrn Vater gedient hätten. und ausser der seinigen könnte er durch diese binnen kurzem eine bedeutende Kriegsmacht zusammenbringen. Von Radziwil, mit welchem er sich gut stände, erwartete er auch bald eine Post. Chmelnitzky hätte wieder mit dem Polen gebrochen; doch sähe er sicherer Kenntniss davon entgegen; er wollte ihr nicht beschicken, da er sich schämte über die grossen Worte, die er durch seine früheren Ausgeschickten hätte fallen lassen, als hätte er von niemandem Hilfe nöthig, sondern alle Polen allein schlagen könnte, wann er wollte. Meinte doch, er müsste bald seine Hilfe suchen, sagend: sine nobis enim esse non potest. Auch wollte er hiernach solche Occasion besser wahrnehmen und wünschte, dass Bresoviczky [?] früher zu ihm gekommen wäre mit den Anschlägen des Königs von Polen gegen uns. Hätte dann gehofft, mit uns und den Cosaquen auf Polen losgehen zu können; dies könnte noch geschehen, wenn E. K. Mt. die Injurien gegen sich seitens des Königs von Polen rächen sollten. Er bat auch, ich möchte diese meine Ausgeschickten zu allererst expediren und ihm die Inclination E. K. Mt. gegen ihn zurück wissen lassen; versprach auch zu schreiben, sowohl an E. K. Mt. als an S. Königl. Hoheit und bat mich allen beiden zu versichern, dass er Euere Freundschaft und Bündniss vor allen anderen wünschte und schätzte und möchte sowohl consiliorum als armorum unionem schliessen, wenn E. K. Mt. solches von ihm suchten, und jemand zu ihm mit Vollmacht geschickt würde. Dann sagte er, er hielte sich noch für einen alliirten E. K. Mt.; er wäre auch im Frieden von E. K. Mt. eingeschlossen, und berührte das Wohlergehen der Evangelischen in Ungarn ebenso als dasjenige der Deutschen das Interesse und die Religion E. K. Mt. Wenn E. K. Mt. mit ihm gute Correspondenz halten wollten, würden sie nicht allein den deutschen Kaiser und die Polen gut im Zaum halten, sondern auch die Consilia und Waffen der orientalischen Pforte und deren Dependenten zum besonderen Nutzen E. K. Mt. und zum allgemeinen Besten dirigiren; da E. K. Mt. bei ihnen in grossem Respect ständen und alles bei ihnen vermöchten; und da man mit wenig Geld jemand dort halten und grosse Sachen zu Stande bringen könnte. Ich versprach dies alles getreu und unterthänigst E. K. Mt. schreiben zu wollen, und meinte, dass E. K. Mt. sich bald dazu entschliessen würden, was dem Staate E. K. Mt. den grössten Nutzen bringe, da ich als privatus hierüber keine Ordres von E. K. Mt. erhalten hätte. Wo nun E. K. Mt. sich der guten Inclination des Orientes bedienen wollten, wäre es am rathsamsten, dass er [s. ein Gesandter] zuerst hierher zu diesem Fürsten von E. K. Mt. geschickt würde, und würde er ihn mit Rath und That nach Constantinopel befördern, wenn er mit dem dortigen Residenten des Fürsten correspondirte, könnte er immerhin von dort durch Hilfe des hiesigen Fürsten nach Hause schreiben, und dann nach Wien oder Danzig, je nachdem wie E. K. Mt. die Posten gehen lassen wollten, und kennte dieser Fürst am besten die Mittel sie fortzuschaffen. Die Wechsel wollte er in Cracau wohl acceptiren und dann in Constantinopel wieder bezahlen, wenn E. K. Mt. solches verlangten. Zum Geschenk an den türkischen Kaiser wäre eine goldene Uhr, mit Diamanten besetzt, und im Werthe von einigen tausend Rdr. genügend, da man die Freundschaft E. K. Mt. höher ästimirte, als die Gabe; dem vornehmsten Vizir

und zwei Bassen könnte man auch etwas schenken, kleine und niedliche Arbeit aus Gold; man könnte ihnen künftighin auf mehr Hoffnung einflössen; er meinte, dass der Handel und die orientalischen Waaren wohl dies E. K. Mt. und deren Unterthanen bezahlen würden, ausserdem, dass es dem Staate E. K. Mt. nützen könnte. Welche Raritäten E. K. Mt. aus ihren Ländern verlangen möchten, würden die Türken alles nachlassen; besonders, meinte er, besässen sie zwei der ältesten und schönsten Bibliotheken in Constantinopel und Buda; und könnten E. K. Mt. wohl von ihnen einige geschriebene Sachen bekommen, da sie keiner unter ihnen besonders achtete. Von alten Münzen, meinte er, wäre dort vieles vorzufinden; und hat mir der Bruder des Fürsten, Sigismund Ragotsky versprochen, er wolle E. K. Mt. einen guten Theil davon schenken, sobald er aus Siebenbürgen nach Ungarn reiste, indem er sie in einer seiner Festungen dort, Moncatz genannt, liegen hätte. Ich habe in aller Eile von Privatleuten hier einige aufgehandelt, zu 15 Gold- und 276 Silberstücken, welche ich mit dem Vorzeiger dieses E. K. Mt. hiermit unterthänigst zusende; werde mich auch befleissigen, nicht allein somit, sondern was auf meiner Reise seltenes und E. K. Mt. liebes zu verschaffen sei, E. K. Mt. solches offeriren, und bitte ich unterthänigst, dass E. K. Mt. in meiner Abwesenheit mir Euere Gnaden nicht vermindern, sondern noch mehr erhalten und vermehren wollten, ebenso wie ich auf allen Örtern und bis in meine Sterbestunde verbleibe E. K. Mt.

unterthänigster und treuester
Diener und Unterthane
Bengt Skytte.

Attest des Herrn Bisterfelz über die Anschläge des Königs von Polen auf Riga und Ösel sende ich hiermit im Original, sowie auch die Briefe des Fürsten hier an E. K. Mt.; wenn E. K. Mt. darauf zu antworten geruhen, würde Vorzeiger dieses es wohl ausrichten, und E. K. Mt. auf demselben Platze mit allem treuen und guten Dienste beistehen können.

Klausenburg den 3/13. Januar 1652.

DIE BUDAPESTER LIEBFRAUENKIRCHE.

Die Giebel und Thürme des stattlichen Gotteshauses am linken Donauufer, welches — nachdem es vollständig restaurirt worden — am Christi Himmelfahrtstage mit grösster Solennität seiner gottesdienstlichen Bestimmung wiedergegeben wurde, haben bereits auf die Wiege des Königtums wie des Christentums in Ungarn niedergeschaut. Bis hinauf zu den Primordien des Staates und der Kirche in diesem Lande lässt sich die Geschichte dieses altehrwürdigen Domes auf deutlichen und glaubwürdigen Spuren verfolgen. Und das ganze Jahrtausend hindurch, welches seither verflossen ist, teilten diese Pfarrei und ihre Kirche alles Gedeihen und alles Ungemach, welches dem Reiche

wie der Stadt widerfuhr; hier war zu allen Zeiten eines der wichtigsten Centren des culturellen, religiösen und gesellschaftlichen Lebens der Bürgerschaft Pests. *

Die ältesten, historisch annehmbaren Spuren der Budapester Liebfrauenkirche führen hinauf in eine düstere und kritische Periode des jungen Königreichs Ungarn, in die Zeit des zweiten Königs, Peter, da die Stürme der ersten mächtigen Secession, eines blutigen Bürgerkrieges und einer grauenvollen Reaktion des Heidentums das neugegründete Staatswesen in seinen Grundvesten erschütterten und dessen Bestand bedrohten. Unter Tausenden und aber Tausenden von Christen erlitt im Jahre 1046 bekanntlich auch der heil. Gerhard, Bischof von Csanád, auf der Höhe des «Krennfelder Berges» (der damalige «Kelenföldi hegy», der heutige Blocksberg, der im Ungarischen zum Gedächtniss des genannten Heiligen «Szt.-Gellérthegy» heisst) den Märtyrertod. Am nächsten Tage, so erzählt die Legende, wurde er unter grosser Trauer in der Kirche der h. Jungfrau Maria zu Pest in derselben Kleidung beigesetzt, in welcher er das Martyrium erlitten hatte. Der Leichnam blieb daselbst sieben Jahre lang begraben, bis ihn der Nachfolger Gerhard's im Csanáder Bistum mit Erlaubniss des Königs Andreas unter grossen Feierlichkeiten nach seinem ehemaligen Amtssitze überführte. Obwohl wir über die topographische Lage dieser Grabkirche des heiligen Gerhard, des ersten ungarischen Märtyrers, keine näheren Angaben besitzen, so wird es doch durch zahlreiche Momente sehr wahrscheinlich und viele unserer Chronisten und Geschichtschreiber nehmen als sicher an, dass diese Kirche, oder Kapelle, wie sie auch zuweilen genannt wird, bereits auf der Stelle der heutigen Pfarrkirche gestanden habe. Und diese früheste Anlage der Pester Liebfrauenkirche war um das erwähnte Jahr 1046 sicherlich nicht mehr neu, sondern ihre erste Erbauung ist zweifelsohne in die Zeiten Stefans des Heiligen und seiner ersten Christianisirungsarbeiten hinauf zu verlegen. Diesen Schluss gestattet mit vieler Berechtigung schon der Umstand, dass das Gotteshaus zu Ehren der Muttergottes geweiht und benannt ward, der grossen Patrona Hungariae, deren besonderem Schutze der heilige König sein «Marianisches Königreich» unterstellt hatte. Von da ab wissen die geschichtlichen Quellen volle zwei Jahrhunderte hindurch nichts von unserer Kirche zu melden, bis dieselbe endlich zu Beginn des XIII. Jahrhunderts wieder in die historische Erscheinung tritt, und zwar in Verbindung mit einem ungarischen Königskinde, welches nachmals vom Heiligenscheine und einem reichblühenden Kranze frommer Sagen und Legenden umwoben, als eine der trefflichsten Gestalten des Mittelalters in der Geschichte Ungarns und Deutschlands glänzt: Elisabeth die Heilige, die Tochter Königs Andreas II. und Gertrudens von Meran, die nachmalige Gemahlin des Landgrafen Ludwig von Thüringen, wurde im Jahre 1207 in der Liebfrauenkirche getauft und 1211 ihrem künftigen Gemahl verlobt. «Die Taufe — besagen die Urkunden — wurde mit sehr grosser Pracht begangen; man trug das neugeborne Kind nach der Kirche unter dem schönsten Baldachin, den man in Ofen, wo damals eine Hauptniederlage des morgenländischen Luxus war, hatte finden können.»

* Némethy Lajos: *A pesti főtemplom története* (Geschichte der Pfarrkirche Pests von Ludwig Némethy). Budapest 1890, 422 S.

Nicht unerwähnt soll an dieser Stelle die zuweilen geradezu verwirrende Vielfältigkeit der Benennungen bleiben, unter denen in den Chroniken die einzelnen Teile des heutigen vereinigten Budapest vorkommen. Die Bevölkerung dies- und jenseits der Donau war von jeher aus Deutschen und Ungarn gemischt; die Nomenclatur in beiden Sprachen läuft dermassen bunt durcheinander, dass es oft der strengsten kritischen Erwägung bedarf, um sich richtig zu orientiren. Die älteste Anlage war Ó-Buda, zu deutsch ehedem Etzelburg (nachmals Altofen). Die der Zeit nach nächstfolgenden Anlagen am rechten Donauufer waren die um den Blocksberg gruppirten Ansiedelungen, die Partien des heutigen Taban. Die Bewohner dieser Colonie waren vorwiegend Ungarn und sie benannten ihre Ansiedlung nach der, ihnen gerade gegenüberliegenden, damals bereits schön erstarkten Stadt am linken Ufer, welche im Ungarischen Pest hiess, «Kis-Pest» (Klein-Pest). Das eigentliche Pest seit der Entstehung von «Kis-Pest» zur Unterscheidung auch «Nagy-Pest» genannt, heisst in den lateinischen Urkunden «Ovena» (Civitas Ovena in Hungaria); die Deutschen machten daraus «Ofen». So haben wir also für die grosse Stadt am linken Donauufer nicht weniger als drei Namen: Ungarisch Nagy-Pest, lateinisch Ovena, deutsch Ofen; für den gegenüber liegenden rechtsufrigen Stadttheil zwei Namen: ungarisch Kis-Pest, deutsch aber alsbald auch Klein-Ofen; der nördliche Stadtteil an den oberen rechtsufrigen Thermen hiess überall Ó-Buda. Nun kam vollends noch die Besiedlung der Partien auf und um den heutigen Festungsberg. Dieser neue Stadtteil heisst ursprünglich allenthalben «Novus mons pestinensis» (das wäre ungefähr «Uj-Pest»), wohl aus dem Grunde, weil er hauptsächlich von Nagy- und Kis-Pest aus bevölkert wurde. Im Laufe der Zeiten aber kamen für sämmtliche Stadtteile hüben und drüben die ursprünglichen ungarischen Benennungen in alleinige Uebung; die ganze rechtsufrige Stadt hiess nach ihrem ältesten nördlichsten Teile «Buda», die linksufrige aber nannten allmälig auch die Deutschen mit dem ursprünglich ungarischen Namen «Pest»; ihre deutsche Bezeichnung Ofen übertrugen sie ausschliesslich auf das gegenüber liegende Buda. Von den zahlreichen Nachweisen, welche sich für diese Ausführungen erbringen liessen, mag nur einer erwähnt sein, welcher unserem eigentlichen Gegenstande unmittelbar nahe liegt. In einer Processurkunde aus dem Jahre 1235 geschieht zum ersten Male eines Pfarrers an der Liebfrauenkirche Erwähnung. Leider ist sein Name nur mit dem Anfangsbuchstaben A bezeichnet; dieser Pfarrer nun wird wiederholt bald «A plebanus in Oven», bald wieder «Magister A. plebanus de Pest» genannt. Desgleichen führt der Geklagte in demselben Process, ein Ritter Wernher, abwechselnd die nähere Bezeichnung «de Oven» und «de Pest».

Complicirt und für uns einigermassen unklar waren auch die canonischen Verhältnisse der Pfarrei. Pest lag de facto auf dem Gebiete der Diöcese Waitzen (Ofen gehörte zum Veszprimer Bistum); König Béla IV. übertrug das Patronat sämmtlicher Kirchen beider Städte der von ihm gestifteten Abtei *Belæ fontis de Ugurd* mit dem Rechte, einen beträchtlichen Teil der Zehenten und sonstigen Provente dieser Kirchen zu beziehen: die Wahl des Pfarrers stand dem Magistrat der schon frühzeitig mit den Privilegien einer königlichen Freistadt ausgerüsteten Stadt Pest zu («Im Falle der Erledigung ihrer Kirche — heisst es in der Bulle Béla's IV. — wählen sie ihren Pfarrer frei und dieser kann ohne ihre Zustimmung

keinen Vicar für sich bestellen»); das Recht der Bestätigung des Gewählten endlich stand dem Primas zu.

Aus dem ursprünglichen, von Fischern und Fährleuten bewohnten Flecken war um die Zeit des Beginnes der Kreuzzüge bereits eine bedeutende Stadt geworden, die sich bis zur Mitte des XIII. Jahrhunderts hin zu immer höherer Blüte erhob. Der häufige Durchzug fremder Kreuzfahrer — obwohl die Zügellosigkeit solcher Kriegsvölker, die zumeist hier Rast hielten und im Norden und Osten der Stadt auf dem Rákos campirten, der Bürgerschaft auch manches Ungemach verursacht haben mag — förderte diesen Aufschwung noch mehr. Die fremden Völker brachten die Kenntniss der verfeinerten Lebensbedürfnisse des Westens, ja selbst den Kunstgeschmack des Südens mit sich. Die Bevölkerung bestand aus Deutschen, Ungarn und Sarazenen; sie trieben Gewerbe, Handel (namentlich die «Saraceni de Ovena oder de Pest» waren weitberühmte Handelsleute) und Ackerbau; Pester Bürger besassen die schönsten Weingärten in den Ofner Bergen. Die Stadt schmückte sich mit stattlichen, solid aus Stein erbauten Häusern.

In dieser Periode, gegen Ende des XII. und zu Anfang des XIII. Jahrhunderts entstanden in Pest mehrere neue Kirchenbauten, so Kirche und Conventhaus der Dominikaner und Franziskaner — letztere nachweisbar an ihrer heutigen Stelle; insbesondere aber wurde unsere Pfarrkirche zu einem grossen stattlichen Dome in reinstem romanischen Style ausgestaltet. Dieses letztere Datum beruht nicht mehr auf Sage und Chronik allein, sondern «hic saxa loquuntur»: die Nordwand des südlichen Thurmes der Pfarrkirche zeigt heute noch eine wohlerhaltene, in romanischem Geschmack ausgeführte Innenmauer, deren Provenienz aus der Árpádenzeit unverkennbar ist. Dieselbe hat unser berühmter Archäologe Canonicus Florian Rómer entdeckt und in seinem Werke «A régi Pest» (Das alte Pest) zum ersten Male beschrieben. Er sagt darüber: «Das erste, was mir bei meinem Eintritte in den südwestlichen Thurm in die Augen fiel, war jene, mit grösster Sorgfalt gehauene und gefügte viereckige Steinwand, welche einen Bau aus der Árpádenzeit verriet. Wie gross aber war meine Ueberraschung, als ich die hölzerne Treppe hinaufsteigend das bogenförmige, der schönsten romanischen Bauzeit entstammende Gesimse erblickte. Ich stiess unwillkürlich einen Freudenruf aus. An dieser Stelle, an welcher ich so oft achtlos vorbeiging, ein Gemäuer, welches von der Schönheit, und wenn dereinst seine Fundamente blossgelegt werden können, wohl auch von der Grossartigkeit der, aus der Árpádenzeit stammenden Pfarrkirche Pests Zeugniss gibt!»

All dieser Herrlichkeit bereitete der traurige Tag am Sajó ein Ende mit Schrecken. Batu Khans Mongolen- und Tatarenhorden hatten Siebenbürgen und Ungarn bis an das linke Donauufer verheert, Städte und Dörfer niedergebrannt, das Land entvölkert. Ende März (1241) erschienen die wilden Schaaren vor Pest. Noch einmal wurde hier auf dem Rákos gekämpft, allein die Königlichen wurden auch hier überwältigt und zerstreut. Pest wurde eingeschlossen und berannt. Die streitbare Bürgerschaft hielt sich hinter ihren, in Eile errichteten Verschanzungen gegen den harten Ansturm drei Tage lang, dann aber drangen die Feinde ein und die unglückliche Stadt teilte das Schicksal des Landes. Dem allgemeinen Gräuel der Verwüstung konnte selbstverständlich auch die Pfarrkirche nicht entgehen;

sie wurde mit dem grössten Teile der übrigen Gebäude der Stadt niedergebrannt. Der damalige Stadtpfarrer Ákus scheint dem König auf die Flucht gefolgt zu sein; wenigstens geschieht seiner im Jahre 1244 als Hofkaplans des Königs Erwähnung. Die Städte vermochten sich nach der Katastrophe nur langsam wieder zu erholen, denn man legte jetzt in der Besorgniss vor etwaigen neuerlichen Tatareneinfällen das Hauptgewicht auf die Errichtung befestigter Plätze und Burgen. Gleichwohl ist sicher, dass Pest und mit der Stadt auch deren Kirchen sich allmälig wieder hoben.

Zum ersten Male finden wir in dieser Periode die Pfarrei im Jahre 1317 wieder erwähnt. Damals erhob nämlich der Legat Papst Johann's XXII., Rufinus, für den Heiligen Stuhl die Hälfte der Einkünfte sämmtlicher erledigten kirchlichen Beneficien. Aus seinen Aufzeichnungen geht hervor, dass die Pester Stadtpfarre in letzter Zeit ein Jahr hindurch erledigt war. Ihre sämmtlichen Jahreseinkünfte betrugen 24 Mark in Gold (zu je 4 Goldgulden). Hievon requirirte Rufinus die Hälfte, also 12 Mark, für den päpstlichen Stuhl, welcher Betrag ihm auch durch den neuen Pfarrer Concilin in drei Raten ausbezahlt wurde.

Gegen Ende des XV. Jahrhunderts hatten sich die Verhältnisse der Stadt bereits wieder so günstig gestaltet, dass sich die Pfarrkirche in Raum und Gestalt als nicht mehr entsprechend erwies. Unter König Sigismund's Förderung wurde also zur Zeit der Amtsführung des damaligen Pfarrers und Hofkaplans Gregor Babocsay ein gründlicher Umbau, eine Restaurirung und Erweiterung der Liebfrauenkirche vorgenommen. Den Beweis hiefür liefert das heutige Sanctuarium, dessen Spitzbogen mit Bestimmtheit darauf hinweisen, dass es aus dem Anfange des XV. Jahrhunderts stamme.

Die zweite Hälfte des XV. und die erste des XVI. Jahrhunderts, die Periode von König Mathias bis zur Türkenherrschaft, sind eine Zeit höchster Blüte für Pest und seine Pfarrei. Es würde allzu weit führen, wollten wir diesen staunenswerten Aufschwung im Einzelnen schildern; wir müssen uns auf die kurze Wiedergabe einiger der hervorragendsten Momente beschränken. Als am 24. Jänner 1458 die Wahl Mathias' im Schosse des Reichstages noch in vollem Zuge war, verbreitete sich in den, von Volksmengen aus allen Teilen des Landes dicht gefüllten Strassen der Stadt in den Nachmittagsstunden plötzlich das Gerücht, die Wahl sei bereits geschlossen, Mathias sei König. Brausende Jubelrufe erschollen an allen Ecken und Enden und — von den Thürmen der Pfarrkirche begannen die Glocken zu hallen, die Töne der Orgel erklangen und am Hochaltar stimmte die Pfarrgeistlichkeit das feierliche — verfrühte zwar, aber am Abend glänzend gerechtfertigte Te deum an. Von der rührigen, hochentwickelten Thätigkeit der zahlreichen Künstler und Kunstindustriellen, welche der Ruhm und die Munificenz des Königs an sein Hoflager zogen, empfing auch die Liebfrauenkirche reichen und herrlichen Schmuck. Die Kirche wurde unter Mathias und Uladislaus zu einem wahren Museum von Sculpturwerken der herrlichsten Renaissance. Eine ganze Reihe derselben ist heute noch erhalten und es ist ein wahres Wunder zu nennen, dass diese Kunstschätze während der Türkenzeit nicht in Trümmer gegangen sind. Die hervorragendsten dieser Werke * sind jedenfalls die zwei Pastophorien (Altar-

* Es sind ihrer im Ganzen 14 erhalten. Ludwig Némethy hat erst vor Kurzem in der Historischen Gesellschaft einen interessanten Vortrag über dieselben gehalten.

schreine, Sakramentshäuschen) zu beiden Seiten des Sanctuariums. Es sind dies Hautreliefs, in rothem und gelblichem Marmor gehauen, Arbeiten der reinsten Renaissance. Das eine zeigt das Wappen der Stadt, das andere jenes des damaligen Stadtpfarrers, Weihbischofs von Thermopylä, Andreas Nagy-Réwi; beide die Jahreszahl 1507. Beide sind von in- und ausländischen Fachmännern unzählige Male besichtigt und studirt und für Meisterwerke erklärt worden, welche in Ungarn gar nicht, im Auslande nur wenige ihresgleichen haben.

Der inneren prachtvollen Ausschmückung entsprach auch das stattliche Aeussere der Kirche. Rings um dieselbe — wahrscheinlich gegen Nordosten, etwa auf dem Terrain des heutigen Rathauses und Stadthausplatzes — lag der Friedhof. Das ganze Gebiet der Kirche war, als ein ausgedehnter, stattlicher Burgfrieden, mit einer Mauer umschlossen. An der Südseite derselben stand eine schmucke Kapelle zu Ehren des Erzengels Michael angebaut, ein bei der Elite der damaligen Bürgerschaft sehr beliebtes Kirchlein, welches seinen eigenen Seelsorger (Rector) hatte. Westwärts, gegen die Donau hin, im Angesichte der Hauptfront der Kirche, lag ein dieser letzteren gehöriges Haus, welches die Wohnungen der Pfarrgeistlichkeit, des Lehrpersonals, die Pfarrschule u. s. w. enthielt. Das Vermögen der Kirche war ein ansehnliches: dieselbe besass reichen Weinbergbesitz im Ofner Gebirge, ein weitläufiges Gebäude in der Ofner Festung u. A. Die Giebigkeiten und Provente waren, dem Wohlstande der Bürgerschaft entsprechend, reichliche; dieselben bestanden hauptsächlich aus der Zehentabgabe nach Wein, Feldfrüchten u. s. w.

Wie ihre Verhältnisse, so war auch das Ansehen der Pester Pfarrei gross und glänzend. Von 1496 bis 1540 standen an der Spitze derselben Weihbischöfe, welche von der Diöcese exempt, in ihrer Pfarrei eigene bischöfliche Jurisdiction übten und ihre Bestätigung direct vom Papste empfingen. Sie führten den Titel «Commendatarius perpetuus eccl. par. b. Mariæ virginis de Pest»; sie waren ein «locus credibilis» für Pest und ihre Ausfertigungen hatten urkundliche Glaubwürdigkeit und Beweiskraft, gleich jenen der Domcapitel und Municipien. Es sind uns die Namen zweier dieser Commendatoren erhalten: Andreas Nagy-Réwi, Bischof von Thermopylä (1496) und Franz Pesthy, Bischof von Epiphania (1539). Die Anzahl der dem Commendator unterstehenden Hilfsgeistlichen betrug in der Regel sechs bis sieben: ein Pfarrverweser, mehrere Kapläne, ein Kanzlei-, ein Sakristeiverwalter u. s. w. Die Commendatoren datirten ihre amtlichen Ausfertigungen «Ex domo nostro residentiali in Pest» — Aus unserer Residenz zu Pest — und bekräftigten dieselben mit dem in grünes Wachs abgedruckten Insiegel der Kirche, welches die Muttergottes in sitzender Stellung mit dem Christkinde im Schosse zeigt. Die Kirche führte in dieser Periode die Titel: «Hauptkirche von Pest», «Pester Basilika», «Pester Kathedrale». Seit Mathias' Tode wurden die Verhandlungen über die Königswahl regelmässig in der Pfarrkirche gehalten.

Indessen, bedeutsamer als alle diese Aeusserlichkeiten ist jedenfalls der enorme und wohlthätige Einfluss, welchen die Pfarrei auf das sociale und sittliche Leben der Stadt übte. Wir heben in dieser Beziehung nur ein einziges Moment hervor, welches dadurch von besonderem Interesse ist, weil es zugleich ein beiläufiges Bild des Gewerbfleisses der damaligen Stadt Pest entrollt. Die Pfarrkirche

besass zu Mathias' Zeiten nebst dem Hauptaltar sechs Seitenaltäre. Jeder derselben war dem Namen eines oder mehrerer Heiligen geweiht und jeder derselben war im speciellen Besitze einer oder mehrerer Innungen, Zünfte oder «Confraternitäten» der Gewerbetreibenden, gleichsam als deren eigenes, besonderes Heiligtum. Die Confraternitäten, denen diese sechs Altäre angehörten, waren die folgenden sechzehn: die Schuhmacher, Bogner, Pfeilschnitzer, Schildmacher, Riemer, Köchermacher, Sattler, Schneider, Tuchscherer. Steinbrecher, Stellmacher, Wagenbauer, Schreiner, Fassbinder, Schwertfeger, Gerber. Selbstverständlich hatten andere Zünfte in irgend einer anderen der Kirchen Pests (zu jener Zeit sieben an der Zahl) ihre besonderen Altäre. Dieselben wurden den Zünften durch den Stadtmagistrat mit Zustimmung der Pfarre erteilt und sie übernahmen die Verpflichtung, ihren Altar in würdigem Stande zu erhalten, an demselben am Tage ihres Schutzpatrons und an sonstigen Festtagen der Innung Stiftungsmessen lesen zu lassen, bei kirchlichen Feierlichkeiten an den Umgängen und Prozessionen teilzunehmen u. s. w. Die Messen waren mit einem Opfergange verbunden und bildeten eine der Einnahmequellen der Kirche. Aber die «Confraternitäten» hatten nicht allein diese kirchliche, sondern auch eine eminente moralische und sociale Bedeutung. Sie hatten ihre eigenen Statuten, auf deren genaue Wahrung streng geachtet wurde. Nach denselben konnten nur gutbeleumundete, ehrliche und charaktervolle Männer aufgenommen werden. Herkunft, Vorleben und Erwerb mussten urkundlich nachgewiesen werden. Die Aufnahme brachte dem Betreffenden die Eintragung in das Bürgerbuch der Stadt ein. Die Confraternität führte ihr eigenes, strenges Disciplinar-Regiment. Würfelspieler (lusores taxillorum), Nachtschwärmer, Säufer wurden ausgestossen; liess sich ein Mitglied vollends einen Diebstahl zu Schulden kommen, so wurde der Betreffende gestäupt und geächtet; geringere Vergehen' wurden mit Entziehung des Meisterrechts geahndet. Und die Confraternität sorgte auch für ihre Mitglieder. Sie hatte ihre Invaliditäts-, Armen-, Kranken- und Leichencasse; der unverschuldet Verunglückte, Verarmte, der bedürftige Kranke empfing eine regelmässige Unterstützung; ging ein Mitglied oder dessen Gattin mit Tod ab, so zahlte die Confraternität zur Deckung der Leichenkosten im ersteren Falle einen Goldgulden und eine Mark Wachskerzen, im letzteren Falle einen halben Gulden. So vertraten diese Verbrüderungen die Stelle unserer heutigen Kranken-, Leichen- und Unterstützungsvereine und waren, wie gesagt, ein bedeutsamer Factor des moralischen und gesellschaftlichen Lebens unter der Aegide ihrer Kirche . . .

Und wieder kam ein Tag, der all diese hohe Blüte und Entwicklung verderben und vernichten sollte: der funeste Tag von Mohács und dessen Folgen, die wiederholten Belagerungen und Verheerungen der reichen und schönen Stadt und endlich die volle, anderthalb Jahrhunderte währende Herrschaft der Türken über dieselbe. Noch im Frühjahr 1526 hatten die geistlichen und weltlichen Grossen des Reiches, die Stifte, Klöster, Prälaturen und Kirchen ihre Schätze zu den letzten Rüstungen auf den Altar des Vaterlandes niedergelegt. Auch die Pester Hauptpfarrkirche that ihre Schatzkammer auf und opferte Alles, was sie an Werten und Kleinodien besass. Indessen, das Verderben war unabwendbar.

Wir wissen aus der Zeit der Türkenherrschaft über die Stadt und ihre Pfarre

nur sehr wenig zu sagen; es ist ja bekannt., wie spärlich die specialgeschichtlichen Nachrichten aus den unterjochten Landesteilen sind. Ein grosser Teil der Bürger war geflohen — namentlich in Grosswardein hatte sich eine zahlreiche Colonie von Pestern sesshaft gemacht, — ein anderer Teil war niedergemetzelt worden; die Stadt lag in Folge der vorhergegangenen unaufhörlichen Beschiessungen in Schutt und Trümmern. Eine Reihe ausländischer Reisender, welche im Laufe der Jahre den Sitz des Paschas in Ofen aufsuchten und über die stattliche Schiffbrücke, welche die Türken vom heutigen Kirchenplatze aus nach dem Taban über den Strom geschlagen hatten, auch nach Pest kamen, entwerfen übereinstimmend die tristesten Schilderungen desselben. Ueberall Spuren der ehemaligen Grösse, Schönheit und Opulenz der Stadt, ihres reichen Handels, ihrer blühenden Gewerbe, aber Alles im elendesten, jammervollsten Verfalle.

Die Kirchen waren natürlich ebenfalls teils ganz zerstört, teils waren sie in Moscheen umgewandelt worden; den noch in der Stadt wohnenden Christen blieb zum Gebrauche nur eine protestantische und eine katholische Kirche belassen. Die letztere war unsere Hauptpfarrkirche; auch sie freilich arg verwüstet und beschädigt, aber doch immer noch in benützbarem Zustande. Die Seelsorge führten die ganze Türkenzeit über einige Franziskaner-Mönche. Als erster, wieder selbständiger Pfarrer an der Liebfrauenkirche erscheint unmittelbar nach dem Abzuge der Türken im Jahre 1686. durch Ernennung des Waitzner Bischofs, Georg Makay.

Um diese Zeit tritt ein illustrer Kirchenfürst, der Träger eines der glänzendsten ungarischen Namen, der Reichsprimas-Erzbischof Georg Széchenyi werkthätig in die Geschichte der Städte Pest und Ofen ein. Im Frühjahr 1687 kam er auf einer Csajka (eine gewöhnliche Waidzille) die Donau herab von Gran nach Pest, nahm im Pfarrhause Quartier, besichtigte die Liebfrauenkirche und resolvirte zu den Kosten der ersten und dringendsten Restaurirung derselben tausend Eimer Wein. Primas Széchenyi wird mit Recht der Regenerator von Pest und Ofen genannt und als solcher Béla IV. an die Seite gestellt. Nicht weniger als die für die damaligen Zeiten horrende Summe von 465,000 Gulden und zwei grosse Landgüter betragen die Werte, welche er teils zu Lebenszeiten, teils testamentarisch zur Errichtung und Wiederherstellung von Unterrichts-Anstalten, Spitälern, Fortificationen, Kirchen u. s. w. in beiden Städten spendete. Teils um das Ansehen der Pfarre zu heben, teils aber auch um bei dem fast gänzlichen Mangel an Revenuen dem Pfarrer die Existenz zu ermöglichen, wurde die Pfarrerstelle an der Liebfrauenkirche mit einem Graner Domherrn-Stallum verbunden und blieb es viele Jahre hindurch.

Es gab Vieles zu schaffen und zu sorgen, bis sich die Verhältnisse der Pfarre und Kirche auch nur einigermassen wieder regelten. Die hauptsächlichsten Förderer dieser Regelung waren Primas Georg Széchenyi und sein Nachfolger Cardinal Leopold Kolonits. Nachdem bis zum Jahre 1699 eine Reihe von selbständigen Pfarrern an der Kirche gewirkt hatte, unter denen als besonders eifrig und thätig der Graner Domher Johann Putanitz genannt wird, beschloss der Primas Kolonits, um das kirchlich-religiöse Leben im Volke kräftiger wiederzuwecken, die Pfarre den Jesuiten zu übertragen. Am Neujahrstage 1700 traten dieselben das Pfarramt an. Es waren ihrer zwei Patres, Meyerhauser und Baranyi; der Erstere

besorgte den deutschen, der Letztere, dessen Name auch in der ungarischen Kirchenliteratur einen guten Klang hat, den ungarischen Gottesdienst. Die Wirksamkeit der Jesuiten dauerte zehn Jahre. Es wird ihnen nachgerühmt, dass sie die Pfarre musterhaft verwalteten, den Gottesdienst regelten, den Schulunterricht sorgfältig pflegten und hoben. Im Jahre 1710 wurde ihnen die Pfarre wieder abgenommen. Den Anstoss hiezu bot ein Streit um den von den Gläubigen zu entrichtenden Zehent. Der Stadtmagistrat wandte sich an den Jesuitenpfarrer, er möge in Anbetracht der Armut der Bevölkerung die Abgabe ermässigen und sich mit dem fünfzehnten Teile der Natural-Erträgnisse begnügen; man einigte sich nach einigen Verhandlungen auf den zwölften Teil. Dagegen erhob jedoch der damalige Altofner Pfarrer Johann Paul Cini Einsprache, indem er behauptete, der Pester Zehent habe ursprünglich seiner, der Altofner Pfarre gehört, er betrachte sich als den eigentlichen Zehentherrn und die Jesuiten seien ohne seine Zustimmung nicht berechtigt, die Provente herabzumindern. Die Sache kam vor den damaligen Primas Cardinal Christian Herzog von Sachsen und dieser entschied damit, dass er die Stadt Pest aufforderte, wieder von ihrem Rechte der freien Pfarrerwahl Gebrauch zu machen. So verliessen die Jesuiten das Amt und Johann Cini wurde zum Pfarrer gewählt. Der Beweggrund des Primas zu dieser Massnahme scheint ziemlich klar auf der Hand zu liegen: die Stadt hatte seit der Revindication, also seit nahezu einem Vierteljahrhundert, zu den Erfordernissen ihrer Pfarre nichts beigetragen; es erschien nun an der Zeit, sie wieder zu den von altersher zu Recht bestandenen Leistungen heranzuziehen; deshalb machte der Primas die Rechte der Stadt wieder aufleben, um für die Reactivirung ihrer Pflichten den Boden vorzubereiten.

In der That wurde die Regelung der diesbezüglichen Angelegenheiten: gründliche und definitive Restaurirung der Kirche und der Pfarrgebäude, Salarisirung der Seelsorge-Geistlichkeit, Feststellung der Zehenten und sonstigen Giebigkeiten, in der folgenden Periode ernstlich in Angriff genommen und allmälig durchgeführt. Als einer der eifrigsten Arbeiter in dieser Richtung gilt der Pfarrer Johann Wellersohn, der seine volle dreissigjährige Amtsthätigkeit über mit vieler Selbstaufopferung und unter mannigfachem Ungemach für seine Pfründe strebte und kämpfte.

Im Jahre 1725 wurde der Umbau der Kirche energisch in Angriff genommen. Die Mittel hiezu flossen aus den Beiträgen der Stadtgemeinde, aus Opfergaben und Stiftungen und einem Teile der Kircheneinnahmen. Gleichzeitig mit den Bauarbeiten wurde auch die innere Einrichtung und Ausschmückung hergestellt, es wurden Orgel, Glocken u. s. w. angefertigt. Diese durchgreifende Restauration währte an fünfzehn Jahre; im Jahre 1740 stand die Liebfrauenkirche vollendet in jener Gestalt da, in welcher wir sie heute sehen.

Unsere ohnehin dürftige Skizze wäre noch unvollständiger, wollten wir nicht jener Unglücksfälle kurz gedenken, welche die Stadt in dieser Periode betrafen und der Natur der Sache nach auch ihre Pfarre in erhöhtem Maasse ins Mitleid zogen. Der erste derselben war die asiatische Pest, welche die Stadt von 1710 an zu wiederholten Malen verheerte und entsetzliche Opfer an Menschenleben forderte. In diesen schweren Zeiten leisteten in dem Werke der Tröstung und Pflege der

Kranken nebst der Pfarrgeistlichkeit insbesondere die PP. Serviten treffliche Dienste. Zum Danke für die endliche Befreiung von dieser Plage errichtete die Stadtgemeinde die Dreifaltigkeitssäule auf dem Kirchenplatze, welche im Jahre 1723 fertiggestellt, seither aber wiederholt restaurirt und umgewandelt wurde. Nicht minder schwer lasteten wie auf der Stadt so auch auf der Pfarre die immer und immer wiederkehrenden grossen Ueberschwemmungen, welche jedesmal schwere Schäden im Gefolge hatten.

* * *

Verjüngt, in heiterem Farbenglanz, von mannigfachen Entstellungen befreit, die edlen Bauglieder aus den verschiedenen Epochen in ursprünglicher Reinheit wieder hergestellt, so begrüsst uns heute das Innere des auch in seiner architektonischen Entwicklung so interessanten Gotteshauses. Tritt man durch das in kräftigem Eichenholz neu ausgeführte Hauptportal in das Schiff der Kirche, dessen Tonnenwölbung mit seiner imponirenden Spannweite von achtzehn Meter zu den hervorragenden Leistungen jener Jesuiten-Renaissance gehört, in welcher das Vorderschiff ausgeführt ist, so traut man seinen Augen kaum und erkennt in all dem Glanz die frühere graue, eintönige Halle fast nicht wieder. Hell schimmern an den mit sienagelbem Stukkolustro bekleideten Seitenwänden die grauen Stukkopilaster mit den vergoldeten jonischen Capitälen, zu den Seitencapellen führen neue stylvoll ausgeführte schmiedeeiserne Gitterthüren, die Altäre glänzen in frischem Colorit und reicher Vergoldung; der Fuss schreitet nicht auf den einstigen holprigen Steinfliesen, tadellos glattes Granitoterrazzo mit Kreuz- und Lilienornamenten bedeckt den Boden und aus den Butzenscheiben-Fenstern strömt helles Licht in den Kirchenraum.

Mit ruhiger Würde erhebt sich auf den in grauem Kunstmarmorschimmer glänzenden toscanischen Säulenpaaren das Chor mit der renovirten Orgel, und wir können getrost emporsteigen, da statt der wackeligen, wurmstichigen Holztreppe von ehedem eine kräftige steinerne Stiege hinaufführt. Von da oben gewinnt man einen noch besseren Ueberblick über das ganze Restaurationswerk. Schwer erwehrt man sich des befremdenden Eindruckes, den der lebhafte Contrast zwischen der in discreter Farbengebung, mit nur zarter Anwendung von Gold ausgeführten Ausschmückung des gewölbten Hauptschiffes und dem in kräftigen, fast möchte man sagen weltlich heiteren Tönen colorirten gothischen Sanctuarium in dem Beschauer erweckt. Begreiflich finden wir es schon, dass echt künstlerische Intention bei der Lösung des Problems der polychromen Gothik in entschiedener, jedes Schwanken ausschliessender Weise vorgehen wollte; nach unserer Empfindung wäre es jedoch vielleicht besser gewesen, sich an die unter dem Mörtel aufgefundenen Reste der einstigen bescheideneren Farbengebung zu halten. Dabei wollen wir sofort hinzufügen, dass nach der Einfügung der Glasmalereifenster, die an die Stelle der jetzt noch mit hellem durchsichtigem Glas versehenen kommen, der gegenwärtige, ein wenig grelle Eindruck sicherlich gemildert und abgetönt werden wird.

Der Uebergang aus dem Schiffe in das Sanctuarium ist markant und mit wahrhaft künstlerischer Auffassung durch das Frescogemälde auf der Lunette des

Triumphbogens angedeutet. Das Bild vereinigt in glücklicher Weise das religiöse mit dem patriotisch-ungarischen Motiv. In der Mitte sehen wir auf leichtem Gewölk die Himmelskönigin Maria, die Schutzpatronin Ungarns, mit dem Jesuskinde im Arm emporschweben, rings umgeben von jubelnden Engelschaaren, die den Triumph des Glaubens verkünden. Zu beiden Seiten knieen anbetend die heiligen Männer und Frauen, deren Leben für Kirche und Staat von hoher Wichtigkeit gewesen und die in Anerkennung ihrer Verdienste unter die Seligen erhoben wurden. In der Gruppe zur Linken der Eintretenden hebt sich die Gestalt St. Adalbert's, der das Doppelkreuz hoch schwingt, am meisten hervor; ihm zur Seite knieen der h. Stefan und sein früh verstorbener Sohn, der h. Emerich, ferner in lieblicher Demut die h. Elisabeth. Auf der anderen Seite sieht man den h. Ladislaus, den h. Gregor, die h. Margarethe und den begeisterten Vorkämpfer in den Kreuzzügen gegen die Türken, den feuerzüngigen Kapistran. In der Farbengebung und im Fluss der Linien hätte das Frescobild wohl etwas weicher gehalten sein können, doch die Tüchtigkeit der Composition und der Zeichnung verdient alle Anerkennung.

Nun stehen wir im Sanctuarium, diesem einzigen Rest gothischer Kunst am linksufrigen Teile der Hauptstadt. Hier musste tief in die dicken Mörtelmassen geschnitten werden, damit aus dem unförmlichen Conglomerat von edlen Bauresten und späteren Vermauerungen das ursprüngliche Werk wieder herausgeschält werde. Hier hat Professor Emerich Steindl, nach dessen Angaben diese Restauration vollzogen wurde, seinen feinen Sinn und seine profunde Kenntniss der Gothik glänzend bewährt. Man sieht nun ganz klar, wie das in verschiedenen Epochen des gothischen Styls errichtete, schon Anfänge der Renaissance verratende Sanctuarium ursprünglich concipirt war. Die Bänke, welche sich früher um dasselbe herumgezogen, wurden entfernt und dadurch ein vollständiger Rundgang in der Apsis gewonnen; die das Spitzbogenwerk oberhalb des Hochaltars verkleisternde Mauer wurde herausgebrochen, die Mörtelschichten von den beiden wundervollen, aus der keuschen Jugendzeit der Renaissance stammenden Pastoforien entfernt, und so der ganze Raum in einer harmonischen Schönheit wieder hergestellt. Durch die Einfügung fünf neuer gothischer Fenster, besonders des einen, die Mitte der Apsis einnehmenden, dessen Masswerk nach einem im Mauerfüllsel aufgefundenen alten Muster angefertigt wurde, hat das Sanctuarium eine neue Beleuchtung erhalten. Bei der polychromischen Behandlung der Säulenbündel ging man von der Idee aus, die graue Stukkomasse müsse lebendiger gemacht werden, und zu diesem Zwecke wurden die Vertiefungen mit Sienarot und Gold bemalt. Die Rippen und Kappen der Wölbung erhielten zierliche Pflanzenornamente in hellen Farben. Bei der Versetzung der früher in Seitencapellen vermauerten Tympanons der genannten classisch schönen Pastoforien scheint ein kleiner Irrtum unterlaufen zu sein, indem der Giebel des von einem einstigen Pester Bürgermeister gestifteten Werkes dem bischöflichen Denkmal aufgesetzt wurde und umgekehrt. Wenigstens möchte man das aus den Gestalten der Donatoren — der Bürgermeister und seine Gattin sind deutlich zu sehen — schliessen. Von den bereits mit Glasmalerei versehenen Fenstern sind zwei mit den Bildern des h. Stefan und des h. Ladislaus von der Regierung auf Landeskosten herge-

stellt worden, eines, auf welchem man die h. Elisabeth mit den Rosen dargestellt sieht, wurde durch das Ergebniss von Privatsammlungen errichtet, das Fenster mit den Scenen aus dem Leben des h. Josef ist ein Geschenk des Herrn Josef Frey, dessen Porträt sich auch am Fusse des Bildes befindet. Das fünfte, welches die h. Margarethe darstellt, wurde vom Abt Schwendtner gestiftet. Die übrigen drei Fenster haben die Familie Jálics, ferner die Herren Anton Eberling und Stefan Forgó auf ihre Kosten errichten zu lassen übernommen, und da die Cartons bereits fertig sind, dürfte die Ausführung bald erfolgen. Im Geiste müssen wir uns also diese Fenster zu den bereits vorhandenen hinzudenken, an die Stelle des jetzigen Hochaltars, der seiner ganzen classicistischen Anlage nach ein Werk Math. Pollák's, des Erbauers unseres National-Museums zu sein scheint, den neuen in Majolika auszuführenden Zehntausendgulden-Altar, und dann erst haben wir das volle Bild des Sanctuariums, dieses Schatzkästleins der Innerstädter Pfarrkirche.

Und nun in raschen Zügen die äussere Geschichte der Restauration, die genau ein Jahr in Anspruch genommen hat. Mittelst Magistratsbeschlusses Z. 12,248 vom Jahre 1889 waren für die innere Ausbesserung und Ausschmückung der Kirche 62.200 fl. votirt worden, in welcher Summe für die Herstellung der Altäre, Kanzeln und der Orgel 10,240 fl., für künstlerische Malerei 6420 fl. figuriren. Die Arbeiten wurden im Wege einer engeren Concurrenz am 27. Mai 1889 vergeben und — mit Ausnahme der Monate Dezember und Jänner — ununterbrochen ausgeführt. Das zur Ueberwachung der Arbeiten entsendete Comité hielt nahezu jeden Freitag Sitzungen, in welchen die erforderlichen Verfügungen besprochen wurden. Dass sich im Laufe der Restauration die Kosten auf ungefähr 70.000 Gulden erhöhten, wird Niemanden Wunder nehmen, der da weiss, wie gerade bei Ausbesserungen niemals auf Heller und Pfennig berechnet werden kann, wie hoch sie zu stehen kommen werden. Denn es gab manchen gefährlichen Riss in den Wänden, manche Senkung bei den Pfeilern und nur die gewölbte Decke zeigte nicht den geringsten Sprung. Was aus dem Wege geräumt werden musste, wurde sorgsam aufbewahrt, so z. B. jener im Barockstyl ausgeführte marmorne Seitenaltar, der sich bisher an der linken Seite des Sanctuariums befand und der entfernt werden musste, damit der Rundgang vollständig frei sei. Die Teile dieses Altars wurden sorgsam auseinandergelegt und werden in der Krypta aufbewahrt.

Volle Anerkennung gebührt der Hauptstadt, die sich, wie im vorigen Jahre bei der Theresienstädter, heuer bei der Innerstädter Pfarrkirche als munificente Patronin erweist und nach der Wegräumung des Schuttes aus den der Kunst wenig günstigen Zeiten, ihre Gotteshäuser dem geläuterten Geschmack und der Kunstentwicklung unserer Tage entsprechend neu herstellen lässt. Die furchtbaren Umwälzungen und Kriegszüge, deren Schauplatz unser Vaterland war, haben manches stolze Denkmal der Kunst zerstört, besonders die Kirchen fielen der Türkenwut zum Opfer. So kommt es, dass Ungarns Hauptstadt kaum eine Kirche von wirklich grosser Anlage und in vornehmem Baustyl ausgeführt besitzt. Da ist denn die Erhaltung des wenigen Guten — zumal das Neue so schwer und langsam zu Stande kommt — eine Pflicht, bei der religiöse und künstlerische Interessen zusammenlaufen.

KURZE SITZUNGSBERICHTE.

— **Akademie der Wissenschaften.** In der Sitzung der ersten Classe am 3. November las Paul Hunfalvy ein ursprünglich für die Classenconferenz bestimmtes Gutachten über das handschriftlich vorgelegte, lateinisch abgefasste Werk des Ehrenmitgliedes Grafen Géza Kuun: «Relationum Hungarorum cum Oriente gentibusque orientalis originis historia usque ad annum 1301», welches Verfasser der Akademie zur Herausgabe eingereicht hatte. Das Werk behandelt die dunkelsten, zugleich aber interessantesten Partien unserer alten Geschichte. Es geht gewissermassen denselben Weg, wie Innocentius Desericius mit seinem 1748 und 1753 erschienenen zweibändigem Werke «De initiis ac majoribus Hungarorum Comentarii» und Georg Pray mit seinem 1761 erschienenen Werke «Annales veteres Hunnorum, Avarorum et Hungarorum ab anno ante natum Christum 210 ad annum Christi 997»; da aber sowohl Desericius als auch Pray die griechischen Quellen nur nach lateinischen Uebersetzungen citiren konnten, von den arabischen Quellenschriftstellern jedoch kaum Kenntniss hatten, dagegen Graf Kuun nicht nur die griechischen, sondern auch die arabischen Quellen im Originaltexte mit beigefügter Uebersetzung mitteilt, muss gesagt werden, dass sich sein Werk von jenen zwei Werken «toto coelo» und zwar «in bonam partem» unterscheide. Und da die den Gegenstand betreffenden Teile aus den griechischen und arabischen Quellen bisher nirgends in jener Vollständigkeit wie in diesem Werke zusammengestellt wurden, empfiehlt Referent dieses Werk schon aus diesem Grunde zur Herausgabe.

Nach Hunfalvy las Sigmund Simonyi eine Abhandlung Ludwig Katona's unter dem Titel *Szírmátra*, welche dieses im Heveser Volksmunde im Sinne von «Alpdrücken» gebräuchliche Wort als eine volksetymologische Weiterbildung des slavischen *Smrt* darzuthun versucht.

— In der Plenarsitzung am 24. November las zuerst das correspondirende Mitglied Wilhelm Pecz seine *Denkrede auf August Friedrich Pott.* Pott, seit 1833 an der Universität zu Halle Professor der allgemeinen Sprachwissenschaft — er war der Erste, der unter diesem Titel eine Universitätsprofessur innehatte —, wurde im Jahre 1802 im Dorfe Nebbelrede im Hannover'schen als Sohn des dortigen Pfarrers geboren. Nachdem er seine Eltern früh verloren hatte, absolvirte er die Universitätsstudien in Göttingen und Berlin, an welch letzterem Orte er als Schüler Bopp's sich mit indogermanischen und später, in die Fusstapfen Wilhelm Humboldt's tretend, dessen grösster Verehrer er immer war, mit allgemein sprachwissenschaftlichen Studien beschäftigte. Die allgemeine Sprachwissenschaft war es auch, die er mehr als ein halbes Jahrhundert hindurch — bis zu seinem im Jahre 1887 erfolgten Tode — sowohl auf dem Universitätskatheder, wie überhaupt in der Welt der Wissenschaft mit grosser Autorität vertrat. Mit Bopp, Jakob Grimm und Wilhelm v. Humboldt war er einer der Begründer der heutigen Sprachwissenschaft, namentlich der wissenschaftlichen Lautlehre und Etymologie. Er besass unermessliches sprachliches Wissen

befasste sich auch mit dem Ungarischen und die Ungarische Akademie der Wissenschaften wählte ihn zur Anerkennung seiner grossen Verdienste am 16. December des Jahres 1858 zum auswärtigen Mitgliede. Seine gesammelten Werke würden fünfzig starke Bände ausmachen, unter welchen besonders die neunbändigen «Etymologischen Forschungen» und das Werk über «Die Zigeuner in Europa und Asien», welch letzteres die Pariser Akademie mit dem Volney'schen Preise krönte, von epochemachender Bedeutung sind.

Hierauf las Gregor Csiky seinen *Bericht über die 1890-er Kóczán-Dramenpreis-Concurrenz.* Um den Kóczán-Preis (100 Ducaten) concurrirten diesmal Dramen, deren Stoff der Zeit der Begründung des Königtums und Christentums in Ungarn von Stefan dem Heiligen bis Béla I. entnommen war. Es liefen im Ganzen sechs preiswerbende Dramen ein. Das Preisrichter-Comité bestand aus Carl Szász, Albert Pálfy und dem Referenten Gregor Csiky. Die sechs Stücke waren in aufsteigender Reihenfolge ihres Wertes: 1. A keresztények Hunniában (die Christen in Hunnia, Nr. 1); 2. A kalandor (der Abenteurer, Nr. 3); 3. Ahtum (Nr. 5); 4 Gyula (Nr. 4); 5. Becsület (Ehre, Nr. 6); 6. Pogány magyarok (Heidnische Magyaren, Nr. 2). Für die Preiszuerkennung kam nur das letzte in Betracht, welches die Verschwörung Vatta's zum Sujet hat und neben manchen Fehlern auch Vorzüge, darunter die Bühnenfähigkeit, besitzt. Die Preisrichter erkennen demselben als relativ besten einstimmig den Preis zu. Als Verfasser geht aus dem Devisenbriefe Árpád Gabányi hervor.

Hierauf folgte die Mitteilung der laufenden Angelegenheiten. Vor Allem meldet der Akademie-Präsident Baron Roland Eötvös, dass er durch den Sectionschef Ladislaus v. Szögyény von dem Beschlusse Sr. Majestät verständigt wurde, das lebensgrosse Bildniss des verewigten Kronprinzen Rudolf der Akademie zu schenken. Die Akademie nimmt das huldvolle Geschenk mit huldigendem Danke entgegen und beauftragt das Präsidium, denselben zu den Stufen des Trones gelangen zu lassen. Hierauf meldet der Generalsecretär vor Allem das Ableben des ordentlichen Mitgliedes Guido Schenzl und des correspondirenden Mitgliedes Johann Pettko und widmet ihnen warme Nachrufe. Die III. Classe wird mit der Besorgung der Denkreden betraut. — Der Unterrichtsminister weist die 5000 fl. Staatssubvention für die Publicationen der archäologischen Commission mit dem Wunsche an, dass in den archäologischen Mitteilungen, unter Mitwirkung der Landes-Commission für Baudenkmäler, auch Baudenkmäler und Baudetails mitgeteilt werden mögen. Wird an die archäologische Commission gewiesen. — Der Präsident der Parlamentsbau-Commission, Graf Ludwig Tisza, ersucht die Akademie um Mitteilung jener historischen Daten, deren Berücksichtigung bei der Schaffung des «Árpád's Landnahme» darstellenden grossen Deckengemäldes Michael Munkácsy's notwendig wären. Wird der II. Classe zugewiesen.— Das Oedenburger Lyceum dankt der Akademie für ihre Vertretung bei der dortigen Johann Kiss-Feier, über welche der Vertreter der Akademie, Andreas Domanovszky, kurz Bericht erstattet. — Der Generalsecretär verliest den Stiftungsbrief Sigmund Bródy's, welcher der Akademie 20,000 fl. zu dem Zwecke zur Verfügung stellt, dass die Zinsen dieser Summe alle drei Jahre als Preis für publicistische Arbeiten zuerkannt werden. Die Akademie nimmt in Anbetracht der grossen nationalen und culturellen Interessen, deren treue Hütung der gegenwärtige und

künftige Beruf der ungarischen Publicistik ist, die Stiftung mit Freuden an, drückt dem hochsinnigen Stifter ihren Dank aus und entsendet eine Commission, welche im Einvernehmen mit dem Stifter das Bródy-Preis-Statut feststellen soll.— Der Abauj-Szántóer Gutsbesitzer Samuel Jászai testirt der Akademie 2000 fl. mit dem Wunsche, dass dieselben als «seine, zum Andenken an das verstorbene ordentliche Akademie-Mitglied Paul Jászai gemachte Stiftung» verwaltet werden. Die Akademie nimmt diese Stiftung zum Andenken an ihr ehemaliges verdienstvolles Mitglied mit Dank zur Kenntniss und ordnet die Verwaltung im Sinne des Stifters an. — Karl Andorffy in Budapest testirt der Akademie 100 fl. Dient zur Kenntniss. — Arnold Wodianer präsentirt der Akademie ein Exemplar des von ihm herausgegebenen, gelehrten Werkes seines Vaters, Kozma Wodianer, «Liber haereditatis Josuai», welches hebräische Commentare zum Pentateuch und Talmud enthält. Wird dankend angenommen.

UNGARISCHE BIBLIOGRAPHIE.*

Ábel Eugenius, Scholia recentia in Pindari epinicia. Pars prior. Budapest, 1890, Akademie, VI, 480 S.

Bamberger Béla, A valuta-kérdés az egyesült államokban (Die Valuta-Frage in den Vereinigten Staaten Nordamerikas, von der ungarischen Akademie der Wissenschaften gekrönte Preisschrift von Adalbert Bamberger). Budapest, 1890, Révai, 222 S.

Erdélyi Pál, Fáy András élete és művei (Andreas Fáy's Leben und Werke, von Paul Erdélyi). Budapest, 1890, Dobrovszky, 351 S.

Felméri Lajos, A neveléstudomány kézikönyve (Handbuch der Pädagogik von Ludwig Felméri). Zweite Auflage. Klausenburg, 1890, Eggenberger, XIII, 680 S.

Kabos Ede, Harakiri és kisebb vázlatok (Harakiri und kleinere Skizzen von Eduard Kabos). Budapest, 1890, Singer und Wolfner, 141 S.

Kazinczy Ferencz levelezése (Franz Kazinczy's Briefwechsel, im Auftrage der literarhistorischen Commission der ungarischen Akademie herausgegeben von Johann Váczy). Erster Band: 1763—1789. Budapest, 1890, Akademie, XVI, 618 S.

Pauer Imre, Az ethikai determinismus elmélete (Theorie des ethischen Determinismus. Von der ungarischen Akademie der Wissenschaften gekrönte Preisschrift von Emerich Pauer). Budapest, 1890. Hornyánszky, 204 S.

Szemere Pál munkái (Paul Szemere's Werke, im Auftrage der Kisfaludy-Gesellschaft herausgegeben von Josef Szvorényi). Budapest, 1890, Franklin, drei Bände, 294, 325, 349 S.

Tipray Johann, Ungarisch-deutsches und Deutsch-ungarisches Taschenwörterbuch. Budapest, 1890, Franklin, 258 S.

Velics Antal, Magyarországi török kincstári defterek (Türkische Staats-Defters aus Ungarn. Eingeleitet und herausgegeben von Ernst Kammerer und Anton Velics). Zweiter Band: 1540—1639. Budapest, 1890, Akademie, XXIX. 770 S.

Wohl Stefánia hátrahagyott művei (Stefanie Wohl's hinterlassene Schriften). Budapest, 1890, Athenaeum, 2 Bände, 275 und 229 S.

* Mit Ausschluss der mathematisch-naturwissenschaftlichen Literatur, der Schulbücher Erbauungsschriften und Uebersetzungen aus fremden Sprachen, dagegen mit Berücksichtigung der in fremden Sprachen erschienenen, auf Ungarn bezüglichen Schriften.

